Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.30'

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXX. Jahrgang 1915/1916

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

053
VE
v.30

Inhaltsverzeichnis

XXX. Jahrgang 1915/1916. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

*Andreas-Salomé, Lou: Bericht über einen Weihnachtsmann. Mit Buchschmuck von Heinrich Wiegnk . . . 509
Berlepsch, Karl Frhr. von: Die Liebesgabe. Eine Kriegsepisode 426
Castell, Alexander: Das Grauen. Eine Fliegergeschichte 280
Enking, Ottomar: Warum schwieg sie nicht? Roman . . . 1, 161, 305, 469
Freksa, Friedrich: Das Châtelet de Madame 516
Greinz, Rudolf: Die Einberufung des Tschurtschen Luis. Erzählung . . . 569
Lewald, Emmi: In schlaflosen Nächten. Gedanken eines Einsamen 45
Moreck, Curt: Der waffenlose Kampf. Novelle 351
Scharrelmann, Wilhelm: Das Unbekannte. Erzählung nach den Aufzeichnungen eines französischen Gefangenen 112
Supper, Auguste: Ihr Patensohn. Skizze 219
Zobeltitz, Fedor von: Das vorschnell vermählte Ehepaar. Eine unruhige Geschichte 78, 233, 369, 528

Gedichte, Sprüche

Benzmann, Hans: Chinesische Mondlegende 278
Berlepsch, Karl Frhr. von: Kampf und Tod 487
Bewier, Martin: Die Nacht war festlich 350
Busse-Palma, Georg: Einer Verlassenen 185
Fauth, Gertrud: Unser Glück 552
Festenberg-Packisch, Gustav von: Der Liebende 390
Fort, Gertrud Freiin le: Regenabend . 221
Freksa, Friedrich: Oktober 296
Gaudy, Alice Freiin von: Die Glocken von Tirol. Ballade 77
— — Weihnachten 1915 586
Geiger, Albert: Abschiedslied 416
Hallwachs, Frida: Sonnenuntergang im Herbst 331
Hamecher, Peter: Ein Lied vom Tod . 284
Herzog, Rudolf: Geborgen 430
Kurz, Isolde: Deutschlands Klage um Weddigens Untergang 277
Lienhard, Friedrich: Den Unaufgefundenen 154
Merz, Albrecht L.: Die Tür 508
*Möller, Marx: Weihnachten 1915. Mit zwei Zeichnungen von Franz Stassen 449

Seite

Münchhausen, Börries Freiherr von: Dunkeler Falter 54
Plinke, Aug. H.: Heidespuk. Ballade . 391
Ritter, Anna: Der harte Hammer . . 192
Roth, Eugen: Heimkehr. I und II . . 98
Schanz, Frida: Die Seherin. Alte Kriegsballade 332
— — Eisenbahnrhythmus 64
Schulenburg, Werner von der: Herbsttag 192
Schussen, Wilhelm: Gewitternacht . . 97
Simon, Ernst: Der Verwundete . . . 515
Tögel, Fritz: Tragische Stunde . . . 496
Unger, Hellmuth: Deutsche Frauen. Ballade 297
Vesper, Will: Sommer 1915 70
Wiegand, Carl Friedrich: Nachtgesang nach der Schlacht 32

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Zobeltitz, Hanns von: Lebenserinnerungen 130

Kunst und Literatur

*Biermann, Prof. Dr. Georg: Heinrich Friedrich Füger als Miniaturenmaler. Mit dreizehn Abbildungen, davon zwölf in Faksimiledruck 121
*Bode, Dr. Wilhelm von: Rembrandts Reuebilder. Mit Abbildungen von neun Werken des Künstlers 417
*Brachvogel, Carry: Goethes letzte Liebe (Ulrike von Levetzow). Mit zwei Bildnissen 71
*Busse, Carl: Der Reichsherold. Zu Emanuel Geibels hundertstem Geburtstag. Mit einem Bildnis des Dichters 205
*Illustrierte Rundschau 142, 285, 431, 574
*Ostini, Fritz von: Ernst Liebermann und seine Kriegsbilder. Mit fünfzehn teilweise mehrfarbigen Wiedergaben von Ölstudien und Zeichnungen des Künstlers 193
*Rocholl, Theodor: Kriegsbriefe eines Malers. Vierte Folge. Mit sechzehn Bildern aus seiner Studienmappe . 393
*Schmitz, Dr. Hermann: Fürstliche Wohnräume der Biedermeierzeit. Mit siebzehn Bildern aus der Aquarellsammlung Friedrich Wilhelms IV., zumeist in mehrfarbiger Wiedergabe . . . 553
*Wolf, Dr. Georg Jacob: Julius Diez. Mit vier Kunstbeilagen und fünfzehn

450493

Digitized by Google

Seite

teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 33
*Wolf, Dr. Georg Jacob: Adolf von Menzel. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 8. Dezember. Mit zwei Kunstbeilagen in Faksimiledruck und sechzehn teilweise mehrfarbigen Wiedergaben von Werken des Künstlers 451
Zu unsern Bildern . . 142, 285, 431, 574

Sonstige Aufsätze

*Brachvogel, Carry: Der Graf von Gleichen und seine Vettern. Mit einer Abbildung 345
*Charmatz, Richard: Radetzky. Mit vierzehn Abbildungen 357
Dominik, Hans: Die deutsche Chemie im Kriege 92
*Endres, Franz Carl: Konstantinopel. Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und mehrfarbigen Wiedergaben von zehn Ölstudien von Amandus Faure 257
Eucken, Prof. Dr. Rudolf: Die Quellen unserer Moral und der gegenwärtige Krieg 66
Fred, W.: Cant und Spleen 410
*Geiser, Alfred: Baltenland. Mit sechzehn Abbildungen 497
Herre, Prof. Dr. Paul: Osteuropas Schicksalsfrage 186
*Hersfeld, E. von: Die U-Boots-Psyche. Eine Betrachtung. Mit einem Bilde von Claus Bergen 273
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Das Haus Savoyen. Mit zehn Abbildungen nach Gemälden, Stichen und Photographien 222
— — Weltkrieg und Endfriede in der Völkerprophetie 490
Hofmannsthal, Hugo v.: Geist der Karpathen 513
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Bulgarien . 405
— — Zeitgeschichtlicher Rückblick 155, 299, 443, 587
Lenz, Geheimrat Prof. Dr. Max: Der Weltkrieg im Spiegel Bismarckischer Gedanken 22
*Müller, Prof. Franz: Die Alpen im Blumenkleid. Mit fünfzehn mehrfarbigen Abbildungen 55
*Muthesius, Geheimrat Dr.-Ing. Hermann: Städtebau und Heimatschutz beim Wiederaufbau Ostpreußens. Mit sechzehn Abbildungen 99
Oncken, Prof. Dr. Hermann: Die englische Weltstellung in Ägypten . . . 522
*Rheden, Klaus von: Deutsche Etappen in Belgien. Mit zwölf Zeichnungen von Luigi Kasimir 333

Neues vom Büchertisch

Bartsch, Rud. Hans: ER. Ein Buch der Andacht 581
Beyerlein, Franz Adam: O Deutschland, heil'ges Vaterland 149
Bon-Ed, Ida: Vor der Ehe 296
Busse, Carl: Deutsche Kriegslieder 1914/15 585
Castell, Alexander: Der Kriegspilot — Der Tod in den Lüften 442
Dauthendey, Max: Geschichten aus den vier Winden 296
Dreyer, Max: Der deutsche Morgen . 152
Haas, Rudolf: Matthias Triebl . . . 438
Huch, Ricarda: Wallenstein 584
Kromer, Heinrich E.: Gustav Hänfling, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers 295
Küchler, Kurt: Feuertaufe 292
Linzen, Karl: Marte Schlichtegroll . . 583
Ludwig, Emil: Die Fahrten der Emden und der Ayesha 585
Madelung, Aage: Mein Kriegstagebuch 441
Michel, Robert: Die Häuser an der Djamija 441
Moreck, Curt: Büßer des Gefühls . . 440
Müller, Karl: Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers 150
Paquet, Alfons: In Palästina . . . 153
Queri, Georg: Kriegsbüchl aus dem Westen 151
Rodehorst, Otto: Und wenn die Welt voll Teufel wär'! 293
Skowronnek, Richard: Das große Feuer 442
Wassermann, Jakob: Deutsche Charaktere und Begebenheiten 151
Wolzogen, Ernst von: Landsturm im Feuer 294

Kunstbeilagen

Adams, John Quincy: Bildnis meiner Frau. Gemälde. Faksimiledruck zw. 476 u. 477
Beckmann, Wilhelm: Bei den Buddenbrooks in Lübeck. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
Diez, Prof. Julius: Durchhalten. Mehrfarbige Zeichnung. Faksimiledruck Titelbild
— — Hexen. Aquarell. Faksimiledruck zw. 32 u. 33
— — Legende. Aquarell. Faksimiledruck zw. 44 u. 45
Fehr, Prof. Friedrich: Kinderbad in der Villa Homberger. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 136 u. 137
Fuks, Prof. Alexander: Bildnis der Frau von Schenk. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 192 u. 193
Georgi, Prof. Walter: Dame am Weiher. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 160 u. 161
Gradl, Prof. Hermann: Alter Winkel in Nürnberg. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 216 u. 217
Hegenbarth, Prof. Emanuel: Birkenwäldchen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 248 u. 249
— — Gute Kameraden. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257

Digitized by Google

Seite

Hegenbarth, Prof. Emanuel: In der Kopelle. Gemälde. Faksimiledruck zw. 240 u. 241
Jank, Prof. Angelo: Spazierritt. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 76 u. 77
Kallmorgen, Prof. Friedrich: Abend. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 328 u. 329
— — Die goldene Kanzel. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 312 u. 313
— — Frischer Wind. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 384 u. 385
— — Holländischer Fischer. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 416 u. 417
Krausz, Wilhelm Viktor: Jugend. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 88 u. 89
— — Ida Roland als „Gianetto". Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 80 u. 81
Liſt, Wilhelm: Damenbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 320 u. 321
Marr, Prof. Carl von: Ruth. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 176 u. 177
Menzel, Adolf von: Der Hochaltar der Damenſtiftskirche zu München. Aquarell. Faksimiledruck . . . zw. 448 u. 449
— — Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sansſouci. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
Orlik, Prof. Emil: Aus Auſcha. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 544 u. 545
Rocholl, Theodor: Zugführerunterſtand. Ein Idyll im Schützengraben. Aquarell. Faſſimiledruck . . . zw. 400 u. 401
Schider, Franz: Das Spielzeug. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 512 u. 513
Schramm-Zittau, Prof. Rudolf: Die Meute. Gemälde. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Strützel, Prof. Otto: Der Raucher. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 168 u. 169
Stuck, Franz von: Diner. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 528 u. 529
Vogel, Prof. Hugo: Generalfeldmarſchall von Hindenburg. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 304 u. 305

Einſchalt- und Text-Bilder

Agthe, Curt: Abenddämmerung im Atelier. Gemälde. Tondruck . zw. 184 u. 185
Bauer, Karl Leo: Der Maler. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 480 u. 481
Becker-Gundahl, Prof. Karl: Madonna. Gemälde. Tondruck . . . zw. 584 u. 585
Behn, Prof. Fritz: Gazelle. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 296 u. 297
Bergen, Claus: Unterſeeboote auf der Fahrt. Gemälde 273
Diez, Prof. Julius: Aktſtudien. Zeichnungen 40, 44
— — Der Geiſt der Vaſe. Radierung 38
— — Der heilige Georg. Paſtellgemälde 35
— — Der Narr. Aquarell 39
— — Don Quichotte. Gemälde . . . 36
— — Erinnyen. Aquarell. Tondruck zw. 40 u. 41
— — Feſtzug des Handwerks. Gemälde 41

Seite

Diez, Prof. Julius: Figuren zu „Maß um Maß". Faksimiledruck . . . 39
— — Inferno. Aquarell. Faksimiledruck 37
— — Marionetten. Zeichnung . . . 34
— — Neptun. Gemälde. 43
— — Wandbild im Botaniſchen Inſtitut der Univerſität München . . . 42
— — Zeichnung für eine Feſtkarte. Faksimiledruck 33
Faure, Amandus: Bad in Konſtantinopel. Ölſtudie. Faksimiledruck . . . 270
— — Ein Türke. Ölſtudie. Faksimiledruck 260
— — Gaſſe in Stambul. Ölſtudie. Faksimiledruck 265
— — Im ägyptiſchen Baſar. Ölſtudie. Faksimiledruck 263
— — In einem Stambuler Kaffee. Ölſtudie. Faksimiledruck 269
— — Inneres einer Moſchee. Ölſtudie. Faksimiledruck 270
— — Konſtantinopel im Mondſchein. Ölſtudie. Faksimiledruck 259
— — Straße in Galata. Ölſtudie. Faksimiledruck 264
— — Straße in Konſtantinopel. Ölſtudie. Faksimiledruck 264
— — Tor im Serail. Ölſtudie. Faksimiledruck 266
Habermann, Prof. Hugo Frhr. von: Im Dolman. Gemälde. Tondruck zw. 16 u. 17
Heiniſch, Carl Adam: Alte Weiden am Dorfbach. Gemälde. Tondruck zw. 120 u. 121
Hengeler, Prof. Adolf: Die Kriegsfurie. Gemälde. Tondruck . . . zw. 96 u. 97
Kühn jr., Joſef: Der Brief. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 392 u. 393
Lampi d. Ält., J. Bapt.: Fürſtin Pauline zu Schwarzenberg. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 356 u. 357
Lehmann, Prof. Wilh. Ludwig: Herbſtabend. Gemälde. Tondruck zw. 440 u. 441
Menzel, Adolf von: Abreiſe des Königs Wilhelm zur Armee. Gemälde. Faksimiledruck 453
— — Arara und Kakadus. Aquarell. Faksimiledruck 464
— — Aſchermittwoch. Aquarell . . . 468
— — Bildnis der Frau Clara Schmidt von Knobelsdorff. Gemälde . . . 461
— — Bon soir, Messieurs! Friedrich der Große in Liſſa. Gemälde . . . 462
— — Das Balkonzimmer. Gemälde. Faksimiledruck 453
— — Das Eiſenwalzwerk. Gemälde. 467
— — Das Théâtre Gymnase. Gemälde. Faksimiledruck 460
— — Der zwölfjährige Jeſus im Tempel. Gemälde. Faksimiledruck . . . 458
— — Die Aufbahrung der Märzgefallenen in Berlin. Gemälde. Faksimiledruck 457
— — Die Berlin-Potsdamer Bahn. Gemälde 455

Digitized by Google

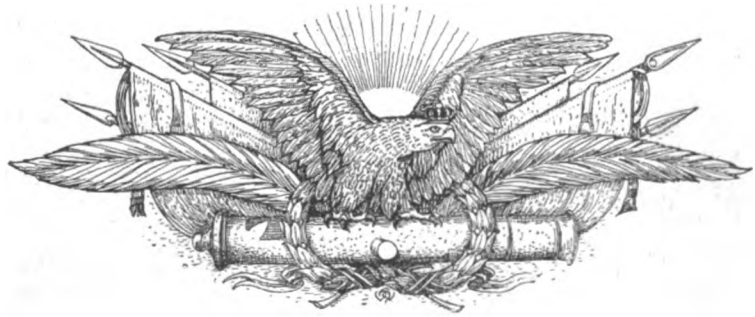
Seite

Menzel, Adolf von: Fabrikgebäude im Mondschein. Aquarell. Faksimiledruck 454
— — Friedrich der Große am Wachtfeuer im Lager von Bunzelwitz. Zeichnung 452
— — Hofgastein. Aquarell 465
— — Maskensouper. Aquarell. Faksimiledruck 459
Mock, Johann Christian: Das Jägertor in Potsdam zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. Gemälde. Tondruck zw. 112 u. 113
Oberländer, Prof. Adolf Adam: Der Trinker. Gemälde. Tondruck zw. 280 u. 281
— Sophie: Ein Strauß Alpenrosen. Gemälde. Faksimiledruck 65
Roderich, Richard: Dolomitengruft. Schattenschnitt 527
Samberger, Prof. Leo: Adolf Adam Oberländer. Zeichnung. Tondruck zw. 284 u. 285
Schmarje, Prof. Walter: Eyke von Repkow. Bildwerk. Tondruck zw. 496 u. 497
Spiegel, Ferdinand: Aus den Tagen der Befreiung Galiziens: Ein Bild aus Radymnow. Mehrfarbige Zeichnung. Faksimiledruck 53
Spiro, Eugen: Bildnis einer Dame. Gemälde. Tondruck . . . zw. 536 u. 537
Welti, Albert: Das Haus der Träume. Gemälde. Tondruck . . . zw. 352 u. 353
Zumbusch-Exner, Nora: Bildnis eines jungen Mädchens. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 152 u. 153

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Seite

*Debschitz, W. von: Vasen mit Laufglasur- und Unterglasur-Malerei . . 579
*Eisenhofer, Fr.: Schnecke in Fayence craquelé 577
*Frohnsbeck, Franz A.: Kriegsopferstock 285
*Guldbrandsen, Jul.: Weihnachtsteller 580
*Herborth, August: Farbige Steinzeugfigur 578
*Héroux, Prof. Bruno: Kriegsgraphik . 574
*Homberger, Villa: Bilder von der, in Schaffhausen 142
*Hosaeus, Prof. Hermann: Kriegergrabmal 431
*Kraumann, A.: Plaketten 288
*Kriegsporzellane der Kgl. Porzellan-Manufaktur zu Berlin 145
*Kruse, Käte: Soldatenpuppen . . . 576
*Läuger, Prof. Max: Tonvasen und Schalen 578
*Mattes, Georg: Kriegsopferstöcke . . 285
*Müller, Albin: Steinzeuggeräte . . . 577
*Neureuther, Christian: Vasen . . . 578
*Ostpreußenhilfe, Ausstellung der Münchener 290
*Paul, Prof. Bruno: Kamin und Kaminecke 286
*Reiser, Karl: Kasernenhofbilder . . 148
*Riegel, Ernst: Schwälmer Bauern. Steinzeugfiguren 579
*Ruckteschell-Trueb, C. von: Feinsteinzeugvasen 580
*Schramm-Zittau, Prof. Rudolf: Kasernenhofbilder 147
*Vierthaler, Ludwig: Beleuchtungskörper 436
*Wewerka, Hans: Marktfrauen. Steinzeuggruppe 577
*Zell, Prof. Franz: Die Schnitzerschule in Oberammergau, Land- und Jagdhäuser 432



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Durchhalten!

Zeichnung von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 1. September 1915

Warum schwieg sie nicht?

Roman von Ottomar Enking

Ja, so war es: an jedem günstigen Nachmittage vom Mai bis zum September zog das Kränzchen der Korsholmer Honoratiorendamen nach dem Tinner Gehölz hinaus, das vor der Stadt in dreiviertel Stunde auf einem gekrümmten und von Haselnußknicks eingegrenzten Landwege zu erreichen war.

Mitten in diesem schönen und lustigen Buchenwalde, auf einer Lichtung, befanden sich zwei Merkwürdigkeiten: einmal eine uralte, mächtige Eiche, die so hohl war, daß man sich wirklich wundern mußte, auf welche Art sie es noch fertig brachte, Blätter an ihre verknorrigten, tiefrissigen Äste und Zweige anzusetzen, und sodann, zum Teil unter dem Laubdache dieses Baumes, eine Hütte im nordschleswig-altchinesischen Stile, — ein Vieleck, beinahe rund gebaut, mit Holzsäulen-Umgang und einem spitzen, an der unteren Kante aufgeschweiften Strohdache.

Sah man sich dicht über der Erde die Balken an, die dem Bauwerk als Träger und Gerippe dienten, so mußte man ebenso wie beim Anblick der Eiche staunen, daß sie überhaupt aufrecht standen, — so morsch waren sie; ihr Holz lag zum großen Teil in Pulverhäufchen um sie herum.

Aber was will man? Beide Dinge erfüllten doch noch ihren Zweck auf dieser Gotteswelt.

An die Hütte hatte Mutter Ruckfch, Elias Nucks, des wackeren, viel zu früh dahingeschiedenen Korsholmer Hafenvogtes ehrsame Witib, mit der allergnädigsten Erlaubnis eines hohen Magistrates ein Brett angeheftet, worauf man die Worte: „Wald-Resstauraschon" lesen konnte, und die Eiche beschattete und beschützte die Bänke und Tische, an denen die eifrige Wirtin ihre Gäste bediente.

Außerdem war die Höhlung des Baumes sorgsam mit Zement ausgestrichen, und der Förster hatte einen paßlichen Sitz in ihr angebracht; dort thronte immer wie ein Heiligenbild in einer geweihten Nische, — bloß vielleicht nicht ganz so anmutig, wie Heiligenbilder gewöhnlich sind, — die Pröpstin als Vorsitzende des Kränzchens.

Auch an Sagen fehlte es den beiden Merkwürdigkeiten des Tinner Gehölzes nicht. Unter der Eiche sollten die Grafen des Gaues in grauen Tagen strenge, aber mit unbestechlicher Gerechtigkeit ihres richterlichen Amtes gewaltet haben, und von der Hütte hieß es, ein hoher Herr, ja, ein Prinz aus dem Augustenburger Geschlechte, hätte sie erbauen lassen, um hier in aller Einsamkeit und Heimlichkeit am Herzen eines wunderschönen Mädchens aus dem niederen Volke auf Stunden die Trübsal und Plage seines ehelichen Lebens zu vergessen. Und das wunderschöne Mädchen wurde dann schließlich zum Dank für all den Trost, den es dem armen hohen Herrn gespendet hatte, zur Baronin erhoben.

Über solche Sagen kann man ja nun Ansichten haben, welche immer man will, — soviel steht fest: Zärtlichkeit und Recht-

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

sprechung gab es auf diesem Fleck Erde bis in die neueste Zeit hinein in Hülle und Fülle.

Den Kaffee, den Mutter Ruckſch auf ihrem Petroleumapparate kochte, — denn anderes Feuer zu entfachen, war ihr verboten, weil ſonſt die Hüttenherrlichkeit gar zu leicht ein Raub der Flammen würde, — ja — dieſen Kaffee mußte man geſchmeckt haben, um zu wiſſen, was ein mit Liebe zubereiteter Kaffee hieß! Sein Duft war würzig und ſtark wie das Aroma des Waldes in der Morgenſonne und dabei hold und ſanft wie Zephirgeſäuſel über Anemonenblüten.

Wohl denkbar, daß von den einſtigen Seufzern der Leidenſchaft, die dieſe Hütte zum Tempel heiligten, ein letzter Geiſt in den Wänden haften geblieben war, der nun, weil er ſonſt keine Möglichkeit fand, ſich zu betätigen und in die Erſcheinung zu treten, wenigſtens noch Mutter Ruckſchens braunen Trank durchflutete und veredelte. Und Gericht gehalten, — o, das wurde am Fuße der Eiche an jedem Mittwoch von dem aus elf oder zwölf Damen beſtehenden Honoratiorenkränzchen viel mehr, als ebenſo viele Gaugrafen, wenn ſie zu gleicher Zeit tagten, es vermocht hätten.

In der Strenge und in der Unerbittlichkeit waren die Damen den ehemaligen Richtern jedenfalls über. Ob auch in der Gerechtigkeit, das wollen wir nun dahingeſtellt ſein laſſen.

Sicher iſt: wenn alle die Stäbe, die da von zarten Händen über armen Sündern gebrochen wurden, Wirklichkeit geweſen wären, ſo hätte der Förſter zum Beſten der Stadt einen überaus ſchwunghaften Kleinholz- und Reiſighandel betreiben können.

Ja, da ſaßen ſie nun alle beieinander hinter Kannen, Taſſen und hinter den Bergen mitgebrachten Kringelkuchens, die kleinen rundlichen Honoratiorenherrinnen: die Frau Amtsrichter und die Frau Güterexpeditionsvorſteher erſter Klaſſe und die Frau Konſul und die Frau Doktor und die Frau Nachmittagsprediger und die Frau Hoflieferant und die Frau Reedereibeſitzer und die Frau Oberzollkontrolleur und die Frau Poſtdirektor und die andern alle, und auf jedes Lot gemahlenen Kaffees, das Mutter Ruckſch für ſie mit köſtlichem, ſpringend heiß gemachtem Waldquellwaſſer auszog, kam ein gebrochener Stab.

Außer den eigentlichen Kränzchendamen waren noch ein paar junge Mädchen in der Geſellſchaft. Die ſtellten ſo mehr die Referendare vor, die hier das Rechtſprechen lernen ſollten, und heute hatte man ſogar einem männlichen Individuum unten an der Tafel einen Platz eingeräumt.

Es war unterwegs aufgegriffen worden, ohne daß es über Zweck und Ziel ſeines Herumſtreifens in Wald und Feld näher Auskunft zu erteilen vermochte. Da hatte man es zum Gefangenen gemacht und als Träger der verſchiedenen Umhänge, Beutel und Schirme mitgeſchleppt.

Nun hockte das Individuum beſcheiden und ſich deſſen wohl bewußt, daß es keine Stimme beſaß, es ſei denn dann und wann auf geſtellte Frage hin eine in aller Demut beratende, in dieſem erlauchten Kreiſe, hatte aber die Erlaubnis bekommen, ſich eine Zigarre anzuſtecken.

Dat rükt ſo ſchön na Mannslüt, und dieſen Geruch hatten die lieben Gaugräfinnen doch alle gern, obſchon ſonſt, die Männer . . .

Knick knack, Stab auf Stab!

Und wie an jedem Mittwoch nachmittag, ſo litten auch heute wieder drüben in Korsholm viele, viele Leute an einem Klingen im rechten Ohr. Im rechten, — denn wenn einem das linke klingt, ſo wird ja bekanntermaßen Gutes von einem geredet.

Alle erhielten ihr Teil und Urteil.

Zuerſt die Milchmänner, weil die durchaus nicht dazu zu erziehen waren, ein unverwäſſertes Naturerzeugnis ins Haus zu tragen, ſondern es in ihrer niedrigen Geſinnung immer und immer wieder verſuchten, die braven Korsholmer Kühe in den ſchlechten Ruf zu bringen, daß ſie eine Milch ſo blau wie verfrorene Naſen im Euter bärgen.

Dann die Fiſchfrauen, die nicht abließen, ihre geräucherte Heringsware als friſch und beinahe noch warm anzupreiſen, obgleich die Zeiten, wo ſie ſich ſchwarmweis in der perlenden Oſtſee herumgetummelt hatte, zu den längſt verklungenen zählten.

Hierauf die Dienſtboten, — — — ach, das war ſchon kein Klingen mehr, das war

Digitized by Google

schon ein starkes Brausen und Sausen, was diesen bejammernswerten Geschöpfen an den Mittwoch-Nachmittagen die rechten Ohren erfüllte und fast taub machte. Aber besser wurden sie davon doch nicht.

Und zuletzt, wenn Mutter Ruckschi schon mit Besorgnis in ihre Kaffeedose hineinschaute, ob doch auch noch nicht der blanke Grund zwischen den Bohnen anfing durchzuschimmern, — zuletzt: die Ehemänner!

Und seltsam! Hatte vorher trotz aller Strenge in den Urteilen eine gewisse Milde geherrscht, war den armen Sündern auf ihrem Gange zum Schafott noch ein verzeihendes Lächeln gespendet worden, — sobald diese Frauen auf ihre Männer zu sprechen gerieten, so verhärteten sich ihre sonst immerhin weichen Züge.

Beinahe gehässig kam es über ihre Lippen, das Wort: „Mein Mann!"

Es war, als ob sie gar nicht daran dächten, daß sie hier draußen sorglos und frei in der herrlichen Waldluft atmen konnten, weil ihre Männer in dumpfen Läden und Stuben für sie arbeiteten. Man konnte meinen, es fiele ihnen nicht ein, daß sie von dem, was der Fleiß ihrer Männer eintrug, wohlgekleidet und geschmückt einherwandeln durften, — nein! Sie taten beinahe samt und sonders, wie sie da saßen, als wären sie daheim nur die von einer ungeheuren männlichen Gewaltherrschaft unterdrückten Sklavinnen, und als wäre diese Stunde des Aufatmens, fern von den Männern, dazu geschaffen, daß sie durch Enthüllung dessen, was sie zu erdulden hatten, ihre Rache nehmen sollten.

„Mein Mann ... Mein Mann ..."

Das schwirrte durch die Luft wie Pfeile, ja, sogar wie Pfeile mit kleinen, grausamen Widerhaken.

Diese Frauen wetteiferten darin, einander zu erzählen, wie sich das Leben zwischen ihnen und ihren Herren und Gebietern, — so sagten sie mit einem schier spöttischen Hochziehen der Brauen, — abzuspielen pflegte.

Das Kleinste, das Gewöhnlichste, — es war nicht zu gewöhnlich und nicht zu klein: sie mußten es ihren Leidensgefährtinnen mitteilen.

Der eine Mann hatte seine Eigenheiten und Sonderbarkeiten mit dem Essen und wurde bitterböse, wenn es nicht zur Minute auf dem Tische stand. Der andere konnte über einen schlecht gebügelten Kragen außer sich geraten. Der dritte war wohl sonst ganz gut, aber er machte draußen den Mund nicht auf, und so kam es, daß man seine Verdienste nicht würdigte und daß andere den Lohn für die Arbeit einheimsten, die er im stillen geleistet hatte. Der vierte war gar zu jähzornig gegen die Kinder. Wenn sie nicht gleich aufs Wort gehorchten, so wußte er gar nicht, wie strenge er sein sollte. Der fünfte saß zweimal in der Woche bis spät in die Nacht hinein beim Kartenspiel, — der sechste war wohl galant, wenn er mit jüngeren Damen sprach, aber der eigenen Gattin hob er nicht einmal das herabgeglittene Garnknäuel auf.

„Mein Mann ... Mein Mann ..."

Endlos war die Reihe der Klagen, immer zischender wurde die Sprache der Frauen ... bis in die innersten Falten ihres Zusammenlebens mit dem Manne ließen sie einander hineinblicken, und der ewige Kehrreim hieß: „Ach, die Männer sind ja so brutal!"

Die Undankbaren! Als ob sie ohne das hätten leben mögen und können, was sie die Brutalität des Mannes nannten, als ob ihnen diese Brutalität nicht das im tiefsten Seelengrunde Ersehnteste von der Welt war!

Vielleicht spürten sie das auch, ohne sich darüber klar zu sein, vielleicht war ihr ganzes Hinausstreuen der Dinge, die auf das engste in den vier Wänden eines Hauses eingeschlossen bleiben sollen, letzten Endes nicht so sehr ein Sichrächen an den Männern als ein Aufbegehren gegen die weibliche Schwäche selbst, die gern unterliegen will und dann doch empfindet, daß sie sich damit eines Stückes vom Menschentum begibt.

„Mein Mann ... Mein Mann ..."

Eine jede von ihnen war klug genug, nur von ihrem eigenen Manne zu reden, denn jede wußte wohl: zweifelte sie auch nur im geringsten die Vortrefflichkeit eines fremden Mannes an, so schnellte sofort die Gattin des Angegriffenen empor und verteidigte ihn mit aller Heftigkeit. Das beneidenswerte Recht, Schäden am Manne zu sehen und sie in diesem Kreise zu offenbaren, besaß immer nur die eigene Frau ...

Digitized by Google

Ganz plötzlich, als ob sie mit einem Male von einer Scham darüber erfaßt wurden, daß sie vom Gefährten ihres Daseins nur Ungutes zu berichten hatten, konnte dann bisweilen die Stimmung im Gespräche umschlagen. Das war, wie wenn von einer scharfen, für Augenblicke auf die Wasserfläche niedertauchenden Gegenbrise ein kurzer Wellenzug wider die allgemeine, große Flut gestoßen wird.

Dann überstürzten sich die Frauen mit der Versicherung, daß doch auch so manches bei ihren Männern anzuerkennen sei. Sie erzählten rühmenswerte Hausvätertaten und Tugenden von ihnen und beeilten sich, die Tüchtigkeit und Redlichkeit ihrer Ehegesponste zu loben. Aber die Brise schwang sich bald wieder in die Höhe, — der einzelne Wellenzug verschwand in der großen, allgemeinen Flut.

Und ob sie nun Böses oder Liebes aus ihrem Hause berichteten, — das eine blieb sich immer gleich dabei: jeden Menschen, der da wollte und nicht wollte, ließen sie hineinschauen in ihre Gemeinschaft mit dem Manne, zu dem sie ganz gehören und mit dem sie von Rechts wegen eins sein sollten, ohne daß auch nur im mindesten ein Dritter daran teilnahm.

„Mein Mann ... Mein Mann ..."

Lieber Himmel! Sie meinten es ganz gewiß ja nicht arg, die rundlichen kleinen Korsholmer Gauverweserinnen! Sie hingen ja doch mit ihrem Herzen an denen, die sie hier vor Gericht stellten und mit scharfen Schlaglichtern beleuchteten, so daß auch nicht ein Spürchen von ihnen heimlich und unbemerkbar blieb. Aber das war ja nur das Schlimme: diese Frauen ahnten von der ausschließlichen Zweieinigkeit von Mann und Weib nichts, es war ihnen das Natürliche und Selbstverständliche, unter Freundinnen ausführlich alles zu bereden, was ihre kleinen Gemüter an wahrlich auch nur kleinen häuslichen Kümmernissen und Ärgerlichkeiten und hier und da an Freuden erregte.

Dem gefangenen männlichen Individuum am Tische mochte trotz aller schönen, frischen Waldesluft bei diesen Ergüssen unterdrückter Frauenseelen wohl schwül genug geworden sein. Es starrte mit bedenklicher Miene und tiefgesenkten Hauptes vor sich hin.

„Werden Sie nur nicht so, wenn Sie mal Ehemann sind, lieber Herr Traulsen," sagte die Frau Amtsrichter zu ihm und streckte ihm den Zeigefinger mit jener Handbewegung entgegen, die man braucht, um ein Kind vor Unarten zu warnen und ihm zugleich eine gehörige Strafe anzudrohen, wenn es die Warnung unbeachtet läßt.

„Nein! Nein!" versicherte das männliche Individuum und scheuerte auf dem harten Holzschemel hin und her, der ihm als Sitz angewiesen worden war, — die Damen hatten auf ihren Bänken jede ihr besonderes Kissen, das Mutter Nucksch von einem Mittwoch zum andern in der Hütte aufbewahrte. „Ich werde mich schon vorsehen," fügte der Gefangene mit verlorenem Murmeln hinzu und rührte ziemlich verlegen mit seinem Löffel in der längst geleerten Tasse.

„Herr Traulsen hat die besten Anlagen!" tönte es mit süßer Stimme aus der Heiligennische, und die Pröpstin schwenkte ihren Strickstrumpf segnend in der Richtung nach dem Gefangenen hin. „Seine Frau wird es ganz gewiß einmal gut bei ihm haben, denn er ist liebenswürdigen Herzens und zuvorkommend gegen jedermann."

„Ach, das sind sie vorher alle," meinte die Frau Güterexpeditionsvorsteher erster Klasse wegwerfend und schüttelte die Kuchenkrumen von ihrem behäbigen Schoß aufs Gras. „Wenn sie einen aber erst sicher haben, dann ziehen sie andere Saiten auf. Mein Mann ..."

Sie wollte ein längeres Beispiel für ihre Behauptung geben, aber da erhob sich eines von den jungen Mädchen, die hier in gebührlicher Schweigsamkeit ihren Lernkursus im Gerichthalten durchmachten.

„Wollen Sie schon nach Hause, Fräulein Petersen? Es ist ja erst halb sieben!" rief die Frau Stadtrat und schob die Brille, die ihr beim Nähen auf die Nasenspitze gerutscht war, wieder in die Höhe, wobei sie das junge Mädchen unsanft anblickte. Es war nämlich wider Brauch und Gesetz, daß jemand, und nun noch dazu so ein Referendärlein, — die Sitzung verließ, bevor die Obergaugräfin aus ihrem Ehrenplatz in der hohlen Eiche hervorgekommen und damit den Thing für geschlossen erklärt hatte.

Aber Fräulein Petersen ließ sich von dem blitzenden Brillenblick nicht wieder

Digitized by Google

auf die Bank hinunterducken, sondern entgegnete: „Ich bin so besorgt. Fräulein Tornös Mutter ging es vorhin schlecht. Der Arzt ist schon heute vormittag dagewesen und wollte noch einmal wiederkommen. Vielleicht kann ich Fräulein Tornö etwas helfen."

Die Gräfinnen sahen einander fragend und beratend an und nickten schließlich: unter derartigen Umständen konnte man es ja wohl erlauben, daß Fräulein Petersen von der altehrwürdigen Sitte abwich und die Richtstätte vor der Zeit verließ.

Der Gefangene benutzte die günstige Gelegenheit zur Flucht.

„Ich gehe mit dir, Inge," sagte er und begründete dann sein Entweichen vor dem erlauchten Damenkreise des näheren: „Ich muß noch einen solchen Stapel Hefte korrigieren!"

Er hielt, um die Größe des Stapels zu kennzeichnen, in wohl etwas übertriebener Weise die Hände soweit voneinander, daß die eine in der Höhe seines Nabels war, während die andere seinen Hutrand streifte.

Die Honoratiorenherrinnen beachteten ihn nicht weiter. Sie hatten neuen Stoff zur Rede gefunden: „Frau Tornö ... ja, die! Ach, ich glaube nicht, daß es noch etwas mit ihr wird. Solange liegt sie nun schon! Und so schwach soll sie sein! Ja, was die Tochter nachher nur anfangen wird?"

Bei der angestrengten Verhandlung über diesen Gegenstand konnten Traulsen und Inge Petersen bequem entschlüpfen.

Das junge Mädchen ging schnell. „Ich bin in Angst."

„Sie haben doch Doktor Rönneberg, nicht wahr?"

„Ja, das wohl."

„Nun, der bringt fast alle seine Patienten durch!"

„Aber ob er hier noch etwas erreichen kann? Aslaug hat ihre Mutter heute früh ganz bewußtlos gefunden. Und dies furchtbare Röcheln!"

„So schlimm?"

Traulsen beschleunigte nun auch seinen Gang, als könne wirklich durch sein und Inge Petersens recht rasches Erscheinen in der Stadt jener Kranken noch eine Hilfe geleistet werden.

Bald lag das kühle Gehölz hinter ihnen, und nun kamen sie auf den Landweg mit seinem Staub und seiner Hitze, die zwischen den Knicks festgehalten wurden.

Unwillkürlich wurden ihre Füße träger, aber das junge Mädchen drängte vorwärts: „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich heute überhaupt aus dem Hause gegangen bin, aber Mutter dachte, ich sollte mich mal wieder im Kränzchen sehen lassen, weil sie selber nicht gut so weit gehen kann. Die Damen nehmen es uns leicht übel, wenn wir gar nicht mit ihnen zusammenkommen."

„Kann euch das nicht einerlei sein?"

„O lange nicht, Erasmus! Wir müssen sie uns schon zu Freunden halten. Letzte Ostern haben wir wieder fünf Abmeldungen gehabt. Das verträgt unsere kleine Schule nicht. Und das kommt nur daher, weil Fräulein Rhode sich überall lieb Kind zu machen versteht. Da bekommt sie denn auch die Kinder in ihr Institut. Das Persönliche macht viel aus. Darum muß ich wohl oder übel ins Kränzchen, so schrecklich mir diese Gespräche sind. Sage selbst, Erasmus, ist es denn anzuhören? Wie sie nur all das von ihren Männern erzählen mögen!"

„Ich will dir sagen, Inge, warum sie es können: weil ihnen das ganze Leben nicht tief sitzt. Sie haben in sich selbst und vor sich selber keine Geheimnisse. Da brauchen sie auch den anderen Menschen gegenüber nichts geheimzuhalten."

„Wenn ich einen Mann hätte, und wäre er auch noch so wenig lieb zu mir — ehe ich auch nur das leiseste Wort über ihn spräche — oh!"

Das junge Mädchen sah mit den klaren blauen Augen zum Himmel auf. Ihre Seele, angewidert von der Geschwätzigkeit unter der Eiche, tat einen Schwur: in das Heiligtum der Ehe, wie sie es sich einmal erbauen wollte, kam kein fremder Fuß hinein!

„Ja," bemerkte Erasmus Traulsen, „solche Menschen haben sich eben untereinander doch nicht eigentlich lieb. Die Frauen haben sich versorgt und lassen sich versorgen, aber in ihrem Innersten sitzt Feindschaft gegen den Mann, weil sie mit ihm zusammengekettet sind. Und bei den Männern ist es nicht viel anders. Freilich ganz so viel und ganz so offen hört man sie doch nicht über ihre Frauen sprechen, wie ihre Frauen über sie."

Digitized by Google

„Also denken sie höher und vornehmer als diese Durchschnittsehefrauen."

„Ich weiß nicht. Jedenfalls wollen sie etwas für sich allein haben und ihren Besitz nicht sozusagen mit aller Welt teilen. Wir Männer sehen wohl auch das viele Kleine nicht so scharf und nehmen es nicht so wichtig."

„Ich möchte das Kleinste sehen und wichtig nehmen, um ganz meine Pflicht gegen meinen Mann tun zu können, aber kleinlich wollte ich deshalb weiß Gott nicht werden."

„Du stellst dir also vor, daß du deinen Mann sehr, sehr lieben würdest."

„Ich wüßte nicht, wie ich sonst heiraten sollte."

Von der Landstraße bog ein Fußweg ab, der schneller zur Stadt führte. Erasmus und Inge benutzten ihn und hatten bald Korsholm erreicht.

Noch zwei, drei Straßen, dann waren sie bei Inges Haus.

Auf dem Flur sagte das Mädchen: „Ich gehe gleich zu Aslaug hinauf. Willst du Mutter guten Tag sagen?"

Sie eilte die Treppe empor.

Traulsen trat in die Stube vorn am Korridor. Da saß im Lehnstuhl eine untersetzte, etwas starke Frau mit grauem, glattgescheiteltem Haar und einer großen Hornbrille. Sie hatte die Zeitung gelesen. Jetzt begrüßte sie Erasmus, zeigte dann nach oben und machte mit beiden Händen kurze, abwehrende Bewegungen. Das hieß: kann nichts mehr werden. Ist keine Hoffnung.

„Hm, fürchtest du wirklich, Tante?"

Frau Petersen antwortete nichts, sondern wiederholte nur ihre Handbewegung.

Erasmus setzte sich, Mitleid auf seinem Gesichte, stille hin.

Recht schwere Tritte draußen auf der Treppe . . . eine tiefe, sich mäßigende Stimme.

„Doktor Rönneberg kommt herunter," flüsterte Frau Petersen. „Er ist über eine Stunde dagewesen."

Traulsen erhob sich und verließ das Zimmer. Er begegnete dem Arzt, der gerade, Hut und Stock noch so verloren in der Hand haltend, mit verschlossener, angestrengt grübelnder Miene um den Treppenpfosten herumbog.

Als er Traulsens ansichtig wurde, flog über seine Züge der Ärger des Mannes, der nicht im Nachdenken gestört sein will und erst recht keine Lust hat, seine Gedanken jemand anders mitzuteilen. Aber dann nahm er sich doch zusammen. Traulsen stand wohl fragend, aber wahrhaftig nicht aufdringlich oder unbescheiden da. Einem solchen Menschen konnte niemand unwirsch begegnen, und der Umstand, daß Doktor Rönnebergs Antlitz sich schnell aufhellte, machte nun Erasmus Mut; er zog den einen Flügel der Haustür auf — das Gewicht, durch dessen Schwere er immer wieder geschlossen wurde, schurrte an der Kalkwand entlang — und ließ mit der deutlichsten Absicht, ihm zu folgen, den Arzt zuerst hinaustreten.

Doktor Rönneberg machte auf der Schwelle erst noch einmal halt, sah wie erwachend um sich, reckte die mächtigen Schultern, daß er zu beiden Seiten damit an die Tür stieß, und ließ, indem er den Hut aufstülpte, schwerfällig seine Gestalt die Steinstufen hinabgleiten.

Der behendere und kleinere Traulsen, der trotz seines Ansatzes zur Behäbigkeit gegen den Arzt fast zierlich wirkte, kam ihm leicht nach und hielt sich nun neben dem langsam und bedächtig Dahinschreitenden, indem er die Frage wagte: „Geht es tatsächlich zu Ende?"

„Das ist wohl nicht anders."

„Aber du hast doch schon so manchen durchgebracht, wo kein Mensch es mehr glaubte."

„Ja. Aber wenn ein Organismus einfach nicht mehr will?"

„Wie traurig! Sie war immer eine so feine, stille Frau. Die rechte Offiziersfrau, scheint mir. Nie hat man gehört, daß sie ein schlechtes Wort über jemand sagte. Und wie vielen hat sie wohlgetan und ausgeholfen!"

„Also hat der Pastor etwas von ihr zu rühmen."

Dem guten Erasmus zog es kalt durchs Herz. Er kannte das. Sowie er seinem Gemüte freie Bahn ließ, sowie er in seiner milden Art Liebes und Freundliches über Menschen wußte, hatte Doktor Rönneberg gleich immer irgendeine Zwischenbemerkung, die nach Spott klang. Und nicht anders als wie die Blüte unter dem Reif, so litt Traulsens Weichheit unter diesen

Digitized by Google

Worten, die Rönneberg mit einem kurzen Seitenblick auf ihn und mit einem etwas überlegenen Lächeln hinzuwerfen pflegte.

Oft schon war Erasmus darauf verstummt, diesmal jedoch lehnte er sich gegen die Unterdrückung seiner Gefühle auf: „Ich verstehe dich wohl, und du hast ganz recht," meinte er, „wir alle müssen sterben, ob gut oder böse, aber bei so einer braven Frau tut es einem doch besonders leid. Noch dazu, wo ihre Tochter ganz allein dasteht. Fräulein Tornö wird schwer an dem Tode ihrer Mutter zu tragen haben."

„Geiht all vorœwer," entgegnete der Arzt mit großer Ruhe, und auch das feinste und empfindungsreichste Ohr hätte aus dieser Erwiderung keinen Spott heraushören können. Was darin lag, war nur die schlichte, ernste und zuletzt auch weise Anerkennung der großen Unabänderlichkeit ... eher ein sich Unterwerfen als ein Stolz. Auch Traulsen beugte sich vor der Erkenntnis des Notwendigen, womit wir alle uns abfinden müssen, aber er suchte doch nach einem Trost für den Schmerz, der Frau Tornös Tochter bevorstand.

„Sie hat ja wenigstens Inge und Inges Mutter hier. So ist sie nicht ganz verlassen," sagte er.

„Ob die einer Natur wie Fräulein Tornö sehr viel sein können?"

Das sprach der Arzt, den Blick senkend, mehr für sich als zu seinem Begleiter.

Noch wollte Traulsen für die beiden eintreten, die er wohl für fähig erachtete, Aslaug Tornö als Freundinnen in schwerer Zeit eine Stütze zu bieten — da blieb Doktor Rönneberg plötzlich vor einem Hause stehen: „Ich muß hier hinauf. n'Abend, Traulsen."

„Guten Abend, Gorm."

Der Abschied war Erasmus Traulsen überraschend gekommen. Aber auch das kannte er ja schließlich. Doktor Rönneberg machte jedem Gespräch, das ihm aus irgendeinem Grunde nicht des Weiterführens wert erschien, ein unerwartetes Ende.

Traulsen, der alles gern harmonisch ausklingen ließ, bereitete dies schroffe Abbrechen fast körperliches Weh.

Ja, dachte er, indem er nun noch einen kleinen Umweg am Hafen machte, wie waren sie doch überhaupt beide voneinander verschieden, Rönneberg und er. An Kleinigkeiten, über die sich Traulsen nachträglich immer ärgern konnte, merkte man das am besten. Rönneberg nannte ihn nie beim Vornamen. Hatte er nicht eben auch wieder: „n'Abend, Traulsen," gesagt? Und Erasmus? Richtig war ihm wie immer Rönnebergs Vornamen entfahren: „Guten Abend, Gorm."

Ihm kam es viel zu fremd und hart vor, wenn Schulfreunde sich nur beim Nachnamen nannten, aber Rönneberg schenkte ihm eben nicht mehr. Das war es ja, weswegen Traulsen überhaupt oft böse auf sich selber wurde: er mit seinem ewig vollen Gemüte mußte immer geben, immer verströmen. Rönneberg dagegen behielt, was er hatte — er war sparsam, eigentlich sogar geizig mit Gefühlsregungen.

Vielleicht kam das ja daher, daß er nicht recht welche besaß, während Traulsen überreich damit gesegnet war; indes beinahe konnte Erasmus seinen Freund um solcher Armut willen beneiden, denn der war davor geschützt, zuviel von sich auszugeben. Das bewahrte ihn vor manchem Fehler, bewahrte ihn auch vor mancher Beschämung und vor mancher Enttäuschung.

Traulsen wünschte sich, daß er etwas von Doktor Rönnebergs Ruhe und Abgeschlossenheit besäße. Wo der Arzt erschien: alles wurde vor Achtung still. Sein Wesen legte sich den andern Leuten beklemmend auf die Brust. Freilich: war das eigentlich schön? Ach nein! Erasmus Traulsen hätte es schon von sich nicht fühlen mögen, daß er seinen Mitmenschen eine seelische Last wurde, und doch war Gorm wahrscheinlich viel glücklicher als er. Gorm hatte nicht soviel Mitleid, nicht diese Überfracht an Gemüt mit sich herumzuschleppen. Er betrachtete alles mehr vom philosophischen Standpunkte aus — sub specie aeternitatis — wenigstens tat er so, und ob man wollte oder nicht: er war mit seiner Kühle überall der große Mann, vor dem man sich neigte. Kam es je einmal vor, daß er nicht ohne weiteres geachtet wurde, so stand ihm jener spöttische oder, wohl besser gesagt, höhnische Ton zur Verfügung, bei dem man sich unwillkürlich verkroch.

Wie er leiblich über die Menge emporragte, so war er auch seinem Wesen nach der selbstverständliche Sieger.

Ob es allerdings Menschen gab, die ihn

Digitized by Google

liebten? Das war wohl die Frage, und hier sah sich nun Erasmus Traulsen seinem Schulkameraden voraus — er konnte nicht gut fünfzig Schritte gehen, ohne daß er freundlich gegrüßt und angesprochen wurde.

Erfreulich, gewiß, ja — aber einerlei: der bedeutendere von ihnen beiden war Doktor Rönneberg nun doch einmal, und Erasmus war sich dessen bewußt, daß er an diesem Manne hing trotz all der Kälte, die Gorm um sich herum verbreitete. Ja, er hing ganz einfach an ihm, denn er glaubte doch bei Gorm an das, was ihm viele absprachen: an das Gemüt.

Nicht allezeit konnte er zwar den Glauben aufrechterhalten, oft wankte er sogar bedenklich — es kamen ihm bisweilen auch Zweifel, ob Gorm wirklich so viel reifer, männlicher und weitschauender wäre als er selber, oder ob sein ganzes Gehaben nur klug so eingerichtet war, daß man alle möglichen Tiefen bei ihm annehmen mußte, weil er gut zu schweigen verstand.

Immer aber, so oft er auch schon eine nach Herzlosigkeit aussehende Zurückweisung von Gorm Rönneberg erfahren hatte, rettete sich Erasmus Traulsen wieder in das rein menschliche Vertrauen hinein: so wenig wie irgend ein anderer konnte Gorm ohne Gefühl sein, er ließ es nur nicht merken, ja, sein eigentümliches Ablehnen jeder Weichheit war sicherlich nur ein Zeichen für ein starkes Empfinden, das er keusch verhüllte.

Gorm blieb dem guten Erasmus stets der überlegene Geist.

Viel hätte der Lehrer verloren, wenn ihm dies Vertrauen einmal genommen worden wäre.

So war es gewesen seit damals, wo Erasmus gottergeben in Untersekunda sitzen blieb und Gorm Rönneberg dann in seine Klasse kam, um ihn dem Platze nach rasch zu überflügeln. Obgleich Erasmus zwei Jahre älter war als Gorm, hatte er sich in der Prima noch ein halbes Jahr länger aufgehalten, als unbedingt nötig war. Gorm kam natürlich schlankweg durch die Schule und trug schon seine Schmisse, als Erasmus sich endlich von der Pennälerbank löste.

Auf die Art war Erasmus trotz seines Mehrbesitzes an Lebensjahren der jüngere von den beiden geblieben und wollte es auch gern sein, wenn ihm Gorm nur gestattet hätte, sich ein bißchen an ihn anzuschmiegen; aber der hielt gleichsam, wenn Erasmus mit seinem Freundschaftsbedürfnis zu ihm kam, eine Nadel vor sich hin. Erasmus spürte den Stich, zog sich scheu zurück und verharrte in seiner Sehnsucht.

Ja, war das nun wirklich ein beneidenswerter Mensch, der solche Sehnsucht nicht kannte? War solche Sehnsucht nicht vielleicht das Beste, was der Mensch in sich bewegen und pflegen konnte?

Das war stets und stets der Zwiespalt in Erasmus, und darüber wurde er sich auch nicht recht klar: was war das Höhere — sich der Welt gegenüber zu versagen, immer vorausgesetzt, daß man etwas zu versagen in sich trug, oder sich rückhaltlos dem Triebe hinzugeben, der alles mit Liebe umfassen, alles milde verstehen und überall helfen und ausgleichen wollte?

Der Sparsame vermochte ja ganz gewiß eine ungestörte und deshalb kraftvolle innere Entwicklung zu erleben; der Verschwenderische kam am Ende für sich selbst nicht zu so bedeutsamen geistigen Zielen, er verzettelte vielleicht sein kostbarstes Eigentum — aber brachte es ihm nicht reiche Gegenliebe und also die wertvollsten Zinsen ein?

Und was hatte der Mann, der nicht geben konnte? Wer liebte ihn wieder? Nicht einer so recht von Herzen.

Darum war er entschieden zu bedauern.

Es fragte sich nur, ob ein derartiger Mann die Liebe auch vermißte oder sich sogar gern ohne sie behalf.

Fragen, Fragen, die nicht zu lösen waren.

Beide Sorten von Menschen, die kalten und die warmen, waren eben da, mußten eben da sein, und schön war es, wenn sie sich dann ergänzten. Was der eine zu viel hatte, das hatte der andere zu wenig, — so konnten sie sich gegenseitig entlasten und bereichern.

Beide waren gut und nützlich in der Welt.

Nur darauf kam es an: die Warmen mußten sich in acht nehmen, daß ihnen die Kalten nicht gar zu herrlich erschienen, und die Kalten sollten die Warmen gefälligst nicht über die Achsel ansehen. Einer sollte den andern mit Maßen schätzen, so kamen sie vortrefflich zusammen aus, und

Digitized by Google

Bei den Buddenbrooks in Lübeck

Gemälde von Wilhelm Beckmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

es gab ein nettes und erträgliches Dasein auf der Erde.

Unter solcherlei Gedanken setzte sich Erasmus Traulsen in seinem Stübchen schließlich an den Schreibtisch und fand, daß die Welt, als Ganzes genommen, seit seiner Jugend doch eigentlich nicht um einen Zoll weiter gekommen war, denn im Quartanerextemporale wurde noch immer hartnäckig ut mit dem Indikativ konstruiert.

⁂ ⁂ ⁂

Wo Doktor Rönneberg in ein Krankenzimmer eintrat, da brachte er Zuversicht und Hoffnung auf ein baldiges Genesen mit, und er wurde in Korsholm und weit in der Umgegend als ein wahrer Zauberer im Gesundmachen gepriesen. Aber wenn die Natur eines Leidenden selbst keinen Willen zum Besserwerden mehr in sich barg, dann war auch mit seiner Kunst nichts getan.

Er rang mit dem Tode, der über Frau Tornös Haupte schwebte, und zwang ihrem Leben, doch immer im Bewußtsein, nur eine Grausamkeit gegen die Kranke zu begehen, ein paar Tage mehr ab, als es ohne seine Bemühung wohl gedauert hätte, jedoch das war auch alles, was er erreichen konnte. Das unerbittliche und dabei so barmherzige Sterben kam und glättete die verzerrten Züge der Leidenden zu sanftem Frieden.

Und als alles vorüber und auch der letzte Kranzgeruch aus dem Hause verflogen war, da lebte Frau Tornös Tochter ganz für sich allein.

Man sah sie kaum auf der Straße, es sei denn, daß sie zum Friedhof hinausging. Die Nachbarn beobachteten sie meist nur, wenn sie bisweilen, ein Buch in der Hand, im Garten hinter dem Hause auf- und niederschritt.

Sie war nicht sehr groß, und das schwarze Kleid, dessen Rock in breite Falten gelegt war und der modischen Tournüre nicht entbehrte, machte sie noch schlanker, als sie in Wahrheit sein mochte. Ihr Antlitz mit dem dunklen Haar, das ziemlich weit in die Stirn gekämmt und hinten auf der Mitte des Kopfes in einen Knoten vereinigt war, sah durchsichtig blaß aus. Nur die Lippen des ein wenig aufgeschürzten Mundes waren von kräftigem Rot.

Ihr Blick gewann leicht etwas Zürnendes. Das kam daher, weil sie es liebte, die rechte Augenbraue an der Nasenwurzel, wo sich die Brauenhärchen fächerförmig spreizten, zusammenzuziehen. Da krauste sich dann zugleich die Stirn. Wie ihre ganze Haltung mit den zurückgebogenen Schultern sehr gerade war, so trug sie auch das Haupt durchaus aufrecht, so daß die starke, eben geschwungene und schmalrückige Nase ihr einen beinahe hochmütigen Ausdruck verlieh.

Das ganze edelovale Antlitz mit dem kleinen, aber doch rund hervortretenden Kinn und den vielleicht zu sehr betonten Schläfenbuckeln strahlte Willen und Wirkungsvermögen aus.

Man spürte im Anschauen dieser jungen Dame, daß sie wohl zu einem feinen, ja, am Ende gar feinleidenschaftlichen Daseinsgenusse geschaffen war, und daß sie alles, was ihrem Geschmack nicht entsprach, ohne Umstände beiseite tat und verachtete.

So konnten die Nachbarn Aslaug Tornö betrachten, wie sie langsam die Kreiswege um die beiden Rasen durchmaß und zuletzt, das Buch schon im Gehen öffnend, auf der von Syringenbüschen überschatteten Bank im hinteren Garten Platz nahm.

Dann saß sie mit gekreuzten Füßen stundenlang fast unbeweglich, und man konnte nicht sagen, ob sie tatsächlich las oder nur in Nachdenken versunken war. Jedenfalls blätterte sie selten um.

Was für ein Kind Gottes sie eigentlich war, das hatte bei Lebzeiten ihrer Mutter niemand erfahren, und jetzt kriegte es erst recht keiner heraus. Dieser norwegische Schlag hatte es ja so an sich, daß man nicht klug aus ihm wurde. Mit der Mutter — da war ja noch ein Umgehen gewesen, ja, aber die war auch eine gebürtige Korsholmerin, eine Tochter vom alten Pastor Berg. Als nun die Schleswig-Holsteiner sich von den Dänen losreißen wollten, da kam Leutnant Tornö aus Christiania und half den Dänen gegen die angeblichen Empörer. Bei der Gelegenheit war er längere Zeit zu Korsholm in Quartier und lernte Dora Berg kennen. Nun, und sie liebten einander bald und verlobten sich, und ihre Heirat fand nach dem ersten Kriege in Norwegen statt.

Aber die derart in fremdes Land hinübergepflanzte junge Frau, die weiter nichts mit in die Ehe gebracht hatte, wurde

Digitized by Google

nicht recht heimisch bei der sehr auf ihr Geld stolzen Tornöschen Sippe, und als ihr Mann — er war gerade Rittmeister geworden — das Zeitliche segnete, da nahm seine Witwe ihr Kind auf den Arm und zog wieder in ihre Vaterstadt.

Gott ja! Viel fand sie da auch nicht mehr für ihr Herz. Ihre Eltern starben bald, die sonstige Verwandtschaft saß weitläufig an der Westküste, und Frau Tornö wäre recht einsam gewesen, wenn sie nicht an ihrer Hauswirtin, Inge Petersens Mutter, eine wahre Freundin gefunden hätte.

Und so war denn ihr Leben, von Sorgen frei, aber auch von rechten Freuden leer, in aller Stille verglommen . . .

Zwischen ihr und ihrer Tochter hatte wohl kaum eine große Liebe bestanden, jedenfalls erinnerte sich niemand, gesehen zu haben, daß Aslaug einmal so richtig zärtlich zu ihr gewesen sei. Doch es war ja immerhin möglich, daß sie sich nur geschämt hatte, ihre töchterliche Gesinnung vor den Leuten zu zeigen, und dafür dann unter vier Augen um so liebkosender gegen die Mutter war.

Aber soviel stand fest: Aslaug war von anderem Charakter als die geborene Berg, — sie war sicherlich so eine echte Tornö.

Was fing das junge Mädchen nun bloß allein mit dem großen Haufen Geld an, den sie geerbt hatte? Auf die Freier warten? Danach sah sie nicht aus. Allerdings schließlich tat das ja doch jede, nur: Aslaug Tornö würde gewiß sehr wählerisch sein. Das konnte sie sich auch leisten. Da war unter den Korsholmer Junggesellen, die überhaupt für eine so vornehme Partie in Betracht kamen, wohl nicht leicht einer, der sich nicht mehr oder minder deutlich um sie bewarb. Aber man hatte noch nie auch nur die kleinste Geschichte über sie erzählen können!

Gesellschaften, Bälle und dergleichen Zusammenkünfte, wo sich zwischen Männlein und Weiblein bequem etwas anspinnen kann, mied sie geradezu, — sie war früher auch immer nur mit ihrer Mutter ausgegangen, und wenn man ihr jetzt einmal auf der Straße begegnete, so hatte sie ihr Mädchen als Begleiterin mit. Da sie überdies in tiefer Trauer ging, war ja gar nicht daran zu denken, daß sich ihr jemand nähern konnte.

Wenn sie nur nicht noch ganz unverheiratet blieb!

Anlage dazu schien sie nach ihrem sonderbaren Wesen zu haben, oder was war es sonst, das in ihr steckte?

Und die Nachbarn lugten halb ärgerlich, weil sie so gar nichts von Aslaug Tornö wußten, halb mit Besorgnis, daß sie zuletzt noch in den Altjungfernstand träte, aus den Hinterfenstern zu der Dame hin, die in gewählter schwarzer Tracht und mit Jettarmbändern um die weißen Handgelenke fast den ganzen Vormittag auf ihrer Bank saß.

Ja, dies Fräulein Tornö, — die gab einem wirklich Rätsel auf. Die mit ihrer ewigen Ruhe machte einen wahrhaftig noch ganz unruhig!

⁂ ⁂ ⁂

Auch unten im Hause bei den beiden Petersens herrschte eine Unruhe, die mit Aslaug Tornö zusammenhing.

„Sie hat gestern wieder mit Advokat Römer beraten," sagte Frau Petersen, „ach! wenn sie doch nur das Geld auf dem Schulhaus stehen lassen wollte. Ich weiß nicht, woher ich es sonst bekommen soll."

„Weshalb sollte sie es dir kündigen?" fragte Inge. „Sie bekommt doch von dir ihre Zinsen so gut wie anderswo"

„Ja, aber Dora hat es mir doch zu drei Prozent gerechnet."

„Aslaug kommt es nicht auf ein paar Mark mehr oder weniger an."

„Das sagst du, — ich sage dir aber: Aslaug ist nicht wie ihre Mutter. Das gute Herz, wie Dora es hatte, das hat sie, glaub' ich, doch nicht. Wenn du nun wegen der Hypothek mit ihr sprächest, Inge?"

„Ich habe noch nie über Geldsachen mit ihr gesprochen."

„Darin sind die neumodischen Freundschaften anders als die alten. Ich konnte mit Dora alles bereden."

„Freundschaft? Das ist es eben, Mutter. Ob ich Aslaugs Freundin bin?"

„Siehst du wohl? Du weißt es noch nicht einmal und hast nun mit ihr verkehrt, seitdem sie hier wohnt. Zehn Jahre!"

„Die Zeit spielt beim Freundschaftschließen wohl keine Rolle. Ich glaube, man wird einander freund in der ersten Sekunde, daß man sich sieht, oder nie."

Digitized by Google

„Und mit dir und Aslaug ist es also nichts geworden?"

„Manchmal denke ich, recht nahe bei ihr zu sein, aber dann habe ich plötzlich wieder das Gefühl . . . so . . . ja, so, als ob sie sich in Luft auflöst. Weg ist sie. Vielleicht verstehen wir beide unter Freundschaft etwas sehr Hohes und wagen es darum gar nicht, uns Freundinnen zu nennen."

„Freundschaft ist, wenn man sich gegenseitig hilft."

„Etwas anders schwebt es mir vor, Mutter. Freundschaft: sich verstehen, ohne Hilfe voneinander zu erwarten."

„Ach! Neue Ideen! Neue Ideen!"

„Woher neue? Ich habe wahrlich nicht soviel Phantasie, mir etwas Neues auszudenken. Die Ideen müssen also doch schon längst in uns gelegen haben."

„Was nützt mir das Gegrübel über solche Dinge? Advokat Römer ist hart, — er wird Aslaugs Geld so teuer unterbringen, wie er nur kann."

„Aber Aslaug ist lange mündig, und Römer hat ihr nichts mehr als Vormund zu sagen."

„Er kann es ihr aber doch so vorstellen, daß sie tut, was er will. Das Dach vom Schulhaus muß frisch gedeckt werden. Ich muß die Maler haben. Andere Pulte tun uns auch not. Ach du liebe Zeit, was das kostet! Und die Kinder werden immer weniger. Ach Gott, ach Gott! Die Last! Und kaum das bißchen Brot dabei!"

„Nun, Mutter, zu hungern brauchen wir doch nicht."

„Kann aber auf die Art bald soweit sein. Und du sitzest zu Hause und kommst zu nichts."

„Darüber wollen wir nicht klagen, Mutter. Du kannst mich nicht entbehren, und ich habe es hier noch viel, viel besser, als wenn ich meine Füße irgendwo als Erzieherin unter den fremden Tisch stecken müßte."

„Nein, das wünsch' ich dir auch nicht. Das Elend habe ich selber durchgemacht. Aber was jede Mutter ihrer Tochter wünscht: einen guten Mann, — wenn du den fändest!"

Inge wickelte den Faden rasch um den Perlmutterknopf fest, den sie sich an ihre Jacke genäht hatte, stand auf und beendete das ihr nur zu wohl bekannte, immer in Weinerlichkeit zerfließende Gespräch über ihren erwünschten Zukünftigen mit einem absichtlichen Lachen: „Ja, Mutter, — den guten Mann! Den möchte jede haben! Aber man kann ihn sich nicht aus den Rippen schneiden. Da heißt es abwarten und Brot dazu essen! Sei nur unverzagt. Aslaug tut dir nichts Böses an."

„Wenn ich nur Gewißheit hätte," seufzte Frau Petersen.

Sie blickte mit recht traurigen Augen über die Straße hinüber.

Da lag das kleine, rummelige Schulgebäude, worin sie als Nachfolgerin ihres Mannes ihr Institut für Töchter höherer Stände betrieb.

Es war gerade Pause. Die Fenster wurden aufgestoßen, die Kinder lärmten.

Erasmus Traulsen trat aus der Schultür und winkte zu Petersens hin. Dann durchquerte er die Straße und kam zu ihnen in die Stube.

„Weißt du, Tante," sagte er mit verärgert klingender Stimme, „ich habe eben wieder Deutsch in der ersten Klasse gegeben, — das ist aber ein Benehmen von den jungen Dingern, — nicht die Spur von Disziplin! Geradezu unerhört!"

„Ach! Ach!" jammerte die Witwe. „Schilt nur nicht so viel und laß keine nachsitzen. Die beklagen sich sonst zu Hause, und die Mütter stürmen mir die Tür ein. Gestern war Frau Amtsrichter hier, sie will ihre Else in Pension nach Flensburg geben, wenn die noch einmal eine Strafarbeit von dir aufkriegt."

„Wie soll man denn das Klassenziel erreichen?"

„Ach Gott, es kommt ja gar nicht so darauf an."

„So? Und bei der Revision? Ich mag mich nicht vor solchem Herrn aus Schleswig blamieren."

„Ach, die sagen mir nicht viel."

„Ja, dir vielleicht nicht, aber mir um so mehr. Ich gelte da oben als nicht ganz taktfest, weil mein Vater in die politische Geschichte mit verwickelt gewesen ist. Sie meinen immer, ich sei dänisch gesinnt, und so ganz und gar unrecht haben sie ja damit auch nicht. Aber ich tue meine Pflicht, und mehr können sie nicht von einem nordschleswigschen Bauernsohn verlangen, sollte man denken. Neulich hat mir der Re-

Digitized by Google

gierungsrat in meiner Quarta sehr scharf auf die Zähne gefühlt. Es ging Gott sei Dank alles wie am Schnürchen."

„So kannst du es ja gern im Gymnasium desto strenger nehmen. Laß nur hier bei mir mal fünf gerade sein."

„Viel verlangt, Tante!"

„Mutter ist jetzt überhaupt so kleinmütig," warf Inge ein. „Sie hat Angst, daß wir das Geld nicht behalten, das uns Frau Tornö geliehen hat."

„Ja," die kleine Frau Petersen rang nach Atem, „so ein Herzklopfen ... die Nächte über, — ihr glaubt es nicht."

„Hat Fräulein Tornö etwas davon gesagt?" fragte Erasmus.

„Nein," entgegnete Inge, „Mutter quält sich ohne Grund, davon bin ich überzeugt."

„Nur was Bestimmtes, was Bestimmtes!" klagte die Witwe.

„Dazu bedarf es doch nur einer offenen Anfrage," meinte Traulsen.

„Ja ... bloß ... wer soll sie tun? Inge mag nicht, und ich als alte Frau ... solchem jungen Mädchen gegenüber, — das käme mir gerade so vor, als ob ich betteln sollte."

„Wenn ich euch damit einen Gefallen tun kann, Tante, so will ich gern deshalb zu Fräulein Tornö hinaufgehen."

„Ach, Erasmus!" Die alte Frau kam auf ihn zu und streichelte ihm das strohblonde Haar. „Dafür wollte ich dir so dankbar sein."

„Ja," fügte Inge erfreut hinzu, „du würdest Mutter eine große Erlösung bringen."

„Nichts leichter als das!"

Traulsen ließ Hut und Schulmappe zurück und eilte zu Fräulein Tornö. Frau Petersen saß, die Hände ineinander wringend, in banger Erwartung, und Inge mußte ins Schulhaus hinüber, um Handarbeitsstunde zu geben.

⁂ ⁂ ⁂

„Entschuldigen Sie die Belästigung, Fräulein Tornö," sagte Erasmus, als er in der mit Mahagonimöbeln und Kopenhagener Porzellan ausgestatteten Besuchsstube Platz genommen hatte und sich auf dem grünen Ripsüberzug seines Stuhles etwas beklommen fühlte. „Entschuldigen Sie. Es dürfte Ihnen ja bekannt sein, daß meine Tante ... na ja," unterbrach er sich, „Tante! Das sagt man so, nicht wahr? Die Verwandtschaft ist ja freilich etwas weitläuftig von meiner Mutter her, aber wie soll man sonst sagen? Ja, also ... Frau Petersen ist ja nicht gerade in den glänzendsten Vermögensumständen. Das darf ich wohl erwähnen, ohne unzart zu sein. Das Rhodesche Institut kommt hoch, und bei meiner Tante ist ja auch unzweifelhaft manches veraltet. Mir wäre es am liebsten, wenn sie die Schule an die Stadt verkaufte, damit was Ordentliches draus würde. Aber anderseits, — man kann es begreifen, daß sie daran hängt. Ihr Mann hat seinerzeit alles aus eigener Kraft geschaffen, und die Schule hatte früher wirklich mit Recht einen guten Ruf. Aber meine Tante wird etwas alt, und Inge hat zur Pädagogik nun einmal keine Lust und wohl auch keine rechte Begabung. Das alles nebenbei. Worauf es ankommt: Ihre Frau Mutter war so gütig, damals die Hypothek zu übernehmen, und nun herrscht da unten im Hause die Besorgnis, daß Sie vielleicht anders über das Geld verfügen wollen."

„Daran denke ich nicht," sagte Aslaug.

„O," rief Erasmus, „das wird beide sehr glücklich machen. Und die Zinsen — ich meine, sie sind ja jetzt sehr niedrig —"

„Ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen sollte, irgend etwas in dieser Sache zu ändern," erwiderte Aslaug, und es lag auf ihrem Gesichte ein Unwillen. Wofür hielt man sie? „Kennen Frau Petersen und Inge mich noch nicht besser?"

„Ja, das schon. Sie müssen es ihnen nicht übel nehmen, Fräulein Tornö, Sie wissen doch, wie man so sagt: in Geldangelegenheiten hört alle Freundschaft und dergleichen auf, für gewöhnlich wenigstens. Jedenfalls ..." und dabei erhob er sich, „viel herzlichen Dank in Frau Petersens Namen!"

Aslaug ging mit keiner Miene und keiner Silbe weiter auf die Sache ein.

„Unterrichten Sie auch im Französischen, Herr Traulsen?" fragte sie unvermittelt.

„Französisch? O ja. Gewiß."

„Würden Sie mir Stunden geben? Es ist alles so leer um mich. Ich muß meine Zeit besser ausfüllen. Und eine Lehrerin möchte ich nicht haben. Was ich betreibe,

Digitized by Google

damit muß es auch straff und ernst gehen. Wären Sie geneigt, die Stunden zu übernehmen?"

„Selbstverständlich. Ich stehe Ihnen gern zu Diensten."

„Können wir Mittwoch anfangen? Paßt es Ihnen um fünf?"

Die ging aber forsch drauf los, wenn sie was vorhatte. Da hätte eine andere länger dazu gebraucht, erst alles gehörig durchzusprechen.

„Um fünf? Natürlich. Ja."

„Dann erwarte ich Sie hier bei mir."

Ein Kopfnicken des gnädigen Fräuleins, und er war verabschiedet.

Als er zu Petersens herunterkam, hatte er heiße Backen.

„Alles in Ordnung, Tante! Bleibt alles beim alten. An Fräulein Tornö braucht ihr nicht zu zweifeln. Die bringt dich nicht in Verlegenheit."

„Gott sei gelobt und gedankt," sagte die Institutsvorsteherin und wischte sich die Augen unter der Brille aus. „So hat sie also doch von ihrer Mutter das gute Herz geerbt, und das ist mehr wert als alles Gold und Silber."

„Na," meinte Traulsen, „aber solche nette Erbschaft von Gold und Silber ist manchmal doch das Mittel, daß man das gute Herz seiner Vorfahren auch mit übernehmen kann. Übrigens, ich soll sie in Französisch unterrichten. Mittwoch fangen wir schon an."

„Wo soll denn das vor sich gehen?"

„Nun, natürlich oben in ihrer Wohnung."

„Wenn die Leute nur darüber nicht reden."

„Reden! Laß sie reden!" rief Erasmus mit äußerster Geringschätzung und ohne einzugestehen, daß ihm zu allererst, als Fräulein Tornö ihn kurzerhand zu sich bestellte, genau dasselbe Bedenken aufgestiegen war. Jetzt, vor seiner Tante, wollte er sich als den freien Mann erweisen. „Was ist denn dabei? Was soll denn passieren?"

„Nein, gewiß nichts, mein Junge. Bloß — es ist hier nicht Sitte, daß zwei unverheiratete junge Leute allein beieinander sind."

„Wird Zeit, daß man mit diesen verschimmelten Ansichten hier in Korsholm gründlich aufräumt! — Grüß' Inge. Und wenn du sonst noch etwas wegen deiner Angelegenheit mit Fräulein Tornö zu besprechen hast, so vertrau' es mir nur an. Ich komme ungemein leicht mit ihr aus."

Erasmus Traulsen schritt in sehr gehobener Stimmung heim. Er kam sich vor, als sei er dazu berufen worden, die alte Korsholmer Enge zu sprengen. Mußte sich denn immer gleich etwas Polizeiwidriges anspinnen, wenn zwei Leute von verschiedenem Geschlecht ohne Aufsicht zusammen saßen? Eigentlich doch eine furchtbar unsittliche Anschauung und Phantasie! Aber so war es: die Philister und die Prüden beschäftigten sich in Gedanken immer mit den allerbösesten Dingen. Sonst konnten sie sich ja auch nicht entrüsten.

‚Der Freiheit eine Gasse,' sagte Erasmus Traulsen für sich und präparierte sich im großen Ploetz eifrig auf die erste französische Stunde bei Fräulein Tornö.

⁂ ⁂ ⁂

Nun, der Fall mit diesen Unterrichtsstunden wurde in Korsholm nicht so tragisch genommen, wie Traulsen erwartet und vielleicht sogar gehofft hatte, damit es sich auch lohnte, gegen die veralteten Volksansichten von der Unmöglichkeit eines harmlosen Verkehrs zwischen den beiden Menschengeschlechtern anzugehen. Man kannte Gymnasiallehrer Traulsen als den anständigsten und ehrsamsten jungen Mann, und es war für Fräulein Tornö ein gutes Zeichen, daß sie sich gerade ihn als Stundengeber ausgesucht hatte. Immerhin hätte man es bedeutend richtiger gefunden, wenn der Unterricht zum Beispiel bei Frau Petersen stattfand. Irgend etwas, — davon ließen sich die Korsholmer Frauen, die weit mehr Einbildungskraft als Erfahrung in diesen Sachen hatten, nicht abbringen, — irgend etwas passierte doch stets, wenn zwei unter sich allein waren.

Und das ist das Merkwürdige: die so verachteten Philister haben letzten Grundes immer recht. Das kommt daher, weil sich die Philisteransichten aus einer tiefen allgemeinen Kenntnis der menschlichen Natur herausgebildet haben. Daß es Ausnahmen von der Regel gibt, davon wollen sie nichts wissen, und kann man ihnen so ganz widersprechen? Wir sind eben allzumal Sünder . . . so oder so . . . irgendwo tragen

Digitized by Google

wir den alten Adam mit uns herum, der nur zu gern in den Apfel biß und seine Eva auch sehr bald um ein Stücklein von der schönwangigen Frucht gebeten hätte, wenn sie sie ihm nicht gleich selber hinhielt.

Zu den sogenannten polizeiwidrigen Ereignissen kam es in den französischen Stunden ganz und gar nicht. Das reine Gewissen beider Teile wurde überhaupt nicht getrübt, denn zwischen Erasmus und Aslaug — das hätte auch der strengste Beobachter bestätigen müssen — ereignete sich äußerlich so gut wie nichts.

Trotzdem aber behielt die Meinung des Volkes recht, die eine Gefahr im Selbandersein von Mann und Weib sieht: die französischen Stunden wurden nämlich für Erasmus Traulsen nach und nach zur Herzenssache ...

Der Herbst brach herein.

Mutter Ruckisch packte ihr Kaffeegeschirr im nordschleswig-altchinesischen Tempel an der Gaugrafeneiche zusammen, und die Hausfrauen schickten die Dienstmädchen zum Klempner und ließen ein neues Viertelmeter Docht für die Hängelampe holen.

Ja, überall freute man sich am milden, rötlichen Lampenlichte. Aslaug Tornö aber hatte die Gewohnheit, nur Kerzen zu brennen, und wenn Erasmus Traulsen in diesen etwas unbestimmt flimmernden Schimmer trat, so erfüllte ihn dasselbe Gefühl, als wenn er in die Kirche kam: ihm wurde weihevoll zumute, und sein alter Ploetz erschien ihm auf dem Tische seiner Schülerin so heilig wie ein Gesangbuch.

Das gab den Stunden einen gehobenen Ton.

Die Lehren der französischen Grammatik erhielten einen Anstrich von hoher Ethik, und als er nun sogar Racine und Corneille mit Aslaug las, da dünkten ihn diese Dichter nicht um vieles geringer als die Evangelisten.

Alles das rührte von den Kerzen her, die so still aufragten, und deren Flammen nur leise hin- und herschwankten, wenn man in den Büchern umblätterte — gleich als wären sie in lebendiger Spannung, was wohl für Herrlichkeiten auf der nächsten Seite zu lesen ständen.

Fräulein Tornös Antlitz war unter diesen Strahlen von unendlich zarten Farben, und ihre Hände und Arme hatten etwas Selbstleuchtendes.

Und so setzte denn Erasmus Traulsen in den ihm geweiht vorkommenden Raum ganz folgerichtig sein Madonnenbild hinein. Madonnenbilder aber wollen angebetet sein, und auch hieran ließ es Erasmus nicht fehlen. Freilich tat er es so heimlich und innerlich, daß Fräulein Tornö nichts davon bemerken konnte.

Gar nichts? Das darf man vielleicht nicht sagen. Denn welches Mädchen ahnt es nicht wenigstens, wenn ihm eine Verehrung, und wäre sie noch so verhalten, gewidmet wird?

Aber sie nahm Herrn Traulsens scheue und nur hier und da in Bewunderung aufblitzende Blicke für die Huldigung, die sie überall erfuhr. Sie war sich bewußt, nicht zu den Häßlichen und auch nicht zu den bloß Hübschen zu gehören. Da verstand es sich also von selbst, daß die männlichen Augen gern auf ihr ruhten.

Bisweilen war ihr das ja unlieb, wenn es aber in so wenig aufdringlicher Weise geschah, wie von Erasmus Traulsen, so konnte eine Dame es sich wohl gefallen lassen.

Deshalb schaute sie ihren Lehrer mit unverhohlener Freundlichkeit in das offene, von blondem Barte umrahmte Gesicht, gab sich rechte Mühe, seiner Unterweisung Ehre zu machen, und nahm, weil sie in die Literatur eingeführt zu werden wünschte, außer den französischen auch noch deutsche Stunden bei ihm.

Das war nun gerade Traulsens Fach, denn wenn er auch seiner Abstammung nach ein wenig auf Dänemarks Seite stand: die deutschen Dichter, seinen Schiller, Körner, Dahn und Geibel, die liebte er über alles.

Er war sehr beredt, dem Fräulein die Schönheiten der Poesie nahezubringen, und sie saß immer in einer lässigen Haltung vor ihm und lauschte mit dem klugen Ausdruck eines Menschen, der das Gehörte schnell in sich verarbeitet und aus dem Gesagten Eindruck auf Eindruck sammelt, um auf diese Art rasch zu einem eigenen Schatze des Wissens und Empfindens zu gelangen.

Und wie das so geht: kleine Pausen traten im Unterricht ein, die damit ausgefüllt wurden, daß Lehrer und Schülerin

Digitized by Google

auch einmal das miteinander besprachen, was sie persönlich anging.

Traulsen schenkte Fräulein Aslaug sein ganzes Vertrauen. Sie kannte bald seine nicht sehr zusammengesetzte Lebensgeschichte, von seinem Ursprunge im kleinen Bauernhause an bis zu seinen Universitätsjahren in Kiel und dann ferner bis zu seiner Anstellung am Korsholmer Gymnasium und bis auf den heutigen Tag, wo er mit Freuden schulmeistern würde, wenn nur seine Vorgesetzten nicht so schreckliche Pedanten wären.

Aslaug erwiderte das Vertrauen tropfenweise. Was erlebte so ein junges Mädchen schließlich auch? Und gerade, daß sie noch nichts erlebt hatte, das machte sie schwermütig. Die Einsamkeit!

„Mein Dasein hat doch gar keinen Zweck. Wem nütze ich damit? Niemand! Wer steht mir nahe? Kein Mensch. Ich will gern an manchen heran, aber irgend etwas ist dann doch immer da, was mich abstößt und verschlossen werden läßt. Ich bin nicht neugierig und halte mich erst recht nicht für verpflichtet, den Leuten meine Seele zu zeigen. Da knüpft sich dann nie ein rechtes Band zwischen mir und den andern. Sogar bei Inge Petersen, — über die gute Bekanntschaft kommt es mit uns nicht heraus. Ich weiß wohl, daß ich schuld daran bin, so weit man denn für seine Natur von Schuld reden kann."

Ja, sie sagte wohl, daß sie sich nicht gern andern mitteilte, aber indem sie überhaupt davon sprach, war sie doch in Wahrheit ihrem Lehrer gegenüber mitteilsam genug, und Erasmus war sehr stolz darauf, weil er seiner Meinung nach ihren inneren Menschen recht kennen lernen durfte.

So geschah es, daß der gute Traulsen auf dem besten Wege war, sein Herz an Norwegens schöne Tochter, seine gelehrige Schülerin, zu verlieren.

Aslaug spürte wohl so etwas, und ihr Lächeln ward gewinnender; denn wenn sie auch sonst manches Besondere an sich hatte, darin war sie doch das echte Weib, daß es ihr Genugtuung bereitete, wenn sie jemand bestrebt sah, sich ihr zu Füßen zu legen, und auch darin, daß sie ihn in diesem Bestreben gern noch ein bißchen anfeuerte, ihm gern noch ein bißchen, ohne auch nur selbst das geringste zu versprechen, zuwinkte: Komm nur!

Wurde sich aber Fräulein Tornö des Sieges, den sie absichtslos zu erringen im Begriffe stand, mit ganz natürlicher Freude bewußt, so herrschte unten im Hause wegen Erasmus Traulsens Benehmen viel Ärger und Kummer.

Inge Petersen spürte, daß es ihr weh tat, wenn Erasmus jetzt nur flüchtig bei ihr vorsprach, um dann stundenlang bei Fräulein Tornö zu verweilen, und aus diesem Leid wurde es ihr klar: sie hatte ihren weitläufigen Vetter schon längst viel lieber gehabt, als sie bis dahin selbst annahm.

Eifersüchtig wollte sie auf diese Norwegerin nicht sein, — bewahre! — dazu war sie sich viel zu gut.

Wenn nun aber jemand sie auf Herz und Gewissen befragt hätte, welchen passenden Namen sie denn sonst für ihre jetzigen Gefühle Erasmus und Aslaug gegenüber hatte, so wäre es ihr doch sehr schwer geworden, eine Antwort darauf zu geben.

Will sich einer über das, was ihn schmerzt, gar nichts merken lassen, so kann man es ihm bekanntlich immer am allermeisten anmerken. Inge mühte sich redlich ab, die Dinge, die sich da oben ihrer festen Überzeugung nach entwickelten, mit außerordentlicher Ruhe und mit dem Achselzucken: was geht es mich an? — zu betrachten, und verfiel daher sowohl gegen ihren Vetter als gegen ihre Freundin — denn so nennt man ja einmal langjährige Bekannte, wenn der Ausdruck auch nach dem strengsten Maße gemessen nicht völlig stimmt — in eine Art, die beide gar nicht an ihr kannten.

Ihr Mädchensinn war aus eigener Gerechtigkeit böse auf Aslaug, denn die lockte Traulsen entschieden an. Sie war aber auch böse auf Traulsen: was bildete der sich nur ein? Daß die für ihn paßte? Lächerlich!

Also fing sie an, Aslaug auszuweichen, und Erasmus bekam hin und wieder ein spitzes Wort von ihr zu hören.

Auf Aslaug wirkte dies Gebaren nun weiter nicht ein. Sie dachte über die Ursache zuerst nicht nach und konnte Fräulein Petersen gut entbehren. Traulsen aber wurde doch stutzig. „Du bist in der letzten Zeit so merkwürdig zu mir, Inge."

„Merkwürdig ist bloß das eine: daß dir an mir überhaupt noch etwas auffällt. Übrigens bin ich genau wie immer."

Digitized by Google

„Das kann ich beim besten Willen nicht finden, Inge. Sage doch: habe ich dich irgendwie verletzt?“

„Nein. Darüber kann ich nicht klagen. Wie und wann sollte das auch geschehen sein? Wir sprechen uns ja nie.“

„Im Institut doch täglich, und ich gehe auch nicht ein einziges Mal an eurer Tür vorbei.“

Inge hatte es auf der Zunge zu erwidern: Ja, aber die Minuten, die du hier drinnen bei uns bist, starrst du schon ungeduldig nach der Decke empor. Indes sie bezwang sich und verriet sich nicht.

Erasmus Traulsen schüttelte den Kopf. Was war das nur mit der kleinen Inge?

Der Mutter konnte es erst recht nicht entgehen, daß Inge anders war als früher, und die Ursache dazu fand sie ja leicht heraus. Wurde doch ihre eigene Hoffnung für die Zukunft ihrer Tochter davon betroffen, daß Erasmus augenscheinlich von hier unten, wo er schon wie ein Sohn im Hause gewesen war, nach dort oben abschwenkte. Mit Inge selbst wagte sie nicht über die betrübende Angelegenheit zu sprechen, doch als ihr Neffe, weil er aus Inge nichts herausbrachte, sie nun eines Tages allen Ernstes fragte, wie und wodurch er das junge Mädchen könne beleidigt haben, da war Frau Petersen minder verschwiegen als ihre Tochter: „Ja, lieber Gott, mein Junge, ihr Männer! Aber wer will es dir übelnehmen, wenn du eine reiche Partie machen kannst? Das sagen alle.“

Frauenhände sind ja etwas sehr Zartes und Schönes, solange sie noch jung sind. Aber im Alter werden sie leicht plump und greifen dann ungeschickt zu. Das mußte Erasmus zu seinem Gram erfahren.

Seine Tante zog mit ihren Worten rücksichtslos einen Schleier weg, den ihm sein Herz aus lauter stiller und reiner, nichts fordernder Schwärmerei für Aslaug Tornö gewebt hatte. Er sah urplötzlich beide Mädchen, die stolze Norwegerin und seine kleine Cousine, in einem völlig anderen Lichte. Und das Licht war recht fahl und unhold.

„Ich? Partie? Was meinst du damit?“

„Ja, du hast gar kein Auge mehr für Inge, seitdem du da oben Unterricht gibst. Und daß Inge darüber traurig ist, wo ihr doch früher so nett miteinander gestanden habt, kannst du das nicht begreifen? Aber was hilft das alles? Die Hauptsache ist ja, daß es zu deinem Glück ausschlägt.“

Und die üblichen Frauenseufzer wurden in das weiße Linnen hineingenäht, das Tante Petersen gerade zu Taschentüchern bearbeitete. Es war nicht anders, als ob jeder Nadelstich eine Träne wäre. „Ach ja, die Männer!“

„Aber du hast doch nicht den geringsten Grund, so zu sprechen!“

„Laß doch, Erasmus. Was geht es uns an? Inge muß darüber hinwegkommen, und das wird sie auch. Und nicht wahr? Sie soll es nicht wissen, daß wir so miteinander gesprochen haben. Das würde sie vielleicht bloß kränken. Ich rede ja als Mutter, — du liebe Zeit!“

Schade, jammerschade! Alle Harmlosigkeit war dahin!

Jetzt saß Erasmus halbe Stunden bei seiner Cousine und war ausnehmend liebenswürdig und zuvorkommend, aber frostig blieb es doch in dem noch so mollig geheizten Zimmer, und er hütete sich, bei Aslaug auch nur eine Minute länger zu sein, als die Privatstunde dauerte. Die Kerzen hatten ihren poetischen Schein verloren.

Daß er ein Mitgiftjäger sei, sollten die Leute ihm wahrhaftig nicht nachsagen können. Nicht mit einem Gedanken hatte er an Aslaug Tornös Reichtum gedacht, — er hatte ja überhaupt noch gar keine Absichten auf irgend etwas, was Aslaug betraf, in sich gespürt. Nur seinem lieben, ihm heiligen Empfinden für das eigenartige junge Mädchen hatte er sich hingegeben. Nun war es ihm entweiht.

„Das sagen alle.“ Furchtbares Wort! Alle? Er kam sich nackt und bloß vor. — Und Inge? Nun ja, gewiß, es war schon mal zärtlich zwischen ihnen geworden. Sie hatten einander schon mal einen Kuß gegeben, der nicht ganz nur vetterlich und cousinlich gewesen sein mochte, aber versprochen hatten sie sich gegenseitig durchaus nichts. Es war ihm nie eingefallen, daß er in seiner Vertraulichkeit mit ihr zu weit gegangen sein konnte.

Jetzt freilich machte er sich deswegen auf einmal Vorwürfe. Wenn man ein junges Mädchen schon küßte, und war es auch halb im Scherz, — ja, das verpflichtete den Ehrenmann doch wohl zu etwas.

Digitized by Google

Im Dolman

Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Am liebsten würde er den Unterricht bei Aslaug aufgegeben haben, um jedes Mißverständnis aus der Welt zu schaffen, aber das ging nun nicht so leicht an. So kam er zu den Stunden, war jedoch lange nicht mehr so beredt und von seinem Stoff begeistert vor seiner Schülerin wie in der ersten Zeit.

Seinem Vortrage begann das Fesselnde zu fehlen. Wenn eine besonders schöne Stelle in einem Gedicht kam, so zitterte es zwischen ihm und Aslaug nicht mehr so wundervoll verstehend hin und her.

Die Lichter seines Geistes brannten matt, und die Augen des norwegischen Fräuleins hatten daher auch nur schwachen Widerschein. Aslaug Tornö machte sogar bisweilen einen gelangweilten Eindruck und klagte öfters als zuvor über ihre Zwecklosigkeit und Einsamkeit.

Daraus aber hörte Erasmus nicht mehr ihr Vertrauen, sondern eher den Vorwurf: warum hatte sein Unterricht nicht die Kraft, sie diese Unlust vergessen zu machen?

Ein Kristall sieht erst sehr blank und schier und für alle Zeiten in sich geschlossen aus, aber dann bekommt er doch auf einmal eine undurchsichtige weiße Kruste und wird immer mehr zu Pulver. So ging es mit den Stunden, die Traulsen der Rittmeisterstochter gab. Ihr Inhalt zerfiel.

Dann und wann wurde schon einmal eine ausgesetzt, oder es wurde auch vorzeitig eine abgebrochen. Fräulein Tornö sprach davon, daß sie viel an Kopfschmerzen zu leiden habe, und Erasmus empfahl ihr eifrig, Doktor Rönneberg deswegen zu befragen. „Für den ist es eine Kleinigkeit, diese Sorten von Schmerzen zu vertreiben," rühmte er, „das ist überhaupt der geschickteste Arzt, den Sie sich denken können!"

Doktor Rönnebergs Auftreten war Aslaug bereits am Krankenbett ihrer Mutter sympathisch gewesen, und wo er ihr nun noch so herzlich angepriesen wurde, da war es denn kein Wunder, daß sie zu ihm ging. In der Tat wurde es von dem Tage an mit ihrem Kopfe besser. Also kam sie wieder. Doktor Rönneberg ließ sie vor ihm sitzen und strich ihr mit beiden Händen sanft über Stirn und Schläfe. Sie hielt dabei die Augen wohlig geschlossen, sah aber trotzdem immer sein scharfgeschnittenes Antlitz mit dem rötlichen, sich kräuselnden Haupthaar und dem zu beiden Seiten des Kinns getrennten und in spitze Enden zulaufenden Backenbart vor sich.

Es strömte etwas aus seinen Fingern in sie hinein. Sie mußte, wenn sie so unter seinem Einflusse war, immer an das Wort: ein mächtiger Mann denken. Dabei war er nichts weniger als freundlich gegen sie.

„Was treiben Sie denn nun eigentlich den ganzen Tag?" fragte er in barschem Tone. Sie erschien sich wie ein kleines Schulmädchen vor dem Herrn Lehrer. „Ich lese," antwortete sie befangen, „und dann mache ich natürlich Handarbeit, nicht wahr? Und dann habe ich Stunden genommen."

„Was für Stunden?" examinierte er.

„Deutsch und Französisch. Bei Herrn Traulsen."

„Na, die geben Sie nur auf. Das ist eine höchst überflüssige Anstrengung für Sie. Schließlich: allzuviel Anregung kann Ihnen Traulsen doch auch nicht bieten."

Das war eine schlimme, schlimme Bemerkung, die Gorm Rönneberg da fallen ließ, hart und lieblos gegen den Mann, der ihn so gern seinen Freund nennen wollte und sich nicht genug darin tun konnte, ihn vor aller Welt hochzustellen.

Wie der Staub die polierte Fläche eines Silberstückes nicht nur trübt, sondern nach und nach auch zerfrißt, so wirkte Doktor Rönnebergs Ausspruch auf das, was Aslaug für Erasmus Traulsen fühlte.

Sie hatte ihn ja um seines aufrichtigen, gefälligen, sich ihr anschmiegenden Wesens willen liebgewonnen, sie achtete ihn wegen seiner Kenntnisse, die er ihr frisch und frei von aller Lehrhaftigkeit mitteilte, aber daß er kein großer Geist war, — ja, darin hatte Doktor Rönneberg recht.

Dem mächtigen Manne fiel es leicht, einen solchen gemütvollen Menschen, wie Erasmus einer war, in Aslaugs Seele beiseitezuschieben, denn sie hatte diesen Lehrer ja schließlich doch nur genommen, um sich die Zeit, die ihr bei ihrem untätigen Dasein sonst sehr lang wurde, auf angenehme Weise vertreiben zu lassen.

In ihr regte sich die Jungfrauenunruhe, die nach irgend etwas sucht, was sie beschwichtigen kann. Sie tastet herum ... hier und dort ... gibt sich für Augenblicke

Digitized by Google

zufrieden, weil sie glaubt, das Ersehnte oder wenigstens einen Schimmer vom Ersehnten gefunden zu haben, — und im nächsten Augenblick, durch irgend etwas Zufälliges getrieben, läßt sie das Gefundene als unwert schon wieder fallen und sucht mit unbestimmten Qualen weiter.

Diese Jungfrauenunruhe wurde in Aslaug durch Gorm erst recht lebendig.

Über Traulsen hatte sie geherrscht. Er war der Schwächere von ihnen beiden, war lauter Dienstwilligkeit, und wenn sie Lust hatte, launisch zu sein, so durfte sie sich vor ihm unbedenklich gehen lassen. Er richtete sich in allem nach ihrer Stimmung. Das war bequem. Ein solches Verhältnis entsprach Aslaugs Natur, und darum hatte ihr Blick mit Gnädigkeit auf dem Lehrer geruht, und sie hatte ihm auch in der letzten Zeit kleine Huldbeweise zuteil werden lassen. Wenn er zu ihr ins Zimmer trat, war sie ihm — schon eine bedeutende Herablassung! — ein paar Schritte entgegengegangen, und scherzend, weil seine Mappe gar zu abgeschabt aussah, hatte sie ihm eines Tages einen neuen, von ihr selbst aus grauem Leinen gefertigten Umschlag für seine Bücher geschenkt. Den brauchte er nur, wenn er zu Fräulein Tornö ging. Nebenbei zeigte sich das kunstvolle und mit vielen Taschen ausgestattete Ding für seine Schulsachen auch als unpraktisch.

Aus einer Stunde der Mädchenvertraulichkeit wußte Aslaug, daß Inge Petersen viel auf ihren Vetter hielt und wohl gar auf ihn hoffte. Das störte Aslaug Tornö indessen ganz und gar nicht. Sie wollte ja nicht das mindeste von diesem Herrn Traulsen, und außerdem: ein kleiner Triumph war es ja für sie zu sehen, daß Erasmus sich rasch zu ihr neigte. Übrigens verstand sich das ja von selbst, — Aslaug brauchte sich ja nur mit Inge zu vergleichen.

So hatte sie in den vergangenen Monaten ein niedliches Spiel zu Hause gehabt, ohne daß ihr Herz dabei angegriffen wurde, gerade jedoch, weil alles so oberflächlich blieb, konnte ihr Herz nun sehr leicht satt auf das Bisherige und nach Neuem begierig werden.

Nach den Tagen müheloſen Gebietens kam in Aslaug der Wunsch auf, einem Menschen zu gehorchen, sich einem Menschen gegenüber klein vorzukommen.

Und da hatte Traulsen sie selbst an den richtigen Mann gewiesen.

Kopfschmerzen und sonstige Unbehaglichkeiten wurden Fräulein Tornö wertvoll, und sie hütete sorglich damit herum, denn so konnte sie gut einmal in der Woche zu Doktor Rönneberg in die Sprechstunde gehen. Nun, und wenn sie sich auch wohl befand: kluge Menschen fragten den Arzt in guten Zeiten, um zu verhüten, daß schlechte kamen.

Es wurde für Aslaug Tornö geradezu eine Beschäftigung, Doktor Rönneberg zu konsultieren, und sie trat für gewöhnlich recht spät in das Wartezimmer ein, denn sie war gern unter den letzten Patienten. Da hatte der Arzt immer mehr Muße, sich um ihr Leiden zu kümmern.

Gorm Rönneberg, des Frauenherzens kundig, lächelte. Die Kur, die er bei dieser schönen, immer mit einem Ausdruck der Ergebenheit zu ihm hinblickenden Dame anwandte, war sehr einfach: „Schicken Sie alle Ihre Hilfe weg und tun Sie in Ihrer Wohnung alles allein. Reisen Sie!“

Aslaug befolgte diese Ratschläge wenigstens insoweit, daß sie sich der häuslichen Arbeit mehr denn zuvor annahm und dann und wann ein paar Tage nach Dänemark hinüberfuhr. Aber das wurde doch ermüdend — ausfüllen konnte sie diese Unterhaltung durchaus nicht. Sie zürnte Doktor Rönneberg, daß er nichts Schweres für sie wußte. „Ich möchte wirklich eine Aufgabe im Leben haben,“ sagte sie zu ihm.

„Ja, die findet eine Dame wie Sie, doch nur in der Ehe,“ entgegnete er kurz und achselzuckend, als ob er ihr bedeuten wollte: was geht solch Mädchenwünschen und Verlangen den Arzt an?

Aslaug errötete und schwieg.

⁂ ⁂ ⁂

Die deutschen und französischen Privatstunden schliefen, als es Frühling wurde, wie von selber ein. Inge atmete auf, denn Erasmus war gegen sie wieder der alte gute Vetter, mit dem sie sich necken nnd auch wohl einmal — wie wenn sie noch zwei Kinder wären — einen Ringkampf ausführen konnte, der dem siegreichen Teil immer einen Kuß als Preis einbrachte. Übrigens eine sehr verständige Belohnung, weil die unterlegene Partei davon ja ebensosehr ihr Gutes hat wie die gewinnende.

Digitized by Google

Fräulein Tornö sah von ihrem Fenster aus, wie Vetter und Cousine dann und wann fröhlich im Garten miteinander herumjagten, und da schied Erasmus Traulsen völlig aus ihrem Leben. Ein so spielerischer Mann, dem so ein unbedeutendes junges Mädchen genügte, konnte wirklich nichts für sie zu sagen haben. Und doch beneidete sie die beiden um ihr harmloses Vergnügen. Ach, sie war überhaupt unzufriedener denn je. Das fortwährende In-sich-Hineinleben, wozu sie gezwungen war, verursachte ihr körperliche Pein.

Erlösung! — Ja, die Möglichkeit, sich mit einem Menschen auszutauschen, zu dem sie aufschauen mußte, der sie bereicherte, der ihr Wesen für sich beanspruchte und sie damit von sich selber befreite, — der sie zwang, Dinge zu vollbringen, gegen die sie sich vielleicht heftig, aber doch nur mit der Sehnsucht wehrte, daß ihr Trotz gebrochen werden möge. Ja, so recht ungebärdig wider jemand sein und dann seine feste Hand im Nacken fühlen, — welche Wonne mußte darin liegen!

Und bei allem Bezwungenwerden sich doch dem Werte nach geschätzt und begriffen zu sehen, — das mußte die Vollkommenheit des Glückes sein.

Doktor Rönneberg, der sie aufs Kochen und Staubwischen hinwies — hatte der eine Ahnung von dem feinen Seelenleiden, worunter sie dahinsiechte? War das ein Arzt für sie? Er ging ja gar nicht auf das ein, was sie ihm auseinandersetzte. Und dies Zucken um seinen Mund ... Aslaug stampfte auf den Boden, wenn sie daran dachte. Er sollte sie ernst nehmen. Wenn er das nicht tat, so verstand er sie eben ganz und gar nicht, und sie hatte in seinen Sprechstunden nichts zu suchen.

Die simplen Mittel, die er ihr empfahl: frische Luft, jeden Tag vier Stunden im Wald herumgehen — als ob ihre zarten Schmerzen, die doch nur Beweise eines Wesens waren, das auf die leisesten Eindrücke gegenschwang, mit solcher Hausbackenheit zu behandeln wären!

Sie zitterte, so unmutig war sie, weil Doktor Rönneberg sie nicht anders ansah als jede andere, die mit ganz gewöhnlichen Kopfschmerzen zu ihm kam. Wenn sie, Aslaug Tornö, über etwas klagte — oh, so hätte dieser Arzt einmal Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß er in der Tat der Wundermann sei, als dessen Prophet und Freund Traulsen durch die Stadt zog.

Fräulein Tornö bestrafte Doktor Rönneberg für sein mangelhaftes Können und Verstehen dadurch, daß sie zwei, drei Monate nicht zu ihm ging und gerade das Gegenteil von dem tat, was er ihr geraten hatte. Sie mied alle Arbeit, schloß sich von der Außenluft ängstlich ab und hatte dabei das kindliche Gefühl der Schadenfreude, als ob sie Rönneberg recht was Böses zufügte. Zugleich freilich steigerte dies schlaffe, meist auf dem Sofa verbrachte Dasein ihr Unbehagen auf das äußerste, und nach dem unberechenbaren, sich selber immer widersprechenden Schwanken der Jungfernunruhe erschien sie dann doch eines Tages abermals bei ihrem Arzte und weinte ihm ihre Nöte vor.

Das Leben sei nicht auszuhalten! Sie verzweifle! Sie sei so elend, so schwer krank — er müsse es ihr doch ansehen.

Und Gorm Rönneberg, der Frauenkenner, lächelte ..., aber Arzneien verschrieb er seiner Patientin doch nicht, weder solche aus der Apotheke, noch sonstwoher.

⁂ ⁂ ⁂

Indessen Gorm Rönneberg hatte doch auch seine Minuten, und ihrer wurden nach und nach mehr, wo ihm durchaus kein Lächeln um den Mund spielte, wenn er Fräulein Tornö sah oder an sie dachte.

Auch in ihm, so sehr er sich selbst genügte, war viel Einsamkeit ...

Sein Junggesellentum schaute längst nach einer Seele aus, in der es aufgehen, also ein seliges Ende nehmen würde. Er war über seine einunddreißig Jahre hinaus alt und reif, und um so gebieterischer forderte die Natur von ihm, daß er sich das Geschöpf erwähle, an dessen Seite er die große Mannesruhe, den großen Ausgleich von Herz zu Herzen finden konnte.

Man hatte kaum je beobachtet, daß Doktor Rönneberg sich einem Korsholmer Mädchen näherte. Ein einziges Mal war allerdings von seiner Heirat die Rede gewesen ... da schien es ihm eine Witwe angetan zu haben. Aber es wurde dann doch kein Paar aus den beiden. Die Witwe äußerte sich nur dahin, daß sie doch wohl nicht zueinander paßten, denn sie seien einander zu ähnlich, und dann ging sie hin

Digitized by Google

und nahm einen jungen Kaufmann, den man nur einmal anzublicken brauchte, um zu wissen, daß er unter dem Sternbilde des Pantoffels geboren war.

Gorm Rönneberg machte nicht den Eindruck, als ob er unter diesem Bruche zu leiden hätte. Er sprach zu niemand über den Fall und trank nach wie vor in aller Gemächlichkeit seine Flasche Rotwein bei Böckel hinter dem Rathause.

Das war nämlich eine Weinhandlung, wo sich des Abends einige studierte Herren der Stadt, verheiratete und unverheiratete, in einem heimlichen Zimmer zusammenfanden. Nur Eingeweihte konnten da hineingelangen, denn die Tür besaß keinen Griff, sondern es war eine sehr dralle Eva mit dem Apfel in ihre Füllung eingeschnitzt, und wer sich nun das Gemach öffnen wollte, der mußte dem lieben Weiblein tüchtig auf den Nabel drücken. Dann sprang die Tür durch eine Feder ganz allein auf.

Die Stube selber hatte die Merkwürdigkeit, daß nie Licht in ihr gebrannt wurde. Die Gäste begnügten sich mit dem matten Schein, der von außen, wo eine ziemlich entfernte Straßenlaterne aufgepflanzt war, durch die Butzenscheiben fiel.

Bisweilen wollte ja auch der Mond so gut sein und die Beleuchtung des geheimen Gemaches ganz umsonst übernehmen. Aber er war hier als zu aufdringlich und zu hell nicht beliebt. Sobald er sein freundliches, hilfbereites Gesicht zeigte, zog man ihm die Fenstervorhänge vor der Nase zusammen.

Jeder der Herren hatte seinen bestimmten Stuhl am großen Tisch, und auf jedem Platze stand immer schon sein Getränk bereit, wenn er eintrat. War seine Flasche leer und gelüstete es ihn nach einer weiteren, so brauchte er nur mit dem kleinen Hammer, der neben jedem Glase lag, auf die Tischplatte zu pochen, dann kam — erschien kann man nicht gut sagen, denn zu sehen war in der Finsternis nichts — von irgendwoher aus dem tiefen Hintergrunde des Zimmers der wackere Heinrich Böckel herbei, brachte Neues und verschwand wieder im Dunkeln.

Meist saß die Runde schweigend da, und man vernahm dann nur das Plätschern, wenn die Pokale gefüllt wurden, oder auch ein gelegentliches Räuspern. Die Zigarren, die an einer blauen Spiritusflamme in der Ecke neben der Anrichte entzündet wurden, glimmten geheimnisvoll. Dann und wann wurde ja aber auch gesprochen — es war jedoch nur eine halblaute Unterhaltung erlaubt.

Ein einziges Mal in endlosen Jahren war ein Landesfremder in dieses Zimmer hineingeraten, weil sich die Tür vorher noch nicht ordentlich ins Schloß eingehakt hatte. Mit einem verwunderten „Guten Abend!“ tastete er zu einem Sitz, blickte ängstlich um sich herum, versuchte dann, ein Gespräch über das Wetter und über die schöne Lage Korsholms anzufangen, wurde, weil er gar keine Antwort erhielt, ärgerlich und rief zuletzt: „Wirtschaft! Kriegt man hier denn nichts zu trinken? Das nennt sich Weinstube? Das sollte uns mal jemand in Berlin bieten!“

Da drang plötzlich von allen Seiten ein höhnisches Gelächter auf ihn ein, und zugleich ertönte von überall her ein unheimliches, immer stärker werdendes Klopfen. Dem armen Manne sank jeglicher Mut. Er dachte, er sei in ein Femgericht oder in eine ähnliche lebensgefährliche Einrichtung hineingeraten, sprang auf, stieß sich an Stuhl und Bänken die Kniescheiben wund, bis er den Ausgang gefunden hatte, und entfloh. Seinen Hut hat er dagelassen — den hat Böckel zum Andenken an diesen vornehmen Besuch aus Berlin über der Tür festgenagelt.

Hier also, wenn man es nicht gerade vorzog, stumm in sich versunken dazusitzen, wurden in aller Bedachtsamkeit und Sachlichkeit die Dinge der Stadt beredet, und Doktor Rönneberg, der seinen guten und schweren Trunk nach des Tages Last brauchte, fehlte nie in dem Kreise, es sei denn, daß er einem neuen Menschlein behilflich sein mußte, auf diese Erdenwelt zu kommen, oder daß ihn sonst seine Arztespflicht in Anspruch nahm.

Auch Erasmus Traulsen kam bisweilen zu Böckel, um in Bescheidenheit sein halbes Fläschlein Mosel zu verschlürfen — ein Glas Bier war ihm eigentlich lieber —, und wenn nun hin und wieder einmal ein etwas strenges Urteil über irgend jemand gefällt wurde, so fand Erasmus seinen schönen Beruf darin, alles zum Besten zu kehren und stets das hervorzuholen, was an dem Verurteilten oder wenigstens An-

Digitized by Google

gezweifelten für gute Eigenschaften zu bemerken seien. Er war eben, so wenig er schmeichelte oder gar vor anderen kroch, der geborene Lobredner, und schon oft hatte er durch seine ehrlichen Worte in der Meinung der Herren einen Umschwung zugunsten eines Mitmenschen hervorgerufen.

Ward aber sowieso Nettes und Angenehmes über einen gesprochen, dann war Erasmus Traulsen erst recht dabei, seine lieben Hymnen auf die Tugenden dessen, es sei Mann oder Weib, zu singen, der mit seinem Namen gerade auf der Tagesordnung stand.

Es konnte nun ja nicht ausbleiben, daß die Rede auch einmal auf Fräulein Tornö kam. Und da kreuzten sich denn allerhand Fragen und Äußerungen.

„Tut die eigentlich was anderes, als daß sie sich putzt?"

„Kopenhagener Schick!"

„Bloß finde ich: die Ponylocken stehen ihr nicht. Man sieht vom ganzen Gesicht kaum was."

„Na na — ist immer noch genug da, worin sich jemand verlieben kann."

„Mag sein. Aber daß so ein Mädchen mit ihren Geldsäcken dasitzt und sich um Gott und die Welt nicht kümmert — das ist mir unbegreiflich. Wie hält das jemand aus? Ob sie intelligent ist? Oder ob man diese Zurückhaltung mit einer gewissen geistigen Beschränktheit erklären muß?"

Ja, nun war es aber die höchste Zeit, daß Erasmus Traulsen zu Worte kam. Er hatte schon lange fieberig an seiner Flasche herumgefingert und gewartet, wo er eingreifen konnte. Aber das Gespräch hatte sich bis dahin nahtlos abgerollt. Jetzt kam eine kleine Kluft. Gleich sprang Erasmus zu: „Tun Sie Fräulein Tornö nicht unrecht, meine Herren, die ist klug und gescheit genug. Sie beschäftigt sich mit den schwersten Sachen. Ja, die kennt ihren Byron, sag' ich Ihnen. Und auch sonst — die ganze Literatur. Außerdem wirkt sie im stillen viel Gutes. Ich habe selbst was von ihr an arme Leute verteilen müssen. Was soll sie sonst? So ein junges Mädchen, das ganz allein dasteht, kann sich ja beim besten Willen nicht betätigen. Ich bin fest überzeugt, wenn Fräulein Tornö einmal heiratet, dann entwickelt sie sich noch sehr. Wer die kriegt, der hat in den Glückstopf gegriffen, versichere ich Ihnen, meine Herren. Prost!"

So saß Erasmus und lobte warmen Herzens die vortrefflichen, nur noch nicht zur Entfaltung gebrachten Eigenschaften des norwegischen Fräuleins, und er tat das in seiner ganzen rührenden Selbstlosigkeit, denn er war längst zu der Erkenntnis gekommen, daß bei der Mieterin seiner Tante Petersen für ihn nichts zu holen war. Er hatte sich beschieden. Um Fräulein Tornö heimzuholen, dazu mußte ein anderer Mann kommen, als er einer war. Von seiner Schwärmerei für Aslaug war nur eine aufrichtige Verehrung übrig geblieben, und der gab er gern seinen unverhohlenen Ausdruck. Wohlwollend und sanft gesinnt, wie man überhaupt an diesem Orte war, ließ man sich von ihm überzeugen.

Besonders aber einer war da, der sehr aufmerksam auf die Worte des Lehrers lauschte, obgleich er sonst Erasmus Traulsens Meinungen nicht allzuviel Gewicht beilegte.

Das war Gorm Rönneberg.

An der Erörterung über die junge Dame, für und wider, nahm er nicht teil. Er sammelte sich jedoch aus den verschiedenen Zügen, die da als dem Fräulein eigen und eigentümlich gleichsam auf den dunkeln Lufthintergrund des heimlichen Gemaches gezeichnet wurden, ein Bild und verglich es mit dem Bilde, daß er sich schon selber von seiner Patientin gemacht hatte.

Und es ergab sich, das er diesmal mit seinem oft ein wenig wegwerfend behandelten Freunde in Übereinstimmung war.

„Hm," sagte Doktor Rönneberg unwillkürlich und goß einen großen Schoppen Rotwein hinunter.

Dann stand er auf, machte noch einen langen, nachdenklichen Spaziergang um die Stadt, und als er zuletzt sein Haus aufschloß, diesen alten Giebelbau, da kam es ihm stärker als jemals so vor, daß es doch höchst überflüssig und widersinnig sei, wenn ein Mensch für sich allein solch ein großes Gewese bewohnte.

„Hm," sagte Doktor Rönneberg, indem er den Schlüssel im Loche kreischen ließ, „mal sehn, wat dorbi to maken is."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Weltkrieg im Spiegel Bismarckischer Gedanken

Von Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz in Hamburg*)

Mehr als ein Jahr ist bereits ins Land gegangen, seitdem das friedfertigste Volk der Erde in den Kampf um Sein oder Nichtsein hineingezwungen wurde. Heute lodert aus unseren Herzen nicht mehr so himmelan die Flamme jubelnder Begeisterung, mit der wir die ungeheure Gefahr, in die wir hineingingen, begrüßten; allzutief sind die Schatten, welche die Not der Zeit, der ungeheure Kampf über unser Land und Volk geworfen haben; immer noch mehren sich die Opfer, füllen sich die Spalten in den Zeitungen, in denen die Daheimgebliebenen mit verhaltenem Schmerz den Heldentod der Geliebten anzeigen; und unsere Herzen zittern, wenn wir der kämpfenden Brüder gedenken. Aber um keine Linie sind wir von der Entschlossenheit abgekommen, mit der wir den Krieg begannen; von dem Willen, durchzuhalten, wenn es sein müßte, bis zum bitteren Ende: Sieg und Tod haben uns nur fester aneinandergeknüpft; der Schmerz selbst und die dunkle Glut des Hasses gegen die Verruchtheiten unserer Gegner haben nur unsern Willen gestählt, den Preis für diesen Kampf der Opfer wert zu machen, die er fordert.

In einer solchen Zeit, wo die Tat alles ist, wird man des Unwertes der Rede, des gesprochenen wie des geschriebenen Wortes, recht inne; und es bleibt ein schwacher Trost, daß beides doch aus der gleichen Gesinnung, dem einen Gedanken, der uns alle beseelt, quillt, daß nur ein Pulsschlag alle deutschen Herzen bewegt. Aber jeder kann nur geben, was er besitzt, und tun, was er vermag, und was seines Amtes ist. Und so möge es dem, dessen Amt es ist, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verknüpfen, gestattet sein, den Weltzusammenhang dieser ungeheuren Begebenheiten im Lichte Bismarckischer Gedanken darzustellen, den Wegen, die uns das Schicksal führte, nachzuspüren und die Ziele, die uns jenseits des Kampfes, den wir nicht anders als einen Gang zum Siege für uns verstehen können, anzudeuten.

Denn daß es eine Weltepoche ist, wie sie nur in Jahrhunderten wiederkehren, liegt vor Augen.

Alles, was Europa gesehen hat, seitdem Napoleons Macht auf den Feldern von Waterloo niederbrach, muß vor dem, was wir erleben, zurücktreten: ebensowohl die Kriege, welche Rußland in drei aufeinanderfolgenden Generationen auf dem Balkan und an der Ostküste Asiens geführt hat, wie diejenigen, durch welche Italien und Deutschland ihre nationale Einheit erreichten. So auch alle inneren Erschütterungen, welche die europäischen Nationen seitdem umgestalteten, und die Kriege, durch die England das in den Napoleonischen Kriegen gewonnene Erbe verdoppelt und verdreifacht hat. Das alles war nur die Vorbereitung auf den Weltkrieg, in den wir hineingerissen sind, und in dem alles, was in diesem Jahrhundert gewonnen wurde oder erhalten blieb, von neuem vor die Existenzfrage gestellt wird, — so wie die Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts, das Ringen Englands und Frankreichs um die Kolonialwelt in beiden Hemisphären, das Empordringen der russischen Macht, von Peter dem Großen bis zu Katharina II., und die Kriege, durch welche Friedrich der Große Preußens Großmacht schuf, nur wieder die Vorbereitung waren zu dem Weltkampf, der mit der Revolutionierung Frankreichs begann und mit dem Untergange Napoleons abschloß.

In der Tat, nur die katastrophalen Er-

*) Umarbeitung und Erweiterung eines Vortrages, den ich bereits im September vorigen Jahres in Hamburg unter dem Titel „Neue Probleme der deutschen Politik“ gehalten habe. Von der Literatur, in der seitdem die darin erörterten Fragen viel besprochen wurden, sind mir besonders wertvoll geworden zwei Arbeiten von Friedrich Lenz: fünf Aufsätze in der Deutschen Rundschau, Oktober—Februar (jetzt vereinigt unter dem Titel „Die Voraussetzungen des neuzeitlichen Staatenkrieges“, als erste Schrift der neuen von Dr. Jaeckh herausgegebenen Schriftenreihe „Weltpolitik und Weltkultur“) und die kürzlich erschienene Broschüre „Ist Deutschlands Krieg ein Wirtschaftskrieg? Über die ökonomischen Grundlagen des deutsch-britischen Konflikts“. Ferner sei verwiesen auf Hans Delbrücks Buch „Bismarcks Erbe“, das sich ein analoges Thema gestellt hat, und auf das mit Recht vielgerühmte Buch R. Kjelléns „Die Großmächte der Gegenwart“, das um so bedeutender ist, als es bereits vor dem Kriege herauskam.

Digitized by Google

schütterungen um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts können sich den Ereignissen an die Seite stellen, unter denen heute unser Erdteil dröhnt, und auch sie werden von diesen durch den Umfang des Kampfplatzes, die Massen, die in Bewegung gesetzt sind, die Leidenschaften, die entfesselt wurden, und die Preise, die den Siegern winken, weit in den Schatten gedrückt. Der spanische Erbfolgekrieg umspannte doch nicht mehr als das halbe Europa; und soweit er zur See geführt wurde, spielte er sich auf wenigen Inseln oder an den Küsten ab. Mitten durch Deutschland lief die Linie, über die er nicht hinauskam; denn der nordische Krieg, der Schwedens Macht zerbrach und Rußland unter Peter I. zur Großmacht erhob, ging neben ihm her, ohne daß sie sich ineinander verflochten. Dies wurde anders in den Kriegen, welche die französische Revolution entfesselte. Der Versuch Preußens, noch einmal den Norden Deutschlands und die skandinavischen Reiche aus ihnen fernzuhalten, scheiterte, und so ward der Kontinent seit 1806 ganz in sein Flammenmeer gehüllt. Aber ein Krieg wie der unserige, der Europa und Asien zu einem einzigen Schauplatz machte, und der in Afrika bereits den Wegen folgt, auf denen vor kaum vier Jahrzehnten europäische Reisende die Geheimnisse des dunklen Erdteils zu enthüllen strebten, ist etwas Unerhörtes in aller Geschichte.

Die Nation, die in jenen beiden Weltkriegen, dem um die spanische Herrschaft und dem gegen das Frankreich der Revolution und ihres gewaltigen Erben, die größten Preise davontrug, war England. Heute sieht dieses England die dritte und letzte Etappe auf seinem Wege vor sich. Ob es sie erreichen wird, das ist die Frage, um welche seit einem Jahr gefochten wird.

Daß es gute Aussichten zu haben hoffen konnte, als es die Kette, mit der es uns umschlungen hatte, geschlossen sah, weiß die Welt. Seite an Seite steht es gegen uns mit den Mächten, gegen die es in den letzten zwei Jahrhunderten gekämpft hatte. Denn Frankreich galten alle Waffengänge Englands, die es von seiner „glorreichen" Revolution ab bis Waterloo geführt hat; und Rußland niederzuringen war das Endziel seiner Politik, seitdem mit der Erhebung der griechischen Nation im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts der Kampf um die Hegemonie im östlichen Mittelmeer in ein neues Stadium eingetreten war. Nachdem es aber Frankreichs letzten Versuch, von Faschoda her seine Stellung im Nilland abzuschnüren, vereitelt und Rußland durch Japan, das es heute gegen uns hetzte, matt gesetzt, hat es beide Mächte hinter sich hergezogen, um uns in einer Riesenumarmung zu erdrücken. Auch sonst fehlt es ihm wahrlich nicht an Freundschaften, und nicht nur bei den Nationen der Mörder und Barbaren, deren Haß und Raubgier ihm zu Diensten sind, sondern auch bei den Neutralen, mögen sie germanischen oder romanischen Geblütes sein; durch ein System von Lüge und Fälschung, wie es selbst in seiner mit Erdichtungen ganz übermalten Geschichtsschreibung nicht zu finden ist, hat es die nur allzu willige öffentliche Meinung der abseitsstehenden Staaten zu bestechen gewußt, also daß kaum irgendwo in der Welt die gerechte Sache Anerkennung fand; der eine Bundesgenosse, den wir und unsere Waffenbrüder von Österreich im Anfang des Krieges besaßen, hat uns beim Ausbruch des Krieges sogleich verlassen, um uns schließlich mit einer Hinterlist, die der Nachkommen eines Macchiavelli und Cesare Borgia würdig war, in den Rücken zu fallen.

Länger als zwei Jahrhunderte galt es fast als Glaubenssatz der allgemeinen Politik, Österreich an der Seite Englands zu sehen, und fast als unnatürlich, daß es im Siebenjährigen Kriege bei seinen Feinden stand. Wir selbst hielten zu England in den Zeiten Bolingbrokes und beider Pitt; preußische Regimenter kämpften unter Marlborough bei Malplaquet, eben dort, wo vor einem Jahr das große Laufen Tom Atkins begann, der einzige Wettkampf, in dem er unsere Feldgrauen hinter sich gelassen hat. In jeder Phase der Revolutionskriege waren wir Englands Alliierte, oder es schlugen doch unsere Herzen, wenn wir einmal gezwungen dem französischen Cäsar folgen mußten, für das vereinigte Königreich, das die Ketten des Kontinentes zerbrach, um die seinen über alle Meere zu werfen; als Blutsfreunde und Glaubensbrüder, als Schicksalsgenossen und Kulturverwandte haben wir sie noch bis an die Schwelle des Krieges gelobt und geliebt, die Gemeinsamkeit unserer ethischen und religiösen Ideale gepriesen, alle Formen, die ganze Struktur ihrer Gesellschaft nachgeahmt, ihre Schriftsteller in unsere Literatur übergeführt, ihre geistig Großen gleich unseren eigenen Geistesheroen verehrt; tausendfache Bande sozialer und wirtschaftlicher Natur haben uns miteinander verknüpft. Dies waren die Güter, auf deren Gemeinsamkeit wir bauten, wenn wir in den letzten Jahren mit aller Ehrlichkeit für den Frieden und für die Besänftigung ihrer immer stärker anschwellenden Eifersucht, ihres immer drohender sich gebärdenden Neides arbeiteten. Und das alles liegt heute besudelt und zerrissen vor uns. Ein paar Tage genügten, um alles auszulöschen und zu vernichten; wie vom Hagelwetter zerdrückt lag die Frühlingssaat solcher guten Wünsche und Hoffnungen am Boden. Sogleich gefielen sich Englands Zeitungen, ja ihre Staatsmänner selbst darin, ihren Lesern oder Hörern unser Schicksal auszumalen; unsere Reichtümer, unsere Heeresmacht und Flotte, die Provinzen, welche uns die Kriege um unsere Einheit gebracht, und Erwerbungen, welche wir seit Jahrhunderten besitzen, die wir mit unserem Wesen, unserer Kraft, mit unserem Geiste, unseren Lebensanschauungen und Gewohnheiten ganz durchdrungen haben, drohten sie

Digitized by Google

uns zu nehmen. Und sie entblödeten sich nicht, unserem Kaiser das Gericht anzukündigen, das sie vor hundert Jahren an dem korsischen Welteroberer vollzogen, und durch das sie ihren Namen schon damals geschändet haben.

Wie aber zu England, so hat, und näher noch, das kleinere Deutschland, Preußen und die Fürstenhäuser, die heute im Reiche mit ihm vereinigt sind, auch zu Rußland gestanden. Ja, die Verehrung, die man an den deutschen Höfen dem Zaren und seiner Autokratie entgegenbrachte, war zuweilen so groß, daß die öffentliche Meinung sie bei uns als Vasallenschaft empfand. Mag dies nun auch für manche unter den kleinen und mittleren deutschen Regierungen zutreffen, die in der Tat lange Zeit hindurch am Zarenhofe so etwas wie eine politische Stütze gesucht und gefunden haben (noch im Kriege von 1870, bei den Verhandlungen um die deutsche Einheit in Versailles, spürten wir die Wirkung), so sind solche Klagen und Anklagen gegen Preußen doch wohl zu Unrecht erhoben worden. Denn unter Friedrich Wilhelm III. hat die Berliner Politik den Abstand und die Gleichberechtigung gegenüber dem Petersburger Hof immer festgehalten, sogar in der Zeit des tiefsten Niederganges, zwischen Jena und Tilsit; und wenn sein Sohn und Nachfolger sich zu dem Schwager an der Newa stärker hingezogen fühlte als es im Interesse des preußischen Staates lag, so ließ er sich dazu durch die verwandtschaftlichen Beziehungen und durch Erwägungen bestimmen, welche sich ihm aus der Gesamtheit seiner romantischen Politik ergaben; den Vertrag von Olmütz hat auch er als eine Demütigung empfunden, sowie er bis tief in die Reihen der Reaktionäre hinein als eine Schmach des preußischen Namens aufgenommen wurde. Daß Preußens Politik im Krimkriege, die keiner fester als Bismarck vertrat, den Interessen des Staates lediglich entsprach, wird heute allgemein zugegeben, und niemand wird noch die in den Kampfesjahren vor 1866 dem Lenker der preußischen Politik so vielfach gemachten Vorwürfe wiederholen, daß er preußische und deutsche Interessen Rußland und der Reaktion geopfert habe. Immerhin hat doch auch Bismarck, preußischer Überlieferung gemäß und im engen Einvernehmen mit seinem Monarchen, die russische Freundschaft Jahrzehnte hindurch als den Eckstein seiner Politik betrachtet; und wenn er diesen zuletzt dennoch, eherner Notwendigkeit folgend, hinwegstieß, so hat er bis ans Ende seines Ministeriums den Bruch mit Preußens altem Alliierten zu vermeiden gewußt. Wie glücklich machte es seinen kaiserlichen Herrn, als er in Skiernewicze das zerrissene Band mit den russischen Verwandten wieder anknüpfen konnte! Daß der Abbruch der Freundschaft in Krieg ausgehen müsse, haben weder Wilhelm noch sein Kanzler geglaubt. Noch auf dem Sterbebett, als sich ihm bereits die Schatten des Todes nahten, hat der alte Kaiser sich dahin ausgesprochen. „Mit dem russischen Kaiser mußt du immer Fühlung halten, da ist kein Streit nötig", so lautete eines seiner letzten Worte. Es war für seinen Enkel bestimmt, den er vor sich zu sehen glaubte; doch war es (denn schon verwirrten sich ihm die Sinne) Bismarck, dessen Hand er dabei faßte, und der es auffing. Bismarck selbst aber bezeichnet noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" einen Konflikt zwischen Rußland und Deutschland als ausgeschlossen — „wenn nicht," setzt er hinzu, „liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen werden". „Mit Frankreich," schreibt er, „werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit eines Krieges."

Heute gibt Rußland an Feindseligkeit gegen uns Frankreich nichts nach; nicht bloß dem Reiche, dem Deutschtum selbst droht es Tod und Vernichtung; von Petersburg her wurde die Fackel in den Scheiterhaufen geworfen, der seit Jahren um uns aufgeschichtet war. Der Staat aber, welchen Bismarck aus seiner durch fünf Jahrhunderte festgehaltenen Hegemonie in Deutschland verdrängen mußte, um das neue Reich zu schaffen, stand bei Kriegsbeginn als einziger Freund uns zur Seite, und wir setzten unsere ganze Existenz aufs Spiel, um ihm in einer Lage beizustehen, bei der es zunächst nicht etwa dem Schutz seiner deutschen Untertanen galt, sondern seiner Stellung auf dem Balkan und der Behauptung seiner slawischen und magyarischen Länder.

Wie sind wir in diese Lage gekommen, die auf den ersten Blick fast als eine Abhängigkeit von den Zielen althabsburgischer Politik erscheinen könnte und sicherlich die Umkehrung der gesamten europäischen Konstellation in sich schließt? Der Haß unserer Feinde, das Ziel, das sie dem Kriege setzten, zeigen es an: es gilt dem Reiche, das wir uns vor fünfundvierzig Jahren erwarben, wir kämpfen um unser Dasein als politische Nation. Es ist das Los, doch ins Riesenhafte vergrößert, das einst Friedrich den Großen in dem Krieg der sieben Jahre traf, dasselbe, das dem durch die Revolution erneuerten Frankreich durch dreiundzwanzig Kriegsjahre auferlegt wurde, und dem auch Japan entgegensehen müßte, falls England als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen und danach, mit den Vereinigten Staaten, seinen alten Kolonien, verbündet, den Kampf um die Beherrschung des Großen Ozeans im Namen des Angelsachsentums aufnehmen würde. Das Recht, das Bismarck für uns gefordert und erobert hat, als große Nation frei zu atmen in der Welt, wollen die Mächte, in deren Kreis wir uns gedrängt haben, unterbinden. Wir setzen nur fort, was Bismarck anfing; den Kampf, den wir führen, haben wir ebenso von ihm geerbt, wie das Reich, das er schuf. Die Kraft, die

Digitized by Google

wir im Frieden entwickelten, und der sie nichts Ähnliches an die Seite zu setzen vermochten, von der sie sich überallher bedrängt fühlten, wollen unsere Rivalen lähmen, indem sie die Formen zu zerbrechen trachten, in welchen sie erwuchs. Die Toren wähnten damit den Geist, der im Innern waltend alles bildete und zusammenhält, selbst zu zerbrechen. Und so hat der Schöpfer unseres Reiches bereits durch den Akt der Schöpfung den Knoten unseres Schicksals geschürzt.

In der Tat, unmittelbar mit dem Siege über Österreich setzte die Abwandlung der Konstellation ein, die neue Lagerung und Schichtung in dem politischen Erdreich Europas, die sich in dem Bergsturz des vorigen Jahres über uns entlud. Bis auf Tag und Stunde können wir den Moment bezeichnen; es war der 5. Juli 1866, die Stunde, da Bismarck das Telegramm aus Paris erhielt, das ihm die Intervention Napoleons III. ankündigte. Er hatte das Unabwendbare längst vorausgesehen und alles darauf vorbereitet, um seiner Wucht standzuhalten. Das ganze System seiner äußeren und inneren Politik stellte er jetzt darauf ein: die Verfassung des neuen Reiches, die Behandlung der Parteien, das Verhältnis zu den Bundesstaaten und zu Österreich selbst, alle seine Allianzen und jede Wendung seiner Politik, alle Kunstgriffe seiner diplomatischen Taktik waren darauf berechnet. Unter diesem Druck führte er bereits die Verhandlungen zu Nikolsburg; und wenn es ihm darauf noch einmal gelang, das kaiserliche Frankreich isoliert niederzukämpfen, so weiß die Welt, wie besorgt er vor Paris auf die Neutralen hingeblickt hat, und daß seitdem seine ganze Politik darauf ausging, dem neuen Reiche den ruhmvoll erstrittenen Frieden zu erhalten. Gerade an dem Gegensatz zwischen den beiden Epochen Bismarckischer Staatskunst, der stürmisch fortschreitenden bis Königgrätz und darüber hinaus bis Sedan und der vorsichtig-zurückhaltenden seit den Verhandlungen von Versailles, wird (wiederum in Analogie zu dem Preußen Friedrichs des Großen) die Abhängigkeit unserer internationalen Lage von der Vollendung unserer Einheit sichtbar. Die Zersplitterung Deutschlands war die Voraussetzung für Bismarcks Siege; sie bedingte den fridericianischen Charakter seiner Politik, der ihr in den Jahren vor Königgrätz mit Recht zugeschrieben wird; sie gab ihm die Bewegungsfreiheit, die Möglichkeit, Allianzen und Gegner zu wechseln, sich im Hafen zu halten oder die offene See aufzusuchen, jede Strömung zu benutzen, mit allen Winden zu fahren. So war es in allen Jahrhunderten der deutschen Geschichte gewesen: der Kampf der Großen war stets die Gelegenheit für die Kleinen, vorwärts zu kommen; dem Wagemutigen gehört die Welt.

Das war es auch, was die Politik der Liberalen unfruchtbar und Bismarck zum Sieger auch über sie machte: die nationale Idee selbst, der in der Nation erwachte Wille zur Macht, der sie trug, waren das Hemmnis auf ihren Wegen. Wie trat dies doch sogleich in der deutschen Revolution zutage, als jener Wille, ihr tiefster Antrieb, zum erstenmal Geltung in der Welt beanspruchte! So schwächlich die Versuche sein mochten, stießen sie doch sofort auf Widerspruch und unverhohlene Feindseligkeit des Auslandes. Wer immer mit der Revolution paktierte, und mochte es nur in der kraftlosen Weise der Unionspolitik Friedrich Wilhelms IV. geschehen, beschwor dadurch Koalitionen zwischen den Freunden und den Rivalen früherer Jahre gegen sich herauf. Alle diese Versuche waren ihrer Natur nach nichts weniger als kriegerisch; im Frieden wollten die deutschen Parteien, bis tief in die Reihen der Radikalen hinein, des Vaterlandes Einigkeit, Macht und Freiheit begründen und erhalten: aber gerade dadurch zogen sie die Feinde herbei, schloß sich deren Ring, wie es heute geschah, fest und fester. Denn Friedfertigkeit gilt nun einmal in dieser Welt des Kampfes für Schwäche; und wirklich war damals noch Ohnmacht und Flugsand, was heute granitene Kraft geworden ist.

Friedfertig oder doch friedenselig kann nun freilich Bismarcks Politik auch nach 1870 nicht genannt werden; er schützte das Werk, das er geschaffen, nicht nur durch den Eisenpanzer, um den er Jahr um Jahr neue Ringe legte, durch das innere Gefüge, das er ihm verlieh, und durch die Bündnisse, die er schloß, sondern auch, und nicht zum wenigsten, durch die unverhüllte Furchtlosigkeit, die er in jeder Krisis bewies, und durch das Bewußtsein eherner Kraft und die unbeugsame Entschlossenheit, die des Reiches Feinde an ihm jederzeit wahrnahmen.

Dennoch läßt es sich nicht verkennen, daß die Bedingungen für die Politik Bismarcks auch in der zweiten Epoche seiner Wirksamkeit noch ungleich günstiger waren, als sie sich seitdem gestaltet haben. Denn er konnte bis zuletzt mit Gegensätzen rechnen, welche die europäische Politik in noch höherem Grade beherrschten als die deutsche Idee und alle Fragen, die sich in Jahrhunderten auf dem Boden der deutschen Politik selbst ausgebildet hatten: mit dem doppelten Antagonismus, in dem England zu Frankreich und Rußland stand. Zwar der Kampf mit jenem, der, von den eigenen Küsten ausgehend, im Laufe der Jahrhunderte sich über das Mittelmeer und alle Ozeane ausgebreitet hatte, seit dem Untergange des großen Napoleon zugunsten Englands entschieden; auch im Mittelmeer hatte letzteres sich nicht nur behauptet, sondern es verstärkte dort eben jetzt durch neue Annexionen seine Stellung; der Berliner Kongreß brachte ihm Cypern, und dem Erwerb der Sues-Aktien des Khedive folgte die Okkupation Ägyptens — aber aus der Welt geschafft war die Rivalität noch nicht, und Bismarck hat ihr Ende nicht mehr erlebt. Um so tiefer wuchs

Digitized by Google

sich in diesen Jahren der soviel jüngere Gegensatz zwischen Großbritannien und dem russischen Reiche aus, und es waren beiderseits die Lebenszentren ihrer Macht, auf die sie hinstrebten: während die Russen über China bis an die Grenze Afghanistans und zum Pamir vordrangen und vom Kaukasus her Kleinasien und Persien bedrohten, legte sich England im östlichen Meere gerade vor den Pforten fest, die seit Jahrhunderten das Ziel des russischen Ehrgeizes waren; der Augenblick schien nahe, wo die beiden Weltmächte aufeinanderstoßen und das Ringen miteinander beginnen würden. Durch diesen Gegensatz gedeckt, konnte Bismarck noch den Grund zu unserm Kolonialreich legen, obschon seine Teile überall an englischen Besitz stießen.

Erst seit Bismarcks Tode sind die großen Verschiebungen eingetreten, welche uns in eine immer größere Pressung brachten und uns fast den Atem raubten. Wir schienen zum Zusehen verurteilt, wie die Mächte, welche sämtlich unsere Feinde wurden, die Welt unter sich aufteilten. Nur ein paar Brocken sind noch für uns abgefallen. Wo wir uns nur regten, legten sich die Rivalen quer vor, wie in der Südsee auf Samoa, so bei dem großen Werke, das wir mit dem Bahnbau in Kleinasien unternahmen. Wir mußten es uns gefallen lassen, daß England für seine Alleinherrschaft in Ägypten Marokko an Frankreich auslieferte und es ihm garantierte, und wir mußten uns gar noch zufrieden stellen, als uns hier nicht sogleich die Türe verschlossen und zur Schadloshaltung für unsere Verluste eine Erweiterung unserer westafrikanischen Besitzungen zugebilligt wurde.

Man möchte meinen, daß sich dennoch Gegenkräfte hätten sammeln lassen; denn hier und da gab es ja Interessen, welche zu uns hinüberführten. Aber auch dort fehlte es nirgends an Hemmungen von innen her, und überall waren unsere Gegner bei der Arbeit, uns das Wasser abzugraben. Vollends zu unseren Ungunsten schlug die letzte große Katastrophe aus, der Zusammenbruch der Türkei unter dem Stoß der vereinigten Balkanstaaten. Bismarck hat an diese Wendung der Dinge sowenig gedacht, daß er in den „Gedanken und Erinnerungen" den Zusammenschluß der noch lebenskräftigen Monarchien als eine ihrem Bestande und ihren Prinzipien näherliegende Aufgabe bezeichnen konnte, „als (so schreibt er) die Rivalität um den Einfluß auf die nationalen Fragmente, welche die Balkan-Halbinsel bevölkern". Wir wollen aber dem Alt-Reichskanzler seinen Irrtum nicht zu hoch anrechnen, denn wohl in keiner der europäischen Kanzleien hat man geahnt, welche Kräfte und welche politische Verwegenheit in diesen Völkern lebte und sich Geltung verschaffen konnte. Vereinigt kamen sie einer Großmacht gleich und konnten, zumal im Vertrauen auf die Rivalität der Mächte unter sich, einen Angriff wagen, der sie weiterführte, als Rußland jemals auf seinem Wege nach Konstantinopel gekommen ist. Indem sie aber dennoch schließlich haltzumachen gezwungen waren und nun bei der Verteilung der Beute übereinander herfielen, ward eine Lage geschaffen, wie sie in der europäischen Geschichte noch nicht gesehen war: die wild hervorbrechende Offensive des halbbarbarischen Staates, der vor den Toren Österreich-Ungarns gelagert ist, wandte sich gegen den Bestand des Donaureiches selbst. Schon regten sich auch in Rumänien, das in der Pressung zwischen Rußland, Österreich und der Balkan-Föderation nur ein Geringes an Neuland davongetragen, verwandte Tendenzen; verbündet schienen sie die Auflösung in den Staat der Habsburger tragen zu müssen.

Die Machtstellung unserer Gegner war in der Tat durch dies alles so überwältigend geworden, ihre Bewegungsfreiheit so groß, daß sie in der Wahl der Stunde für ihren Angriff frei zu sein glauben durften. Und daß diese nahe bevorstand, unterliegt nach allem, was wir schon jetzt darüber wissen, wenigstens für die Regierungen Rußlands und Frankreichs kaum einem Zweifel: um die Wende des nächsten Jahres hätte für uns die Stunde des Schicksals geschlagen. Der Eintritt der Katastrophe hat sie überrascht, sie ist ihnen selbst zu früh gekommen. Sie hatten gehofft, Österreichs Existenz auf jenem anderen, ein wenig längerem Wege untergraben zu können. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin hat diese Rechnung durchkreuzt. Das Opfer, welches das Haus Habsburg seinen Völkern gebracht hat, ist nicht umsonst gewesen: Niemals ist einem gefallenen Helden von den Seinen eine größere Hingebung erzeigt, eine grandiosere Totenfeier dargebracht worden. Auch die Mordgesellen von Belgrad haben schwerlich an dies Ende gedacht. Sie meinten, die verhaßten Nachbarn würden auch diese Untat ungerächt lassen; denn sie urteilten nach dem Maßstabe ihrer eigenen Ehrlosigkeit. Aber in Wien, wie in Pest, in allen Provinzen Österreichs, bei Deutschen, Magyaren und Slawen, in Serajewo selbst gab es nur noch eine Stimme: daß dies die Stunde der Rache sei, und daß es ein Zurück für das Reich der Habsburger nicht mehr gebe. Und damit trat auch an unsere Regierung die Frage des Schicksals heran. Noch einmal wurde sie vor die Entscheidung gestellt, vor der Bismarck schon im Sommer 1863 gestanden und die ihn 1879 auf die Seite Österreichs geführt hatte. Blieben wir diesmal neutral, so wurden wir durch die Konsequenz unseres Tuns an die Seite Rußlands geführt; es sei denn, daß wir jene Politik „passiver Planlosigkeit" hätten befolgen wollen, welche Preußen nach Jena gebracht hatte, und welche Bismarck zur Zeit des Krimkrieges als undurchführbar für einen Staat in der

Digitized by Google

Mitte Europas bezeichnet hat. Die Aussichten, die sich uns auf diesem Wege boten, waren nicht gering. Die Sprengung der Entente hätte die Folge sein müssen. Denn durch uns gedeckt und vielleicht durch unsere Riesenkraft unterstützt, hätte Rußland den Weg nach Konstantinopel offen gefunden. Und mit dem nahen wäre auch der weitere Orient dem russischen Ehrgeiz erschlossen worden. Wir aber hätten in der Loslösung Deutsch-Österreichs aus seiner Verbindung mit Slawen und Magyaren das älteste Kolonialgebiet unseres Volkes dem Reiche angegliedert und damit ein Ziel erreicht, welches 1848 unsere Revolution sich gestellt und welches die nationalistischen Politiker lange Jahre mehr oder minder auf ihrem Programm gehabt haben. Kombinationen, wie sie ähnlich für Napoleon in zwei Momenten seiner gigantischen Laufbahn sich aufgetan haben: 1801, als sie ihm aus Petersburg von Paul I. entgegengetragen wurden, und in der Epoche von Tilsit, als er selbst Zar Alexanders bewegliche Phantasie damit lockte. Beide Male war der gemeinsame Gegner (wie es heute geworden wäre) England, und Konstantinopel mit Indien das Ziel. 1801 wurde die Gefahr, welche den Briten drohte, durch die Adjutantenschärpe abgewandt, die dem unglücklichen Selbstherrscher aller Reußen seine Leibwächter um den Hals schnürten; 1807 aber retteten England das hinterlistige Zögern der Russen und der eigene Machtwille, der sich durch die Einäscherung Kopenhagens sogleich betätigte.

Ich will die Möglichkeiten, welche eine solche Politik für uns etwa hätte bieten können, nicht weiter ausmalen. Genug, daß wir überhaupt nicht gewählt und nicht geschwankt haben. Wir waren keine Verräter. Wir haben Treue gehalten.

⁂ ⁂ ⁂

Indem wir aber so zum drittenmal an der Politik, die Bismarck uns vererbt hatte, festhielten, sind wir eben dadurch in Wege hineingeführt worden, die der Schöpfer des Reiches allezeit auf das strengste vermieden hat. Daß wir jemals Seite an Seite mit Polen stehen, an seine Wiederherstellung auch nur denken, es als Bollwerk für uns gegen Rußland aufbauen könnten, war für ihn allezeit ein unmöglicher Gedanke. Nicht etwa von dem nationalistischen Standpunkt aus, den er auch in dieser Frage nicht teilte, sondern von der Tatsache her, daß die Polen die Wiedergeburt ihrer Nation, von der sie in Kriegs- und Friedenszeiten träumen, stets von der Zertrümmerung der preußischen Macht erwartet haben. „Kindische Utopien" hat Bismarck die Ziele genannt, welche eine liberalisierende Richtung in der preußischen Diplomatie zur Zeit des Krimkrieges verfolgte, und wonach neben der Herstellung Polens die Zerstückelung Rußlands, die Abtrennung der Kleinrussen von der Masse der Großrussen und die Aufteilung der Ostseeprovinzen nebst Finnlands zwischen Preußen und Schweden beabsichtigt war. Heute ist dies Programm nicht bloß in der öffentlichen Meinung diskutiert, sondern zum Teil bereits offiziell verkündigt worden: der Hirtenbrief des neuen Bischofs von Posen, des Primas seiner Nation, und die Proklamationen, welche unsere und Österreichs Generale bei dem ersten Überschreiten der Grenze an die „ritterliche Nation" der Polen vor sich her sandten, sind dafür Zeugnis. Es wäre eine Politik, zu der schon die früheren Gegner Rußlands, Napoleon und Karl XII., gedrängt worden sind. Dennoch waltet ein tiefgreifender Unterschied vor. Der französische Kaiser nahm damit nur die Gedanken wieder auf, welche die alte Monarchie seit mehr als einem Jahrhundert verfolgt hatte; und auch der Schwedenkönig durfte sich auf alte Traditionen seines Hauses und Staates berufen. Wir aber würden uns damit auf Wege begeben, deren Ziele denen, welche Preußen durch zwei Jahrhunderte verfolgten, entgegengesetzt waren.

Was es nun auch mit solchen Aussichten, Wünschen und Hoffnungen auf sich haben und wie sie sich gestalten mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Weltkrieg Richtungen und Gedanken wiedererweckt hat, die durch unsere Einigungskämpfe überwunden zu sein schienen. Die Gründung des neuen Reiches mußte nicht bloß ohne, sondern gegen Österreich geschehen. Ein zweiköpfiges Deutschland, ein Nationalstaat, in den zwei europäische Großmächte eingebaut gewesen wären, deren einer mit soviel undeutschen Elementen verknüpft war, und welche beide auf eine selbständige und nur zu oft entgegengesetzte Geschichte zurückblickten, konnte niemals zu eigenem Leben gelangen. Diese Erkenntnis, die bei dem Erwachen des nationalen Gedankens einem noch traumbefangenen Geschlecht verborgen gewesen war, trat immer deutlicher hervor, je klarer die nationalen Ziele und die Notwendigkeit der nationalen Machttendenzen am Horizont der europäischen Politik sich abhoben. Das Jahr 1848 brachte sie vollends ans Licht; auch den Parteien, die bis dahin mit Österreich gegangen waren und die nach allen ihren Traditionen sich zu Habsburg hingezogen fühlten, drängte sie sich auf; die österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament selbst konnten, so schmerzlich ihnen die Trennung wurde, sich ihnen nicht mehr verschließen. Alle Versuche, die in der Folgezeit noch gemacht wurden — während des Krimkrieges und unter dem Druck der italienischen Einheitskämpfe, im Frankfurter Fürstenbund und in dem Kampf um Schleswig-Holstein — hatten immer das gleiche Ergebnis; und Bismarck zog nur die Konsequenz, deren Unabwendbarkeit keine der Parteien, auch nicht die kleindeutsche, ja nicht einmal die der Radikalen des Frankfurter Parlaments, so klar wie er erkannt hatte, wenn er mit dem Schwerte den Knoten löste.

Kaum jedoch hatte Preußen die Führung

Digitized by Google

der deutschen Politik übernommen und strömte der Geist dieses Staates in die Verfassung und die Organe des neuen Reiches über, als Ansprüche laut wurden, die sich zu den Überlieferungen und Vorstellungen breit und tief gelagerter Schichten der Nation in stärksten Widerspruch stellten. Preußen war nun einmal auf dem Boden der Reformation aufgebaut; alle seine Siege waren auch ihre Siege geworden; nicht bloß die Stellung dieser Monarchie zur Kirche, sondern auch zur Schule, die Grundsätze der Verwaltung, das Recht und der Begriff des Staates selbst trugen das Gepräge ihres Geistes. Auch in dem außerpreußischen Deutschland waren die Vorkämpfer einer preußischen Lösung der deutschen Frage fast durchweg Protestanten gewesen; im Süden wie im Norden hatte die Bewegung ihren Antrieb und Fortgang immer von den evangelischen Teilen des alten Reichsgebietes erhalten. Und alle bekannten sich als Söhne und Erben der freien deutschen Bildung, die in der Höhenluft unserer klassischen Dichtung und Philosophie erblüht war und selbst wieder dem gleichen Boden entstammte: während auf der anderen Seite die entgegenstrebenden Kräfte sich auf Ideen zurückzogen, die jene Epoche überwunden zu haben glaubte, welche nun aber in neuer, ungeahnter Stärke sich erhoben. Gegensätze, die schon in den Kämpfen um die Einigung sich ausgebildet hatten, jetzt aber, emporgelockt durch die Organe des neuen Reiches selbst, heftiger als je aufeinanderstießen und die kaum geeinte Nation ganz durchwühlten, Staat und Gesellschaft bis auf den Grund zerteilten: also daß die politische Einheit nur gewonnen zu sein schien, um die geistige Einheit desto tiefer zu zerreißen.

Der Krieg, in dem wir stehen, hat diese Widersprüche, ich will nicht sagen aus der Welt geschafft (keine der Parteien möchte dies wünschen), aber doch neutralisiert. Die feurige Lohe, die mit Urgewalt emporschoß, schmolz alle deutschen Herzen in einem einzigen flammenden Gefühl zusammen; es gab, wie unser Kaiser sagte, keine Parteien mehr, es gab nur noch Deutsche. Ein Werk war es weniger Stunden: Eindrücke, die ein jeder, der sie erfuhr, als das größte Ereignis seines Lebens bewahren wird; Erinnerungen, die nicht verlöschen werden, solange das Gedächtnis dieses Krieges dauern wird, solange deutsche Herzen schlagen werden. Stimmungen, Hoffnungen, Glücksgefühle waren es, wie sie unsere Vorfahren im Frühjahr 1813 durchbebten, wie die Sänger unserer Freiheitskriege sie ihren Volksgenossen verkündigt hatten. Was aber damals nur Traum und Sehnsucht gewesen war, ist heute Wirklichkeit geworden: der Riß, den unsere Einheitskämpfe schufen, ist geschlossen, die Zwischengrenzen, die sie noch übrigließen, ja tiefer gruben, sind überschritten; Großdeutschland, das verloren geglaubte, ist da, die gemeinsame Not hat es zurückgebracht. Aber dies gesamtdeutsche Empfinden, das auch unsere Volksgenossen jenseits der Weltmeere teilen, und dem sich kaum die Deutsch-Schweizer, gefesselt an ihre Neutralität wie sie sind, entziehen können, hat nichts von nationalistischen Tendenzen an sich. Im Gegenteil, das neue Großdeutschland bezeugt der nichtgermanischen, mit uns verbündeten Welt des Ostens, auch darin die alte Zeit nur wiederholend, Sympathie und Freundschaft, und kämpft Schulter an Schulter mit Nationalitäten, die erst während unserer Einheitskämpfe, durch unser Beispiel geweckt und gestachelt, ihr Eigenleben ausgebildet und in erbitterter Feindschaft gegen uns, rücksichtsloser als wir selbst je vorgegangen, ihren Willen zur Macht entwickelt hatten.

Überblicken wir alle diese Momente der nationalen Entwicklung, denen sich noch andere, verwandte leicht hinzufügen ließen, so könnte man fast glauben, als wären wir, in dem Wahne, die Bismarckische Politik genau einzuhalten, unvermerkt von ihr abgelenkt und in die umgekehrte Richtung hineingeraten; so wie es etwa im Walde dem Wanderer geschehen mag, der geradeaus zu gehen glaubt und sich plötzlich wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückgeführt sieht.

Oder liegt hier vielleicht eine Augentäuschung vor? Sind es im wesentlichen doch die Elemente Bismarckischer Politik, die für uns maßgebend geblieben sind?

Gehen wir davon aus, daß Bismarck selbst mit der nationalen Idee schlechthin sich niemals identifiziert, vielmehr im Widerspruch zu ihr sich entwickelt hat. Die Bewegung von 1848, deren Grundelement sie war, fand keinen entschlosseneren Gegner als den Junker von Schönhausen. Im Kampf mit ihr hat er die deutsche Einheit, die ihm zunächst mit dem Siege und der Hegemonie Preußens zusammenfiel, durchgeführt. Preußens Siege wurden freilich auch unter ihm, wie jederzeit, für Deutschland erfochten; aber für Preußen eroberte er Schleswig-Holstein und für Preußens Macht führte er den Krieg gegen Österreich; sogar bei dem Erwerb Elsaß-Lothringens war für ihn nicht der Gedanke an die Rückgewinnung des alten deutschen Landes, sondern die Sicherung der Reichsgrenzen der bestimmende Gesichtspunkt.

Denn höher als die von der politischen Form losgelöste und über sie hinausstrebende Idee der Nation stand Bismarck die Idee des Staates, die historisch begründete und formierte, im Kampf gewonnene Macht. Er nahm jene andere in seinen Reichsbau auf, weil sie selbst Macht war und Macht brachte; und er mußte sie aufnehmen, weil er ihr nicht länger ausweichen konnte, weil Preußens Eigenmacht sonst selbst in Gefahr geraten wäre — der historische Moment, wo beide zusammenwachsen mußten, war gekommen: aber es geschah, nachdem er gesiegt hatte; und er duldete nicht, daß der nationale Gedanke mächtiger würde als die Idee des Staates,

Digitized by Google

für den er focht. Es wäre sonst der Weg geworden, auf den Sardiniens Krone gedrängt wurde — und wir sehen heute, wohin diese bereits unter dem Enkel geraten ist.

Die Bewegungsfreiheit, so bemerkten wir, war die Voraussetzung gewesen für Bismarcks Siege über Preußens Feinde. Sie war es auch für die Erhaltung der Macht gegen die inneren Gegner, in Preußen wie im Reiche. Und wenn er sie durch die Gründung des neuen Reiches selbst nach außen geschwächt und gehemmt sah, wollte er sie doch im Innern um so fester behaupten. Was aber für Preußen galt, mußte auch für die Bundesgenossen Geltung haben, und so ward auch ihnen die Bewegungsfreiheit soweit gesichert, als es das Ganze des Werkes, die Macht des Reiches selbst erlaubte; soweit, daß den größten unter ihnen Rechte reserviert wurden, welche Preußen für sich selbst nicht einmal beanspruchte. Eben dadurch aber wurde an die Stelle der früheren Rivalitäten eine Interessengemeinschaft zwischen den verbündeten Kronen und freien Städten gegründet, welche sich bald zu einer festgeschlossenen Einheit auswuchs und ebenso nach außen wie nach innen bewährte; der auflösenden Tendenz, welche der nationalen Idee anhaftete, wurde dadurch ein unüberwindlicher Damm entgegengestellt.

Grundrichtungen der Bismarckischen Politik, die wir auch in seinem Verhältnis zu Österreich wiederfinden. Die nationalistische Strömung, die damals noch ganz dem Liberalismus zugehörte, drohte auch die Grenzen des neuen Reiches zu überschreiten und ein neues Element der Zersetzung in den Donaustaat zu bringen. Bismarck wäre, hätte er ihr nachgegeben, von dem Wege, den er eingehalten, abgedrängt worden. Er aber stellte auch hier die Autorität des Staates über die Idee der Nation. So fest hielt der Schöpfer unseres Reiches an diesem Grundsatz, daß er die Deutschen Österreichs, denen er doch die Zugehörigkeit zu dem alten, dem gemeinsamen Vaterlande genommen, in ihren Kämpfen mit ihren fremdsprachlichen Staatsgenossen völlig allein ließ; er hat sie so wenig jemals unterstützt, wie etwa die Balten in Rußland oder unsere Ausgewanderten in Argentinien und den Vereinigten Staaten.

Mithin, dürfen wir sagen, war Bismarcks Freundschaft für Österreich nicht lediglich von dem Gesichtspunkt der auswärtigen Politik beherrscht, sondern sie deckte sich, wie alles, was er anfing und vollbrachte, mit seinem politischen System überhaupt, in dem jedes Stück an dem andern hing, Auswärtiges und Inneres ineinander verschlungen war, wechselseitig sich stützte und hob; und nur, wenn wir nach der letzten, alles zusammenfassenden Formel suchen, der Erhaltung und Fortbildung der Macht (denn diese kehrt sich letzten Endes immer nach außen), können wir zugeben, daß Bismarcks Politik in der Tat von außen her orientiert war: Glieder einer Kette, Reihen von Gedanken, die im Keime schon in dem Moment, da Bismarck in den Kampf für Preußens Krone eintrat, in ihm vorhanden waren, um sich fortan mit logischer Sicherheit aneinanderzufügen; die von Preußen zum Reich, und vom Reich zu Österreich hinüberführten, was ihnen widerstritt, ausstießen, was sich ihnen aber fügte, zur Einheit und Harmonie zusammenschlossen.

Und nun erkennen wir, daß wir in der Tat auf Bismarcks Wegen gehen, und daß, wenn man überhaupt von einer Umbiegung seiner Politik sprechen kann, er selbst sie, und zwar im Moment des Sieges über Österreich, begonnen hat.

Daß Bismarck Deutschland von der vielgestaltigen Balkanpolitik jederzeit fernzuhalten bemüht war, kann uns nicht irremachen. Denn auch wir gingen nur hinein, weil wir nicht anders konnten. Es ist wahr, Bismarck hat wohl dem Gedanken Raum gegeben, daß Österreich gut daran tun würde, dem Vormarsch der Russen auf Konstantinopel nichts in den Weg zu legen, weil diese dort mit Sicherheit den Engländern begegnen müßten; er rechnete eben noch mit dem Gegensatz zwischen Rußland und England, der Situation des Krimkrieges, welcher für Österreich ja sofort die Entlastung von dem russischen Druck gebracht hatte. Die Erhaltung der Türkei und die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit ihr lag ihm dennoch am Herzen; er folgte darin den selten verleugneten Traditionen der preußischen Politik, die bis auf Friedrich den Großen zurückgingen, und die er selbst nur in den Jahren, da er die Auseinandersetzung mit Österreich vorbereitete und deshalb auf Rußland Rücksicht nehmen mußte, außer Acht gelassen hatte. Aber er wollte das Reich nicht in Angelegenheiten verwickeln, die außerhalb der deutschen Machtsphäre lagen; auch dafür gab es ein warnendes Beispiel aus der preußischen Geschichte: des Grafen Hertzberg unfruchtbarer Versuch, von der Türkei her Fragen der Politik Preußens zu lösen, die lediglich an seinen Grenzen lagen. Ein solcher Vorwurf kann jedoch den Lenkern unserer heutigen Politik nicht gemacht werden, die ja zunächst gar nicht durch die türkische Frage berührt wurde, sondern durch die von Rußland geleitete Offensive der Österreich vorgelagerten Balkanstaaten gegen die Länder der habsburgischen Krone — eine Abwandlung der allgemeinen Lage, welche Bismarck wiederum, wie gesagt, noch nicht hatte ahnen können, die ihn aber (nichts ist gewisser) mit demselben Nachdruck auf die Seite unseres Verbündeten getrieben haben würde, wie vor einem Jahr unsere heutigen Staatsmänner. War es doch genau der Fall, der in dem Bündnis vorgesehen war: Die Existenz des Donaureiches war in Gefahr und damit des Deutschen Reiches eigenstes vitales Interesse ins Spiel gebracht.

Zu Ende der neunziger Jahre, um die Zeit, da der neue gewaltige Aufstieg unserer

Digitized by Google

wirtschaftlichen Kraft begann, kam bei uns, von der Regierung und den Parteien genährt und von der öffentlichen Meinung lebhaft begrüßt, die Auffassung auf, daß wir in eine neue Ära der Politik eingetreten seien, die über die politischen Ziele des Schöpfers unseres Reiches weit hinaus geführt habe: Bismarcks Politik sei im wesentlichen auf die Behauptung seines Werkes gerichtet gewesen; er habe sich bewußt darauf beschränkt — habe er doch selbst erklärt, daß Deutschland (das durch Preußen vereinigte kleinere Deutschland) saturiert sei: nun aber sei auch für uns die Zeit gekommen, wo wir aus den engen Gewässern der Kontinentalpolitik in das weite Meer der Weltpolitik gesteuert seien. Und daß dies die Aufgabe war, vor die wir uns gestellt sahen, angesichts der immer noch gesteigerten Ausbreitung der großen europäischen Mächte (denen darin, wie von alters her, die Vereinigten Staaten zur Seite blieben, und denen Japan bald nachfolgte) über alle Kontinente und Meere weg, daß wir mitmachen mußten, wenn wir nicht von der kaum erreichten Höhe der Ebenbürtigkeit wieder heruntergleiten wollten, soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden.

Aber daß die Tatsachen, die Ergebnisse jenem Wunsche entsprochen hätten, oder daß unser Reich unter Bismarcks Führung in den weltpolitischen Fragen seiner Zeit (und es gab solche auch unter ihm, wie es europäische, gerade jetzt in neuem Vorschreiten begriffene Weltmächte gab) hinter uns zurückgestanden habe, läßt sich um so weniger behaupten: weder im Hinblick auf unsern Kolonialbesitz, der kaum erweitert wurde, noch auf die Stellung, die der Altreichskanzler in den großen Krisen der allgemeinen Politik einnahm, bei den Verhandlungen und auf den Kongressen, durch welche Fragen, wie die des Orients am Balkan, am Kaukasus und in Ägypten, oder die der afrikanischen Kolonien von Tunis bis zum Kongo und Sambesi, geregelt wurden. Im übrigen haben wir selbst bis an die Schwelle des Krieges es immer wiederholt, daß wir gesättigt seien, mögen wir auch Bismarcks Schlagwort (das er mit gutem Bedacht gewählt) vermieden haben. Und daß unser Hunger, zu dem wir uns gleichwohl bekannten, kein Machthunger war, haben wir durch die Tat alle die Jahre daher bewiesen. Sollte doch sogar die Flotte, die wir uns bauten (Gott und der Kaiser seien heute dafür gepriesen!), lediglich unsern Handel schützen (im Frieden nämlich), denn daß sie im Kriege dazu nicht ausreichte, haben wir erfahren; mit andern Worten, gegen die Kanaken und die Riffpiraten von Marokko oder gegen zinsverweigernde Republiken des hispanischen Amerikas — wozu an sich wohl die Kreuzerflotte genügt hätte, was aber auch nicht immer (wir denken an Venezuela und Mexiko) nach Wunsch gelang. Nur einmal standen wir fest, bereit, dem Ansturm, wie groß er wäre, zu begegnen: vor sieben Jahren, als wir bei der Annexion Bosniens unsern Schild neben den des Bundesfreundes stellten: in einer Frage, die, wenn eine, zur Kontinentalpolitik gehörte und ein Stück aus Bismarcks Erbschaft war. Sonst schlossen wir uns bei all den sich häufenden Krisen und Katastrophen auf dem weiten Erdenrunde aus oder wurden ausgeschlossen: in Kreta und Ägypten, in Persien, Tripolis und Marokko, im russisch-japanischen Kriege und in den drei Balkankriegen, dem Vorspiel des Weltkrieges; wo es aber einmal zu gemeinsamen Erklärungen und Konferenzen kam, waren wir niemals die Führer, ausgenommen etwa beim Boxer-Aufstand in China, der wirklich einmal (wie sonst nur im Haag) alle zivilisierten Mächte auf einer Seite fand, und in dem sie uns sogar den Oberbefehl neidlos überließen. Und die Kette unserer Gegner, je weiter sie, durch uns ungestört, um sich griffen, um so enger sich um uns zusammenzog, blieben wir dem Programm getreu, das einst Kaiser Wilhelm und sein Kanzler der geeinten Nation vorgezeichnet hatten: fortan keinen andern Wettstreit mehr auszukämpfen, als den um Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Nachdem aber das Schwert, das wir nicht ziehen wollten, uns in die Hand gedrückt war, hat es uns alsbald den Weg eröffnet, den wir zu gehen haben, um zu der Weltstellung zu gelangen, von der unsere Feinde uns abzusperren gedachten. Und siehe da, nun ist es ganz derselbe, auf dem wir unsern weltwirtschaftlichen Ehrgeiz besonders zu betätigen gehofft hatten, und der uns in der Tat das Vielfache von dem verspricht, was uns alle unsere Kolonien eingebracht haben: es ist der Weg, der über den Balkan und den Bosporus zu dem Persischen und dem Roten Meere führt, und also zu Gewässern und in Regionen, von denen wir, das Volk der europäischen Mitte, für immer abgesperrt schienen; was Großbritannien und den romanischen Nationen für alle Zeiten nur über die See hin möglich ist, wird der Sieg uns auf dem Landwege gewähren. Es ist die Fortsetzung der Kontinentalpolitik selbst, die uns zur Weltpolitik (wenn einmal der Ausdruck gelten soll) führte, und die Fortentwicklung des Bündnisses, das der Schöpfer unseres Reiches im Herbst 1879 schloß: ein neuer Dreibund hat sich gebildet, ein Drei-Kaiser-Verhältnis, fester und stärker, wie wir hoffen, als das alte, das mit dem Vertrage von Wien abschloß und in dem Bismarck noch einmal Ziele der heiligen Allianz aufzunehmen versucht hatte.

Unser Irrtum hatte nur darin bestanden, daß wir das Programm von Versailles allzu wörtlich faßten, daß wir wähnten, unsere wirtschaftlichen Kräfte im Frieden entfalten, dem deutschen Gedanken zum Durchbruch in der Welt verhelfen zu können, ohne das Schwert, das doch so scharf geschliffen und fest gegürtet uns an der Seite hing, mit in

Digitized by Google

die Wagschale zu legen: wir hatten ganz vergessen, daß es bereits Machtentwicklung war, was wir trieben, und daß jede Macht, weil sie den Rivalen verdrängt (denn die Welt ist aufgeteilt, es gibt kein Leeres in ihr, nichts, was nicht des Begehrens wert wäre), nur durch Kampf vorwärts kommen kann. Es war in Wahrheit alles bereits Machtvermehrung: die Gelder, die wir liehen; die Fabrikate, die wir einführten; die Bahnen, die wir bauten; die Reformen, die unsere Beamten in den Finanzen und der Verwaltung der Türkei durchführten; die wissenschaftlichen Expeditionen, alle Ausgrabungen, die wir auf den Hügeln von Hissarlik und von Pergamon, auf den Trümmerstätten von Mykene und von Babylon durchführten, und durch die wir am Bosporus selbst dem Geist abendländischer Wissenschaft und der Verehrung der Antike eine Stätte schufen; die Kanonen, die wir sandten, und die Militärmission, welche nach soviel Mißerfolgen endlich doch die alten Soldatentugenden der Osmanen durch deutsche Zucht zu neuem Leben, neuen Siegen erwecken sollte. Das alles aber unter den einen Hauptzweck gestellt: den Staat des Khalifen zu einer starken, bündnisfähigen Macht zu erziehen.

Eben dadurch aber kamen wir unsern Gegnern ins Gehege. Überall sonst ließen sie, nachdem sie den ersten Ärger verwunden, uns gewähren; in Kiautschou und im Südwest, in Togo und auf Samoa oder wo wir sonst ein Eckchen dieser schönen Erde erhascht hatten, durften wir die Früchte unseres Fleißes ziehen: sie kamen ihnen ja zu nicht geringem Teil selbst zugute. Obschon doch unsere Besitzungen meist da lagen, wo sie selbst schon waren oder gerade sich festzusetzen wünschten. Die Ansprüche jedoch, die wir auf Kleinasien machten (so wenig wir hier an Besitzergreifung dachten), und die Hilfe, die wir den Türken brachten, haben von Anfang an ihre brennende Eifersucht erregt; sie hörten nicht auf, uns Steine in den Weg zu werfen. Voran standen Rußland und England; aber in ihrem Gefolge fanden sich bald auch die andern ein: Frankreich, das seine Orientpolitik, da es sie nicht mehr gegen England machen konnte, mit und unter ihm trieb, um so lieber, da es so zugleich seine Revancheluft ausmünzen und das noch lockere Band zwischen Großbritannien und Rußland fester schürzen konnte; die Balkanstaaten, die durch so mächtige Freunde gedeckt ihre Offensive gegen die Türkei, die sie noch einmal vereinigte, um so besser vorbereiten konnten; endlich auch unsere eigenen Bundesgenossen jenseits der Alpen, die unter solchem Schutz Tripolis ergatterten — das Vorspiel zu der Felonie, die sie, nach dem Ausspruch eines ihrer besten Patrioten, im Frühling dieses Jahres als moralische Bankrotteure enthüllt hat. Wie die Meute das todwunde Wild, so umstanden alle den „kranken Mann", gierig ihm an die Gurgel zu fahren oder wo sie immer mit den Zähnen anpacken konnten Kein Wunder, daß wir unwillkommen waren, als wir den fast schon dem Tode Verfallenen solchen Ärzten zu entreißen versuchten.

Es sind die Gebiete, das Meer und die Küstenländer, welche, soweit wir in die Jahrtausende zurückblicken können, allezeit das Zentrum der Weltgeschichte gewesen sind. Die Entdeckung der fremden Erdteile und Ozeane hat daran nichts geändert: im Gegenteil, es ist seitdem dort nur um so stärker herausgetreten. Wer Ägypten besitzt und den Sueskanal, hat die Klammer in der Hand, welche die drei Weltteile unserer Hemisphäre zugleich trennt und verbindet, und kann die Straße, die ihre Meere aneinanderschließt, nach Belieben öffnen oder sperren. Syrien und Kleinasien, Konstantinopel und das armenische Hochland, das Südgestade des Schwarzen Meeres, Arabiens Küsten und die Cyrenaika mit den Syrten — ich brauche nicht auszusprechen, was sie für den Besitzer bedeuten und für den Freund des Besitzers.

Wir sind nicht so töricht, zu behaupten, daß uns nichts als Nächstenliebe zu den Bekennern Allahs und seines Propheten hingeführt habe; derartige Etikettierungen der Politik überlassen wir unsern zartfühlenden Vettern jenseits des Ärmelkanals. Wir bekennen offen, daß unser Interesse es erheischt, uns um den Wiederaufbau nicht bloß der Türkei, sondern der muhammedanischen Welt zu bemühen; gerade so, wie es unser eigenes Lebensinteresse war, was uns für jetzt und — so vertrauen wir — für alle Zukunft an Österreich knüpfte. Wir wollen uns nicht von dem sichersten Wege, der uns zum Zentralgebiete der Weltentwicklung hinführt, abdrängen lassen. Wir haben schon vor dem Kriege, im Frieden zwar mit aller Welt, unsere Macht entwickeln wollen. Und wir wissen heute, daß nur das Schwert uns den Frieden sichern kann: unsere Feinde selbst haben es uns gelehrt.

Aber der Sinn der Macht, die wir anstreben, das Ziel, das wir verfolgen, die Mittel, die wir gebrauchen, unterscheiden uns von unseren Gegnern. Wir wollen Ernst machen mit dem Wort von der „friedlichen Durchdringung" der muhammedanischen Welt, das jene geprägt haben, und das sie jedesmal im Munde führten, sobald sie ein neues Stück aus der Erbschaftsmasse der alten Sultane unter ihren Griff brachten: nicht die scheinbare, heuchlerische, auf Depossedierung des Besitzers gerichtete Freundschaft suchen wir, sondern ein konservativ gerichtetes, auf Treue in Krieg und Frieden aufgebautes Bundesverhältnis.

Gewiß, es gibt widerstrebende und ungleichartige Elemente genug auf unserem Wege; und nur der Sieg über unsere Feinde kann uns hoffen lassen, die hundertfachen Widersprüche innerhalb dieses Machtbereiches auszugleichen: Macht, nach innen gewandt und nach außen, wird es allein vermögen. Aber wir haben doch auch Momente für uns,

Digitized by Google

die uns Erfolg verheißen. Das stärkste darunter ist der Gegensatz gegen die gemeinsamen Feinde und die gemeinsame Not, die uns zu der Gemeinschaft der Waffen und des Sieges geführt hat. Das zweite, mit jenem und jedem anderen eng verschwistert, die Freiwilligkeit des Zusammenschlusses, und daraus geboren die gegenseitige Toleranz, die Schonung der Eigenart, die Bewegungsfreiheit für die einzelnen innerhalb der Schranken, welche alle umgeben, das Vertrauen, das wir darum aufeinander setzen, Gleichartigkeit der Organisationen, welche die Macht, das gemeinsame Interesse erheischt, auch wohl Annäherung und Ausgleichung wirtschaftlicher Sorgen und Wünsche — mit einem Wort, eine Entwicklung, analog derjenigen, die sich in dem Deutschen Reiche vollzogen hat, dessen Glieder, die heute unzertrennlich sind, noch vor fünfzig Jahren Krieg miteinander führten, und die im Weiterschreiten (welche Formen, festere oder losere, sie auch annehmen mag) zwischen uns und den Ländern der habsburgischen Krone sich vollziehen muß und wird: wie es denn Bismarck selbst, als er dies Bündnis schuf, bereits ins Auge gefaßt hat.

Und so sehen wir, daß auch in diesem weiten Horizont Bismarckische Gedanken sich bewähren. Nicht die nationalistische Idee, das stärkste Ferment in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, ist es, die heute triumphiert, oder gar die Rasse und das Bekenntnis, sondern die Idee des Staates: „eine Welle gesteigerter Staatlichkeit" geht durch die Welt. Die historisch entwickelte, mit Eigenleben erfüllte, von sittlichen Kräften getragene Macht — der Gedanke, in dem sich Bismarcks Wesen und Wirken summiert — kam wieder zu Ehren. Auf die Zersetzung des Deutschen Reiches, die Auflösung der habsburgischen Monarchie, die Zerteilung der Türkei spekulierten die Feinde. Statt dessen erlebt es die Welt, daß die Angegriffenen sich in sich selber stärker als je zusammennehmen, daß ihre Glieder, die in der Tat von Feindseligkeit durchsetzt gewesen waren, wieder zum Zentrum ihres historischen Lebens zurückstreben, daß sie den Segen des Opfers, das Leben im Tod, unmittelbar empfinden und erwerben. Während diejenigen, die von jeher Raubbau trieben mit den Völkern der Erde (sie alle, mögen sie sich nennen wie sie wollen und heucheln wie sie mögen, die echten Nachkommen der Cortez und Pizarro, der Clive und Warren Hastings), sich bereits selbst der Gefahr ausgesetzt sehen, in die sie andere zu stürzen gehofft hatten.

Werden wir nun auch die Voraussetzung für Bismarcks Siege, die Bewegungsfreiheit, mit dem Kriegsziel, wie wir es hier, in wie unbestimmten Umrissen auch immer, zeichneten, erreichen? Eine Frage, die hundert andere nach sich ziehen würde, und von der wir daher an diesem Orte absehen wollen. Denn sie möchte uns zu Ansichten und Forderungen bringen, die heute noch besser unerörtert bleiben. Nur einige der Probleme, welche der Weltkrieg aufgibt, sollten hier im Zusammenhang mit der Ideenwelt Bismarcks beleuchtet werden. Probleme aber sind selbst — problematischer Natur. Es sind Möglichkeiten, die aus den wechselnden Konstellationen der Macht sich ergeben: Wege, die in die Zukunft hineinführen, die aber auch verbaut werden können; Aufgaben, die uns vom Schicksal gestellt sind, für die sich aber die Völker und ihre Führer einsichtig und kraftvoll erweisen müssen. Notwendigkeit und Zufall wirken dabei zusammen. Mögen unserm Volke und seinen Verbündeten Führer beschieden sein, welche jener folgen und diesen zum Zwecke zu gestalten wissen.

Nachtgesang nach der Schlacht

Vater von den Völkern allen,
Zu dir lodern Schmerz und Brand.
Halte deine weise Hand,
Eh' die Berge auf uns fallen
Endlich über Meer und Land.

Gräber nicht genug für Leichen!
Lob und Ruhm ist uns kein Lohn!
Väter nahen deinem Thron.
Vater, gib der Welt ein Zeichen!
Jeder von uns gab den Sohn!

Sind wir Söhne deiner Erde,
Deines Himmels Wacht und Wall?
Sieh, wir lauschen nachts ins All,
Und wir grüßen mit dem Schwerte
Jedes Sternes Schein und Fall . . .

Carl Friedrich Wiegand

Digitized by Google

Hexen

Aquarell von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Zeichnung für eine Festkarte. Von Prof. Julius Diez

Julius Diez

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

Die malerische Phantasie steht immer noch niedrig im Kurs, und die literarischen Makler des Kunstmarktes halten nicht viel von ihr. Man beruft sich auf Schillers Wort: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form alles tun", und man variiert diesen Satz dahin: Was ein Künstler bildet, ist gänzlich gleichgültig; alles kommt darauf an, wie er es künstlerisch formt. Man erinnert sich vielleicht, daß diese Anschauung etwas müdegehetzt wurde, als es galt, Böcklin zu entthronen, und daß man damals mit einer gewissen Absichtlichkeit die französische Malerei, besonders die Produktion des Manet-Kreises, als vorbildlich für das überwiegende Formgefühl hinstellte ... Nun war es freilich ganz am Platze, gegen jene Maler, die auf ihren Leinwanden nur gemalte Unglücksfälle oder Dialekt-Humoresken vorzeigten, Stellung zu nehmen und der unerquicklichen Stofflichkeit einen Riegel vorzuschieben. Aber das durfte nicht zur einseitigen Bevorzugung des Formalen führen: wir haben es angesichts einiger Abwege der Kunstentwicklung des letzten Jahrfünfts erkennen müssen, wohin übertriebener For-

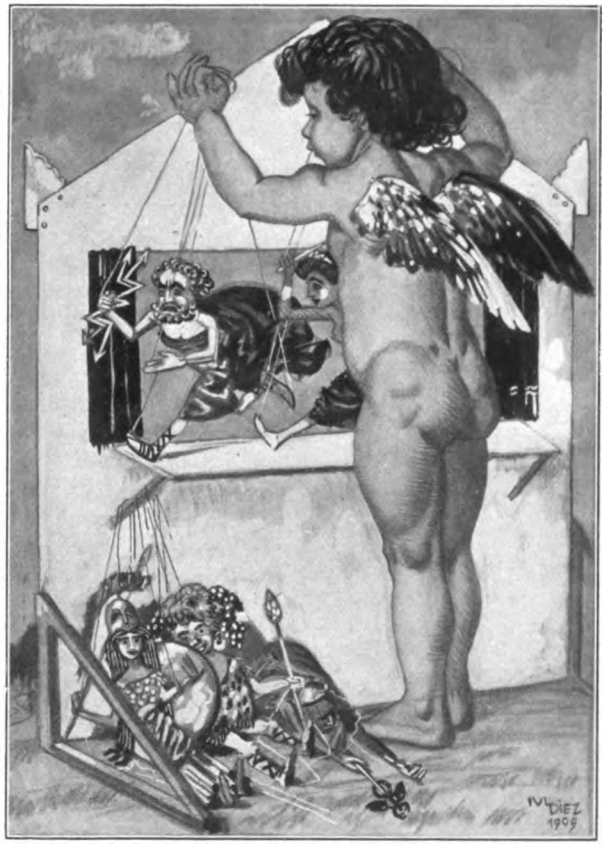
Julius Diez
Nach einer Aufnahme von Eugen Smith

Digitized by Google

malismus führt. Es erheben sich erfreulicherweise auch schon Stimmen, die gegen den „Exzeß der ausschließlich fachlichen, rein optischen Anschauungsweise“ eines Kunstwerks auftrumpfen und verlangen, daß Kunstwerke, über das selbstverständliche ästhetische Niveau hinaus, so geartet seien, daß sie „als Aussagen, oder wenn man die unbewußtere, mystische Stufe heute lieber betont hört, als Offenbarungen eines geistigen Sonderwesens auch geistig anzusehen sind“ (H. Eßwein). Das heißt: daß sie auch weltanschaulich und ethisch fruchtbar werden müssen, und daß man nicht ausschließlich auf die Mache, sondern auch auf den Menschen, der dahinter steht, achthaben soll.

Wenn sich solche Forderungen nach dem seelischen und geistigen Gehalt der Kunstwerke, der übrigens bei allen Erzeugnissen der alten Kunst ganz selbstverständlich in die Erscheinung tritt, gerade jetzt vielerorts und in mancherlei Tonarten in Deutschland hören lassen, so sind auch sie als Zeichen der Zeit und als geistige Segnungen dieses Krieges und seiner Ausstrahlungen auf unsere Kultur anzusehen. Denn wir alle waren daran, in der Kunst über dem Äußeren, über dem Schein das Wesentliche, den Kern, zu vergessen: der Ausdruck wurde uns allzu wichtig, und der Gehalt schien uns daneben fast gering. Wir vergaßen, daß wir damit das Beste unserer deutschen Kunst preiszugeben im Begriffe waren: Dürer, Grünewald und Cranach, bei deren Kunst das Wesen und die Idee das Ewige, die Form und der Ausdruck nur die zeitlich bedingten Neben- und Folgeerscheinungen sind.

Mit gründlich geändertem Anschauungskreis und mit gereinigtem Urteil werden wir nach den kriegerischen Erschütterungen unserer Zeit auch vor das künstlerische Schaffen der Gegenwart hintreten und uns fragen, ob es die Weihe der großen Erlebnisse erfuhr. Was aber von deutschen Künstlern kommt, von dem werden wir für alle Zukunft den deutschen Charakter verlangen müssen, wenn es bestehen soll. Damit will nicht gesagt sein, daß wir fortan eine nach Stimmung und Inhalt patriotische Kunst wünschen. Was uns aber notwendig erscheint, ist der unverkennbare Ausdruck des Deutschen im ethischen Sinn: Sein — nicht scheinen, das in der Kunst in der Weise ausgedrückt werden mag: Gehalt und Idee eines Kunstwerks sind die Hauptsache, die Form ist die notwendige Folge aus ihnen, aber den Charakter des Kunstwerks darf sie nicht bestimmen.



Marionetten. Titelblatt für die „Jugend“

Die meisten auch der jüngeren deutschen Künstler werden in dieser Hinsicht nicht erst „umlernen“ müssen. Schließlich war es doch nur eine kleine Schar, die, von falschen Propheten oder auch nur von der Tagesmode verleitet, ihr Schaffen aus-

Digitized by Google

Der heilige Georg. Pastellgemälde im Besitz der Königl. Neuen Pinakothek in München

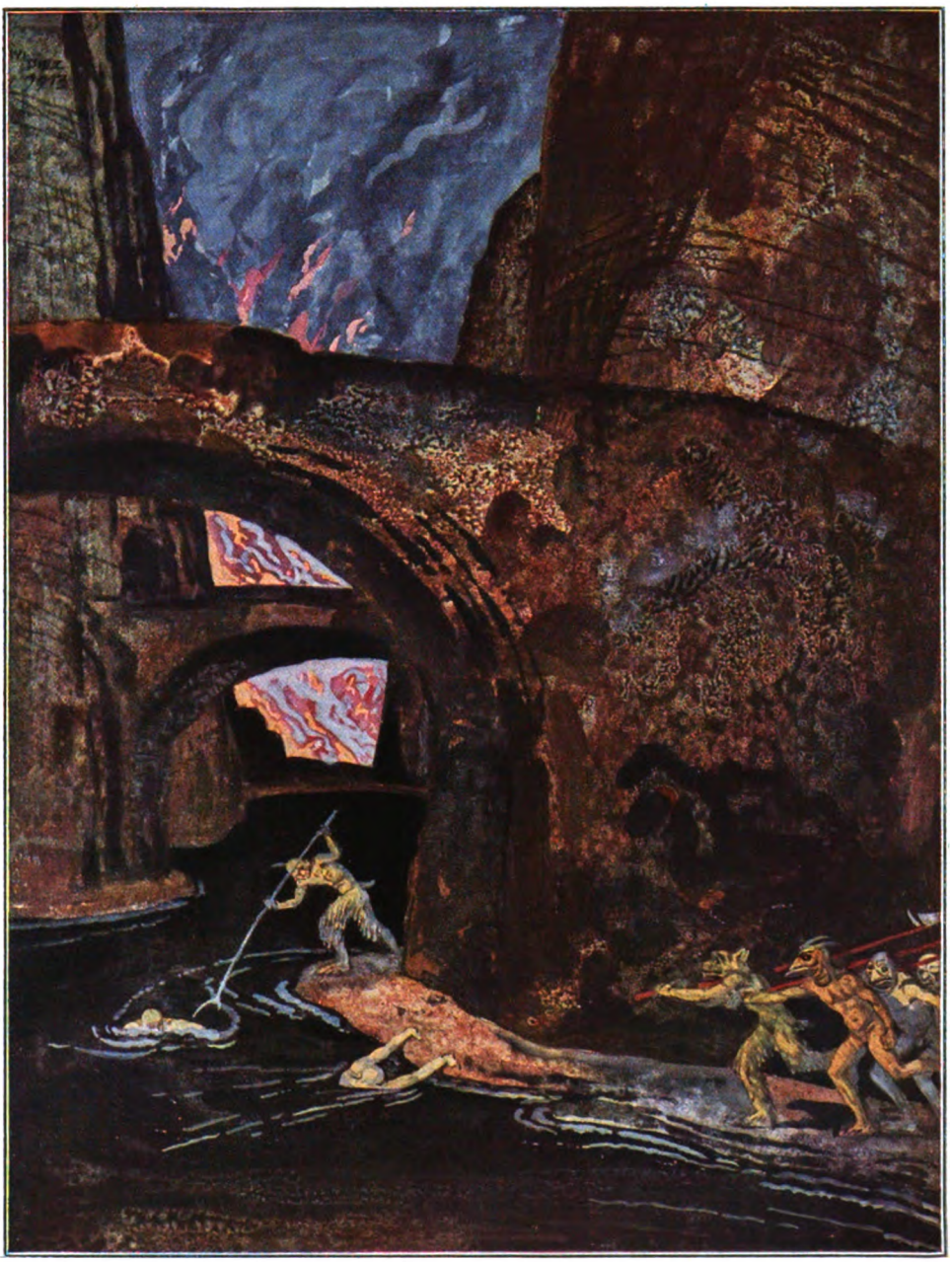
Digitized by Google

schließlich unter das Gesetz der Form stellte. Die Mehrheit der zeitgenössischen Künstlerschaft indessen schloß sich an die echtdeutsche Tradition an und folgte teils Schwinds, teils Wilhelm Leibls Spuren, Namen, die berufen sind, etwa die beiden äußersten Grenzpunkte des Begriffs deutscher Kunst der Gegenwart zu markieren. Glücklichen ist es beschieden, diese beiden Grenzpunkte einander näherzurücken, die Weihe ihrer Kunst von beiden Selbstherrschern deutscher Malerei zu empfangen und die Wirklichkeit Leibls und das Märchen Schwinds in schönem Bunde zu vereinen.

Julius Diez ist einer dieser Glücklichen. Seine Kunst und die besondere, in ihrer herben Originalität stark betonte persönliche Richtung seiner Kunst sind ihm durchaus Selbstverständlichkeiten. Sein Weg zur Kunst war leicht und glatt, denn seiner Abstammung nach kommt er aus einer ausgesprochen künstlerischen Atmosphäre. Er ist nämlich der Neffe jenes berühmten Feinmalers Wilhelm von Diez, der als Akademieprofessor in München der Begründer einer vielbesuchten und für die Entwicklungsgeschichte der Münchner Malerei überaus bedeutungsvollen Schule wurde. Indessen hat Wilhelm Diez auf die künstlerische Ausbildung seines Neffen keinen unmittelbaren Einfluß genommen. Bei dessen Werdegang wurde vielmehr auf die handwerkliche Seite der Malerei besonderer Nachdruck gelegt; er besuchte die Münchner Kunstgewerbeschule, der er heute selbst als hochgeschätzter Lehrer und Professor angehört, und ging dann auf ein Jährlein zu Hackl und Rudolf von Seitz an die Akademie. Jung selbständig geworden, glaubt Diez der Schule weniger zu verdanken als sich selbst; ich fasse es wenigstens so auf, wenn er sich in einer kurzen Selbstbiographie dahin äußert, sein Werdegang sei wohl dem vieler anderer ähnlich, die sich durch eigene Kraft aus einfachen Verhältnissen herausarbeiten mußten; daher könnten — meinte er — die Details seines künstlerischen Werdens die Öffentlichkeit kaum interessieren. Mir scheint trotzdem wichtig, festzustellen, daß die vorwiegend kunsthandwerkliche Erziehung, die Diez erfuhr, ebensowenig wie der Umstand, daß er sich in seiner Eigenschaft als Lehrer mit den verschiedenartigsten Erscheinungen und Forderungen der kunsthandwerklichen Arbeit zu beschäftigen hat, seiner Kunst

Don Quichotte. Gemälde

Digitized by Google



Inferno
Aquarell von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

etwas von ihrem schöpferischen Schwung genommen und seiner unerschöpflichen Phantasie Eintrag getan, sondern ihm eine Fülle von technischen und fachlichen Erkenntnissen und Praktiken, die der „Form", dem Ausdruck seiner Kunst, zugute kommen, vermittelt hat. Daß Diezens Wiege in Nürnberg gestanden (er ist dort am 8. September 1870 geboren), ist auch nicht ganz unwesentlich, denn etwas von dem in dieser echtesten deutschen Renaissancestadt immer noch lebendigen Dürer- und Sachs-Geist scheint auch auf ihn übergesprungen zu sein. Freude und tiefes Verstehen der alten Stile spricht aus manchem der unzähligen Blätter, die er seit beinahe zwanzig Jahren für die Münchner Wochenschrift „Jugend" geschaffen hat. Auf diesen Zeichnungen herrschte das Ornament in den verschiedensten, oft ganz versteckten, oft ostentativ betonten Erscheinungsarten. Diez schloß sich da zuweilen an Dürers Randzeichnungen an und an die Blätter der altdeutschen Kleinmeister, zuweilen wieder scheinen illustrierte Bücher des Rokoko, aparte alte Kalenderblätter und die verschnörkelten Titelbildchen verbuhlter Almanache die Anregung zu Diezens Zeichnungen gegeben zu haben. Der Schnörkel in den mannigfaltigsten Spielarten ist damals des Künstlers Spezialität geworden und ist es geblieben, bis malerische Monumentalaufgaben Diez zu stärkerer Konzentration seiner unbesorgt bis in feinste Details schweifenden Phantasie und zu strengerer Stilisierung hinführten. Angesichts der beiden großen Gruppen in Diezens Werk, der illustrativ-graphischen und der monumental-malerischen, haben jene Kunstbeurteiler, denen die Form die Hauptsache ist, Julius Diez einen dekorativen Künstler genannt. Natürlich ist er das; das läßt sich nicht im geringsten bestreiten. Aber sein künstlerisches Wesen ist damit noch lange nicht erschöpft und nicht im geringsten klar umrissen. Denn ebensogut kann Böcklin oder Franz Stuck ein dekorativer Künstler genannt werden, von Hans von Marées und Ludwig von Hofmann gar nicht zu reden ...

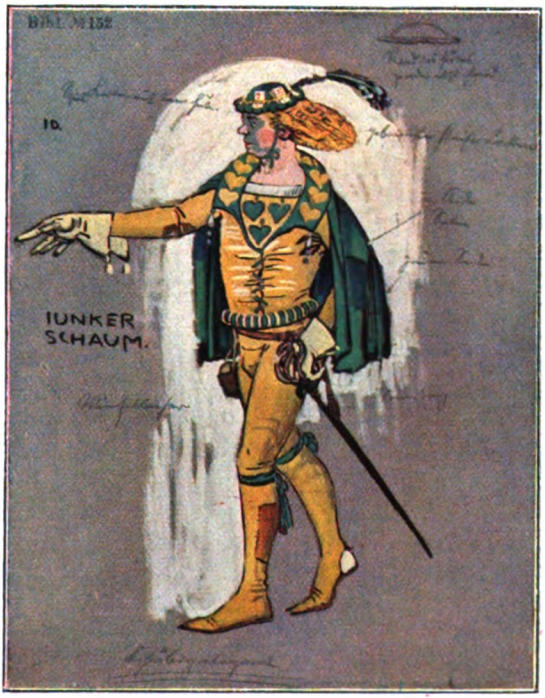
Der Geist der Vase. Radierung

Um die Kunst des Julius Diez zu erkennen und sich an ihr, die voll Freude und voll spendender Fülle ist, zu erfreuen, ist es nötig, alle Schlagworte, die durch die Epidermis nicht hindurchdringen, die nur der Form gelten, zu vermeiden. Diezens Kunst ist so reich und ihr Schöpfer eine so vielseitige Persönlichkeit, daß sie die Prüfung auf die Quellen, aus denen diese prachtvollen Phantasiegebilde sprudeln, leicht verträgt. Das Formale kommt bei ihnen ja nicht als das Wesentliche in Frage. Diez beherrscht es — damit ist eigentlich alles gesagt. Ausdruck seines Wesens ist die Form nicht. Sonst könnte er nicht, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne auch nur einen Augenblick unsicher zu sein, je nach der Aufgabe, die ihm gestellt ist, die künstlerische Ausdrucksform wechseln und dabei doch nicht das geringste seines angeborenen künstlerischen Wesens preisgeben. Diezens Kunst strömt aus dem tiefen, ver-

Digitized by Google

Der Narr. Aquarell

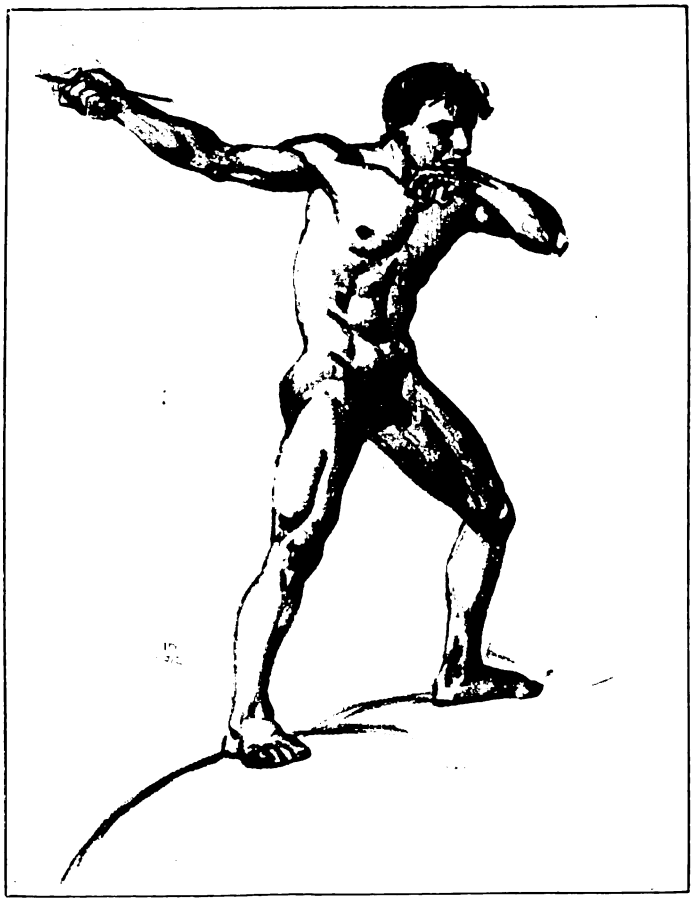
borgenen Schatz des Herzens, wofür man früher das heute in Mißkredit geratene Wort „Gemüt“ gebrauchte, und die Phantasie ist des Künstlers eigentlicher Leitstern. Dessen ist der mannigfaltige Inhalt seines Werkes, die krause Fülle der Ideen, die ihm zuströmen, Zeugnis. Auch Diez durfte die Wahrheit des Faust-Wortes schmecken: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen ...“ Er griff den Sinn freilich nicht naiv-wört-



Figuren zu „Maß um Maß“ in der Ausstattung des Münchner Künstlertheaters

Digitized by Google

lich auf, aber manches Bild und manche Zeichnung von ihm sind von geheimnisvollem Schauder des Übersinnlichen umwittert. Das Märchen hat es ihm angetan, und in seinem Werk erscheint es bald im altdeutschen Schalksnarrengewand des schellenlauten Till Eulenspiegel, bald in der farbigeren und üppigeren Einkleidung, die Ariosto für phantastische Fabeleien fand, bald in der unbesorgt bramarbasierenden Art des Don Quichotte. Da drohen auf „gedrangem Steg" die Erinnyen, und alle Schrecken des Danteschen Inferno sind los, Frau Luna reitet auf weißem Roß gespenstisch durch die Mondnacht, Sumpfgespenster äffen den nächtlichen Wandersmann, und spukhafte Zwerge huschen durch die geschnittenen Hecken des Irrgartens. Oder ein Dolomitenmärchen wird erzählt: wie der grausige Lindwurm dem Flüchtenden als Brücke dient und wie der Pfeil, von der weithinzielenden Sehne geschnellt, warmes Blut zu trinken bekommt. Im „Ungebetenen Gast" ist dieses Brückenmotiv verändert: ein ungelenker Riese hat es sich, hoch über dem Tal mit seinem Gigantenleib von der einen Bergstadt zur andern eine Brücke schlagend, „behaglich" gemacht. Wie hier der Humor mitspricht, so noch gar manchesmal: etwa bei dem ergötzlichen Blatt vom „Jungbrunnen", bei der feinen, etwas ironischen Ausdeutung der Geschichte von der alttestamentarischen Susanna, und bei all jenen leichten, zierlichen und launigen Fixierungen heiterer Einfälle, die mit außerordentlicher Leichtigkeit zu Bildern wurden. „Scherzi" nennt Diez solche Werkchen, auf denen man z. B. das mit Amors Pfeilen gespickte und zu gelinder Raserei getriebene Einhorn erblickt, oder Odysseus, der sich mit einem fabelhaften Netz ein Sirenchen einfängt, oder den faunischen Kuppler, der ein Brieflein, unter Rosen verborgen, der zierlichen Reifrockdame überreicht, und was derartiger kleiner Schelmereien mehr sind, deren feinster Reiz nicht in dem erzählbaren Vorgang beschlossen ist, sondern in der meist ein wenig ironischen Stimmung, die darüber ausgegossen liegt. Es ist etwas wie Musik in diesen Arbeiten: eine unendliche Phantasie und doch in feste künstlerische Gesetze gefaßt, wohltemperierte und graziös gebändigte Laune sozusagen, oder mit einem Wort: Mozart. Mozart, den Julius Diez aus tiefstem Herzen liebt und verehrt. Es gibt eine anmutige Gelegenheitsgraphik des Künstlers, die das bezeugt; eine Karte zur



Aktstudie. Zeichnung

Digitized by Google

Erinnyen. Aquarell von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

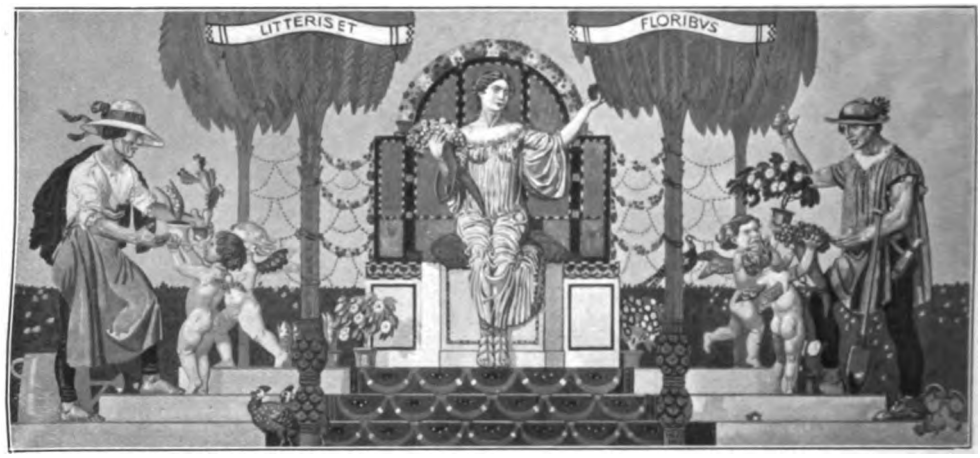
Digitized by Google

Festzug des Handwerks
Aus der Reihe der Gemälde im Handwerkersaal des neuen Rathauses zu Hannover

Einweihungsfeier des Mozarteums in Salzburg: da sieht man (vgl. die Abbildung auf S. 33) in wohlgruppiertem Zug Mozarts volkstümlichste Gestalten einherschreiten; Papageno voraus, Figaro und Susanne, die feierliche Königin der Nacht und den stolzen Don Giovanni, als Beschluß aber einen außerordentlich possierlichen Putto mit Perücke und Liebesbriefchen, eine jener Diezischen Schöpfungen, die von Weltanschauungshumor gewürzt sind.

Arbeiten dieser Art streifen das illustrative Gebiet, auf dem sich Diez namentlich früher mit viel Behagen bewegte. Sein Erfindungsreichtum und sein leichtes Einfühlen in die Formsprache alter Stile kamen ihm da besonders zugute. So hat er einmal die sechsunddreißig Blätter der deutschen Spielkarte neu gezeichnet und damit eine Aufgabe aufgenommen, die in der Geschichte der deutschen Graphik einen ehrwürdigen Stammbaum hat; denn wer dächte da nicht an den „Meister der Spielkarten" und den Meister E. S., deren Werke am Anfang des deutschen Kupferstichs stehen und bei denen gerade verschiedene Folgen von Kartenspielen durch ihren Reichtum an künstlerischen Eindrücken fesseln. Diez hat diese traditionsgesegnete Aufgabe ein halbes Jahrtausend später derb und bewußt derb angepackt. In den kleinen Bildern zu den niederen Spielwerten steckt eine echt volkstümliche Laune. Mit knappen Strichen, die sich oft genug auf Schattenrißwirkungen beschränken, sind

Digitized by Google



Wandbild im Botanischen Institut der Universität München

allerlei erheiternde Szenen festgehalten, die unwillkürlich an Holbeins Zeichnungen zu des Erasmus von Rotterdam „Lob der Torheit" gemahnen. Die Figurenkarten dagegen zeigen teils verwegene Kriegsknechte, Marodeure und Landstreicher, teils — in den Königsfiguren — Trachtenentwürfe einer ausschweifenden Phantasie, die später den Ausstattungen Shakespearescher Komödien, die Diez für das Münchener Künstlertheater und Hoftheater übernommen, zugute kam. Illustrativer Art sind auch manche alten und neuen „Jugend"-Zeichnungen des Künstlers, zum Teil von köstlicher Beschaulichkeit, zum Teil von frisch zupackender Aktualität, die sogar vor den großen Begebenheiten unserer Zeit, vor den Geschehnissen des Weltkrieges standhält und mit grimmig-deutschem Humor und aufrechtem Mannesmut in markenartiger Kürze Stimmungen des Tages künstlerisch ausmünzt: in dieser Hinsicht ist Diez einer der wenigen, die vor zeitgeschichtlichen Aufgaben ihren Mann stellen, dessen sind auch das hier beigegebene farbige Blatt „Durchhalten" und die früher (Januar- und Aprilheft 1915) erschienenen Zeichnungen „Festung Frankreich" und „Zu Bismarcks hundertstem Geburtstag" beredte Zeugen. Die Schärfe, die köstliche Schlagkraft und Unzweideutigkeit, die diesen Zeichnungen und den aus der Zeit geschöpften Karikaturen eigen ist, ziert nicht minder die Plakate, die Diez hauptsächlich für Münchener Ausstellungen und Feste schuf, und nicht zuletzt seine feinsinnigen Radierungen — ein Schaffensgebiet, dem er erst seit kurzem sein Interesse zuwendet, gleichsam als einer Art Zwischenspiel der monumental-dekorativen Aufgaben, vor die er sich, in rascher Folge der Aufträge, seit fast einem Jahrzehnt gestellt sieht. Diese Aufträge hoben mit dem Jahre 1906 an: Friedrich von Thiersch forderte damals den Künstler auf, für das neue Wiesbadener Kurhaus Mosaiken zu entwerfen; gleichzeitig schuf Diez auf Lichts Wunsch ein Glasfenster für den Neubau des Leipziger Rathauses. Indessen brachte ihm die bedeutungsvollste und seiner künstlerischen Art angemessenste Aufgabe die Ausstellung München 1908. Emanuel von Seidl hatte das Hauptrestaurant dieser Ausstellung erbaut und bat Diez, die Wandelgänge des vielteiligen Gebäudes mit Fresken zu schmücken. Da konnte sich Diezens Phantasie und sein barocker Humor ausleben, und der Künstler überzog alsbald die mächtigen Wände, die ihm räumlich jeglichen Spielraum gewährten, mit einer erstaunlichen „Fülle der Gesichte". Da gab es, unter einer fortlaufenden, grotesk ausgestalteten und reichbelebten Gartenarchitektur, die Diez sozusagen als Hintergrund seiner Gestalten und Episoden an die Kalkwand zauberte, allerlei buntes Volk: einen Vogelsteller, Jäger, allegorische Reiterinnen auf weißen Hirschen, Masken, Gondelieri, die eine schöne Frau in ihrer Barke fahren; kurzum, ein ganzes Münchener Künstlermaskenfest mit seinem Reiz und seinem geschmackvollen Humor.

Digitized by Google

Will man die Stimmung dieser Fresken recht in Worte fassen, so möchte man Heinrich Heine als Nothelfer zitieren. Sein Gedicht „Bimini" scheint auf Julius Diezens Fresken geschrieben zu sein, und darüber hinaus ist es wie eine lustige, geistvolle Charakterisierung der Kunst unseres lieben Meisters überhaupt:

Bimini! Bei deines Namens
Holdem Klang in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbenen
Jugendträume, sie erwachen ...
Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' ist der Witz, der flinke ...
Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.
Funkenstäubend mir voran
In dem wogenden Azur
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —
Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillone,
Amoretten, die pausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern
Schallende Fanfaren blasen. —

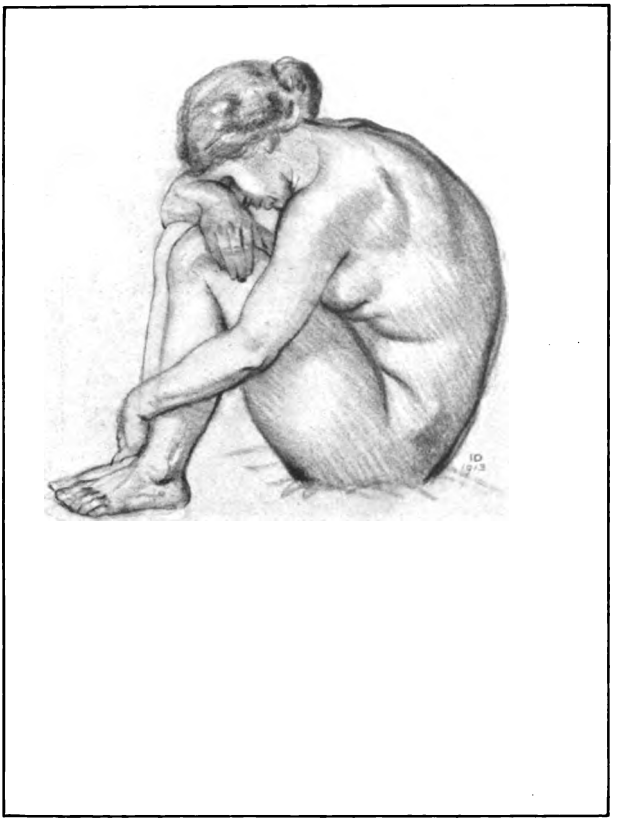
Etwas weniger lebhaft und ausgelassen tritt dieser Bimini-Geist auf den Mosaiken für den Erweiterungsbau der Münchener Universität in die Erscheinung, und das ist in Anbetracht des Materials ganz begreiflich: Mosaik bedingt immer eine gewisse Strenge und Herbheit; auch sie hat man bei Julius Diez noch nie vermißt. Große Mosaiken, die nach den Entwürfen des Münchener Künstlers ausgeführt wurden, findet man weiterhin im Treppenhaus des Landgerichtsgebäudes in Essen an der Ruhr, im Münchener Botanischen Institut

Neptun. Gemälde

Digitized by Google

und im Handwerkersaal des Rathauses in Hannover, wo Diez mit seiner reichen Erfindungsgabe einen mächtigen „Festzug des Handwerks" erstehen ließ, bei dem sich die Formenfülle und Farbenpracht ferner Zeit mit einer sich tief einfühlenden Gegenwartsstimmung, die der sozialen Schattierungen nicht enträt, zu schönem Bund vereinen. In Hannover war Diez schon früher eine große dekorative Aufgabe übertragen worden: nämlich den Sitzungssaal der Firma Bahlsen, der Diez auch sonst ein treuer künstlerischer Berater ist, mit Fresken zu schmücken. Diez fand dabei den Zug ins Große nicht nur in der Form, sondern auch in der Empfindung, wie ihm das auch schon in München bei dem großen Freifresko, das er an die mächtige Straßenwand eines Hauses am Marienplatz malte, gelang: das war eine Madonna im Rosenhag, altmeisterlich fast von Aussehen und voll einer innigen Intimität, wie sie das Motiv fordert, obwohl die Madonna annähernd in dreifacher Lebensgröße gemalt wurde. Die jüngste Leistung Diezens auf diesem Gebiete sind vier farbenfrohe Ovalgemälde für das Logenhaus des Salzburger Mozarteums. In vier Gestalten verkörpern sie die bezeichnendsten Erscheinungen der Naturmusik: Orpheus, Pan, die Sirenen und die Furie mit der schmetternden Kriegsdrommete ...

Tritt aber der Künstler von solchen Aufgaben und Arbeiten, die seit Jahren seine beste Arbeitskraft beanspruchen, auf Stunden weg, so entspringen (neben den Radierungen) seiner Phantasie feine Bildchen kleinen Formats, die trotzdem weite Perspektiven auftun. Auf einem dieser meist in Aquarelltechnik ausgeführten Werke ist Diez in seiner ganzen Art und im Kern seines Wesens zu erkennen. Es ist das Bild „Legende", das anmutet wie ein frommes Gedicht aus der Romantikerzeit. Hoch oben wächst der gedrungene Bau eines Münsters in den Himmel, tief unten wirbelt in Strudeln der Strom durch die Enge der felsigen Steilufer, auf seinem Rücken trägt er einen Kahn, den zwei stämmige Männer mühsam vorantreiben — der Kahn aber birgt als köstlich-holde Last Maria im Bettlergewand mit dem himmlischen Kind an der Brust: sie will einkehren in dem zu ihren Ehren aufgetürmten Liebfrauenmünster auf der Berghöhe. All das liest man aus dem Bild heraus oder vielmehr: man liest es hinein, denn des Bildes Ton ist gar nicht auf das Erzählen eingestellt. Aber durch die Form hindurch spricht mächtig die Stimmung und die Phantasie des Künstlers redet nicht nur mit ihm selbst, sondern sie wird auch für uns machtvoll beredt. Mit tausend Geisteszungen dringt sie auf uns ein und umhüllt uns mit den mystischen Schauern, die man dort verspürt, wo echtes Künstlertum mit hohem Ernst an hohen Werken schafft.



Aktstudie. Zeichnung

Digitized by Google

Legende

Aquarell von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

In schlaflosen Nächten

Gedanken eines Einsamen. Von Emmi Lewald

Nachdem ich auf den Gedanken gekommen war, mir die Stiche Claude Lorrains in mein Schlafzimmer zu hängen, wurden meine Sinne ruhiger. Es geht eine Art Besänftigung von diesen Tempeln und Wipfeln aus — Abend und Morgen, wie sie aufsteigen aus den einfach großräumigen Linien der südlichen Landschaft!

„Vielleicht hast du im Leben viel verloren,
Bis du, entrinnend von des Schicksals Bränden,
Dein Bündnis schlossest an des Waldes Enden
Mit den Dryaden und den süßen Horen!“

Sie wurden der Trost meiner wachen Nächte, gegen Morgen wirkten sie wie Mohn auf mich, und bei Tagesanbruch fand ich ein paar bewußtlose Stunden und Vergessen ...

Daß man die Menschen in Lager teilt, in Weiße und Schwarze, Kluge und Beschränkte, Arme und Reiche, Konservative und Demokraten, Blonde und Braune — all diese Gegensätze scheinen mir gar nicht mehr so abgrundtief wie sonst. Man sollte sie einteilen in die Schlaflosen und die gut Schlafenden und danach sein Urteil einstellen, seine Ansprüche an sie bemessen!

Der gut Schlafende ist ein robustes Geschöpf, von dem man eigentlich alles verlangen darf, dessen feste Schultern man skrupellos vollpacken kann mit Bürden allerart. Den andern aber sollte man schonen, ihm behutsam nahen, wie jemandem, der um die einzige Heilquelle für das Daseinsleiden dieser Zeit betrogen wird, ein doppelt Qualbeschwerter, der wie ein Sisyphus nie innehalten kann, jene unbarmherzig schweren Steine auf und nieder zu rollen, die uns so plötzlich auf den glatten Weg geworfen sind.

Dabei will ich nicht sagen, daß schlaflose Nächte nicht zuweilen auch ihre geheimen Vorzüge hätten. Im rastlosen Hin- und Herdenken kommen Bilder heraufgeschwommen, die vielleicht sonst wie in Brunnen versunken nie wieder in unser Bewußtsein getreten wären.

Wenn gegenüber die Wetterfahne im rauhen Ostwind knarrt und ungastlicher Regen auf die kahlen Bäume und blanken Straßen prasselt, dann gehen meine halbwachen Gedanken duftberauscht in Gärten des Südens.

Da blüht er wieder vor mir auf, Schönster der Schönen, Madonna della Ruota, wie ein Geschmeide hingefügt an den palmenreichen Saum der Rivieraberge! wo in dem Wasserbecken der von blauen Glocken umrankten Pergola die dunkle Libanonzeder fernfremd sich spiegelte und der alte Rebekkabrunnen, wie ein Kapitel der Bibel, still zwischen Rosen lag, morgenländisch verzaubert, hell wie Staub. Kommen nicht die Kamele Jakobs gezogen? Tritt nicht Elieser aus dem dunkelgrauen Schatten des Nachmittags? ...

Und welche Palmen!

Hatte ich nicht immer Palmen gehaßt? Ja, die vergewaltigten, langweiligen Zimmerpalmen nordischer Städte, die in Kübel gezwängten Göttinnen mit Handschellen am Gelenk, die verkümmerten in der Mitte abgezirkelter Gartenrabatten: Deine Palmen aber, Madonna della Ruota, sind königlich! Breitschaftig stehen sie da wie phantastische Wälder, traubenartige Früchte wie die Üppigkeit Indiens hängen in den Blättern deiner Kronen. Zwischen den Stämmen herauf blaut das Mittelmeer, die schöne geliebte Flut, von Sirenenklängen durchtönt, überblitzt von weißen Segeln, die vorüberschweben von einem der Orte zum andern, jener Orte mit melodischen Namen, die wie Gedichte klingen, wenn man sie vor sich hinmurmelt, verbannt unter neblige Breiten — Bordighera, Ospedaletti —

Und künftig! Werde ich je wieder den Fuß in diese Gärten setzen mögen?

Heimat der Seelen so vielen, du Land, das dennoch die Treue nicht hielt: bist auch du uns verloren?

Wo wir hindenken, überall Verluste, an Freunden, Werten, Glauben, Plänen und Hoffnungen. Als wäre die Welt leer geworden jenseits unserer Grenzpfähle!

Nicht einmal durch die Gärten der Träume wandeln wir ungestört; überallhin trieb die Gegenwart ihre trennenden schmerzenden Keile. Wie die Elefanten des Hannibal die jungen Orangenblüten der goldnen Muschel Palermos zertraten, so zerstampft die Gegenwart unter ihrem ehernen Schicksalstritt das, was unseres Lebens und unserer Arbeit Inhalt war.

Jetzt ein Feuilleton über Mino da Fiesole zu schreiben, gäbe es größere Zeitvergeudung als diese?!

Daseinsberechtigt wäre ich nur, wenn ich mit hinausginge hinter die Front, wenn ich jenen Siebzehnjährigen die Stiefel putzte zu dem frühen letzten Gang, der jetzt so viele Schicksale vorzeitig besiegelt.

Wie überflüssig ich bin! Und ich soll schlafen mit dem Gefühl dieser Schmach?

Ist es möglich, daß ich noch im Juli arglos die Schelde hinabfuhr? Meerwärts, in

Digitized by Google

jenes Gewirr von Inseln, versunkenem Gelände, überbrückten Kanälen hinein, durch das sich der Fluß mit beiden Armen der Nordsee entgegenwindet?

Das Schiff stieß früh von Antwerpen ab. Seine Türme standen scharf da über dem Gewirr von Masten, Ozeanfahrern, exotischen Schiffen, von der Flut weit hineingetragen ins belgische Land.

Ahndet ihr denn nicht, Türme Antwerpens, wie nah euch der Tritt der Weltgeschichte war, daß schon bei Krupp die Riesenkanonen fertig standen, unheilschwanger und geheimnisumwebt, die hineinrasen sollten in die Eingeweide eurer Festungen? Ahndet ihr nicht die Farbe der Flagge, die drei Monde später schon gehißt werden würde über einem Meer von Flammen und Rauch?

So friedsam war jener Morgen. Mein Schiff hieß „Zeeland". Am Steven war das Wappen Zeelands gemalt, das der Kapitän mir stolz erklärte; „luctor et emergo": („ich ringe, aber ich bleibe oben").

Und plötzlich waren wir in Holland, und die Namen der Dörfer und Ufer bekamen jenen komisch parodistischen Klang, den ich so wenig liebe. Denn wie ich mit einem zarten Peruginogesicht die Geduld verliere, wenn das Organ hart klingt oder die Lippen schwäbeln oder sächseln, so verdirbt es mir den Zauber der Stunde, wenn schöne Dinge, an denen ich vorbeigleite, häßlich getauft sind.

Deshalb mußte mein Kompaß so oft zu den romanischen Ländern weisen und an klassische Stätten, wo so schön getaufte Inseln schwimmen, deren Name wohltut wie Streicheln einer weichen Hand: Samos, Mytilene...

Ich habe überhaupt immer ein etwas gespanntes Verhältnis zu Holland gehabt. Ich lehne jene Landschaften ab, durch die allzuviel Linealstriche gehen. Der schnurgerade Kanal stört die Linienharmonie. In der Natur muß schöne Zufälligkeit vorherrschen, nicht die Symptome menschlicher Bearbeitung. Auch die holländische Blume lehne ich gewissermaßen ab. Sie hat eigentlich nur Achtungserfolge bei mir.

Die Blumen meines Herzens sind jene kunstlos zusammengerafften Riesensträuße, wie man sie auf dem Marktplatz von Ventimiglia kauft, wenn beim Glockenschlag Vier die Bäuerinnen die Tücher von den Körben nehmen, oder jene Armvoll Rosen, die im römischen Juni der braune Junge einem in die Droschke reicht. Die geraden Hyazinthenbeete Hollands kommen mir wie allzu ordentlich aufgeräumte Stuben vor, aus denen der Stempel des Persönlichen wich.

Aber das Licht jenes Julimorgens war märchenzart...

Das Schiff strich wie durch Silber. Im Sonnenflammen lagen alte Dörfer, ferne Kirchenumrisse, dunkle Segler wie auf Glas gemalt über der Flut. Doch der Wasserarm, der so schön im Licht gleißte, hieß leider der „Kreekerak", und das enttäuschte mich an ihm. Die langgezogenen Linien, die grau und unendlich nach Norden lagen, das war „vordronken Land".

⁂ ⁂ ⁂

Damals wohnte ich auch ein paar Nächte in einem Dorf, das Westcapelle hieß.

Ja, Westcapelle! Das lasse ich mir gefallen! —

Dies Dorf ist eine Art Repertoirestück in meinen Träumen geworden. Es läßt mich nicht los.

Ich war Rassestudien halber dort.

Sandsäcke auf den Schultern, die Riesendeiche zu festigen, gegen die das Nordmeer andonnerte, zogen sie mit blauen Blusen durch das Dünengras unter den großen Leuchttürmen hin, von denen der eine, der alte, wie ein riesiger Belfried, sagenumwittert, möwenumkreist im Dorfe stand. Sie alle, diese blaublusigen Fronknechte mit den Sandsäcken waren echter, unverfälschter Normannenstamm, hierher geraten in langverklungenen Tagen des Völkerwanderns, unvermischt geblieben, mit langem straffem Haar im Nacken, mit jenen hellen, scharfen Seemannsblicken, die der Fischaugen Farbe haben und ohne lange Wimpern sind.

In den kleinen einstöckigen Häusern wohnten sie, standen pfeifenrauchend in Holzpantoffeln vor der Tür, und ihre Kinder in kleinen Holzschuhen trippelten mit Goldblech an den Häubchen um sie herum. Immer aber donnerte das Meer um die Häuser von Westcapelle. Es brüllte und schrie. Wo der Deich es verbarg, war es, als lägen jenseits Ungeheuer auf der Lauer, ausgebrochene zoologische Gärten von enormem Umfang.

Und auf dem Deich entlang ging mit weißblonden Haaren Gineora, die malende Miß von drüben aus Engelland.

Und wir taten das, was nun dauernd zu den unübersetzbaren Worten gehören und ein Loch in unserem Sprachschatz lassen wird: wir „flirteten"! Auf den Deichen von Westcapelle, umdonnert vom Meer, spielten wir unseren Sommerroman, und als wir uns trennten, schwuren wir uns zu schreiben, einander treu zu sein!

Gineora, weißblondes Exemplar jenes Inselvolkes, an das zu denken jede deutsche Seele mit weißglühendem Grimm erfüllt — auf die Verlustseite meines Lebens schrieb ich auch deinen Namen! Aber in Träumen gehe ich doch noch auf den Deichen unter den Leuchttürmen hin, deren Feuer seit Monaten verlöscht sind, höre der Seemöwe Schrei hineinschrillen in das Brandungsgeheul und sehe deine blaßfarbigen Watercolours, in denen du Meisterin warst, kleine pastellzarte Bilder, auf denen die reichen Felder der Insel, die verträumten Hafenstädte und Middelburgs schöne Türme herb und sicher dastanden im Licht des letzten Sommers, jenes letzten für ach so viel Tausende!

⁂ ⁂ ⁂

Bin ich das eigentlich? Ich, dem nichts über eine Beethovensche Fuge ging, dessen Ohren sich festsaugen konnten an dem Bann

Digitized by Google

jener erhabenen Herrlichkeit? und dem nun jetzt die schönste Musik dünkt, wenn ich abends an der Flußbrücke den alten Zeitungsmann mit dem Cäsarenprofil und der Konquistadorenstimme in die Dämmerung hinausbrüllen höre: „Siebzehntausend Russen — hundertfünfzigtausend Gefangene — dreitausend tote Engländer vor der Front" —

Keine Symphonie klänge mir jetzt schöner! Wie das angenehm durch die Nerven rinnt, tröstlich, hoffnungerweckend: „Dreitausend tote Engländer vor der Front" —

Bis in die Träume klingt es nach und surrt wie eine schmeichelnde Melodie ums Haupt.

Siebzehntausend Russen ...

Ist es überhaupt vorstellbar, solch eine Masse —?

Irgendwie sehe ich sie leibhaftig — wenigstens einige Dutzende — wie aus Romanen Tolstois und Turgenieffs, wie aus der Truppe Stanislawskis, wie jene Tänzer, die mit ihrer fremdartigen Grazie über unsere Bühnen gegangen sind, wie schöne fremdartige Tiere, die wir staunend und mit erregtem Sinn besahen.

Und die toten Engländer!

Ich denke an all jene, die ich gekannt, die ich in sizilianischen Hotelvestibülen gesehen, in den Museen Athens: der wohlgewaschene, gutrasierte Typ mit dem Gesicht, aus dem sich nichts enträtseln ließ, weil es wohl keine Rätsel hinter diesen Stirnen gab, nur festgefrorene Überlieferung, sachgemäße Selbstverständlichkeit. Ich sehe sie am Sonntag durch den Hydepark gehen bei den Kirchenparaden, sehe sie die Straßen der City heruntereilen, lang und schlank, hell von Haut wie wir, uns überlegen im genaueren Sitz der Handschuhnaht und des Stiefelschaftes, weit uns unterlegen auf den Gebieten der Leidenschaft und jenes heiligen Feuers tief innen, das so überaus herrlich in deutschen Seelen brennt.

Und nun liegen sie zu Tausenden da, tot, mit Tornistern aus schönem Leder, vorbildlichem Schuhwerk, die Gesichter ohne Ausdruck wie im Leben, nur todblaß und erst durch den Tod rätselvoll.

In langen Reihen ziehen sie durch meine schlaflosen Nächte, die Feinde alle!

Ach, und die Freunde erst!

Gestern sah ich den schwarzen Rand im Briefkasten. Auch du —

„Auf Patrouillenritt am Vogesenpaß" — ein schnelles Ende. Ein Reitertod. Wenn es denn sein muß, die Idealform von Tod!

Auf dem Straßburger Münster standen wir im Mai. Dir war der Rhythmus all des Wundersamen, in Stein Gedichteten von selber klar. Vor deinen einundzwanzigjährigen Augen lagen alle Rätsel gelöst. Du warst einer von jenen, von denen viel erwartet wurde. So glänzend der Anfang...

Fein und frauenhaft deine Haut, mit blauem Geäder. Verwacht die Augen von Studiennächten, Augen, die von der Akropolis träumten, von Selinunt und Baalbeck — warum nicht? Flügeloffen lag dir ja die Welt, alle Stufen frei zum Beschreiten.

Es war soviel Glanz in der Luft an jenem Morgen. Vergißmeinnichtfarben blauten fernhin die Vogesen.

Da irgendwo, wo die weiße Wolke im Blau hing, lag der Bergpaß, der deiner kurzen Wanderung Ziel werden sollte im selben Jahre noch, frühlingsgrün da. Als die Blätter gelb wurden, ach, worauf regneten sie nieder!

Auch du! — Ich legte die schwarze Anzeige zu meinen Kriegsakten. Wie unerbittlich doch der große Schnitter mäht!

* * *

Ich nehme, mir gegenüber, hinter matterleuchteten Fensterscheiben eine Gestalt wahr. Jemand, der auch rastlos auf- und niederschreitet wie ich, der die Vorhänge erst zusammenzieht, wenn der Morgen dämmert.

Gestern sah ich sie deutlicher als sonst. Auch sie blickte zu den Sternen. Und am Mittag sah ich, wie sie sich aus dem Fenster lehnte, hörte, wie sie dem Postboten etwas zurief. Er kramte in der Tasche, schüttelte den Kopf, und sie schloß die Scheiben. Und Gram und Enttäuschung stand in ihren Zügen, kinderjungen Zügen von etwa zwanzig Jahren. Der Gram hat einen so scharfen Griffel. Am deutlichsten sieht man das an den jungen Wangen.

Gegen meine Gewohnheit habe ich nachgeforscht, wer denn mein schlafloses Gegenüber sei?

Eine Kriegsgetraute von neunzehn Jahren: Ellen Vanderhofen aus einer Hansestadt. Der Mann ein blutjunger Artillerist, den sie beim Tennis in Baden-Baden kennen gelernt im letzten Mai.

Sie kann es bei ihren Eltern jetzt nicht aushalten, sagte jemand, auch bei ihren Schwestern nicht. Sie ist für sich gezogen, obgleich das ja Unvernunft ist. Sie meint, hier bekommt sie die Nachrichten eher.

Was war es bisher für ein einfaches, in immer gleichen Geleisen sich abrollendes Begebnis, einen Leutnant zu heiraten. Und nun wird so jemand mit neunzehn Jahren zur tragischen Gestalt. Preisgegeben den seltsamsten, verwickeltsten Möglichkeiten, endloser Seelenpein, raschen Katastrophen, die ein Telegramm bescheinigt oder ein Brief vom Regiment.

Und auf solche Augenblicke wartet nun solch eine unbeschriebene Seele Nacht und Tag, ein Kind, das noch vor wenig Wochen über nichts sich den Kopf zerbrach als über neue Rockschnitte, vielleicht über den Rätselspruch einer Wahrsagerin ...

Es sind plötzlich soviel unaushaltbare Zustände geschaffen! Wer kann da schlafen? Seit hundert Jahren ist wohl nicht mehr so viel gelitten und so wenig geschlafen in Deutschland als jetzt —

Ich habe weder Söhne noch Brüder im Feld. Auf gewisse Art könnte ich also diesen Krieg platonisch genießen als die größte An-

Digitized by Google

gelegenheit des Jahrhunderts, als eine Steigerung aller aus Büchern erlernten Heldenzeiten von Thermopylä an.

Der Kampf um Troja und das heutige Ringen um die Dardanellen: welche Vergleiche entrollt allein dieser Kontrast!

Über die Grabhügel von Hektor und Patroklus pfeifen die Geschütze der Verbündeten. Aus dem blauen Meer, dem die schönen Umrisse homerischer Inseln entsteigen, zwischen die Feuergarben untergehender Schiffe. —

⁂ ⁂ ⁂

In meinen schlaflosen Nächten gehen die Unterhaltungen des Tages weiter und werden von mir viel lebhafter, hingebender geführt, als ich am Tag für gut befand.

Die nicht anwesenden Partner kommen alsdann gar nicht zu Wort. Ich allein rede, rede ununterbrochen, ertappe mich oft beim Gestikulieren. Ich rede in Anklagen, in Leitartikeln, in Exposés. Ich rede mit Grey und Churchill, dringe in Downingstreet ein und sage ihnen die Wahrheit.

Oder ich bin beim Papst. Benedikt XVIII. ist mir ein unendlich sympathischer Papst, denn für die edlen Rustikalen auf diesem Platz habe ich nie viel übriggehabt.

„Was soll aus der Religion auf Erden werden?" rief ich. „Man muß die Fragen der Konfessionen gründlich revidieren. Alles ist unter ein anderes Licht gekommen. Die Tätigkeit der Missionare muß aufhören. Hat sie noch einen Sinn, seit wir mit den Türken Arm in Arm gehen, seit wir das Banner Muhammeds sozusagen mitentrollen? Wir erkennen doch damit an, daß wir ihm einen Platz neben Christus einräumen? Also ... Eure Heiligkeit kennen natürlich — belesen und geistig kultiviert wie Eure Heiligkeit sind — unsern Gotthold Ephraim Lessing. Wir müssen zu Nathans Fabel von den drei Ringen zurück. Evangelische und katholische Missionare haben keinen Sinn mehr in einer Zeit, wo christliche Völker keinen anderen hoffnungerweckenden Bundesgenossen haben als den ‚heiligen Krieg', die Fahne des Propheten. — Was meinen Eure Heiligkeit?" —

Zuweilen halte ich auch nachts Ansprachen an Enver Bei: „Es war vor drei Jahren," erzähle ich, „als ich mit meinem Dragoman an den Stadtmauern Konstantinopels entlangfuhr. Dem für empfindsame Nerven namenlosen Grauen der sieben Türme entronnen, rollten wir an den tiefen Mauergräben hin, die zwischen Zigeunerlagern und uralten Kirchhöfen mit Kreuzen, bleich wie Totenknochen, bis zum Palast des Belisar sich hinziehen. Beim Besuch des deutschen Kaisers war damals der Weg in Eile ausgebessert.

Seitdem der Kaiser die historische Fahrt gemacht, hatte keine bessernde Hand mehr an den Weg gerührt. Holpernd ging die Fahrt. Einmal schlug der Wagen um, rollte beinah dem Dragoman über beide Füße. Aber der Reiseschutzengel, der einen treu wie der Baedeker geleitet, beschirmte mich auch hier. Zwischen dem vierten und fünften Turm stiegen wir aus, gingen im Sonnenglühen zur Moschee des Ibrahim und wollten dann durch einen Kirchhof den Wagen wieder erreichen. Aber eine Horde junger Türken, die auf dem Friedhof arbeitete, forderte Geld.

Der Dragoman weigerte sich, zu zahlen. Die jungen Türken verschlossen das Friedhofstor. Wir waren gefangen. „Zahlen Sie doch!" flehte ich den Dragoman an, dessen willenloses Eigentum ich an jenem Tage war. „Zahlen Sie! Meine Nerven sind mir durchaus ein paar Drachmen wert."

„Es ist gegen das Prinzip," versetzte der Dragoman. „Seit dem neuen Régime soll hier kein Trinkgeld genommen werden."

„Ich bitte Sie, fechten Sie das Grundsätzliche mit Ihrem nächsten Klienten durch! Ich will hier heraus. Ich lege es am Pauschalhonorar zu. Nur Schluß."

„Es ist gegen das Prinzip des neuen Régimes," wiederholte der Dragoman streng und fest.

Die Türken nahmen eine drohende Haltung an.

„Ich habe keine Lust," rief ich, „hier wegen moderner türkischer Prinzipien in Unannehmlichkeiten zu geraten. Ich bin hier auf Kunststudien, nicht um die Neuorganisation der Jungtürken mit durchzufechten!"

Der Dragoman schrie auf die Leute ein. Plötzlich öffneten sie das Gitter, und die peinliche Lage löste sich.

Ich aber hatte nicht die rechte Stimmung für die schöne, unirdisch schöne Moschee von Ejub! Ich ignorierte den Dragoman zur Strafe ...

Tags darauf trat er bei mir ein. „Wünscht der Herr, daß zwei von den Leuten aufgehängt werden? Ich habe die Erlaubnis! Reisende wegen Trinkgelds zu belästigen, ist strengstens verboten. Die Leute haben einen Fremden von Distinktion bedroht. Ihr Leben ist verwirkt. Das neue Régime wird mit unerbittlicher Energie durchgeführt."

Der Dragoman sah mich triumphierend an. Ich aber mußte lächeln, dankte für das freundliche Entgegenkommen. Ich fand keinerlei Genuß bei dem Gedanken, daß zwei dieser olivenbraunen, mir so wesensfremden jungen Kerle meinethalben vor der Zeit an einer türkischen Zypresse baumeln sollten.

Aber gedacht habe ich noch öfters an dies Symptom der Energie, damals, als du, Enver Bei, mit kühnem Handstreich Adrianopel wiedernahmst und nun, wo dein Jungtürkentum zum frischen Rückgrat geworden ist für ein morsches, beinah auseinanderbröckelndes Reich.

⁂ ⁂ ⁂

Drei Maiwochen lang wohnte ich im „Pythischen Apoll" in Delphi.

Es war einer jener kühlen griechischen Lenze, in denen Wind vom Meer und vom

Digitized by Google

Schneefeld des Parnaß die Platanen hin- und herbog und an den Steineichenzweigen der chrysaischen Ebene zerrte. Schaumkronen warf der Golf von Korinth über das ultramarine Blau seiner Wogen, und eines Morgens stand der Gipfel der arkadischen Kyllene neu beschneit! Aus dem Spalt der Phädriaden aber wehte es windig wie von geeisten Wassern, und um den Glanz der Felsen jagte Aolus.

Zuweilen aber wurde es auf den großen Kehren der Berge lebendig. Dann war in der Bucht von Itea ein Schiff vom Piräus gelandet, vollgepfercht mit Enthusiasten, mit Europäern aller Spielarten. Wagen auf Wagen kroch langsam durch den Staub der hellbesonnten Straßen zu dem uralten Wallfahrtsziele herauf.

Und mit einemmal wurde es laut im Hotel zum Pythischen Apoll!

Vierundzwanzig Stunden lang überschwemmte die Menschenherde den heiligen Bezirk des Gottes. Aber am zweiten Morgen früh um vier mußten sie wieder zu Tal, die Touristen alle, denn sobald der Sonnenball über Attika emporstieg, fuhr das Schiff von Itea nach Athen zurück. Durch das aufglimmende Grau der Morgenhelle sah ich sie befriedigt von dannen ziehen, Wagen auf Wagen, nach den Gesetzen athenischer Reisebureaus programmäßig geleitet.

Ich hatte meine Einsamkeit wieder. Im Frieden wiederum lag Delphi, mir allein gehörig, mit seinen windeskühlen Tagen und silbernen Mondscheinnächten, in denen das Licht wie schleierweiße Gespinste von den Schultern des Parnaß herniedertroff. Und ich lernte vergessen.

Der Tropfenfall der Castalia und der Cassotis lullte mich ein, und zum dunklen Baum an der heiligen Straße, die der Tempelbasis des Apoll entgegenging, sprach ich des Dichters herrlich tiefe, brunnentiefe Worte:

„Neige dich herab, Zypresse,
Daß ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse ..."

* * *

Gestern traf ich mein schlafloses Gegenüber auf der Flußbrücke. Sie schien mich zu kennen, denn als ich grüßte, blieb sie stehen, zögernd, wie halb aus Versehen.

„Haben Sie Nachricht, gnädige Frau?" fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Die Post ist gesperrt. Er kämpft in den Karpathen."

Sie sah mich unterhaltungshungrig an wie jemand, der irgendeine Zerstreuung haben will. „Mein Mann hat mir ein Buch von Ihnen geschenkt. Er schwärmt so für Kunst. Ich verstehe leider nichts davon."

Ich mußte lächeln. „Kunst ist im Augenblick eine sehr nebensächliche Angelegenheit, beiseite gepackt, wie die Memlings in Brügge und die großen Italiener in den Kellern des Louvre."

„Aber Ihre Kollegs sind trotzdem so voll. Ich war neulich bei Ihnen."

„Wirklich?"

„Ja — man weiß doch gar nicht mehr, wie man von Postboten zu Postboten die Stunden herunter bekommen soll. Es ist ein Leben zum Verzweifeln."

Sie strich sich über die Stirn. „Mir liegt Heroismus nicht," sagte sie, „ich kann mich gar nicht dazu aufraffen. Ich möchte meinen Mann wieder haben. Alles, was sonst geschieht, ist mir wie hinter einem Nebel."

„Sie bringen die ungeheuren Verwicklungen der Zeit auf eine sehr einfache Formel!"

„Ich bin immer egoistisch gewesen," erklärte sie. „Man hat mich so verwöhnt. Ich bin die einzige Tochter. Papa hat immer alles getan, was ich wollte. Er sagte immer, in der Jugend seines Vaters wäre alles so einfach gewesen. Honoratiorensöhne hätten sich Bauernjungen gekauft, die für sie ins Feld gingen. Freilich damals hatten wir ja auch noch kein richtiges Vaterland!"

Sie sah träumend in den Fluß. Es war ein Schillern in ihm, wunderbar, silberdurchwoben, als schleife er Nixenhaare mit sich.

„Ach, man soll gar nicht aufrichtig sein in solcher Zeit," fuhr sie fort. „Man wird doch nur mißverstanden. Mein Mann schilt selbst auf mich. ‚Wirst du nie verstehen, Eva, daß der Begriff allgemeine Wehrpflicht das ist, was uns errettet.' Ja, gewiß — das ist alles gut. Ich wollte nur, er käme wieder!"

Verwöhnte Kinder! In den furchtbaren Ernst dieser Zeit gestellt! Wie wollt ihr das Joch beinah gewisser Schicksalsschläge tragen!

Heroismus ist nicht jedermanns Angelegenheit ...

* * *

Wem wäre es nicht so ergangen, daß er Wanderstraßen, die er in schönen Reisestunden beglückt geschritten, in seinem Bewußtsein wie ein persönliches Eigentum empfunden hätte?

Wenn gewisse Namen an mein Ohr schlugen — Judicarien, Belluno, Lavarone —, dann horchte ich immer auf. Das waren ja meine Gebiete, mein idealer, ferner Grundbesitz ...

Blaue, wunderreiche Seen am Alpenabhang! Wie oft in selig warmen Nächten ist mein Auge dem Licht der Scheinwerfer nachgeirrt, die da, wo die Grenze mitten durch die rauschende Flut lief, Wogen und Felsenpfade nach Schmugglern absuchten und den ziellos Träumenden daran erinnerten, daß es hier nicht nur nächtlich beglänzte Schönheit für rein Genießende, sondern auch geographische Begriffe gab, politische Linien von imponderabiler Wichtigkeit, mit Zündstoff darunter.

Das wandernde Licht hatte etwas phantastisch Wunderbares. Es konnte den Schatten vorübergleitender Schiffe riesig vergrößert

Digitized by Google

gegen steile Felsen werfen, von deren Fuß die Limonengärten herüberdufteten oder weiße Villen mit reizenden Namen und moosgrünen Gondelhäfen aufgeschreckt vom grellen Licht beinah gespenstisch aus ihren Rosengärten aufflimmerten. Wie in einer weißen Lohe sah man plötzlich weitab fließende Wellen herüberschimmern, die jenseits der Grenze die Ufer Italiens bespülten ...

Ein nun entwertetes Hesperien ...

Ein ganzes Leben hat man dazu gebraucht, den Reichtum seiner Schätze zu ergründen. Ein ganzes Leben müßte man haben, um diese Ungeheuerlichkeit zu begreifen. Und doch könnte kein Leben lang genug sein, um sie zu verwinden!

Zuweilen in schlummerloser Nacht läuft irgendein Dichterwort durch meine Gedanken, ruhelos wie jenes Perpetuum mobile im grünen Gewölbe zu Dresden, das meiner Kindheit Schwärmerei war, ehe es diese Vorzugsstellung der Sixtina abtreten mußte.

Heute werde ich das Goethewort nicht los: „Die Natur ist eine Gans. Man muß sie erst zu etwas machen." Klingt es nicht wie ein Verdikt von Heine oder einem der Neuen, etwa Peter Altenberg?

Was meint er? Daß die Natur etwas zufällig Geordnetes, Selbstverständliches, Ungeistreiches ist, daß erst der Dichter kommen muß, der sie empfindet, um ihr die höhere Weihe zu verleihen?

Warum hängte er gerade der Natur dies Paradoxon an, der er doch oft so herrliche Dithyramben geweiht?

Vielleicht, weil der Kanzler von Müller, der die Aussage gebucht hat, zu einer Stunde mit all seinen Doktorfragen kam, als Goethe unlustig des Philosophierens war und, halb geärgert, dem gedankenhungrigen Mann rasch diesen Brocken hinwarf.

Nicht einmal auf die Lüneburger Heide paßt in meinen Augen dies harte Wort, wieviel weniger auf jene vielen, wundersam aufgetürmten Landschaften, wie sie in strahlender Reihe in jenem, ach! soviel geliebten Süden stehen, der sich gerade angeschickt hat, einen neuen Rubikon zu überschreiten.

Meint Goethe das damit, was er an einer anderen Stelle als „unfühlend" bezeichnet hat?

Steinerne Massen liegen aufgetürmt seit den Tagen des Chaos. Erst der Mensch muß kommen, die Metalladern in dem Gestein aufzuspüren; in öder mooriger Flachlandschaft entsiegelt er Ölquellen. Er erst entzaubert ihre Schätze. Sein Verstand entsiegelt ihre Geheimnisse.

Ja, gewissermaßen ist sie doch vielleicht eine Gans ...?!

Beim Rätseln um allgemeine Fragen findet man noch am ehesten etwas Schlaf. Schließlich gleitet man doch ein wenig hinüber in jene beglückenden und sänftigenden Arme.

Beim Erwachen aber gellt die Stimme der Zeit sofort zu unseren Fenstern empor. Von der Straße hallt es: „Extrablatt! Großer Sieg bei den Dardanellen —"

Und die Wirklichkeit steht wieder da mit ihrem gebieterischen Anrecht an jeden Gedanken unserer Stirn, mit all ihrer Qual und dem berauschenden Glücksgefühl, einem Volk von Siegern anzugehören.

⁂ ⁂ ⁂

Nun weiß ich — ich, der Kultur immer für die Hauptsache am Erdendasein hielt: Kultur ist nichts als ein ganz dünner Firnis über den tatsächlichen Zuständen dieser Welt.

Unsere Kultur ist nichts Festgewurzeltes. Eine Toga, die denkende Menschen sich in langen Friedenszeiten um die Schultern tun. Darunter sitzt der Naturmensch, der Krieger, sitzen Kraft und Brutalität, heute genau so wie in den Zeiten der Perser- und Römerkriege.

Alles wie einst!

Als ich Sizilien durchzog, schauderte mir manchmal davor, das Schicksal jener blühenden Städte zu überdenken, von deren Herrlichkeit am blauen Gestade nichts als eine Säulenreihe oder das schöngeschwungene Rund eines Amphitheaters noch dürftige Kunde gab. Typisches Schicksal! Der Karthager kam oder der Römer. Brandfackeln wurden an die Mauern gelegt, Männer getötet, schöne Frauen in die Gefangenschaft geschleppt, Kinder wilden Göttern hingeschlachtet, der Pflug über die Städte geführt, Salz darüber gestreut. So haben von je Eroberer es gehalten. Marius und Sulla haben so gearbeitet. Die Orsini und Colonna. Aus alten Geschichtswerken dampft es herauf wie immer neue Meere von Blut!

In Zeiten langer Sicherheit haben wir vor den alten Schreckniſſen geschaudert, uns überlegen gefühlt auf der Höhe einer Kultur, der solche Wildheit fremd. Nun aber plötzlich ist das Meer von Blut, in dem unsere Krieger kämpfen, tiefer und röter als je.

Und die Schrecknisse unserer Zeit, die auf der Erde, aus der Luft und im Wasser, überbieten alles, was „Klio mit dem gerechten Griffel" je auf ihren ehernen Tafeln verzeichnet hat! — — —

Ein kleiner Tapezier rafft Vorhänge bei mir, ein Jammermann, so nervös, daß er zusammenzuckt, wenn ich plötzlich ins Zimmer trete. Er ist zweimal zurückgestellt. Beim drittenmal hofft er, daß sie ihn nehmen. Er hat Frau und Kinder, aber er möchte hinaus!

Ich halte diese Ankündigung für Großmannssucht, um der Köchin zu imponieren.

Drei Wochen vergehen ...

Meine Köchin bekommt eine Feldpostkarte vom Karpathenkamm —

„Wir denken nur eines," steht darauf, „siegen oder sterben!"

Vaterland, wie unüberwindlich bist du, wenn selbst Seiner Majestät Kümmerlichste so klar und einfach und heldenhaft zu denken vermögen! —

Digitized by Google

Der Store, den er angeheftet hatte, hält nur ein paar Wochen.

Ein anderer Tapezierjüngling kommt. Ich frage nach dem Vorgänger.

„Ach ja, der kleine Max, so so ...! — Der ist vor drei Tagen am Uzsokpaß gefallen im siegreichen Ansturm."

⁂ ⁂ ⁂

Wenn mein junges Gegenüber abends aus dem Fenster lehnt und menschenhungrig zu mir hinüberschaut, wird es mir jetzt manchmal keineswegs leicht, nicht zu ihr hinüberzugehen.

Was täte es auch, da wir ja doch beide nicht schlafen können?

Seltsam, in dieser Zeit, die soviel festgeglaubte Bande sprengt: an den gesellschaftlichen Übereinkömmlichkeiten hängen wir dennoch fest wie Fliegen am Leim.

Die Neunzehnjährige gegenüber aber erweist mir eine große Wohltat. Sie lenkt meine Gedanken vom allgemeinen Weltenschicksal auf ihr Einzelschicksal ab.

Ich versuche, mich in die Ideengänge einer noch nicht Zwanzigjährigen hineinzuversetzen, die schon so dramatische Stunden erlebt hat. Und ich fühle brüderlich, väterlich für sie, wenn ich sie sich hinauslehnen sehe in die Vollmondnacht, weiß und traurig, schlaflos wie ich.

Vielleicht kommt „er" wieder. Dann wird vielleicht ein normales Eheglück aus ihrem Dasein, gesund und alltäglich. Dann wird sie an die Monate in dieser fremden Stadt wie an einen Nachtmahr denken, der einst die Krallen in ihre junge Seele schlug. So wie wir alle einst an diese Zeit zurückdenken werden, wenn sie endlich durchlebt und Vergangenheit geworden ist: wie an ein finsteres Tal, durch das wir Wege neben Abgründen schreiten mußten, wie an jene Brücke auf dem Böcklinschen Bild, über die windumwehte Wanderer hasten, nach denen Ungeheuer aus Felsspalten greifen.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich habe endlich das Meer gesehen," schrieb mir ein Schüler aus einem flandrischen Schützengraben. „Meine lange Sehnsucht wurde gestillt, wenn auch anders, als ich geträumt! Frei und weit mit weißen Wogenkämmen, glaubte ich, würde es schäumen hinter den Deichen, sonngeküßt, möwenüberflattert. Das Meer aber, das ich erblickte, zwischen dem Dünensande von Hejst, war verhüllt von gelbgrauem Dunst! Von fernen, kaum erkennbaren Kriegsschiffen Englands her jagten Geschosse herüber. Rotgelb wie Feuerlilien flammte es auf, und brechende Belfriede verschwindender Städte schoben die düstern Silhouetten vor den Rauch. Ein seltsames ‚Thalatta' war's, das meine Lippen murmelten ... und doch war es das Meer! — Am Ende meiner Tage, am Rand des Todes wird mir der Wunsch erfüllt, und ich höre das Brausen in den Ohren wie Siegeslieder und Sterbelitaneien."

Ich hatte ihm geantwortet.

Nach zwei Wochen kam mein Brief zurück. „Gefallen bei Zeebrügge," stand auf der Rückseite vermerkt.

⁂ ⁂ ⁂

Triest, du weißes Diadem auf der Stirn der Adria, du mit den tausend nächtlichen Lichtern, die ihren Schein im Wasser wiedersuchen, du von den scharfen Winden der rauhen Karstberge überwehtes, schöngetürmte Stadt, in der die Gebeine Winckelmanns modern — mit welchem Entzücken habe ich deinen Hafen betreten und den Fuß auf die Planke gesetzt zu dem Schiff hinüber, das gen Korfu fuhr! Ruhig strich es dahin, bis die Sonne sank und jene blaue Stunde kam, die Meer und Himmel in die Farben der Unwahrscheinlichkeit hüllte, Töne von wundersam verschwimmendem, idealem Lichte.

Bis dann mit einemmal von Osten her der Quarnero ins Meer schoß, so aufrührerisch wild, daß der Dampfer sich zu legen begann, schwindelnd von oben nach unten, und der Horizont hinaufglitt bis über den Fensterrand des Kajütensaals.

Und ein weißes Phantom glitt vorbei, mit leuchtenden Augen wie von rotem Gold. Die Hohenzollern war's, die von Korfu kam, Gastrecht genießend an homerischen Küsten.

Stolz, sicher zog sie ihre Bahn durch die südlichen Meere, an den Ufern Italiens wie an befreundeten Gefilden entlang.

Es war einmal ...

⁂ ⁂ ⁂

„Zehn Schritt vor mir, mit dem Oberkörper über den Stacheldraht hängend, mit den Füßen in ihn verwickelt, verröchelte ein blutjunger, schöner, schwarzgelockter Leutnant, den eine Handgranate der Unsern getroffen hatte."

So stand es im Kriegsbericht von den Isonzokämpfen.

Und beim Lesen sah ich ihn vor mir, den so oft Erschauten, der wie sieghaftes Leben durch die Gassen italienischer Traumstädte klirrte, der in den Hotelvestibülen Perugias und Sienas mit reisenden blonden Germaninnen flirtete, der die schwarze Glut seiner Augen wie Flammen in die sanften blauen Sterne der Töchter kühlerer Nationen hinüberspringen ließ.

In den Cafés am Veroneser Amphitheater, im blauen Mantel auf dem Corso Roms sah ich ihn, leichtlebig, jung, und in furchtbaren Skandalprozessen sah ich ihn wieder als der Grausame und Skrupellose, der das Stilett unter dem kleidsamen Mantel trug und nicht zurückscheute, es einer unbequemen Geliebten ins Herz zu stoßen.

Aber wer nicht die dunklen Geheimnisse seiner Seele kannte, wer ihn nur als Staffage hinnahm im Straßenschatten grauer Paläste, den bestach immer eines an diesen schönen Pflastertretern: die naive Freude an sich selbst! Nicht das Kokett-Bewußte, das jedem französischen Mann innewohnt bis zur hohen Altersgrenze hinauf; es war etwas mit der Eitelkeit Versöhnendes in diesem harmlosen Stolz auf das eigene Eben-

Digitized by Google

maß. Sie standen in der Landschaft ihrer Heimat wie glückliche Kinder des hellen Lichts, das sie umgab. Sie trugen ihre Schönheit harmlos, froh des angenehmen Gutes. Und der Begriff „schöner Mann", der etwas so Peinliches ist in anderen Breiten, bei ihnen nimmt man ihn wie eine allgemeine Annehmlichkeit, wie den schlanken Wuchs der Agave am Wege oder den Windhauch aus Westen, der an heißen Tagen die Schläfe kühlt.

Schöner Kaffeehausitaliener! Du fröhlich bunte Zierde unserer Wanderstraßen! Nun bist auch du unser Feind geworden, eingereiht in die Reihe derer, die gegen unsere befreundeten Grenzen stürmen und sich in unsern Stacheldrähten verfangen!

⁂ ⁂ ⁂

Ich denke jetzt soviel über Schönheit nach, seit mein schönes Gegenüber mir soviel zu denken gibt. Sie ist Luxusblüte des zwanzigsten Jahrhunderts, zart, feingliedrig und doch sportgestählt.

Ich vergehe in Mitleid für sie. Das, worauf sie wartet und zulebt, wer weiß es? Ihre Augen blicken reifer, sorgenschwer und erfahren, viel, viel weiter voran als ihre Jahre.

Ich habe mich bei Bekannten nach ihrem Gatten erkundigt. „Ein furchtbar guter, aber herzlich unbedeutender Mensch ..."

Nun ja. Mit neunzehn Jahren liebt man ja wohl mehr noch die Begriffe als die Person. Und dann weht doch auch um ihn Nimbus des Heldentums.

Wie verklärt schreiten sie alle in den Gedanken und Träumen der Heimgebliebenen über Bäche von Blut. Und ist das nicht auch billig? Müssen denn nicht große Entschädigungen sein für jene, die „zwischen Lipp' und Kelchesrand" um des Lebens schönste Freuden vorzeitig betrogen sind? Womit verdienen wir das zweischneidige Glück, diese großen Katastrophen zu überleben? Weil unsere Eltern zufällig einige Jahre früher heirateten als die mancher anderen? Weil irgendein oft beklagter physischer Defekt, um den wir vielleicht mit dem Schicksal haderten, uns nun fernhält von der Region des unendlichen Mordens?

Ich schäme mich meiner kurzsichtigen Augen, die mich frühzeitig ausgeschlossen haben von alledem und mir nunmehr das Leben bewahren: dies Leben, von dem man so schwer sich vorstellen kann, wie einem sein Wert erscheinen wird, wenn die letzten Würfel gefallen sind und die zerstörte Ordnung der Dinge wiederkehrt?!

⁂ ⁂ ⁂

Immer langsamer schleichen Tag und Nacht. Von denen, mit denen wir lebten, ach, wie viele sind nun hinüber zu den Asphodeloswiesen.

Und Gesetze erfüllen sich.

Jeden, auch den, der aus freier Neigung einsam lebte, drängt es, sich an eine warme Wirklichkeit, an etwas Lebendiges zu klammern.

Wie mir war, als sie heut plötzlich auf meinem roten Teppich stand, mein schlafloses Gegenüber, mit seinen, wunderkleinen Schuhen, einem schrägen Hut, auf dem eine rosa Rose in Spitzen lag. Was willst du von mir?

Sie sprach von Kunst. Worte meines Kollegs betete sie schülerhaft nach. Sie möchte wissen, ob ich meine Kollegs stenographieren ließe? Deshalb käme sie. — Ich fragte, ob Nachricht da sei? —

Sie schüttelte den Kopf. Die rosa Rose schwankte leise in den Spitzen, wie die am Strauch, wenn der Wind sie berührt.

Es seien so viele Transporte — niemand hätte Post, sagte sie ruhig.

Mit einem Male schaute sie zu meiner Decke empor.

„Gott! Sie haben Gas!" sagte sie erstaunt. „Ich kenne eigentlich nur Häuser mit Elektrischem. Gas kommt mir wie die alte gelbe Postkutsche vor, wie lang überwunden — so die Periode gleich nach dem Lichtschlagen mit dem Feuerstein."

„Ja, aber Sie haben doch auch Gas? Ich sehe doch jede Nacht Ihre Krone drüben brennen."

„Ja, aber ich berühre es nicht. Das tut meine Jungfer — es ist mir zu gefährlich — man kann ja sterben an Gas ..."

Ihre Augen sahen gerade in die meinen.

„Doch nur, wenn man den Gashahn offen läßt," sagte ich. „Solche Zerstreutheiten leistet sich doch aber kein vernünftiger Mensch."

„Ich will meine Jungfer warnen," versetzte sie nachdenklich. „Sie ist mit einem Briefträger verlobt, der in Polen kämpft — man kann immer nicht wissen — sie sagte neulich schon: ‚Wenn er fällt, lebe ich nicht weiter.' Aber nicht wahr, Herr Professor, Menschen, die das ankündigen, führen es niemals aus? An sich ist aber wohl Gas ein viel sicherer und schmerzloser Tod als Ertrinken? Es ist doch furchtbar, dies wieder Hinausgezogenwerdenkönnen aus Flüssen, nachdem man den großen Entschluß doch schon gefaßt hat?"

„Aber, gnädige Frau, Sie sollten Ihre Gedanken auf das Leben richten, nicht auf so schauerliche Möglichkeiten. Haben Sie keine jungen Schwestern, die Sie besuchen und mit Ihnen wachen könnten?"

„Ach nein," sagte sie — „mir kann niemand helfen. Einsamkeit ist noch das Beste, und zuweilen tröstet mich Ihr Licht von drüben. Sie sind so weise und so erfahren. Und Sie leiden auch. Wenn auch nicht um eine Person. Nur so an der Zeit —"

Sie gab mir ihre Hand.

„Wenn ich gute Nachricht habe, will ich Ihnen Botschaft schicken. Es ist dann ein so liebes Gefühl für mich, daß sich jemand an der anderen Straßenseite mit mir freut."

Ich ließ ihre Hand nicht los und streichelte sie leise. Sie ließ es ruhig geschehen, sah dankbar zu mir auf.

Was bin ich in deinen Augen, du neunzehnjähriges Kind an des Lebens Schwelle?

Digitized by Google

Aus den Tagen der Befreiung Galiziens:

Ein Bild aus Radymnow

Zeichnung von Ferdinand Spiegel

Digitized by Google

Etwas wie dein Vater? Wie Bruder oder Freund?

Bin ich das, was du vielleicht in sieben Jahren für deine Seele suchen wirst, wenn dein Mann wiederkehrt und im Laufe des Alltags dir nicht hält, was du dir jetzt von ihm versprichst?

Wirst du mir vielleicht in sieben Jahren mehr sein als du heute kannst und bist? —

⁂ ⁂ ⁂

Wieder einer der berauschenden, fahnendurchwehten Abende. Siegesjubel. „Lemberg genommen."

Überallhin zittert die Kunde — über die Dächer, den Fluß, die Berge. Studenten singen, Kinder jauchzen.

... Lemberg. Diese fremden, gleichgültigen Städte — wie Fanfarenrufe werden sie plötzlich!

Rund um den Erdball hallt ihr Name —

⁂ ⁂ ⁂

Wie große leuchtende Fanale flammen die Kriegsbotschaften auf.

Aber dann die Schlagschatten ...

„Große Verluste des Feindes," steht in den Blättern, „aber auch starke Verluste bei uns."

Und wie lange es dann dauert, bis man weiß, wer die dunklen Lose gezogen hat? Und wer feuerfest hinübergegangen ist über die verhängnisvolle Schwelle von Sein und Nichtsein? ...

Ihre Augen wurden immer größer, tiefer und leidender. Jede Nacht brennt ihr Licht länger dem dunstig grauen heißen Morgen entgegen. Und mit jener seltsam gespannten Eindringlichkeit, mit der wir in einem geliebten Buch die Schicksale erdichteter Gestalten verfolgen, als wären es unsres eignen Daseins Wirklichkeiten, so wartete ich mit ihr bei Tag und bei Nacht an der andern Straßenseite auf Kunde ...

Und dann. Zum erstenmal fehlte sie im Kolleg ...?

Meine Gedanken waren unruhig. Langsam schlenderte ich über die Flußbrücke nach Haus, wo sie so oft an mir vorbeigegangen. Spähte sehnsüchtig in gleichgültige Gesichter, in den blauen Schatten der Straßenecken.

Und mit einemmal kam sie. Aber anders als ich gedacht. Vorbeigerollt, dem Bahnhof zu, also nicht allein! Ein Feldgrauer neben ihr, ein Sonnverbrannter, vor Glück Strahlender!

Sie hatte ihn wieder.

Sie nickte und lächelte mir zu, aber ein wenig gedankenlos, so von obenher, so wie man nebensächliche Dinge wahrnimmt, die unvermutet am Wege auftauchen und keine Wichtigkeit haben neben den Hauptpersonen des Daseins.

Und mein Blick streifte den Mann. Er schien mir auszusehen wie hunderte, die ich gekannt — aber, an seiner Brust trug er zwei Eiserne Kreuze!

Und ich stand da, sah dem Staub des Wagens nach, und aus einer alten Anthologie fiel mir ein Vers ein:

„Ich schämte mich fast, daß ich auf sie gepaßt
Wie ein Bettelmann am Wege ..."

In dem dunklen Wirrwarr von Not und Qual aufblitzende Lichter des Menschenglücks — wie tun sie wohl, wärmen wie milde Ampeln auch die anderen mit, die Zuschauenden, die plötzlich begreifen, daß doch nicht alles Graus und Schrecken ist, daß hinter dichten, noch nicht gelüfteten Vorhängen noch Schätze von Seligkeiten auf die Überlebenden warten, von beglückten Händen zu heben in Tagen des Friedens.

Aber dieses Glück ist nicht für uns, die Stubenmenschen, die Zurückgebliebenen: für die ist Entsagung und Philosophie!

Dieses Glück ist nur für solche, die aus dem Feuer kommen, blüht nur für die durch Blut und Wunden hindurchgeschrittenen Söhne des Sieges!

Dunkeler Falter

Wenn zwei Eheleute zum Sternenhimmel starrn,
Oder ein Bruder hält seiner lieben Schwester das Garn,
Oder ein Freund schenkt bedachtsam dem Freunde ein, —

Schwebt ein dunkeler Falter über den zwein:

Einer von uns muß hinter dem Sarge gehn,
Dran im Straßenwinde die Schleifen wehn,
Einer von uns muß streun mit kalter Hand
Erde hernieder vom bretternen Grabesrand,
Einer von uns muß gehn nach Hauf' allein, —

Lieber Gott, laß mich der andere sein!

Börries, Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Blumenluft auf Bergeshöhe. Blick vom Hochkalmberg auf die Gosauer Berge

Die Alpen im Blumenkleid

Von Prof. Franz Müller-Krems a. D.

Mit fünfzehn Abbildungen nach mehrfarbigen Naturaufnahmen des Verfassers

Unsere herrliche Alpenwelt ist uns heuer zum großen Teil verschlossen und verriegelt. Haubitzen- und Gewehrfeuer dröhnen in ihren erhabenen Frieden hinein; strategische Rücksichten sperren Weg und Steg. Das dankbare Erinnern aber bleibt; ja man darf wohl sagen, es blühe doppelt kräftig in dem sehnsuchtsvollen Entsagen auf. Einsamer Wanderungen gedenkt man, der ragenden Berge, der tiefen Täler, und nicht zuletzt gedenkt der Naturfreund unserer Alpenblumen.

Wissenschaft und Kunst sind seit den Tagen Hallers am Werke, die Alpenflora menschlichem Erkennen und Genießen zugänglich zu machen. Allen voran war es aber die botanische Forschung, die sich gerade diesem Gebiete mit großer Begeisterung und wachsendem Erfolge zugewendet hat. Die Alpenpflanzen zeigen ja so auffallende Erscheinun-

Kalkalpenlandschaft mit behaarter Alpenrose (Rhododendron hirsutum)

Digitized by Google

Pflanzengruppe auf dem Gipfel eines Kalkberges

gen im Vergleiche zu den Pflanzen der Niederungen, so scharf geprägte Formen und lebensfrische Farben, so urkräftige Düfte, daß die Frage nach dem Zusammenhange dieser mit den ebenso abweichenden klimatischen und Bodenverhältnissen sich jedem von selbst aufdrängt. Der Kunst aber eröffnet sich in dem Formen- und Farbenreichtum der Alpenpflanzenwelt, die überdies gewöhnlich in großartiger Umrahmung auftritt, ein freudevolles, dankbares Arbeitsfeld.

Keine Redensart, sondern in geheimen Schauern gefühlte Wahrheit ist es, daß wir uns dem Ewigen nähern, je mehr wir uns den Niederungen abwenden. Wenn unser Fuß, die oberste spärliche Pflanzendecke verlassend, den aufragenden Wänden und Grattürmen, den Pfeilern des Himmels zustrebt, wenn wir uns an die entblößte Felsenbrust der Erde in stummer Andacht lehnen!

In Feuersgluten, im wilden Sturm der Kräfte wurde unsere Erde geboren; das offenbart die wissenschaftliche Forschung in überzeugender Deutlichkeit. Und wenn sie auch jetzt und seit Äonen in rhythmischem Schwunge ihre Bahn zieht, im Innern knirschen noch immer die gefesselten Dämonen in die angelegten Zügel.

Wo aber in den aufragenden Gebirgen die gebändigte Materie sich zum Himmel bäumt, da hat sie, die jetzt so friedlich vor uns liegende Erde, einen Teil ihres Innern enthüllt, da walten geheimnisvoll, aber merklich wirksamer als anderswo die Kräfte der Tiefe und Höhe und spinnen energischer die Fäden des Lebens.

„Der Kräuter Wunderkraft und wechselnde Gestalten“ und nicht zuletzt das Ausschäumen des Lebens in leuchtenden Blütenfarben, das wie ein Jubelruf über die Berge fliegt, sind Offenbarungen ihres Wirkens.

Stengelloser Enzian (Gentiana acaulis)

„Alle Kräuter sind auf den Alpen wohlriechender,“ sagt Haller, „als in den Tälern. Selbst diejenigen, die anderswo wenig oder gar nicht riechen, haben dort einen angenehmen saftigen Narzissengeruch, wie die Trollblume, die Aurikeln, Ranunkeln und Küchenschellen.“

Oben auf den Bergeshöhen weht aber auch die Luft frisch und herb; rein und klar fließen die Wässer, in ursprünglicher, ungehemmter Kraft trifft der Sonnenstrahl aus dem Weltenäther den Erdengrund.

Digitized by Google

Zentralalpenlandschaft mit Almrausch (Rhododendron ferrugineum)

Was unrein und krank, das hat nicht Platz da oben auf diesen Inseln des Luftmeeres. Unten im Luftschlamm der Niederungen gedeihen die unzähligen Arten der Pilze und wüten unter den anderen Lebewesen; eine Leichenschicht bedeckt den Boden. Hier herauf aber, wo die Pfeile des Sonnengottes sicher treffen, wagen sie sich nicht, diese schleichenden Meuchelmörder, diese kleinsten tückischen Feinde alles höheren Lebens, denn sie fürchten ihn, den himmlischen Strahl.

Reinheit und Kraft — das ist der Grundzug aller Lebenserscheinungen der Alpenhöhen.

Almrausch — weckt nicht der Name allein schon jauchzende Lust? Sitzen können auf einem Felsblock mitten im purpurnen Meere und von dieser Insel aus stundenlang hinausblicken über die rot schimmernden Wogenkämme bis hinauf zum Rande des Gletschers, von wo in Silberadern das erfrischende Naß herab kommt — Bergfriedens höchstes Glück!

Es werden wohl beide Arten der Alpenrosen — Rhododendron ferrugineum und Rhododendron hirsutum — mit diesem duftigen Namen bezeichnet, und müßig wäre der Streit, welcher von beiden der Schönheitspreis zukommt. Tatsache ist, daß Rhododendron ferrugineum — die rostrote Alpenrose, so benannt nach der rostfarbenen Unterseite der Laubblätter — größere Farbenglut in ihren zu Büscheln zusammengedrängten Blüten entzündet. Ihr mag also der Name Almrausch zunächst gebühren.

Roter Enzian (Gentiana pannonica)

Digitized by Google

Rhododendron hirsutum aber, die behaarte Alpenrose, webt mit ihren gleichmäßig über die Zweigenden verteilten Blüten in zarteren Farbentönen den Purpurmantel, den sie auf Wochen den Berghalden überwirft.

Das sind dann die Festtage der Alpenhöhen: lusttrunken wandern wir durch diese Blütenwelt, durch ein Paradies edelster Farben und zartester Wohlgerüche — denn unendlich feine Duftwellen schaukeln auf dem Blütenmeer.

Rhododendron ferrugineum besiedelt hauptsächlich den kristallinischen Felsboden der Zentralalpen, während Rhododendron hirsutum die Kalkalpengebiete liebt. Auch kommen sie manchmal nebeneinander vor, und

Alpenleinkraut (Linaria alpina) im Kalkgeröll

aus diesem Zusammenleben ist ein Bastard, Rhododendron intermedium, hervorgegangen. Endlich sei der Vollständigkeit halber noch ein niederes Sträuchlein, die Zwergalpenrose (Rhodothamnus chamaecistus), erwähnt, die aber in ihren bescheidenen Wachstumerscheinungen und den schmächtigen Blüten nicht entfernt an die leuchtende Pracht der zwei Verwandten heranreicht.

Im Gebiete des Dachstein gibt es Alpensteige, wo man stundenlang zwischen Alpenrosen geht — ein unbeschreibliches Vergnügen zur Blütezeit!

Frühmorgens war's an einem Sommertage, da wir unser nächtliches Lager in einer Almhütte verließen und der Höhe des Sarstein zustrebten, die uns einen herrlichen Einblick auf das ganze Dachsteinmassiv, auf seine Felszinnen, Schneefelder und Kare erwarten ließ. Am wolkenlosen Himmel kämpften noch Tag und Nacht, und die letzten Sterne schwanden. Zwischen Legföhrengestrüpp führt der Steig hinan, wobei aus dem Dunkel des kriechenden Gezweiges da und dort schon ein roter Schein verheißungsvoll uns grüßt: die ersten Alpenrosen! Bald kommen wir an dichten Beständen vorüber. Wir sind auf der Schneide des langgestreckten Bergrückens. Von links schickt uns die eben aufgehende Sonne ihren Strahlengruß, rechts aber eröffnet sich mit einem Male des Dachsteins ganze Majestät und fordert unsere volle Aufmerksamkeit.

Gjaidstein und Koppenkarstein flankieren links das breitgelagerte Karlseisfeld, den größten Gletscher der nördlichen Kalkalpen. Bis hinauf zum höchsten Gipfel, dem Hohen Dachstein, reicht der Firn-Hermelinmantel. Weiter rechts thronen schweigend Mitterspitz und Torstein.

Ohne es zu merken, sind wir höher und höher gekommen und blicken nun in die blauende Furche des Echerntales, das vor uns sich gegen Westen öffnet. Hie und da scheint ein verlorener Laut zu uns zu dringen vom Hallstätter See herauf, der, uns noch unsichtbar, in dämmeriger Tiefe liegt. Rechts drüben ist jetzt auch die gigantische Felsenmauer der Gosauer Berge hervorgetreten mit Bischofsmütze und Großwand.

Hingerissen von den Schönheiten der Ferne, haben wir ganz die nächste Umgebung vergessen; und nun, da der rückkehrende Blick über die grüne Halde schweift von unseren Füßen bis hinüber, wo Legföhrengebüsch die Nähe des Absturzes verrät, eröffnet sich ein Alpen-Vegetationsbild von ergreifender Schönheit und erfrischender Einfachheit.

Bis auf einzelne blendend weiße Kalkblöcke und Klippen legt sich das Pflanzenkleid dicht und vollsaftig über den Felsengrund. Da und dort runden sich Alpenrosenbüsche zu rotgestickten Polstern, und als hätte die Natur zur Feier des anbrechenden Tages einen Fackelzug veranstaltet, hat der weiße Germer längs des ganzen Hanges seine hohen reichblütigen Rispen ausgesteckt. Diese Pflanze — auch weiße Nieswurz ge-

Digitized by Google

nannt — Veratrum album, offenbart einen ganz eigenen, man könnte sagen harten Charakter. Starr und steif reckt sich der holzige Stengel aus dem Grunde auf bis einen Meter Höhe, und ebenso steif und in strammer Ordnung hält er seine großen längsgefalteten Blätter, nicht minder auch die in diskreter Farbentönung sich gebenden Blüten — das ganze Gewächs die Verkörperung des unbeugsam waltenden Naturgesetzes.

Weiter draußen blinkt es blau und rot und gelb aus dem sattgrünen Pflanzenteppich der Matte. Dort, in der Nähe eines Kalksteinblockes, hat sich eine Nelkenart angesiedelt, die allen Alpenwanderern wohlbekannte Silene acaulis — stengelloses Leinkraut. Unmittelbar aus dem gewölbten Grasboden leuchten ihre rosenroten Sternchen. So scheint es, doch bei näherer Betrachtung sieht man, daß die zwerghafte Pflanze selber den dichtgeschlossenen grünen Rasenpolster bildet, dem die kurzstieligen Blüten förmlich aufliegen.

Einzelne blaue Blumen im grünen Rasengrund gleichen verstreuten Türkisen. Knapp vor den rosigen Blütensternen der Silene blickt uns das schmachtende Auge eines Vergißmeinnicht an. Hier im Grase führt die Pflanze wohl ein kümmerliches Dasein, drüben aber, wo der Absturz des Berges zunächst in breiten Stufen erfolgt, die wir gefahrlos begehen können, finden wir stattliche Bestände. Dem Unkundigen scheint es ein gewöhnliches, nur besonders schönes Vergißmeinnicht zu sein, aber bei einer näheren Betrachtung, bei der wir auch den feinen Wohlgeruch der so wunderbaren Blüten kennen lernen, da entpuppt es sich als eine edle, ausgezeichnete Art, Myosotis alpestris — Alpenvergißmeinnicht. Morphologisch steht es am nächsten unserem

Großblumige Schlüsselblume (Primula spectabilis

Alpine Gesellschaft: Alpen-Vergißmeinnicht (Myosotis alpestris), wohlriechende Schafgarbe (Achillea clavenae) und schwärzlicher Mauerpfeffer (Sedum atratum)

Digitized by Google

Waldvergißmeinnicht — Myosotis silvatica, als dessen Hochgebirgsform es von manchen Botanikern betrachtet wird.

In unserem Bilde „Alpine Gesellschaft" befindet es sich in engem Beisammensein mit der eben so edlen Alpenpflanze Achillea clavenae — wohlriechende oder bittere Schafgarbe, die mit ihren silberhaarigen Blättern Staat macht. Fälschlich wird sie auch weißer Speik genannt, obwohl sie mit dem eigentlichen Speik, einer Baldrianpflanze, nichts gemein hat. Alpenvergißmeinnicht und wohlriechende Schafgarbe sind echte Felsenpflanzen der Kalkgebirge. Als dritter im Bunde gesellt sich ihnen der zwerghafte schwärzliche Mauerpfeffer, Sedum atratum, ein Vertreter der Fettpflanzen und Verwandter der bekannten Hauswurz.

Auch große leuchtende Saphire trägt der Almboden, glockenförmige Blumen, die kaum vom Boden sich zu heben scheinen. Es sind die azurblauen Blüten des stengellosen Enzian, Gentiana acaulis, das Entzücken aller Alpenwanderer. Der Farbenzauber einer von der Sonne durchleuchteten Enzianglocke ist unbeschreiblich, gar wenn rote und gelbe Blumen kontrastierend in der Nähe sind. Nichts Ähnliches hat die Flora der Niederungen aufzuweisen. Diese Farbenglut und Tiefe kann nur der von Urkräften der Erde genährte reine Boden hervorzaubern, der ungebrochene Ätherstrahl zum Aufleuchten bringen.

Almrausch und Enzian gelten darum als typische Vertreter der Alpenflora, als Königinnen unter den Alpenblumen.

Die Gattung Gentiana — Enzian ist in den Alpen durch zahlreiche Arten vertreten: vom kleinsten schlanken Blümchen im zartesten Blau der Gentiana nivalis, Schnee-Enzian, bis zu den stattlichen Kräuterrecken der gelbblütigen Gentiana lutea und der Gentiana pannonica, ungarischer Enzian mit dunkelroten Blüten. Eine der häufigsten Arten mittlerer Größe ist Gentiana germanica, deutscher Enzian, der auch in unseren Mittelgebirgen stellenweise häufig ist.

Auf wenig besuchten Berggipfeln, wo sie ungestört sich entfalten können, geben sich oft verschiedene Alpenpflanzen ein Stelldichein. Da hebt dann ein Blühen an und farbiges Leuchten, ein Blumenfest, das von brummendem Insektenvolk oft weither besucht wird.

Wolldisteln (Cirsium ericphorum). Blick gegen Göll, Watzmann, Hochkalter und Loferer Steinberge

Zu einem solchen Blumenfest auf dem Genner, einem Kalkberge der Salzburger Alpen, ladet unser Bild. In der Mitte ragt Gentiana pannonica und erinnert an die bekannten Verse in Hallers „Die Alpen":

„Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn ..."

Digitized by Google

Alpenrosen und Germer. Dachsteinanblick vom Sarstein

wenngleich es sich dem Dichter hierbei um Gentiana lutea, den gelben Enzian, handelt.

Der „niedere Chor der Pöbelkräuter“ setzt sich aus Augentrost und Glockenblume, aus den prächtig silberhaarigen Blättern der schon erwähnten bitteren oder wohlriechenden Schafgarbe zusammen. Der blaue Bruder aber ist der deutsche Enzian, der hier in zierlich gewimperten Lilablüten im Gefolge erscheint.

Begeisterungsvoll fährt Haller fort:

„Hier weist ein niedrig Kraut
der Blätter grauen Nebel,
Den die Natur gespitzt, in
Kreuze hingelegt.
Die holde Blume zeigt die
zwei vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst ge-
bild'ter Vogel trägt.“

Diese etwas sonderbar anmutenden Verse Hallers (aus dem Jahre 1728) gelten der Linaria alpina — Alpen-Leinkraut.

Man denke nicht gering von solcher Poesie: jede Zeit hat ihre besondere Art der Naturerfassung und ihrer Wiedergabe.

Die überraschend zierliche Pflanze, die um so auffallender ist, da sie aus nacktem Bergschutt oder Geröll hervorsprießt, mußte schon die ersten Alpenwanderer fesseln. Haller sah nicht nur die amethystfarbenen Blüten, die er Vögeln verglich mit zwei vergoldeten Schnäbeln, sondern auch die nebelgrauen spitzen Laubblätter, die immer zu vieren am kriechenden Stengel beisammen oder, wie er so schön sagt, „in Kreuze hingelegt“ sind.

Hier wäre man auch versucht, dem Zwecke der auffallenden Blütenfärbung nachzuforschen und Betrachtungen anzustellen über

Stengelloses Leinkraut (Silene acaulis)

Digitized by Google

Beziehungen der Farben zum Insektenbesuch. Die Vermutung, daß die sonst unscheinbare Pflanze durch diese merkwürdige Vereinigung von Amethyst und Goldorange sich leichter auf dem Steingeröll bemerkbar macht, ist naheliegend. Mehr soll hier nicht gesagt werden, wo es in erster Linie darauf ankommt, die Schönheit der Alpenflora in Bildern vorzuführen.

Schneerose

Auf den sonnigen Höhen der Alpen nimmt selbst das stachelige Volk der Disteln edlere Formen und Farben an, ohne auf seine der Abwehr dienenden Einrichtungen zu verzichten. Man sehe sich die ragenden Gestalten der Wolldistel, Cirsium eriophorum, an, wie sie frank und frei mitten auf dem Almboden stehen. Aber ihre Blätter sind auch danach gestaltet und gestellt, jede Annäherung von Mensch und Vieh blutig abzuwehren. In lange harte Spieße endigende Blattzähne bilden ein Karree nach allen Seiten starrender Bajonette. Auch um die hochthronenden, schönen Blütenköpfe schiebt sich von unten ein gleichfalls stachelbewehrter und weißwolliger Korb heran, der die leckeren Mäuler weidender Wiederkäuer abweist. Diese auffallend schöne Distel liebt besonders Almboden und von Schafen begangene Grate, was eine Verschleppung der Früchte in ihrem Vlies vermuten läßt.

Wie es ganz natürlich ist, beginnt auch in den Alpen das Erwachen der Vegetation unten im Tale und schreitet allmählich zur obersten Grenze. Um Weihnachten und Neujahr schon findet man an Waldrändern oder anderen sonnigen Stellen mitten aus dem Schnee drängende Blüten der schwarzen Nieswurz, Helleborus niger, auch Christwurz und Schneerose genannt. Die zwei letzten Benennungen bedürfen danach keiner weiteren Erklärung.

Frühlingsknotenblume (Leucojum vernum), das Schneeglöckchen des Gebirgstales

Sie gehört neben den Alpenrosen und Enzianen zu den bekanntesten und beliebtesten Alpenpflanzen schon wegen ihrer weiten Verbreitung und weil sie in höheren Lagen oft noch im Juli blühend gefunden wird — in der Nähe von Schneeresten. Während die stattlich großen Laubblätter lederartig und derb sind, strotzen Blütenstiel und Blumenblätter von Saft, und aus der mystisch-grünlichen Dämmerung des Blüteninnern weht der Hauch des Frühlings. Ohne Schnee halten die Blüten nicht lange stand, und wo er verschwunden, da fällt auch

Digitized by Google

ihr Blütenschnee, sie schreiten zur Fruchtbildung.

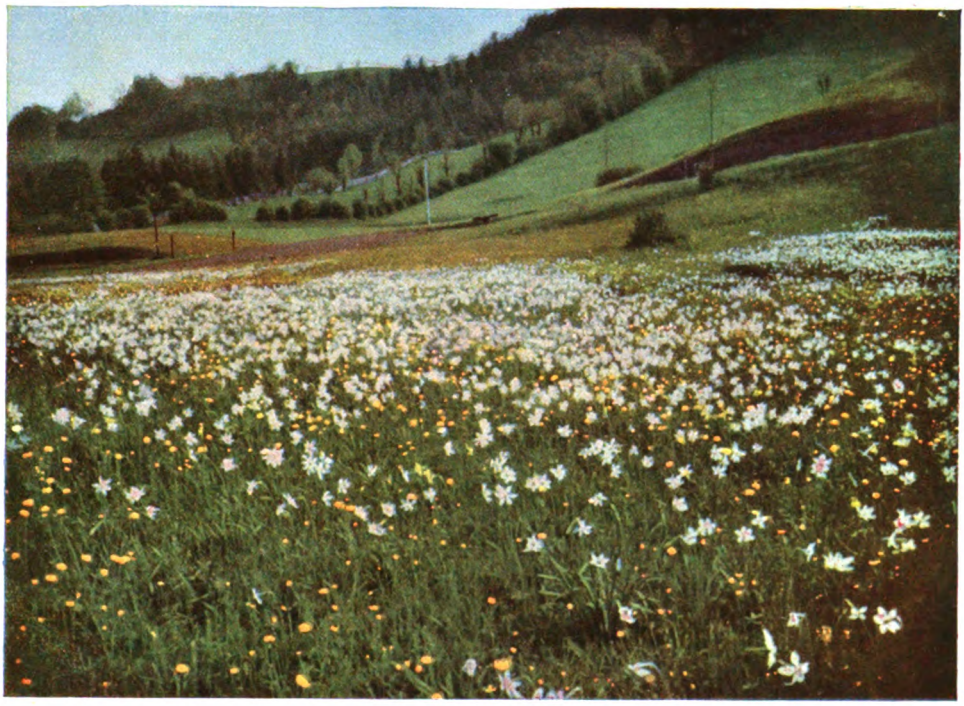
Waldgrund im Alpental, weithin bedeckt mit schimmernden Schneeresten und buckligem Kalkgestein, im Schmucke tausender von Schneerosen — wer dich gesehen und freudvoll durchwandert hat, der trägt dein Bild für immer im Herzen!

Unter den Frühlingsboten aller Höhenlagen spielen die vielen Arten von Primeln oder Schlüsselblumen eine führende Rolle. Selbst unsere gewöhnlichen gelbblühenden Arten: Primula officinalis und elatior wandern sozusagen mit dem Frühling vom Tal zu Berge. In einer gewissen Höhe ist eben erst im Juli Frühling, ja Anhäufungen von Lawinenschnee schieben den Frühlingsanfang selbst unten im Tale weit hinaus.

In besonders leuchtenden Farben tun sich einige kurzstielige Alpenprimeln hervor, nicht nur im Frühling, sondern auch im Sommer in der Nähe der Gletscher und Firnfelder. So schmückt Primula spectabilis — die großblumige Schlüsselblume — die steinigen Hänge der Kalkalpen im Mai und Juni, sobald der Schnee ganz oder teilweise abgezogen, mit dem prächtigen Purpur ihrer Blüten, das durch saftiges Grün der derben Laubblätter wirkungsvoll unterlegt ist. Solche reizende Frühlingsbilder sind den Alpenwanderern allerdings seltener gegönnt; denn wenn die Wanderzeit beginnt, sind diese Bilder schon wieder ausgelöscht, verschwunden ist die purpurne Pracht der Blüten, und auch die Pflanzen selbst sind untergetaucht im nachrückenden Kräutermeer. Trollblumen und Ranunkel, Habichtskräuter u. a. breiten einen gelben Schimmer über den Hang, um dann wieder anderen Blumen Platz zu machen.

Zu den Alpenblumen darf man schließlich auch jene Pflanzen des Tales rechnen, die eben nur oder hauptsächlich den Gebirgstälern eigen sind, und da sind es vor allem Frühlingsknotenblume und Dichternarzisse, die in großartiger Weise manche Alpentäler in leuchtendes Weiß kleiden und Frühlingsbilder von unsäglichem Reize schaffen.

Die Frühlingsknotenblume — Leucojum vernum — kann man wohl das Gebirgsschneeglöckchen nennen, denn während Galanthus nivalis — das eigentliche Schneeglöckchen — besonders Auwälder und die Mittelgebirgstäler und Hänge bevorzugt, schmückt die Knotenblume mit ihrem Blütenschnee die Voralpen und Alpentäler. Sie folgt gern den Wasserläufen, oft bis tief hinein ins Waldesdunkel, streut Frühlingsstimmung selbst in den grämlich-düstern Erlenbruch und verträgt sich ganz gut mit dem frischen Grün des jungen Nadelwaldes. Ja selbst im halbgefrorenen Sumpf, zwischen Moos und jungen Riedgrassprossen pflanzt sie siegreich die weiße Flagge des Frühlings auf. Der zarte Veilchengeruch, der den weißen, goldgrün getupften Glöckchen entströmt, hat der Pflanze den schönen



Alpenwiese mit Narzissen und Trollblumen

Digitized by Google

Namen Leucojum, d. i. weißes Veilchen, verschafft.

Weniger bekannt als wildwachsende Pflanze ist die nahe Verwandte der Knotenblume, ein Zwiebelgewächs, so wie diese, die als Frühlingsblume beliebte Dichternarzisse, auch weiße Narzisse — Narcissus poëticus.

In den österreichischen und Schweizer Kalkalpen, auch im Jura, gibt es höher gelegene Täler, deren Wiesen und Grashänge im Mai von Tausenden und aber Tausenden dieser duftigen Blumen bedeckt sind. In der Nähe des Lunzer Sees in Niederösterreich prangen zu dieser Zeit die Uferwiesen im schneeigen Weiß, und in breiten weißen Streifen ergießt sich der wundersame Blumenflor, einem schaumigen Wasserfalle gleich, aus dem Gebüsch der Waldränder über die begrasten Hänge zum See herab.

Auf den Wiesen der Talsohle aber, deren eine unser letztes Bild zeigt, gesellen sich zu den Tausenden duftender Narzissenblüten glänzendgelbe Trollblumen, Lichtnelken und Kuhblumen, verschiedene Arten von Orchideen — ein Frühlingsblumen-Bacchanal, das kein Gärtner der Welt nachzuahmen vermöchte in seiner duftigen Pracht und schlichten Herrlichkeit.

Ein feiner würziger Hauch schwebt über dem Blumenmeer, der sich nicht gut beschreiben läßt, aber mehr oder weniger an den Geruch der Gartennelken erinnert. Andere Frühlings-Obertöne klingen mit in dieser Symphonie von Duft und Farbe von all dem frischen Krautwerk, den Blumen und der Erde selbst.

Wochenlang ist die ganze Landschaft im Zeichen der Narzisse: jedes Fenster in den umliegenden Ortschaften zeigt diesen Schmuck, bei kirchlichen Festen werden die Gassen mit Narzissenblüten bestreut, und jeder Eisenbahnzug trägt die duftigen Grüße der begnadeten Gegend in die Ferne.

Eisenbahnrhythmus

Äcker, nach mir zu geweitet,
Fliegen dahin.
Mir hat sich ein Träumen gebreitet
Über den Sinn.

Der Räder stampfende Härten
Zerreißen es nicht. —
O Rosen der engen Gärten,
Wie quellt ihr von Licht!

Ich lebe in träumendem Schauen
Mein Leben von vorn. —
Die Gerstengebreite blauen
Von Rittersporn.

Weiße Winden, viel weiße Winden
Den Bahndamm lang!
Nun fahr ich, den Klang zu finden,
Der längst zersprang.

Dolden, ihr Wiesen voll Dolden!
Und Hopfengeschling!
Teichblumen schließen sich golden
Zum Uferring.

Lachen aus Buschdickichtstellen,
Wie ich's gekonnt! —
Kinder auf Vaterhausschwellen,
Blond, übersonnt! — —

Verflogen, auf ewig verflogen,
Was mein war im Gau!
Tauben beschreiben Bogen,
Hoch droben im Blau.

Frida Schanz

Digitized by Google

Ein Strauß Alpenrosen. Gemälde von Sophie Oberländer

Digitized by Google

Die Quellen unserer Moral und der gegenwärtige Krieg

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena

So gewiß die Moral mehr bedeutet als bürgerliche Korrektheit des Handelns, so gewiß bildet sie ein schweres Problem, das der erste Anblick der menschlichen Lage leicht als unlösbar darstellen mag. Denn sie enthält Forderungen, denen der nächste Lebensstand schroff widerspricht. Sie verlangt eine Ablösung des Strebens von den Zwecken des bloßen Ich, wo doch der Zwang der Selbsterhaltung uns gänzlich an dieses zu binden scheint; sie fordert ein Handeln aus eigener und freier Entscheidung, wo doch die Kausalverkettung mittels Vererbung und Umgebung ihren Zwang auch auf den Menschen erstreckt; sie erhebt den Anspruch, allen anderen Betätigungen unvergleichlich überlegen zu sein, wo doch die Wirklichkeit des Lebens alles Handeln eng miteinander verschlingt und die verschiedenen Beweggründe zusammenrinnen läßt.

So kann es nicht wundernehmen, daß von alters her viel Zweifel an der Möglichkeit einer Moral entstand, und daß aus dem Zweifel oft ein schroffer Angriff hervorwuchs. Auch die jüngste Zeit enthielt viel von solchem Zweifel und Kampf, es mochte oft scheinen, als ob die Moral ihren Gegnern nicht gewachsen sei, ihr fehlte eine sichere Stellung im Gesamtbewußtsein der Zeit.

Diese Unsicherheit aber wurde zum guten Teile dadurch verschuldet, daß die Moral im modernen Leben keine innere Einheit und keine volle Geschlossenheit besaß, sie schöpfte aus verschiedenen Quellen, und was daraus an Bewegung entsprang, das fand sich nicht leicht zusammen, sondern geriet oft miteinander in Widerspruch; solcher Widerspruch aber mußte die Kraft des Ganzen lähmen und dem Zweifel leichten Eingang bereiten.

Es sind nämlich heute bei der Moral sowohl in der Begründung als in der Gestaltung zwei Hauptrichtungen unverkennbar: die eine, ältere, wurzelt in einer unsichtbaren, die andere, neuere, in der sichtbaren Welt; jede von diesen Arten verzweigt sich aber weiter, jene in eine religiöse und eine rationale, diese in eine soziale und eine Kulturmoral; so dringen nicht weniger als vier Gedankenwelten mit Ansprüchen und Antrieben auf uns ein und ziehen uns leicht nach entgegengesetzter Richtung.

Die stärkste Wirkung übt noch immer die Moral, welche von der Religion, das heißt für uns vom Christentum als der ethischen Erlösungsreligion getragen wird. Durch die Begründung in einem weltüberlegenen heiligen Willen hebt sich diese Moral über alle menschliche Willkür und alle menschlichen Zwecke hinaus, sie scheidet das sittliche Handeln aufs schärfste von allem, wenn auch noch so veredelten Naturtrieb, sie befreit es zugleich von der Bindung an den äußeren Erfolg und führt es zu reinster Innerlichkeit. Diese religiöse Moral verbindet ferner in einzigartiger Weise schweren Ernst und weiche Milde; jenen begründet die Überzeugung, daß es sich bei der moralischen Forderung nicht um eine Privatangelegenheit des Menschen, sondern um die Sache Gottes und der in ihm gegründeten Weltordnung handelt, sowie die weitere Überzeugung, daß der Mensch aus eigner Kraft die hohe Forderung nicht erfüllt, ja sie nicht erfüllen kann. Aber der damit entstehende harte Konflikt findet eine Lösung durch Liebe und Gnade, und diese Lösung wirkt dahin, auch dem Handeln des Menschen den Charakter der Milde, Liebe und Friedfertigkeit zu verleihen. Alles zusammen hat eine eigentümliche geistige Atmosphäre gebildet und

Digitized by Google

dem Leben der Menschheit wesentliche Züge eingeprägt; auch die anderen Arten der Moral entlehnen, wenn auch unbewußt, unabläßig von dieser religiösen Moral, sie könnten ohne ihre Hilfe unmöglich leisten, was sie leisten.

Aber vor Augen liegt auch der Widerstand, den die religiöse Moral im modernen Leben findet; er geht auf ihre Begründung, indem er es für gefährlich erklärt, die Moral an eine Überzeugung zu binden, welche bestritten werden kann und bestritten worden ist, welche jedenfalls den modernen Menschen nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit früherer Zeiten umfängt; er geht auch auf ihre Gestaltung, indem er sie viel zu milde und weich befindet, um der Härte und den Verwicklungen des menschlichen Daseins gewachsen zu sein. Im besonderen schien das staatliche Leben mit seinen Aufgaben und Problemen anderes von der Moral zu verlangen, als die Religion gewähren konnte.

Was sich an Bedenken gegen die religiöse Moral erhob, das wirkte oft zum Suchen einer im eigenen Wesen des Menschen begründeten Moral; eine solche bot aber die Vernunftmoral. Ihre Ausbildung war vor allem das Werk der Philosophie. Von der Stoa aus reicht dies Werk durch die Jahrtausende zur Aufklärung und zu Denkern wie Kant und Fichte, auch die religiöse Moral hat diese Vernunftmoral nicht selten sich angegliedert. Hier entspringt die Moral nicht aus einem überlegenen göttlichen Willen, sondern aus der geistigen Natur des Menschen, die ihn an einer allgemeinen Ordnung teilnehmen läßt und zur vollen Einfügung darin aufruft, hier wird in ihm selbst eine Abstufung anerkannt, und es gilt die Höhe des eignen Wesens durch freie Tat zu erringen. Auch hier liegt alles an der inneren Haltung, aber hier scheint der Mensch stark genug, um aus eigner Kraft das Ziel zu erreichen; in Ausführung dessen findet er eine stolze Weltüberlegenheit und eine Unabhängigkeit von allem äußeren Geschick. Die bewegende Kraft des Ganzen wird hier der Gedanke der Pflicht, der Pflicht vor allem gegen sich selbst; Tapferkeit und Gerechtigkeit werden die Haupteigenschaften des hier entstehenden Lebens, die Bildung einer in sich selbst gegründeten, weltumspannenden Persönlichkeit bildet das Ziel der Ziele. In dieser Richtung vornehmlich hat die Moral eine überlegene Größe und Würde gefunden, hat sie die Anerkennung eines völligen Selbstzwecks erkämpft; in ihrer Entfaltung hat sie die Seelen gekräftigt und dem Menschen gegenüber den Nöten des Lebens einen festen Halt im eignen Wesen gegeben; auch hat sich von hier aus vornehmlich eine eigentümliche Gedanken- und Begriffswelt der Moral ausgebildet, wie denn Begriffe wie Pflicht, Gewissen, Charakter in diesem Zusammenhange ihre Ausprägung gefunden haben. Schon durch diese Begriffe wirkt die Vernunftmoral dauernd in das gemeinsame Leben hinein.

Aber auch diese Art der Moral ist nicht vor Zweifel und Angriff geschützt, sie treffen sowohl die Begründung als die Gestaltung. Der Begriff einer autonomen, aller Natur unvergleichlich überlegenen Vernunft ist keineswegs selbstverständlich, er kann bestritten werden und ist bestritten worden, er hat im besondern auf modernem Boden eine schwierige Stellung gegenüber der den Menschen mit gewaltigster Macht umklammernden sinnlichen Welt. Aber auch wenn der Begriff der Vernunft allem Zweifel enthoben wäre, ruft jene Lösung des moralischen Problems ernstliche Zweifel hervor. Ist der Mensch in Wahrheit stark genug, um durch einen energischen Willensentschluß die geforderte Umkehrung zu vollziehen und sich auf die Höhe zu versetzen? Großen Ruhm gewann das Kantische Wort „Du kannst, denn du sollst," aber Kant selbst hat ein radikales Böse anerkannt, und vielleicht hat Luther mehr recht, wenn er sagt: „Vom Sollen läßt sich nicht aufs Können schließen"? Auch läßt sich fragen, ob diese Art der Moral nicht zu sehr bei den einzelnen Individuen verbleibt, ob sie eine lebendige Gemeinschaft der Menschheit aufzubauen vermag, wie das die Religion vermochte.

Wie die Neuzeit Streben und Arbeit mit besonderem Eifer der sichtbaren Welt zuwandte, so hat sie in ihr vornehmlich auch die Antriebe zur Moral gesucht. So machte die Sozialethik das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft zum Kerne der Moral, indem sie eine alte Forderung ergriff und zugleich weiterbildete. Die Teilnahme am Ergehen des Nebenmenschen

Digitized by Google

und die Sorge für ihn war ein Gebot aller höherstehenden Religionen, das Christentum im besonderen schloß die Gottesliebe untrennbar mit der Menschenliebe zusammen. Aber die Neuzeit hat in weit höherem Grade, als es früher geschah, die Aufgabe über die einzelnen ausgedehnt und auf das Ganze der Gesellschaft erstreckt. Das unter großen Wandlungen in der Gestalt der Gesellschaft selbst. Sie ist im modernen Leben aus einem bloßen Nebeneinander ein engverschlungenes Gewebe geworden, in dem alles einzelne gegenseitig durch sich bedingt und bestimmt ist; deutlicher als je tritt damit vor Augen, wie sehr das Wohlsein des einzelnen an dem des Ganzen hängt, wie er nicht nur sein Wirken, sondern auch sein geistiges Wesen von ihm empfängt. Damit verlegt sich mehr und mehr der Schwerpunkt des Lebens und Strebens in die Gesellschaft, die Sorge für ihr Gedeihen, der Kampf gegen Schäden in ihr wird zum allesbeherrschenden Ziel, Leid und Not werden nicht sowohl an der einzelnen Stelle als in den allgemeinen Verhältnissen angegriffen, sie werden nicht sowohl in ihren Wirkungen gemildert als möglichst in der Wurzel ausgerottet. Solche Aufgaben erzeugen eine eigentümliche Moral. Der einzelne fühlt sich hier für den Stand des Ganzen verantwortlich, eine Solidarität der Geschicke wird anerkannt, das gegenseitige Verhältnis der Menschen weniger auf Wohlwollen und Barmherzigkeit als auf Recht und Pflicht gestellt. Das dadurch erzeugte moralische Handeln hat den Vorteil deutlicher Angriffspunkte, es hat einen starken Trieb zur Betätigung, es spricht unmittelbar zur Seele jedes einzelnen, es kann wirken ohne viel Voraussetzungen, ohne Verwicklung in Weltprobleme. In Wahrheit ist damit viel emsige und fruchtbare Tätigkeit entwickelt worden, es sind die Menschen einander weit nähergebracht, es ist der Stand der Gesellschaft aufs wesentlichste gehoben worden. So ist diese Art der Moral ein Hauptstück des modernen Lebens.

Aber auch hier sind Schranken gesetzt, die sich nur zeitweilig übersehen lassen, auch hier werden Begründung wie Gestaltung der Moral von gefährlichem Zweifel bedroht. Die Abhängigkeit des einzelnen vom Stande seiner gesellschaftlichen Umgebung ist unbestreitbar, aber ergibt diese Tatsache schon eine innere Bindung, führt sie über die Erwägung des bloßen Nutzens hinaus, kann sie aus eignem Vermögen den Gedanken einer Verpflichtung erzeugen und ihm eine Macht verleihen? In Wahrheit wird hier immer ein innerer Zusammenhang der Menschheit vorausgesetzt, wie ihn wohl Religion und Vernunft, wie ihn unmöglich aber das bloße Dasein schaffen kann.

Weiter steht diese Moral mit ihrem Drängen auf Leistung in Gefahr, zu sehr bloße Leistung zu werden, die Seele in einzelne Handlungen aufzulösen, über der Sorge um die Bedingungen des Lebens die um seinen Gehalt zurückzustellen und die berechtigte Schätzung des Äußeren zu einer Unterschätzung des Innern zu steigern. Ja, indem hier oft das menschliche Wohlsein im Sinn einer Schmerzlosigkeit und eines Behagens zum beherrschenden Hauptzweck wird, droht ein geistiges Sinken des Ganzen und eine innere Leere des Lebens. So erhebt sich vieles dagegen, diese soziale Moral als den letzten Abschluß gelten zu lassen.

Eine andere Quelle der Moral erzeugt die sichtbare Welt in der Kultur als der Gesamtheit der Arbeitsleistung, die auf modernem Boden verrichtet wird. Auch an dieser Stelle ist viel gegen die überkommene Lage verändert und weitergebildet worden. War früher die Arbeit aufs engste mit der Persönlichkeit des einzelnen verbunden, ihr Werk und ihre Freude, so hat sie sich jetzt mehr und mehr davon abgelöst und bei sich selbst ausgedehnte Zusammenhänge gebildet, die eigene Kräfte besitzen und eignen Gesetzen folgen. Einen solchen Zusammenhang bildet z. B. die moderne Wissenschaft mit ihrer unermeßlichen Verzweigung, bildet die moderne Industrie und der moderne Handel, bildet auch die Staatsverwaltung und das Erziehungswesen; schließlich faßt sich alles in der Idee der Kultur zusammen als einer unpersönlichen Macht, der das menschliche Leben und Wirken zu dienen hat. Wie sich hier die Arbeit gestaltet, das stellt uns namentlich das Getriebe der modernen Fabrik mit ihren Maschinen vor Augen. Die Beziehung zum Individuum und zur individuellen Art ist hier völlig aufgegeben, nur als

Digitized by Google

Glied einer ausgedehnten Verkettung erlangt das Tun des einzelnen einen Wert. Daraus entstehen eigentümliche Forderungen moralischer Art, ja eine eigentümliche Moral. Zur Hauptsache wird hier, daß der einzelne alle Willkür und allen Eigensinn aufgibt, daß er alle eigenen Zwecke zurückstellt, sich ganz der Notwendigkeit der Sache unterordnet und sein Glück vornehmlich in ihrem Gelingen findet. Das Wort, das Bacon im Anschluß an eine alttestamentliche Stelle sprach: „Viele werden vorüberziehen, und die Wissenschaft wird wachsen" gilt für alle Verzweigung der modernen Arbeit, gilt für das Ganze der modernen Kultur. Diese waltet innerhalb der Menschheit wie eine dem Menschen überlegene Macht, sie hebt ihn hinaus über alles bloß subjektive Befinden, sie verbindet die Menschen durch die Gemeinschaft des Werkes, sie scheint durch ihren Sachgehalt dem Ganzen der Menschheit eine Größe zu geben und das Leben in einen unablässigen Fortschritt zu bringen. Das Bewußtsein, dem Ganzen zu dienen und das Ganze zu fördern, soll hier den Menschen über alle Sorgen und Nöte des individuellen Daseins erheben.

Aber auch hier erscheinen Fragen und Zweifel. Je mehr die Zusammenhänge ins Große, ja Gigantische wachsen, desto verschwindender wird der Anteil des einzelnen, desto weniger übersieht er das Ganze, desto fremder wird es ihm innerlich, desto weniger kann er sich dafür erwärmen. Auch wird, je mehr die Spezialisierung zunimmt, um so kleiner der Umfang der Kräfte des einzelnen, die zur Entfaltung gelangen, immer mehr droht dem Ganzen seiner Seele eine Verkümmerung, ja ein Zerfall. Bei wachsender Mechanisierung des Lebens verschwindet immer mehr vor dem Hangen an der Leistung die Sorge um den Seelenstand mit seiner Gesinnung, damit aber ein moralischer Charakter des Handelns. Mag der Trieb und die Not des Lebens den Menschen zu einer Einfügung in das Räderwerk der Arbeit zwingen: wie er es liebgewinnen und jene Einfügung sich zur Pflicht machen soll, das ist nicht wohl zu ersehen.

So begegnen sich im modernen Leben verschiedene Bewegungen zur Moral, die nicht nur in der Grundlegung, sondern auch in der Gestaltung weit auseinander gehen; mögen sie schließlich alle aufeinander angewiesen sein und sich gegenseitig zu ergänzen haben, so wie das unmittelbare Leben der Zeit sie gibt, so geraten sie doch leicht in Widerspruch miteinander und hemmen sich gegenseitig. Die ältere Art tadelt an der neueren die Zurückstellung des Innenlebens und der Gesinnung, die neuere an der älteren die Geringschätzung des Wirkens zur sichtbaren Welt; jene scheint die Welt nicht genügend zu durchdringen, diese ganz und gar in sie aufzugehen. Ein anderer Gegensatz ist beiden Arten gemeinsam: der einer mehr persönlichen und einer mehr unpersönlichen, einer weicheren und einer härteren Gestaltung der Moral; jenes bei der religiösen und der sozialen, dieses bei der Vernunft- und der Kulturmoral. Daß jede Art etwas Wertvolles, ja Unentbehrliches enthält, daß aber zugleich die verschiedenen Arten nicht unmittelbar zusammengehen, das darf als ein Zeugnis für die Notwendigkeit einer weiteren Fassung der Aufgabe gelten, die von einem überlegenen Ganzen her jeder Art ihre Stellung zuweist und in ihrer Bedeutung anerkennt; nur wenn die verschiedenen Bewegungen nicht gegeneinander, sondern miteinander wirken, kann die Moral als Ganzes die gebührende Stellung erlangen, sich der Gegner erwehren und die notwendige Wirkung üben.

Daß aber ein solches Zusammenstreben möglich ist, und daß alle Verzweigung moralischen Wirkens schließlich einer einzigen Aufgabe dienen mag, dafür finden wir heut ein erhebendes Zeugnis in dem Verhalten des deutschen Heeres und Volkes; denn ihm fassen sich in der einen großen Aufgabe der Verteidigung des Vaterlandes alle Antriebe moralischer Art zusammen und steigern sich gegenseitig. Hier verschlingen sich sichtbare und unsichtbare Welt zu einem untrennbaren Ganzen, und zugleich wachsen Sache und Persönlichkeit in ein einziges Werk zusammen. Die völlige Abhängigkeit des Menschen vom Geschick erhält eine zwingende Macht und Anschaulichkeit, aber zugleich wird im Innern der Seele eine Hinaushebung des Menschen über sich selbst durch eine höhere Macht erfahren, aus der menschlichen Kleinheit wächst durch gewaltige Erschütterung hindurch eine innere Größe als Gabe und

Digitized by Google

Gnade. Damit erhält das Leben und Tun einen religiösen Charakter, es wird die Religion wieder zum unmittelbaren Erlebnis des Menschen und gewinnt vollste seelische Nähe. Aber was sich hier an Religion entwickelt, das bewirkt keine Ablösung von der Welt, sondern das treibt zu kräftigem Handeln; auch kommt es an den Menschen nicht von draußen her, sondern es steigt aus dem eigenen Innern auf und belebt Tiefen der eigenen Seele. Damit aber erscheinen Züge, in deren Ausbildung die Vernunftmoral ihre Stärke hatte. Gerade dieser war es eigen, das Leben als einen ständigen Kampf zu fassen (vivere est militare stammt von Seneca) und die Tugenden des Kriegers, vornehmlich unbeugsame Tapferkeit und strenge Pflichterfüllung, über das ganze Leben auszudehnen.

So versetzt die Treue gegen seine Aufgaben den Krieger in eine unsichtbare Welt, aber was er dadurch am Inneren gewinnt, das wirkt unabläßig und kraftvoll in die sichtbare Welt hinein. Die Sozialethik kann keine würdigere Verkörperung finden als den Zusammenhang eines Heeres, wo das Geschick des einen unmittelbar mit dem der anderen verknüpft ist, wo alles Heil des einzelnen am Fortgang des Ganzen hängt, und wo der einzelne jeden Augenblick sich dem Ganzen zu opfern bereit ist. Über das Heer hinaus wirkt aber solche Gesinnung in das ganze Volk hinein zur Befreiung von kleinlicher Selbstsucht und zu williger Hingebung an das Ganze. Dabei bildet solche Hebung der Persönlichkeit keinen Gegensatz zur Sache und ihrer Notwendigkeit, es sind gerade ihre Forderungen, die die Menschen zusammenbringen und zu schwersten Leistungen treiben. Aber die Sache ist hier nicht eine kalte und fremde Größe, sondern die eigenste Angelegenheit jedes einzelnen; so ist die Unterordnung unter ihr Gebot zugleich eine freie Tat, eine Aufbietung und Einsetzung der ganzen Seele.

Demnach verbinden sich hier die verschiedenen Quellen und Antriebe der Moral zu einem gemeinsamen Wirken; was im gewöhnlichen Leben und auf der Oberfläche der Kultur einander leicht durchkreuzt und hemmt, das mag hier sich gegenseitig verstärken und in ein Werk des ganzen Menschen zusammenfassen. Daß aber alles Große über sich selbst hinaus ins Unendliche wirkt, das wird sich auch an dieser Stelle erweisen. Jenes Verhalten bekundet uns sowohl eine innere Einheit der Moral als ihre Macht im menschlichen Kreise, es offenbart eine Tiefe unseres Wesens und stärkt bei aller Schwere der Erlebnisse den Glauben an unsichtbare Zusammenhänge, sowie an einen Sinn und Wert des menschlichen Daseins. So kämpfen unsere Helden nicht bloß für einen äußeren Erfolg, sondern auch für einen inneren Gehalt des Lebens. Uns anderen aber fällt die Aufgabe zu, das von ihnen Errungene festzuhalten und in einen bleibenden Gewinn für das deutsche Volk, ja für die Menschheit zu verwandeln.

Sommer 1915

Wie himmlische Mauer rings um das Land
Steigt weiße, getürmte Gewitterwand.

In die Türe nun trete Mann und Frau
Und hebe die Hände zum glühenden Blau.

Erschüttere den Himmel mit starkem Gebet.
Schon wandern die Wolken, der Westwind weht;

Der Wind von den nährenden Wassern schwer,
Der die heilige Flut herschleppt aus dem Meer.

Das Land verdorrte in kochender Glut.
Nun mische sich recht der Sonne die Flut.

Befruchtende Lüfte, der Erde vermengt
Und aufwärts in goldene Ähren gedrängt,

Die irdische Scholle, der himmlische Schein,
Gebacken zu Korn und gegoren zu Wein:

So mische sich Himmel und Erde in eins,
Zur Fülle des Brotes, zum Wunder des Weins.

Will Vesper

Digitized by Google

Goethes letzte Liebe

Von Carry Brachvogel in München

Fräulein Ulrike sitzt in ihrem Zimmer und stickt. Stickt vielleicht ein Perltäschchen mit süßen, bunten Blumen oder ein Buchzeichen mit einem sentimentalen Spruch oder ein Kissen mit einer unwahrscheinlichen Landschaft oder sonst eine sanfte Geschmacklosigkeit, wie sie der Zeit — man schreibt das Jahr 1822 — entspricht. Mit den farbigen Fäden verwebt das junge Fräulein vielleicht nach Mädchenart allerlei hübsche Gedanken oder auch kleine Sehnsüchte in die Arbeit, denkt wohl einen Augenblick an irgendeinen flotten Tänzer, der sie bei der letzten Reunion im Arm gehalten hat, oder es geht auch eine leis-wehmütige Erinnerung nach Straßburg hin, zu den Freundinnen der Pension, die Ulrike von Levetzow erst vor kurzem verlassen hat und nie mehr wiedersehen soll.

Ulrike zählt erst siebzehn oder achtzehn Jahre, und das ist ein Alter, in dem Mädchen zuweilen mehr der Freundschaft als der Liebe nachhängen. Zudem ist Ulrike, die älteste von den drei Töchtern der verwitweten Frau von Levetzow, von Natur aus mehr nachdenklich als jugendtoll, mehr anschmiegend als temperamentvoll, und so darf man wohl annehmen, daß sie auch noch hier, in dem glänzenden Gesellschaftstreiben des sommerlichen Marienbad, ein wenig Heimweh nach den harmlosen Kindereien und den sentimentalen Überschwenglichkeiten der entschwundenen Freundinnen spürt. Sie stickt, hängt Gedanken und Erinnerungen nach und spielt dazwischen auch ein bißchen mit ihrem kleinen Hund, den sie mit Kosenamen belegt, wie nur eine in ihren Vierfüßer verliebte Herrin sie findet; denn Ulrikens zärtliches Herz hat für Menschen und Tiere Raum, was bei anderen Frauen nicht so häufig vorkommt, wie man gemeinhin denkt. Sie liebt Mutter, Schwestern und Großeltern mit einer Hingebung, daß man denken müßte, ihre ganze Liebesfähigkeit sei im Familiengefühl aufgebraucht, aber daneben hegt sie für alles, was bellt, eine warme Empfindung, und späterhin, wenn sie eine alte Dame ist, wird sie ihren verstorbenen Vierfüßern Grabsteine setzen lassen, als wären es Menschen gewesen. Mitten hinein in den anmutigen Reigen von Handarbeit, Erinnerungen und Neckereien mit irgendeinem Bijou oder Darling tritt die Jungfer der gnädigen Frau Mama und meldet, daß das gnädige Fräulein in den Salon hinüberkommen möge; ein alter Herr sei da, der das gnädige Fräulein kennen zu lernen wünscht ... Ulrikchen zog bei dieser Meldung wahrscheinlich ein etwas schiefes Gesicht, denn wenn man sich schon nicht für junge Herren besonders interessiert, so sind einem die alten erst recht gleichgültig. Weil sie aber ein wohlerzogenes Kind ist, legt sie ihre Stickerei beiseite, wirft wohl, wie alle Frauen tun, wenn sie einem Fremden gegenübertreten sollen, noch schnell einen Blick in Spiegel, ob ihre Frisur mit den schönen, braunen Seitenlocken und dem hochgetürmten Knoten auch tadellos sei, und dann geht sie hinüber in den Salon, zu dem alten Herrn.

Die junge Ulrike war in einer Pension erzogen worden, in der die Schülerinnen viel Voltairesche Gedichte lesen mußten und von deutschen Dingen natürlich kaum je etwas erfuhren. Offenbar hat sie auch nie eine Silhouette oder ein Bild von Goethe gesehen, denn sonst wüßte sie, daß er es ist, der vor ihr steht, und daß das Haus ihrer Mutter begnadet ist, weil er es mit seinem Besuche beehrt. Sie weiß aber nichts von alledem, und wenn man ihr sagen würde, daß dieser alte Herr daheim einen verheirateten Sohn und kleine Enkelchen hat, dann würde sie sich gar nicht wundern, denn wenn seine Haltung auch aufrecht und stolz ist und seine Augen noch leuchten wie brennende Fackeln, so zählt er eben doch vierundsiebzig Jahre, und wie er ihr jetzt die Hand gütig entgegenstreckt, wirkt er auf sie durchaus wie ein alter Großpapa. Sie macht ein schönes Knickschen, sieht ihn aus ihren blauen Augen unbekümmert und lieb an, und als er sie fragt, wie es ihr in Marienbad gefällt, antwortet sie ganz einfach, wie es ihr ums Herz und wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Zutraulich legt sie ihre weiche, lebensfrische Mädchenhand in seine schon vom Alter geknitterte Rechte und ahnt nicht, daß sie mit diesem Handschlag in den Vorsaal der Unsterblichkeit eintritt ...

Der Ursprung der Beziehungen Goethes zur Familie Levetzow lag Jahrzehnte weit zurück. Der Vater der Frau von Levetzow, Herr von Bröfigke, war schon zu Anfang des Jahrhunderts gelegentlich bei Jagden in der Umgebung von Weimar und am Sprudel in Karlsbad mit Sr. Exzellenz zusammengetroffen, und über die Bekanntschaft der Männer hinaus erstreckte sich das Wohlwollen Goethes schnell auch auf die übrige Familie Bröfigke. Zu den Taufpaten des Herrn von Bröfigke hatte auch Friedrich der Große gehört, und da das Handschreiben, in dem der König die Annahme der Patenstelle bestätigte, im Laufe der Zeit recht defekt geworden war, besserte es Goethe, so gut es ging, mit Kleister und frischem Papier aus und sandte es an Herrn von Bröfigke mit den Worten zurück:

„Das Blatt, wo Seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil ihm, dem großen Toten!"

Digitized by Google

Diese Verse haben den alten Märker Brösigke sicher besonders gefreut, nicht nur, weil sie für ihn gemacht worden waren, sondern auch weil sie eine ehrfürchtige Verneigung vor dem alten Fritz bedeuteten, noch dazu von einem Manne, der über die jüngsten Ruhmestage Preußens mit kühler Gleichgültigkeit hinwegsah ...

Doch über dem alten Patenschein hat Goethe auch die junge Tochter des Herrn von Brösigke, die schöne Amalie, nicht übersehen, die jetzt die Witwe des zweiten Herrn von Levetzow ist (vom ersten war sie geschieden), und die er ums Jahr 1806 herum in Karlsbad kennen gelernt hat. Er sagte von ihr, daß sie einer der Sterne seines Lebens gewesen sei, ein hübsches Wort, bei dem man sich alles mögliche denken *kann*, aber nicht *muß*. Jedenfalls durfte sich die Mama Levetzow der Exzellenz gegenüber gewisse kleine Freiheiten herausnehmen, die zum mindesten auf eine seelische Intimität schließen lassen, so daß sie sich, als sie ihn schriftlich zur Fortsetzung seiner „Pandora" ermahnte, „als dazu besonders berechtigt" bezeichnete, und ihm ein andermal frank und frei bekannte, daß sie zwar weder ihn noch Schiller immer verstehe, daß sie aber die Schillerschen Gedichte besser nachfühlen könne ... Man mag aus der letzten kleinen Äußerung ersehen, daß Fräulein Ulrike die Unbefangenheit ihres Wesens von der Mutter geerbt hatte und daß die Levetzowschen Frauen bei aller Verehrung für den Gewaltigen niemals das Recht ihrer Meinung und ihrer Persönlichkeiten aufgaben. Wenn aber jemals zwischen der schönen Amalie und der Exzellenz ein wärmeres Gefühl sich gebreitet haben sollte, so ist das lange vorbei, und Frau von Levetzow, die noch nicht vierzig zählt, erwartet in Marienbad wie überall, wo sie sonst ist, den Grafen Klebelsberg, der in Böhmen begütert ist. Sie erwartet und die Marienbader Gesellschaft, sowie ihre eigene Familie empfängt ihn mit jener naiven und graziösen Selbstverständlichkeit, die sich aus dem galanten Zeitalter herübergerettet hat in die Kreise der Romantiker und in den Sittenkodex Alt-Weimars ...

Der alte Herr von Goethe hält immer noch Ulrikens Hand fest und hört mit Wohlgefallen zu, wie sie spricht. Er, der sein ganzes, langes Leben lang ein inbrünstiger Sucher der Natur war, dem nichts höher galt, als sie, er hat gewiß schon beim ersten Anblick und bei den ersten Worten dieses Mädchens gespürt, daß hier Natur sich in einer bezaubernden Form offenbarte. Das war nicht die gemachte Kindlichkeit Bettinens und nicht die derbe Kirmeßlust Christianens, das war Natur aus gesundem brandenburgischem Blut entsprungen, von den Traditionen einer feinen Familie liebevoll gehegt und darum in sich selbst so ruhig, so fest verankert und selbstverständlich, daß vor ihr alles Gemachte, Gewollte, Komplizierte zerfiel.

Ulrike hat den alten Herrn damals wie einen gütigen Großvater angesehen, und als wäre er es wirklich, nahm er sie schon in den nächsten Tagen zu seinen mineralogischen Spaziergängen mit. Es war sicherlich eine etwas sonderbare Voraussetzung von ihm, daß die Kleine besonderes Vergnügen am Steinklopfen oder an Unterscheidungen von Formationen finden sollte, aber wie jeder Sammler meinte er eben, *seine* Passion müsse auch die aller andern Menschen sein, und so blieb der kleinen Ulrike nichts übrig, als höflich Anteilnahme vorzutäuschen, was ihr aber nicht immer überzeugend gelungen zu sein scheint. Denn immer wieder versteckte Goethe unter das Gestein Schokoladetäfelchen, die er bald als „tafelförmige Kristallisationen" von ihr entdecken ließ, bald mit kleinen Zweizeilern begleitete, wie etwa:

„Genieße dies nach deiner eigenen Weise.
Wenn nicht als Trank, doch als beliebte Speise."

Oder auch:

„Es ist nicht gut, die Formen auszuschließen,
Denn sub utraque läßt sich das genießen."

Die jüngere Schwester, Bertha, soll mehr Entgegenkommen für die Mineralogie gezeigt haben, aber die ganze Zärtlichkeit der Exzellenz blieb deswegen doch Ulriken zugewandt, und da er im Hause der alten Brösigkes wohnte, war er von der Familie fast unzertrennlich. Ein elementares Gefühl hatte ihn aber damals, im Jahr 1822, wohl noch nicht erfaßt, sein Herz rüstete noch nicht zu einem Sturmlauf, war über die Abschiedsstunde zwar traurig, aber nicht

Ulrike von Levetzow

Digitized by Google

verzweifelt. Wenn man den „Nolsharfen“ glauben darf, schien er damals auch, so seltsam es klingen mag, von Ulrikens Gegenliebe überzeugt zu sein, denn in dem Wechselgesang klagt Sie:

„Ja, er ist fort, das muß nun sein!
Ihr Lieben, laßt mich nur allein.
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren,
Und da muß ich weinen!“

Ein Jahr, — wie schnell verfliegt es der Jugend, die ihrer noch ungezählte vor sich liegen hat, deren Eindrücke rasch wechseln und vor der das Tor des Lebens sich eben erst auftut. Ein Jahr, — wie träge schleicht es dem Alter dahin, das nicht mehr mit Sicherheit rechnen darf, noch einen nächsten Mai zu erleben, vor dem ein grausamer Engel schon langsam die Pforte des Daseins ins Schloß fallen läßt! Wohl ging der Winter für den Großen von Weimar äußerlich dahin wie jeder andere, aber im Innern mögen doch Unruhe, Sehnsucht und immer wieder eine zitternde Frage genagt haben, von denen weder Zelter, noch Eckermann, noch der Kanzler Müller erfuhren, bis endlich das Tagebuch von 1823 lakonisch die Vorbereitungen zur neuen Sommerreise nach Marienbad meldet.

Nun beginnen die Ereignisse Sturmschritt zu laufen. In den langen Wintermonaten der räumlichen Entfernung war das Spiel der Phantasie, der mächtigsten Helferin aller Verliebten, gar mächtig gewesen, und was im vorigen Jahr nur wie eine seltsame, zage Blüte anzusehen war, wogte jetzt, von heißer Leidenschaft überweht, wie die üppige Saat eines Hochsommers.

„Das Töchterchen“ begleitet jetzt Goethe nicht nur auf den mineralogischen Spaziergängen, sondern ihr Bild wandelt mit ihm auf allen Pfaden, die sein Geist beschreitet. In Marienbad wie später auch in Karlsbad beschäftigt sie alle seine Gedanken, macht ihn, den stolzen, alten Mann, wieder zum demütigen Pagen. Wenn sie ihn einmal allein hinauswandern läßt, bringt er ihr wie ein junger Liebhaber einen Strauß selbstgepflückter Blumen mit, schenkt ihr ein Exemplar der „Lehrjahre“, die eben in neuer Auflage erschienen, und als sie sagt: „Das kann doch nur eine Fortsetzung sein von einem vorhergegangenen Buch!“ freut er sich, daß sie so verständig ist, entgegnet lächelnd: „Ja, du hast recht, aber das erste Buch ist nichts für dich, das erzähl' ich dir lieber mündlich!“ Und nun sitzt der Vierundsiebzigjährige abends stundenlang mit dem kleinen Mädchen auf der Bank vor dem Brösigkeschen Haus und erzählt ihr aus den „Wanderjahren“. Später, in ihrem hohen Alter, sagte Ulrike noch oft: „Hätte ich mir doch damals alles aufgeschrieben, was er sagte, und könnte ich nur wiedergeben, wie wundervoll er erzählte! Das wäre mehr wert als all die Briefe und Zettel, auf die man heute so versessen ist.“

Wenn sie zum Brunnen geht, erwartet er voll Ungeduld ihre Rückkehr:

„Am heißen Quell verbringst du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerem Zwist,
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage
Begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.“

Wenn sie Walter Scott vorliest, verzeichnet er im Tagebuch: „Abends las Ulrike die ersten Kapitel des schwarzen Zwergs sehr artig. Könnte durch Unterricht leicht zur Vollkommenheit gelangen.“ Bei einem Ausflug von Karlsbad aus bemerkt er sogar, was Männer so selten tun, die Toilette der Angebeteten: „Kleid von gegittertem, echtem schottischen Zeuge, das sehr gut stand.“ Ein Paar Handschuhe von ihr sind ihm ein Liebespfand, das er mit nach Weimar nimmt, und ein Glas, das ihm die Schwestern Levetzow zum Geburtstag schenkten und auf dem die Anfangsbuchstaben ihrer Namen eingraviert sind, bleibt für ihn bis zu seinem Ende eine Kostbarkeit. Immer reicher, immer heißer strömen ihm aus dieser Liebe Verse zu, gleichviel, ob er sie jetzt oder später formt, und immer inbrünstiger werben seine Worte um den Besitz dieses Mädchens, das ihm, dem Gealterten, die tiefsten Erkenntnisse mit der Holdseligkeit von neunzehn Jahren überglänzen soll:

„Gib die Hand, daß
Tag für Tag
Ich an deinen zarten
Fingern
Ewigkeiten zählen
mag!“

Goethe. Zeichnung von Ferdinand Jagemann, 1817

Digitized by Google

Jugenddrängen und Alterstiefe paaren sich im Rhythmus dieser drei Zeilen so wundervoll, daß man erst allmählich merkt, wie sie an die fünfte römische Elegie anklingen. Vier Jahrzehnte liegen dazwischen und ach! seitdem ist Goethe kühner und anderseits merklich bescheidener geworden! In jener „Elegie" kam's ihm noch nicht darauf an, Ewigkeiten an den Fingern der Geliebten abzuzählen, sondern er begnügte sich mit leichtbeschwingten Versfüßen. Aber zu dieser besonderen Art des Skandierens reichte damals des Mädchens Hand nicht aus ...

In Marienbad wie in Karlsbad war auch in diesem Sommer eine glänzende Kurgesellschaft versammelt. In den Tagebüchern Goethes wimmelt es von Baronen, Gräfinnen und Fürsten, und auch regierende Herrn oder solche, die es gewesen, fehlen nicht. Neben Karl August von Weimar und dem Fürsten von Hohenzollern wandelt der Herzog von Leuchtenberg, der Stiefsohn Napoleons, und der Graf von St. Leu, einstmals König von Holland, für den Goethe sehr warme Worte findet, obgleich dieser magen- und nervenkranke Bruder Napoleons ein langweiliger Patron gewesen sein muß. Mit dem Adel des Blutes mischt sich der Adel der Kunst, führt aus den verschiedensten Ländern Schriftsteller, Musiker, Maler herbei, ganz zu schweigen von den zahlreichen, namenlosen Badegästen, die nichts wollen als Sprudel trinken, baden und die andern bestaunen, und unter denen etliche Engländer durch ihre Prätensionen unangenehm auffallen. Tief, für unsere Begriffe vielleicht etwas allzutief verneigt Exzellenz von Goethe sich vor all den ge- und entkrönten Häuptern und vor Namen, die keine weitere Bedeutung haben, als daß sie in irgendeinem adeligen Taschenbuch stehen. Aber der Herrscher, der wirkliche Herrscher, ist immer und überall er; darum wird alles, was er tut, sagt oder nur ahnen läßt, ebenso interessiert beobachtet, als wäre er ein regierender Herr, und seine Beziehungen zur Familie Levetzow werden bei den morgendlichen Spaziergängen am Brunnen und auch sonst lebhaft erörtert. Die einen meinen, daß seine Verehrung der Mutter Levetzow gilt, die ihm ja im Alter etwas näher, wenn auch noch immer weit genug entfernt steht; andere schreiben nach Hause: „Goethe hat bei seinen mineralogischen Ausflügen ein Veilchen entdeckt, aus dem er eine Immortelle machen will. Er ist blind verliebt in ein junges Mädchen und will sie heiraten! Was für eine poetische Tollheit!" Noch andere sehen mit erstauntem und wohl auch ein wenig spöttischem Lächeln, daß Goethe sogar zu Tanzunterhaltungen mit den Levetzows geht (er selbst sagt im Tagebuch: „es wurde gehupft und galoppiert wie immer"). Alle aber wissen, daß „das Töchterchen" fast unbeschränkte Macht über den Mann hat, der sonst fremdem Einfluß unzugänglich und gewohnt ist, Menschen zu beherrschen. Man kann sich denken, wie überall die Leute ihn umdrängten und seine Bekanntschaft machen wollten, und man kann sich ebensogut denken, wie er es verstand, sich lästige Zudringlichkeit fernzuhalten. Sobald aber Ulrike jemand vorstellen will, heißt es niemals „nein", und der langweiligste Peter wird wohlwohlend begrüßt, wenn es Ulrikens Hand ist, die ihn zur Exzellenz hinführt. „Wenn es nur dem Töchterchen Freude macht", steht jetzt als Motto über einem Leben, das sonst nur für sich dachte und sich selbst genügte ...

Anfang Juli 1823 war Goethe in Marienbad fast zu gleicher Zeit mit Karl August eingetroffen. Etwa zehn Tage später kamen die Levetzows an, und innerhalb ganz weniger Wochen war dieser bizarre Liebesroman soweit gediehen, daß alle Spatzen von den Dächern pfiffen, was bis jetzt nur wie ein unglaubhaftes Gerücht umhergeschwirrt war: „Der alte Goethe will die junge Ulrike von Levetzow heiraten!" Sicher trug er sich mit diesem Gedanken, aber Besonnenheit hielt ihn doch ab, dem Mädchen einen offenen Heiratsantrag zu machen, und auch die Briefe, die er nach seiner Abreise an Frau von Levetzow richtete, lassen wohl zwischen den Zeilen sein Gefühl erkennen, geben jedoch keine unwiderlegliche Erklärung ab. Da aber erschien auf dem Plan Karl August, der mit dem Freund vor langen Jahren so viele Jugendstreiche gemacht hatte und nun auch, in rührender Anhänglichkeit, von der Alterstorheit Goethes sein Teil haben wollte. Was unmöglich, weil im höchsten Grade unnatürlich erschien, deuchte ihm, da Goethe es begehrte, wohl ausführbar, und so trat er, gleichviel ob mit oder ohne Wissen des Freundes, als Brautwerber für Goethe auf. Nun bietet sich ein Bild, wie es eigenartiger und pikanter kaum gedacht werden kann. Auf der einen Seite steht ein Siebziger, dessen Ruhm von Konen zu Konen schallen und der schon bei seinen Lebzeiten in allen Sprachen des Westens und Ostens gefeiert wird. Ihm gegenüber blickt ein blutjunges Freifräulein im gegitterten, schottischen Kleid mit einem Schoßhündchen auf dem Arm, aus ernsthaften, blauen Kinderaugen zu dem fürstlichen Ehemakler auf. Um diese drei Hauptpersonen her aber drängt sich in der Ferne die Badegesellschaft Marienbads, flüstert, lächelt, möchte das Ohr an jedes Schlüsselloch legen, das Senkblei ihrer Neugier in Goethens wie Ulrikens Herz tauchen und schon jetzt wissen, was das Mädchen in dem schottischen Kleid sagen wird.

Eindringlich und ausführlich hat Karl August der Mutter Levetzow dargelegt, welches Los auf die Tochter wartet, sofern sie sich entschließen will, Frau von Goethe zu heißen. Die erste Dame von Weimar wird sie sein, von ihren Lieben braucht sie sich gar nicht zu trennen, denn der Herzog wird der Familie Levetzow ein Haus in Weimar schenken und auch für Ulriken eine ansehnliche Witwenpension aussetzen, da sie ja nach

Digitized by Google

menschlichem Ermessen den Gatten überleben muß. Wäre Ulrike eine Ehrgeizige, so würde sie ohne langes Besinnen einwilligen, wäre sie eine Kokette, so hätte es für sie gewiß noch einen besonderen Reiz gehabt, als die kindliche Frau des greisen Olympiers aufzutreten, alle Männer in sich verliebt und ihn eifersüchtig zu machen. Ulrike aber ist weder ehrgeizig noch kokett, ist vielmehr ganz Einfachheit, ganz Natur im Goetheschen Sinne, und darum kann man ihr nicht ausreden, daß hinter all dem Glanz und all den Ehren, die man ihr verheißt, hinter aller Größe und allem Weltruhm, die den Freier umgeben, eben doch ein Greis von vierundsiebzig Jahren steht. Und wenn auch ein Fürst den Fürsprecher macht, so fühlt sie doch, welche Unnatur es wäre, wenn sie ihre braunen Locken hochzeitlich neben ein graues Haupt betten wollte. Da spricht das kleine Mädchen in dem schottischen Kleid das Wort, das Karl August nicht erwartet, Goethe wohl aber gefürchtet haben mag und das eitle, berechnende oder liebedienerische Seelen nicht zu verstehen vermochten. Spricht ein klares, rundes „Nein".

Ulrike hat später selbst berichtet, wie die Mutter ihr die Werbung überbrachte. Nur überbracht wurde sie von der klugen und großzügigen Frau, die sich's zum Grundsatz gemacht hatte, ihren Töchtern freie Verfügung über das eigene Schicksal zu lassen. Mit keinem Wort hat Frau von Levetzow der Tochter zugeredet, hat auf Ulrikens Frage: „Möchtest du denn, daß ich ihn heirate?", geantwortet: „Nein, denn ich finde, daß du überhaupt noch zu jung zur Ehe bist, aber der Antrag ist so ehrenvoll, daß ich ihn nicht ablehnen wollte ohne dein Wissen. Denke nach, bevor du deine Entscheidung triffst!" Ulrike aber brauchte gar keine Bedenkzeit: „Es ist schon alles bedacht. Ich liebe Goethe, wie man einen Vater liebt, und wenn er ganz allein auf der Welt wäre, würde ich ihn vielleicht heiraten. Aber er hat einen verheirateten Sohn, ich würde also nur seine Familie verdrängen, ohne daß er mich wirklich nötig hat!"

Dabei blieb es. Goethes Herz war zwar tief verwundet, aber seltsamerweise brachte er es doch nicht über sich, den Schauplatz seiner Leiden und ihre holde Ursache zu verlassen. Er begleitete die Familie Levetzow noch nach Karlsbad, wo er mit ihr bis in den September hinein blieb, um endlich am fünften die Straße zurückzufahren, auf der er vor zwei Monaten voll Liebesungeduld und Hoffnungsfreudigkeit hergekommen war. Daheim aber, in Weimar, standen schon mit wehmütterlichen Gebärden Eckermann, Zelter und der Kanzler Müller und harrten der poetischen Sprößlinge, die aus dieser letzten, großen Herzensnot ihres Gottes geboren werden würden.

Weniger erfreulich scheint sich das Wiedersehen mit der Familie gestaltet zu haben: „der Cammerrath (August von Goethe) soll außer sich sein, Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung." Nun, kein vernünftiger Mensch wird es August und Ottilien verargen, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen eine noch nicht zwanzigjährige Stiefmutter sträubten. Aber die Begriffe in Weimar über Mögliches und Unmögliches waren zeitweise verworren, hauptsächlich wenn es gegen den unglücklichen August von Goethe ging, und die gute Frau von Schiller, die wohl von ihrer eigenen Ehe her wußte, wie viele Extravaganzen einem Genie verziehen werden müssen, fährt fort zu stöhnen: „Das ist nicht der Weg, sein Herz zu besänftigen. Er hat die Natur, daß ihn der Widerstand verhärtet. Ich weiß nicht, wie es enden wird ..."

Wir wissen, wie es geendet hat. Es begann als blasses, stummes Idyll, streifte eine Weile hart ans Groteske, um sich zuletzt zur Tragik zu steigern. Die Tragik lag aber weder in Ulrikes „Nein", noch in Goethes Liebesschmerzen, sondern in dem Frevel, den er, der große Bekenner der Natur, noch in späten Jahren gegen ihr ewiges Gesetz verüben wollte, das Jugend und Alter voneinander scheidet. So war Ulrike, da sie ihr „Nein" sagte, nicht nur eine junge Dame, die einen Korb austeilt, sondern aus ihr sprach eine höhere Macht das Urteil über ihn. Auf dem Gnadenwege des Genies aber wurde das Urteil dahin gemildert, daß ihm, wie einst in jungen Tagen, ein Gott zu sagen gab, was er litt ... So entstand schon im Reisewagen, der ihn von Karlsbad nach Weimar zurückführte, der Entwurf zur Marienbader „Elegie", und nicht lange dauerte es, da hielten die geistigen Wehmütter den jüngsten Sprößling, die „Trilogie der Leidenschaft", in Händen, diesen wundervollen Dreiklang, der, zugleich an Werther und Tasso mahnend, gerade darum tief ergreift, weil er nicht nur die Klage eines unglücklich Liebenden bedeutet, sondern vielmehr noch die qualvolle Resignation des Alters, das weiß, daß es kein Zurück mehr gibt.

Infolge der sommerlichen Aufregung, des Herzeleids und der Familienzwistigkeiten (die im Hause Goethe übrigens nicht zu den Seltenheiten gehörten!) wurde Goethe im Spätherbst 1823 ernstlich krank, aber seine körperliche Konstitution war ebenso widerstandsfähig wie sein Herz. So gesundete er bald, sprach auch bald mit einer gewissen Objektivität, die wie eine kleine Greisenkoketterie wirkt, von der Marienbader Liebesgeschichte. „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen," sagte er zum Kanzler Müller, und vier Wochen später vertraut er Eckermann über seinen „höchst leidenschaftlichen Zustand", aus dem die „Elegie" entstanden war, an: „Als ich noch darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten." Ein andermal ironisiert er sich

Digitized by Google

soll ist: „Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen: ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzu heftig liebt."

Er korrespondierte auch nach wie vor mit der Familie Levetzow, bereitete scheinbar ein abermaliges Wiedersehen in den böhmischen Bädern vor. Aber was er tief innen fühlte, hat er wohl keinem Menschen und auch nicht seinem Tagebuch anvertraut. Das war die Erkenntnis, daß die Fülle junger und reifer Jahre für ihn unwiederbringlich dahin war, daß er ohne holdes Weggeleit über die Firnen des Alters hinweg der Ewigkeit entgegenschreiten mußte, während drunten im Tal für ein junges Geschlecht ein neuer Liebesfrühling erblühte. Er war viel zu klar, stand viel zu fest auf der Erde, als daß er sich dieser grausamen Erkenntnis auf die Dauer hätte verschließen können, und wenn er auch sich und die Anderen noch ein wenig über das wegtäuschen wollte, was ihm aufgegangen war, so hat er doch nach jenem 5. September 1823 keinen Versuch mehr gemacht, Ulrike wiederzusehen, hat von ihr kein anderes Lebenszeichen mehr empfangen, als einen gelegentlichen, flüchtigen Gruß, den sie unter die Briefe ihrer Mutter kritzelte ...

Und sie? Was ist aus ihr geworden, und wie hat sich ihr Leben späterhin gestaltet? Die Frage ist zu gleicher Zeit einfach und schwierig zu beantworten. Einfach, weil die äußern Linien ihres Lebens klar daliegen, weil man genau weiß, daß sie den Schwestern Brautjungfer war, an der frühen Bahre der älteren weinte und später mit der Mutter, die nach Überwindung großer Schwierigkeiten den Grafen Klebelsberg geheiratet hatte, nach Schloß Triblitz in Böhmen übersiedelte. Sie blieb unvermählt, wurde Ehrenstiftsdame vom Heiligen Grab, schritt still und gütig aus der Jugend heraus über die Höhe des Lebens hinweg in das Alter hinein, gab und empfing viel Liebe, ward Menschen und Tieren eine Wohltäterin und gelangte bis dicht an die Schwelle unseres Jahrhunderts, denn sie starb erst am 13. November 1899 auf Triblitz, das ihr nach dem Tode der Mutter verblieben war. Das ist ihr Lebensgang, wie er sich äußerlich erkennen läßt. Ihre wirklichen Erlebnisse aber hat niemand aus ihr herausfragen können oder gewagt herauszufragen, obgleich das Fräulein von Levetzow selbstverständlich fast zu Tode gefragt und interviewt worden ist. Welches war der Roman, der ihrem Leben die entscheidende Wendung gegeben hatte, wie hieß der Mann, den sie nicht erreichte oder so früh verloren hatte, daß die Außenwelt seine Spur nicht mehr zu erkennen vermag? Hat irgendein romantisches oder tragisches Erlebnis schuld an ihrer Ehelosigkeit, oder blieb sie nur allein, weil sie sich gar nicht allein fühlte, weil sie immerfort geliebte Menschen um sich hatte, von denen sie sich nimmer trennen wollte! Frau von Levetzow schreibt einmal an Goethe: „Ulrike ist, wie sie war, gut, sanft, häuslich, sorgt für die Schwester und deren Kinder, dabei heiter ohne lustig zu sein. Ihre immer gleichbleibende Laune, ihr gefälliges, anspruchsloses Wesen macht ihr fast aus allen Bekannten Freunde, was ja als ein Glück anzusehen ist." Und etliche Zeilen weiter: „Ulrike und Bertha lieben sich so unaussprechlich, daß sie beide von der Möglichkeit einer Trennung nichts hören wollen," so daß man wohl zu glauben versucht ist, Ulrike sei zum lieben Familienpussel vorbestimmt gewesen, der soviel für Andere sorgen, sie so sehr lieben muß, daß er darüber sich und sein eigenes Leben ganz vergißt.

Gleichviel aber, ob ein beweinenswertes Geschick oder heitere, freie Wahl sie zum Zölibat bestimmte, so müssen wir ihr doch um Goethes willen zweimal dankbar sein, daß sie niemals ein bindendes „Ja" gesprochen hat. Da sie dem Großen von Weimar „nein" sagte, hat sie für immer die Lächerlichkeit von ihm ferngehalten, die auf der Schwelle des Honigmondes ihm aufgelauert hätte. Der vierundsiebzigjähre Goethe als junger Ehemann, — die Vorstellung bleibt peinlich, denn es ist ein fatales Schauspiel, wenn ein Mann im Patriarchenalter noch in der Arena mitkämpfen will, in der Eros die Kränze verteilt. Es ist wunderschön, daß das kleine Fräulein im schottischen Kleid den großen Mann vor diesem tragikomischen Versuch bewahrte, nicht minder schön aber ist es, daß sie keinen anderen an den Platz setzte, den er begehrt hat. Denn in einer jungen, glücklichen Ehe hätte der Ehemann in oder nach einer verliebten Stunde sicher ungefähr so gefragt: „Ulrikchen, glaubst du, daß der alte Geheimrat dich ebenso lieb gehabt hätte wie ich?!"

Und Ulrikchen hätte mit glühenden Wangen geantwortet: „Sprich jetzt nicht von ihm! Er war doch viermal so alt wie ich!"

„Süßes Ulrikchen, glaubst du nicht, daß ein Kuß vom alten Geheimrat eine sehr feierliche und umständliche Sache gewesen wäre?" Da hätte Ulrikchen wohl ein wenig entrüstet getan, hätte gesagt: „Pfui, du darfst nicht solche Sachen sagen!", aber schließlich hätte sie doch wider ihren Willen lachen müssen. Freilich werden nun die Goethefanatiker der ganzen Welt empört die Augen rollen und erklären, daß das Fräulein von Levetzow bis in ihr höchstes Alter einen wahren Kult mit ihren Goethe-Erinnerungen getrieben hat und daß überhaupt ein Mädchen, das einmal von Goethe geliebt worden sei, sich nimmermehr und in keiner Situation so despektierlich äußern könnte. Aber Jugend bleibt immerfort Jugend, ist respektlos und hält ihre Liebesgeschichten für interessanter und bedeutender als die ganze übrige Welt. Darum war es ein stilvoller Einfall des Schicksals, daß es aus dem Mädchen im schottischen Kleide nie eine verliebte, junge Frau machte, sondern über ihr Leben das Kennwort setzte: „Goethes letzte Liebe."

Digitized by Google

Spazierritt

Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Glocken von Tirol

Von

Alice Freiin von Gaudy

Als der Bruder im Süden die Treue brach,
Aufflammte Tirol, wie ein Feuerbrand,
Und reckte die felsbraune Bauernhand
Und knirschte Rache der feigen Schmach!

Von den Türmen hallten die Glocken zu Tal,
Echo weckend, wie Zornes schwer.
Da sprachen die Männer: »Wir brauchen die Wehr,
Geschütze und Schwerter — Erz und Stahl!

Die zu Festen geläutet, zu Brand und Sturm,
Die mächtigen Stimmen enthebt dem Gestühl.
Schmelzt ein mit dem Erz euer lodernd Gefühl ...
— Nur das Sterbeglöckchen lasst droben im Turm.

Wenn den ehernen Schlünden der Tod entsaust:
Wir hören der Heimat bergwandernden Sang,
Der gewaltig schwellend, ein Bußglockenklang,
In die Reihen Italiens zerschmetternd braust.

Wir hören das Tauf- und das Hochzeitsgeläut,
Das einst unsrer Dörfer Frieden durchhellt,
Wie es ins Ohr des Verräters gellt
Und als furchtbarer Rächer den Tod verstreut.

Die Glocken, die Glocken, des Landes Herz,
Für die Heimat Tirol als Waffen im Streit!
Wir gießen sie neu — Gott fördre die Zeit! —
Zum Siegesgeläut aus erobertem Erz!«

Digitized by Google

Das vorschnell vermählte Ehepaar

Eine unruhige Geschichte von Fedor von Zobeltitz

Nach der bewegten See, die nachts über den Dampfer geschüttelt hatte, war gegen Morgen eine heitere Meeresstille gefolgt. Beim ersten Frühstück zeigten sich in dem großen Speisesaal der „Juan Fernandez“ allerdings nur wenige beherzte Damen, aber im Laufe des Vormittags bevölkerte sich das Promenadendeck wieder mit anmutigen Gestalten; weiße Toiletten leuchteten, lustiges Stimmengewirr erklang, und das fröhliche Hin und Her des Bordlebens entfaltete sich von neuem.

Herr von Sohr hatte rasch eine Tasse Tee getrunken und einen trockenen Zwieback gegessen und wollte nun auf das Oberdeck, um den Kapitän zu suchen. Der verstümmelte Funkspruch, von dem ihm gestern abend der Kommodore erzählt, hatte ihn ein wenig beunruhigt. Nun kam man ja aber wieder in die Nähe der großen Kabelnetze, und da ließ sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß man Tatsächliches erfahren würde.

Die „Juan Fernandez“ war ein holländischer Dampfer; er kam von Buenos-Aires und wollte nach Rotterdam. Unter den Passagieren überwogen Spanier, Portugiesen und Franzosen. Der Rest bestand aus Niederländern, Engländern und Deutschen. Im Zwischendeck befanden sich auch zahlreiche italienische Arbeiter, die auf sechs Monate für Argentinien geworben worden waren und nun zurücktransportiert wurden. Sie sollten in Vigo aussteigen, wo sie ein genuesischer Dampfer erwartete.

Sohr schlenderte langsam über das Promenadendeck, das rechte Bein fast unmerklich nachschleppend, begrüßte hie und da einen Bekannten, plauderte ein paar Worte mit dem Leutnant Eglington und stieg sodann die Treppe zum Oberdeck hinauf.

Man hatte die Linie passiert, aber es war noch sehr heiß. Auch der Sturm hatte keine Abkühlung gebracht. Sohr trug leichtes weißes Flanell und statt der Weste nur einen Gurt. Er sah elegant aus wie immer. Sein feines, sehr müdes Gesicht war etwas blasser als sonst; gegen Sonnenbrand schien seine Haut gefeit zu sein.

Auf dem Oberdeck kam ihm Daisy Heard entgegen: auch in Weiß, aber mit einer bunten Emaillebrosche am Blusenausschnitt, die die drei farbigen Kreuze des Union-Jack übereinander zeigte.

„Guten Morgen, kleines Mädchen,“ sagte sie heiter und gab ihm die Hand. Sie sprach deutsch. „Ist my little Lexe seekrank gewesen?“

„Nicht die Spur. Und du?“

„Auch nicht. Aber ich habe Beulen am Kopf. Ich bin bei dem nächtlichen Seegang im Bette hin- und hergefahren und habe mich gehörig gestoßen. Wo willst du hin?“

„Zum Kapitän. Ich erzählte dir ja —“

„Richtig! Die Luftdepesche. Aber sie soll Geheimnis bleiben.“

„Man will die Passagiere nicht unnötig beunruhigen.“

„Was geht es uns an?“

„Dich vielleicht nicht, obschon ... Aber mich immerhin. Ein Krieg Deutschlands kann mich nicht gleichgültig lassen.“

„Kleine Mädchen sind dienstfrei. Du darfst ja doch nicht mit ...“

Diesmal errötete er leicht bei dem spöttischen Scherze. Eine Blutwelle färbte das matte Weiß seiner Wangen. Sie sah es und bat um Verzeihung.

„Es war nicht bös gemeint,“ sagte sie. „Ich tauge nichts. Ich bin gefühllos. Ich habe ein hartes Herz. Ich verdiene deine Freundschaft nicht.“

„Sela,“ entgegnete er. „Du charakterisierst dich gut. Deine Freundschaft hat häufig brüchige Stellen. Ich weiß immer noch nicht, was dich so eilig nach Berlin treibt.“

„Und ich weiß noch immer nicht, warum du so rasch von Buenos-Aires aufgebrochen bist.“

„Lieber Himmel, ich habe dir zehnmal erklärt, daß es sich um eine Familienangelegenheit handelt.“

„Und da ich dir ebensooft erzählt habe,

Digitized by Google

daß ich einen wichtigen Brief an unsern Berliner Geschäftsträger zu bringen habe, so sind wir uns über unsre Missionen gegenseitig ja völlig im klaren." Sie sagte das wieder in dem leicht mokanten Ton, den sie liebte, und schürzte die Oberlippe.

„Ich bin auch nicht neugierig," gab er zurück. „Wo finde ich dich nachher?"

„Auf meinem Liegestuhl."

Sie nickte freundlich und ging weiter. Er blieb noch einen Augenblick stehen und schaute ihr nach. Dabei verdüsterte sich sein hübsches Gesicht. In dem sorglich abgegrenzten Reich seines Gefühlslebens regte sich ein Widerspruch. Es hatte ihm bisher immer sehr pikant geschienen, daß sie ihn wie einen jüngeren Bruder behandelte. Das erhöhte die gegenseitige Vertraulichkeit und setzte ihr doch auch bestimmte Schranken. Ebensowenig hatte es ihn je gestört, daß sie ihn zuweilen in Anspielung auf sein Milchgesicht und die Zartheit seiner Körperlichkeit „Kleines Mädchen" anredete. Das waren Scherze, die er sich bei der Sonderstellung zueinander gern gefallen ließ. Er lächelte darüber, wenn sie ihn gewissermaßen als neutrales Wesen betrachtete und ihm gegenüber alle überkommenen Vorstellungsbilder erzieherischer Tadellosigkeit lustig abschüttelte. Es galt ihm als ein Triumph unbeengter Geistesfrische über die sinnliche Welt, wenn sie mehr den Mitmenschen als den Mann in ihm achtete — und im übrigen: er machte es umgekehrt geradeso. Für ihn war das Weib mit allen seinen Fragen doch immer nur auf den Durchschnitt gestimmt; es war in der heutigen Gesellschaft zur Schablone geworden, war unaristokratisch und nur betriebsam in den Empfindungen, wenn es sich um Einfang und Köderung handelte. Da lag es auch ihm bequemer, sich im Verkehr mit Daisy eine Formel zu schaffen, die ihm erlaubte, sie gleichsam als etwas Geschlechtsloses anzusehen, als ein Etwas über den gangbaren Ordnungen unserer Welt und abseits von ihnen.

Aber im Augenblick verstimmte ihn irgend etwas. Vielleicht, weil sie ihn ‚Kleines Mädchen' genannt, da er für den harmlosen Spott heut kein Verständnis gehabt hatte. Mehr noch hatte ihn die Hinzufügung gekränkt: ‚Du darfst ja doch nicht mit . . .' In dem Kabinett für drahtlose Telegraphie an Bord war gestern abend eine Depesche aufgenommen worden, die berichtet hatte, in Deutschland habe die Regierung den Zustand drohender Kriegsgefahr erklärt. Kein Wort mehr, keins weniger; kein Aufgabeort, keine Adresse. Es war wie ein Ruf aus dem Äther. Und auf die Möglichkeit dieses Krieges hatte sich die herzlose Anspielung Daisys bezogen. Gewiß war sie herzlos — so einem armen Hinkefuß gegenüber, der nie Soldat gewesen war und nie Soldat werden konnte.

Aber Alexander Sohr kannte das Mädchen. Der Mund sagte viel, was das Herz nicht unterschrieb. Nein, das war es auch nicht gewesen, was ihn verletzt hatte. Ihre Hinterhältigkeit tat ihm weh. Warum machte sie ein Geheimnis aus den Absichten ihrer Berliner Reise? Sie sollte nach London, und ihr Bruder hatte ihn gebeten, sie bis Plymouth unter seinen Schutz zu nehmen. Im letzten Augenblicke aber wurde die Reise bis nach Berlin verlängert. Warum? Um einen Brief an den Berliner Agenten von Heard & Co. abzugeben? Den beförderte die Post ebenso sicher. Daß er dagegen ihr nicht gern die unangenehme Familiengeschichte in allen Einzelheiten erzählen wollte, die ihn zu seiner raschen Heimreise genötigt hatte, war schließlich etwas anderes. Unsaubere Dinge gibt man nicht nutzlos preis. Aber vielleicht war sein Schweigen auch der Grund für ihre Zurückhaltung.

Gleichgültig. Sohr reckte seine schmächtige Gestalt. Natürlich war es ganz gleichgültig. Sie war auch nur ein Weibchen, ein Vogelhirnchen, ein Element der Unbeständigkeit. Und das Bild einer Gesellschaft, die ihm greulich war in der Kläglichkeit ihrer Entwicklung. Klebte an Kleinem und Zunftgemäßem und gierte dabei nach Launen. Gleichgültig, zum Teufel! . . .

Er suchte nach dem Kapitän und fand ihn auf der Kommandobrücke. Da durfte kein Reisender hinauf. Aber Sohr war schon zweimal mit dem Kommodore Vosbom gefahren und hatte sich mit dem alten Seebären angevettert. Er neigte sich über das Gitter der Brücke und winkte ihn heran.

„Grüß' Gott, Kommodore. Irgend etwas Neues?"

Der Kapitän strich mit der Rechten über seinen graugrünen Rauschebart.

Digitized by Google

„Nix," sagte er. „Dat is eine verdüfelte Geschichte. Man sieht nix und hört nix. Kein Schiff und keine Nachricht nicht. Sonst schwirrt dat hier von Steamern. Wo sind sie denn ahle?"

Er stammte aus einem holländisch-deutschen Grenzstädtchen, machte sich sein Deutsch aber allein zurecht.

„Wissen Sie, Herr Baron," fuhr er vertraulich fort und senkte ein wenig die Stimme, „den beiden in meiner drahtlosen Bude, den trau' ich allen beiden nicht. Der eine, als wie der lange Labander, der mit den Sommersprossen über der Nase, dat is'n Belgier, und der andre is aus Marseille. Dem Zauber mit der verstümmelten Tepesche trau' ich nicht."

„Wieso?" fragte Sohr.

„Ich halte es für angebracht, daß die sobenannte Verstümmlung von den Brüdern selbst herrührt, wenn mir recht ist."

„Sie meinen, daß sie uns den Hauptteil des Telegramms verschwiegen haben? Und aus welchem Grunde?"

„Ja, fragen Sie nach den Gründen! Deutschland in Kriegszustand. Also gegen wen? Gegen Frankreich, wenn mir recht ist. Gegen was sonst? Und nu soll ich in Boulogne anlaufen. Da hab' ich drei Deutsche an Bord, die nach Paris woll'n. Wenn die in Boulogne an Land gehen, sind sie auch schon Kriegsgefangene, wenn mir recht ist."

„Sie müssen eben von der Gefahr unterrichtet werden, Kapitän. Ein längeres Verschweigen nützt nichts. Im übrigen ist ein Kriegszustand noch keine Kriegserklärung. Es kann auch eine Drohung sein. Und unter allen Umständen sind wir auf Ihrem Schiffe auf neutralem Boden."

Der Alte lächelte grimmig. „Soll mir nur einer kommen," sagte er. „Warten wir noch einen Tag ab, Herr von Sohr. Bei den Kapverdischen werden wir ja wissen, wodran wir sind. Zwischen die drahtlosen Brüder hab' ich noch einen Dritten gesetzt: einen Berliner aus der zweiten Klasse, der Feldtelegraphist war und den Rummel kennt. Nu wissen die beiden annern, daß man ihnen auf die Finger kuckt — und nu werden wir ja bald die Wahrheit erfahren, wenn mir recht ist..."

Damit mußte sich Sohr bescheiden. Er wand sich zwischen einer Gruppe von Herren, die Shuffle-Board spielten, und ballwerfenden Kindern durch und stieg wieder auf das Promenadendeck hinab. Die Reisenden ahnten noch nichts von der Möglichkeit kommender Gefahren. Man war froh, daß sich die grobe See in lächelnde Anmut gewandelt hatte, stand plaudernd umher oder hielt Auslug oder machte den üblichen Morgenspaziergang oder hatte sich in wohliger Faulheit auf die Liegestühle gestreckt, die in langer Reihe an den Kabinenwänden standen.

Sohr hatte sich den Platz neben Miß Heard gesichert. Daisy schmökerte in einem englischen Roman, ließ ihn aber auf die Erde fallen, als sie den Freund kommen sah. „Nun?" fragte sie. „Neues erfahren?"

„Nichts. Der Kapitän weiß gerade so wenig wie wir."

„Setz' dich zu mir, Alex, und erzähle. In Buenos-Aires sprach man von einer Krise zwischen Österreich und Serbien. Kann die auch Deutschland bedrohen?"

Er nahm auf dem Stuhl neben ihr Platz und schob sich die Kissen in den Rücken.

„Zweifellos. Österreich, Deutschland und Italien sind durch Verträge aneinander gebunden. Aber ich bin nicht Politiker genug, um dir die Einzelheiten dieses Bündnisses erklären zu können. Dem Dreibund steht die sogenannte Triple-Entente gegenüber. Gegebenenfalls könnten wir also auch England gegen uns haben."

Nun schaute sie auf. Einen Augenblick blieb ihr Gesicht ernst. Ein Fältchen trennte den Schwung ihrer Brauen. „Wenn das wäre," sagte sie, „käme ich da überhaupt noch nach Deutschland hinein?"

„Falls der Krieg schon ausgebrochen sein sollte, bestimmt nicht."

„Aber ich muß nach Berlin!" rief sie heftig.

„Ich glaube nicht, daß man an der Grenze auf diese Notwendigkeit Rücksicht nehmen würde. Ich käme umgekehrt auch nicht nach England. Aber wenn es sich nur um deinen berühmten Brief handelt — den könnte ich schlimmstenfalls für dich besorgen. Für pünktliche Abgabe an euren Vertreter bürge ich."

Sie schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Alex. Ich habe über den Inhalt des Briefes nicht reden wollen, weil Tom mich besonders darum gebeten hat. Doch nun liegt

Digitized by Google

Ida Roland als „Gianetto". Gemälde von Wilhelm Viktor Krausz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

die Sache anders ... dieser blödsinnige Zwischenfall zwingt mich zum Sprechen. Es handelt sich um eine umfangreiche Lieferung, die in Deutschland bestellt ist — du verstehst —"

„Ja natürlich, das kommt bei euch doch hundertfach vor. Aber sonst hast du aus euren Geschäften mir gegenüber nie ein Geheimnis gemacht. Sie interessieren mich auch nicht sonderlich."

„Du bist verstimmt, und das ist Unsinn. Die Gefahr, daß uns die Konkurrenz im letzten Augenblicke dazwischen kommen konnte, lag in diesem Falle besonders nahe. Ich kann dir nicht alles erklären, bin auch selbst nicht in alle Einzelheiten eingeweiht, weil es sich um Dinge handelt, um die ich mich bisher wenig gekümmert habe — gewissermaßen um das Sondergebiet meines Bruders — also kurz um Eisen und Stahl. Maßgebend ist für mich die Wichtigkeit des Auftrags. Tom sagt, die ganze Zukunft des Geschäfts hinge davon ab, und das Geschäft ist sein Heiligtum."

„Auch seine Religion," setzte Sohr hinzu, „das Ganze seines Lebens. Und dich möchte er zur Priesterin und Dienerin seines Kultus machen."

Daisy lachte. Dabei verschob sich ihre Oberlippe ein wenig nach rechts, so daß man eine seltsame Plombe zwischen ihren weißen Backenzähnen sehen konnte: einen kleinen Brillanten von starkem Feuer.

„Ich glaube, die geschäftliche Tüchtigkeit Toms ärgert dich nur," sagte sie, „weil du selbst ein so großer Faulpelz bist."

„Ja, bin ich denn das, Daisy?"

„Komische Frage. Was bist du und was treibst du? Antwort: gar nichts."

„Nichts Festes und nichts Greifbares. Ich bin Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller, sogar Philosoph. Von allem ein bißchen. Das genügt mir gerade. Muß man denn immer etwas ganz Bestimmtes sein?"

„Wir haben ja schon zu Osterem darüber gestritten, und ich habe dir kein Hehl daraus gemacht, daß die Verzettelung deiner Talente dich immer mehr in eine gewisse unpersönliche Schwebe bringen wird. Oder, um mich schärfer auszudrücken: Du wirst so lange der Gefahr der Gebundenheit, die du fürchtest, aus dem Wege gehen, bis du vollkommen verbummelt bist. Du bist achtundzwanzig Jahre alt — und was verdienst du denn?!"

„Äußerlich nichts, innerlich sehr viel."

„Ach, rede doch keinen Unsinn! Deine individuelle Seelenlage, nicht wahr, die bereichert sich von Tag zu Tag! Dein anscheinendes Nichtstun ist beständige geistige Arbeit und deine Neigung zur Einsamkeit Suchen nach Erkenntnis. Und dein Egoismus ist Stärke der Persönlichkeit, und wenn du träumend daliegst und dir die Sonne in den Mund scheinen läßt, dann denkst du über Lebensfragen nach. Sag' mal, wie soll es eigentlich mit dir werden, wenn es mit deinem bißchen Vermögen zu Ende geht?"

„Das weiß ich nicht. Aber dafür weiß ich, daß es jetzt schon langsam zu Ende geht ..."

Daisy schaute ihn von der Seite an: mehr mit einem Blick der Neugierde als des Mitgefühls. In ihren sehr hübschen grünlichen Augen schwamm gewöhnlich ein Ausdruck von Oberflächlichkeit. Sie huschten flink umher, um die Bilder der Umwelt flüchtig aufzunehmen, so wie sie dem Zuge des gesellschaftlichen Lebens folgen, aber sie hafteten nicht gern und fanden keine Vertiefung.

„Was heißt das?" fragte sie.

Er schlug sein weißes Jackett über der Brust zusammen, als fröstle ihn in der Hitze des Tages, und entgegnete: „Das ist eine verzwickte Geschichte und der Grund, der mich zu meiner plötzlichen Abreise trieb. Mein Bruder Stephan hat eine Dummheit gemacht."

„Ist das der Offizier?"

„Ich habe mehrere Brüder, die Offiziere sind. Stephan ist der Artillerist, der Jüngere, ein nichtsnutziger Bengel. Ich bin schon ein paarmal für seinen Leichtsinn eingetreten, und beim letztenmal, als ich noch drüben war, bin ich selbst leichtsinnig gewesen. Da stand er im Begriff, sich mit einem reichen Mädchen zu verheiraten und wollte sich nicht lumpen lassen und eine anständige Ausstattung besorgen. Und ich Esel gab ihm meine Unterschrift auf einen Blankowechsel — weißt du, was das ist?"

„Ich bin doch ein Kaufmannskind, Alex!"

„Na also — aus der Heirat wurde nichts, meinen Wechsel bekam ich aber auch nicht wieder. Er fand immer neue Ausreden —

Digitized by Google

bis ich eines Tages einen verzweifelten Brief nach Buenos-Aires erhielt: seine Gläubiger peinigten ihn maßlos und drohten mit Anzeige bei seinem Kommandeur. Und dann folgte unmittelbar darauf ein Telegramm: die Ehre unsres Namens stehe auf dem Spiel, ich möchte sofort heimkehren, weil ich allein die Sache ordnen könne — bis Mitte August müsse alles in Ordnung sein. Da bin ich denn abgefahren."

„Du weißt aber noch nicht, um was es sich eigentlich dreht?"

„Das kann ich nur vermuten. Er wird den Wechsel mit meiner Unterschrift begeben haben. Aber ich bin nicht daheim, und nun hält man sich an ihn. Und bezahlt er nicht, so fliegt er."

„Fliegt er?"

„Ja. Dann muß er unbarmherzig den Dienst quittieren."

„Vielleicht handelt es sich nur um eine unbedeutende Summe."

„Das glaube ich nicht, denn in diesem Falle würde er nicht so händeringend depeschiert haben. Der Taugenichts spielt!"

„Ach, du lieber Gott! ..."

Das klang herzlich und aufrichtig. Es war ein warmer Ton. Dann aber krauste sich wieder ihre Stirn, und die Brauen dichteten sich näher aneinander. Mitleidig zeigte sie sich nicht gern. Sie scheute sich immer, Gefühlswerte preiszugeben.

„Du bist unverbesserlich, Lexe," sagte sie. „Du hast mir einmal erzählt, du hättest dir genau berechnet, wie lange du mit deinem Glückserbe ausreichen würdest. Ich glaube, du sprachst von fünf Jahren. Dann hofftest du so weit zu sein, dich — ja, also dich selbst ernähren zu können: als Knabe von Dreißig."

„Richtig. Da sollte es losgehen. Das ist die Wende des Lebens. Da wollte ich an den Knöpfen abzählen, welche meiner sogenannten Begabungen mir den reichlichsten Verdienst einbringen könnte."

„Aber wenn du nun jetzt schon mit deinem Mammon zu Ende bist: was wirst du tun?"

„Das ist sehr einfach. Stubenmaler will ich nicht werden, auch nicht Reporter, auch nicht Klavierpauker. Aber ich bleibe Philosoph. Zwingt mich das Leben zu einer unablässigen Reihe von Entsagungen, so wird der Verzicht zur Größe und die Notwendigkeit zur Freiheit. Ich würde dann mit dem Dasein abschließen."

Sie nickte, ohne die Miene zu ändern.

„Das wollte ich bloß hören. Es ist die Aufhebung aller Vernunft und zugleich gänzliche Feigheit."

„Nein, Daisy, ich bin nicht feige," entgegnete er lebhaft. „Das habe ich dir draußen im Kamp und oft genug sonst noch bewiesen. Ich bin auch nicht innerlich feige. Ich habe entsagen gelernt, wenn eine Zweckdienlichkeit es fordert. Aber alles Zwecklose ist ein Unding — und wenn ich zur Einsicht meiner eigenen Zwecklosigkeit gekommen bin: warum dann noch die Welt und sich selbst beschweren?"

Ihre Schultern zuckten unmerklich. „Es fällt mir nicht ein, mit dir über deine verrückten Grundsätze zu streiten," sagte sie. „Du bist je nach Laune Optimist oder Pessimist, und wenn es dir gefällt, leugnest du jede sittliche Verantwortlichkeit, oder du führst einen heißen Kampf mit der eigenen Seele. Nein, ich streite nicht mehr mit dir. Aber ich will dich auch nicht untergehen lassen. Eigentlich verachte ich dich —"

„Danke," warf er ein, ohne zu lachen, in trockenem Tone, und sie fuhr fort: „Ja gewiß: ich verachte den gräßlichen Ästhetizismus deiner Lebensanschauung, der jede wirkliche Notwendigkeit totschlägt und im Grunde nur eine maßlose Selbstsucht ist. Aber das ist eine Sache für sich."

„Gut," sagte er, „ich kenne den Klang — nun weiter."

„Ich möchte dir trotzdem helfen. Es steckt immer noch genügend in dir, was zur Gestaltung kommen könnte. Wenn du mir also versprichst, dich aus deiner Schlaffheit aufzurütteln, so bin ich bereit, mich deiner Angelegenheiten anzunehmen. Ich bin reich genug, mir das leisten zu können. Es würde mir auch Freude machen, denn im Grunde genommen —"

„Halt!" rief er dazwischen. „Um Gottes willen, jetzt soll eine Höflichkeit kommen! Im Grunde genommen wäre ich ein ganz netter Kerl — oder so etwas. Daisy, ich kann alles ertragen — aber ein Lob von dir wäre furchtbar!"

Nun lachte sie doch. Aber sie blieb nicht bei dem Stoff der Unterhaltung. Die Passagiere sammelten sich an den Fenstern

Digitized by Google

des Promenadendecks: in der Ferne strich langsam ein großer Dampfer vorüber.

„Was ist los?“ fragte Daisy.

„Irgendein Schiff.“

„Gib mir deinen Stecher.“

Er streifte bereitwillig den Riemen seines Fernglases über den Kopf und reichte es ihr. Sie stand auf und trat an die Bordwand.

„Rotweißblau,“ sagte sie und lugte durch das Glas. „Horizontal gestreift — was ist das für eine Flagge?“

„Holland. Man grüßt uns auch — und wir grüßen zurück.“

Aber der Dampfer entfernte sich rasch. Es schien, als habe er nur angesichts der „Juan Fernandez“ die Fahrt verlangsamt, um vielleicht irgendeine Verständigung mit ihr zu suchen, und als wolle er nun das Versäumte nachholen. Nach fünf Minuten war er nur noch ein dunkler Punkt auf dem Blau der Wasserfläche . . .

Als Daisy und Sohr sich zu ihren Stühlen zurückwandten, eilte einer der Stewards mit einigen Bogen weißen Papiers in der Hand an ihnen vorüber. Sohr hielt ihn an.

„Neue Depeschen?“ fragte er.

„Ein Anschlag,“ erwiderte der Steward.

„Vorlesen!“ rief Daisy.

Sohr nahm dem Kellner die Bogen aus der Hand. „Viersprachig,“ sagte er. „Holländisch, englisch, französisch, spanisch — deutsch hat man nicht für nötig gehalten. Also werde ich dir die Ankündigung deutsch übersetzen . . .“ Und er las: „Zur Nachricht. Wie amtlich bekannt geworden ist, hat Österreich-Ungarn an Serbien, und Deutschland an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt. Die ‚Juan Fernandez‘ wird ihren Kurs planmäßig fortsetzen.“

Er gab dem Steward die Papiere zurück.

„Angenehme Neuigkeiten,“ sagte er zu Daisy. „Wenn wir in Boulogne anlegen, werde ich mich im Maschinenraum verkriechen müssen. Sonst erwischt mich der Feind.“

„Wir fahren unter neutraler Flagge. Wenn du an Bord bleibst, kann dir sowieso nichts geschehen.“

„Das ist die Frage. Ich kenne das Seerecht nicht, aber sicher ist sicher. Und nun höre. Ich möchte dir ganz kurz auf dein liebenswürdiges Anerbieten von vorhin Antwort geben. So kurz als möglich. Wenn wir Freunde bleiben wollen, komme nie wieder darauf zurück. Nie wieder. Ich weiß deine Güte zu schätzen, aber in einem Fall wie dem vorliegenden würde ich sie als Aufdringlichkeit empfinden.“

Sie starrte ihn an. Sie war betroffen durch den scharfen Ton. Dann zuckte sie gleichmütig mit der Schulter. „Du bist ein grober Geselle,“ sagte sie und streckte sich wieder auf ihrem Liegestuhl aus.

* * *

Von dieser Stunde ab war die Eintracht auf der „Juan Fernandez“ gestört. Die Passagiere sonderten sich zu nationalen Gruppen zusammen. In der zweiten Klasse kam es zu einer gelegentlichen Prügelei zwischen Italienern und Deutschen, in der ersten wurden die wenigen Deutschen völlig vereinsamt. Die Deutschfeindlichkeit der Romanen schloß Franzosen, Spanier, Portugiesen, Argentinier, Italiener und Brasilianer zu einer großen Gemeinschaft zusammen. Auf ihre Seite traten auch die Holländer, Engländer, drei Belgier und ein amerikanisches Ehepaar. Russen waren nicht an Bord, wohl aber ein junger peruanischer Legationssekretär, der zu seiner Gesandtschaft nach Berlin wollte und sich verschüchtert in alle Ecken zurückzog, weil er augenscheinlich nicht wußte, mit wem er es halten sollte.

Von den elf Deutschen waren die meisten Kaufleute, Besitzer und Vertreter südamerikanischer Häuser. Sie hatten mit den ihnen bekannten Brasilianern und Argentiniern sehr freundschaftlich verkehrt, bis sie sahen, daß diese sich mit kühler Höflichkeit von ihnen abzusondern begannen. Man wechselte sogar die Plätze bei den Mahlzeiten, und eines Tages hielten es die Deutschen für angebracht, sich einen eigenen Tisch bereitstellen zu lassen.

Eine Ausnahme bildeten nur Sohr und Daisy. Daisy war den Argentiniern wohl bekannt, auch Sohrs entsann man sich. Man hatte die beiden in Buenos-Aires häufig miteinander gesehen: in Gesellschaften, im Theater, in den Anlagen der Aveniden und bei den Rennen in Tigre. Geklatscht wurde schon immer über das Paar, und an Bord setzte der Klatsch sich fort. Sie speisten allein an einem kleinen Tische, und das war ihnen unter den hier mit Plötzlichkeit veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen doppelt angenehm.

Digitized by Google

Widerstandslust lag in der Wesensart Daisys. Sie ging nicht gern mit der Menge. Der Ausschluß der Deutschen von der Gemeinsamkeit dünkte ihr auf dem neutralen Boden des Dampfers zudem grenzenlos albern. „Blöde Affen," sagte sie; sie liebte zuweilen derbe Ausdrücke. Sie hielt auch sonst nicht zurück mit ihren Ansichten. Sie sagte einem aufgeregten Spanier, daß die Franzosen sicher ihre Hiebe kriegen würden, und erklärte ihrem Landsmann, dem Leutnant Eglington, der die Vermutung aussprach, daß sich England auf die Seite Frankreichs stellen würde: solch einer Dummheit sei wohl auch die Regierung in London nicht fähig.

Dennoch beunruhigte sie der Gedanke einer Feindseligkeit Englands, da sie nach Deutschland sollte und wollte. Das Haus Heard & Co. in Buenos-Aires war 1873 gegründet worden, aber die Besitzer hatten sich nicht in Argentinien naturalisieren lassen. So war also auch Daisy noch Engländerin, und mischte sich Großbritannien in den Krieg, so kam sie selbstverständlich nicht über die deutsche Grenze.

Vergeblich erkundigte sich Sohr, so oft es anging, bei dem Kapitän, ob nicht neuere Nachrichten eingetroffen seien. Man war ja hier wieder in Gegenden, wo die drahtlosen Depeschen der Station Nauen weitergegeben werden konnten. Aber es lag eine unheimliche Stille über dem Meere; man begegnete auch keinem Schiffe — es machte doch den Eindruck, als verfolge die „Juan Fernandez" nicht den vorgeschriebenen Kurs, sondern versuche, sich auf entlegeneren Wegen an die Häfen heranzuschlängeln, in denen sie anlegen sollte. Auf alle Fragen dieser Art gab der Kapitän ausweichende Antworten, so daß Sohr schließlich zu der Überzeugung kam, der Kommodore habe seine triftigen Gründe, nicht mit der vollen Wahrheit herauszurücken. Im übrigen sorgte sein Einfluß dafür, daß es in der ersten Klasse nicht zu unliebsamen Auftritten kam. Er hatte sogar der Schiffskapelle verboten, die üblichen Nationallieder zu spielen, um die Gemüter nicht noch mehr zu erhitzen; er sprach auch nie über politische Dinge, bevorzugte keine der Völkergruppen, die sich gebildet hatten, und erreichte durch die frische Art seines Wesens und seine sich immer gleichbleibende gute Laune, daß ärgerliche Zusammenstöße vermieden wurden ...

In Madeira mußte Frischwasser genommen werden. Das sollte indessen nicht länger als zwei Stunden dauern, und der Kapitän hatte durch Anschlag am Treppenhause bekanntmachen lassen, daß niemand an Land gehen dürfe. Im Hafen von Funchal lagen nur ein paar portugiesische Schiffe und ein Steamer des Lloyd „Sabaudo". Die „Juan Fernandez" wurde dagegen im Augenblick, da sie vor Anker ging, von zahllosen Booten umschwärmt, deren Insassen Bananen, Ananas, in Käfige gesperrte Tauben und Goldhähnchen, Spitzen und Korbgeflechte zum Verkauf anboten. Zeitungshändler hielten ihre Journale hoch und schrien in allen Sprachen ihre Neuigkeiten aus, und schon nach fünf Minuten wußte man an Bord, daß am gestrigen Tage die Kriegserklärung Englands an Deutschland abgegeben worden sei.

Die Reisenden verhielten sich ruhig. Die beiden kleinen, in Funchal erscheinenden portugiesischen Zeitungen und das englische Fremdenblatt, die das Ereignis nur in der kurzen Reuter-Depesche brachten, wanderten von Hand zu Hand. Man war nicht laut: man stand flüsternd auf dem Promenadendeck, wieder in einzelnen Gruppen, und horchte, was dieser und jener vorlas, übersetzte und mit kurzen Erklärungen versah.

„Also auch England," sagte Sohr zu Daisy. Sie hatten sich keine Zeitungen gekauft, hörten aber, was geschehen war. „Wenn ich nicht heim müßte, würde ich aussteigen und in Madeira bleiben und die Ereignisse des nächsten Jahres über mich fortrauschen lassen."

„Das würde dir ähnlich sehen," erwiderte Daisy. „Weitab vom Schuß und die Ohren verstopft."

„Ja, Daisy, so ist es. Weil ich mich schäme, daß ich nicht Soldat werden konnte. Daß ich ein Krüppel und zum Zusehen verdammt bin, statt mitzuwirken in dem Heldenschauspiel, das sich entwickeln wird."

„Das Wort Krüppel klingt hart. Es trifft auch nicht recht. Du bist trotz deines etwas zu kurzen Beines ein ausgezeichneter Reiter. Du hast es sogar mit unsern Gauchos aufgenommen, wenn es sich um

Digitized by Google

die Zähmung der Vierjährigen handelte. Du schießt auch wie ein alter Jäger, und die gern betonte Zartheit deiner Konstitution hat es spielend leicht ertragen, bei Frost und Regen auf freiem Kamp zu nächtigen. Wär' ich an deiner Stelle, so würde ich mich als Freiwilliger melden — versteht sich, bei der Kavallerie, denn beim Fußvolk kämst du nicht mit."

„Ich als Freiwilliger, ich als Krieger," erwiderte er. „Liebe Daisy, das ist beinah grotesk. Der Soldat braucht ein ungestümes Kraftgefühl, das mir gänzlich fehlt. Und nicht nur das: alles Draufgängerische erregt bei mir ein Gefühl von Unbehagen. Ich würde natürlich den Mund halten können, wenn es notwendig wäre; aber innerlich würde ich bei jedem Befehl nach Grund und Ursache forschen, und immer würde der Widerstand in mir lebendig bleiben. Man ist geborener Soldat oder man ist überhaupt keiner."

„Eine vortreffliche Bemerkung," entgegnete Daisy spöttisch, „im Munde eines Mannes, der dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht angehört ..." Sie wandte sich um, denn sie hörte ihren Namen rufen. Der Kapitän trat an sie heran und mit ihm ein Herr von südlichem Typus: dunkel gekleidet, mit einem sehr blanken Zylinderhut auf dem Kopf.

„Herr Vieira Mouro," stellte der Kapitän ihn vor, „der argentinische Vizekonsul. Er hat ein Telegramm für Sie, Miß Heard."

Nun nahm der Herr das strahlende Kunstwerk seiner Kopfbedeckung ab und verbeugte sich wie ein Tanzlehrer.

„Es liegt schon seit drei Tagen bei mir, gnädiges Fräulein," sagte er, „und ist auch das letzte, das befördert wurde. Das Kabel der Western Telegraph Company wird von England überwacht und gibt Privatdepeschen nicht weiter, die beiden deutschen Kabel aber sind zerschnitten worden."

Daisy dankte, und der Vertreter Argentiniens auf Madeira verneigte sich abermals schulgerecht, um sich dann mit dem Kapitän wieder zurückzuziehen. Daisy riß die Depesche auf.

„Von Tommy," sagte sie, „aber in unsrer Codeschrift abgefaßt. Ich muß mir erst den Schlüssel holen. Find' ich dich hier wieder, Alex?"

„Klopfe an meine Kabinentür, wenn ich bitten darf. Ich gehe hinunter. Ich sehe hier zu viele Gesichter, die mir widerlich sind ..."

Er warf sich in seiner Kabine auf das Bett. Draußen schrien noch immer die Hausierer, polterten die Kohlen in die Bunker und rasselten die Ketten der Kräne. Man nutzte den Aufenthalt geschäftig aus.

Sohr hatte das Empfinden nahender Migräne. Es tickte in seiner linken Schläfe. In der künstlichen Beleuchtung, die er sich für sein Leben geschaffen hatte, wirkten alle Angriffe von außen wie grelle Blitze. Jede kleine Unbill vergrößerte sich riesenhaft in der Atmosphäre bequemen Befindens, in die er sich aus dem Lärm der Welt immer von neuem zurückzog.

Die ekelhafte Geschichte mit seinem Bruder Stephan machte ihn um so nervöser, als er sie durchaus noch nicht klar vor sich sah. Aber da Stephan telegraphiert hatte, die Ehre ihres Namens stände in Gefahr, so mußte es schon schlimm sein. Sicher hatte er wieder gespielt. Die verdammten Karten richteten ihn zu grunde. Er war ein ausgezeichneter Soldat und auch ein lieber, gutherziger Mensch — aber sein „Quartalsleichtsinn" unterband alle regelrechte Lebensführung. „Quartalsleichtsinn" nannte er selbst die gelegentlichen Anfälle von Schrankenlosigkeit, die ihn von Zeit zu Zeit packten. Monatelang lebte er verständig und auch wie ein guter Rechner; dann genügte ein leises Klopfen der Verführung, um ihn in einen Wirbel von Tollheit zu schleudern.

Von seiner Heirat mit Hede Hellmer hatte sich Alexander viel versprochen. Sie war nicht hübsch, aber klug und energisch, und als Tochter eines bekannten Großindustriellen eine recht gute Partie. Zweifellos liebte sie Stephan auch aufrichtig, und trotzdem zerschlug sich das Verlöbnis. Die Gründe dieser Auflösung hatte Alexander, der schon wieder nach dem Süden aufgebrochen war, nie erfahren. Stephan hatte ihm nur ganz kurz darüber geschrieben: man habe gegenseitig eingesehen, daß man nicht zueinander passe — das war alles gewesen ...

An der Kabinentür klopfte es. Sohr fuhr vom Bette empor, brachte seinen Anzug in Ordnung und öffnete.

Digitized by Google

Daisy stand draußen: ein wenig blaß und das Glitzern einer leisen Erregung im Auge. Sie hatte ein Papier in der Hand.

„Kann ich dich für ein paar Minuten sprechen?“ fragte sie.

„Tritt ein ...“ Er schob ihr einen Stuhl zu und setzte sich selbst auf den Rand des Bettes ... „Was ist los? Du siehst aus, als rühre ein Geheimnis an deiner Seele, das du gern loswerden möchtest.“

Sie nahm Platz, mit etwas müder Gebärde. „Ich habe das chiffrierte Telegramm meines Bruders aufgelöst,“ erwiderte sie. „Darf ich es dir vorlesen?“

„Bitte.“

Sie faltete das Papier auseinander und las: „Erfahre soeben, daß Krieg zwischen England und Deutschland unvermeidlich ist. Unter diesen Umständen wird die Ausführung Deines Auftrags zu einer dringenden Notwendigkeit. Du mußt unbedingt mit allen Mitteln versuchen, meinen Brief persönlich Shipton zu übergeben. Nötigenfalls setze Dich mit Konsul Maclean in Antwerpen, Leopoldstraat 7, in Verbindung, der Dir Passagierschein verschaffen oder Dich sonst mit Rat und Tat unterstützen wird. Ich wiederhole nochmals, daß Fortbestand oder Zusammenbruch des Geschäfts von pünktlicher Ausführung des Auftrags abhängt. Thomas.“

Sohr nickte. „Rotterdam ist unsre Endstation,“ sagte er. „Von da nach Antwerpen ist ein Katzensprung.“

„Gewiß. Aber der Kapitän hat soeben aus Vigo Nachricht erhalten, daß die Deutschen bereits in Belgien eingerückt sind.“

Sohr lächelte. „Liebes Kind, das ist unmöglich. Belgien ist die Neutralität garantiert.“

Da wurde Daisy eifrig. „Ich habe das Telegramm mit eigenen Augen gelesen!“ rief sie. „Deutschland hat die Neutralität Belgiens gebrochen, um bequemer nach Frankreich zu kommen. Das ist Tatsache. Was kümmert *ihr* euch um Verträge und Pflichten!“

„Rege dich nicht auf,“ entgegnete er kaltblütig. „Wenn es wahr ist, was du sagst, so werden Gründe vorliegen, die sich nicht umgehen ließen. Eine Kritik unsres Verhaltens, wie du sie beliebtest, verbitte ich mir.“ Nun sah er etwas, was ihn stutzig machte und sonderbar berührte. Er sah, daß Daisys Augen sich mit Tränen füllten. Sie reichte ihm die Hand.

„Verzeih,“ sagte sie. „Ich bin albern. Wenn England Erträge von Dauer erzielen will, kümmert es sich ebensowenig um einen Bogen beschriebenen Papiers. Mich ärgert nur ... ja, mich wütet der Gedanke, daß ich voraussichtlich auch nicht nach Antwerpen kommen werde!“

„Das halte ich nicht für unmöglich.“

„Jedenfalls ist es nicht sicher. Und ich muß die volle Sicherheit haben, meinen Auftrag auch wirklich ausführen zu können ...“ Sie fuhr mit dem Taschentuch über ihre Augen und lächelte ... „Hast du mich je heulen sehen?“ fuhr sie fort. „Jetzt steht mir wahrhaftig das Wasser in den Lichtern. Aber bloß vor Ärger. Alex, es hilft alles nichts — es gibt nur eine einzige Rettung für mich: wir müssen uns schleunigst *heiraten*!“

Er schrak förmlich zusammen.

„Ich habe dich wohl mißverstanden,“ entgegnete er. „Hast du nicht eben vom Heiraten gesprochen?“

Sie stand auf und setzte sich dann neben ihn auf den Bettrand.

„Ja,“ sagte sie, „du sollst mich heiraten. Es ist die erste Gefälligkeit, die ich von dir erbitte. Das läßt sich auf der Reise im Handumdrehen erledigen. Ich kenne meinen Bruder. Er würde nicht so drängen, wenn nicht tatsächlich unser ein und alles auf dem Spiele stände. Ich muß also auf kürzestem Wege nach Berlin. Und das kann ich nur als deine Frau ...“

Sohr saß neben ihr und sprach gar nichts. Er schüttelte immer nur den Kopf. Die Migräne kam nicht, aber er fühlte sich doch sehr benommen.

„Sage mir das alles noch einmal,“ begann er stockend. „Nein, tu es nicht — sei still! Ich will einen Augenblick überlegen, ob ich lieber auf den höchsten Mastbaum klettre oder mich im tiefsten Schiffsraum verstecke. Denn ich kriege es mit der Angst vor dir. Um Gottes willen, Daisy — wir beide als richtig gehendes Ehepaar! Wie stellst du dir denn das eigentlich vor?!“

„Pardon — ich muß dich verbessern ...“ Sie sprach jetzt ruhig und unbefangen weiter ... „Von einem ‚richtig gehenden Ehepaar‘, wie du dich ausdrückst, ist natürlich keine Rede. Es ist selbstverständlich nur

Digitized by Google

eine Scheinheirat — oder vielmehr: es ist an sich schon eine ganz richtige Heirat, so wie sie das Gesetz verlangt — aber nicht für uns ..." Sie errötete leicht und fuhr hastiger fort: „Verstehst du? Gott, Lexe, sei doch nicht so beschränkt! Zwischen uns bleibt natürlich trotz der Heirateri alles beim alten — und wenn ich in Berlin meine Angelegenheiten besorgt habe, lassen wir uns sofort wieder scheiden. Das ist sehr einfach."

„Ja — ja, das ist sehr einfach," entgegnete Sohr. „Es ist nur die Frage, ob ..." Er beendete den Satz nicht und sprang auf, steckte die Hände in die Taschen seines weiten Jacketts und blieb mit lachendem Gesicht vor Daisy stehen ... „Die ganze Geschichte ist außerordentlich verrückt. Schon deshalb würde sie mir gefallen, denn ich ziehe im allgemeinen die Seitensprünge dem ordnungsmäßigen Nacheinander der Geschehnisse vor. Es ist mir auch vollkommen klar, was du willst. Eine Ehe, die keine ist: die dir nur eine Tür öffnen soll, und wenn du die Tür dann wieder zuklappst, ist die Sache erledigt. Aber ein paar Fragen zu näherer Aufklärung sind doch noch nötig. Zunächst: wo soll denn die Heirat stattfinden?"

„Hier auf dem Steamer. Es ist die übliche Nottrauung, die der Kapitän vornehmen kann."

„Das würde möglich sein, wenn der Kapitän deutscher Untertan wäre. Aber er ist Holländer."

„Gut — so lassen wir uns in Lissabon auf dem deutschen Konsulat trauen. Ich weiß Bescheid. Die Konsuln haben die Berechtigung, Eheschließungen und Beurkundungen der Heiraten von Reichsangehörigen vorzunehmen."

„Du bist aber keine Reichsangehörige."

„Ich bin verfügungsfähig, bin Waise, stehe nicht mehr unter vormundschaftlicher Gewalt, kann machen, was ich will. Ich habe auch alle nötigen Papiere bei mir. Als deine Frau bin ich Angehörige des Deutschen Reiches, ohne daß ich besonderer Naturalisation bedarf."

„Alles richtig. Du weißt wirklich gut Bescheid."

„Tommy hat auch das Exequatur als Konsul, und mich haben all diese Fragen immer sehr interessiert. Schon um meiner selbst willen. Ich sollte einmal einen ungarischen Grafen, dann einen spanischen Granden und später sogar einen Russen heiraten, der umfangreiche Naphthaquellen in Galizien besitzt."

„Schade, daß du nicht einen von den dreien genommen hast. Dann wäre ich heute nicht in Verlegenheit ..."

Daisys Augen verkleinerten sich. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern pfeilte ein scharfer Blick zu Sohr hinüber. Ihre Oberlippe bog sich zu einem flüchtigen Ausdruck von Ironie und Verachtung.

„Alex, ich verstehe dich nicht," sagte sie. „Ich bitte dich um einen Freundschaftsdienst, und du zögerst. Ich würde in ähnlichem Falle anders handeln. Laß uns die Sache einmal kaltblütig geschäftlich besprechen. Aber fasse das nicht wieder falsch auf. Bei mir dreht es sich lediglich um ein business — stelle dich auf denselben Standpunkt. Die Heirat ist für mich nur Mittel zum Zweck. Ich übernehme dafür die Regelung der Angelegenheiten deines Bruders Stephan. Als Gegenverpflichtung. Es ist also dann keine sogenannte Wohltat mehr, die ich dir erweise, sondern die Abtragung einer Schuld. Glatt und klar. Nun weiß ich freilich ebensowenig wie du, in welcher Höhe sich die Schulden deines Bruders bewegen. Aber sie lassen sich abschätzen. Einem simplen Leutnant gewährt ein pfiffiger Wucherer sicher keinen bedeutenden Kredit. Anderseits zeigt mir das Drängen Tommys, daß ich zweifellos noch ein gutes Geschäft mache. Wir können alles schwarz auf weiß festlegen. Wir wollen die Sache ganz kühlschnäuzig erledigen. Das gibst du mir — das gebe ich dir ..."

Sohr lehnte sich mit dem Rücken gegen den Kleiderschrank dem Bett gegenüber, auf dem Daisy sitzen geblieben war. Er lächelte nicht mehr. Das „Kühlschnäuzige" hatte den Rest seiner guten Laune vertrieben. Die tatsächlichen Grundbedingungen einer klug geschäftlichen Mache traten an die Stelle eines Ulks, der in seinen inneren Zusammenhängen einer ernsten Wendung nicht entbehrte, doch als Ding an sich zweifellos spaßhaft war. Diese Umsetzung wirkte geradezu erkältend auf ihn. Er kannte ja die Energie des Wesens an Daisy, ihr beständiges Fertig-

Digitized by Google

sein, ihr Bestreben, Zustand und Gegenstand immer in Einklang zu bringen. Aber, Donnerwetter, hier lag die Sache doch anders! Aus einer „Gefälligkeit" sollte ein brutaler Schacher werden ...

„Ich schlage vor, wir brechen das Thema ab," sagte er. „Dein Vorschlag setzt eine Wertschätzung meinerseits voraus, die mir nicht paßt. Ich treibe nicht Handel mit meinem Namen."

Sie wurde plötzlich sehr blaß. Es sah aus, als senkten sich ihre Augen tiefer ein. Sie starrte ihn hilflos an. „Das heißt," erwiderte sie tonlos, „du verweigerst mir alles?! Du willst mir nicht helfen?"

Da wurde er ungebärdig. „Mein Gott, Daisy, nimm doch Vernunft an!" rief er. „Ich sehe ganz von deinem verletzenden Vorschlag ab. Er ist verletzend für mich — und damit sela. Nun die Heiratsgeschichte. Es ginge. Ich kenne unsern Gesandten in Lissabon persönlich und könnte ihn telegraphisch vorbereiten. Ich könnte ihm auch getrost die Wahrheit sagen: daß ich, um unter den Zeitverhältnissen Umständlichkeiten und Unannehmlichkeiten zu entgehen, dich als meine Frau nach Deutschland bringen möchte. Das wird er einsehen — es liegt ja ganz klar. Wir haben in Lissabon acht Stunden Aufenthalt, und die Trauung auf dem Konsulat erfordert nur kurze Zeit. Es ginge also wirklich alles, wie du es vorschlägst. Aber es ist eine Komödie, die mir nicht behagt. Was sollen denn die Meinen dazu sagen?"

„Brauchen die es zu wissen? Wir trennen uns in Berlin. Abgemacht."

„Das ist eben nicht so leicht abgemacht! Das Heiraten geht rasch, aber dann dauert es geraume Zeit, ehe ich dich wieder losgeworden bin. Die Scheidung muß rechtmäßig eingeleitet und ein stichhaltiger Grund dafür angeführt werden."

„Der stichhaltigste ist doch jedenfalls, daß ich dir davonlaufe. Ich verschwinde und lasse nichts mehr von mir hören. Das muß die Scheidung wesentlich erleichtern. Sei nicht so schwerfällig. Wahrhaftig, die ganze Geschichte ist doch eine Kleinigkeit!"

Und als sie sah, daß Sohr wieder den Kopf schüttelte, fuhr sie mit jacher Bewegung in die Höhe und stürzte sich auf ihn. Ihr Temperament brach durch. Sie packte ihn mit beiden Händen an den Armen, und ihr durchglühtes Gesicht lag dicht vor dem seinen. Ihr Blick wurde zur Flamme. Er spürte, wie ein nicht verhaltenes Beben durch ihren Körper lief. Dabei rief sie: „Willst du mich an den Bettelstab bringen?! Es könnte so kommen! Tom spaßt nie. Du hast gehört, was er mir telegraphiert hat: Fortbestand oder Zusammenbruch des Geschäfts hängen von mir ab — von mir! ... Alex, es hat eine Stunde gegeben, in der du mir in die Hand versprachst, mir immer ein treuer Freund sein zu wollen. Soll ich dich daran erinnern? Wir waren auf der Fährte Zavaletas, des Banditen, der dreimal den Brand an unsre Estanzia gelegt hatte, und fanden ihn in einer Schenke an der Grenze des Chaco, und da würde sein Lasso dich erwürgt haben, wenn ihn nicht meine Kugel getroffen hätte. Und damals schwurst du mir — "

„Ich weiß, was ich schwur," fiel Sohr ein. „Seit dieser Nacht hast du mir zuweilen meine Freundschaft gründlich erschwert. Aber es ist nicht Zeit, darüber zu rechten. Ich halte mein Wort."

„Wird es dir so schwer?" fragte sie, mit glücklichem Aufatmen und frohem Leuchten im Auge und auch schon wieder einen lachenden Zug um den Bug ihres Mundes.

„Warum soll ich das bestreiten?" Seine Achseln zuckten. „Ich eigne mich nicht für ein.... Aber lassen wir alle Weiterungen! Nur um das eine bitte ich dich dringend: vergiß keinen Augenblick, daß diese Ehe nichts als eine abgekartete Komödie ist, daß dir kein Recht auf meinen Namen zusteht, und daß du ihn in demselben Augenblick wieder abzulegen hast, da dein — Geschäft erledigt ist."

Sie schaute ihn lauernd an. „Sorgst du dich, daß ich dir Unehre machen könnte?"

„Nein," antwortete er hastig. „Kein Gedanke. Aber ... aber ich möchte, daß dies verfluchte Spiel ohne Störung und so rasch als möglich zu Ende geht!"

„Es wird mein Bestreben sein, dich keinen Augenblick spüren zu lassen, daß ich deine angetraute Gattin bin. Und wenn ich bitten darf: vergiß auch du in dieser kurzen Zeit niemals, daß unsre Ehe nur eine abgekartete Komödie ist, die dir keinerlei Rechte auf mich gibt."

Sie sagte das völlig ernsthaft, und doch schien es ihm, als klinge ein leises ironisches

Digitized by Google

Jugend
Gemälde von Wilhelm Viktor Krausz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kichern durch. Sie lachte sogar laut auf, als sie fortfuhr: „Verstehst du, kleines Mädchen?... Nun telegraphiere an euren Gesandten in Lissabon, ehe der Dampfer abgeht. Die Verbindung nach Portugal ist nicht gestört. Oder besser noch: setze das Telegramm auf und gib es mir. Der argentinische Konsul — wie hieß er? ich weiß nicht — der Mann mit dem schimmernden Zylinder ist noch an Bord und wird mir die Depesche besorgen. Sei so freundlich..."

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb das Telegramm.

„Danke," sagte sie und nahm es. „Ich danke dir auch für deine Willfährigkeit — und um so mehr, je schwerer sie dir geworden ist. Vielleicht kann ich's einmal vergelten. Die Kugel, weißt du, die Zavaleta traf, die wollen wir lieber nicht rechnen. Sie hat mir ja selbst das Leben gerettet ... Vorläufig nimm einen Kuß als Abschlagszahlung. Auch als Zeichen unsres Verlöbnisses. Wenn wir erst verheiratet sind, küsse ich dich nicht mehr."

Sie wollte ihn küssen, aber er wich zurück und hob wehrend den rechten Arm.

„Laß doch den Unfug," rief er.

Da hielt sie sanft seine Hände fest und ihre weichen roten Lippen legten sich kosend auf seinen Mund. Dann sprang sie zur Kabinentür und huschte hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Sohr wachte wie aus einem rasch verronnenen Traum auf. Er schaute mechanisch nach der Tür. Die Tür war zu. Eine flüchtige Laune war da hinausgeschlüpft, eine Welle heiterer Sinnlichkeit. Aber was zurückblieb, war kein Rest süßen Erinnerns, sondern ein unklares Wogen von Gedanken, die sich zu einem verstimmenden Eindruck zusammenfanden.

Er fühlte noch den Kuß auf seinen Lippen — und in den Nerven ein prickelndes Zucken und am verstärkten Herzschlag die Wirkung eines seelischen Zaubers. Und das ärgerte ihn. Ein Augenblicksempfinden drohte Quell und Träger des Lebens zu werden — hoho, dagegen wehrte er sich! Ein komischer Kauz, der mit Sorgfalt darüber wachte, daß sich nichts Störendes in das saubere System seiner Daseinsform einschlich.

Dieser unnötige Kuß war so etwas Störendes: ein Erwecker von Restbeständen aus einer törichten Vergangenheit. Abschütteln, Alex! Und wahrhaftig, er schüttelte sich. Er tat noch mehr: er ging an den Waschtisch und wusch sich gründlich. Er wollte den Kuß loswerden, der doch so sanft und süß gewesen war und so gut geschmeckt hatte. Verdammt ja — gerade deshalb! Und weil noch etwas ganz Eigenartiges sich dagegen gesträubt hatte, ein Mißtrauen. Weil es kein Kuß der Zärtlichkeit gewesen war, sondern ein zuckerumgossener Spott...

Sohr hörte, wie aus der Tiefe der Anker heraufrauschte. Die Dampfpfeife fauchte, als ginge es um Leben und Tod. Das Schiff setzte sich schwerfällig in Bewegung. In der Rundung des Kabinenfensters verschwand das Hafenbild, und die grünen Hänge Madeiras verloren sich in der Perspektive. Blaues Wasser dehnte sich in weiter Unendlichkeit aus...

Lissabon war die nächste Station. Da sollte Daisy Frau von Sohr werden ... Wütend warf Alexander sich von neuem auf das Bett. Es war ja verrückt! Warum hatte er ihr nachgegeben? Aus Dankbarkeit? Aus Freundschaft?... Was war diese Freundschaft denn wert!?

Eine merkwürdige Freundschaft zwischen Mann und Weib: sicher eine Seltenheit. Nichts Unnatürliches, gewiß nicht, denn eine innere Zusammengehörigkeit war da, die sich nicht anfechten ließ. Aber daß die geistige Gemeinschaft niemals durch das physische Nebeneinander gestört worden war, daß bei aller Enge der Beziehungen heiße Jugend kein Verlangen nach Erreichbarem trug: das war immerhin ein Triumph der Moral, wie er nicht alle Tage vorkommt.

‚Wie er nicht alle Tage vorkommt': so sagte sich Sohr und fühlte dabei wieder ein spöttisches Kosen auf seinen Lippen und sah ein lächelndes Lärvchen. Hinter alle Werte des Lebens schleicht sich die Satire; alles Wesensgute zieht sie aus der Höhe. Aber...

Er blieb an dem Aber haften. Man mußte Daisy verstehen lernen, um sie zu begreifen. Und war er wirklich schon zum vollen Verständnis ihrer Artung und des Quirligen ihrer Seele vorgedrungen? —

Wie lange kannte er sie? Seit drei

Digitized by Google

Jahren... Tante Minnie war gestorben und hatte ihren Liebling Alex zum Universalerben eingesetzt. Nun konnte er machen, was er wollte. Was wollte er zuerst? Gesund werden. Er war immer kränklich gewesen und infolgedessen auch ein verwöhnter Junge geworden.

Die Sohrs waren ein altpreußisches Soldaten- und Beamtengeschlecht: eines der zahlreichen, die seit dem ersten Könige den festen Halt des jungen Staatsgefüges bildeten. Tüchtige Offiziere, Juristen und Diplomaten waren aus ihnen hervorgegangen: eine Macht von Gesamtbegriffen und Grundsätzen, in der der Einzelmensch zum Besten der Gemeinschaft zurücktrat und die Leistung des Individuums bei aller Selbständigkeit sich der größeren Gliederung zweckmäßig unterordnete.

Einmal waren sie nahe am Aussterben gewesen. Das ging nicht, und da hatte der Vater Alexanders, Karl Eberhard von Sohr, zuletzt Unterstaatssekretär im Ministerium für Geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, für neuen Nachwuchs gesorgt. Er war der kinderreichste Minister in Preußen, und Tante Minnie, seine einzige Schwester, ein liebes altes Jungferchen, sah die Hauptaufgabe ihres Lebens in der Pflege ihrer drei Schwägerinnen, wenn diese sich nach Recht und Ordnung hinter die Vorhänge ihres Wochenbetts zurückzogen. Denn Exzellenz Sohr hatte sich nicht mit einer vereinzelten Ehe begnügt; er hatte dreimal geheiratet, und da in seinem Daseinsprozeß gewisse Grundeinheiten, die jede Verwirrung ausschlossen, eine bedeutende Rolle spielten, so hatte er nach dem Tode seiner ersten Gattin deren Schwester und nach ihrem Ableben eine nahe Cousine zur Frau genommen. So blieb alles sozusagen in der Familie, und die dreizehn lebendigen Kinder bildeten das sichtbare Zeugnis einer außerordentlichen echtpreußischen Ordnungsliebe. Die Zahl dreizehn störte allerdings zuweilen den Bewußtseinszustand des Ministers. Er hätte sie gern in eine vierzehn verwandelt. Doch das ließ sich nicht machen.

Alexander war der letzte der Söhne und ein zarter kleiner Prinz. Er sollte natürlich Soldat oder Beamter werden, aber das war nicht möglich. Alle Kinderkrankheiten schüttelten ihn, und von einer blieb auch noch eine Schwäche des rechten Beins zurück, die ihm jede Aussicht nahm, einmal die Uniform tragen zu können. Um so reger entwickelte er sich geistig, wenn auch nie zu einer Höhe der Volltat. Gegen alle Vorschriften wehrte sich seine Natur; dem Drill stand er fassungslos gegenüber; immer versagte er bei den Prüfungen.

So faßte man denn den Entschluß, ihn Künstler werden zu lassen. Das war in dieser Familie der starken Wesenhaftigkeit ein Aus-der-Rassefallen. Kunst galt hier als etwas ziemlich überflüssiges. Doch es ging nicht anders, und so vertraute man Alex denn einem berühmten Professor der Malerei an, der als sicherer Akademiker galt. Er verkannte das Talent seines Schülers keinen Augenblick, aber diese Begabung verflüchtete unter dem Einfluß einer Phantasie, die alles handwerksmäßige Erlernen als entnüchternde Einmengung beiseite schob. Aufbau fester Grundlagen war Alex langweilig: eine Beeinträchtigung freischwebender Stimmungen, eine Bindung an die Schablone. Und in diesem Unsinn der Auffassung bestärkten ihn seine Freunde.

Das war eine jener lockeren Banden junger Ästheten, wie sie die Kaffeehäuser bevölkern: Burschen, die vielleicht etwas konnten, aber nicht arbeiteten, durchaus Verächter aller Überlieferung, Schwärmer für die Freiheit des Selbstlebens, laut in der Betonung ihrer Eigentätigkeit, dabei gründlich faul, ideenreich und werkarm. Unter dem blutverdünnenden Einfluß dieser Rotte Korah zerflatterte auch der Rest von Willenskraft in Alex.

Vater und Mutter waren tot, doch es gab noch eine andere einende Familiengewalt: den Ältesten aus der Erstehe, einen Mann, der auch schon Geheimrat war und in der Bauabteilung des Ministeriums der Öffentlichen Arbeiten als gewichtiger Mann galt. Der berief einen Familientag, zu dem alles erschien, was Sohr hieß und mit den Sohrs verschwägert war: außer den acht Söhnen der alten Exzellenz, die zum Teil schon verheiratet waren, auch die fünf Töchter mit ihren Männern, und unter letzteren sogar der Rechtsanwalt Dr. Bruno Jung, der es fertiggebracht hatte, sich als Vertreter der Sozialdemokratie in den Reichstag wählen zu lassen.

Digitized by Google

Auf besagtem Familientag sollte unter anderem, denn es lag auch sonst noch mancherlei zur Besprechung vor, über die Zukunft Alexanders beschlossen werden. Die Beratung fand in einem großen Saal des Hotels Adlon statt, und es war wirklich eine Freude, dieses Geschlecht in seiner festen Gemeinsamkeit wie zur Parade aufmarschiert zu sehen. Preußischer Ordnungssinn und militärische Gliederung beherrschten auch den Familientag: man saß „nach Ehen". Der Geheimrat präsidierte, dann folgten genau nach der Genealogie zwei Brüder und eine Schwester erster Instanz, drei Brüder und ebensoviel Schwestern zweiter Verheiratung und endlich die beiden Brüder und das weibliche Nesthäkchen aus dritter Ehe. Rechts neben den Schwestern saßen deren Gatten. Es war alles System.

Alex machte sich sehr klein. Er verkroch sich gewissermaßen zwischen Stephan, dem Artilleristen, und Manfred, dem Gardefüsilier. Neben Manfred kicherte Resi, das Nesthäkchen, ein süßes kleines blondes Nichts, neben ihr saß der sozialistische Rechtsanwalt, ihr Mann, der zu allem Unheil auch noch rote Haare hatte. Sonst war er ein Riese. Daß sämtliche Sohrs (mit einer Ausnahme) sich gegen diese Heirat erklärt hatten, verstand sich von selbst. Die Ausnahme war ein anderer Rechtsanwalt, Karl Friedrich von Sohr, der Geschäftsteilhaber Jungs. Der war nationalliberal: die ganze zweite Ehe war etwas mittelparteilich angehaucht — man wußte nicht warum, aber es war so.

Auf diesem Familientag wurde beschlossen, Alexander Landwirt werden zu lassen. Die alte Tante Minnie war krank und konnte deshalb an der großen Sitzung nicht teilnehmen; doch der Geheimrat trug vor, daß sie bereit sei, aus ihren Mitteln eine Pachtung für Alex zu übernehmen. Nun wurde dieser gefragt, ob er sich damit einverstanden erkläre, und Alex antwortete mit dem Lächeln eines sichtlich Ermüdeten: Ja natürlich — er habe zwar keine Ahnung von dem Wechsel der Feldfrüchte, stehe dem Rübenbau verständnislos gegenüber und könne die Werte der künstlichen Dungarten höchstens theoretisch schätzen — aber da die Landwirtschaft aus der Natur schöpfe und die Natur die einzige echte Wahrheit sei, so gehe er mit Begeisterung an seine neue Aufgabe heran und hoffe mit ihrer Hilfe sich allgemach aus der Sinnlosigkeit der Kultur auf einen Standpunkt naiven Empfindens zurückentwickeln zu können. Es versteht sich von selbst, daß diese Erörterung mit ihrer ironischen Unterströmung eine lebhafte Bewegung in der Versammlung hervorrief; nur Dr. Jung schüttelte lächelnd den Kopf, und Resi stopfte ihr Taschentuch in den Mund, um nicht laut herauszuplatzen — die meisten anderen waren mehr oder weniger stark entrüstet, und die Meinung war allgemein, daß aus Alex nie im Leben etwas Vernünftiges werden würde.

Immerhin: er erhielt seine Pachtung, eine kleine staatliche Domäne, die Neu-Garaunen hieß und in einem Winkel der Provinz Posen lag. Der Geheimrat sorgte auch dafür, daß Alex einen tüchtigen Inspektor als Beihilfe bekam, und nun konnte die Geschichte losgehen. Alex wurde aber kein Landwirt, der zu schönen Hoffnungen berechtigte, und hätte er nicht seinen braven Verwalter gehabt, einen Mann, der im beständigen Kampfe mit der Mutter Erde den Zweck und Inhalt seines Lebens sah, so würde es um Neu-Garaunen übel bestellt gewesen sein. Briesemann schaffte, und Alex träumte und wurde in der waldumrauschten Einsamkeit immer mehr zum Sonderling. Er übergab sich mit Leib und Seele der Natur und verlangte von ihr als Gegenleistung die Aufhebung menschlicher Schranken. Er begann mit einem System körperlicher Abhärtung, von dem er hoffte, es werde ihm eine herrschende Macht über sich selbst verleihen. Es führte indessen nur über einen heftigen Schnupfen zu allerhand Katarrhen und endlich zu einer Lungenentzündung.

Um diese Zeit starb Tante Minnie und hinterließ Alex ihr kleines Vermögen. Nun machte er es kurz. Briesemann übernahm mit Einverständnis des Kronfiskus die Pachtung auf eigene Rechnung: Alex war wieder frei. Der Arzt hatte ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Seereise anempfohlen, und so trat er denn seine erste Fahrt nach Südamerika an. Daß sie nicht die letzte sein würde, ahnte er damals noch nicht. Drüben lernte er auch Daisy kennen... (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die deutsche Chemie im Kriege

Von Hans Dominik

Es geht alles ohne Zauberei und meistenteils auch ohne doppelten Boden bei unserer Chemie zu. Aber wenn wir dann die Ergebnisse der Arbeit betrachten, so werden wir doch geneigt, an Wunder zu glauben. Denn wunderbar und staunenerregend sind die Leistungen unserer chemischen Industrie, und der Krieg wirkt wie ein Treibhaus; er zeitigt Blüten, die ohne die Not des Augenblickes vielleicht noch lange Jahre zu ihrer Entfaltung gebraucht hätten.

Ein einzelnes Beispiel mag die Behauptung erläutern. Da steht, irgendwo im Norden des Reiches, eine Fabrik, welche der löblichen Tätigkeit obliegt, alten Fischtran nicht nur in Seifenfett, sondern sogar in ein brauchbares Speisefett umzuwandeln. Die meisten unserer Leser werden aus ihrer Kindheit her noch den sogenannten gereinigten Lebertran in der Erinnerung haben, und zwar in keiner angenehmen. Und doch ist dieser aus besten frischen Lebern gewonnene und gereinigte Tran geradezu eine Leckerei gegenüber dem gemeinen Fischtran, den uns die nördliche Fischerei in großen Mengen liefert. Nun aber kommt die Chemie, prüft, untersucht und sagt: dieser Tran ist eine ganz gute Sache. Gewiß, er enthält einige fremdartige Beimengungen, die ihm den ekelhaften fischigen Geschmack geben, aber die lassen sich durch bekannte wirksame Mittel glatt fällen und ausscheiden. Und was dann übrig bleibt, das ist für unseren Geschmack zwar immer noch ein ganz abscheulicher Tran, aber wir wissen ja, woher das kommt. In den Molekülen dieser anmutigen Flüssigkeit sind zu wenig Wasserstoffatome eingelagert. Es ist zwar ein Kohlenwasserstoff, genauer gesagt ein Ölsäureglyzerinester, eine Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, aber in dieser Verbindung ist eben der Wasserstoff zu spärlich vertreten. Gelingt es uns, ihn in richtiger Weise einzufügen, so muß sich unser Tran in wesentlich angenehmere Fette und Fettsäuren verwandeln, ergo wollen wir den Versuch machen. In einen druckfesten Kessel kommt der Tran und wird mit einem feinverteilten sogenannten Katalysator, beispielsweise mit feinem Nickelpulver, gut durchgemischt. Und dann wirken Druck, eine gewisse Wärme und der genannte Katalysator zusammen auf den Tran und gasförmigen Wasserstoff, den man jetzt in Form von tausend feinen Bläschen durch die Flüssigkeit perlen läßt. Fehlte nur eins von den dreien, wären Druck und Temperatur nicht richtig, oder wäre das Nickelpulver nicht da, so könnte man den Wasserstoff tausend Jahre lang hindurchlassen ohne Erfolg zu haben. So aber setzt die chemische Reaktion sicher ein, und in sehr kurzer Zeit hat der Tran den gewünschten Wasserstoff aufgenommen, chemisch gebunden und damit sein eigenes Wesen von Grund auf gewandelt. Die weitere einfache Trennung und Reinigung des neuen Stoffes ergibt nicht nur Fette, die vorzüglich zum Seifenkochen geeignet sind, sondern auch Speisefette, denen der empfindlichste Gaumen die fischige Herkunft nicht mehr anmerkt.

Schon bei diesem ersten Experiment ist uns ein sogenannter Katalysator begegnet, und da Katalysatoren auch auf mannigfachen anderen und heute recht wichtigen chemischen Gebieten eine Rolle spielen, müssen wir uns mit dem Begriffe ein wenig näher befreunden. Unter einem Katalysator versteht der Chemiker einen Stoff, der durch seine bloße Gegenwart wirkt, der nur dadurch, daß er an Ort und Stelle ist, andere Stoffe zu Verbindungen oder Zersetzungen veranlaßt, selbst aber dabei in keiner Weise verändert wird. So bleibt also das Nickelpulver bei der Verwandlung des Tranes in wohlschmeckendes Fett völlig unverändert und kann nach der Herausfilterung sofort wieder für neue Umsetzungen benutzt werden. Dadurch gewinnen die Erscheinungen der Katalyse nun aber in der Tat etwas Geheimnisvolles und es hat geraume Zeit gedauert, bis man sie gehörig erforschte und zweckbewußt in den Dienst chemischer Verfahren stellte.

Ein gutes Beispiel dafür bietet die Hefe, die uns seit vorgeschichtlichen Zeiten in der Brotbäckerei und im Gärungsgewerbe so gute Dienste leistet. Die Hefe besteht aus einzelligen Pflanzen, welche sich durch Sprossung und Teilung vermehren. Die einzelne Zelle ist von einer derben Zellhaut umgeben, in der sich eiweißhaltige Substanz, das Hefeprotoplasma und ein Zellensaft, sogenanntes Enzym, befinden. Bringt man solche Hefe in eine zuckerhaltige Lösung, so setzt alsbald der Gärungsprozeß ein, es wird der Zucker in Alkohol und Kohlensäure aufgespalten. Lange Zeit hat man diesen Gärungsvorgang als einen richtigen Verdauungsprozeß der Hefezellen angesehen, hat angenommen, daß die Zellen den Zucker aufschlucken und Alkohol und Kohlensäure als Stoffwechselprodukte ausscheiden. So lange, bis Professor Buchner durch den Versuch das Irrige dieser Meinung bewies. Er nahm eine Portion Hefe und bearbeitete sie in der Reibschale mit der Reibkeule so gehörig, daß alle Hefezellen ganz sicher zerrieben waren. Den dabei entstehenden Brei

Digitized by Google

preßte er durch ein sehr wirksames Filter aus hartgebranntem Porzellan, so daß sicher keine ganz gebliebene Zelle und keine Zellhaut mit hindurchkonnte, sondern nur der klare Zellsaft. Aus der lebendigen Hefe war durch diese Behandlung ein toter Stoff geworden, und nach der alten Theorie mußte damit jedes Gärvermögen zerstört sein. Aber nun zeigte sich das Wunder der Katalyse. Buchner brachte seinen Zellsaft in ein großes Glas mit Zuckerlösung und hatte schon nach wenigen Minuten die schönsten Gärungserscheinungen mit Schaumbildung und allem Zubehör. Der tote Saft im großen eingefüllt, brachte den Zucker viel schneller zur Spaltung, als die lebendige Hefe, bei der ja der wirksame Saft, das Enzym, in vielen Tausenden von Zellhäutchen eingeschlossen ist. Die vergärende Wirkung der Hefe aber war durch diesen Versuch zuverlässig auf Katalyse zurückgeführt.

Trotzdem hat die Hefe als lebendige Substanz niemals aufgehört, die Forschung zu interessieren, und die systematische Züchtung von Hefenarten mit ganz bestimmten Eigenschaften ist seit Jahren eine Sonderwissenschaft geworden, die in staatlichen Instituten gepflegt wird. Dabei hat sich die bereits in der Praxis gemachte Erfahrung bestätigt, daß die Hefe zum Gedeihen und Wachsen nicht nur zuckerhaltige Lösungen benötigt, sondern auch stickstoffhaltige Verbindungen. Denn das Protoplasma, das Eiweiß des Hefenkörpers, enthält wie jedes Eiweiß neben Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff auch Stickstoff, und nur bei stickstoffhaltiger Nahrung ist die Hefe daher in der Lage, neues Protoplasma zu bilden, d. h. zu sprossen und sich zu vermehren.

Dem Bierbrauer liegt nun an dieser Vermehrung der Hefe gar nicht viel. Er rechnet in erster Linie auf die katalytische Wirkung der Hefe, auf die Gewinnung von Alkohol, und er bringt sie daher in eine zuckerhaltige mit Hopfen abgekochte Maische. Dabei kann es aber doch vorkommen, daß sich aus dem Malz her reichlicher stickstoffhaltige Verbindungen in der Maische finden. Dann gibt es die wilde Gärung. Auf dem guten Nährboden vermehrt sich die Hefe sehr üppig und treibt in der ganzen Flüssigkeit umher, anstatt an einer Stelle zu bleiben. Dem Brauer ist solches Vorkommnis wenig angenehm, denn er will, wie gesagt, nicht Hefe züchten, sondern Alkohol fabrizieren. Eine gewisse Vermehrung der Hefe wird sich freilich in keiner Brauerei vermeiden lassen, denn jede Maische enthält einige stickstoffhaltige Beimengungen. So kommt es, daß die Hefe in jedem Brauereibetriebe zunimmt, und ab und zu die Frage auftaucht: Wohin mit dem Überschuß? Der Müllhaufen ist geraume Zeit das Nächstliegende gewesen. Bis man sich darauf besann, daß diese Hefe doch zu 50 Prozent aus gutem nahrhaften Eiweiß besteht und für den Müllkasten zu schade ist. Das neue Problem tauchte auf, solche überschüssige Hefe als Kraftfutter zu benutzen. Nun zeigte sich aber, daß die Hefe wohl vom Hopfen her mancherlei Bitterstoffe aufgenommen hatte, daß man sie erst entbittern mußte, um sie dem Vieh annehmbar zu machen. Auch die Entbitterung wurde durch einfache chemische Behandlung gelöst und man kam soweit, daß die derartig präparierte Hefe nicht nur für Tiere, sondern auch für Menschen ein angenehmes und gehaltvolles Nahrungsmittel wurde. Bestehen doch viele der als Pflanzenfleischextrakte auf den Markt gebrachten Präparate in der Hauptsache aus Hefeneiweiß.

So hatte die Chemie die Möglichkeit erwiesen, die Hefe als Kraftfuttermittel in den Dienst der Viehhaltung zu stellen. Der Krieg gab der Aufgabe eine andere Formulierung. Er beraubte uns der reichlichen russischen Zufuhr von Futtermitteln und die Aufgabe lautete jetzt: einen Ersatz für diesen Ausfall durch systematische Züchtung von Futterhefe zu gewinnen. Das Problem ist demjenigen des Brauereibetriebes gerade entgegengesetzt. Spaltung von Zucker in Alkohol und Kohlensäure ist unnötig und unerwünscht, soweit sie nicht zum direkten Aufbau neuer Hefezellen erfolgt. Stickstoffhaltige Nahrung muß dagegen so reichlich gegeben werden, daß der Aufbau neuer Hefe schnell und intensiv vor sich geht. Die weitere Behandlung der Aufgabe führt uns zu den glücklichen Arbeiten des Geheimrates Delbrück, die auf dem Gebiete der Kraftfuttermittel-Versorgung aller Voraussicht nach einen neuen Zeitraum einleiten.

Zucker ist in Deutschland während des Krieges mehr denn je vorhanden. Damit konnte man der Hefe nach Belieben dienen.

Aber die Frage der stickstoffhaltigen Nahrung war bei weitem ernster. Nahm man irgendwelche eiweißhaltigen Substanzen, wie sie etwa in der Biermaische vorkamen, so war nicht viel gewonnen, denn diese Stoffe waren selten und teuer. Das wäre darauf hinausgekommen, Futter zu zerstören, um Futter zu machen. Die Lösung der Aufgabe konnte nur befriedigen, wenn wesentlich einfachere und billigere Stickstoffverbindungen für den Zweck genügten, und diese Lösung gelang. Daß sie nicht leicht zu finden war, beweist die lange Geschichte dieser Arbeiten und Forschungen. Seit etwa vierzig Jahren hat sich Geheimrat Delbrück mit der Züchtung besonderer Hefenarten befaßt. Mußte doch verlangt werden, daß das Erzeugnis nicht nur nahrhaft war, sondern auch vom Vieh gern und reichlich genommen wurde. Als diese Forderungen erfüllt waren, trat die zweite, eben besprochene Notwendigkeit in den Vordergrund, die bis dahin bei den Züchtungsversuchen benutzten teuren organischen Stickstoffverbindungen durch viel billigere Stoffe zu ersetzen. Vor fünf Jahren glückte auch hier der erste Versuch, und seit der Zeit sind die Arbeiten derart vorangegangen, daß man heut an

Digitized by Google

die Züchtung im großen herangehen kann. Die Bedeutung der Entdeckung ist wie gesagt ganz gewaltig, denn sie wird uns eine rationelle Erzeugung von billigem Kraftfutter in großem Maßstabe ermöglichen.

Billig! — Die Billigkeit spielt natürlich bei allen diesen Fragen eine sehr entscheidende Rolle. Den Preis des Zuckers kennen wir, und seine Umwandlung in Eiweiß muß unter allen Umständen auch einen wirtschaftlichen Erfolg bedeuten. Es bleibt die Frage der stickstoffhaltigen Nahrung für die Hefe. Unsere Landwirtschaft braucht viel für die Felddüngung, braucht es doppelt und dreifach, nachdem uns durch den Krieg die Zufuhr von Chilisalpeter abgeschnitten wurde. So könnte die endgültige Lösung der Futtermittelfrage durch das Delbrücksche Verfahren immer noch bezweifelt werden, wenn nicht eine zweite deutsche Erfindung, durch Geheimrat Haber, sie recht glücklich unterstützte.

Stickstoffsalze jeglicher Art gehören wie gesagt zu den Dingen, die von der Landwirtschaft kräftig gefragt und begehrt werden. Zog man sie zur Hefezüchtung heran, so mußten sie logischerweise an einer anderen Stelle im Düngerbudget der Landwirtschaft fehlen, wenn es nicht gelang, neue ergiebige Darstellungsverfahren zu schaffen. Das ist ja nun seit vielen Jahren in ausgiebigem Maße geschehen. Schon im Frieden hat unsere Chemie und Elektrochemie darauf hingearbeitet, die deutsche Volkswirtschaft von den chilenischen Salpeterlagern unabhängig zu machen. Dabei boten sich verschiedene Wege, und 1913 konnte Geheimrat Haber die gelungene Darstellung von Stickstoffsalzen auf rein chemischem Wege verkünden. Durch einfache Mittel in glücklicher Mischung war es gelungen, den sonst so spröden Stoff auch hier in die gewünschten Verbindungen zu zwingen, und es leuchtet wohl ein, daß die Delbrücksche und die Habersche Erfindung sich in vorzüglichster Weise ergänzen und unserer Landwirtschaft wahrscheinlich auch nach dem Kriege ganz andere Bahnen weisen werden. Es könnte wohl sein, daß Bruder Ruff' nach dem Friedensschluß in die Lage kommt, sich seine Futtergerste, wie man im Volksmunde sagt, selber süß und sauer kochen zu lassen. Auch hier hat der Krieg zweifellos eine Entwicklung beschleunigt, die sonst wohl noch längere Zeit beansprucht hätte.

Ein paar Worte mögen hier über den Unterschied zwischen Pflanzeneiweiß und tierischem Eiweiß eingefügt werden. Im allgemeinen ist die Anschauung verbreitet, daß Pflanzeneiweiß als Nahrungsmittel weniger wertvoll sei, als tierisches Eiweiß. Diese Meinung ist jedoch nur bedingt richtig, nämlich dann, wenn das Pflanzeneiweiß derart in allerlei harte, unverdauliche Krusten eingebettet ist, daß der Magen gar nicht oder nur zum geringen Teile herankommen kann. Das ist nun beim Pflanzeneiweiß in der Tat vielfach der Fall. Beispielsweise ist das Eiweiß des Getreidekornes derart in der harten Kornschale eingebettet daß es auch nach dem Vermahlen dieser Schalen für den menschlichen Magen nur in geringem Maße verwertbar ist, während der Magen der Widerkäuer recht gut damit fertig wird. Mit gutem Grunde hat man daher in Friedenszeiten die Schale des Kornes in den Mühlen erst abgeschrotet und danach den eigentlichen mehlhaltigen Kern vermahlen. Beim Hefeeiweiß aber liegt eine solche Einbettung und Verbarrikadierung des Eiweißes nicht vor, und wir dürfen dies Pflanzeneiweiß daher dem tierischen Eiweiß als gleichwertiges Nahrungsmittel auch für den menschlichen Magen an die Seite stellen.

Zu den Dingen, die uns seit dem Kriege systematisch abgeschnitten worden sind, gehört neben der Ehre auch das amerikanische Petroleum. Unsere Feinde haben es dabei wohl nicht so sehr auf das eigentliche Lampenpetroleum abgesehen, als vielmehr auf ein Destillationserzeugnis des Petroleums, das Benzin. Sie sagen sich, wenn der letzte Tropfen Benzin verbraucht ist, dann werden die Automobile, Flugzeuge und Luftschiffe der Zentralmächte zur Ruhe kommen, und für die Kriegführung unserer Gegner wäre damit mancherlei gewonnen. Die Rechnung war gar nicht so unklug, nur hat sie, wie im nachstehenden gezeigt werden soll, wieder einmal ein großes Loch. Aber dazu müssen wir uns das Petroleum erst einmal etwas näher ansehen.

Das amerikanische Rohpetroleum ist ein Gemenge von Kohlenwasserstoffen der sogenannten Paraffinreihe. Alle diese Kohlenwasserstoffe sind nach der allgemeinen Formel $C_n H_{2n+2}$ aufgebaut, wobei n jede ganze Zahl bedeuten kann. Setzen wir also n gleich 1, so bekommen wir $C_1 H_4$. Das ist ein gasförmiger Körper, Methan oder Sumpfgas. Je größer n wird, desto schwerer werden die Gase, und bei den Werten 5, 6 und 7 für n befinden wir uns bereits bei den leichtflüssigen und flüchtigen Kohlenwasserstoffen, die in ihrer Mischung das gute Automobilbenzin bilden. Nach solchem Gehalt an Kohlenstoffatomen bezeichnet man diese Bestandteile des Automobilbenzins daher auch griechisch als Penthan, Hexan und Heptan. Bei größeren Werten von n, also von der Zahl der Kohlenstoffatome im einzelnen Molekül, bekommen wir Schwerbenzin, dann Lampenpetroleum, dann dünnes Schmieröl, danach dickes Öl und schließlich feste Körper, wie das bekannte Paraffin und dergleichen mehr.

Als nun das Petroleum zuerst aufkam, goß man das Rohöl kurzerhand in die Lampen und machte die unangenehme Entdeckung, daß besagte Lampen häufig explodierten. Die Ursache war leicht zu finden: das Rohöl enthielt eben noch die flüchtigen Benzine. Auf kurze Zeit kamen die Petroleumlampe und die ganze Petroleumindustrie in argen Mißkredit. Dann half die fraktionierte Destillation, auch wohl Petroleumraffinerie genannt,

Digitized by Google

über die Schwierigkeiten hinweg. Die Kohlenwasserstoffe des Petroleums unterscheiden sich untereinander mit wunderbarer Gesetzmäßigkeit durch eine Verschiedenheit der Verdampfungstemperatur von je zwanzig Grad Celsius. Verdampft beispielsweise das Penthan bei zwanzig Grad, so tut es das Hexan bei vierzig, das Heptan bei sechzig Grad. Also konnte man das Rohöl in einen großen Kessel füllen, diesen ganz allmählich von außen erwärmen und die bei steigender Erwärmung nacheinander übergehenden Dämpfe gesondert auffangen und durch Abkühlung wieder verflüssigen. So erhielt man Petroleumäther, Leichtbenzin, Schwerbenzin, Lampenpetroleum usw. Das ist das altbekannte Verfahren der Petroleumraffinerie. Es muß dabei aber betont werden, daß dies Verfahren keine neuen Körper schafft, sondern nur die im Rohöl enthaltenen Stoffe trennt. Im Anfange brauchte man nun in der Hauptsache das Lampenpetroleum, und das Benzin war ein höchst überflüssiges Nebenprodukt. Nur der geringste Teil davon fand in der chemischen Wäscherei, als Fleckwasser u. dergl. Benutzung. Den größten Teil benutzte man kurzerhand an Ort und Stelle, um die Kessel damit zu heizen. Aber dann kamen die Automobile, und mit einem Schlage wurde das Benzin das Hauptprodukt, während der Petroleumverbrauch noch überdies infolge der elektrischen und Gasbeleuchtung abnahm. Zunächst half man sich, indem man jetzt die Kessel mit dem Lampenpetroleum beheizte und das begehrte Benzin verkaufte. Aber auch dies Hilfsmittel hielt nicht lange vor. Es kam schon vor dem Kriege die Zeit, da die Petroleumraffinerien in einem Überflusse von Lampenpetroleum schwammen, während der Benzinbedarf eben befriedigt wurde.

Abhilfe konnte nur geschaffen werden, wenn man grundsätzlich mit der alten Art der Raffinerie brach, wenn man zu einem neuen Verfahren gelangte, welches nicht nur die vorhandenen Dinge aus dem Rohöl herausholte, sondern neue Körper schuf. Man mußte die höheren Glieder in dieser Kohlenwasserstoffreihe, die in das Gebiet des Lampenpetroleums fielen, chemisch zerbrechen, mußte sehen, daß man von Körpern, die etwa zehn, zwölf oder vierzehn Kohlenstoffatome enthielten, zu solchen mit fünf, sechs und sieben gelangte. Dann hatte man ja wiederum das begehrte Benzin. Soweit unsere Leser algebraische Studien getrieben haben, werden sie aus der früher gegebenen allgemeinen Formel ersehen, daß das Zerbrechen dabei allein nicht genügt, sondern daß auch etwas Kohlenstoff ausgeschieden werden muß, damit das richtige Verhältnis von Kohlenstoff und Wasserstoff gewahrt bleibt. Hier möge die Mitteilung genügen, daß dies Zerbrechen und Umformen des Lampenpetroleums in Benzin in überraschend einfacher und eleganter Weise durch die beiden uns nun schon bekannten mächtigen chemischen Mittel Hitze und Druck gelang. Es genügte, die Grundverhältnisse der Raffinerie zu ändern, Drucke von mehreren Atmosphären und entsprechende Temperaturen anzuwenden, und die Benzinausbeute aus dem Rohöl stieg auf mehr als das Doppelte der bisherigen, während die Ausbeute an Lampenpetroleum minimal wurde. An zahlreichen Stellen und auch in deutschen Laboratorien wurde an diesem Problem gearbeitet. Von den verschiedenen Verfahren mag nur dasjenige des Deutsch-Amerikaners Rittmann genannt sein, welches zuerst in den Vereinigten Staaten etwa zur Zeit des Kriegsausbruches auch praktisch zur Anwendung gelangte. Für uns in Deutschland ist diese Errungenschaft insofern von Bedeutung, als sie uns gestattet, unsere recht bedeutenden Vorräte an Lampenpetroleum und auch die nicht unerheblichen Zufuhren nach Belieben in Benzin umzuwandeln.

Aber wir verfügen ja noch über ganz andere und unermeßliche Vorräte an Kohlenwasserstoffen. Die Destillation unserer Steinkohlen in den Gasfabriken und Kokereien liefert uns solche Verbindungen in Masse. Es mag als die bekannteste nur das Benzol genannt werden, ein Kohlenwasserstoff von der Formel C_6H_6, mit dem jetzt schon die meisten Kraftwagen fahren. Dieses Benzol ist im Gegensatz zu den im Petroleum vorkommenden Körpern ein sogenannter zyklischer Kohlenwasserstoff, d. h. seine sechs Kohlenstoffatome sind in Form eines geschlossenen Kreises angeordnet, und die sechs Wasserstoffatome hängen strahlenförmig um den Kreis herum, während wir uns die Atome im Petroleum reihenförmig angeordnet vorstellen müssen. Äußerlich kommt diese verschiedene chemische Struktur dadurch zum Ausbruch, daß alle reihenförmigen Kohlenwasserstoffe einen rein fettigen, alle zyklischen oder kreisförmigen Kohlenwasserstoffe dagegen einen fettig aromatischen Charakter haben.

Wollen wir nun unserem Benzolring zu Leibe gehen, so müssen wir ihn zunächst einmal an einer Stelle aufbrechen. Die deutsche Chemie hat einfache und auch mit wirtschaftlichem Erfolge durchführbare Methoden ausgearbeitet, die es uns ermöglichen, aus unseren Steinkohlen beliebig viel Benzin zu fabrizieren. Immer wieder zeigen hier unsere Betrachtungen, wie unendlich wichtig für ein kriegführendes Land der Besitz großer eigener Steinkohlenlager ist. Sie bedeuten im ureigensten Sinne Kraft und Macht. Sie setzen uns in den Stand, durchzuhalten. Und da wir mit unserem Steinkohlenvorrat nach der einen Schätzung zweitausend, nach der anderen aber viertausend Jahre reichen, so kann trotz der Benzinsperre der Krieg noch einige Zeit dauern.

Zum Automobilfahren gehört nicht nur Benzin, sondern auch Gummi. Ein Fahren auf Eisenreifen kommt nur für sehr schwere und langsame Lastfuhrwerke in Betracht. Dieser Umstand hat in Verbindung mit dem

Digitized by Google

gewaltigen Aufschwunge des Kraftfahrwesens die Gummi- oder Kautschukfrage schon seit Jahren zu einer dringlichen und brennenden gemacht. Die Geschichte fing bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, als die elektrotechnische Industrie den Gummi als ein vorzügliches und vielbegehrtes Isoliermittel in Anspruch nahm. Während man ihn vorher hauptsächlich für Gummischuhe, Regenmäntel und chirurgische Instrumente sowie zum Radieren benutzt hatte, stieg der Verbrauch mit dem Wachsen der elektrotechnischen Industrie ganz gewaltig, und mit dem Aufkommen der Kraftwagen wurde die Nachfrage überstark. Zuerst hielt man sich an die Kautschukbäume in Südamerika und im Kongo-Gebiet. Den Indianern dort und den Negern da wurde von profitgierigen Gesellschaften gewaltsam die Lieferung bestimmter Gummiharzmengen auferlegt. Es ist wohl kein einfacher Zufall, daß das System an beiden weit voneinander entfernten Stellen dieselben Scheußlichkeiten zeitigte, daß die tributpflichtigen Eingeborenen von den weißen Machthabern in der grausamsten Weise durch Amputation von Händen und Füßen gestraft wurden, wenn sie das geforderte Quantum nicht lieferten. Diese brasilianischen und „belgischen Greueltaten" sind ja lange vor dem Kriege durch die europäische Presse gegangen.

Jedenfalls langte der wilde Kautschuk auf die Dauer nicht, und seit der Jahrhundertwende beginnt die systematische Anpflanzung von Kautschukbäumen auf den Sunda-Inseln, in Indien und an anderen geeigneten Stellen. Alles in allem wird die Zahl der seitdem gepflanzten Bäume zurzeit auf 10 bis 15 Millionen angegeben. Riesenkapitalien sind darin festgelegt, und immerhin haben diese Pflanzungen bewirkt, daß der Kilopreis von seinem Höchststande von 24 Mark um 1905 vor dem Kriege auf etwa 12 bis 14 Mark gesunken war. Um aber die ganze Größe des Problems zu erfassen, müssen wir berücksichtigen, daß der Weltverbrauch an Kautschuk im Jahre 1912 bereits 75 000 Tonnen im Werte von mehr als einer Milliarde Mark betrug. Damit ist die wirtschaftliche Bedeutung des Kautschukproblems etwa doppelt so groß als diejenige der ganzen deutschen Teerfarbenindustrie mit einem Jahresumsatz von rund 500 Millionen Mark. Diejenige chemische Industrie, welche etwa dazu käme, den Kautschuk ebenso wie früher schon so manches andere synthetisch aus einfachen und billigen Grundstoffen herzustellen, müßte damit der eigenen Volkswirtschaft eine gewaltige Stärkung verleihen, müßte dem Volkswohlstande des eigenen Landes große Dienste erweisen. Bei solcher Bedeutung des Problems aber darf es nicht wundernehmen, daß die zielbewußte deutsche chemische Industrie sich dieser Frage schon vor Jahren zuwandte und daß jetzt im Kriege die Früchte dieser Arbeit reifen.

Es müßte mit wunderlichen Dingen zugehen, wenn unsere Chemie mit ihren tausend Mitteln nicht imstande wäre, zum Kautschuk zu kommen. Sie ist hier ganz systematisch vorgegangen. Entdeckungen eröffneten die günstigsten Aussichten für die Zukunft. Wieder einmal zeigte sich, welche Bedeutung der Besitz eigener Kohlenschätze für ein Land hat. Das feine englische Plänchen, die schlesischen Kohlengruben an Rußland, die Saargruben an Frankreich und das Ruhrgebiet an Belgien zu geben, ist gar nicht so unintelligent. Man würde unserer chemischen Industrie damit in der Tat den Boden entziehen, in dem ihre Macht wurzelt.

Auf die Einzelheiten der mannigfachen Versuche und Verfahren einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen und ist im Kriege auch nicht angebracht. Um so mehr, als die zahlreichen großen deutschen chemischen Fabriken ihre augenblicklichen Verfahren und Erfahrungen aus guten Gründen streng geheim halten. Es ist wohl kein Sterblicher jemals auf teureren Pneumatiks gefahren, als unser Kaiser im Frühjahr 1913. Damals waren die Versuche einer großen Fabrik soweit gediehen, daß sie es wagen konnte, eine Pneumatikgarnitur fertig zu machen und dem Monarchen, der ja an diesen Arbeiten von Anfang an großes Interesse nahm, zur Verfügung zu stellen. Aber damals hatte die Fabrik bereits schätzungsweise zwei Millionen Mark in allen diesen Arbeiten und Vorversuchen stecken. Man konnte wohl also sagen, daß die Bereitung für jedes der vier Räder eine halbe Million kostete, daß das kaiserliche Auto auf zwei Millionen dahinrollte.

Von jener Zeit an sind die Arbeiten intensiv weiter gegangen. Es soll hier nur kurz gesagt sein, daß heute jede unserer großen chemischen Fabriken mehrere Verfahren besitzt, um zum natürlichen Kautschuk zu gelangen. Aber vom Besitze eines Verfahrens, das sich im Laboratorium bewährt hat, bis zur fabrikmäßigen Darstellung im großen ist ein beschwerlicher Weg, und an der Gangbarmachung dieses Weges wird heute an vielen Stellen in Deutschland gearbeitet. Über die etwa hundert verschiedenen Verfahren, die sich auf die Kautschuksynthese beziehen, sind alle Einzelheiten aus der Patentliteratur zu ersehen, die ja ihrem ganzen Wesen nach öffentlich ist und sein muß. Die Ausarbeitung der eigentlichen Fabrikationsverfahren wird dagegen wie gesagt mit dem dichten Schleier des Geheimnisses bedeckt. Jede Fabrik muß ja für teueres Geld Erfahrungen sammeln und hütet sie sorgfältig. Immerhin ist bekannt geworden, daß bereits vielfach ganze Automobilgarnituren von Pneumatikschläuchen und Pneumatikmänteln hergestellt und im scharfen Betriebe geprüft worden sind. Dagegen wird das Ergebnis dieser Prüfungen wiederum geheim gehalten, und zwar aus guten Gründen. Gibt doch das Verhalten eines solchen Reifens nach hundert oder tausend Kilometern scharfer

Digitized by Google

Die Kriegsfurie. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Fahrt dem Chemiker im Laboratorium die wichtigsten Fingerzeige.

Beachtenswert ist vielleicht auch noch die Tatsache, daß die chemische Retorte sich hier der Natur überlegen gezeigt hat. Die Kautschukpflanze liefert uns nur ein und dieselbe Art von natürlichem Kautschuk, bedingt durch die klimatischen und Bodenverhältnisse. Die theoretische Chemie konnte sofort sagen, daß es neben dieser einen natürlichen Atomanordnung noch eine ganze Reihe von anderen verwandten Gruppierungen geben müsse, die jedenfalls ähnliche und vielleicht sogar noch bessere Eigenschaften als der natürliche Kautschuk besitzen müßten. Die praktische Chemie hat diese Voraussage in glänzender Weise bestätigt und die weitere Entwicklung der Dinge, mögen auch Jahre darüber verstreichen, wird daher wahrscheinlich dahin führen, daß wir zu Kautschuken gelangen, die den natürlichen so gewaltig übertreffen, daß man ihn aus diesem Grunde schon aufgeben wird.

Was werden von alledem die praktischen Folgen sein? Im Frieden findet jede derartige Entwicklung ihre natürliche Bremse in der Preisfrage. Unser synthetischer Indigo konnte erst den Weltmarkt erobern und die englisch-indischen Indigo-Plantagen brachlegen, als er wirklich erheblich billiger geworden war, als der natürliche Indigo. Im Kriege und in der durch Englands Absperrungspolitik bewirkten Unterbindung des Weltverkehres fallen alle derartigen Rücksichten weg. Wir sind gezwungen, die Dinge, die wir im Lande brauchen, im Lande selbst herzustellen. Zunächst einmal um jeden Preis. Aber das hat ja die Praxis noch stets gezeigt, daß ein Verfahren, welches überhaupt erst einmal fabrikmäßig eingeführt war, sehr schnell und beinahe automatisch zu Verbesserungen und Verbilligungen führte. Im Jahre 1883 kostete eine gewöhnliche 16kerzige Kohlenfadenglühlampe 20 Mark, im Jahre 1900 50 Pfennige. Im Jahre 1890 stellte sich der Preis für ein Kilogramm Thoriumnitrat auf 2000 Mark, im Jahre 1908 auf 18 Mark. Diese Beispiele mögen zeigen, daß man bei allen neuen technischen Erzeugnissen im allgemeinen immer auf Baisse spekulieren muß, daß fast stets die Zeit Verbilligung bringt. Dann aber werden auch Dinge, die vorläufig nur in der Not der Stunde fabriziert wurden, eines Tages auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig und erobern sich ihn.

Der Signor Rapagnetta alias Gabriele hat in seiner Rede auf dem Kapitol gesagt: „Ihr habt das französische Wunder erblickt, ihr werdet das italienische Wunder schauen." Ein deutsches Witzblatt knüpfte daran die Bemerkung, daß unsere Gegner hoffentlich auch noch ihr drittes Wunder, nämlich das blaue, erleben werden. Wir sind überzeugt, daß diese Prophezeiung auf industriellem Gebiete ganz bestimmt eintreten wird. Nach dem Friedensschluß, mag er über kurz oder über lang kommen, wird das Bild der deutschen Volkswirtschaft wesentlich anders aussehen. Auf vielen Gebieten, auf denen wir früher Kunden des Auslands waren, werden wir dann selbständig sein. Auf dem Weltmarkt aber werden wir mit vielen Dingen, die unsere chemische Industrie jetzt rastlos schafft, als unüberwindliche Konkurrenten auftreten, und dadurch unsere wirtschaftliche Bilanz noch weiter verbessern. Und dabei handelt es sich wahrlich nicht um Kleinigkeiten. Am Kautschukproblem haben wir gesehen, daß Milliardenobjekte unter diesen Dingen sind. Nach Hunderten von Millionen im Jahre zählt wohl der Wert eines jeden der mannigfachen Dinge und Stoffe, an deren Herstellung im Lande unsere chemische Industrie heute arbeitet. Diese Arbeit hilft uns daher nicht nur augenblicklich, die Nöte des Krieges zu überwinden, sie schafft auch Dauerwerte, die auf viele Jahre und Jahrzehnte hinaus unserer Volkswirtschaft ein eisernes Rückgrat geben werden.

Gewitternacht

Der Himmel steht schwarz, in Aufruhr da:
Jetzt bist du mir alter Gott wieder nah,
Jetzt, da dein allesumfangender Sturm
Zu blitzender Harfe singt vom Turm,
Da deiner Wolken dämonische Pracht
Durch die funkelnde, höllschwarze Gewitternacht
In einem blitzdurchstickten Regen
Entlädt deinen unergründeten Segen ...

Wilhelm Schussen

Digitized by Google

Heimkehr

Von

Eugen Roth, Kriegsfreiwilliger

I.

Die Fackeln ſchwelen und der Wagen hält ...
Der Ruck durchſchauert meine wunden Glieder.
Vorſichtig ſetzen ſie die Bahren nieder
Und durch die Nacht ſeh' ich ein flatternd' Zelt.

Erſtarrt in unſern Adern iſt das Blut,
In unſern Eingeweiden wühlen Schmerzen,
Und manchmal greift der Tod nach einem Herzen,
Ein Sterbender ſchreit auf ... ſtreckt ſich ... und ruht ...

Wie fremd und kalt die Nacht zum Himmel ſteht!
Ein Sturm heult in den regennaſſen Zweigen,
Der durch das martervolle müde Schweigen
Zu uns das Murren der Geſchütze weht ...

Der Tag hebt an, die Nacht zerfetzt im Wind,
Die Räder rollen, draußen harrt der Wagen.
Der wunde Leib wird heimatwärts getragen
Dorthin, wo längſt ſchon die Gedanken ſind!

II.

Daß mich die lockende Melodie
Einer Amſel, die ihr Lied in blühenden Bäumen pfiff,
So tief ergriff,
Das war ſonſt nie ...

Daß einer Roſe ſchwerer trunkener Duft,
Daß jeder Hauch der ſonnenfrohen Frühlingsluft
So in meiner Seele gewühlt,
Hab' ich ſonſt nie gefühlt.

Groß ſcheint mir alles; wunderbar,
Kaum kann ich's faſſen, daß das von je ſo war ...
Was ich verlor,
Wächſt tauſendfach ans Licht empor.

Um meine Stirne glänzt Morgenrot ...
Wie meine Seele Licht und Sonne trinkt!
Fernhin verſinkt
Ein flatterndes Geſpenſt, der Tod ...

Digitized by Google

Zerstörungen am Marktplatz in Darkehmen. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

Städtebau und Heimatschutz beim Wiederaufbau Ostpreußens

Von Geheimrat Dr.-Ing. Hermann Muthesius

Der Wiederaufbau Ostpreußens beschäftigt alle Deutschen. Zwei Triebkräfte sind dabei lebendig: vaterländische Opferfreudigkeit und der Wunsch, architektonisch etwas Musterhaftes zu leisten. Die Opferfreudigkeit, die sich namentlich in den Patenschaften deutscher Städte für die wiederaufzubauenden zerstörten Ortschaften, aber auch in umfassender organisatorischer und Liebestätigkeit durch ganz Deutschland zu erkennen gibt, ist eine der erhebenden Erscheinungen dieses Krieges. Das architektonische Ziel, das beim Aufbau verfolgt wird, hängt zusammen mit dem großen Aufschwung, den die architektonischen Künste im letzten Jahrzehnt in Deutschland genommen haben. Nachdem die kunstgewerbliche Bewegung keck und frisch eingesetzt hatte, füllte sich bald auch die Architektur mit neuem Leben, dessen letzte Folgerungen im Städtebau gezogen sind. Städtebauliche Fragen stehen heute im Vordergrunde architektonischen Interesses. War es da nicht natürlich, daß eine so hervorragende Gelegenheit wie der Neuaufbau Ostpreußens, die neuerkannten Grundsätze zur Anwendung zu bringen und das Beste zu leisten, wahrgenommen wurde? Hier bot sich die Möglichkeit, einmal im großen zu arbeiten, und die in diesem Kriegsjahre so glänzend bewährte deutsche Organisationskraft sollte sich hier an dem ersten aufbauenden Friedenswerke betätigen, dessen Notwendigkeit der zerstörende Krieg geschaffen hatte.

Indessen bleibt die Aufgabe, Ostpreußen wieder aufzubauen, in vieler Beziehung bedingt und beschränkt. Zwar sind eine ungeheure Menge von Gebäuden, im ganzen etwa 34000, herzurichten, und es wird ein Kostenaufwand von etwa 300 Millionen Mark erfordert werden. Aber es handelt sich meistens gar nicht um Neuanlagen, sondern nur um Ergänzungen und Wiederherstellungen. Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß die verwüsteten Ortschaften nur Dörfer und kleinere Landstädte sind, in denen große architektonische Aufgaben kaum vorliegen. Einige Kirchen, einige Rathäuser, hier und da ein Herrenhaus, das sind die Gebäudegattungen, an denen etwa ein höheres architektonisches Ziel zu erstreben ist. Im übrigen handelt es sich um ländliche und Kleinstadthäuser, von denen die ländlichen dreimal so stark vertreten sind, als die städtischen. Und diese Häuser hatten in ihrer Gesamterscheinung vor der Zerstörung gar nicht einmal den ausgeprägten einheitlichen Charakter, der ähnlichen Ortschaften im westlichen, mittleren und südlichen Deutschland eigen ist.

Es ist deshalb auch von vornherein betont worden, daß eigentliche künstlerische Entfaltungen gar nicht gewünscht würden. Es solle und dürfe nur praktisch gebaut werden. Das wurde namentlich von den dortigen Behörden wiederholt hervorgehoben, und auch die dortige Bevölkerung stimmte in diesen Wunsch ein. Zweifellos hat er volle Berechtigung. In der Art aber, wie er vorgebracht wird, läßt sich häufig die im Publikum noch viel verbreitete Meinung wiedererkennen, daß es einen Gegensatz gäbe zwischen künstlerischen und praktischen Bauten, daß ein Bau, wenn er künstlerisch wäre, nicht praktisch sei, und daß ein praktischer Bau nicht künstlerisch zu sein brauche. Hier macht sich noch die alte Anschauung aus einer Zeit bemerkbar, in der man aufputzte, malerisch gruppierte, Ornamente anbrachte und in diesen Zutaten dann recht eigentlich das Künstlerische erblickte. Es war die Zeit von vor fünfundzwanzig Jahren. Heute haben sich die Ansichten über diese Zusammenhänge glücklicherweise geändert. Wer in der heutigen Bewegung steht, wer sich über die Grundsätze wahrer architektonischer Gestaltung im klaren ist, den berühren Warnungen, daß beim Bauen nur das Praktische und nicht das Künstlerische in Betracht kommen dürfe,

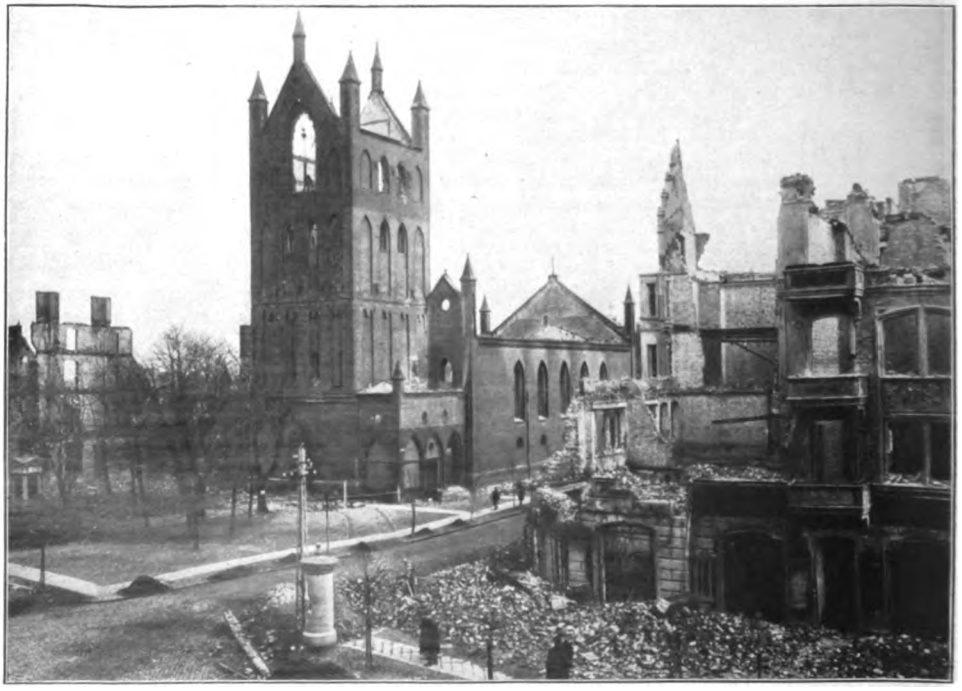
Digitized by Google

eigentümlich. Denn er kann keinen Gegensatz zwischen praktisch und künstlerisch erkennen. Bauen ist ihm gar nichts anderes, als das praktische Bedürfnis zu verwirklichen, allerdings in guter Form. Die gute Form belastet oder kompliziert aber das Praktische nicht, sie verklärt, sie veredelt es nur; sie besteht auch nicht in zugetragenem Schmuck oder irgendwelchem Aufwand, sie macht das Bauen nicht teurer; ja in vielen Fällen bedeutet sie geradezu eine Vereinfachung, eine Zurückführung auf die letzte Grundform und damit eine Verbilligung.

Das heute mißleitete Urteil erklärt sich entwicklungsgeschichtlich. Die deutsche Baukunst hatte sich im letztvergangenen Jahrhundert auf ein gefährliches Gebiet begeben, indem sie in historischen Stilen bauen zu wollen sich vornahm. Der Architekt dieser Zeit unterschied sich dadurch von allen früheren, daß, wo diese jeweilig nur einen Stil konnten, nämlich den Stil der Zeit, in der sie lebten, er alle Stile zu können vorgab. Eine rein literarische Betrachtungsweise der Baukunst, an der auch der Laie eifrigen Anteil nahm, ließ im Publikum eine große Vorliebe für die Stile entstehen. Der Stolz jedes Gebildeten war es, an einem Bauwerk sogleich zu erkennen, in welchem Stil es gebaut sei. Das wäre ja, soweit es sich um historische Bauten handelt, an und für sich auch etwas ganz Gutes gewesen, man stellte diese Übung aber, veranlaßt durch die Stilwiederholungen der bauenden Architekten der Gegenwart, auch bei modernen Bauten an. Die Frage nach dem Stil war die erste, die das Publikum aufwarf und noch heute aufwirft, wenn von einem Bauwerk oder von einer Zimmereinrichtung gesprochen wird. So konnte jene unfreiwillige Komik zustande kommen, die sich in dem ernstgemeinten Vorwort des Katalogs einer Möbelfabrik zu erkennen gibt, welches ausführt: Man hört in der Regel darüber klagen, daß unsere Zeit keinen Stil habe; nichts falscher als das, keine Zeit ist so reich an Stilen gewesen wie die unsrige. Zur Belehrung über diesen Reichtum folgten dann Abbildungen eines Salonschränkchens in sechsunddreißig verschiedenen Stilen, beginnend mit „altägyptisch“ und endigend mit „Wiener Sezessionsstil“.

Es braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden, wohin dieser Irrgang, den Architektur und Kunstgewerbe unternommen hatten, notwendigerweise führen mußte. Alles eigene Leben war schließlich aus ihnen entwichen, eine Maskeraden- und Attrappenkunst war übriggeblieben. Wir standen vor einem Bankerott. Eine unerträgliche Buntheit, Formlosigkeit und Undisziplin herrschten in den neugebauten Straßen und Stadtvierteln, geradeso wie im Innern unserer Wohnungen. So ging es nicht weiter.

Eine grundsätzliche Umwälzung brachte zunächst das Kunstgewerbe. Statt des ewigen Abhaspelns von erstorbenen Formen der Vergangenheit erstrebte man jetzt, Formen



Von den Kämpfen um Lyck: An der Kirche des Ortes. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

Digitized by Google

Der größte Marktplatz Deutschlands: In Marggrabowa

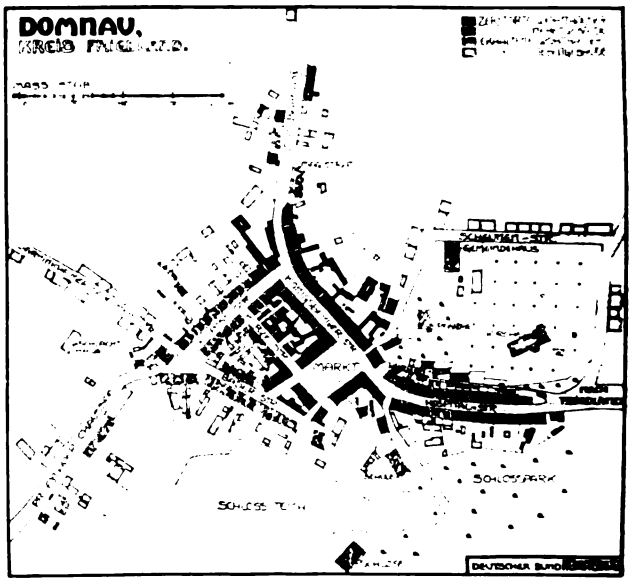
zu entwickeln, die unserer Zeit entsprechen sollten. Zunächst galt es allerdings ein Aufräumen, ein Ausmisten des Augiasstalles. Nichts von dem alten Plunder sollte mehr verwandt werden. Unsere Zeit war nicht mehr die von 1750 oder gar von 1550, wir konnten also auch nicht deren Formen verwenden. Um moderne Formen handelte es sich, neue Formen für eine neue Zeit. Diese Gedankengänge sind klar und einleuchtend, aber ihre Überführung in die Wirklichkeit war sehr schwer, denn da wir eigentlich moderne Formen bisher gar nicht zur Verfügung hatten, uns vielmehr seit Jahrzehnten mit der Anwendung alter Formen begnügten, so hätten diese sofort geschaffen, gewissermaßen aus dem Boden gestampft werden müssen. Das versuchte man auch. Jeder der Künstler, die damals auf den Kampfplatz traten, entwickelte sich seine Formen sozusagen aus sich selbst. Das Ergebnis war, daß jeder dieser Künstler eine andere Ausdrucksweise hatte, dergestalt, daß man schon auf hundert Schritte erkennen konnte, von welchem Künstler ein Schrank oder ein Stuhl herrührte. Wir gelangten damit in das Zeitalter des Individualismus. Im Kunstgewerbe mochte er noch angehen. Zwar war es auch hier gewissermaßen eine Zumutung, sich in seinem Wohnzimmer in eine Umwelt zu begeben, die in jedem Schnörkel, in jeder Linie, in jedem Ornament den Namen des entwerfenden Künstlers ausrief. Aber man war ja an solche Geräusche noch aus der

Das zerstörte Schloß Billstein. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

Digitized by Google

Zeit her gewöhnt, als die Zimmer in deutscher Renaissance, oder in Louis XVI, oder in Gotik, oder in Chippendalestil ausgestattet werden mußten. Die individuellen Zimmer waren nicht unnatürlicher als diese Stilzimmer. Sie waren nur eine Fortsetzung davon.

Das Bedenkliche der an die Stelle der Stilmaskeradenkunst getretenen individuellen Kunst kam erst in der Architektur zur Erscheinung. Die Versuche, die Grundsätze dieses neuen Kunstgewerbes auf das Bauen zu übertragen, schlugen fehl. Diese Stadthausfassaden im Jugendstil, diese Schaufenster in Felsrückenform, diese individuellen Villen, Ausstellungshäuser, Theater waren schrecklich. Nachdem das erste neugierige Interesse des Publikums befriedigt war, wurden sie allgemein zurückgewiesen und verabscheut und sind heute der Verachtung preisgegeben. Daß der unbeschränkte Individualismus gerade in der Architektur eine Unmöglichkeit ist, war sofort erwiesen, als er den ersten Schritt in dieses Gebiet getan hatte. Die Architektur ist eines der großen allgemeinen Ausdrucksmittel der Menschheit, es sprechen aus ihr Zeitalter, deren sichtbarste Verkörperung sie auch ist. Alles Episodische wirkt daher störend; es schafft Unordnung da, wo wir Ordnung zu sehen wünschen; Verwirrung, wo Ruhe und Würde erwartet werden. Die Buntheit und Unruhe, die die Zeit der Stilimitationen hinterlassen hatte, wurde also durch den Individualismus nicht gebessert. Sie wurde nur noch verschärft, ja zum übeltönenden Gekreisch gesteigert. Jetzt erst recht fiel die Unmöglichkeit des ganzen modernen Beginnens im Bauen auf.



Plan von Domnau mit Einzeichnung der durch die Russen verursachten Zerstörungen. Bearbeitet nach der Aufnahme von Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner in Königsberg

Und jetzt plötzlich traten jene stillen alten Ortschaften wie eine wahre Erlösung hervor, die wir auf unseren Wanderungen im weiten deutschen Lande, unbeschadet der modernen Baubetätigung, noch allerorten antrafen. Welche wohltuende Einfachheit, welche Harmonie, welche Einheitlichkeit sprachen aus den anspruchslosen Straßen jeden Dorfes, jeder kleinen Stadt, die wir durchschritten, wenn sie nur von den modernen Baumeistern verschont geblieben waren. Da allerdings, wo diese doch eingedrungen waren, in Fischerdörfern am Badestrande der See, in der Bahnhofsstraße kleiner Städte, da hatten sie auch die zu erwartende Verwirrung angerichtet. Man wandte sich ab von diesen Greueln und flüchtete in die alten Straßen. Es war kein Zweifel: in der Rückkehr zu dieser traulichen, klaren, keuschen, heimischen Bauweise

Plan von Allenburg mit Einzeichnung der durch die Russen verursachten Zerstörungen. Bearbeitet nach der Aufnahme von Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner in Königsberg

Digitized by Google

war die einzige Rettung aus dem Tohuwabohu des modernen Bauens zu suchen. So entstand die Heimatkunstbewegung.

Sie ist seit etwa zehn Jahren die stärkste, kraftvollste und populärste Bewegung in Deutschland geworden. Nicht nur war sie dadurch von Bedeutung, daß sie die Architektur zu gesunden Zuständen zu führen versprach, sie wurde auch gestützt von gleichlaufenden guten Bewegungen anderer Art, der Wandervogelbewegung der Jugend, der Naturschutzbewegung, dem einsetzenden Auszug der großstädtischen Bevölkerung auf das Land. In der Architektur schien in ihr die einzige Rettung aus den Zuständen zu liegen, in die die Zeit der Stilimitation wie die Zeit des Individualismus geführt hatte. Denn wenn es gelang, in der heutigen Bauerzeugung dasselbe schöne, abgerundete Ortsbild zu erreichen, das unsere alten unberührten Dörfer und Kleinstädte boten, so hatten wir gewonnen.

Gleichzeitig mit der Entwicklung des Heimatkunstgedankens war im Städtebau neues Leben eingetreten. Hier war endlich mit der alten schematisierenden Auffassung aufgeräumt worden, die im Städtebau nur eine Landaufteilungsangelegenheit erblickte. Das Ausschlaggebende der neueren Gedanken im Städtebau ist die räumliche statt der Planauffassung. Das Ziel ist, Räume zu schaffen; neben dem Grundmaß von Platz und Straße tritt daher die Platz- und Straßenwand, die ja erst durch Umrahmung den Raum schafften, als wichtigster Teil der Gestaltung hinzu. Auf diese Weise wurde der Städtebau auch dem Architekten zurückgegeben, dem er geradeso angehört wie das Gebäude und der Innenraum. Der Gedanke der Raumbildung im Städtebau mag heute selbstverständlich erscheinen, tatsächlich ist er gegenüber der Auffassung, die im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts herrschte, etwas ganz Neues (obgleich eine Wiedereroberung der alten Städtebaugrundsätze). Ein Beispiel mag das erläutern. Der Platz war zur Zeit der geometrischen Auffassung meist nichts anderes als eine Straßenkreuzung. Gebaut stellte er sich dann als ein unorganisiertes Gebilde dar, wie wir es etwa an dem Platz um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin beobachten, gegen den sechs spitze Straßenecken wie Eisbrecher anlaufen. Demgegenüber haben die alten Plätze, man denke z. B. an den Ägidienplatz in Nürnberg, in allen Fällen geschlossene Platzwände, eine regelmäßige, meist rechteckige Grundform und die Durchgangsstraßen führen bei ihnen nicht mitten über den Platz, sondern ziehen sich seitlich an den Platzwänden entlang. Denkmäler und Bauwerke, wie Kirchen, stehen niemals mitten auf dem Platz, wie es bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche der Fall ist, sondern sind, gleichsam wie die Möbel im Raume, nach einer der Seiten des Platzes hingeschoben. Dadurch erhält der Platz Ruhe, und jeder kann das Bauwerk ungestört betrachten (während derjenige, der dies bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche unternimmt, sofort von der Straßenbahn überfahren wird). Der alte Platz macht einen räumlich klaren, harmonischen Eindruck, er ist ein architektonisches Gebilde.

Am Marktplatz von Goldap. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

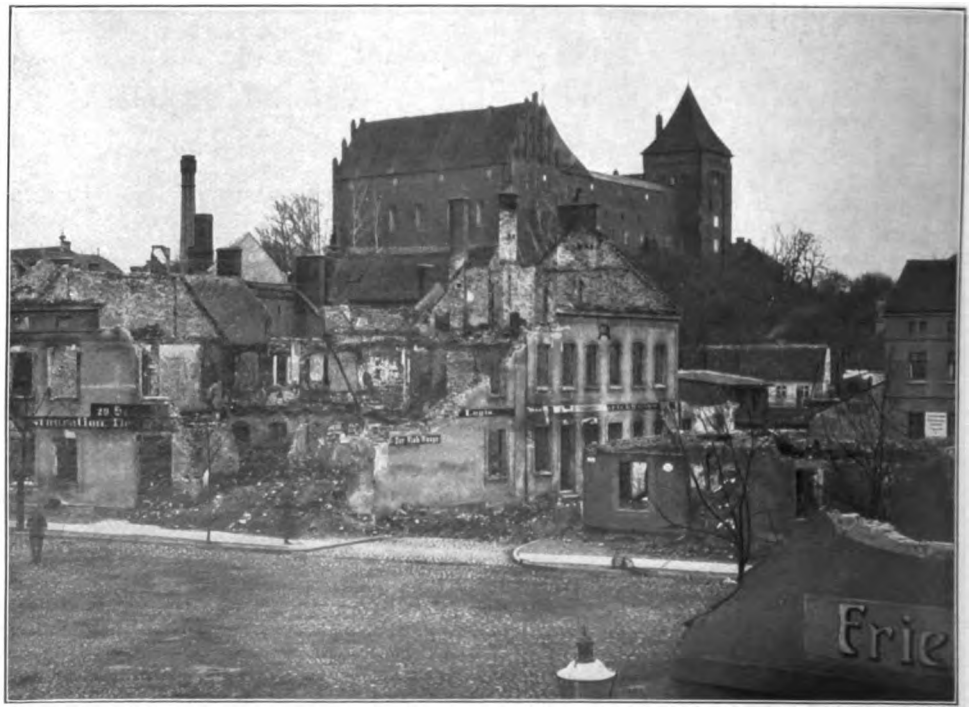
Es ist selbstverständlich, daß zur Erreichung des räumlichen Eindruckes von Platz und Straße die Platz- und Straßenwand nicht nur geschlossen, sondern auch geordnet, ruhig und einheitlich gestaltet sein muß. Und das war in der Tat in alten Städtebildern

Digitized by Google

stets der Fall. Diese Einheitlichkeit ist eines der Grundelemente aller alten Ortsbilder und im letzten Grunde auch das, was die Heimatkunstfreunde an ihrem Gegenstande so entzückte, wenn sie sich auch dessen nicht immer gleich bewußt waren.

Während die neue Erkenntnis im Städtebau mehr oder weniger auf Fachkreise beschränkt blieb, sind die Gedanken der Heimatkunst, wenn auch nicht in das gesamte Volk übergegangen, so doch zum mindesten in der Schicht der Gebildeten Gemeingut geworden. Im größeren Publikum fällt jedoch der Heimatkunstgedanke häufig zusammen mit einer Fortsetzung der alten Stilliebhaberei. Ein Biedermeierzimmer zu haben, ist jetzt das Entzücken jedes jungen Mädchens und vieler ästhetischer Männer. Kann irgendein Gegenstand, ein Haus darauf Anspruch erheben, als Biedermeierstil eingeschätzt zu werden, so erfreut es sich unzweifelhaft der allgemeinen Gunst. Die Stilliebhaberei, ein Erbteil aus dem neunzehnten Jahrhundert, hat dann aber in der Heimatkunstbewegung selbst dazu beigetragen, vielfache Schiefheiten und Verkennungen in die Welt zu setzen. Zunächst lag der Irrtum schon nahe, die gute Wirkung der alten Ortschaften nicht in ihrem grundsätzlichen Aufbau, sondern in Stiläußerlichkeiten zu erblicken. Und so wurde auch als Heimatkunst häufig der besondere Formenausdruck einer bestimmten Zeit bezeichnet. Neben Biedermeier erfreute sich der Fachwerkbau der warmen Empfehlung, die in dem Worte Heimatkunst nun einmal lag. Oder die gotische Backsteinbauweise, oder das Strohdach, oder die weiße geputzte Hauswandfläche mit grünen Fensterläden. Ortschaften, in denen eine bestimmte Bauart vorwog, wie etwa in Hildesheim und Goslar der Fachwerkbau, in Küstenstädten der Backsteinbau, forderten unter der Losung Heimatkunst, daß auch neue Häuser sich dieser bestimmten alten Bauweise anschlossen. Sie erließen sogenannte Ortsstatute, nach welchen dieser Stil auch für Neubauten vorgeschrieben wurde, sogar unter genauer Bezeichnung der Zeit des historischen Stils. So dürfen in Hildesheim Neubauten nur in den Formen der Bauten bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts errichtet werden.

Nach zwei Richtungen sind diese angeblich heimatschützenden Ortsstatute verfehlt: die äußerliche Anwendung bestimmter Architekturformen ist meistens weit davon entfernt, den Charakter der alten Bauten wirklich zu treffen und dadurch das einheitliche Ortsbild zu wahren. In den Harzstädten erblicken wir vielfach eine durch Ortsstatute gewünschte Nachahmung von Fachwerk. Aber in welchem Gegensatze steht dieses moderne Fachwerk zu dem alten. Dünne, weit auseinander stehende Pfosten machen einen ärmlichen Eindruck, während die alten Fachwerkhäuser in ihren breiten, dicht gedrängten Holzstilen kräftig, gesund und behäbig



Aus Neidenburg: Blick auf das Schloß. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

Digitized by Google

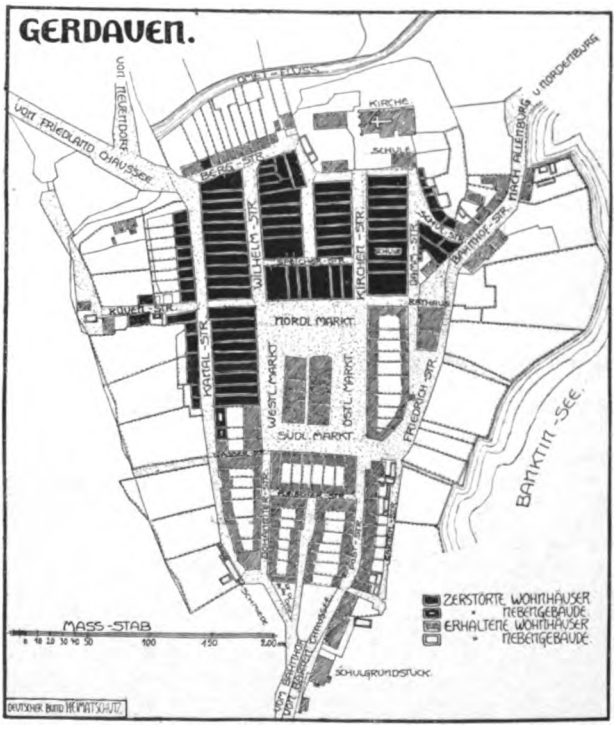
Am Marktplatz in Soldau. (Hofphot. Kühlewindt, Königsberg)

wirken. An anderen Stellen schreibt man gotischen Ziegelbau vor und kommt hier erst recht aus dem Regen in die Traufe, denn es gibt kaum etwas Schlimmeres, als verständnislos geübten Formziegelbau. Zweitens aber wird durch solche Vorschriften noch immer der alte Maskeradenunfug der Zeit der Stilimitationen geübt, diesmal sogar mit gesetzlichem Zwang. Das wahre Wesen eines Bauwerkes wird durch ein übergelegtes falsches Kleid verdeckt, was nebenbei meistens eine mehr oder weniger starke Beeinträchtigung des Gebrauchszweckes bedeutet. Ein Geschäftshaus, ein Ausstellungshaus, das viel Licht braucht, ein Hotel, das im Erdgeschoß Läden hat, soll in die Formen einer Zeit gezwängt werden, die diese Gebäudegattungen gar nicht kannte. In Hildesheim hat sich ein jahrelanger Kampf abgespielt um die Architektur eines Warenhauses, das durch die Heimatschutzgesetzgebung zu einem beklagenswerten Kompromißbau geworden ist. Natürlich mußten die kleinen Fensterchen, die die Welt vor dem 17. Jahrhundert kannte, angewendet werden. Daß es damals noch keine Warenhäuser gab, verschlägt nichts. Eins ist aber sicher: hätte es solche gegeben, so wären die damaligen Menschen sicherlich nicht so töricht gewesen, die Architektur von drei Jahrhunderten vorher vorzuschreiben. Es kann unmöglich etwas Vernünftiges bei solchem Beginnen herauskommen. Der unglückliche Architekt, der unter dem Zwange solcher Ortsvorschriften zu arbeiten gezwungen ist, mag sich quälen wie er will: weder gelingt es ihm, die praktischen Erfordernisse des Bauprogrammes zu verwirklichen, noch kann er eine gute Architektur zuwege bringen, noch erreicht er den Charakter der alten Bauten. Das Ergebnis aller Mühe ist ein häßlicher Wechselbalg, der niemand nützt und niemand Freude macht. Nur die oberflächliche Beurteilung kann sich an solchen Gebilden genügen; wer Empfindung für architektonische Werte hat, erkennt hier nicht eine Anpassung an die alten Architekturwerke, sondern eine Karikatur auf sie. Das was aus den alten Bauten so eindrücklich zu uns spricht, ist ihre Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, Ursprünglichkeit. Das was aus den „angepaßten" Bauten hervorleuchtet, ist ihre Unechtheit, ihre Charakterlosigkeit.

An und für sich ist es selbstverständlich zu begrüßen, daß Städte mit reicher Überkommenschaft an guter alter Architektur darauf bedacht sind, die Schönheit und Eigenart des Ortsbildes zu erhalten. Wollte man dies aber dadurch erreichen, daß man die Nachahmung der alten Architekturform vorschriebe, so wäre der Erfolg nur unter der Voraussetzung denkbar, daß es einmal wirklich möglich wäre, heute die Ausdrucksweise vergangener Zeiten zu erreichen und sodann, daß wir die erreichten Nachahmungen ebenso hoch einschätzten wie die ursprünglichen Werke. Beide Voraussetzungen sind irrig. Man hat zwar durch Jahrzehnte geglaubt, es bedürfe nur der äußerlichen Anwendung alter Architek-

Digitized by Google

turformen, um Bauten hinzustellen, die genau das wären wie die alten. Aber jede Zeit hat das, was die Zeit vor ihr nach dieser Richtung getan hatte, als schwere Fehler erkannt. Die ersten Wiederherstellungen an der alten Marienburg aus den zwanziger Jahren erscheinen uns heute unbegreiflich mangelhaft. Aber auch das, was an anderen Orten um 1875 restauriert wurde, hält den Augen von 1900 nicht mehr stand. Und doch haben jene früheren Jahrzehnte genau so in dem Geiste der alten Zeit wiederherzustellen geglaubt, wie unsere Neuaufbauer es heute noch tun. Man sollte aus solchen Beobachtungen aber heute endlich einmal den Schluß ziehen, daß aus derartigen rein antiquarischen Übungen ein vernünftiges Werk überhaupt nicht zustande kommen kann. Wir können nicht in eine andere Haut kriechen. Menschen des 20. Jahrhunderts können unter keinen Umständen so tun, als wären sie Menschen des 15., 16., 17. oder 18. Jahrhunderts. Unsere heutigen Leistungen zeigen eben einen durchaus anderen Geist, den wir nicht verscheuchen können, auch wenn wir es wollten. Gotische Ornamente von heute erscheinen hart, gläsern, empfindungslos, während die alten duftig und von Leben überquellend erscheinen. Die alten Profile sind kraftvoll, schwellend und doch streng, die nachgeahmten lediglich richtig, aber ohne Saft und Kraft. Die Erklärung ist, daß immer nur das echt ist, was aus uns selbst kommt. Den Lügner erkennt man zumeist schon an der Haltung und der Art und Weise wie er spricht. Wer lediglich Angelerntes nachspricht, wird nie irgendeine Wirkung erzielen. Und dann, kein Mensch auf der Welt hat irgendein Interesse daran, Formen des 15., 16. oder 17. Jahrhunderts an einem neuen Bauwerke zu bewundern. Der Kunstfreund wird sich vielmehr einem solchen Neubau gegenüber von einem gewissen Unbehagen erfüllt finden. Selbst bei sehr weit getriebenen Täuschungsbestrebungen wird er erkennen, daß er hier nichts Echtes, sondern etwas Falsches vor sich hat und wird sich enttäuscht abwenden. Es ist klar ersichtlich, daß sich die heimatkünstlerischen Bestrebungen mit derartigen Ortsvorschriften, die freilich heute noch in vielen Städten in Geltung sind, auf einem vollständig falschen Wege befinden.



Plan von Gerdauen mit Einzeichnung der durch die Russen verursachten Zerstörungen. Bearbeitet nach der Aufnahme von Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner in Königsberg

Auch für den Wiederaufbau Ostpreußens haben sich sogleich Stimmen gemeldet, die zu ähnlichen Vorgehen rieten. So wurde gewünscht, daß eine Anpassung der neuaufzubauenden Ortsteile an die gotischen Backsteinbauten der Ordenszeit stattfinden sollte, ein Vorschlag, der freilich so sonderbarer Art ist, daß er keinerlei Anklang gefunden hat. Andere verlangen mit mehr Aussicht auf Erfolg ein Anknüpfen an die Bauten um 1800, indem sie vorgeben, daß die Mehrzahl der das ostpreußische Städtebild bestimmenden Gebäude aus jener Zeit sei. Hierzu muß folgendes bemerkt werden. Die Bauten um 1800 verraten sicherlich eine anständige Baugesinnung, sie haben gute Verhältnisse und zeigen eine gewisse, uns heute angenehm berührende Zurückhaltung in den Formen. Es kann jedoch nicht zugegeben werden, daß unsere Zeit die Aufgabe habe, so zu tun, als sei im ganzen 19. Jahrhundert nichts passiert, und daß jetzt einfach der Sprung um hundert Jahre zurückgemacht werden müsse. Es ist im 19. Jahrhundert allerhand passiert. Allerdings machte der berufsmäßige Baukünstler Extratouren, er konnte sich deshalb nicht an der wichtigsten Aufgabe, die der Zeit vorlagen, beteiligen: den Werken der Technik die Form zu geben. Er spielte mit allerhand hergeholten fremden Formen. Aber unabhängig von der berufsmäßigen Baukunst haben sich dennoch die Formen weiterentwickelt. Wir sehen es

Digitized by Google

Überreste der Russenzeit in Gerdauen. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

an unserer Kleidung, unseren Geräten, unseren Werkzeugen, unseren Fahrzeugen, unseren Waffen. Man vergleiche hier nur das heutige glatte, sich in seiner Rundung dem Körper anschmiegende Zigarettenetui mit der Schnupftabaksdose um 1800, den heutigen Revolver mit der alten Pistole, den heutigen Landauer mit der Kutsche des 18. Jahrhunderts. Überall erkennen wir eine deutlich wahrzunehmende Formenwandlung, die vom Geschmückten, Komplizierten zum Einfachen und Zweckmäßigen führt; Ornamente und Anhängsel sind verschwunden, die reine Gebrauchsform ist übriggeblieben, allerdings ist diese Gebrauchsform verklärt zu einem gefälligen, in sich voll-

Ein weiteres Bild der Zerstörung in Gerdauen. (Hofphot. Kühlewindt, Königsberg

Digitized by Google

Ortelsburg, vom Turm der protestantischen Kirche aus gesehen. (Hofphot. Kühlewindt, Königsberg)

endeten Gebilde. Dieses behauptet aber seinen Platz so gut wie die Gebilde um 1800, von denen es nach Gesinnung und Ziel so sehr abweicht. Ist das aber auf dem ganzen Gebiete der Technik so, so müßte es eigentlich erst recht in der Architektur der Fall sein, die ja nur die große Berufsformerin ist. In der Tat gibt es wenigstens einige Gebiete, in denen auch architektonisch unsere Zeit ihre Form gefunden hat, Gebiete, die es früher nicht gab. In Betracht kommen vor allem Bauten, die sich auf Verkehr und Warenaustausch beziehen, Bureauhäuser, Geschäftshäuser, Warenhäuser, Speicher, Bahnhöfe, ferner Fabriken, Industriegebäude, Ausstellungshallen. Sie alle tragen heute mehr oder weniger ein neuzeitliches Gewand, an ihnen hat sich eine im besten Sinne moderne Baukunst entwickelt, die nichts mit der Nachahmung alter Stile oder etwa mit der Anpassung an die Bauten um 1800 gemein hat. Und diese Bauten sind der Beweis, daß die formbildende Kraft der Gegenwart noch vorhanden ist, trotz aller narkotischen Mittel, die im 19. Jahrhundert an der Architektur ausprobiert worden sind.

Wenn aber alle Wiederaufnahmewünsche früherer Ausdrucksformen unangebracht sind, worin soll dann der Heimatschutz bestehen? Welche Mittel sollen angewandt werden, um bei solchen Aufgaben, wie sie jetzt in Ostpreußen gestellt sind, die Entgleisungen des Bauens der letzten Jahrzehnte zu vermeiden? Zwei Maßnahmen sind möglich, um gute alte Ortsbilder zu erhalten. Erstens wird jede alte Stadt alle vorhandenen alten Bauten mit Sorgfalt zu hüten und zu beschützen bestrebt sein müssen. Man sollte meinen, diese Forderung wäre selbstverständlich und würde, wo doch jetzt alle Städte darauf aus sind, das Ortsbild zu retten, mit Peinlichkeit befolgt. Das ist aber nicht der Fall. Im selben Augenblick, wo man die Nachahmung alter Bauten durch Ortsstatute vorschreibt, reißt man wirkliche alte Bauten mit vollkommen gleichgültiger Miene nieder. Vielfach scheint der Glaube zu bestehen, daß die Attrappe, die man an Stelle eines alten Baues hinsetzt, ebensogut für das Ortsbild wäre. Es ist richtig, daß sich die Stadt ein gewisses Opfer auferlegt, indem sie Bauten, die in ihrem Grundriß und in ihrer Anlage veraltet sind, künstlich aufrechterhält. Es gibt jedoch, wenn nur genügend guter Wille vorhanden ist, eine Menge von Zweckbestimmungen, die ein solcher alter Bau noch immer erfüllen kann: er kann als Bücherspeicher, zu Verwaltungszwecken, als Gesellschaftshaus, zur Aufbewahrung von Altertümern usw. dienen. In zweiter Linie wird es sich sodann darum handeln, daß die Neubauten in einem Geiste errichtet werden, der dem der alten Bauten nicht widerspricht. Die Betonung liegt hier auf dem Geist. Worin besteht der Geist der alten Bauten? Sie sind, verglichen mit der großen Mehrzahl der modernen Bauten, architektonisch gut, sie atmen eine aufrichtige Gesinnung, und ihre allgemeine Erscheinung ist unaufdringlich, kurz, sie haben eine gute Haltung.

Digitized by Google

Neben diesen allgemeinen Eigenschaften ist noch eine Sonderheit zu beobachten, die darin besteht, daß alte Straßen und Plätze meistens Häuser von derselben Art zeigen. Alle Häuser sind in demselben Material gebaut, haben dieselbe Dachdeckung, dieselbe Dachform, da wo Giebel sind, dieselbe Giebelform. Es ist also eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden. Vor zwanzig Jahren nannten wir sie Eintönigkeit, wenn nicht Langweiligkeit. Seitdem wir uns aus der Unkultur des Bauens der letzten fünfzig Jahre herausſehnen, erblicken wir gerade in dieser Einförmigkeit den Hauptgrund für die gute städtebauliche Wirkung.

Aus dem Gesagten erhellt, worin die wirkliche Anpassung neuer Bauten an das alte Ortsbild beruhen müßte. Auch die neuen Bauten sollten architektonisch gut sein, sie sollten sich aufrichtig und ehrlich geben, sie sollten eine gute Haltung haben, und sie sollten sich in Material, Farbe, Dachdeckung und Grundform des Aufbaues den vorhandenen Bauten anschließen. Dieses Programm ist erschöpfend, zugleich ist alles, was darüber hinausgeht, vom Übel. Die Vorschrift der Aufnahme alter Architekturformen muß bei Bauten, deren Programm von dem jener alten Bauten grundsätzlich abweicht, zu Gewaltsamkeiten führen. Ein Warenhaus braucht große Lichtöffnungen, eine Bahnhofshalle findet kein Vorbild in den Bauten um 1800, noch weniger in denen von 1600. Bis zu welcher Verkennung heimatschützlerische Bestrebungen führen können, das zeigt ein Vorortbahnhof der Hoch- und Untergrundbahn in Berlin, der in der Form eines Bauernhofes mit Strohdach gebaut ist. Es ist ein gesundes Zeichen für die fortschreitende Erkenntnis des Richtigen, daß er selbst vom großen Publikum einmütig abgelehnt wurde. Die erste Grundregel für wirklichen Heimatschutz ist also: keine Ortsvorschriften, die auf die Nachahmung alter Architekturformen oder bestimmter Stile verpflichten. Neben diesem negativen Grundsatz ist der positive von ausschlaggebender Bedeutung: man sorge dafür, daß die Neubauten architektonisch gut werden. Das beste Mittel dazu ist, sie einem guten Architekten zu übertragen. Es unterliegt keinem Zweifel daß der Stand des Bauens in neuerer Zeit, verglichen mit dem Stande früherer Jahrhunderte, beträchtlich gesunken ist. Ein Heer von Pfuschern und Nichtskönnern ist heute tätig, die früher nicht herangelassen wurden. Die Gründe hierfür zu untersuchen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Der Irrtum vieler Ortsstatute, die auf Erhaltung des Stadtbildes hinausgingen, bestand nun darin, daß sie diesen unfähigen Elementen die Aufgabe erleichtern wollten, indem sie ihnen bindende Anweisungen, nämlich die Nachahmung der benachbarten alten Bauwerke gaben. Gute Kunst wird aber stets nur von guten Künstlern gemacht, kein Rezept

Neues Leben in Ortelsburg. Rechts das von den Russen nicht zerstörte Kriegerdenkmal
(Phot. Stengel & Co., Dresden)

Digitized by Google

Aufräumungsarbeiten in Tapiau. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

kann, selbst wenn es gut wäre, einen Stümper dazu veranlassen, ein gutes Kunstwerk zu erzeugen. Als dritter Grundsatz endlich ergibt sich die Einhaltung von Einheitsformen. Die Einheitsform, für deren Notwendigkeit das Verständnis erst neuerdings, und nicht ohne Widerspruch selbst aus Künstlerkreisen, geweckt ist, ist ein natürliches, ja selbstverständliches Erfordernis der angewandten Kunst. Als Zweckkunst verlangt sie zunächst die Berücksichtigung des Zweckes; gerade der Zweck aber kann durch die Einheitsform am besten gedeckt werden. Statt fortgesetzt alles mögliche Neue zu probieren und es in den Anfängen wieder fallen zu lassen, kann die eine als zweckmäßig erkannte Form durchgearbeitet und fortgesetzt bis in alle Kleinigkeiten verbessert und verfeinert werden. Dieser Grundsatz wird bei jeder Großherstellung, in jedem Fabrikbetriebe befolgt; er ist aber ebenso richtig für den praktischen Teil der Architektur, also vor allem für den Grundriß. Das Arbeiterhaus, der kleine Hof des Landwirts einer bestimmten Gegend, aber auch das Bürgerhaus, ja die städtische Mietskaserne haben im allgemeinen einen bestimmten, als zweckmäßig erkannten Grundriß, den auszubilden und zu verfeinern Aufgabe einer längeren Entwicklung ist. Aber fast mehr noch als vom praktischen ist auch vom künstlerischen Standpunkte aus die Einheitsform empfehlenswert. Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß ein möglichst großer Wechsel in den Formen wohltuend wirke. Die Erfahrungen in unseren Villenvororten haben gelehrt, daß durch die Verschiedenartigkeit der Häuser, die hier herrscht, nur ein peinlicher Eindruck erzeugt wird. Jedes Haus hat ein anderes Format, einen anderen Aufbau, ein anderes Dach, andere Einzelformen und ist mit anderem Material erbaut. Anfangs glaubte man, der verwirrende Eindruck läge an der schlechten Architektur. Beispiele lehren jedoch, daß auch Kolonien, in denen nur gute Architekten gebaut haben, denselben undisziplinierten Eindruck hervorrufen. Mit ihm vergleiche man dann den wundervollen einheitlichen Anblick unserer alten Ortschaften, der offenbar darin besteht, daß nicht nur jedes Haus in sich gut ist, sondern daß vor allem auch alle Häuser zusammengenommen eine harmonische Einheit bilden, d. h. daß sie im Zuschnitt, in der Dachform, in der Farbe, im Baumaterial übereinstimmen. Was eindrücklich ist, ist die durch diese Einheit hervorgerufene Haltung im ganzen. Zugleich wirkt die Beobachtung von Disziplin und Organisation stets wohltuend. Diese Organisation, d. h. die Handhabung einer Einrichtung von großen Gesichtspunkten aus, ist aber unbedingt auch in der Architektur nötig. Abgesehen hiervon wird, wie in der praktischen so auch in der künstlerischen Form, unbedingt dann eine bessere Durchbildung und eine größere Verfeinerung erreicht, wenn ein ganzes Zeitalter ein einheitliches Ziel verfolgt. Und schließlich kann eine wahrhaft schöpferische Zeit überhaupt immer nur eine einzige geschlossene Kunstüberzeugung haben, wie alle früheren Zeiten stets nur eine einheitliche Stilrichtung gepflegt haben.

So vereinfacht sich die Frage des Heimatschutzes zu dem Grundsatz, architektonisch in jeder Beziehung das Beste zu leisten, das Beste im einzelnen und das Beste in der Zusammenfassung zum Ganzen. Wobei dann alle weiteren Stilrezepte draußen gelassen werden können. Gute moderne Bauten vertragen sich stets mit guten alten, das Warenhaus Wertheim von Alfred Messel in der Leipzigerstraße in Berlin könnte in einem noch so schönen alten Stadtbilde stehen, ohne zu stören. Auch in alten Städten stehen Häuser aus verschiedenen Bauperioden beisammen und machen doch ein gutes Bild. Nur die nichtsnutzigen, architektonisch minderwertigen Eindringlinge

Digitized by Google

des modernen Stümpertums stören die Einheit.

Wenn nun die Frage, stets nur gute Architekten zuzulassen, im allgemeinen heute immer noch Schwierigkeiten bereiten wird, so ist ihre Lösung in Ostpreußen mit Glück versucht worden. Hier konnte eine einheitliche, große Organisation durchgeführt werden, die sich dadurch ergab, daß staatliche Bau- und Unterstützungsgelder gewährt werden. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, für die beste Verwendung der durch seine Hand gehenden Gelder zu sorgen. So war es hier möglich, in jedem der wiederaufzubauenden Bezirke einen tüchtigen jüngeren Architekten unterzubringen, der die Aufgabe zu erfüllen hat, das Alte dem Neuen einzufügen. In erster Linie hat er für die Erfüllung der praktischen Erfordernisse in stetem Einvernehmen mit den Besitzern zu sorgen und sodann das sich ergebende Mögliche in Form zu bringen. Er muß stets die volle Übersichtlichkeit über das Ortsbild behalten und diesem in liebevoller Sonderarbeit und mit Geschick und Takt die entstehenden Um-, Aus- und Neubauten einordnen.

Denn es handelt sich in Ostpreußen hauptsächlich um Sonderarbeit. Die Zerstörung der Ortschaften ist ihrem Umfange nach verschieden. Zum Teil erstreckt sie sich nur auf einzelne Straßen, zum Teil nur auf die Oberteile der Häuser einzelner Straßen. Es kann auch nur in den Fällen eingepaßt werden, in denen die Straßen einheitlichen Charakter tragen. Da, wo minderwertige Architektur vorhanden ist, werden neue Straßen und Plätze sehr wohl auch auf ein verbessertes Ortsbild abzielen dürfen. Denn wir wollen uns nur zu Nachfolgern des guten, nicht des schlechten Alten machen. Es ist selbstverständlich, daß in solchen neuen Straßen und Plätzen, in ganz neuen Vierteln oder etwa gar ganzen neuen Ortschaften der Architekt eine freie Hand haben muß, daß er hier die besten Grundsätze des Städtebaues unbehindert anwenden wird. Bei solchen Neuanlagen können dann auch alle Verbesserungen in der Straßenführung, im Grundriß der Häuser, in den sanitären Einrichtungen, in der Konstruktion leichter eingeführt werden, als beim Ausbau nur teilweise zerstörter Häuser. Immer aber muß vorausgesetzt werden, daß der gestaltende Architekt ein Künstler ist, der nach bestem Wissen und Gewissen schafft und die Aufgabe darin sieht, die äußere Form dem inneren Wesen anzupassen. Das ist in allen Zeiten guten Bauens der Fall gewesen, vorzugsweise auch in denen, die der Heimatschutz als vorbildlich ansieht. Nur darin kann der wahre Heimatschutz gesucht werden, daß wir Nachgeborenen ebenso ehrlich, unbeirrt und mit Anspannung und Heranholung unserer besten Kraft bauen, wie unsere Vorfahren bauten. Wenn der Fehler gemacht worden ist, den Heimatschutz in einer äußerlichen Wiederholung, um nicht zu sagen Nachahmung, der Sonderformen alter Bauwerke zu sehen, so wollen wir diesen Fehler heute vermeiden. Denn es wäre sicherlich auch keinem jener alten Baumeister eingefallen, frühere Bauformen zu kopieren. Eben, daß sie nicht kopiert haben, macht ihre Bauten für uns vorbildlich. Sie haben gebaut, wie sie es für richtig hielten, wie es der Geist ihrer Zeit gebot, und wie es der besondere Zweck, das Bauprogramm, verlangte. Wenn wir diese einfachen, selbstverständlichen Grundsätze ohne Leichtfertigkeit, aber auch ohne nach links, rechts, aber auch rückwärts zu schielen, streng verfolgen und dabei den Takt aufbringen, uns in die alte gute Gesellschaft so einzugliedern, daß wir deren Haltung nicht stören, dann üben wir den besten Heimatschutz aus, der denkbar ist. Heimatschutz ist viel mehr eine Frage des Taktes als eine Frage der Einzelform.

Ein Bild aus dem Dorfe Czymochen. (Phot. Stengel & Co., Dresden)

Digitized by Google

Das Unbekannte

Nach den Aufzeichnungen eines französischen Gefangenen

Von Wilhelm Scharrelmann

Es wird mir ewig unmöglich sein, den Tag zu vergessen, trotzdem es nur ein einziger, flüchtiger Augenblick war, der ihn aus der Reihe aller anderen Tage, die ich bisher erlebte, heraushob. Aber die eine Sekunde, mit der das, was ich mein Erlebnis nenne, begann, und von dem ich erzählen will, trug so sehr die Miene der Erhabenheit und des Unabwendbaren, daß sie einen Schauer in mir erregte, als hätte das Ewige plötzlich die Pforten meiner Seele berührt. War es ein Wunder, wenn mir der Atem stockte und mich noch heute die Empfindung nicht verlassen will, einen Blick in die geheimnisvollen Zusammenhänge getan zu haben, die das Heute mit dem Morgen verknüpfen?

Es war ein sonderbarer Zustand, über den ich mir eine klare Rechenschaft auch heute noch nicht ablegen kann. Mir war, als wäre plötzlich, wenn auch nur für einen Augenblick, der Schleier zerrissen, der die Zukunft vor unserem Blick verhüllt. Ich sah das Furchtbare, das in den nächsten Wochen über Frankreich hereinbrechen sollte, sah es als etwas bereits Geschehenes vor mir und schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich innerlich von Grauen und Entsetzen geschüttelt wurde, wie ein Tier, das bei einem Waldbrande sich plötzlich ringsum von Flammen umgeben sieht und nicht weiß, wohin es sich wenden soll.

Ich war nicht mit mir im klaren, ob ich es Margot sagen und ihr den Schimmer von Hoffnung, daß sie mich wiedersehen werde, beim Abschied nehmen solle. Anfangs war ich entschlossen, es zu tun. Es kam mir töricht, beinahe frevelhaft vor, sie mit lächelnden Worten über das Kommende hinwegtäuschen zu wollen, nun ich die Kette des Schicksals wie ein Gewicht an meinen Füßen gespürt hatte. Besser ein Schmerz, grausam wie ein Dolchstoß, statt der langen Qual angstvollen Hoffens und heimlichen Wartens, die doch einmal in Verzweiflung enden mußte.

Ich weiß nicht, warum ich es dann doch nicht getan habe. Vielleicht fand ich nicht die Kraft dazu. Es erschien mir unmenschlich, ihre Hoffnung gewaltsam zu ersticken, trotzdem es vielleicht weniger grausam gewesen wäre, von vornherein Abschied für immer zu nehmen, als mit erzwungener Fassung und heiteren Grüßen von ihr zu gehen, die mehr ein Versprechen künftiger Freuden, als Trennung und Abschied für immer bedeuteten.

Arme Margot!

Ich will nicht leugnen, daß mir der Abschied von ihr schwerer geworden ist, als ich es hier sagen kann, und daß in den letzten Tagen unseres Zusammenseins zuweilen eine Art Mitleid mit mir selbst in mir aufstieg, eine Schwäche, der vielleicht der Tapferste nicht ganz entgeht. Aber ich überwand es, wie es Tausende und aber Tausende haben überwinden müssen. Ich sagte mir, daß das Leben eine Frucht ist, die in allzulanger Ruhe kernfaul wird und den Sturm braucht, der sie am Zweige schüttelt, wenn er sie auch eines Tages von der freien Höhe in die Tiefe wirft, der letzten Endes nichts auf dieser Erde entgeht. Ich empfand plötzlich, was mir bisher wie eine Phrase geklungen: nur in dem Augenblick, in dem man dem Tode näher steht als dem Leben, lebt man wirklich, fühlt man die tiefen Schauer, die vielleicht das Beste unseres Lebens ausmachen und uns beweisen, daß wir im Kern unseres Wesens mehr sind, als intelligente Tiere. Der größte Teil unseres Daseins ist ein Vegetieren, ein Dämmern, ein Dahinträumen, aus dem uns nur der Sturmwind des Schicksals emporzurütteln vermag. Man erkennt dann plötzlich wie klein und bedeutungslos unser Dasein ist, bedeutungslos gegenüber dem Schicksal des Ganzen, das man Volk, Rasse, Vaterland nennen mag, das man vergessen zu haben schien über den kleinen Sorgen des Alltags, das aber nun wie eine ungeheuere

Digitized by Google

Das Jägertor in Potsdam zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. Gemälde von Johann Christian Mock
(Im Besitz des Deutschen Kaisers)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Woge uns davonreißt, über uns selbst, über Nacht und Tod hinwegreißt, wie der Sturm eine ängstlich flatternde Taube über ein düsterschäumendes Meer. Ich weiß es heute aus Erfahrung: alle Bitterkeit des Todes verschwindet gegen dieses Gewaltige, von dem man getragen wird, wie von unsichtbaren Flügeln.

Aber Margot bedauere ich. Ihr blieb bei unserem Abschied nichts, als eine trügerische, schwankende Hoffnung, mich nach beendigtem Kriege wiederzusehen. Margot und ich sind drei Tage vereint gewesen. Drei selige, von den Schauern der Ewigkeit umwitterte Tage. Ein Freudenfest der Liebe, im Angesicht des Todes.

Als wir erfuhren, daß der Krieg unvermeidlich geworden war, waren wir entschlossen, uns vorher für immer miteinander zu verbinden.

Für immer! Welche Bedeutung das Wort erlangt, wenn man den Tod in nächster Nähe vor sich sieht! — Aber ich will in Ruhe niederschreiben, was sich ereignet hat und mich incht durch Betrachtungen unterbrechen lassen, die zu unwesentlich sind, um mitgeteilt zu werden.

Ich lernte sie im Frühjahr kennen. Ein Spiel des Zufalls würde sagen, wer die Geschichte unserer Liebe erführe. Aber ich glaube nicht mehr an Zufall. Ich weiß jetzt, daß auch hinter den scheinbaren Zufällen, die den Weg unseres Lebens begleiten, sich etwas Zwingendes verbirgt, das unsere Wege bestimmt. Eine veraltete Anschauung, wird man sagen, ein Stück Mystizismus oder Fatalismus. Gut. Hier steht Ansicht gegen Ansicht, und so wenig, wie ich beweisen kann, daß ich recht damit habe, werden es die können, die lächelnd über meine Meinung die Achseln zucken.

Sie war so schön mit ihren neunzehn Jahren, wie, — ja, man müßte ein Dichter sein, um etwas finden zu können, mit dem man Margot hätte vergleichen können. Ich kann es nicht sagen.

Ich habe nie etwas Lieblicheres gesehen, als ihr Lächeln, bin nie so tief beglückt gewesen, wie bei dem Blick ihres Auges. —

Am Nachmittag des 26. September rückten wir in die Feuerlinie vor. Wir sollten die Höhen zurückgewinnen, von denen die Deutschen am Tage vorher die Unsrigen vertrieben hatten.

Die Aufgabe, die vor uns lag, war nichts Außergewöhnliches, ein Zwischenspiel, das sich unendliche Male in jedem Feldzug wiederholt. Ein Infanterieangriff auf besetzte Hügel, ein sprunghaftes Vorrücken zunächst und zuletzt der Sturm.

Das Merkwürdige bei alledem war, und damit beginnt das, was ich mein Erlebnis nenne, daß ich die Lage, in der ich mich an diesem 26. September befand, die Gegend, die ich vordem nie gesehen hatte, ja selbst einige Personen in meiner Umgebung genau wiedererkannte — denn das, was mir damals bevorstand, hatte ich acht Tage vor Beginn des Krieges bereits mit seinem ganzen Schrecken in einer einzigen, winzigen Sekunde durchlebt.

Ich habe nicht etwa davon geträumt, wenn auch solche Träume vorkommen sollen. Es war ein merkwürdiger Zustand, den ich bei ganz klaren Sinnen durchlebte und der mich trotzdem im Augenblick des Erlebens so gefangen nahm, daß ich hinterher das Gefühl hatte, aus tiefem Traume erwacht zu sein.

Es war abends zwischen sechs und sieben Uhr. Wir saßen zu dreien in einem Café, die Mobilmachung stand vor der Tür.

Das Café war überfüllt. An allen Tischen wurden die letzten Meldungen erregt besprochen. Ich saß mit Louis Gringoire und Maurice Prentome an einem Marmortischchen nicht weit vom Büfett. Wir rauchten und sprachen von den Dingen, von denen alle um uns sprachen.

Maurice, der ruhigste und gelassenste von uns, hatte eben mit der Zuversicht, die ihm sein Optimismus gab, davon gesprochen, daß der Friede erhalten bleiben werde, daß ein Krieg zwischen zivilisierten Völkern eine Unmöglichkeit, eine Tollheit sei. Ich meine mich noch jedes seiner Worte zu entsinnen. Auch die Entgegnungen Louis Gringoires habe ich nicht vergessen, der ihm antwortete, erfüllt von dem Feuer seiner schönen Leidenschaftlichkeit und von glühender Vaterlandsliebe.

Ich stelle das fest, weil es für mich ein Beweis dafür ist, daß das, was ich mein Erlebnis nenne, von außerordentlich kurzer Dauer gewesen sein muß, eingeschoben zwischen zwei gesprochenen Sätzen. Ich sah mich plötzlich in der Uniform meines Regiments, inmitten einer stürmenden, von

Digitized by Google

Kugeln überschütteten Infanterieabteilung, die im Begriff war, eine vor uns liegende Kette niedriger Anhöhen zu nehmen. Links neben mir lief ein junger Offizier, den Degen in der Rechten, die Linke hoch erhoben, den Kopf seitwärts mir zugewandt, in den Augen die Ekstase des Kampfes, und — es mag lächerlich sein, es zu erwähnen — die rechte Schnurrbartspitze über den Mundwinkel herabhängend, die linke ein wenig aufwärts gestrichen. „Allons, enfants de la patrie!“ schrie er. — Einen Augenblick später begann er zu stolpern, lief ein paar trippelnde kurze Schritte, als habe er plötzlich Fesseln an den Füßen, und stürzte im nächsten Augenblick mit solcher Wucht auf die Erde, als habe ihn die Faust eines Riesen in den Sand gestoßen.

Ich lief weiter, besinnungslos, nur von dem glühenden Wunsche beseelt, voranzukommen, — als ich plötzlich einen Schlag verspürte, als stoße mich dieselbe Faust, die eben vorhin den Offizier niedergeworfen, vor die Brust. Ich fühlte, wie ein merkwürdiges Gefühl niederwuchtender Schwere sich auf meine Schultern legte und plötzlich die kühle Erde, naß von dem niedergegangenen Regen, sich mir an die Lippen preßte, als küsse sie mich, die mütterliche Erde, den sterbenden Sohn —

In diesem Augenblick zuckte ich — von der Gewalt des Geschauten bewegt — zusammen, daß das Glas mit Sodawasser, das ich mit der Rechten umfaßt hielt, seinen Inhalt über den Tisch ergoß und Maurice mir zurief; „Aber Narzisse! Gib doch acht!“

Von dem Augenblick an wußte ich, daß der Krieg ausbrechen und mein Schicksal sich erfüllen würde.

Arme, kleine Margot! —

Als ich am zweiten Tage der Mobilmachung bei meinem Regiment eintrat, erkannte ich in dem Leutnant Forgesse den stürmenden Offizier wieder, den ich an jenem 24. Juli gesehen hatte. Dasselbe Gesicht, dieselbe Größe, dieselbe Haltung, — alles stimmte. Ich war nicht verwundert darüber. Ich habe das Wundern in dieser Welt der Widersprüche und unfaßbaren Dinge verlernt. Ich war nur noch sicherer, daß alles so kommen würde, wie ich es vorausgesehen hatte.

Am Abend fand ich eine Gelegenheit mit ihm zu sprechen. Natürlich sprachen wir über das, was uns bevorstand.

„Man muß sich auf das Schlimmste gefaßt machen,“ sagte ich und sah ihn mit einem langen Blicke an, von dem Wunsche erfüllt, ihn vorzubereiten.

„A bah!“ entgegnete er. „Und wenn schon, — wir werden nicht die einzigen sein!“

Von dem Augenblick an war ich ganz sicher. Genau so lag mir seine Stimme in den Ohren, wie ich ihn hatte rufen hören: „Allons, enfants de la patrie!“ —

Am nächsten Morgen rückten wir vor. Als ich vom Waldrande aus die Höhe erblickte, die wir stürmen sollten, sah ich, daß die Stunde gekommen war, in der die Entscheidung fallen mußte.

Ich hatte bisher nie an die Unsterblichkeit geglaubt. Wenn aber die Menschenseele imstande ist, ein Ereignis der Zukunft in voller Schärfe vorher zu sehen, klar und deutlich, mit allen Einzelheiten, die sonst nur die Wirklichkeit geben kann, so muß sie ein Ding sein, das nicht allein von unserem Gehirn abhängig ist, ein rätselhaftes, wunderbares Instrument, das der feindlichen Kugel unerreichbar bleibt. ‚Nun,‘ dachte ich, ‚in wenigen Stunden wirst du mehr über diese Dinge wissen, als du trotz allen Grübelns bisher erfahren hast.‘

Ich sehe Forgesse noch vor mir, höre ihn mit seinen Leuten sprechen, Befehle erteilen, sicher und ruhig, wie ein Mensch spricht, der die Sicherheit eines Kindes hat.

‚Mein Gott, was für eine Welt ist dies?‘ zuckte es in mir auf, und ich hatte Mühe, meine Bewegung zurückzuhalten.

⁂ ⁂ ⁂

Alles kam so, wie ich es vorausgesehen hatte.

Plötzlich, um fünf Uhr nachmittags schwieg unsere Artillerie, und der Sturm begann. Die Unseren hatten seit Tagen in Schützengräben gelegen, die sich am Waldrande hinzogen. Aber nun es abends zum Sturm ging, waren sie frisch und voll Mutes, als hätte der Tag eben begonnen. Wir erwarteten das Kommando. „Komme, was kommen soll!“ sagte ich halblaut zu mir selbst und merkte doch, wie mir das Herz schlug.

Ein Soldat neben mir, ein blutjunger Mensch mit einem Paar sanfter, brauner

Digitized by Google

Augen und mit Lippen, die so blaß waren wie der Tod, sah mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck und einem bitteren Lächeln an. „Fassen Sie sich!" flüsterte ich ihm zu. „Mut!"

„Gibt es etwas, das furchtbarer ist?" fragte er leise zurück. „Es stehen Maschinengewehre drüben, mehr als wir ahnen. Wir gehen einem Hagel entgegen."

„Machen Sie sich keine Gedanken darüber," bat ich ihn. „Es ist gleichgültig, welche Vorbereitungen man drüben getroffen hat. Wir werden siegen oder zu sterben wissen!"

„Ja," flüsterte er, und wieder trat das sanfte, traurige Lächeln auf seine Lippen. „Sie haben recht. Es ist gleichgültig. Alles ist gleichgültig. Aber ich sage Ihnen," und seine Stirn zog sich drohend zusammen, „wenn es einen Gott und ein ewiges Leben gibt, wird man die Urheber dieses Krieges zur Verantwortung ziehen." —

Als der Sturm begann, wunderte ich mich, Forgesse nicht neben mir zu sehen. ‚Wie?' fragte ich mich, ‚solltest du dich getäuscht haben?'

‚Wo mag er geblieben sein?' fragte ich mich von neuem, als ich mich atemlos nach dem ersten Sprung hinter einem Erdhügel niederwarf, den eine platzende Granate aufgeworfen hatte.

Ich hatte schlecht gewählt. Ich merkte, wie man gerade auf dieses Ziel schoß. Ein niedriger Busch, der in einiger Entfernung vor mir stand, war bereits völlig von Kugeln zerfetzt, und das rote Laub, das der Herbst an seinen Zweigen gelassen, schien von den Schüssen zu bluten. Voll Sehnsucht wartete ich darauf, wieder aufspringen zu dürfen. Die Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten.

Endlich ertönte das Kommando, und nun war plötzlich alles, wie ich es vorausgesehen hatte.

Mit gewaltigen Sätzen — Gott mag wissen, woher er plötzlich aufgetaucht war, sah ich den Leutnant mich überholen, sah ihn links vor mir, den Degen in der Hand — genau so, wie ich ihn an jenem 24. Juli gesehen hatte. Mir wollte das Herz stillstehen vor Schreck.

Er wandte mir sein Gesicht zu, und ich hörte seine Stimme, hart und metallisch, wie einen kurzen Trommelwirbel in meine Ohren fallen: „Allons, enfants de la patrie! — Im nächsten Augenblick sah ich ihn fallen.

Wie ein Stein stürzte er zu Boden.

Und nun wickelte sich alles mit blitzhafter Schnelligkeit ab. Ich lief weiter, besinnungslos, von einer plötzlichen, keuchenden Angst ergriffen vor dem, was kommen mußte, nun unbedingt kommen mußte ...

Ich hörte das Geknatter der Schüsse, das Geschrei der stürmenden Kameraden neben mir, vor mir, hinter mir. Aber alles schien plötzlich in eine weite Ferne gerückt zu sein. Ich hatte die Empfindung, als sei die ganze Welt mit ihren wilden Geräuschen, ihrem Kampfgeschrei und dem Knattern der Geschosse in einen undurchdringlichen Nebel getaucht, der die Geräusche erstickte und einen Schleier über alle Dinge zu breiten schien. Dabei hatte ich die Empfindung, als gehörte ich mir selbst nicht mehr zu, als sei mir die Herrschaft über mich genommen, als habe eine unabwendbare, furchtbare, fremde Gewalt von mir Besitz ergriffen, mich gepackt, wie der Sturmwind ein welkes Blatt vor sich hertreibt und wirbele mich nun weiter, ein willenloses Wesen, dem die furchtbaren Minuten alle Selbstbesinnung geraubt.

Im nächsten Augenblick traf mich ein Stoß vor die Brust, ähnlich wie damals, als mir einmal als Knabe beim Spiele unvermutet ein Schleuderball mit voller Wucht gegen die Brust flog. Ein Gefühl der Schwere überfiel mich, drückte mich nieder, machte meine Füße plötzlich schwer und unfähig sich zu rühren, als wäre ich in einen Morast geraten, aus dem ich mich nicht befreien könne. Ich wußte, daß ich im nächsten Augenblick straucheln werde, fallen müsse, versuchte mit aller Kraft, mich aufrechtzuerhalten, und merkte dann, daß ich trotzdem zur Erde stürzte, schwer und dumpf, wie ein Sack, der aus einer Winde stürzt ... dann schwanden mir die Sinne.

Ich erwachte von einem stechenden, brennenden Schmerz in der linken Schulter. Ich schlug die Augen auf und sah, daß Nacht um mich war. Über mir flimmerten die Sterne, und die Finsternis war so dicht, so samtschwarz und undurchdringlich, daß ich nichts anderes sah, als das sanfte Licht der überirdischen Welten über mir.

Wo war ich? Erwachte ich zu einem

Digitized by Google

anderen Leben, fern von Kampf und Krieg, von Pulverdampf und Verwundetentransporten, von zerschossenen Häusern und brennenden Dörfern?

Tastend fuhr ich mit der Rechten nach meiner Schulter, fühlte etwas Feuchtes, Klebriges — und wußte im selben Augenblick, daß ich verwundet und zurückgeblieben war. Ich versuchte, mich zu erheben. Aber der geringste Versuch dazu machte mich schwindlig, wie ein bleichsüchtiges, junges Mädchen.

Ich sank hin und blieb liegen, von Mattigkeit und Schwäche überwältigt, von einer seltsamen Übelkeit und einem brennenden Durst zugleich gequält. ‚Ah,' dachte ich, ‚das ist also das Ende ...' und wunderte mich, daß es nicht furchtbarer war.

Meine Wunde brannte, als hätte ich mich im Schlafe zu nahe an ein Wachtfeuer gelegt, mir die Schulter daran verbrannt. Hinter meinen Schläfen lag ein Druck, als solle mir der Kopf springen.

Die Schlacht mußte längst vorüber sein. Nicht ein Schuß fiel.

Plötzlich hörte ich nicht weit von mir ein Stöhnen, ein dumpfes Stöhnen, ein Röcheln, wie von einem Tier, das unter dem Messer des Schlächters verblutet.

Im selben Augenblick wußte ich, daß es der Leutnant Forgesse war.

Ich rief ihn, einmal, zweimal.

Er antwortete nicht.

‚Er ist bewußtlos,' dachte ich.

Ich erinnerte mich, wie er gefallen war. Nach meiner Schätzung mußte ich noch eine beträchtliche Strecke weiter vorangekommen sein, als er. Aber die Erregung, in der ich gewesen war, mochte mich getäuscht haben.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe.

Endlich sah ich Lichter über das Feld kommen, schwankende, unruhige Lichter, die zuweilen zu erlöschen schienen und dann wieder auftauchten. Dort ... und dort ... jetzt drei auf einmal, nun mehr ... wie Leuchtkäfer in einer Frühsommernacht.

‚Ah, man kommt,' sagte ich mir. ‚Man sucht uns.'

Es dauerte eine Ewigkeit, bis eins der Lichter näher kam. Ich wollte rufen, mich bemerkbar machen, aber meine Stimme war, als hätte sie alle Kraft verloren.

„Kameraden!" rief ich. „Dorthin! Der Leutnant Forgesse liegt dort."

Ich fühlte, daß es vergeblich war. Meine Stimme drang nicht bis soweit.

Plötzlich hörte ich ein Schnuppern im Grase, ein Kriechen, Schleichen, leises Schnaufen, nun wieder mehr ein Keuchen, und gleich darauf sah ich im matten Schein der Sterne einen Hund, die Nase auf die Erde gedrückt, langsam näher kommen.

Im nächsten Augenblick stand er vor mir, stutzte, hob den Kopf, und gab Hals, laut, durchdringend, wie vor einem gefallenen Wild. „Hierher!" schrie ich.

Eine Laterne schwankte näher, als sei der Träger betrunken.

Zwei Soldaten mit einer Trage.

Im nächsten Augenblicke erkannte ich, daß es Deutsche waren, die das Feld nach Verwundeten absuchten.

‚Nicht in die Hand derer, die deine Kameraden erschossen haben,' war das einzige, was ich dachte. Ich wehrte mich, sträubte mich, aufgehoben zu werden und fühlte doch, daß ich hilflos war wie ein Kind.

„Wo sind Sie verwundet?" fragte jemand auf deutsch.

„Ich weiß nicht," antwortete ich. „Lassen Sie mich sterben!"

Aber vier kräftige Hände packten mich, hoben mich auf.

„Helfen Sie meinen Kameraden, nicht mir! Dort drüben liegt der Leutnant Forgesse vom 14. Linienregiment!"

Man achtete nicht auf meine Worte, als hätte ich sie im Delirium gesprochen.

Ich wiederholte, was ich gesagt hatte.

„Lassen Sie nur," sagte der eine, „der da drüben ist bereits tot."

⁂ ⁂ ⁂

Mit dem anbrechenden Morgen, mit ziehenden Nebeln und einem dunstigen Himmel, unter dem die Wolken grau, verschlafen und träge hingen, begann ein Abschnitt meines Lebens, der mir noch heute wie ein unverhofftes Geschenk erscheint.

Alles, was mich umgab: der Himmel über mir, die Bäume und zerschossenen Häuser, an denen ich vorübergetragen wurde, die schwere, feuchte Luft und der Brandgeruch, den alle Dinge auszuströmen schienen und der einem fast den Atem benahm — alles erschien mir in einer merk-

Digitized by Google

würdigen, beinahe märchenhaften Versunkenheit, als hätten meine Sinne nicht mehr die Kraft, die Welt zu erfassen, und seien nicht mehr imstande, die Schleier zu durchdringen, in die alle Dinge sich gehüllt und dadurch alles Stoffliche, Gegenständliche verloren zu haben schienen. Ich hatte das Gefühl, als sei ein merkwürdiger Abstand zwischen mir und dieser Erde entstanden, den ich nicht zu überbrücken vermochte, der alles Wirkliche in Traumbilder zu verwandeln schien. Trotzdem wußte ich, daß ich nicht etwa träumte. Ich empfand ganz klar: Das, was du siehst, ist die Wirklichkeit. Ja, ich konnte mich von der Empfindung nicht freimachen, in diesem Augenblicke stärker als sonst zu erleben, von der Merkwürdigkeit der Dinge innerlich betroffen, die plötzlich ein neues Gesicht bekommen zu haben schienen. Mir war, als seien die Dinge um mich herum, die Häuser, Bäume, Gartenzäune, die zerschossenen Dächer, herabgestürzten Dachziegel und der unbewegte Himmel über mir jetzt erst zu ihrem eigentlichen, zu ihrem wahren Leben erwacht. Ich weiß, daß das Bild lächerlich ist, aber es war so, als hätte ich bisher den Dingen eine steinerne Unbeweglichkeit zugeschoben und erkenne nun plötzlich, daß auch das scheinbar Tote und Starre leicht und beweglich sei. Gleichsam, als wäre alles in dem furchtbaren Feuer der vergangenen Nacht geschmolzen und nun in einem Zustande, der es leicht und luftig machte, ohne ihm doch seine Form zu nehmen.

Ich grübelte nicht etwa darüber, ich empfand es, empfand es mit einem stillen, inneren Erstaunen, das so groß war, daß es keiner anderen Empfindung in mir Raum gab und ich bis heute den merkwürdigen Zustand, in dem ich mich damals befunden haben muß, nicht vergessen habe.

Meine Wunde spürte ich so gut wie gar nicht. Der Schmerz, der anfangs darin getobt, war erloschen, wie eine Flamme, die allmählich in sich zusammensinkt und nur unter ihrer Asche noch eine Zeitlang fortglimmt, ehe sie völlig erstickt.

Ich mußte viel Blut verloren haben. Vielleicht lag es daran, daß meine inneren Sinne die Schärfe bekommen hatten, die uns vielleicht nur der uns nahegetretene Tod geben kann, die Hellsichtigkeit und das innere Schauen, mit dem wir in solchen Augenblicken zum erstenmal das wahre Wesen der Dinge zu erkennen vermögen.

Was weiterhin geschah, dessen entsinne ich mich nicht mehr. Ich ward bald darauf in ein Automobil geladen und mit mehreren anderen Verwundeten in ein Feldlazarett gebracht. Ich erwachte erst von einem wütenden Schmerz in meiner Wunde, die der Arzt von den eingedrungenen Zeugfetzen reinigte. Um mich abzulenken, versuchte ich, den Arzt, der mit nervös zusammengepreßten Lippen seine Arbeit an mir verrichtete, genau zu betrachten. Er war noch jung, etwa dreißigjährig, schwarzbärtig, mit einem Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt erschien, bleich, fest, breitstirnig und eckig.

Gleich darauf muß ich von neuem die Besinnung verloren haben. Ich kam erst wieder zu klarem Bewußtsein, als ich mich in einem Lazarettzuge auf dem Wege nach dem Innern Deutschlands befand.

Ich übergehe die Einzelheiten dieser Fahrt. Sie werden hundert- und tausendmal erzählt werden, und diese Schilderungen werden sich fast alle gleichen. Schmerz und Benommenheit, das dumpfe Rollen der langsam fahrenden Wagen, Lokomotivengepfeife, Verzweiflung, Heimweh und Sehnsucht wird in ihnen allen mehr oder weniger eine Rolle spielen.

Ich dachte an Margot. Bis dahin hatte ich vom Augenblick des Schlachtbeginnes an sie völlig vergessen. Erst die Hand einer Krankenwärterin, die mir zu trinken reichte und eine Hand hatte, weich und warm wie Margots Hand, weckte meine Erinnerung an sie. Und doch löste diese Hand nur Haß in mir aus. Ich preßte die Lippen zusammen wie ein Kind, das eine widerwärtige Medizin nicht nehmen will. Es war kindisch, gewiß. Aber ich konnte in dem Augenblick nicht anders. „Gehen Sie!“ stieß ich zwischen den Zähnen hervor.

Ich brauchte lange, um ruhiger zu werden und nicht mehr Menschen für mein Schicksal verantwortlich zu machen, die es so wenig verschuldet hatten, wie ich selbst.

Ich entsinne mich der Zeit, die ich im Lazarett zubrachte, nur in wenigen, zum Teil unwichtigen Einzelheiten, die mir eigensinnig im Gedächtnis blieben,

Digitized by Google

während die meisten Tage in mir ausgelöscht sind wie die Schrift auf einer Tafel.

Der Zustand des Erstaunens und Grauens über die Furchtbarkeit der Dinge, die ich erlebt, hatte mich gleichsam gelähmt. Schweigend und in mich gekehrt, verbrachte ich Tage und Wochen. Meine nächtlichen Träume waren erfüllt von dem Widerschein brennender Dörfer und dem Anblick der zerrissenen französischen Erde, waren bewegt von dem Rasseln der Trommeln, dem Schritt marschierender Truppen, dem Rattern der Maschinengewehre und dem dumpfen Donner der Kanonen. Vom Fieber geschüttelt, vom Schmerz der Sehnsucht nach Margot verzehrt, von den unbegriffenen Zusammenhängen dieser Welt beunruhigt und erschüttert, kam ich mir vor wie ein Blinder, dem durch eine Operation plötzlich das Auge für die Welt des Lichtes geöffnet wird und der zum erstenmal den Dingen, die seine Hand bisher nur betastet, plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Denn meine innere Welt, die von jeher gelassen der Wirklichkeit gegenübergestanden, der nichts unbegreiflich oder unverständlich erschienen war, war gleichsam in ihren Grundfesten erschüttert. Ahnungen ergriffen mich, die mir den Atem benahmen, und ich hatte die Empfindung, als stiege eine neue Welt in mir auf, weit, still und groß wie das Meer, und ich glaubte, die Wunder der Tiefe sich auftun zu sehen.

Es war eine Art langsamen Begreifens, eine Art Innewerdens, das in mir begann.

Die merkwürdige Vision im Café in Paris, in der ich meine Verwundung — meinen Tod, glaubte ich damals — wochenlang vorhergesehen, mit allen Einzelheiten im voraus gesehen hatte, war eine Erinnerung für mich, über die ich in der langen Zeit meiner Wiederherstellung immer von neuem grübelte und nachsann. Aber ich kam zu keiner Klarheit. Ich sträubte mich dagegen, Zusammenhänge zugeben zu sollen, zu denen meine Vernunft mir keine Brücke bot. Und doch hatte ich zu dem, was ich früher meine Weltanschauung genannt hatte, das Vertrauen verloren und trieb nun auf dem Meere meiner Vermutungen, Zweifel und fieberheißen Betrachtungen dahin wie ein Schiff mit glühenden Kesseln, aber zerbrochenem Steuer.

Wie? War die Welt eine Maschine mit bestimmt geregeltem Gange, der man wochenlang vorher absehen konnte, wie sich die Dinge entwickeln würden? War alles Geschehen vorher bestimmt und wickelte sich nur nach ehernen Gesetzen ab?

Ich geriet in einen Zustand, ähnlich dem, in dem wir uns in unserer Jugend befinden, wenn die Welt, aus unseren kindlichen Vorstellungen erlöst, zum erstenmal ihr großes, rätselhaftes Auge vor uns aufschlägt. Ahnungen stiegen in mir auf von dem Zusammenhang der Dinge, wie Märchen im Gehirn eines Dichters aufsteigen, rätselhaft, verworren zuerst und unbegriffen, ein Chaos, in das ich keine Ordnung zu bringen vermochte. Und doch beglückte mich dieser Zustand, wie er mich als Jüngling beglückt hat. Ich empfand wieder, daß die Welt mehr sein muß als ein sinnloses Spiel sich kreuzender, sich gegenseitig verstärkender oder hebender Kräfte, unser Leben mehr als ein bloßes Dasein. Das alles war völlig verworren und unklar. Ich hätte es kaum in Worten aussprechen können, was ich empfand. Aber es war da, ließ sich nicht abweisen und gab mir keine Ruhe.

Dazu kam, daß ich alles, was man mir über die Deutschen und ihr Barbarentum gesagt und die französischen Zeitungen darüber geschrieben hatten, durch meine Erfahrungen als übertrieben und falsch erkannte. Im Lazarett, in dem ich lag, herrschte eine sachliche und strenge Ordnung. Die Verpflegung war gut, und ich genoß zwischen den vielen deutschen Kameraden, die neben mir den großen Saal des Lazaretts füllten, eine Fürsorge, die ich liebevoll nennen muß, wenn ich mich auch innerlich lange gesträubt habe, es vor mir selbst zuzugeben. Es gab keinen Unterschied. Meine anfängliche trotzige Verbissenheit, mit der ich mich innerlich allem gegenüber verschlossen hatte, was man mir an Liebe und Aufmerksamkeit entgegentrug, wich nach einiger Zeit einer stärker und stärker werdenden Scham über meine anfängliche kindische Haltung.

Eine der Pflegerinnen sprach ein leidliches Französisch. Sie blieb bei meinen ersten Böswilligkeiten, durch die ich mich übrigens selbst mehr quälte als sie, gelassen und ruhig. In gleichmäßig freundlicher Ruhe tat sie vom ersten Augenblick an ihre Pflicht an mir, ohne meine trotzig zusammen-

Digitized by Google

gezogene Stirn und meine ärgerlich herausgezischten Bemerkungen zu beachten.

Sie war nicht hübsch. Der Mund war streng und etwas breit, und die Augen blickten ohne das Feuer der Französin. Aber der Blick war ruhig und gelassen, und man empfand, daß ein Herz daraus sprach, das gewohnt war, seine Pflicht zu tun.

Schwester Klara hieß sie.

Schwesterngeschichten spielen in fast allen Verwundetengeschichten eine Rolle. Nun, ich will gleich gestehen, daß ich Schwester Klara nicht geliebt habe. Aber sie hat meinen anfänglichen Trotz durch ihre widerspruchslose Güte besiegt, und es entstand wirklich eine Art von Freundschaft zwischen uns. Wenn sie den Saal betrat, lächelte ich ihr zu, dankbar und von Scham gequält, daß ich sie so lange behandelt hatte wie ein Wesen niederer Ordnung.

Jetzt bekam ich auch die ersten Nachrichten über den Verlauf des Krieges zu hören. Natürlich glaubte ich von alledem, was man über die Erfolge der deutschen Truppen schrieb, kein Wort. Die Zeitungen logen. Ich konnte es einfach nicht glauben, was man da alles an Siegen über Frankreich und Rußland schrieb. Ich wartete ruhig und gelassen. Einmal mußte der Tag der Befreiung für mich kommen.

Aber am meisten beschäftigte mich das Schicksal Margots. Was war aus ihr geworden? Wohin hatte sie sich gewandt?

Daß sie nicht in Paris geblieben war, nahm ich als sicher an. Was sollte sie, nun sich der Krieg mehr und mehr in die Länge zog, mit ihrem wenigen Geld in Paris? Die Teuerung mußte ihre Barmittel bald zum Schwinden bringen. Was dann? Vielleicht war sie bereits dem Elend preisgegeben, ohne Hilfe und Schutz? Meine Unruhe wuchs, je mehr ich mir ihre Lage vergegenwärtigte.

Zu schreiben vermochte ich ihr nicht. Mein Arm, der durch den Schuß in seinem Gelenk verletzt war, lag, durch den Verband gehalten, gefesselt und machtlos neben mir. Auch war mir verboten, mich zu bewegen, da der Arzt eine neue Blutung aus der Lunge befürchtete. Da geschah eines Tages etwas Merkwürdiges, was mein „Erlebnis" in ein neues Licht rückte.

Es war um die Mittagszeit, als ich, aus einem unruhigen Schlafe aufschreckend, Margot in den Lazarettraum treten sah. — Nein, es ist kein Schreibfehler. Ich meine wirklich Margot.

Sie trug dasselbe kleine Hütchen, wie zu der Zeit unserer ersten Bekanntschaft, und den Mantel, den sie am Tage unserer Hochzeit zuerst getragen hatte. Sie kam lächelnd den Gang zwischen den Betten herauf, — o dieses Lächeln! — kam langsam und mit einer traumhaften Gemessenheit in ihren Bewegungen näher, wie ich sie bisher nie an ihr beobachtet hatte, als lege sie sich eine absichtliche Zurückhaltung auf, um mich nicht zu beunruhigen. Aber ihr Blick schien unverändert, sanft und eindringlich, und der Zauber, der von ihrem Auge ausging, war tief und wunderbar. Eine stürmische Welle von Blut hob mein Herz bei ihrem Anblick und drängte es ihr entgegen.

Margot! wollte ich rufen — oder kam der Name wirklich über meine Lippen? — ich weiß es nicht. Im nächsten Augenblick wußte ich mit grausamer Deutlichkeit, daß ich geträumt haben müsse. Ihr Bild war verschwunden wie ein ausgelöschtes Licht. Meine Sorge aber und meine Sehnsucht nach Margot stiegen durch dieses Erlebnis bis zur Unerträglichkeit. Ich hatte Schwester Klara vor Wochen einen Brief an sie diktiert, war aber bis zu dem Tage ohne Antwort geblieben.

Gewiß, sie hatte Paris verlassen, der Brief war nicht in ihre Hände gelangt.

Nun entschloß ich mich, einen Brief an Louis Gringoire zu diktieren und ihn zu bitten, sich nach Margot umzusehen.

Es dauerte Wochen, bis eine Antwort kam. Er schrieb mir, welche Freude ihm mein Brief verursacht habe. Meine Freunde hätten mich für gefallen erklärt, Margot sei leider ein wenig leidend und das verhindere sie, mir sofort zu antworten.

In der Antwort auf einen zweiten Brief, den ich an ihn richtete und in dem ich ihn beschwor, mir Einzelheiten mitzuteilen, erfuhr ich dann die ganze Wahrheit.

Margot war einer von den Ärzten nicht erkannten Krankheit erlegen, und der erste Brief Louis' war nichts weiter gewesen, als ein Versuch, Zeit zu gewinnen, mich vorzubereiten und meinen Zustand nicht durch die furchtbare Nachricht zu verschlimmern.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die nächsten Wochen und Tage verbrachte.

Digitized by Google

Als ich mich nach einigen Wochen zum erstenmal von meinem Lager erhob und die ersten zagen Schritte wagte, hatte ich eine Empfindung, als sei ich aus dem Grabe erstanden, aber noch zu machtlos, die Schauer des Todes, die mich umwittert hatten, je wieder überwinden zu können.

Erst später fiel mir ein, zu prüfen, zu vergleichen, mich zu erinnern.

Louis Gringoire gab den 9. November als den Todestag meiner armen Margot an. Es war derselbe Tag, an dem ich sie im Lazarett erblickte.

Man kann sagen, daß das ein Zufall war, ein merkwürdiges Zusammentreffen, kann sagen, daß ihre Erscheinung nichts weiter als eine Vorstellung meines fieberheißen Gehirns gewesen ist. Ich glaube das selbst. Aber das Rätsel liegt tiefer.

Warum traf mein Gesicht, bildhaft deutlich und scheinbar körperlich, mit Tag und Stunde ihres Todes zusammen?

Die Zusammenhänge der Dinge nehmen zuweilen für den, der sie prüfend betrachtet, einen Ausdruck an, der uns den Atem anhalten läßt.

Mir will heute scheinen, als liege über der Welt, wie wir sie zu kennen glauben, ein Schleier, hinter dem das wahre Wesen der Dinge sich verbirgt. Was nützt es, stolz darauf zu sein, daß wir die Hülle der Dinge und nicht ihr wahres Wesen erkannt haben?

In welchem Zusammenhange stand meine Vision seinerzeit im Café in Paris mit meiner späteren Verwundung und den näheren Umständen? In welchem Zusammenhange stand der Tod des armen Forgesse damit? In welcher Verbindung stand Margots Tod mit dem Auftauchen ihres Bildes in meiner Seele? Änderte es etwas an dem merkwürdigen Zusammenhang dieser Dinge, daß sie nur mir sichtbar waren, daß ich sie nicht beweisen kann, wie einen mathematischen Satz, daß der objektive Tatbestand, wenn ich so sagen darf, sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt? Aber muß nicht erst recht hinter den größeren Dingen dieser Welt ein Unbegriffenes stehen, wenn schon die kleinen Ereignisse unseres Lebens einen Ausdruck tragen, der an die Augen der Sphinx erinnert? Müssen nicht auch hinter dem Ringen der Völker, hinter dem gewaltigsten Kriege, den die Erde gesehen, geistige Mächte stehen — die wir freilich nicht erkennen, die aber darum doch vorhanden sein müssen?

Ich kann mir denken, daß man die Fragen, die ich hier stelle, belächeln wird. Ich bin kein Philosoph und weiß nicht, ob sie standhalten werden vor der kritischen Sonde einer Wissenschaft, die gleichwohl bis heute dem wahren Sein nicht nähergekommen ist. Man kann sagen, daß ich in einer Art Fiebertaumel gewesen sein muß, als ich mich selbst und als ich Margot zu der Stunde ihres Todes sah. Gut. Man kann das sagen. Aber ich bin gewiß, wenn man sich nach dem Ende der Kriege, die heute die Welt erschüttern, langsam wieder auf sich selbst besinnen wird, wird man allmählich zu der Erkenntnis kommen, daß Fäden zwischen uns und unserem Schicksal bestehen, die stärker sind, als wir uns bisher haben träumen lassen. Wer knüpft sie, und wer zertrennt sie? Kann das Zeitlose, das Ewige in unserer Seele zu Gast sein, wenn wir selbst vergänglich sind wie das Gras auf dem Felde? Mag es eine endgültige Antwort auf diese Dinge niemals geben — aber dem Schauer, der in der Erkenntnis liegt, daß sie trotzdem vorhanden sind, wird sich niemand entziehen können, der je ihre Gegenwart gespürt hat.

⁂ ⁂ ⁂

Aber nun liege ich in einem Liegestuhl im Garten eines deutschen Krankenhauses und staune in den schimmernden Tag, der fröhlich und heiter, in seliger Unbekümmertheit über den Bäumen des Gartens liegt, von denen der Blütenschnee des Frühlings niederrieselt, lautlos und weich.

Und wieder ist dasselbe Gefühl in mir wach, das als Kind in mir lebendig war, wenn ich über das, was man das Leben nennt, nachdachte, kindlich und unbeholfen, voll staunender Verwunderung... Ich weiß nicht, habe ich die Tage, die hinter mir liegen, erlebt — oder habe ich sie nur geträumt? Schon jetzt ist mir, als versinke alles, was ich erlebte, hinter mir wie düstere Schatten im Scheine des wiedererwachenden Lichtes. Nur der Schmerz um Margot zuckt zuweilen mit der alten Schärfe in mir auf und brennt wie eine offene Wunde. Was bleibt von den Dingen? Sie gehen an uns vorüber, wir an ihnen, und ein Erinnern ist alles, was sie uns hinterlassen...

Digitized by Google

Alte Weiden am Dorfbach. Gemälde von Carl Adam Heinisch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Heinrich Friedrich Füger als Miniaturenmaler

Von Prof. Dr. Georg Biermann in Darmstadt

Die Malerei der Bildnisminiaturen, die man nicht mit Unrecht als die aristokratischste aller Künste angesprochen hat — denkt man an ihre kurze Blütezeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — hatte an dem Tage, wo sie durch fürstlichen Geschmack zur erklärten Lieblingstochter des Rokokos ernannt wurde, bereits eine vielhundertjährige Geschichte hinter sich. Ungeachtet der Tatsache, daß auch das Altertum die Miniaturmalerei bereits gekannt hat, setzt ihre Entwicklung in christlicher Zeit schon mit der Arbeit jener fleißigen Mönche ein, die die heiligen Bücher zu schmücken pflegten, und sie erlebt ihre erste große Blütezeit in Europa in jenem romantisch ritterlichen Zeitalter, das uns des Minnesangs Frühling und das höfische Epos beschert hat. Indes kam in diesem Zusammenhang der eigentlichen Bildniskunst nur eine untergeordnete Rolle zu. Selbständig erwacht die Porträtminiatur erst mit dem Schaffen der Holbein und Cranach, die man daher mit gutem Grunde die eigentlichen Entdecker dieses Kunstzweiges nennen darf, da sie dem Bildnis kleiner und kleinster Ausmessung den neuen Stil geprägt haben, dessen weitere Entwicklung in Anlehnung an den veränderten Zeitgeschmack zugleich die mannigfachen Wandlungen aufzeichnet, der Mode und Technik unterworfen gewesen sind. Es ist gewiß ein weiter Weg, der von den Bildnisminiaturen eines Holbein zu den geistvoll zierlichen Schöpfungen eines Heinrich Friedrich Füger hinführt, und obwohl der in den letzten Jahrzehnten neuerwachte europäische Sammeleifer das Gebiet der Miniaturen mit Vorliebe durchsucht hat und auch wissenschaftlich manches Neue zutage gefördert werden konnte, ist ein lückenloser Überblick besonders über die Geschichte der deutschen Miniaturmalerei heute noch nicht möglich. Selbst eine Erscheinung wie die eines Füger hebt sich noch immer nicht völlig klar in ihrem künstlerischen Werdegang von der Umgebung und dem übrigen zeitgenössischen Schaffen ab, und über die Einflüsse, die vor allem in der Jugend auf ihn gewirkt haben könnten, gehen die Urteile weit auseinander. So hat man sein Werk wohl gern zu den großen englischen Miniaturisten vom Schlage der Cosway, Engleheart und Smart in Beziehung gebracht, aber schon Lemberger, der zuerst grundlegend über die Miniaturen des 18. Jahrhunderts gearbeitet hat, beweist an Hand von zeitlichen und stilistischen Vergleichen die Haltlosigkeit jener Annahme. Ja, man kann heute mit Bestimmtheit behaupten, daß auch Füger, ähnlich wie ich es bei Ziesenis (vergl. Juniheft dieser Zeitschrift) nachweisen konnte, für sich nur eine jener charakteristischen Lebensäußerungen des deutschen Rokokos bedeutet, dem trotz seiner international gefärbten modischen Kennzeichen soviel völkisch Eigenwilliges anhaftet, daß an entscheidenden Punkten oftmals der Gedanke an Paris oder London überhaupt zurücktreten darf. Die Darmstädter Jahrhundertausstellung deutscher Kunst, an die wiederum erinnert werden muß, hat in der Beziehung das falsche Vorurteil von der Abhängigkeit unserer Kunst vom Aus-

Selbstbildnis des Künstlers
(K. K. Akademie der Künste in Wien)

Digitized by Google

lande nicht nur mehrfach widerlegen und die Dinge in ein neues Licht rücken können, sondern auch im Hinblick auf Fügers künstlerische Tätigkeit und seine Stellung im Rahmen der Gesamtentwicklung berichtigend gewirkt. Denn in Darmstadt sah man nicht nur die weniger sympathischen Proben des Bildnis- und Historienmalers großen Stiles, sondern daneben auch mehr als ein Dutzend seiner besten Miniaturen im nahen Beieinander

Andrea Perula (Sammlung Gottfried Eyßler in Wien)

mit den ähnlichen Arbeiten seiner deutschen Zeitgenossen. In diesem Rahmen aber mußte Fügers Kunst als letzter vergeistigter Ausdruck seiner Zeit und als bedeutsamer Abschluß einer breiten Entwicklungslinie erscheinen, und es darf ruhig vorweg angedeutet werden, daß über ihn hinaus eine künstlerische Steigerung wenigstens in Deutschland nicht mehr möglich war; daß in dem Augenblick, wo er als Miniaturist zu arbeiten aufhört, dieser Kunstzweig sich bereits überlebt hat und einer langsamen Verflachung entgegengeht, die im wienerischen Biedermeier vollkommen ausebben sollte.

Als aber Füger etwa um 1770 Miniaturen zu malen beginnt, steht dieser Kunstzweig bereits auf der Höhe seiner Entfaltung. Das fürstliche deutsche Rokoko hatte ihn über Nacht der Mode dienstbar gemacht und einer ebenso ungeheueren wie künstlerisch ungleichen Erzeugung vorgearbeitet. Die berufenen Führer waren auch hier die deutschen Hofmaler, die wohl ausnahmslos auf dem Gebiet der Miniaturmalerei tätig gewesen sind. Denn von den wertvollsten Mitgliedern dieser Hofmalergilde lassen sich vereinzelte Proben ihrer Kunst feststellen. Die aber zeigen, wie diese wenig beneidenswerten Verkünder fürstlichen Ruhmes eben in allen Sätteln erprobt sein mußten. Nur in den seltensten Fällen mögen die Miniaturen nach dem lebenden Modell gearbeitet worden sein; oft sind sie originalgetreue Verkleinerungen, öfters noch verkleinerte Ausschnitte aus den Werken großer Abmessung. Ein kennzeichnendes Beispiel dieser Art ist auf dem Bildnis der Gräfin Maria Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe von der Hand des Ziesenis zu erkennen (farbige Wiedergabe im Juniheft dieser Zeitschrift). Hier trägt die Dargestellte das Miniaturbildnis ihres hohen Gemahles am Busen, das nur eine verkleinerte Fassung des an gleicher Stelle wiedergegebenen Bildes des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, ebenfalls von der Hand des Meisters, ist. Der besondere Zweck der Miniatur erklärt zudem leicht ihre häufige Verwendung; denn sie mußte in gewissem Sinne die Rolle übernehmen, die

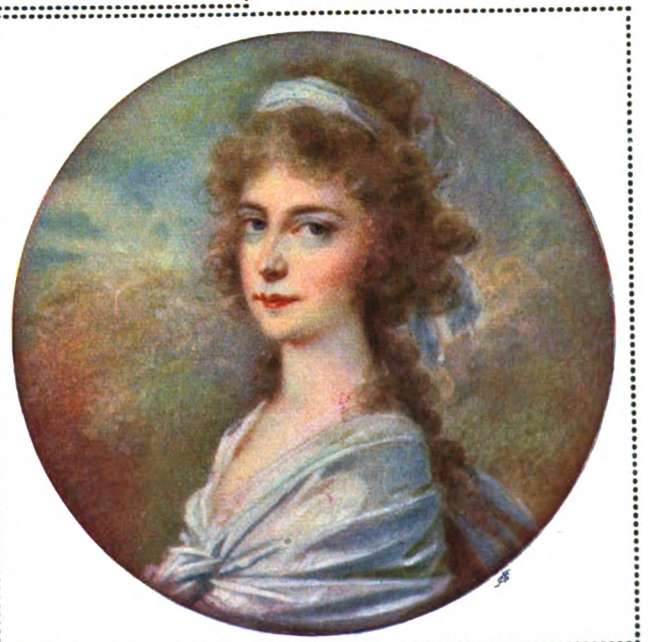
Digitized by Google

Kaiser Franz I. von Österreich in der Uniform seines Karabinieri-Regiments Nr. 2. Gemalt 1789 (Sammlung Gottfried Eyßler in Wien)

tur in dem Augenblick geschlagen hat, wo sie von dem hohen Sessel ihrer vornehmen Mission hinabsteigt und langsam ins Bürgerliche, d. h. ins Biedermeier entgleitet.

Als liebliche Tochter des Rokokos aber gibt uns die Miniatur ein farbengesättigtes Spiegelbild jener reichbewegten Zeit, wie es eindringlicher gar nicht gedacht werden kann. Alles, was die höfische Kultur in Europa an Glanz und Üppigkeit besessen, strahlt uns hier entgegen. Ganze Fürstengeschlechter erstehen zu neuem Leben, so mancher zarte, längst vergessene Liebesroman liest sich an Hand dieser kleinen verhätschelten Erinnerungen mühelos ab, ein Zauber von Jugend und Schönheit ersteht vor unseren Blicken und eine Verehrung der Persönlichkeit wird wahrnehmbar, wie ihn keine Zeit ähnlich besessen hat. Man müßte die Briefe kennen, die solche Andenken begleitet haben, um restlos zu verstehen, mit welchen Empfindungen sich die Menschen einander genähert, wie die Familien- und Freundschaftsbande geschlungen waren, die den Spender und Beschenkten zueinander in Beziehung hielten. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß gerade Wien in der Person Fügers die höchste Vollendung dieser Kunst erlebte. Denn in Wien hat das höfische deutsche

später in einem prosaischeren Zeitalter dem Lichtbild vorbehalten ward. Sie wurde lieben Menschen zum Zeichen der Erinnerung verehrt und fand Verwertung als Medaillon, Anhänger, auf Armbändern und Ringen. In diesem Sinne hat die Miniatur fast als eine Art Kunstgewerbe eine ungeheuere Blüte erlebt, und es ist nichts Merkwürdiges, daß berühmte Bilder von Potentaten und schönen Frauen in zwanzig und mehr Abwandlungen vorkommen. Die Mode sah in der Pflege der Miniatur einen neuen Zweig, dem sich allmählich auch das gute Bürgertum unterwarf. Doch sind die bürgerlichen Miniaturen immer in verschwindender Minderheit geblieben, ja man könnte ohne Spitzfindigkeiten beweisen, daß die Schicksalsstunde der Minia-



Bildnis einer Unbekannten. (Sammlung Dr. Albert Figdor in Wien)

Digitized by Google

Albrecht Kasimir, Herzog von Sachsen-Teschen (Sammlung Dr. Albert Figdor in Wien)

Rokoko seinen letzten Glanz erlebt. Als im übrigen Deutschland längst ein neuer Klassizismus die Geister gefangennahm und sich zugleich eine neue bürgerliche Weltanschauung durchzusetzen im Begriffe stand, konnte in Wien unter der Herrschaft der Füger und Lampi, der Grassi und Oelenhainz das höfische Rokoko seine letzten Erfolge feiern. Im Norden geht das Rokoko zum Sterben, als der große Friedrich seine letzten Schlachten schlägt, als Chodowiecki und Graff die Erbschaft der Pesne und Mengs angetreten haben; in Österreich dagegen behauptet sich das alte höfische Vorbild noch über die Jahrhundertwende hinaus dank einer streng konservativen und den freiheitlichen Ideen der Zeit völlig verschlossenen Gesellschaft. Darum ist es auch verständlich, warum ein Füger nur auf diesem Boden seine hohe Geistigkeit voll entwickeln konnte, warum nur der Miniaturmaler und nicht der Historien- und Bildniskünstler großen Stiles hier zur vollen Reife kam. Denn es ist beinahe tragisch, zu sehen, wie dieser Künstler verblaßt in dem Augenblick, wo ihn, etwa im Jahre 1798, ein Augenleiden zwingt, sich der Miniaturmalerei zu enthalten, und wie er nun, ergriffen von den neuen klassizistischen Gedanken der Zeit, sich vergeblich mühte, auch auf Bildern großen Umfangs ein Meister zu sein.

Indes wurzeln die Anfänge des Fügerschen Schaffens ganz und gar in der deutschen, nicht der österreichischen Kunstüberlieferung. Nicht etwa weil der Künstler am 8. Dezember 1751 als Pastorssohn in Heilbronn geboren wurde und mit siebzehn Jahren bereits zu dem württembergischen Hofmaler Guibal nach Ludwigsburg in die Lehre kam, sondern weil er bewußt die Überlieferung des deutschen Rokokos aufgenommen und weiterentwickelt hat. Dabei war Füger im ganzen Selbstlerner; stärkeren Einfluß hatte höchstens sein Leipziger Lehrer Oeser, dessen Bild er auf einer seiner frühesten Miniaturen, die 1770 entstanden ist, festgehalten hat. (Abgebildet bei Biermann: „Deutsches Barock und Rokoko" Nr. 1271.) Auch auf der köstlichen Elfenbein-Miniatur der Nationalgalerie in Berlin, die vielleicht ein wenig später gemalt wurde und den Künstler mit seinem

Kaiserin Theresia. (Sammlung Dr. Albert Figdor in Wien)

Digitized by Google

Elisabeth Wilhelmine Luise, Prinzessin von Württemberg
Gemalt 1788
(Im Besitz des Königs von Württemberg)

Digitized by Google

am Klavier sitzenden Bruder zeigt (abgebildet an der gleichen Stelle unter Nr. 1262), tritt uns die gut bürgerliche Überlieferung der Oeserschen Werkstatt entgegen, freilich in einer schon unzweideutigen Form höherer Vergeistigung und man möchte sagen, höfischer Gefälligkeit. Aber schon die Leipziger Zeit scheint Fügers Ruf als Miniaturmaler begründet zu haben. Diesem hatte er vor allem die Einladung nach Dresden in das Haus von Sir Robert Murray Keith, des kunstliebenden englischen Gesandten, zu danken, der ihm immer ein treuer Freund geblieben ist und beim Weggang von Dresden auch des Künstlers Übersiedelung nach Wien veranlaßt hat. In der Elbstadt mögen vor allem die Werke einer Rosalba Carriera, die bereits 1757 gestorben war und die Arbeiten ihrer begabten Freundin und Schülerin Felicitas Hoffmann, geb. Sartori, Fügers Kunst die entscheidende Richtung vermittelt haben; denn auf dem Schaffen dieser beiden ausgezeichneten Pastellistinnen und Miniaturmalerinnen fußt letzten Endes die ganze kommende Entwicklung des Miniaturisten. Rosalba, die viel Gewanderte, hat zuerst die vergeistigtere Art in der Miniaturmalerei bevorzugt, während die Hofmaler alter Schule mehr auf äußerliche Dinge abzielten und der vor allem von Denner geübten pointillistischen Technik folgten. In Wien fand dann Füger nach seiner 1774 erfolgten Übersiedelung bereits neue Anreger, vornehmlich den vorzüglichen Miniaturenmaler Tusch, der sich und seine Zeit später allerdings überleben sollte. Aus dieser ersten Wiener Zeit stammt das hier abgebildete im Besitz des österreichischen Kaisers befindliche große Miniaturbild der Familie Maria Theresias, das eines der Glanzstücke der Darmstädter Ausstellung war. Es ist 1776 unmittelbar vor dem Weggang Fügers nach Rom gemalt, wo der Künstler bis zum Jahre 1783 geweilt hat. Hier war ein Schüler Trippels, bei dem er aber nur jene klassizistischen Anregungen empfangen konnte, denen die dortige deutsche Kolonie in Anlehnung an die Lehren Winckelmanns mehr oder weniger folgte. Doch diese Hinweise berühren unser Thema kaum, so wichtig sie für die mythologisch-historische Arbeitsweise vornehmlich des späteren Füger sind. Das Selbstbildnis, das so sehr an Mengs erinnert und wohl in Rom entstanden sein dürfte, beweist zur Genüge, daß der Miniaturist sich nur oberflächlich vom antiken Geist berühren ließ, vielmehr auch an dieser Stätte der unverfälschte Schüler des Rokokos geblieben ist. Auch das

Kleinere Wiederholung des Bildnisses der Prinzessin von Württemberg (Sammlung Dr. Albert Figdor in Wien)

Fürst Jusupoff. (Sammlung Frhr. Alfons von Rothschild in Wien

Digitized by Google

Fürstin und Altgräfin Pauline zu Salm-Reifferscheidt, geb. Prinzessin Auersperg
(Sammlung Gottfried Eybler in Wien)

Digitized by Google

hier farbig abgebildete meisterhafte Porträt der schönen Prinzessin Elisabeth Wilhelmine Luise von Württemberg vom Jahre 1788, kann als Beweis dafür gelten, daß die römischen Eindrücke keinen nachhaltigen Einfluß auf den Miniaturmaler ausgeübt haben. Eine verkleinerte Wiederholung ist die hier ebenfalls abgebildete Miniatur aus der Sammlung Figdor in Wien, die eine Anzahl der schönsten Füger-Miniaturen ihr eigen nennt. Gegenüber den früher erwähnten Beispielen des Meisters aus der ersten Zeit seines Schaffens zeigt das köstliche Bild der württembergischen Prinzessin einen bewußten Fortschritt. Die Dargestellte sitzt in einem entzückenden blau-grauen Seidenkleide auf der Marmorbank des fürstlichen Parkes, der trauernde Amor im Hintergrunde und der Lorbeerkranz, den die Prinzessin vielsagend dem Beschauer weist, mögen die letzten Nachklänge der Erinnerungen an die römische Zeit des Meisters sein. Bereits 1783 hatte Füger einen Ruf nach Wien, zunächst als Vizedirektor der Akademie und Direktor der Gemäldegalerie im Belvedere erhalten. Er wurde gleichzeitig Professor und Hofmaler und übernahm bald darauf die Leitung der Akademie, die seinen künstlerischen Einfluß auf das gesamte Kunstleben der Zeit sicherstellte. Doch hat Füger von 1798 an Miniaturen infolge eines Augenleidens so gut wie gar nicht mehr gemalt. Was er dagegen auf dem Gebiete der großen Kunst als Historienmaler hinterlassen, bestätigt genau so wie seine Miniaturen den Satz, daß Füger im kleinen Großes, im großen dagegen Kleines geschaffen habe. Als der Meister dann 1818 die Augen schloß, verlangte eine neue Zeit gebieterisch ihr Recht. Das Rokoko war auch an der Donau endgültig verklungen, und neue Ideale ließen die Menschheit schneller als es gut war, die große Überlieferung vergessen, die einmal der künstlerische Lebensinhalt eines Füger gewesen war. Erst die neuerwachte Sammelfreudigkeit des 20. Jahrhunderts hat unserem Künstler eine späte Gerechtigkeit gebracht. Seine unzähligen Miniaturen behaupten sich längst zu den höchsten Preisen neben den Arbeiten der großen Zierden der englischen und französischen Schule. Kein Coswan, kein Augustin oder der vielvergötterte jüngere Isabey können heute Füger den Rang ernsthaft streitig machen. Dagegen gibt es einige Meister gleicher Qualität wie den begabten jüngeren russischen Miniaturisten Augustin Ritt, den Schweden Hall, die ihn in ihren besten Arbeiten ungefähr erreichen.

Bildnis einer Unbekannten
(K. K. Akademie der Künste in Wien)

Prinz Hohenlohe
(Sammlung Dr. Albert Figdor in Wien)

Was das Leben Fügers anlangt, so müssen die Werke seiner Hand die wenigen spärlichen Angaben ergänzen. Eine wirkliche Lebensschilderung des Meisters gibt es trotz der trefflichen Studie Ferdinand Labans noch nicht. Man weiß, daß Füger 1788 für längere Zeit Urlaub von der Akademie nach Heilbronn genommen hat, um seine alten Eltern zu besuchen, die er vierzehn Jahre nicht gesehen. Die Bilder,

Digitized by Google

die er bei dieser Gelegenheit von Vater und Mutter geschaffen, gehören zu den besten Miniaturen seiner Zeit. Seit 1790 war Füger mit der Schauspielerin Josephine Müller aus Wien verheiratet. Aber mehr als diese Angaben erzählen die Miniaturen von einem Künstlerleben, das die Wege nächst der Sonne beschritten und hundertfache Beziehungen zur tonangebenden Welt seiner Zeit gepflogen hat. Die Zahl seiner Werke ist unübersehbar, denn Jahr für Jahr tauchen neue Miniaturen ans Licht, und vieles ist sicher noch verborgen.

Entwicklungsgeschichtlich hat der Meister alles in sich verarbeitet, was auf diesem Gebiet vor ihm und gleichzeitig mit ihm geschaffen worden ist. Er hat das Erbe der deutschen Hofmaler vom Schlage der Desmarées, Meytens und Pesne übernommen und seinem Wesen nach vertieft. Das schon erwähnte unvollendete Miniaturbildnis seiner Mutter (abgebildet bei Biermann: „Deutsches Barock und Rokoko" Nr. 1273) ist ein ergreifendes Zeugnis menschlicher und künstlerischer Gesinnung. Es ist ganz noch 18. Jahrhundert, und doch wirkt es auf den Beschauer wie unabhängig von den Zeitgrenzen. Wäre das Ideal des Rokokos ein anderes gewesen, hätte es Herbe und tragische Wucht gekannt, wer weiß, ob nicht der Miniaturenmaler wirklich ein Menschendarsteller wie Holbein geworden wäre. So aber ist er nur der Vollender einer Zeit gewesen, die nichts als höchsten Geschmack und fein abgewogene Pose gekannt hat. Aber auch darin unterscheidet sich Fügers Kunst von der seiner zeitgenössischen Hofmalerkollegen, daß die besten seiner Arbeiten keine Wiederholungen großer Werke darstellen, sondern unmittelbar nach dem lebenden Modell entstanden sind. Immer ist der malerische Geschmack mustergültig, einerlei, ob der Künstler farbige Toiletten und Uniformen malt oder sich, wie bei den Arbeiten seiner späteren Zeit, gern auf den Akkord von Grau und Schwarz, in den das rosa gehöhte Inkarnat wundervoll hineinklingt, festlegt.

Fügers Kunst ist Höhe und Ende der Miniaturmalerei. Sie ist der letzte Ausklang des deutschen Rokokos.

Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Joseph II., Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Erzherzogin Christine, Erzherzog Maximilian, Erzherzoginnen Marianne und Elisabeth. Gemalt 1778
(Im Besitz des Kaisers von Österreich)

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Lebenserinnerungen. Von Hanns von Zobeltitz

Junge Ehe — Schleswig-Holstein meerumschlungen — Auf der Kriegsakademie*)

Wenn ich an meine Verlobung zurückdenke, geht mir jedesmal Schillers Wort durch den Sinn: „Den Zufall gibt die Vorsehung."

Es war Hochsommer. Ich erhielt die Todesanzeige eines alten Oheims, wollte zur Beerdigung fahren, nahm mir zwei Tage Urlaub, bekam aber in letzter Minute die Drahtnachricht, daß der gute Onkel schon bestattet wäre. Die beiden Urlaubstage ungenützt verstreichen zu lassen, das lag nicht in meiner Art. Ich ging in die Stadt, suchte mir zwei Bekannte, ein immer lustiges Brüderpaar auf. Irgendwo hinaus ins Freie wollten wir, gleichviel wohin, nur der Hochglut entfliehen. Auf dem Stettiner Bahnhof fragten wir scherzend an der Fahrkartenausgabe, wo es am schönsten und kühlsten wäre: in Eberswalde, Falkenberg oder Freienwalde? Der Mann an der Kasse hatte Humor. Er lachte und meinte: „Immer die goldene Mitte, meine Herren. Also Falkenberg." So fuhren wir nach Falkenberg. Dort, im „Hotel"-Garten von Kettlitz, brauten wir uns eine Riesen-Erdbeerbowle. Ich glaube, deren Dimensionen erregten etwas peinliches Aufsehen. Wir waren vielleicht auch ein wenig laut, als sie sich ihrem Schluß zuneigte. Aber dann verstummte ich plötzlich: ich sah drüben, unter einer überdeckten Halle, ein junges, auffallend schönes Mädchen, schlank wie eine Gerte, mit einem klassisch geschnittenen Profil. Um eine alte, scheinbar gelähmte Dame war sie beschäftigt, betreute die Kranke mit zärtlicher Sorge.

Nicht etwa, daß ich Bruder Leichtsinn sofort die romantische Empfindung hatte: diese oder keine! Aber der heiße Wunsch war in mir lebendig geworden: das schöne Mädchen mußt du kennen lernen! Und der Wunsch wuchs und wuchs während der nächsten Tage, wurde immer zwingender. Im Regiment wurde wegen des Sommerurlaubs angefragt. Ich bat um vierzehn Tage — nach Falkenberg. Der alte gute Rodewaldt, unser Adjutant, wollte sich ausschütten vor Lachen: „Was wollen Sie in dem Nest? Ich bin mal im Manöver durchgekommen, die Füchse sagen sich da gute Nacht." Es blieb bei Falkenberg. Und bei dem „Hotel" Kettlitz.

Man reiste damals noch nicht so viel und so leicht in die weitere Ferne wie jetzt. Viele der alten guten Berliner Familien begnügten sich mit der „Sommerfrische" in der Nähe Berlins. Man war nicht so verwöhnt wie heut, die großen Karawanserein fehlten selbst am Nord- und Ostseestrand. Das Hotel Kettlitz in Falkenberg war von geradezu spartanischer Einfachheit, aber es erfreute sich einer großen Beliebtheit. Ich fand es überfüllt bis zum letzten Winkel und bekam mit Müh und Not, Ach und Krach ein Zimmerchen hart unterm Dach, auf dem die Sonne brannte, wie auf den Bleikammern in Venedig. Das tat mir aber damals nichts. In mir brannte es sowieso. Es loderte.

Mit dem „Kennenlernen" war es aber eine eigene Sache. Ich hatte es mir viel leichter vorgestellt. Das wunderschöne Mädchen wohnte mit der kranken Mutter und zwei jüngeren Brüdern nicht im Hotel selbst, sondern in einem kleinen Nebenhause. Das wunderschöne Mädchen war äußerst zurückhaltend. Zunächst wurde mir nur vergönnt, es von weitem zu bewundern, einmal am Tage, an der unvergeßlichen Table d'hote. Die Table d'hote hatte Kettlitz nämlich auch; selbstverständlich — es war ja ein Hotel. An einem langen, langen, sehr schmalen Tisch saßen wir, und die Tischwäsche war wohl nicht immer zweifelsohne; ganz am unteren Ende wurde ich eingeschoben. Meine Holde hatte einen Ehrenplatz oben. Selbstverständlich mußte ich sie immer wieder anschauen; in aller Bescheidenheit, meinte ich. Aber auch diese Bescheidenheit schien ihr unbescheiden. Sie sah auf mich armes Erdenwurm herab als wäre ich Luft. Selbstverständlich wußte sie schon, daß ich Leutnant war. Und sie dachte nicht mit Unrecht: ‚Was will das Leutnantchen hier — übrigens ist sein Zivil nicht gerade hervorragend.' Recht hatte sie; wie sie auch später immer recht gehabt hat.

Zudem war ich in ein rechtes Frauenidyll hineingeraten. Die Herren der Schöpfung kamen erst am Sonnabend nachmittag. Dann schmückten sich die jungen Frauen — übrigens waren sie merkwürdigerweise zum großen Teil hübsch — und zogen strahlend zum Bahnhof, um die Männlein zu empfangen. Es gab ein großes, recht ungeniertes Abknutschen und zugleich höchst neugierige, erwartungsvolle Blicke auf die großen und kleinen Pakete, die Mitbringsel. Darauf gingen die Pärchen, Arm in Arm, — damals führte man sich noch, wenn man sich lieb hatte — die staubige Straße entlang bis zum Hotel,

*) Die früheren Abschnitte dieser Erinnerungen erschienen in den Heften 3, 4, 5, 6, 9 und 12 des vorigen Jahrgangs.

Digitized by Google

verschwanden und wurden erst am späten Abend wieder sichtbar.

Ich kam nicht vorwärts, ich fand nicht einmal Gelegenheit, mich vorstellen zu lassen. Und zudem machte ich eine Dummheit. Es war da eine außerordentlich niedliche, mollige Strohwitib, die ganz verführerisch durchsichtige Blusen trug und sehr kokette Halbschuhe, blanke Augen hatte und es nicht übel nahm, daß ich mich ihr eines Tages selbst vorstellte. Das kleine harmlose Frauchen war durch eine wunderliche Verkettung von Zufälligkeiten in Paris erzogen worden und fand scheinbar einigen Gefallen daran, daß ihr ein junger Leutnant — in allen Ehren — sehr die Cour schnitt. Das tat ich ... aus Verdruß. Dafür wurde ich noch mehr als Luft angesehen denn vorher.

Dann kam endlich eine Wendung. Eines Nachmittags tauchte neben meiner Angebeteten eine Schwester auf, die, ganz ins Blonde übersetzt, fast ebenso schön war wie sie; jetzt meine liebe Schwägerin, die Gattin des bekannten Landschafters Professor Peter Paul Müller in München. Mit ihr kam ein junger Bruder, Kunstakademiker seines Zeichens und einem Glase Bier nicht abgeneigt; wenn ich mich recht erinnere, spielte sogar ein Grog eine Rolle bei unserer ersten Bekanntschaft. Am nächsten Tage wurde ich vorgestellt, freilich sehr, sehr von oben herab behandelt — aber der Weg war doch nun geöffnet. Zu einem winzigen Spalt wenigstens.

Die mollige Strohwitib mit den Gieperbluſen, wie der Berliner sagt, verschwand tief in der Versenkung. Es gab für mich nur noch den einen Stern am Horizont von Falkenberg. Aber mir wollte er nicht leuchten. Ein paar Worte hin — ein paar Worte her und ein sprödes Neigen des Köpfchens dazu. Das war alles. Ich trank mit dem lieben Kunstakademiker, der nicht viel später der Lieblingsschüler von Professor Michael wurde und aller Wahrscheinlichkeit nach eine große Zukunft vor sich hatte, aber mitten aus den schönsten Anfängen jäh dahingerafft wurde — ich trank mit ihm an den Spätabenden verzweifelt viel Bier, Grog, aber auch das half nicht zu einer näheren Bekanntschaft. Der gute Kunstjünger hatte sogar am Schluß der Sitzung meist philosophische Anwandlungen, hielt mir lange Vorträge und riet mir, abzureisen.

Dann kam es doch zu kleinen gemeinsamen Spaziergängen. Wenn mich meine Frau heut, nach einem reichlichen Menschenalter necken will, erzählt sie gern von meinen romantischen Anwandlungen, kramt vielleicht auch ein verzweifelt schlechtes Gedicht hervor; das Versemachen war nie meine Stärke. Ganz allmählich gewann ich doch etwas Boden. Und als mein Urlaub zu Ende ging und ich unter Hinterlassung eines rührend-kindlichen Vergißmeinnichtkränzleins verschwinden mußte, erhielt ich wenigstens die immer noch zögernd herausgebrachte Erlaubnis, in Berlin meinen Besuch machen zu dürfen.

Leicht hat es mir meine Anna nicht gemacht. Aber im Spätherbst trugen wir denn doch die goldenen Ringlein, und ich war glücksberauscht.

Wir haben eine sehr, sehr schwere Brautzeit gehabt. Meine Schwiegereltern starben im Lauf des nächsten Halbjahres kurz hintereinander, von Anna mit treuester Sorgfalt bis an ihr Ende gepflegt. Die Wirtschaft wurde aufgelöst, meine Braut hatte keine Heimat. Da tat sich ihr unser altes, liebes Spiegelberg auf, und meine gute Mutter breitete ihre Arme der neuen Tochter weit entgegen. In Spiegelberg hat sie den größten Teil der fast zweijährigen Brautzeit verlebt, und hier haben wir dann auch, schlicht, aber selig im Glück, unsere Hochzeit gefeiert. In strahlender Augustsonne schritten wir zu dem kleinen Dorfkirchlein hinüber; unter strömendem Gewitterregen eilten wir über den Dorfanger, durch die Gärten zurück. ‚Es hat in den Kranz geregnet', sagten die alten Spiegelberger Bauerfrauen: das bedeute besonderes Glück! —

In unsere Brautzeit fielen, das ganze Volk in seinen Tiefen aufwühlend, die beiden Attentate auf unseren geliebten greisen Kaiser. Am 2. Juni saß ich mit einem befreundeten Baumeister in der damals sehr beliebten Weinstube von Schütt beim Frühstück, der Wagen meines Bekannten hielt vor der Tür. Plötzlich stürmte ein fremder Herr herein und rief in höchster Aufregung: „Unter den Linden ist soeben auf den Kaiser geschossen worden." Wir stürzten hinaus, zweifelnd und doch voller Schrecken, warfen uns in den Wagen und jagten über die Schloßbrücke. Als wir vor das Kaiserliche Palais kamen, war der Raum vor der Rampe noch fast menschenleer. Aber grad' kam die Rampe herunter des Kaisers Leibjäger, Tränen in den Augen, ganz verzweifelt. „Der Wagen ist fortgefahren," rief er (der Wagen, mit dem der hohe Herr ausgefahren und vom Schauplatz des verruchten Nobilingschen Attentats zurückgefahren war). „Majestät verbluten. Ist kein Wagen da? Ich muß zu Langenbeck!" Wir rissen den Mann in unseren Wagen herein. Was der gute Traber hergeben wollte, ging's nach der Langenbeckschen Wohnung; wenn ich mich recht erinnere, in die Nähe der Zelte. Nicht zu Hause! Wir kehrten um, jagten nach der Mohrenstraße, zu dem andern berühmten Chirurgen, Professor Wilms. Ich stürmte die Treppe hinauf. „Nicht zu Hause!" schluchzte Frau Wilms. Was tun? Wir fuhren zunächst wieder nach dem Palais. Unterwegs erzählte uns unter strömenden Tränen der Leibjäger in abgerissenen Sätzen, wie das Entsetzliche geschehen, wie aus dem Hause Nr. 18 Unter den Linden zwei Schüsse gefallen wären, daß der Kaiser viele Schrotkugeln erhalten hätte, daß er, blutüberströmt, tieftraurig zu ihm gesagt hätte: „Ich begreife nicht, warum immer auf mich geschossen wird!" Ja — wer begriff es denn,

Digitized by Google

außer den Sozialdemokraten der schlimmsten Art?!

Vor dem Palais hatte sich inzwischen das Bild gänzlich verändert. Der weite Platz war schwarz von Menschen, die im tiefsten Schweigen standen, die Augen sehnsuchtsvoll auf das historische Eckfenster gerichtet. Auf der Rampe drängten sich wohl hundert Männer, meist Offiziere. Da wir den Leibjäger des Kaisers bei uns hatten, machte man uns Platz. Inzwischen waren glücklicherweise schon Langenbeck und Lauer, des Kaisers bewährter Leibarzt, gefunden worden und gekommen. So harrten wir, nur leise flüsternd, der ersten Meldung. Man wagte kaum aufzuatmen unter dem Drucke des ungeheuerlichen Ereignisses, im Bann der Gerüchte, die man sich raunend mitteilte. Aber, hart an der Tür des Palais, stand ein junger Geck, der Sohn eines vom Kaiser mit Gnaden überhäuften Bankiers — stand da mit zwei Kokotten. Sie hatten die Schamlosigkeit, zu lächeln, zu lachen. Zuerst achtete niemand auf sie. Dann, plötzlich, brach ein Sturm der Entrüstung aus — und der junge Mann verschwand mit seinen Begleiterinnen wie fortgefegt. Und dann, dann öffnete sich die Tür, kam die glückselige Kunde: Langenbeck hofft — — —

Ein halbes Jahr später, am 5. Dezember, sahen wir, Anna und ich, den von seiner schweren Verwundung genesenen Kaiser von einem Balkon in der Königgrätzer Straße aus in seine Hauptstadt einziehen. Nie vielleicht hat Berlin den geliebten Greis inniger, herzlicher empfangen, als an diesem Tage. Wohl und gesund sah er aus, wurde nicht müde, zu grüßen, während er durch die jubelnde Menge fuhr. Unvergeßlich ist mir, wie ein Schwarm weißer Tauben vor ihm freigelassen wurde, ihn umflatterte und sich dann zum blauen, wolkenlosen Winterhimmel erhob. Es war wieder einmal echtes „Kaiserwetter". —

Inzwischen war das neue Sozialistengesetz im Reichstag angenommen worden. Diese harmlosen Blätter sind nicht der Politik gewidmet, absichtlich habe ich sie ausgeschaltet. Eine Erinnerung an die Attentatstage kann ich aber doch nicht verschweigen. Es war etwa zwanzig Jahre später, daß ich mit Friedrich Hammacher im Hause einer befreundeten Familie in der Tiergartenstraße zusammensaß; nach dem Essen bei der Tasse Kaffee und der Zigarre. Der Zufall lenkte das Gespräch auf die Attentatstage, und Hammacher, der ja damals zu den Führern der Nationalliberalen gehört hatte, plauderte allerlei Interessantes aus. Das Interessanteste aber — und meines Wissens bisher noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungene — war: er erzählte mir, daß er bald nach dem Nobilingschen Attentat bei Bismarck gewesen sei, um ihm die Stimme seiner Partei für die Aufhebung — des Reichstagswahlrechts anzubieten. Der Reichskanzler hätte um 24 Stunden Bedenkzeit gebeten und dann abgelehnt. Bei der ganzen Art Hammachers muß ich auch heut noch seine Darstellung als streng den Tatsachen entsprechend betrachten, und mir ist oft der Gedanke durch den Sinn gerauscht, wie sich wohl die innere Politik des Reichs gestaltet haben würde, wenn Bismarck zugestimmt hätte. Jedenfalls aber entbehrt die Erinnerung in unsern Tagen, wo trotz des „Burgfriedens" die Frage nach einer Änderung des preußischen Wahlrechts immer wieder auflebt, nicht des pikanten Beigeschmacks...

Wir hatten eine sehr bescheidene Wohnung in der Möckernstraße 66 bezogen, unweit unserer neuen Eisenbahner-Kaserne, dicht am Kreuzberg, der damals noch nicht mit Parkanlagen geschmückt, sondern ein echter rechter Sandberg war; die Füchse sagten sich in dieser Gegend gute Nacht. Auch unsere Wohnung zeigte den rechten Altberliner Zuschnitt. Das Haus war zwar nicht arg alt, aber die Herren Baumeister konnten sich ja nicht vom hergebrachten Schema befreien. Es fehlte selbstverständlich nicht das ewig im Halbdunkel getauchte große Zimmer mit dem einen Fenster nach dem schmalen Hofe heraus: jenes Zimmer, das kurzweg in der ganzen Reichshauptstadt „das Berliner" genannt wurde, weil es für Berliner Mietswohnungen typisch war. Es fehlte auch nicht der lange hintere Flur, „die Kegelbahn", und es fehlte nicht der „Hängeboden", auf dem das Dienstmädchen oberhalb der Badestube — wir hatten, einen besonderen Luxus, eine wirkliche Badestube — hauste. Dafür war an den Decken eine großartige Stuckverschwendung getrieben.

Aber die Wohnung war billig, und wir hatten allen Grund, uns einzuschränken. Das schöne Vermögen meines lieben Schwiegervaters zersplitterte nach seinem Tode. Es lag großenteils in Grundstücken fest, und wir lebten in der Zeit des großen Häuserkrachs, der den Gründerjahren folgte. Mir war die Verwaltung von zwei Riesenhäusern zugefallen, je mit etwa 50 bis 60 Einzelmietern; das eine lag an der Ecke der Barutherstraße und Solmsstraße, im heutigen Berlin SW., und die Mieter zahlten nur ausnahmsweise; das zweite lag ganz hoch im Norden, in der Gerichtsstraße, und die Mieter hatten die angenehme Gewohnheit, fast nie zu zahlen. In das erste Haus konnte man wenigstens ohne Gefahr für Leib und Leben gehen; wenn ich zu dem zweiten fuhr, steckte ich mir nach einigen angenehmen Erfahrungen stets den Revolver ein. Geradezu Gesindel hauste dort. Das „Rücken" war an der Tagesordnung, ich regte mich darüber nicht auf. Aber es kaum auch vor, daß der Herr Mieter erst rückte, nachdem er die Türen und den Fußboden verheizt hatte bis auf die letzten Holzfasern. Erst nach Jahren gelang es mir, die beiden Häuser, die nie die Zinsen der ersten Hypothek brachten, abzustoßen. Heute sind sie gewiß äußerst wertvoller Besitz.

Wir mußten uns also einschränken. Aber das tat nichts, es wurde uns nicht schwer in

Digitized by Google

unserm jungen Glück. Auch war meine Frau sehr wirtschaftlich, und Berlin war noch nicht so teuer wie heut. Wenn mein alter Vater oder mein Bruder Fedor uns besuchten, war für sie der Tisch auch gedeckt. Gastlich waren wir immer. „Lampreten", wie meine Mutter zu sagen pflegte, gab es freilich nicht.

Aber arbeiten mußte ich freilich noch mehr als vor meiner Verheiratung. Das tat aber erst recht nichts. Es arbeitete sich doppelt gut, seit ich mit dem Gefühl der Verantwortung für den eigenen Hausstand zu sorgen hatte. Ich knüpfte allerlei Verbindungen mit einigen Berliner Zeitungen an. Darunter befand sich auch das neu gegründete „Kleine Journal", das damals in durchaus anständigem Geist geleitet wurde. Ich erwähne es hier besonders, weil die Persönlichkeit des Begründers nicht ohne Interesse ist. Strousberg war es.

Das heutige Geschlecht kennt höchstens noch den Namen. Damals erregten die Geschicke dieses Mannes allgemeines Aufsehen. Ganz arm war Strousberg Ende der fünfziger Jahre nach Berlin gekommen, um bald durch seine riesigen Eisenbahn-Unternehmungen meteorgleich aufzusteigen. Bahnbauten in der Provinz Preußen, dann das große Geschäft der rumänischen Bahnen machten ihn zum berühmten Mann; später als er ungeheure Gruben und Eisenwerke in Böhmen erwarb, große Güter in Posen und der Mark und noch in hundert anderen Geschäften seine Hände hatte, nannte man ihn — der Berliner muß ja immer sein Schlagwort haben — kurzweg „den Mann, der alles kauft". Sein Palais in der Wilhelmstraße nahe den Linden, das nach seinem Sturz die englische Botschaft kaufte, galt als das eleganteste Wohnhaus Berlins; bei der Einweihung, hieß es, hätten die Gäste aus der Springbrunnenschale in der Vorhalle das Wasser abfließen lassen und Sekt dafür eingefüllt. Er war aber, nach den Eindrücken, die ich von ihm gewann, kein Protz; in den Zeiten seines Glanzes kaufte er sich, nicht ohne Verständnis, eine sehr schöne Gemäldesammlung zusammen, neuere deutsche Meister, darunter die bekannte Madonna von Knaus — später zerstob die Galerie in alle Winde; auch einen stark ausgeprägten Wohltätigkeitssinn rühmte man ihm nach.

Ohne Zweifel war er alles andere mehr als ein solider Geschäftsmann. Mein alter Gönner, der Justizrat Riemann, erzählte mir, daß selbst in den Zeiten, wo er mit Millionen jonglierte, grundsätzlich nie ein Wechsel an seiner Kasse sofort eingelöst wurde; er ließ ihn stets in Protest gehen, ehe er zahlte. Und doch war er kein Schwindler gewöhnlichen Stils. Er war in seiner Art ein Genie, glaubte unbedingt an sich und seinen Stern und vermochte nicht einzusehen, daß das Maßlose seiner Pläne den Keim des Verderbens selbst in seine besten Unternehmungen hineintrug. Bezeichnend ist ein Geschichtchen, das mir als verbürgt mitgeteilt wurde. Als er seinem ersten Ingenieur den Auftrag gab, für die soeben erworbenen Werke in Böhmen einen neuen Bauplan zu entwerfen, hatte er von vornherein die Weisung gegeben: im großartigsten Maße! Wie nun der Herr ihm den Grundriß brachte, sah er ihn lächelnd an und erklärte: „Sehr schön. Aber verdoppeln Sie einfach die ganze Anlage."

An einem Unternehmen in Rußland war er gescheitert. Er war wieder der arme Mann, als der er nach Berlin gekommen. Aber gebrochen war er keineswegs. Wie er einst in guten Tagen die „Post" gegründet, so rief er jetzt „Das kleine Journal" ins Leben. Auch hier hatte er wieder eine Fülle glücklicher Einzelideen, und allerlei, was später Scherl mit größerem Erfolg verwirklichte, klang schon im ersten Jahrgang des Kleinen Journals auf. Ich habe so manche Stunde mit dem behäbigen, dicklichen Herrn in seinem Redaktionszimmer gesessen und seinen Plänen gelauscht, die auch jetzt wieder ins Große gingen, aber nun erst recht nicht im Einklang mit seinen Mitteln standen. Denn diese Mittel waren sehr gering, und sein Kredit war, um einen beliebten Berliner Ausdruck zu gebrauchen: Null Komma Keins. Es kam vor, daß mein guter Bursche August fünf-, sechsmal nach der Expedition pilgern mußte, um die Riesensumme von 20 Mark Honorar zu erheben. In einer Dachstube ist dann schließlich Strousberg gestorben.

Wichtiger für mich waren andere Verbindungen. Die Fäden zu den Schönleinschen Blättern in Stuttgart zogen sich fester. Ich habe im Laufe des nächsten Jahrzehnts eine geradezu ungeheuerliche Menge von Artikeln, tatsächlich aus fast allen Wissensgebieten, von kleinen und größeren Erzählungen, schließlich auch einige abenteuerliche Romane für das „Buch für Alle" und die „Bibliothek des Wissens und der Unterhaltung" geschrieben. Auf unsrem Boden steht eine alte mächtige Truhe, in die ich die Belegexemplare hineinwarf. Bisweilen packt mich die Kramwut, und ich will — stets vergeblich — den Wust aufräumen. Jedesmal muß ich dann lachend den Kopf schütteln: ich kenne mich selbst unter meinen vielen damaligen Pseudonymen und meinen geistigen Erzeugnissen nicht mehr aus und frage mich umsonst: warst du der Verbrecher, der diese furchtbare Novelle geschrieben, oder war's ein anderer? Jedenfalls hab' ich den Schönleinschen Blättern, die dann in den Verlag der Union übergingen, ein dankbares Andenken bewahrt. Man wurde in eine Art literarischen Prokrustesbett gespannt, aber man erwarb eine große journalistische Routine in dem Verkehr mit der Redaktion, der im übrigen sich stets in den angenehmsten Formen abspielte.

Noch wichtiger für die Zukunft wurde meine Verbindung mit dem „Daheim", die ja dereinst für mein ganzes Leben entscheidend werden sollte. Dr. Robert Koenig, der seit der Begründung des Blattes der Redaktion angehörte und dieses damals gemein-

Digitized by Google

sam mit Theodor Hermann Pantenius leitete, suchte mich selbst auf, um mich zur dauernden Mitarbeit einzuladen.

Man hat Dr. Koenig, glaube ich, vielfach nicht richtig eingeschätzt, hielt ihn für engherzig und kleinlich. Seine in Riesenauflagen verbreitete Deutsche Literaturgeschichte hatte diese herbe Ansicht in literarischen Kreisen vielleicht mehr hervorgerufen und bestärkt als seine Redaktionsführung. In der Tat kann ohne weiteres zugegeben werden, daß diese Literaturgeschichte — seither von anderer Hand überarbeitet — in der Beurteilung der neueren deutschen Literatur starke Einseitigkeiten aufwies; daneben aber sehr viele gesunde Anschauungen, deren Richtigkeit sich jetzt allmählich durchgerungen hat. Die Abschnitte über die ältere Literatur möchte ich heut noch für ein volkstümliches Werk als vortrefflich ansprechen. Jedenfalls legt das Werk Zeugnis ab von erstaunlichem Fleiß. Wie denn Koenig auch als Redakteur ein überaus fleißiger, gewissenhafter Arbeiter war. Genie allein macht wahrlich nicht den guten Redakteur; stetige sorgsame Arbeit ist ganz unentbehrlich gerade für ihn.

Ich erinnere mich gern jedes Zusammenseins mit dem alten Herrn. Aus seinen immer leidenden Augen leuchtete das warme Licht jenes festen Gottvertrauens, das die Stillen im Lande so beneidenswert glücklich macht. Darunter freilich lag es stets auf ihm wie ein stiller Druck, eine zweifelnde Unsicherheit, hervorgerufen vielleicht durch ein vergebliches Ringen nach größerer Selbständigkeit. Mir war er immer ein wohlwollender Förderer.

Ich arbeitete damals sehr viel, war aber körperlich zeitweise sehr leidend. Ohne Zweifel rächte sich doch das unregelmäßige Leben, das ich jahrelang geführt hatte. Schließlich schickte mich der Hausarzt nach Kissingen, und so war ich nicht einmal zugegen, als unser erstes Kind geboren wurde. Erst vierundzwanzig Stunden später konnte ich Mutter und Kind ans Herz schließen als seliger, dankerfüllter Gatte und Vater.

Die Taufe unseres kleinen Lieblings brachte mich zum erstenmal in persönliche Berührung mit Emil Frommel, dem gefeierten Hof- und Garnisonprediger. Später bin ich als Redakteur des Daheim, dessen hochgeschätzter Mitarbeiter er war, in vielfache freundschaftliche Beziehungen zu diesem goldigen Manne getreten. An ihm war nichts Usus, nichts Schablone. Ich möchte fast sagen: der Dichter, der Künstler in ihm stand noch über dem Geistlichen, und gerade das gab ihm sein ganz eigenartiges Gepräge. Wer ihn kannte, mußte ihn lieb haben — solch ein Zauber ging von ihm aus. Für jeden und jede, die den Weg zu ihm fanden, hatte er Rat. Nur für sich selber nicht. Er überanstrengte sich, täglich aufs neue, in seinem Beruf, er dachte auch allzuwenig an seine schwankende Gesundheit. Wenn ich ihn aufsuchen wollte, mußte ich eine frühe Morgenstunde wählen. Meist traf ich ihn bei dem stärksten Kaffee, der immer in einem Kännchen auf dem Sims seiner Arbeitsstube stand. Dazu holte er dann ein paar Kistchen mit den schwersten Zigarren, die der Kaiser ihm zu schenken pflegte, und wollte nicht begreifen, daß ich, der Jüngere, am Vormittag diese dicken „Festrüben" nicht rauchen konnte. Wenn er die große Zigarre in Brand gesetzt hatte, kam er erst ins rechte Plaudern. Welch reizende Geschichtchen erzählte er aus seiner Amtstätigkeit, die ihn mit allen Bevölkerungsschichten zusammenführte. Etwa von der Art: „Eine schnurrige Manier haben die Berliner, ihre Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Tu' ich da gestern solch netten Mann mit einem noch netteren Frauchen zusammen und denke, meine Sache recht gut gemacht zu haben. Kommt der junge Ehemann zu mir, nimmt meine beiden Hände, drückt sie innig und sagt treuherzig: ‚Ich möcht auch herzlich für die trostreichen Worte danken!'"

Er war nicht nur der große, die Herzen ergreifende Kanzelredner. Er war auch groß als Tafelredner bei Hochzeiten und Taufen. An der Taufe unsres Mädelchens hielt er eine geradezu entzückende, originelle Tischrede — ein kleines Meisterstück voll sprudelnder guter Laune. Er knüpfte daran an, daß ich im Eisenbahn-Regiment stand, und dann führte er das zukünftige Sein des kleinen Täuflings — ich möchte sagen — auf der Eisenbahn des Lebens durch: die erste Klasse, die richtige Weichenstellung, die Stationen und die guten Wartesäle, die Geduld, die Reisende haben sollen, sogar die Entgleisungen spielten dabei ihre Rolle — Die letzte glänzende Tischrede, die ich von ihm hörte, hielt er viele Jahre später bei der Hochzeit unserer schönen Freundin Helene von Livonius mit dem Leutnant von Heyden, dem Sohn des Malers. Da war er aber schon so elend, daß er bald nach der Tischrede sein weißes ehrwürdiges Haupt an die Schulter des neben ihm sitzenden Brautvaters lehnte — und einnickte. — — —

⁂ ⁂ ⁂

Am 1. April 1881 fand eine starke Heeresvermehrung statt, durch die zahlreiche Versetzungen bedingt wurden. Auch mich traf es, ganz unvermutet. Ich kam zum 85. Infanterie-Regiment nach Kiel.

Meine Frau und ich haben später oft herzlich darüber gelacht, wie schwer uns das traf. Aus Berlin „verschmettert", aus dem geliebten Berlin! In die Provinz, die öde Provinz! Meine Frau als geborene Berlinerin (obwohl ihr nie eine Spur des echten Berlinertums anhaftete), ich als Märker und Berliner aus Überzeugung: wir vermochten uns gar nicht vorzustellen, daß man außerhalb Berlins leben könnte. Verzweifelt waren wir. Und dann sind wir — wir Jungen! — selbigen Abend zum Trost ins Residenztheater gegangen, wo die unvergeßliche Hedwig Niemann-Raabe die Zyprienne spielte.

Wir haben beide schnell einsehen gelernt,

Digitized by Google

daß auch hinter den Bergen Menschen wohnen. Gerade im schönen Schleswig-Holstein wurden wir bald und leicht heimisch und fühlten uns nach ganz kurzer Übergangszeit in jeder Beziehung wohl.

Und ich muß hier einschalten: es wäre für den jungen Offizier meiner Überzeugung nach sehr vorteilhaft, wenn er häufiger versetzt würde. Ohne Zweifel ist es etwas Herrliches um das feste Einwurzeln in einem Offizierkorps, wie es langjähriges Verbleiben in demselben Truppenteil mit sich bringt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wächst sich dabei immer mehr aus, die Kameradschaft wird zur dauernden Freundschaft. Aber wo viel Licht, ist auch Schatten.

Man spricht oft von der Gleichartigkeit des gesamten deutschen Offizierskorps, und doch ist das nach meinen Erfahrungen nur bedingt richtig. Gleichartig ist nur eins: das Ehr- und Pflichtgefühl und die Tapferkeit, von denen der beispiellos schwere Krieg, in dem wir heute leben, wieder beredtes Zeugnis ablegt. Sonst aber sind die Unterschiede groß. Ich darf darüber wohl mitsprechen. Denn ich stand jahrelang in der Garde-Infanterie; ich lernte ein so seltsam zusammengewürfeltes Offizierkorps wie das der Eisenbahntruppe kennen; ich war in einem Linien-Infanterie-Regiment; ich kam auf der Kriegsakademie wieder in dreijährigem Beieinander mit den verschiedensten Elementen zusammen; ich habe später monatelang bei exklusiven Regimentern, dem 1. Garde-Dragoner, dem 1. Garde-Regiment, auch bei einem Feld-Artillerie-Regiment Dienste getan. Und überall waren die Schattierungen recht stark geprägt. Aus der Kinderstube, aus der Art des Nachwuchses, aus der pekuniären Lage, aus den Verhältnissen der Garnisonen ergeben sich solche Unterschiede, und aus der Unkenntnis von all dem entstehen Vorurteile hüben und drüben. Ein Stabsoffizier, der bisher stets in der Garde stand, wird sich, wenn er etwa als Regimentskommandeur zur Linie kommt, oft schwer in sein Offizierkorps hineinfinden; in den Linienoffizierkorps wieder urteilt man häufig ganz falsch über die Garde.

Wenige Tage, nachdem der allzufrüh verstorbene Graf Hülsen-Haeseler durch das Vertrauen des Kaisers an die Spitze des Militärkabinetts berufen worden war, saß ich neben dem trefflichen, vorurteilsfreien Mann im Kasino meines alten Regiments bei Tisch. Wir sprachen auch über diese Dinge. Und da hatte er die wärmsten Worte für das österreichische System, nach dem die ganzen Regimenter von Zeit zu Zeit die Garnison wechseln; er kannte die österreichische Armee sehr genau, war lange Militär-Attaché in Wien gewesen. Auch unter ihm blieb aber alles beim alten; man scheute wahrscheinlich die Kosten der Versetzungen und des Garnisonwechsels. Jetzt, unter der gewaltigen Einwirkung des Krieges, haben sich freilich alle Unterschiede verwischt. Nach dem Frieden aber werden sie sicher wieder in die Erscheinung treten. — —

In Kiel, wo nur ein Bataillon meines neuen Regiments stand, hatte unser Offizierkorps damals eine recht schwierige Stellung gegenüber dem der Marine, das gesellschaftlich durchaus den Vorrang zu behaupten suchte. Wir waren im Durchschnitt arm, einzelne der jungen Herren ganz auf „Kaisers Zulage", damals, wenn ich mich recht erinnere, zwanzig Mark monatlich, angewiesen; die Herren der Marine konnten in breiterem Zuschnitt leben. Es fehlte bisweilen nicht an Spannungen. Ich selber hatte einen an sich sehr unbedeutenden, aber doch kennzeichnenden Kampf durchzufechten. Wie üblich, machte ich mit meiner Frau bei den „Spitzen" der Marine Besuch, und darauf lud uns Admiral Batsch zum Ball ein: ohne unseren Besuch zu erwidern, ohne auch nur seine Karten zu schicken. Selbstverständlich sagte ich ab, höflich, aber kurz und kühl. In heller Verzweiflung stellte mich mein Bataillonskommandeur: ich dürfte als jüngerer Offizier das nicht tun, ich schadete dem ganzen Offizierkorps. Ich blieb aber fest: nicht so für mich, unbedingt aber für meine Frau verlange ich die Wahrung der Form; da lasse ich mir nichts abhandeln. Und schließlich übernahm der liebenswürdige Kommandant von Kiel, Graf Hardenberg, die Vermittelung; Admiral Batsch kam, entschuldigte sich: „er wäre ein alter Seebär" — wir nahmen an dem übrigens reizenden Ballfest teil und hatten seitdem nie wieder zu klagen.

Unsere Flotte war damals noch klein, sehr klein, gemessen am heutigen Maßstab. Uns Landratten machte sie doch einen gewaltigen Eindruck. Häufig und gern waren wir „an Bord", und Annas Schönheit erregte bei den dafür sehr empfänglichen Seebären allgemeine Bewunderung, in der ich mich wieder sonnte. Übrigens hatte die Marine selbst keinen Mangel an jungen schönen Frauen. Als die schönste galt die Gräfin H. Eine drollige Geschichte lief damals in der Runde. Kommt ein Offizier und will bei ihr Besuch machen; ein strammer Bursche öffnet. „Empfängt Frau Gräfin?" — „Ich will mal nachsehen, Herr Kaptänleutnant," meint der blaue Junge — kniet vor der Tür nieder und lugt durchs Schlüsselloch. Erhebt sich, grinst über das ganze breite Gesicht: „Es geiht nich, Herr Kaptänleutnant — sie wascht sich eben."

Prinz Heinrich besuchte im ersten Sommer unseres Kieler Aufenthalts die Marineschule, und ich war ziemlich häufig mit ihm zusammen; an der sehr einfachen Offizierstafel und beim Kegeln, dem er mit großer Vorliebe oblag. Immer war er gleich frisch und kameradschaftlich. Unvergeßlich bleibt mir auch eine Ehrenwache im Kieler Schloß, bei der Prinz Heinrich mich dem Prinzen Wilhelm, unserem Kaiser, vorzustellen die Gnade hatte.

Im April war ich nach Kiel gekommen; im Juni schon erhielt ich einen interessanten dienstlichen Auftrag: eine Rekognoszierung

Digitized by Google

in der Lüneburger Heide für das Herbstmanöver der Division und die Ergänzung des ganz veralteten, noch aus der hannöverschen Zeit stammenden Kartenmaterials. Es war eine herrliche Zeit. Ich erhielt von den Wandsbeker Husaren einen tüchtigen Gaul gestellt und eine berittene Ordonnanz. So durchstreifte ich, ganz unabhängig, ein paar Wochen die Heide, vom Alten Lande bis fast nach Bremen, und ich war bezaubert von ihr. Was hatte man mir nicht von ihrer Öde und Einförmigkeit erzählt! Gewiß gab es trostlose Striche, Sand, Sand und wieder Sand. Aber dann plötzlich, immer wieder, in der Wüste die entzückendsten Flußtäler, mit Laubwald, üppigen Wiesen und malerischen Gehöften, in Grün gebettet. Ich kann wohl sagen, ich habe für mich damals die Lüneburger Heide entdeckt, zwanzig Jahre, ehe unsere Maler ihre stillen Schönheiten erkannten.

Als ich zurückkehrte, hatte ich noch einige Wochen mit der Bearbeitung des kartographischen Materials zu tun, konnte mir aber meine Arbeit zeitlich legen, wie ich wollte. So fanden wir Gelegenheit, Kiel und seine Umgebung nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Kiel war ja damals noch eine ziemlich bescheidene Mittelstadt; es ist tatsächlich mit der Flotte gewachsen und hat Großstadt-Allüren angenommen. Mit der „Seebade-Anstalt" am Düsterbroker Weg hatte die Stadt ein Ende: ich glaube, an derselben Stelle, wo sich heute das Krupp-Hotel erhebt. Aber es war hübsch und behaglich überall, und überall gab es erstaunlich gut zu essen. Wir staunten über die frischen Seefische und die köstlichen billigen Hummern und mehr noch über die „kalte Küche", bei der für eine Mark fünfzig kleine Teller mit zwanzigerlei guten Dingen aufgefahren wurden. Aber das Herrlichste waren doch die Umgebungen der Föhrde, waren die Fahrten im Segelboot mit lustigen Kameraden, weit über Friedrichsort hinaus. Vom Nordostsee-Kanal träumten damals nur einzelne sehr kühne Gemüter. Die Torpedos steckten noch in den Kinderschuhen, und von U-Booten wußte man so wenig wie von drahtloser Telegraphie. Dafür aber bewunderte man in hohen Tönen eine sehr stattliche englische Flotte, die draußen in der Bucht vor dem Hotel Bellevue längere Zeit vor Anker lag. Die Herren Offiziere wurden als liebe Vettern mächtig gefeiert, und die Mannschaft machte die ganze Stadt unsicher, teils nüchtern, teils betrunken. Unsere Köchin belauschte ich im Zärtlichkeitsaustausch mit solch einem englischen Matrosen und war höchlichst erstaunt, wie vortrefflich er ihr Holsteiner Platt verstand und sie sein breites Englisch. Es ging wie geschmiert — und das Küssen hinterdrein auch. Tempi passati!

In jenen Kieler Tagen lernte ich auch Professor Esmarch kennen und seine Gattin, die Prinzessin von Holstein-Glücksburg-Augustenburg. Er war damals noch nicht geadelt und nicht Exzellenz, dafür aber auf der Höhe seines Ruhms; aus allen Teilen der Welt strömten die Leidenden zu dem berühmten Chirurgen, der auch ein wirklich selten gütiger und liebenswürdiger Mann war — ein auffallend schöner Mann dazu, obgleich der charakteristische Kopf wohl ein wenig zu groß zum Körper erschien. Wenn ich später einmal wieder in Kiel war, mußte ich stets Gast in seinem Hause sein. Er und die Prinzessin wollten durchaus, daß ich seine Lebenserinnerungen bearbeiten sollte, für die beträchtliches Material handschriftlich vorlag. Es hätte wohl gelohnt, denn Esmarch hatte sehr viel erlebt, war mit unendlich viel interessanten Persönlichkeiten in engere Berührung gekommen. Leider fehlte mir die Zeit.

Ein spaßhaftes kleines Erlebnis hatte ich aber mit ihm — es mag im Jahre 1875 gewesen sein. Ich wünschte dringend, ihn einmal bei der „Arbeit" zu sehen, ein paar größeren Operationen beizuwohnen. Ein Schriftsteller kann ja nie wissen, wozu er solch ein Bild braucht. Er sträubte sich lange. Aber als die Prinzessin — ich hatte in der Esmarchschen Villa gegessen — meine Bitte unterstützte, gab er schließlich nach, wie immer, wenn seine Gemahlin bat. Auf zehn Uhr bestellte er mich für den nächsten Morgen nach der Universitätsklinik. Am Abend war ich bei den Kameraden meines alten Bataillons, und man heizte mir, der damals kein Kostverächter war, ordentlich ein. Es wurde sehr spät oder sehr früh, und als ich am Morgen erwachte, hatte ich einen furchtbaren Schädel und die bedenklichsten Magenbeschwerden. Trotzdem pilgerte ich in die Klinik, gestand Esmarch aber mein Haar- und sonstiges Leid. Da zog er mich in sein Sanktissimum, öffnete einen verschwiegenen Wandschrank, nahm eine Flasche Kognak heraus und schenkte mir ein großes Weinglas ein. „Ich bin zwar kein Freund des Alkohols," meinte er lachend. „Aber dies verordne ich Ihnen als Arzt. Herunter damit!"

Der Kognak mußte gut sein. Er tat mindestens vorläufig Wunder. Wir gingen in den Operationssaal hinüber. Die Studenten saßen in schön gefügtem Kreis, darunter saß eine Anzahl Ärzte, die den Gefeierten auch operieren sehen wollten.

Mir wurde schon etwas unheimlich, als mich Esmarch den letzteren vorstellte: „Herr von" — es folgte ein halb verschluckter Name — „ein Kliniker von außerhalb." Er wies dabei mit Grazie auf einen Stuhl im Ärztekranz. Und die Sache ging los. Zuerst kam irgendeine seiner berühmten unblutigen Operationen an die Reihe. Ich blieb würdig und gelassen, wie es sich für den „Kliniker von außerhalb" geziemte. Dann aber folgte eine große Operation, bei der der innere Mensch bedenklich seiner Haut- und Fleischhülle entkleidet wurde. Mir grauste bereits. Und gerade da legte mein Nebenmann, ein junger, allzu wißbegieriger

Digitized by Google

Kinderbad in der Villa Homberger. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Marinearzt, seine Hand auf meinen Arm: „Herr Kollege, wir wollen doch auch näher herantreten.“ Wahrhaftig, all die wißbegierigen Menschlein drängten schon dicht um den zerfleischten Menschenleib. Wenn sich der ‚Kliniker von außerhalb‘ nicht unsterblich blamieren wollte, mußte er auch diligentiam prästieren. Es ging auch, aber fragt mich nur nicht wie. Mit zusammengepreßten Zähnen stand ich, starrte, sah wie durch einen Schleier die blitzenden Messer — und alles Weitere.

Nachher, als wir allein waren, meinte Esmarch: „Es war wirklich eine schöne Sache. Hat Sie's interessiert?“ Und ich antwortete: „Ungeheuer. Aber nun, bitte, geben Sie mir schnell den zweiten Hennessy. Auf einem Bein kann ich heut nicht stehen.“ —

Wir wollten, so schön wir Kiel fanden, doch nicht ganz einwurzeln, sehnten uns mächtig nach Berlin zurück. Und ich wollte auch vorwärts kommen, so erbat ich und erhielt die Erlaubnis, mich zur Kriegsakademie vorzubereiten. Es wurde ein etwas harter Winter für mich, hart insofern, als ich mit Arbeit mehr überlastet war als je vorher. Im letzten Jahrzehnt haben es die jungen Herren, die sich zur Kriegsakademie melden, bequemer gehabt. Sie wurden meist, mindestens in den letzten Monaten vor der Prüfung, vom praktischen Dienst befreit, und ein Generalstabsoffizier leitete ihre Arbeiten. Davon war damals keine Rede. Ich habe sogar bei dem großen Mangel an Offizieren während des Winters, als Premierleutnant, ein ziemlich unerhörter Fall, die Rekruten der Kompagnie ausbilden müssen, und man „holzte“ mir eine besonders schwierige Winterarbeit auf. Daneben schrieb ich in den schönen stillen Nachtstunden unentwegt für das Daheim und für die Stuttgarter Blätter. Es war wirklich etwas reichlich, aber Schaden hat es mir nicht gebracht.

Die Prüfung bestand ich im Frühjahr mit Leichtigkeit, und nachträglich hatte ich sogar die Genugtuung, daß Treitschke die größere geschichtliche Arbeit, die wir damals einreichen mußten — über „Kaiser Maximilian, den letzten Ritter“ — für seine „Preußischen Jahrbücher“ erwarb.

Wir schieden mit ganz anderen Empfindungen aus Kiel, als mit denen wir hingegangen waren. Wir hatten Land und Leute wirklich lieb gewonnen. Lange nachher noch war es eine kleine Phrase unter uns, daß wir von Schleswig-Holstein meerumschlungen als von dem Lande sprechen, „da Milch und Honig fleußt“. Und das war keineswegs nur materiell gemeint.

Übrigens schieden wir auch mit einem hübschen Päckchen unbezahlter Rechnungen, was aber nicht unsere Schuld war. Es herrschte nämlich zu jener schönen Zeit in ganz Holstein noch ein gefährlicher Gebrauch: man konnte während des ganzen Jahres sein Geld beim besten Willen nicht loswerden; alle Handlungen, alle Handwerker wollten, daß man „auf Buch“ nahm, taten's durchaus nicht anders. Erst am sogenannten Kieler Umschlag, im Januar, begann das allgemeine Einkassieren. Das Kreditgewähren — nein, das Aufdrängen des Pumps — war geradezu ungeheuerlich und manchmal auch lächerlich. Ich erinnere mich, daß ich zum nächsten Umschlag durch die Post in Berlin (Porto 10 Pfennige) eine säuberlich ausgeschriebene Rechnung bekam: „Für die Reparatur eines Bügeleisens ... 3 Pfennige.“ Ich lachte und vergaß zu zahlen; worauf mir ein ganzes Jahr später, wieder zum Umschlag, die zweite Rechnung zuging: „Für die Reparatur eines Bügeleisens ... 3 Pfennige.“ Heut wird man auch in Kiel gewiß wirtschaftlicher geworden sein.

⁂ ⁂ ⁂

Im Oktober 1882 bezog ich also die hohe Kriegsakademie, die damals noch in traditionsgeheiligten, aber recht elenden Räumen der Burgstraße untergebracht war, aber bald darauf in den neuen Prachtbau nach der Dorotheenstraße verlegt wurde.

Wir selber hatten eine nette Wohnung in der Corneliusstraße gefunden, im damals aufblühenden Westen. Dort ist uns unser zweites Kind, unser lieber Hans-Kaspar, geboren worden. Mit dem Vornamen hatte es eine besondere lustige Bewandtnis, abgesehen davon, daß wir ihn sehr hübsch fanden. Irgendein Bekannter hatte aus der Familiengeschichte derer von Zobeltitz-Zabeltitz, herausgeknobelt, daß dreimal im Lauf der Jahrhunderte das Geschlecht um seinen großen Grundbesitz gekommen war, und daß jedesmal ein Hans-Kaspar ihn wieder zusammengebracht hatte. Warum, dachten wir, soll das unserem Jungen nicht auch gelingen — und nutzt's nichts, so schadet es nichts. Bisher hat er, im Vertrauen bemerkt, freilich noch nicht mit der Güteransammlung begonnen. Dafür hat er sich aber jetzt, als junger Häuptling in der Uniform meines lieben alten Regiments, das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben — und das ist eigentlich mehr wert.

Der drei Jahre auf Kriegsakademie gedenke ich heut noch mit großer Freude und in aufrichtiger Dankbarkeit. In Dankbarkeit besonders auch deshalb, weil mir Gelegenheit wurde, so manche Lücke in meiner allgemeinen Bildung auszufüllen. So konnte ich auf der Universität mancherlei hören; aber auch die Akademie bot einige ausgezeichnete Lehrer. Besonders begeisterte mich Professor Max Lehmann (jetzt in Göttingen), der überaus frisch und schneidig las, bisweilen vielleicht zu schneidig für einen Historiker, aber jedenfalls immer fesselnd, ja geistreich. Es ist mir heut noch ein Genuß, ab und an meine Hefte zu durchblättern, in denen ich sein Kolleg über Reformationsgeschichte nachschrieb. Ich habe dem trefflichen liebenswürdigen Manne bis auf den heutigen Tag ein treues Gedenken bewahrt. Im dritten Jahre las Professor Max Duncker über neuere (eigentlich nur deutsche)

Digitized by Google

Geschichte. Er war schon ein Greis, aber es lebte doch noch viel von seinem einstigen Feuer in ihm. Nicht selten anfechtbar, bisweilen wohl auch nicht ganz auf der Höhe der fortgeschrittenen Forschung, vielleicht auch nach Greisesart dann und wann eigensinnig, waren seine Vorlesungen über Persönlichkeit und Politik Friedrich Wilhelms III. und Hardenbergs außerordentlich interessant. Sehr viel hatte ich mir von den literarhistorischen Vorträgen versprochen, die ein bekannter Berliner Philologe übernommen hatte. Aber der kleine Kreis, der an ihnen teilnahm, war mit mir bitter enttäuscht. Der gute Mann las ohne jede eigene Ansicht, ohne Nerv und Rückgrat.

Ich kann auch nicht sagen, daß ich von der Mehrzahl der Lehrer in den militärischen Fächern sehr erbaut war. Die Herren wenigstens, die Nebengebiete behandelten, waren fast ausnahmslos Mittelgut. Es lag überhaupt manches im argen. Wie sind wir z. B. in Militär-Geographie, meines Erachtens ungefähr die unnützeste aller Doktrinen, geödet worden! Welch ein Schwätzer war der Herr, der über die Geschichte der Kriegskunst las — den „Damentaktiker" nannten wir ihn im bösartigen Schülerspott. Wie tötend langweilig waren die Vorträge über Militärhygiene! Stundenlang wurde über die beste Art des Marschstiefel gesprochen. Natürlich setzte der Schülerspott wieder ein: es wären so viele „Schuster" (Streber) unter uns, darauf würde billige Rücksicht genommen.

Besser waren die Hauptfächer besetzt. So war besonders der Taktikvortrag des damaligen Hauptmanns Liebert (später Gouverneur von Ostafrika, nach seinem Abschied schneidiger Politiker und jetzt nicht minder schneidig an der Front) in seinen freien und weiten Anschauungen ganz vortrefflich. Zwei der Lehrer sind als Generale der Infanterie verstorben: von Holleben, an dessen kriegsgeschichtliche Vorträge, zumal über den Loirefeldzug, ich mich mit Vergnügen erinnere, und von Stünzner, der in sehr anregender Weise über Strategie sprach. Die beiden Herren, mit Leib und Seele Soldat, überzeugt von der Unbesiegbarkeit deutscher Waffen, werden jetzt aus himmlischen Höhen stolz auf ihre Schüler herabsehen, von denen so manche in West und Ost in hohen Stellungen kämpfen.

Besonders wertvoll erschien mir die Art, in der wir zum freien Vortrag erzogen wurden — eine Kunst, die leider damals sonst wenig gepflegt wurde. Es traf sich für mich glücklich, daß ich etwas wie eine besondere Veranlagung dazu mitbrachte; wie denn auch in meiner Gesamtbeurteilung am Schluß des dritten Jahres ausdrücklich hervorgehoben wurde, daß ich, der „so glücklich veranlagte Offizier" des „Wortes und der Schrift in besonderem Maße" mächtig sei.

Nur bei einem Vortrag hatte ich Pech und zog mir einen scharfen Rüffel zu. Der Grund war so bezeichnend für die Auffassung, die in militärischen Kreisen damals herrschte, daß ich ihn erwähnen möchte. Ich sprach über die Vorgeschichte der Schlacht von Jena und ging dabei Massenbach in der Tat recht scharf zu Leibe; aber ich sagte nichts über ihn, was ich nicht belegen konnte. Er war ja auch wirklich ein konfuser Jammerlappen. Plötzlich aber erhob sich der anwesende Herr Direktor der Kriegsakademie, Exzellenz, und erklärte es für gänzlich ungehörig, über einen Offizier derart scharf zu urteilen, „dessen Familie heut noch im preußischen Offizierkorps vertreten wäre". Jeder Zusatz erscheint mir überflüssig. Wer heute das Buch „Cannä" von Graf Schlieffen, dem berufensten Nachfolger Moltkes, liest, wird mir zugeben, daß sich die Anschauungen sehr gewandelt haben — vielleicht allzusehr!

Die einzelnen „Jahre" der Kriegsakademie waren und sind heut noch durch etwa dreimonatige Zwischenzeiten getrennt, in denen man zu anderen Waffengattungen kommandiert wird. Eine vortreffliche Einrichtung, die dadurch ihre besonderen Annehmlichkeiten hatte, daß Rücksicht auf etwaige Wünsche genommen wird. Da ich sehr gern während des ersten Zwischenkursus in Berlin bleiben wollte, bat ich, zum ersten Garde-Dragonerregiment kommandiert zu werden. Ich habe es nicht bereut, denn ich konnte während der drei Monate eine Fülle interessanter dienstlicher und auch gesellschaftlicher Eindrücke sammeln. Das Regiment, das sich 1870 unsterblichen Ruhm erworben, war im kleinen Dienst damals ein wenig eingerostet. Wenn ich das offen ausspreche, kann es mir niemand verargen, denn seither haben sich die Verhältnisse gänzlich geändert. Der innere Dienstbetrieb lag, soweit ich sehen konnte, zum großen Teil in den Händen der alten vortrefflichen Wachtmeister. Vieles, z. B. die Stallpflege, war dabei mustergültig. Vieles aber wirkte auf ein harmloses Infanteristengemüt einfach verblüffend. Ich erinnere mich deutlich des erstaunten Gesichts des Wachtmeisters, als ich — am ersten Tage meines Kommandos; es war Felddienst angesetzt — rechtzeitig auf dem Kasernenhofe erschien, die Glieder auseinanderziehen ließ, den Anzug nachsah. Von den anderen Offizieren der Schwadron erschien niemand. Schließlich fragte ich den Wachtmeister. „Zu Befehl" — hieß es — „die Herren werden wohl nachkommen." Was der Herr Rittmeister angeordnet hätte? Achselzucken. Wo die Übung stattfinden sollte? Hinter Tempelhof. Draußen mußte ich wieder mit dem Wachtmeister konferieren. „Zu Befehl, Herr Leutnant. Wir setzen Vedetten aus. Da und dort ... das wissen die Unteroffiziere schon." Und so rückten die Vedetten denn auf die Plätze, wo sie immer standen. So geschehen Anno 1883! Als ich von solch kleiner Felddienstübung die Schwadron über das Tempelhofer Feld zurückführte, exerzierte gerade Prinz Wilhelm seine Fuchsbatterie; so nahe, daß ich hingaloppierte und

Digitized by Google

meldete. Ich dachte dabei doch: ‚Wenn der junge Herr an die Regierung kommt, wird er euch gehörig aufschwänzen!' Was denn wohl auch geschehen ist.

Bei dem Exerzieren in den größeren Verbänden aber wurde schneidig geritten, mit echtem Reitergeist. Und so kordial der Ton sonst im Offizierkorps war, beim Regimentsexerzieren wurde man grob wie Bohnenstroh. Ich habe so manches Mal gehört, daß ein Rittmeister einem Prinzen aus regierendem Hause über das Blachfeld hinweg zubrüllte: „Prinz, nehmen Sie die Schenkel 'ran. Sie reiten ja wie ein ...!"

Auch das große Divisionsexerzieren in der Nähe von Oranienburg war eine feine Sache. Es stimmte wohl nicht ganz zu den Weisheitsregeln, die ich schon auf der Akademie eingesogen hatte, aber Gäule und Menschen wurden ordentlich herangenommen. Der Komfort freilich, um nicht zu sagen der Luxus, mit dem in den elenden Bauerndörfern gelebt wurde, war mir Fußinfanteristen auch wieder neu und — überraschend. Das Offizierkorps hatte seinen Koch mit dessen ganzem Drum und Dran, bis zum Eiskeller, mitgenommen; hatte ein Riesenzelt aufgeschlagen, in dem schon vom ersten Frühstück an alle Mahlzeiten mit allen Schikanen eingenommen wurden. Es war reizend, aber es kostete eine Stange Goldes — und kriegsgemäß war es gewiß nicht. Kriegsgemäß war es auch nicht, daß sehr viele Herren ihre eigenen Wagen mitführten. Mir kam's zugute, denn die Kameraden waren überaus liebenswürdig zu mir. Uns war gerade damals unser Junge geboren worden, und zu jedem Ruhetag bot mir einer der Herren seinen Wagen an, um zur Bahn fahren und meine Frau besuchen zu können.

Die zweite Intervalle auf der Akademie, zwischen dem zweiten und dritten Jahr, benutzte ich zu einer großen Reise, die mir außerordentliche Anregungen bot. Dienstlich wurde ich zum Studium des Okkupationsgebiets in Bosnien und der Herzegowina beurlaubt, wo nicht lange vorher unsere heutigen Verbündeten unter harten Kämpfen den Aufstand gebrochen hatten. Die Geschichte hatte aber einen Haken: Reisegeld zahlte der liebe Fiskus nicht. Inzwischen war ich jedoch in literarischen Kreisen schon so bekannt geworden, daß es mir leicht fiel, ein Reiseprogramm zusammenzustellen, das einigen Zeitschriften verlockend genug erschien, die Kosten zu tragen. Da es sich meist um illustrierte Zeitschriften handelte, so verband ich mich mit meinem Schwager Peter Paul Müller, der damals freilich noch nicht Professor war, aber doch schon ein bekannter Landschafter. Man nannte ihn zu jener Zeit, zum Unterschied von anderen Müllers, den Birkenmüller, weil er in seine Bilder gern ein paar Birken hineinsetzte; jetzt will er's nicht mehr recht wahr haben, denn sein Herz hat sich mehr den Buchen zugewandt. Er war jung wie ich, kreuzfidel, der beste Reisegefährte von der Welt. Nur zog er sich gleich am Anfang der Reise ein Magenleiden zu, und irgendein Arzt legte ihm völlige Abstinenz auf. Der Zufall wollte es, daß unsere Fahrt durch die gesegnetsten Weinländer Mitteleuropas führte; ich ließ mir nacheinander den roten Terlaner, den kräftigen Dalmatiner, den feurigen Ungar gut schmecken, während er zusehen mußte ... aber mitbezahlen mußte, da wir gemeinsame Reisekasse vereinbart hatten. Noch heut, wenn ich bei ihm in München bin, beschimpft er mich als einen elenden Betrüger. Es tut aber der Liebe keinen Eintrag.

Wir reisten ungefähr rund um die österreichisch-ungarische Monarchie herum. Zuerst fuhren wir nach dem Arlberg, dessen Tunnel damals der Vollendung entgegenging. Ich hatte für die Ingenieurkunst ja stets ein besonderes Interesse und auch Verständnis. So fesselte mich das große Werk ungemein, gab mir auch den Antrieb, zwei Jahrzehnte später den im Bau begriffenen Simplontunnel zu besichtigen, und wurde mittelbar zum Anlaß meines Romans „Der besiegte Stein". Dann reisten Müller und ich in jenes Gebiet, das heut wieder im Mittelpunkt der Weltpolitik steht: wir besuchten Triest und fuhren von dort mit einem kleinen Küstendampfer nach Pola und mit vielen Unterbrechungen die dalmatinische Küste entlang. Herrliche Erinnerungen knüpfen sich gerade an diese Fahrt: unvergeßlich bleiben mir Zara und Sebenico mit ihrem starken altvenezianischen Einschlag in der Architektur, unvergeßlich vor allem Spalato, diese seltsame, fast ganz in die Ruinen des diokletianischen Kaiserpalastes eingebaute Stadt. Und ganz in der Nähe das dalmatinische Pompeji, Salona; die Ausgrabungen befanden sich damals in den Anfängen, aber man staunte doch schon über die Ausbeute.

Saßen wir da in der Augustsonne auf einem zerborstenen Sarkophag, als ein Herrlein vorüberging, der uns deutsch reden hörte und mit ausgebreiteten Armen auf uns zukam. Ein Landsmann war's, ein kleines Schneiderlein, das auf der Walze die halbe Welt durchwandert hatte und nun in Spalato hängen geblieben war; seit einem Jahrzehnt schon. Das Männchen hatte seine Werkstätte an der Marina, und aus einem Torbogen des römischen Kaiserpalastes flatterten die Proben seiner Kunstfertigkeit heraus. Bei einer Flasche blutroten Dalmatiner erzählte er, bunt durcheinander, seine Schicksale. Es ging ihm gut. Aber immer wieder brach das große Heimweh in ihm durch: ach, nur noch einmal ein Stück Thüringer Wald sehen, anstatt des ewigen Karstes — und noch einmal Thüringer Kartoffelklöße essen! —

Mit einer Nußschale von Dampfer fuhren wir von Spalato nach dem kleinen Metcovic, damals der Einbruchstelle nach der Herzegowina. Heut gibt es zwischen der Küste und dem Inneren Bahnverbindung; wir hatten eine endlose Postfahrt, höchst seltsam, mit

Digitized by Google

einer Bedeckung von einem Korporal und zwölf Mann, die uns in einer Art Omnibus vorausgondelten. Es sollten immer noch Räuberbanden den übrigens landschaftlich großartigen Weg unsicher machen. Mostar lag noch in den Anfängen der Kultur; unser Wunsch nach Handtüchern erregte in der Herberge einiges Kopfschütteln. Dagegen zeigte die bosnische Hauptstadt, Serajewo, schon ein starkes Aufstreben! Die österreichische Militärverwaltung hatte hier erfolgreich zugegriffen. Während mir in Dalmatien das Regiment vielfach schwach und weich erschienen war, spürte man in Bosnien energischen Willen und eine starke Hand.

Ich habe leider Bosnien nicht wieder besuchen können, so sehr ich es mir immer wünschte. Aber ich glaube gern, daß es im schönsten Sinne des Wortes aufgeblüht ist. Schon damals konnte ich es in meinen Berichten als ein Land der Zukunft bezeichnen. Übrigens habe ich es damals auch schon ausgesprochen, daß der einzige anständige und verläßliche Teil der Bevölkerung der türkische wäre — und der schlechteste in dem bunten Bevölkerungsgemisch der serbische. Das war auch die Überzeugung aller österreichischen Offiziere, die ich kennen lernte. Ach, wieviel hat sich seit jenen Tagen geändert. Österreich hielt noch das Sandschak Novibazar fest in der Hand; es hat es aufgegeben, freiwillig, ohne Dank dafür zu ernten. Und in Serajewo träumte man von Ausdehnungsmöglichkeiten bis Saloniki hin, bis zum Meere! Heut aber quirlt in dem Hexenkessel des Balkans alles durcheinander, beutegierig und anmaßend möchte jede einzelne Kleinmacht Großstaat werden. Wenn und wo wird diesen sich selbst verzehrenden Völkern der Retter erstehen? —

Budapest kannte ich schon mit seinem flutenden Leben; wir machten daher nur kurzen Halt. Auch wurde unsere Reisekasse knapp, so daß wir beide — ich nach Berlin, mein guter Müller nach München — um Geld schrieben. Unser nächstes Ziel war Krakau, und wir bestellten uns postlagernd von unseren Banken eine neue Auffrischung. Am Abend vor der Abreise verführte mich Müller noch, ein kleines Andenken, eine sehr zierliche Brosche in Gestalt eines Schildes, zu kaufen; die Fahrkarten hatten wir ja schon bezahlt in der Tasche. Sehr vergnügt saßen wir am nächsten Morgen im Zuge; uns gegenüber ein würdig aussehender Herr mit einer Aktentasche. Wir beide sprachen davon, daß wir gegen Abend in Krakau ankommen müßten. Plötzlich mischt sich der Fremdling ein: „Das wird Ihnen nicht glücken." — „Aber wieso denn nicht?" — „Sie werden einen kleinen Eisenbahnunfall erleben." War der Mann ein Prophet? Wir lachten ihn aus. Er lachte schließlich auch, erklärte dann aber, er müsse das wissen: er sei nämlich der Direktor der Bahn. „Und wir haben ein Dutzend neuer Schnellzugsmaschinen gekauft. Seit die im Betrieb sind, bleibt dieser Zug regelmäßig irgendwo stecken."

Und wahrhaftig, der Weise behielt recht. Wir blieben stecken, ausgerechnet in einem langen Tunnel. Es wurde eine höchst umständliche Geschichte, mit Fußwanderung im Dunkel, mit Gepäckschleppen und ewigem Warten auf einen Hilfszug — kurz und gut, wir kamen vierundzwanzig Stunden später in Krakau an, als wir gerechnet hatten, und als wir endlich eintrafen, besaßen wir zusammen noch etwa zwei Gulden im Vermögen.

Der erfahrene Mitteleuropäer läßt sich durch solch kleines Mißgeschick nicht erschrecken. Zur Droschke nach dem Hotel langte es ja noch, und dort konnte man sicher auf Kredit rechnen, bis man wieder flott war. Man muß nur entsprechend sicher aufzutreten verstehen. Wir verlangten also sehr schöne Zimmer, wir behandelten den sich sofort einstellenden Faktor des Hotels — im Kaftan, mit glänzenden Schaftstiefeln und Löckchen — sehr von oben herab, als er uns die allerallerseltsamsten Anerbietungen machte. Aber dann wollten wir essen. Wir gingen also ins Hotelrestaurant, aber noch ehe wir Platz genommen hatten, bemerkten wir, daß hier bar bezahlt wurde. Brrr! Ein Blick des Schauderns ... und wir stiegen wieder hinauf auf unsere schönen Zimmer, bestellten uns dort eine Flasche teuersten Ungar und ein Beefsteak — und krochen in die Federn. Morgen in aller Frühe mußte ja unser Geld auf der Post sein.

Es war aber nicht da. Wir schlenderten durch die Straßen mit halb schmerzlichen, halb drolligen Gefühlen. Wir bekamen schließlich Hunger: ich habe damals bemerkt, daß man viel mehr Hunger hat, als sonst, wenn kein Geld in der Hosentasche klappert. Sich noch einmal auf dem Zimmer servieren lassen, hätte Mißtrauen erregen können. So kramten wir denn die letzten Kreuzer zusammen und erstanden uns ein Stück Brot und ein Stück Wurst. Und zum zweiten Male gingen wir zur Post. Wieder war kein Geld angekommen.

Teils aus Langerweile, teils aus Wißbegier stiegen wir dann im Schweiße unseres Angesichtes zur alten Burg Wawel hinauf. Und da ereignete sich etwas „Furchtbares". Mein lieber Müller wurde verhaftet.

Das kam so. Er konnte seinen Berufsneigungen nicht widerstehen, zog ein Stück Papier und einen scharfgespitzten Bleistift hervor und begann irgendein Erkerchen abzuzeichnen. Unmittelbar darauf legte ein auf- und abschlendernder Posten die Hand auf seine Schulter —

Ich bin sonst nicht gerade feige. Aber es überrieselte mich kalt. Wir, die Österreich-Ungarn und die Deutschen, waren ja damals noch nicht Bundesgenossen. Ich trug aber als Legitimation mein Premier-Leutnantspatent in der Brusttasche und — den Anfang meines Berichts über Bosnien. Nun sah zwar ein Blinder, daß außer einer uralten Mauer und ein paar Schießscharten

Digitized by Google

auf dem Wawel militärisch nichts zu holen war. Wurde ich aber als Müllers Komplize auch verhaftet, so war hundert gegen eins zu wetten, daß die Geschichte höchst unangenehm auslaufen konnte; zumal wenn sich dabei herausstellte, daß wir keinen Heller Geld bei uns führten.

So ließ ich denn — o Schreck! — meinen Maler scheußlich im Stich, entfernte mich mit immer größer werdenden Schritten. Ergriff, rund heraus gesagt, zum ersten und einzigen Male in meinem Leben ... das Hasenpanier.

Dann, unterwegs, kam freilich die Reue. Aber das half nichts. Ich schlich bergab, schlich nach unserm Hotel und auf mein Zimmer, sann und sann, was wohl werden sollte —

Da kam plötzlich Müller. Höchst fidel war er, schimpfte auf mich wie ein Rohrspatz, erzählte, wie der Posten ihn vor den Wachthabenden geschleppt, wie der K. K. Kamerad zuerst ein martialisches Gesicht gemacht, dann furchtbar gelacht — und ihn zum Kaffee eingeladen hätte. Mit Gugelhupf! Und zugleich zog Müller ein Paketchen von Zehnguldenscheinen heraus. „Ich bin an der Post vorbeigegangen. Dein Geld ist auch gekommen." Worauf wir einen Freudentanz ausführten.

Drei Tage trollten wir uns noch im altertumsreichen Krakau herum, standen vor den Meisterwerken Veit Stoß', durchstreiften das originelle Judenviertel, gondelten tief unter der Erde auf den Seen des Salzbergwerks von Wilizka und fuhren endlich heim. Als wir die schwarz-weißen Grenzpfähle sahen, sagten wir uns doch: Draußen war's schön, am schönsten ist's in der Heimat!

In das letzte Jahr auf der Kriegsakademie fiel ein schmerzliches Erlebnis: mein Vater starb. Er war in der letzten Zeit nicht mehr der alte gewesen. Stets zwar hatte er noch den Kopf voller Entwürfe, Pläne, Hoffnungen, aber seine Geschäfte bewegten sich in immer engeren Kreisen; der goldige Humor von ehedem, der ihn über alle Widerwärtigkeiten hinweg trug, leuchtete wohl dann und wann noch auf, aber dazwischen kamen Zeiten tiefer Niedergeschlagenheit. Manchmal klagte er über Beschwerden, ohne eigentlich krank zu sein; dann war er wieder so heiter, daß er förmlich verjüngt schien. Zwei Tage vor seinem Tode war ich bei ihm in seiner kleinen Wohnung. Wir plauderten und rauchten ein paar gute Zigarren. Ich sehe ihn heut noch vor mir, wie er sich mit Behagen die erste anzündete. Wie schön sah er aus mit seinem rosigen Gesicht und dem schlohweißen Spitzbart. Nimmer hätte ich geglaubt, daß ihm das Ende so nahe wäre. Bis ich dann plötzlich aus dem Hörsaal der Kriegsakademie herausgerufen wurde, und mein Bruder Fedor mit tränenüberfüllten Augen vor mir stand: Papa war gestorben, ohne langes Leiden, am Herzschlag.

Es griff uns alle, alle tief ins Herz; ganz besonders tief meiner Frau, die ihn sehr geliebt hatte. Wir alle sahen nun plötzlich nur die Lichtseiten seines Wesens, seine reichen Gaben, seine sonnige Art; empfanden so recht, warum man nie ernstlich böse mit ihm hatte sein können. Fedor und ich haben seine sterblichen Reste nach Spiegelberg gebracht. Dort in dem Heimatsboden, dem er fremd geworden, ohne anderswo recht festwurzeln zu können, sollte er ruhen. — — —

Dann schlug auch unsere Abschiedsstunde von Berlin.

Berlin hatte sich in den letzten Jahren sehr verändert. Die Schrecken des großen Krachs, der der Gründerzeit gefolgt, waren überwunden. Die Stadt reckte und streckte sich nach allen Seiten. Der Zug nach dem Westen, der schon nach 1870 begonnen, dann ins Stocken geraten war, setzte mit erneuter Kraft ein. Die Häuserzeilen schoben sich stetig weiter hinaus, dem Grunewald entgegen. Immer noch dehnte sich damals freilich ein gewaltiger Raum zwischen der Stadt und dem Walde. Wo heut das zu zweit erbaute der sogenannten Romanischen Häuser an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche steht, stand damals, 1885, das letzte Haus des Kurfürstendamms; von den breiten Straßenzügen zwischen dort und dem Nollendorfplatz waren nur Bruchstücke bebaut, der Lützowplatz war mit Holzplätzen gefüllt; wer in der Schillstraße wohnte, wohnte „weit draußen".

In der inneren Stadt hatte die Stadtbahn manches Straßenbild wesentlich verändert. Aber noch klingelten die Pferdebahnen durch die Straßen. In der Leipziger Straße, in der Umgebung des Hausvogtei-Platzes begannen die ersten schüchternen Versuche, das moderne Geschäftshaus einzubürgern. Der Typ des riesigen Warenhauses war jedoch damit nicht gefunden. Die großen Hotelbauten, „Adlon", „Bristol", „Esplanade", „Monopole", „Savoy", fehlten noch ganz, nur das Zentralhotel hatte schon seine Pforten eröffnet. Und an Stelle der wenigen Lokale, in denen früher „echtes" Bier verschenkt wurde, waren unzählige Münchener und Pilsener Bräus, teilweise wirkliche Bierpaläste, entstanden. Das elektrische Licht begann sich einzubürgern.

Im Theaterleben Berlins war das große Ereignis die Eröffnung des Deutschen Theaters gewesen. Es wurde damit, vor allem durch die Tatkraft von L'Arronge, ein zweites Schauspielhaus geschaffen, das das „Königliche" bald zu überflügeln drohte. Die schöne Jürgens (die spätere Frau von Hochenburger) und Kainz als Julia und Romeo: wer könnte sie vergessen! —

Vor wenig Jahren hatten wir unter schweren Schmerzen Abschied von Berlin genommen; die Provinz war uns wie Verbannung erschienen. Jetzt zogen wir wohlgemut hinaus, trotzdem mir nicht das schöne Kiel, sondern das kleine Rendsburg winkte. Wir wußten nun, daß sich „draußen" auch leben ließ. Und ich nahm außerdem von der Kriegsakademie die Gewißheit mit, daß ich bald eine andere Verwendung, außerhalb des Frontdienstes, finden würde.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Bilder von der Villa Homberger in Schaffhausen — Kriegsporzellane der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin — „Kasernenhofbilder" von Karl Reiser und Prof. Rudolf Schramm-Zittau in München

Wenn die Schriftleitung einer großen Zeitschrift, Hand in Hand mit der künstlerischen Leitung, den Inhalt des ersten Heftes eines neuen Jahrgangs vorbereitet, treten vielerlei ernste Erwägungen an sie heran. Es gibt Unternehmungen, die jedes erste Heft ganz besonders betonen, ihm zumal nach der bildlichen Seite hin einen besonderen Reichtum zu geben trachten; dann ragt dies erste Heft vielfach turmhoch über die nachfolgenden heraus, weil für diese schon mit Rücksicht auf die Kostenfrage eine gleiche Ausstattung gar nicht möglich ist. Von einer derartigen Selbsttäuschung haben wir uns immer fern gehalten, tun es auch diesmal. Das erste Heft ist nur eines von zwölfen, und unser Bestreben ging und geht stets dahin, daß jedes weitere dem vorhergehenden mindestens gleichwertig sei, es womöglich noch übertreffen soll. An einem Gesichtspunkte halten aber auch wir fest: das erste Heft soll, gleichsam im Auszuge, eine Probe geben, einen Ausblick auf das, inhaltlich und bildlich, was die Leser von dem neuen Jahrgang erwarten dürfen. Wir bitten unsere alten und neuen Freunde herzlichst, daraufhin das vorliegende Heft, das im übrigen für sich selbst sprechen mag, zu betrachten und zu beachten. — —

Der gewaltige Krieg, in dem wir leben, hat selbstverständlich auch unsere Monatshefte in seine Kreise gezogen. Nicht etwa, daß wir uns Beschränkungen auferlegen mußten. Es ist uns im Gegenteil sehr oft anerkennend, bisweilen staunend gesagt worden: Velhagen & Klasings Monatshefte erscheinen ja ruhig weiter, trotz allem, gleich reich und gleich schön, wie vor dem Kriegsausbruch. So wird es hoffentlich auch im zweiten Kriegsjahr bleiben. Inhaltlich aber mußten auch wir uns der großen, stolzen, schweren Zeit anpassen. Wir ließen Männer von hervorragender Bedeutung, unsere ersten Historiker, Philosophen, Staatsrechtslehrer, kurz die geistigen Führer unseres Volkes, zu Worte kommen über die einschneidenden Fragen, die uns alle bewegen; wir brachten Beiträge erster Künstler aus dem Felde. Wir werden damit fortfahren. Aber wir wollen auch, und das sei hier kräftig betont, daran festhalten, daß neben dem Krieg das Leben in der Heimat weiterfließen soll. Nim-

Villa E. Homberger in Schaffhausen. Erbaut von den Architekten Curjel & Moser in Karlsruhe

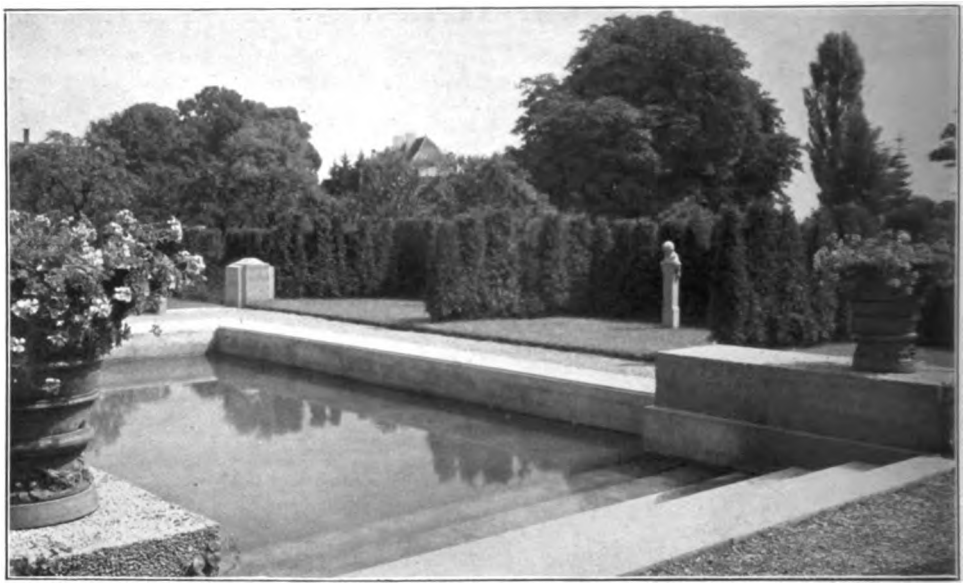
Digitized by Google

Kaminecke in der Halle der Villa Homberger. Architekten Curjel & Moser in Karlsruhe

mer werden wir Zurückgebliebenen vergessen, was unsere tapferen lieben Feldgrauen für uns taten und tun. Aber wie unsere Krieger, immer aufs neue, bitten: „Schickt uns zu lesen, viel, recht viel, aber nicht immer nur über den Krieg" — so klingt auch in den Seelen der Daheimgebliebenen der Wunsch auch nach Abwechslung, nach einem friedlichen Wort, nach neuer künstlerischer Anregung. Deshalb werden wir gerade im neuen Jahrgang dem rein künstlerischen und dem unterhaltenden Teil unserer Hefte besondere Bedeutung zumessen.

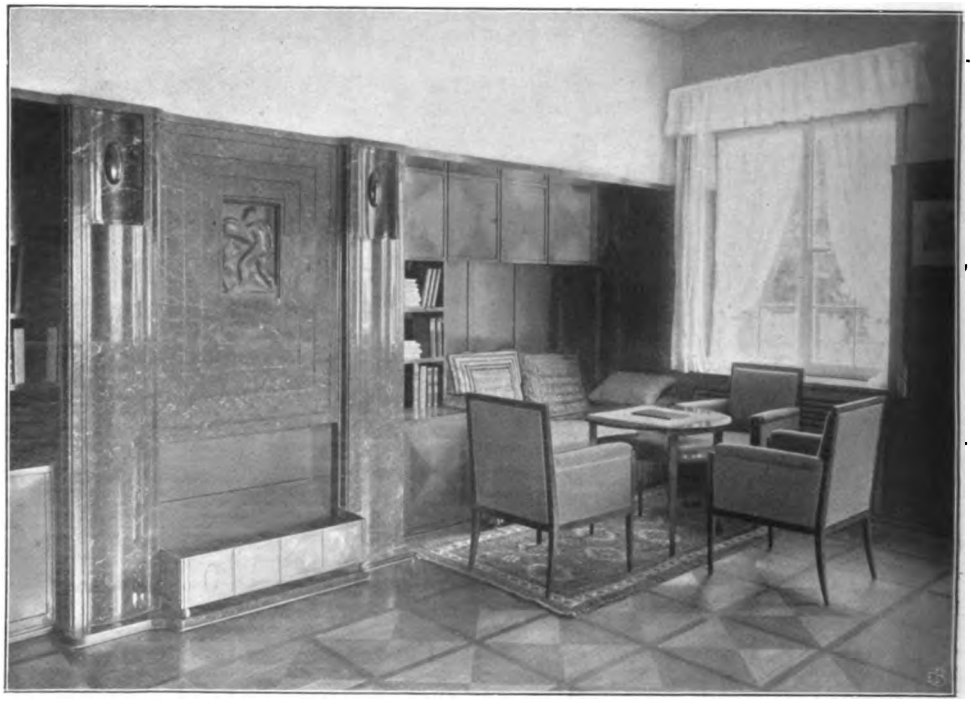
Auch in dieser Rundschau soll, neben dem, was die Zeit bietet, die friedliche Weiterentwicklung von deutscher Kunst und deutschem Kunstgewerbe ständig gewürdigt werden. Wir beginnen sofort mit einem prächtigen Werk der Karlsruher Architekten Curjel und Moser, das in mancher Beziehung vorbildlich werden könnte. Es handelt sich um die Villa, oder sagen wir lieber gleich das Landhaus E. Homberger in Schaffhausen. Wie ein alter, ehrwürdiger Herrensitz liegt das Haus zwischen den Bäumen des umgebenden Gartens, wie ein Zeuge guter alter Wohnkunst und ist doch durch und durch modern, wenn man unter diesem viel mißbrauchten Wort die Anpassung an unsere heutigen Lebensverhältnisse und Ansprüche an Bequemlich-

Digitized by Google



Badeplatz der Villa Homberger. Architekten Curjel & Moser in Karlsruhe

keit und Behaglichkeit versteht. Schon die Einfachheit der kleinen, schützenden Säulenhalle vor dem Hauseingang läßt die weise Mäßigung der allen Versuchen abholden Baukünstler erkennen, die nie zu den ungestümen Neuerern gehörten und sich in ihrem Schaffen nur durch die klaren Gesetze rein architektonischen Denkens leiten lassen. Das zeigt sich auch in der Abbildung der Halle, wo der vorspringende Kamin die Möglichkeit bot,

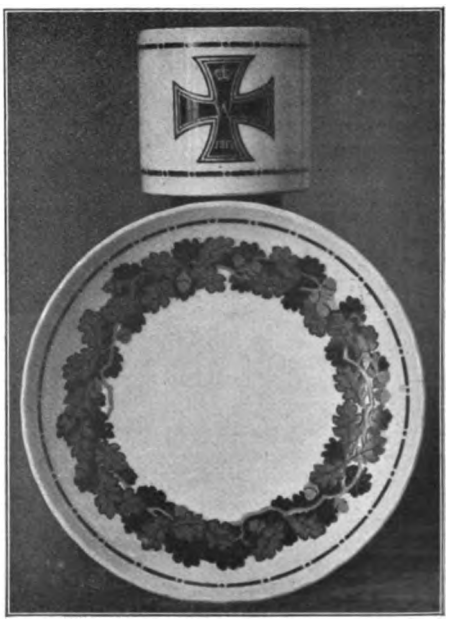


Kaminecke im Wohnzimmer der Villa Homberger. Architekten Curjel & Moser in Karlsruhe

Digitized by Google

eine gemütliche Sofaecke zu schaffen. Die Wohnlichkeit des Raumes beruht nicht allein auf der Holzvertäfelung der Decke und Wände, sondern mehr noch auf der vorteilhaften Gliederung der Halle. Durch den geschickten Einbau der hinter einer Brüstung verschwindenden Treppe zum Obergeschoß und die behagliche Ausstattung der Kaminecke wurden mehrere Raumeinheiten geschaffen, wodurch die Halle weiter, geräumiger scheint und doch an Wohnlichkeit und Behaglichkeit gewonnen hat. — Bei der Größe des das Haus umschließenden Gartens ließ sich noch ein Badeplatz für Luft-, Sonnen- und Schwimmbäder schaffen. Eine breite Freitreppe führt von dem schlicht gehaltenen Badehaus hinab zu dem Wasserbecken, in dem sich die Wipfel der Baummassen und als einziger farbiger Akzent die Blumenfülle spiegelt. Ich bitte auch das schöne Bild von Prof. Fr. Fehr (zw. S. 136 u. S. 137) zum Vergleich heranzuziehen. — —

Die altberühmte Königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin ist ein rechtes Kriegskind. Wurde sie doch 1761, zwei Jahre vor dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges, durch den trefflichen, leider später ins Unglück gerissenen Kaufherrn Johann Ernst Gotzkowsky gegründet. Das Kriegsglück ist ihr denn auch treu geblieben. Immer wenn



Kriegsporzellane aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin

Digitized by Google

Kriegsporzellane aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin

Preußens Fahnen siegreich waren, hat die Manufaktur sich bereitwillig in die Dienste vaterländischer Kunst gestellt: zumal Munddassen mit den Bildnissen von hervorragenden Männern und Frauen (wundervoll ist z. B. eine Königin Luise-Tasse) und mit den Zeichen der Zeit, nicht zuletzt dem Eisernen Kreuz, sind heut gesuchte Gegenstände des Sammeleifers. So wird es auch mit den schönen Erinnerungsstücken sein, die die Manufaktur jetzt herausgebracht hat. Sie sind schon heut stark begehrt, so daß der Nachfrage kaum genügt werden kann. —

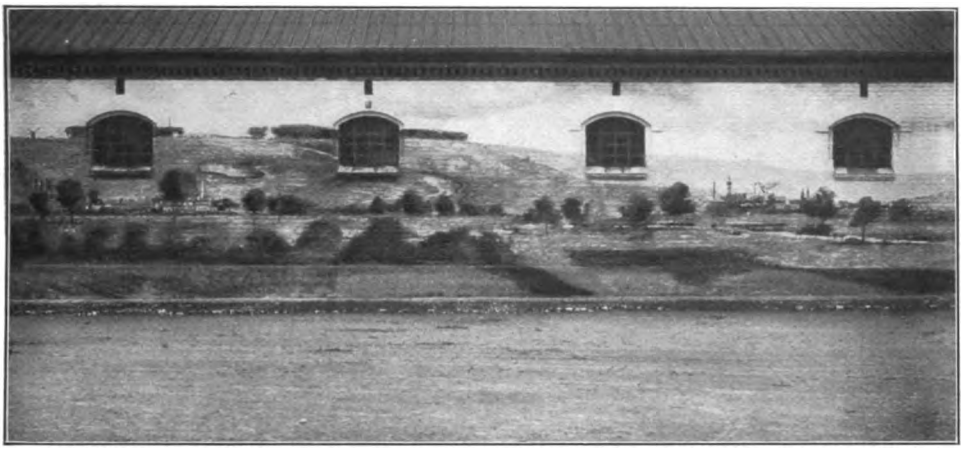
Münchener Künstler sind, durch den Krieg angeregt, auf den prächtigen Gedanken gekommen, einige langweilige Kasernenhofwände zu bemalen. Der umfangreiche Bau der Max II.-Kaserne mit seinen Höfen bot dazu eine gute Gelegenheit. So schuf Prof. R. Schramm-Zittau, unseren Lesern ein alter Bekannter und Freund, im Hofe des 7. Feldartillerie-Regiments und Karl Reiser auf dem Hofe des 1. Feldartillerie-Regiments einen gar flotten Wandschmuck, der sogar dienstlichen Zwecken dienen soll, jedenfalls aber den Feldgrauen ein unendliches Vergnügen bereitet. Man kann nur wünschen, daß das gute Vorbild (und die guten Vorbilder) im Deutschen Reich, wo immer schaffensfrohe Künstler hausen, Nachfolger findet. —

Für den bildlichen Schmuck des Heftes haben wir zunächst zwei Künstlerartikel ausgewählt, die in erwünschter Gegensätzlichkeit zueinander stehen: wir berichten gleichzeitig über einen heutigen Meister, den kernigen, einfallreichen Münchener Prof. Julius Diez und den Wiener Füger, der als Miniaturmaler zu unseren Klassikern zählt.

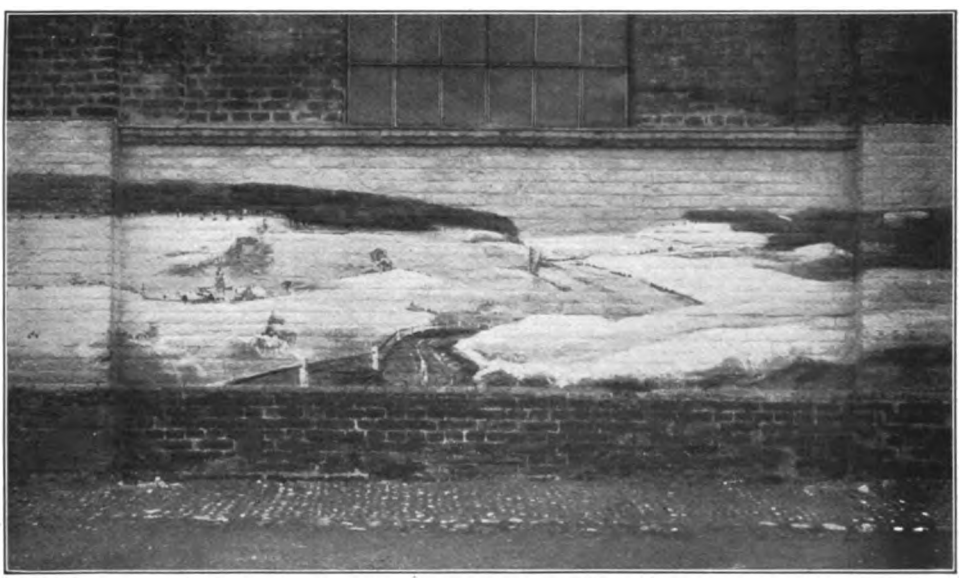
Hindenburg-Tasse der Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Aus der langen Reihe unserer eingeschalteten Kunstblätter möchte ich zunächst das farbig wiedergegebene Gemälde von Wilhelm Beckmann „Bei den Buddenbrooks in Lübeck" herausheben. Wer den Mannschen Roman kennt — und wer kennt ihn nicht? — wird seine besondere Freude an dem Bild (zw. S. 8 u. S. 9) haben, das aber auch ohne die

Digitized by Google



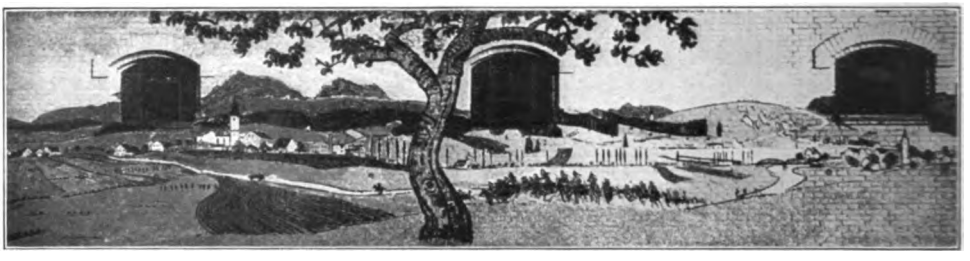
scharf novellistisch zugespitzte Benennung volle Würdigung und Anerkennung verdient. Prof. Hugo von Habermann, der große Münchener Meister, gab uns eines seiner stets interessanten Werke, „Im Dolman", ein prächtiges Mädchenbild, frisch und flott und — was bei Habermanns ausgesprochener Eigenart nicht immer der Fall — überaus anmutig und liebenswürdig (nach S. 16). Ich kann mir freilich denken, wie das Vorbild, das ihm saß, ihn besonders liebenswürdig gestimmt hat. — Es folge das feine Blatt eines andern Münchener Meisters, der „Spazierritt", von Prof. Angelo Jank (nach S. 76); ganz Jank in seinem festen, zielsicheren Zugreifen und wieder eines von jenen Bildern, bei denen ich den Beschauer ausdrücklich bitte: etwas Zeit nehmen für das Betrachten und dafür die richtige Entfernung vom Auge suchen! — Von dem Wiener W. Victor Krausz bringen wir zwei Blätter (nach S. 80 und S. 88), die — sehr verschieden in der Technik — allgemein fesseln werden. Das eine stellt die bekannte Schauspielerin Frau Ida Roland in der Rolle der Gianetto dar, voller Leben, mit scharf ausgeprägter und dabei fein abgewogener Gegensätzlichkeit in den Farben schwarz und rot; das zweite, ebenfalls äußerst wirksam, durch die Farbenzusammenstellung, ein blutjunges hübsches Mädchen, voll Anmut in der schreitenden Bewegung. Beides Blätter, die



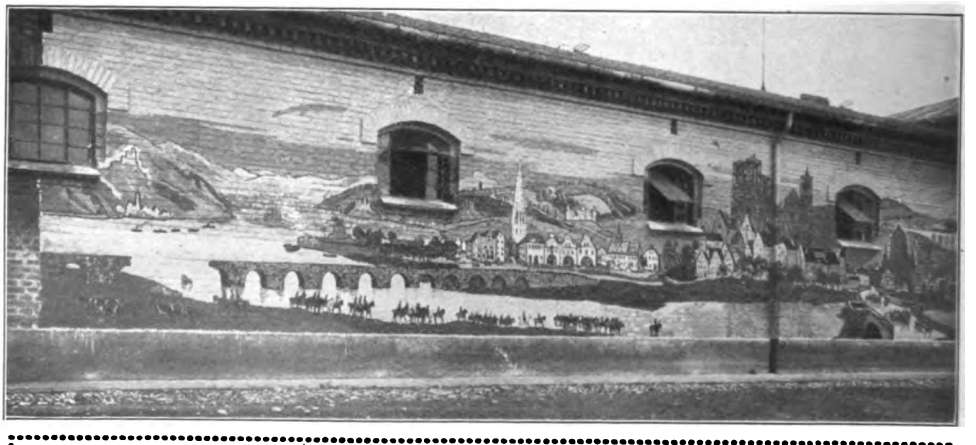
Münchener Kriegskunst eigner Art: Malereien von Prof. Rudolf Schramm-Zittau an den Mauern eines Remisenhofes des 7. Feldartillerie-Regiments, die als Ziel- und Richtpunkte bei der Ausbildung der Kanoniere dienen

Digitized by Google

eben nur in farbiger Wiedergabe zur vollen Geltung gelangen. Dasselbe kann man auch von dem Blumenstück von Sophie Oberländer sagen (S. 65), das sich gut zu dem Beitrag über Alpenpflanzen von Prof. Franz Müller fügt. — Von unserem alten Gönner, Prof. Rudolf Hengeler, geben wir (zw. S. 96 u. S. 97) sein neuestes Werk „Die Kriegsfurie". Der Meister wandelt mit dem Gemälde ganz andere Wege wie bisher, auch ihn hat, wie sein von uns bereits besprochenes „Kriegstagebuch" erweist, die große Zeit in Bann genommen, auch er mußte künstlerisch dem Ausdruck leihen, was ihn und uns alle bewegt. — Im Besitz unseres Kaisers, der mit Vorliebe alte Berliner und Potsdamer Ansichten sammelt, befindet sich das zw. S. 112 u. S. 113 wiedergegebene Gemälde „Jägertor in Potsdam zur Zeit Friedrich Wilhelms I." Der Künstler, der mit der Peinlichkeit seiner Zeit dies interessante Bild schuf, Johann Christian Mock, scheint hauptsächlich in Dresden gewirkt zu haben. — Fast als Gegenstück möchte ich die schöne Landschaft von Carl Adam Heinisch (nach S. 120) anführen, ein Bild voller Duft, köstlich in seiner Frische mit den alten Weiden am rinnenden Bach und dem bescheidenen Dorf im Hintergrund. — Zum Schluß endlich, zw. S. 152 u. S. 153 eingefügt, eine energische Plastik — das Werk einer Frau. Die Künstlerin — wenn wir recht unterrichtet sind, Schülerin und Schwiegertochter des trefflichen Wiener Bildhauers Kaspar Zumbusch, des Schöpfers des wundervollen Maria Theresia-Denkmals — ist leider im Beginn dieses Jahres, inmitten der vollen Entwicklung ihres reichen Könnens, gestorben.



H. v. Sp.



Münchener Kriegskunst eigner Art: Malereien von Karl Reiser an den Mauern eines Remisenhofes des 1. Feldartillerie-Regt., die als Ziel- und Richtpunkte bei der Ausbildung der Kanoniere dienen

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Franz Adam Beyerlein, O Deutschland, heil'ges Vaterland! (Heilbronn, Eugen Salzer) — Karl Müller, Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers (Bielefeld, Velhagen & Klasing) — Georg Queri, Kriegsbüchl aus dem Westen (Ebenda) — Jakob Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten (Berlin, S. Fischer) — Max Dreyer, Der Deutsche Morgen (Leipzig, L. Staackmann) — Alfons Paquet, In Palästina (Jena, Eugen Diederichs)

Als vor fünfundvierzig Jahren die Kunde von Sedan durch Deutschland flog, steckte „an der Neckarsteig" in Nürtingen der alte weltscheue Eduard Mörike eine lange schwarz-weiß-rote Fahne aus dem Fenster, und als die Bergfeuer vom Staufen bis zum Zollern leuchteten, ging er zu einem seiner letzten Freunde und ließ sich die „Wacht am Rhein" vorspielen.

Aber auf den Krieg bezügliche Gedichte und Novellen hat er nicht geschrieben. Er fühlte wohl, wie sich fragend vieler Augen auf ihn richteten. Da gab er, noch mehr sich selbst als den andern, eine Antwort. Sie bestand aus einer einzigen Strophe:

„Bei euren Taten, euren Siegen,
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten."

Ich beschwöre diese literarhistorische Erinnerung etwa nicht, um unseren kriegerischen Lyrikern und Erzählern einen Strick daraus zu drehen. Wen der Geist treibt, der soll klirren und klingen. Schlägt er echte Funken, soll er gekränzt werden. Es wäre ja nicht zum Aushalten, wenn es lauter freundliche „Sommerwesten" und feine Sänftlinge wie Mörike in unsrer Dichtung gäbe. Flöten und Geigen hatten ihre reichlich bemessene Stunde: nun sind vorläufig Trommeln und Pfeifen daran! Es hat sich niemand zu beklagen. Es ist sogar ausgezeichnet, daß nach der bedenklichen Verweibsung unsrer Literatur mit dröhnendem Marschtritt der Mann wieder in den Vordergrund drängt. Deshalb braucht man die Schattenseiten zeitgemäßer Buchmacherei nicht zu übersehen. Je länger das gewaltige Völkerringen dauert, um so mehr wird es natürlich vom flinken literarischen Handwerk ausgenutzt, und immer öfter zuckt die Feder in dem kritischen Verlangen, die oben angeführten Verse dem einen oder dem andern Zeitgenossen ins Album zu schreiben. Es ist merkwürdig, wieviel friedliche und dauernd militäruntaugliche Menschen heut ihre Phantasie auf die Jagd nach blutigem Schlachtenlorbeer schicken ...

Franz Adam Beyerlein hat demgegenüber von vornherein einen Trumpf in der Hand. Er kann darauf hinweisen, daß er schon in verklungenen Friedenszeiten sozusagen mit durchgedrückten Knien in die literarische Arena marschiert ist ... als sächsischer Feldartillerist, der sein bekanntestes Buch „Jena oder Sedan?" dem deutschen Heere gewidmet hat. Auch mit dem „Zapfenstreich" und dem „Winterlager" blieb er seinen militärischen Neigungen getreu. Es war vorauszusehen, daß die stofflichen Anregungen des Weltkrieges gerade bei ihm auf fruchtbaren Boden fallen würden. Nun wohl ... der Boden war willig, und die Ernte ist da: beschlossen in einem Büchlein, das über ein halbes Dutzend feldgrauer Erzählungen den Sammeltitel „O Deutschland, heil'ges Vaterland" setzt (Heilbronn, Eugen Salzer).

Man kann von einer Äußerlichkeit ausgehn, um das Buch zu beurteilen. Die erste Erzählung stand unter dem Titel „Das Pferdchen" in diesen Heften; die dritte heißt „Das Muttchen"; die vierte „Jungchen" — und alle diese Koseformen weisen schon darauf hin, daß Beyerlein, der seit seinen Anfängen an Innerlichkeit gewonnen hat, es auch diesmal mit Liebe und Menschlichkeit machen will. Der Krieg ist ihm nicht die Hauptsache, sondern der Mensch — der Mensch, der unter den schweren Prüfungen der Zeit das Beste, Tiefste und Eigenste, was er besitzt, an den Tag bringt. Die bescheidenen Helden, von denen hier berichtet wird, kommen fast alle von unten her, aus dem Volke; es sind Bauern und Handwerker; keiner von ihnen wird Soldat bleiben; jeder weiß, daß die tobenden Schrecken vorübergehn werden und daß er dann wieder zu seiner Arbeit, die das Wichtige und Dauernde ist, zurückkehren wird. Es wird auch niemand eigentlich durch die neuen Erlebnisse irgendwie verändert. Was die braven Leute sehen oder leisten, erscheint ihnen selbst weniger wichtig, als uns. Sie sind Helden (obwohl das Wort viel zu pathetisch ist) und wissen es nicht. Sie haben keine Anlage zu grübeln, und noch weniger eine Anlage dazu, einen Menschen totzuschlagen. Sie tun ihre Pflicht laut Befehl, aber das Beste, das tun sie aus Eigenem dazu. Und darauf kommt es an.

Vielleicht entsinnt man sich noch des traumseligen Tiernarren Peter Grins aus dem

Digitized by Google

Kreise Heiligenbeil: der taumelt vor Hunger und Müdigkeit, aber er wäscht dem Rotscheck, dem Kosakenpferdchen, erst noch die eitrige Wunde aus, ehe er an sich selbst denkt. Oder da ist der Hinrich Christensen aus Fehmarn: er hat es gar nicht nötig, als Erster gegen das von den Engländern besetzte Gehöft Les Pommiers blindwütig loszustürmen. Aber er läßt sich nicht halten. Denn die Äpfel, die von dorther über die Mauer nicken, erinnern ihn an die Äpfel des väterlichen Gartens, und es ärgert ihn, daß die Engländer sie haben sollen. Noch schlimmer treibt es das „Jungchen": obwohl es geradenwegs von der Schulbank kommt und heimlich Malzbonbons lutscht, wird es ordentlich tückisch, als man ihm die Teilnahme an einer gefährlichen Patrouille verwehren will. Und mit seinem hellen Stimmchen ruft es noch die Meldung hinüber, ehe es stirbt. „Einer wie der andre!" brummt der Rittmeister. „Von Rechts wegen müßte man jeden von den Kerls hernehmen und rechts und links abküssen!"

Am besten und eindrucksvollsten zeigt vielleicht die kleine Skizze „Wintersaat", wo Beyerlein hinauswill. In Szallmeningken liegen die Russen; die Bewohner sind geflohen. Nur der lahme Justus mit seinem einäugigen Schimmel ist zurückgeblieben. Er wird auch nicht behelligt, aber es peinigt ihn, daß die Felder unbestellt bleiben sollen. Da macht er sich nachts an die Arbeit; heimlich, im Mondschein wirft er die Wintersaat aus und spannt den Schimmel vor die Egge. Plötzlich steht mit geschultertem Gewehr ein russischer Soldat vor ihm: „Heda, Onkelchen — was treibst du hier?" Der lahme Justus erklärt ihm, weshalb er des Nachts arbeiten müsse. Am Tage hätte er keine Stunde Ruhe. Und es wäre an der Zeit zu säen. Da nickt der Posten: „Du hast recht, Onkelchen, es ist Zeit zu säen. Ich, wenn ich daheim wäre, ich würde auch säen. Nun, so werden es mit Gottes Hilfe mein Sohn Fjodor und mein Weib Arina Wlassiewna tun." Er nimmt das Gewehr ab, lehnt es an eine Kiefer und erfaßt die Zügel des Pferdchens. „Ich werde dir helfen," sagt er, ... „voran denn, Onkelchen!" Und die beiden schreiten aus dem Schatten hinaus in die silberglänzende Mondnacht und bestellen einträchtig den Acker.

In all seiner Schlichtheit hat das etwas Ergreifendes. Der Acker und die Arbeit — sie bleiben. Pflügen und Säen ist wichtiger und Gott wohlgefälliger, als Kämpfen, Brennen und Zerstören. In den ehrwürdigsten Hantierungen des Menschengeschlechts finden sich Freund und Feind. Man denkt an den Schluß von „Jena oder Sedan?" — auch da dieser Preis des Ackers, des Bauern, der produktiven Arbeit. Über den Krieg hinaus sieht Beyerlein in den Frieden; deshalb wird man seine Kriegsnovellen auch im Frieden noch lesen können.

Ist es nicht auch ein gutes Zeichen für seine kleinen Erzählungen, daß man unmittelbar danach die sachlichen und sorgsam abwägenden Berichte eines unbeteiligten militärischen Beobachters lesen kann, ohne daß man den Übergang jäh und schmerzlich empfindet? Man nehme einmal die „Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers" von Karl Müller vor (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing), und man wird gestehen, daß dieser „Oberst der Schweizer Infanterie" den einheimischen Dichter überzeugend bestätigt. Eine Bestätigung, die doppelt wichtig und wertvoll ist, weil sie gleichzeitig von einem Neutralen und einem Sachkundigen ausgeht.

Im Sundgau und im Kampfgebiet zwischen Mosel und Maas, im zerstörten Longwy und auf den Schlachtfeldern von Mülhausen, Fillières und Flirey, in der Woevre und bei einer österreichischen 30,5 Zentimeter-Mörserbatterie hat Karl Müller seine Beobachtungen gemacht. Durch Kriegslazarette ist er gewandert und bei unsern Vorposten ist er eingekehrt; er hat Weihnachten in der Kampffront mitgefeiert und hat im elsaß-lothringischen Operationsgebiet das Leben in und hinter den deutschen Linien nach jeder Richtung kennen gelernt. Wie früher in Schweizer Zeitungen, legt er jetzt in diesem Buche Rechenschaft von seinen Eindrücken ab. Er erzählt schlicht, sachlich und immer mit dem Bewußtsein, daß er als Neutraler doppelt vorsichtig mit jedem Wort und Urteil sein muß. Wenn trotzdem aus diesem ruhigen und sorgsam messenden Buche der freudige Stolz und die herrliche Zuversicht auf unser Volk noch bestärkt werden, so wird man das um so höher veranschlagen dürfen.

Eine kleine Bemerkung charakterisiert die schweizerisch-bürgerliche, jeder Aufbauschung und Phantasie-Erregung abholde Art des neutralen Offiziers. Er gibt die schlichte Darstellung eines deutschen Landwehrmannes von Kämpfen um Thiaucourt wieder. Sie machte, fügt er hinzu, „auf mich mindestens soviel Eindruck wie die glänzendste und phantasievollste Schlachtfeldschilderung Luigi Barzinis". Und ein anderes Mal hört er in einer französischen Kirche 200 deutsche Soldaten, bärtige, wetterfeste Männer, die dem Tod dutzendmal ins Auge gesehen haben, mit rauher Stimme das alte Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit" singen. „Sie sangen es mit Kraft und Inbrunst, es wehte etwas wie Reformationsluft durch den Raum ... Kein Bachsches, kein Händelsches Kunstwerk kann in mir den Eindruck überbieten, den der einstimmige Massenchor der deutschen Soldaten am Weihnachtstage 1914 in der französischen Kirche des abgelegenen Waldtales erzielte."

Da hat man den ganzen Mann. Wenn er von den Schlachten redet, muß er sich auf Gewährsmänner stützen. Das Herz geht ihm (bei aller neutralen Zurückhaltung im Worte) erst auf, wenn er von dem Volk in Waffen, von den Soldaten und ihrem Hu-

Digitized by Google

mor, von dem prachtvollen Verhältnis der Offiziere und Mannschaften, von der wunderbaren, durch den Krieg geschaffenen Annäherung der Bevölkerungsklassen, von der fabelhaften Opferwilligkeit spricht. Manchmal hat man das Gefühl, als sähe der Schweizer hier überrascht und staunend eine neue Demokratie verwirklicht. Auch was er über die ungemein stürmische, aber oft nicht durchhaltende Tapferkeit der Franzosen, über die technische Überlegenheit ihres Feldgeschützes, über den zweifelhaften Wert der Abstinenz im Felde und über vieles andere sagt, wie er unsere Feld- und Waldbefestigungen schildert, das Lob der Pioniere singt, die sanitären Maßregeln hervorhebt, ist der Teilnahme jedes einzelnen von uns sicher. So wird es dem Neutralen gewiß nicht an Lesern fehlen.

Gegen den sachlichen Ernst, der hier vorwaltet, stellt das in der gleichen Sammlung („Aus den Tagen des großen Krieges") erschienene „Kriegsbüchl aus dem Westen" von Georg Queri den Humor. Es ist vollgepackt mit allerliebsten Histörchen, besonders solchen bajuvarischer Prägung. Hin und wieder spürt man natürlich den bittren Bodensatz des Kriegskelches auf der Zunge, aber Lachen und Lächeln sind in der Übermacht, und aus der Unerschöpflichkeit eines bayrischen Rucksacks oder Tornisters werden unzählige Dinge allerart hervorgezaubert, meist „Dinge am Kriegsrand": rasch mit der Schere geschnittene Bilder aus dem feldgrauen Leben, Heldenstückchen, Münchhauseniaden, Quartierschnurren, bayrische Liedl — Kleinigkeiten gewiß, aber Kleinigkeiten, die in und mit dem Großen gedeihen. Sie funkeln von Lebendigkeit und guter Laune, so daß man sie mit Vergnügen passieren läßt.

Das Jahresbuch von Jakob Wassermann, obwohl unter anderem Stern geboren, bemüht sich gleichfalls, Beziehungen zur Zeitgeschichte herzustellen. Zum ersten Male pflügt Wassermann darin mit fremdem Kalbe: seine „Deutschen Charaktere und Begebenheiten" (Berlin, S. Fischer) zeigen nicht den Schöpfer, sondern den Sammler.

Wie nämlich Conrad Ferdinand Meyer auf der Stoffsuche mit Vorliebe Beckers Weltgeschichte las, wie Dichter früherer Zeiten immer von neuem zu Herodot und Plutarch griffen, so hat auch der moderne Erzähler mit Eifer allerhand geschichtliche Darstellungen studiert. In manchen Lebensläufen bedeutender oder merkwürdiger Männer hat er die Keime zu eigenen Schöpfungen gefunden; andre hat er sich für später zurückgelegt oder zu bloßem Ergötzen aufbewahrt, und allmählich kam so ein kunterbuntes, vom Zufall des Findens abhängiges historisches Bilderbuch zustande. Nichts verband die einzelnen, planlos nebeneinander stehenden Stücke als die Wirkung, mit der sie sich der Phantasie des Sammlers aufgedrängt hatten.

Die Art dieser Phantasie kennen wir ja. Von einer Neigung zum Absonderlichen und Spitzfindigen, Rätsel- und Krankhaften hat Wassermann sich nie befreien können. Seine in eigenen Schöpfungen auftauchenden historischen Helden waren bisher: der nervenkranke Alexander in Babylon; die wahnsinnige Johanna von Kastilien; der rätselhafte Findling Caspar Hauser und ein paar hysterische Frauen, deren Fälle im Neuen Pitaval stehen. Danach kann man auf die Fundstücke schließen, die unser Erzähler ursprünglich als Lesefrüchte beiseite gelegt hatte: das Anomale, Wunderliche, Phantasiereizende hat sicherlich eine große Rolle darin gespielt.

Aber nun kam der Krieg und brachte einen neuen Geist zur Geltung. Und da Wassermann wohl fühlte, daß sein ursprünglich geplantes Buch zu dem Wesen der Zeit nicht stimmen würde, veränderte er den Charakter des Werkes, indem er nach eigenem Geständnis das bloß Interessante ausschied und durch „Exemplarisches" ersetzte. Übrig bleiben sollten also nur solche Stücke, die schon durch die geschilderten Persönlichkeiten etwas Vorbildliches und Beispielhaftes hatten, das deutsche Wesen aufhellen und im begrenzt Persönlichen etwas allgemein Gültiges geben konnten

So dürfte also aus dem ursprünglichen Manuskript eine Reihe von psychologisch kniffligen Stoffen und Pitaval-Abenteuern verschwunden sein — gerade die eigentlichen Wassermanniana. Die große Historie ist nun stärker vertreten, aber gleichzeitig verlor die Sammlung ihren Einheitspunkt und wird nun durch kein geistiges Band mehr gehalten. Was sie bringt? Nun, nach der bekannten Szene zwischen Friedrich dem Großen und Ziethen, worin der alte General mannhaft seinen Christenglauben gegen den spöttelnden König vertritt, lesen wir Charakteristiken von Moritz von Sachsen, Wallenstein, Danckelmann, Kaiser Rudolf II., Friedrich Wilhelm I., Nettelbeck und Karl August von Weimar. Es ist schon hier nicht ganz einfach, bei jedem einzelnen das „Exemplarische" und die deutsche Besonderheit zu entdecken. Aber dies Geschäft wird bald noch viel schwieriger. Denn wie übriggebliebene Reste der ursprünglichen Galerie tauchen zwischen den Männern der deutschen Geschichte auch die Köpfe von allerhand Wunderdoktoren, ja von interessanten Mördern auf, und man müßte die erstaunliche Advokatenkunst des italienischen Ministerpräsidenten haben, um aus solchem Gemisch einen gleichmäßigen nationalen Schaum zu schlagen. Wassermann tut zwar so, als wollte und könnte er der Willkür ein methodisches Mäntelchen umhängen; er redet im Vorwort darüber, was ein deutscher Charakter, ein deutsches Schicksal, ein deutsches Ereignis sei, aber den Versuch, Verbindungsbrücken zwischen den versammelten Herrschaften herzustellen, läßt er am Ende klüglich bleiben. Es wäre eine Seiltänzerei geworden.

Digitized by Google

Damit nun keinerlei Stilkünste die außergewöhnlichen Menschen und Schicksale verschleiern und verzerren, hat Wassermann, wie er in einer verräterischen Bemerkung sagt, auf eine eigene Darstellung verzichtet und hat seine Gewährsmänner sprechen lassen. Doch hat er eigentlich nur einen einzigen Gewährsmann: den alten liberalen Eduard Vehse, dessen pikante und anekdotenreiche „Geschichte der deutschen Höfe" schon Heinrich Heine „mit größter Gier" las. Unsere Historiker werden ja bedenklich darüber die Stirn runzeln, aber ich gestehe gern, daß es für Dichter- und Laienvolk kein unterhaltenderes Geschichtswerk geben kann. Wenn ich Jakob Wassermann wäre, so hätte ich nicht meinen Namen vor das Buch gesetzt, sondern den Eduard Vehses, und wenn ich dieses Buch jetzt noch einmal lesen müßte, so würde ich mir nicht mehr den Kopf damit zerbrechen, unauffindbare Zusammenhänge zu suchen, sondern es harmlos wie ein stoffreiches, zusammengewürfeltes Novellenbündel aufnehmen. —

Wir kommen nun zu einem großen Roman von Max Dreyer: „Der deutsche Morgen" (Leipzig, L. Staackmann) — zu einem Roman, der uns im Untertitel „Das Leben eines Mannes" verspricht. Im Fluge überschlägt man: Leben eines Mannes? Ausgezeichnet! Können wir grade jetzt brauchen! Und Max Dreyer? Wenn das Glück gut ist, Humor, mecklenburgische Saftigkeit und kernfeste Gestalten! Also vorwärts, Mann aus Rostock, sage, was du zu sagen hast!

Die Zeit nach 1813 steigt auf. Die Völker haben den großen Tyrannen Napoleon gestürzt und sehen nun mit Schrecken, daß die kleinen legitimen Tyrannen nichts gelernt und nichts vergessen haben. Immer schlimmer wird der Druck der Restauration; Metternichs Name wird auf den Lippen der Patrioten zum Fluch; die verheißenen Volksrechte werden nicht gewährt; die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse werden geboren, und mit der strengen Überwachung der Universitäten, der Verschärfung der Zensur, der Unterdrückung der burschenschaftlichen Bewegung wird jede freiere Regung des deutschen Geisteslebens unterbunden. Der ganze Jammer dieser Zeit, die doch nicht deutscher Morgen, sondern deutsche Dämmerung war, wird von dem Erzähler beschworen. Von ihrem düstern Grau aber sollte sich leuchtend das Bild des versprochenen Mannes abheben: des freien, standhaften, vaterländisch gesinnten Privatdozenten Jens Harling.

Ach, es sollte —! Aber als hätte der niederdrückende Geist jener Tage sich lähmend auf Max Dreyer selbst gesenkt, zieht er matt, mühsam und schwerfällig seinen Karren vorwärts. Wo ist seine Forschheit? Wo seine Kernigkeit? Wo vor allem sein niederdeutscher Humor? Ein paar aufzüngelnde Flämmchen versinken und ersticken im grauen, gleichgültigen Sande, durch den wir lustlos und langsam voranackern. Immer schwächer wird die Hoffnung, daß der Mecklenburger, des trocknen Tones satt, endlich einmal aufrauschen und fliegen würde. Er fliegt nicht, er lacht nicht, er bekommt die Schwingen nicht frei. Stundenlang schleppt er uns Schritt für Schritt durch die Wüste, bis das Ziel oder wenigstens das Ende erreicht ist. Und mißmutig sieht man auf diesen ergebnislosen Pflichtmarsch zurück. Es hilft kein Drehen und Deuteln: der „Deutsche Morgen" macht nicht munter, sondern müde. Er ist zum Gähnen langweilig.

Max Dreyer selber kann beim Schreiben keine Freude daran gehabt haben. Als ordnungsliebender Mensch hat er sich wohl nach dem Heyseschen Rezept gezwungen, das einmal Begonnene auch zu vollenden. So bliebe nur die Frage, weshalb er es überhaupt begonnen hat. Wahrscheinlich hat ihn die sympathische Gestalt eines Mannes gereizt, der zugleich vaterländisch und freiheitlich gesinnt ist, und vielleicht wollte er durch seinen Mund sein eigenes Glaubensbekenntnis ablegen. Möglicherweise aber schoben sich im Laufe der Arbeit noch andere Beweggründe in den Vordergrund. Wie 1813, so hat die Nation auch 1914/15 eine gewaltige Arbeit geleistet. Wie nach den Freiheitskriegen, so tritt auch nach dem Weltkrieg die Aufgabe an uns heran, neue Richtlinien der inneren Politik zu ziehn. Es ist möglich, daß uns dabei noch schwere Kämpfe bevorstehn. Und wenn man will, kann man Dreyers Buch als einen Mahn- und Warnruf auffassen: Ihr Regierenden, sorgt dafür, daß nicht wieder wie vor 100 Jahren auf die große Zeit der Erhebung die schlimme Zeit der Enttäuschungen folgt! Eine Nation, die so viel geopfert, die so gekämpft und geblutet hat, ist des Vertrauens und der Freiheit würdig!

Ich will dem tüchtigen Mecklenburger nichts unterschieben, aber es scheint, als hätten ihm solche Gedanken nicht ferngelegen. Indem er jedoch die unerfreulichen Zustände von Anno dazumal in voller Breite auseinanderlegt, gerät er selbst in den Bann des Gedrückten, Unfreien und Ohnmächtigen, das er schildert. Wenn nun wenigstens der Held das Gegengewicht dagegen hielte! Wenn er, wie es beabsichtigt war, durch seine aufrechte Persönlichkeit uns Stab und Stütze in der Jämmerlichkeit der Epoche wäre! Aber hier, an der wichtigsten Stelle, verspielt Dreyer ganz. Sein Jens Harling behält etwas Unentschiedenes und Mattes, nicht zuletzt auch in seinem Verhältnis zu den beiden Frauen. Man kennt seine Ansichten besser als ihn. Man wird mehr politisch als menschlich mit ihm vertraut. Man ist seinem jüngeren Bruder ungleich näher und wundert sich nicht, wenn sein Kampf ergebnislos bleibt. Als trauriges Opfer der Zeit fällt er. Aber die tödliche Kugel, die ihn trifft, kommt ihm selber doch „wie ein Versehen" vor. Es ist eine Romankugel, die ein Buch zum Abschluß bringen

Digitized by Google

Bildnis eines jungen Mädchens
Bildwerk von Nora Zumbusch-Exner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

soll. So hat auch sein Tod nichts Erhebendes, sondern nur Quälendes.

Um den bedrückenden Eindruck des Werkes etwas zu mildern, hat Dreyer am Schlusse ein Dutzend Zeilen angehängt, die offenbar eine Art Pflaster bedeuten. Sie berichten, daß am Tage von Jens Harlings Begräbnis ein märkischer Landjunge in Berlin einzieht. Ein Junge, der hier die Schule besuchen soll und der Otto von Bismarck heißt. Er wird die Blütenträume deutscher Jugend, für die Jens Harling lebte und starb, einst erfüllen ...

Man sieht in der Ferne den Sieg der Gedanken, die hier unterliegen. Aber der Sieg, die Erhebung, die Krönung des Werkes liegen außerhalb des Buches, und ein graues trostlos verunglücktes Gebäude wird nicht dadurch gerettet, daß in aller Eile noch zuletzt eine vergoldete Fahnenstange aus der Dachluke gesteckt wird. —

Von den zwecklosen Strapazen des umfangreichen Romans erholt man sich in einem neuen Welt- und Reisebuche von Alfons Paquet. Ich habe schon öfter hier gesagt, daß gerade in Paquet Kräfte stecken, die in unsere literarische Zukunft weisen. Ob sich diese Kräfte schon in reine Dichtung umsetzen können, ist eine zweite, heut noch nicht entscheidbare Frage. Aber ihrem Spiel und Ausdruck, ihrem Suchen und Vorwärtsstreben zu lauschen und nachzugehn, bleibt überaus reizvoll.

Paquets jüngstes Buch, „In Palästina" (Jena, Eugen Diederichs), trägt folgende Widmung: „Dem Andenken des guten und getreuen Christen, der im Sonntagsrock, die Bibel im Arm und mit einem kleinen Strauß Maiblumen, die Reise antrat zu seinem Seligmacher, gewidmet von seinem Sohn. Desgleichen gewidmet dem andern Vater, dem Maler Wilhelm Steinhausen, in dessen Werkstatt auf der alten Burg im Hunsrück die Niederschrift begonnen wurde." Ich führe diese Widmung hier an, weil sie eine Ahnung von der christlichen Verwurzelung Paquets gibt, die das Palästinabuch an vielen Stellen merkwürdig bestätigt. Aus einem frommen, wohl pietistisch oder sektiererisch beeinflußten Hause ist der Sänger eines neudeutschen Weltgefühls hervorgegangen, und immer noch wirkt nach, was er in der Jugend aufnahm. So sieht er wandernd ein doppeltes Palästina: er, der Sachliche, der den Leser fast nie mit Privatgefühlen behelligt, sieht das schmale Land zwischen Wüste und Meer in seinem heutigen Daseinszustand, besucht die neuen jüdischen Kolonien und die älteren der deutschen Tempelbauern, berücksichtigt alle wirtschaftlichen und politischen Entwicklungsmöglichkeiten, spricht über die zionistische Bewegung, ihr Entstehn, ihre Wandlung, ihre Zukunft, macht Volksfeste mit und erzählt von der Ernte der Felder und den Blumen am Rain, von Hitze und Kühle, Meer und Felsen, Stadt und Dorf. Aber die sachlichen Tage, in denen das Palästina der Gegenwart arbeitet und feilscht, wechseln mit phantastischen Nächten, in denen das Palästina der Vergangenheit, das Land des Glaubens, emporsteigt. Noch einmal taumelt Lazarus geblendet, seinen im Jubel der Tränen glänzenden Freunden lächelnd, aus dem Grabe; schmerzlich süße Schauer rinnen aus der Stätte von Golgatha; im Garten von Gethsemane zittern die Blätter an uralten Ölbäumen, und in seltsamen Visionen erscheint Joseph von Arimathia, der sein eignes Grab dem Gekreuzigten abtrat. Nichts Theologisches dabei, doch es offenbart sich der tiefreligiöse Grund, dem so viele der besten Deutschen entstammen; es offenbart sich ein Herz, das glauben und sich verschwenden will, das für den wissenschaftlichen Monismus und den „energetischen Imperativ" nichts übrig hat, das wohl aber aus seinem eignen Blut und Schlag heraus begreift, weshalb die Menschen immer von neuem den „Traum vom himmlischen Königreich auf Erden" geträumt haben und träumen werden. Man sieht, in welchen Gegensätzen Paquet schwingt — in Gegensätzen, die doch wieder ihren Charakter als solche in der Einheit seiner Persönlichkeit verlieren. Wie sich in diesem Buche Verse in die Prosa, Gesichte zwischen die Berichte schieben, so verzweigt sich Sachliches und Phantastisches mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit in dem ganzen Manne. Heimat und Fremde, Abend- und Morgenland, Ich und Welt, Deutschtum und Weltbürgertum sind in ihm keine Gegensätze mehr. Er ist gleich weit entfernt von jenen internationalen Geistern, die durch keinen Mutterboden gebunden und damit zur Unfruchtbarkeit verdammt sind, wie von jenen allzu begrenzten nationalen, die über eine traulich-bescheidene Enge nicht hinauskommen. Er wurzelt ganz fest in den tiefsten Gründen der Nation und treibt wachsend sein Wurzelwerk immer tiefer in vaterländischen Boden, aber aus dem Zwang der Wurzel wächst ihm die Freiheit des Wipfels, die sich über Haft und Heimatgrund in die Lüfte der Welt erhebt. So fährt man bei ihm immer in großen freien Luftströmungen und ist dennoch sicher gehalten und geborgen. Zwar ist es selbstverständlich, daß seine Art, wie sie nur in dem neuen, zu weltpolitischen Zielen gedrängten Deutschland entstehen konnte, auch nur wieder mit voller Kraft auf eine Generation wirken kann, die unter solcher Entwicklung aufwuchs. Deshalb wird Paquets treuste Gefolgschaft notwendigerweise in der Jugend bestehn, während die älteren, von andern Bedingungen gebildeten Menschen nur halbwegs und mit Mühe an ihn herankommen, ja besonders seine Versbücher ohne inneres Ergebnis beiseite legen werden. Das sind Klüfte zwischen Generationen, die niemand überbrücken kann. Auch in dem Palästinabuch wird vielen manches wesensfremd erscheinen, aber im ganzen wird man hier den leichtesten Zugang zu einer Persönlichkeit finden, die Zukunftswerte in sich birgt und also jede Mühe reichlich lohnt.

Digitized by Google

Den Unaufgefundenen

Von Friedrich Lienhard

Ihr Unaufgefundenen, ihr Vermißten!
Die ihr im Festungsgraben, von Kugeln durchbohrt, den Weidenstrauch seufzend aus euren Händen laßt
Und hinsinkt in die schwarze, vom Kampf überbrauste Flut;
Die ihr den Raben zerbeißt im einsamen Schmerz; oder im fernen, fernen Heidegestrüpp unentdeckt verblutet;
Die ihr der Tücke schändlichen Meuchelmordes zum Opfer fallt und sterbend der Bestie ins Auge schaut, nicht dem Engelsantlitz der Samariterin: —
O Brüder, meine Brüder, aus des deutschen Waldes heiligsten Gründen
Erfleh' ich den lieblichsten Engel, der aus dem Weltall gesandt wird, Sterbende zu trösten,
Den strahlendsten Engel euch!
Euer liebster verstorbener Freund, der drüben wartet,
Eure hinübergegangene Braut oder Schwester oder Gattin,
Eure nicht mehr hienieden waltende Mutter —
Sie treten, verklärte Geister, im Todesaugenblick doppelt und dreifach und zehnfach liebevoll
Zu deiner Seele, gesandt von Gott,
Den Helden der Stille hinüberzuführen in die Lande des unaussprechlichen Lichtes,
Mein unaufgefundener, vermißter, im Dunkel hinsterbender Bruder!
Gott vergißt nicht — und nicht deine stillgute Mutter, noch dein umsonst hinaushorchender Vater,
Und nicht, der diese Worte schreibt in den Tiefen des heiligen Waldes,
Des deutschen Waldes, an dessen Tannen weithin Tränen funkeln, Tränen über ganz Deutschland hin — Tränen, durchglüht von der Sonne der Liebe!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. August 1915

Warschau! — Mit diesem deutschen Siege leiten wir den Rückblick auf das erste Kriegsjahr ein; wie eine helle Siegesfanfare klingt der Name als Auftakt des zweiten Kriegsjahres an. Schon im November 1914 hatten die Truppen des Feldmarschalls von Hindenburg die Türme dieser Hauptstadt Russisch-Polens vor sich gesehen. Doch führte damals der Gang der Operationen noch nicht zur Eroberung der Stadt. Jetzt ist sie am 5. August den unaufhaltsam vordringenden Heeren der Zentralmächte wie eine reife Frucht anheimgefallen; ein Bayernfürst, der schon im Reichsgründungskrieg mitgefochten hat, Prinz Leopold, zog an der Spitze seiner, der 9., Armee dort ein. Großes ist mit Warschau gewonnen — eine große Festung, die Hauptstadt des sogenannten Kongreßpolens, ein Mittelpunkt der allerwichtigsten Eisenbahnen, die das russische Reich überhaupt hat und ein Hauptzentrum des russischen Wirtschaftslebens. Hierhin verlegte Sigismund August die Hauptstadt des polnischen Wahlkönigreichs. Hier fanden jene tumultuarischen Wahlreichstage des alten Polens statt, deren Bild uns Schillers Demetrius so meisterlich gemalt hat. Hier haben die beiden sächsischen Kurfürsten, die die polnische Königskrone trugen, regiert und der Stadt den Stempel des Barocks aufgedrückt, der sie vor allem unseren Truppen als eine europäische Stadt erscheinen läßt. Hier setzte sich dann der russische Einfluß fest, der in den drei Teilungen die polnische Selbständigkeit vernichtete. Hier loderten die Aufstände auf, 1794, 1830/31, 1863, in denen sich Polen seine Selbständigkeit wieder erkämpfen wollte. Im Jahre 1794 ist es von Suworow, 1831 von Paskiewitsch in blutigen Kämpfen für Rußland neu erobert worden.

Trotzdem ist Warschau nicht die Hauptstadt Polens. Das Herz des Polentums schlägt dort, wo der Sarkophag des heiligen Adalbert im Gnesener Dome steht. Dahin und nach der Burg von Krakau mit ihren Grabmälern der polnischen Könige blicken die Polen als den eigentlichen Mittelpunkten ihrer Vergangenheit und Zukunft. Warschau war erst die dritte Hauptstadt Polens und ist nach 1863 nur die Hauptstadt des neuen Russisch-Polens geworden, das durch gewaltige wirtschaftliche Interessen an das russische Reich gekettet ist und in dem darum große einflußreiche Schichten sich heute auch innerlich mit Rußland verbunden fühlen. Aber heute ist noch keine Zeit, sich Gedanken darüber hinzugeben, was aus dieser schweren polnischen Frage wird, weil Warschau von den Deutschen erobert ist. Wir freuen uns zunächst aus vollstem Herzen dieses Siegs, der uns eine von den stolzesten Erinnerungen unserer preußischen Geschichte wieder belebt: im Juli 1656 haben hier im Bunde mit den Schweden die Brandenburger des Großen Kurfürsten die Schlacht bei Warschau geschlagen. Es war der erste große Sieg der neuen brandenburgischen Armee, die damals zum ersten Male, auch in einheitlicher Uniform und Montierung, auf die Bühne Europas trat. Und so spürten wir, als uns die Nachricht vom Falle Warschaus kam, wiederum den Flügelschlag des brandenburgischen Adlers um die Fahnen des großen Schlachtenlenkers im Osten.

Dieser Siegestag wird sich wie der, der den Fall von Antwerpen meldete, in den Herzen und in der Geschichtschreibung des Kriegs festsetzen, obwohl er an sich keine Entscheidung bedeutete. Denn Warschau ist ja nicht die Zentralfestung, auf die der russische Verteidigungsplan für Polen gewissermaßen konzentrisch zusammenlief, sondern nur eine der Festungen, die es zu berennen galt, und heute an sich nicht einmal die wichtigste. Im Rahmen des strategischen Manövers, das sich jetzt im Osten vollzieht und in Kühnheit und Maßstab der Anlage seinesgleichen nicht in der Kriegsgeschichte findet, ist der Fall von Warschau nur ein Teilerfolg. Dieses Manöver aber läuft mit einer Folgerichtigkeit und Sicherheit ab, die für die Gegner etwas Unheimliches hat. Seit unser Vorstoß in Frankreich zum Stehen kam, wird in der Presse unserer Feinde der Vorwurf zu Tode geritten, der alte Feldzugsplan des Generalstabschefs Grafen Schlieffen, der erst Frankreich rasch niederwerfen und dann Rußland besiegen wollte, sei den Deutschen ja doch mißglückt. Sieht man unsere Erfolge an, so weiß man nicht, ob man nicht über diesen Tadel lachen soll. Hat es doch die deutsche Heeresleitung verstanden, statt dessen zunächst die Verteidigung gegen eine Koalition, an die Schlieffens Plan gar nicht gedacht hatte, glänzend überall zu Ende zu führen und dann einen neuen Feldzugsplan sich herausarbeiten zu lassen, der durch eine grandiose Einheitlichkeit und Entschlossenheit die Welt in Staunen setzt.

Zunächst: die militärischen Kräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei, also des neuen Dreibundes, sind eins, d. h. sie werden, ohne daß die Selbständigkeit der einzelnen Bundesgenossen darunter leidet,

Digitized by Google

für einen militärischen Gesamtzweck verwandt. Bei der Entente ist das nicht der Fall. Die Russen kämpfen allein, die Japaner haben die Waffen schon beinahe niedergelegt, die Italiener erscheinen nicht an den Dardanellen, die Engländer gehen aus ihrer Ecke in Flandern und Nordfrankreich nicht heraus, die Serben stehen Gewehr bei Fuß. Auf unserer Seite aber ist ein einheitlicher fester Plan da: Defensive an den Dardanellen, am Isonzo, an der ganzen Westlinie, Verhalten im Kaukasus, in Mesopotamien, in Serbien, Offensive gegen Rußland und — nie zu vergessen, so wenig wir jetzt davon hören! — gegen den Kanal von Suez. Einen, vielleicht den wichtigsten Kardinalsatz der Strategie hat die Heeresleitung der Zentralmächte durchzusetzen verstanden. Wie es gar nicht oft genug uns eingeprägt werden kann: statt daß der Frühjahrsfeldzug uns in die Defensive drängte, wie Kitcheners Idee war, schreiben wir den Gegnern seit Anfang Mai die militärische Situation vor, nach der sie sich zu richten haben, nicht sie uns! Dieses Große, Gewaltige am Weltkrieg von 1915 sollen heute schon die Kinder zu verstehen lernen, damit sie wissen und bis zum Tode die Erinnerung bewahren, in welchem Heldenzeitalter der deutschen Geschichte sie leben.

Und nun der zweite, engere Kreis in diesem Riesenplan, der Kreis der strategischen Aktionen im Osten. Am 11. August teilte der deutsche Generalstabsbericht wie unabsichtlich die Truppen und Kampfplätze im Osten neu ein: Heeresgruppe (ein neuer Begriff, der mehrere Armeen umfaßt, im Gegensatz zur Armeegruppe, unter der die Ausdrucksweise unseres Generalstabs eine der Armee gleichgeordnete, nur an Zahl kleinere Formation von mehreren Armeekorps versteht) Hindenburg, Heeresgruppe Prinz Leopold, Heeresgruppe Mackensen, die erste von Norden, die zweite von Westen, die dritte von Süden kommend. Moltkescher Anschauungsunterricht spricht aus diesen paar Zeilen, die auch dem Blödesten zeigen, wie man heute das Getrennt Marschieren, Vereint Schlagen! versteht. Und während sich die Bewegungen immer drohender um die russische Zentralarmee zusammenziehen, sich auf Brest-Litowsk heranschieben und eine Festung nach der anderen ihnen zufällt — wieder ganz wie es im Clausewitz steht: erst das Heer, dann die Festung des Feindes —, werden sie flankiert durch die nunmehrigen Seitenaktionen: im Norden, d. h. nördlich des Njemen durch die Armee Below, die in Litauen und Kurland mit bekanntem Ziele operiert, und im Süden durch die Armeen am oberen Bug (etwa von der Südostecke Polens an) und an der Zlota Lipa durch Galizien bis an die Grenze von Bukowina, Bessarabien und Rumänien.

Wie ein antikes Drama, in einfachster Linie und erschütternd groß, rollt dieser Sommerfeldzug 1915 vor uns vorbei, dessen große Strategen einem wahrhaftig tapferen und auch strategisch wie taktisch ganz und gar nicht verächtlichen Gegner die Freiheit des Handelns so völlig und endgültig aus der Hand genommen haben, daß er, um die eigene Armee nicht preiszugeben, sich von Stellung zu Stellung rückwärts konzentrieren muß. Militärisch aber dürften die Ziele dieses Ostfeldzugs, in dem der große Feldherr des Ostens, der Marschall von Hindenburg, mit seinen Helfern, vor allen anderen seinem Stabschef Ludendorff, die Leitung hat, auch einfach und klar sein: die Erreichung der Linie des Bug, wo die Russen in den Festungen Kowno, Ossowiez, namentlich Brest-Litowsk, Luzk und Rowno eine neue, sehr verkürzte, starke Verteidigungsstellung haben, die Durchstoßung der Bahnlinie Wilna-Petersburg und die völlige Räumung Galiziens von den Russen. Dann, so fürchten die Gegner und sprechen es immer wieder aus, werden deutsche Kräfte aus dem Osten frei für eine neue Offensive im Westen, also in Frankreich, für eine Offensive gegen Serbien und für eine solche gegen Italien.

Zählen wir erst die Armeen auf und die entscheidenden Daten und stellen wir dann fest, was uns dieser Sommerfeldzug in seiner ersten Hälfte gebracht hat — ich rechne dabei die Zeit vom 2. Mai bis Anfang Juli als Frühjahrskampagne, und die Wochen seit dem 7. Juli bis zum Fall von Warschau als erste Hälfte des Sommerfeldzugs. Mitte August folgten von Norden nach Süden die Armeen und Armeegruppen aufeinander wie folgt: 1. Otto Below, die Mitau—Schawle-Front; 2. Eichhorn: die Kowno—Suwalki-Front; 3. Gallwitz und 4. Scholz: die Narew—Bug-Front; 5. Prinz Leopold: die bisherige Blonie-, dann Warschau-Front, jetzt östlich Warschaus; 6. Woyrsch: die bisherige Iwangorod-Front, jetzt nordöstlich davon; 7. Erzherzog Josef Ferdinand: die Lublin-Front; 8. Mackensen: die Cholm-Front; 9. Böhm-Ermolli: die Sokal-Front; 10. Linsingen und 11. Pflanzer-Baltin: die Bug- und Zlota Lipa-Front. In die genannten Heeresgruppen der drei Generalfeldmarschälle scheinen von diesen elf Armeen jeweils die obigen Nummern (die natürlich nicht die geltenden Armee-Nummern sind) 1—4, 5. 6, 7—9 eingeordnet zu sein.

Die Lage bei den Armeen am oberen Bug und an der Zlota Lipa änderte sich wesentlich nicht. Die Armee Below überschritt am 14. die Windau, erreichte am 25. Juli Ponieweſch (Knotenpunkt der Bahn nach Dünaburg und der Verbindungsstrecke auf Koschedary an der Wilna-Dünaburger-Strecke) und besetzte am 1. August Mitau. Die folgende Armee Eichhorn schob sich immer näher an die große Festung Kowno heran und kämpfte südlich davon im Raume Suwalki—Olita. Während nun die 9. Armee zu verhalten hatte (erst am 21. Juli Meldung, daß die Russen in die erweiterte Brückenkopfstellung von Warschau zurück-

Digitized by Google

gedrückt seien), wurde von Norden, Südosten und Süden angegriffen. Die gewaltigste Aktion war davon die erste, in der Meldung vom 16. Juli als die Hindenburgsche Offensive bezeichnet: der Stoß gegen den Narew und darüber hinaus: 14. Juli Besetzung von Prasznysz, 16. Abzug der Russen auf den Narew, 26. russische Offensive gegen die über den Narew vorgedrungenen deutschen Truppen abgeschlagen, 10. August Eroberung von Lomza, darauf die Bug-Linie genommen und die Bahn Warschau—Bialystok erreicht. Doch sind die Festungen Nowo-Georgiewsk und Ossowiez noch nicht erobert. Sodann der Stoß von Südosten (Woyrsch): 21. Juli Iwangorod völlig eingeschlossen, 30. Vordringen auf dem rechten Weichselufer, 4. August Iwangorod von unseren Verbündeten besetzt — Vordringen auf Lukow (Bahn Iwangorod—Brest) und Herstellung der Verbindung nach links und rechts. Schließlich die von Süden andringende, seit dem früheren Abschnitt nach dem Norden herum- und heraufgeschwenkte Linie: Ausgang von Krasnostaw (10. Juli), 16. Juli Durchbruch westlich des Wieprz, 18. Übergang bei Sokal über den Bug, 29. erneute Offensive, 30. Besetzung von Lublin, 31. von Cholm, 1. August Erreichung von Dubienka.

Dieser Verlauf ergab Mitte August folgende Linie: Schlock (Rigaer Busen) — Radziwilischki — Skopischki — Wilkomir — hart westlich Kowno — Olita — Druskeniki — vorwärts des (noch nicht eroberten) Ossowiez — östlich Lomza — Malkin — Miedzyrzecze — Wlodawa — Uchrusk (am Bug) — Wladimir Wolynsky — Sokal — Krasne — Brzezany — Nischniow — Zaleszczyki — Nowosieliza.

Noch sind diese Operationen im vollen Fluß, aber das wurde in diesen Wochen klar, daß sie seitens der Russen nur als strategischer Generalrückzug geleitet wurden, der möglichst viel Truppen und Kriegsmaterial dem Gegner hinter die als sicher betrachtete Bug-Linie entziehen will, wobei sehr große „Nachhuten", die in Wirklichkeit Armeekorps sind, in zähem Widerstand geopfert werden.

Wenn wir den Angriff von Norden, im besonderen den der Armee Gallwitz, die gewaltigste Aktion nennen, so geschieht das, weil hier die stärksten Bollwerke des Feindes liegen und weil hier unsere neue Kampfmethode zu vollster Entfaltung kommt. Die Deutschen gehen jetzt selbstschöpferisch einen Schritt weiter über die Kampfmethode hinaus, die zuerst in der Schlacht bei Mukden angewendet wurde und nach deren Vorbild im bisherigen Verlaufe dieses Krieges in immer größeren Maßstäben zur Anwendung kam. Das Neue liegt darin, daß durch präziseste Beschießung mit schwerster Artillerie auch die festeste feindliche Feldbefestigung so sturmreif gemacht wird, daß sie — aber nur durch einen genau darauf vorbereiteten — Sturm der Infanterie rasch — das ist auch wesentlich: der Sturm muß so rasch kommen, daß der Feind noch unter dem moralischen Eindruck des furchtbaren Geschützfeuers steht — genommen wird. Diese Methode setzt eine Präzision und ein Zusammenarbeiten voraus, deren nur eine hochausgebildete Truppe unter sicherster Leitung fähig ist. Der Durchbruch von Tarnow-Gorlice am 2. Mai war das erste Beispiel, die Eroberung von Prasznysz aber am 14. Juli wird das Lehrbeispiel der späteren Kriegsgeschichte für diese Durchbrüche in breiter Front und auf erhebliche Laufweite (40, 50 Kilometer) — auf dieses beides kommt es schließlich auch an — werden, mit dem der General von Gallwitz sich herrlichen Ruhm erworben hat.

⁂ ⁂ ⁂

Unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen haben in einer Zehntage-Schlacht, der zweiten von Görz — das dürfte wohl der Gesamtname werden — konzentrierte, mit großen Massen immer auf bestimmte Punkte angesetzte Angriffe der Italiener vom 18. bis 28. Juli glänzend abgeschlagen. 100 000 Mann haben diese dabei eingebüßt und nichts gewonnen, ebensowenig wie die Alliierten mit ihren Angriffen auf die Dardanellen, die ununterbrochen gegen die Befestigungen der Halbinsel Gallipoli gerichtet werden. Beide große Aktionen, am Isonzo und an den Dardanellen, versparen wir uns zu späterer eingehenderer Besprechung, für die hoffentlich auch von den Generalstäben noch mehr zusammenfassende Schilderungen herausgegeben werden, wie wir sie von unserem Generalstab erhalten. Denn diese sind neben den ausführlichen offiziellen Tagesberichten doch die einzige Quelle, aus der der Leser Klarheit und Übersicht schöpfen kann. Dafür helfen die an sich oft so interessanten Schilderungen der Kriegsberichterstatter wenig, und die in unseren Zeitungen im Übermaß mitgeteilten Militärkritiken des feindlichen und neutralen Auslandes gar nichts.

⁂ ⁂ ⁂

Gewissermaßen eine Verbindung des österreichischen und des italienischen Kriegsschauplatzes würde hergestellt, wenn nach der monatelangen Pause der Feldzug da, wo er ausgegangen ist, nämlich in Serbien, wieder in Bewegung käme. Die Serben haben diese Pause, seitdem der Angriff der Österreicher nicht zum Erfolg gediehen war, zur Erholung ausgenützt, besonders mit Hilfe von Griechenland, das seinen Hafen von Saloniki für alle möglichen Transporte nach Serbien immer offen ließ. So hat dieses Waffen und Lebensmittel genug hereinbekommen, es hat mit Hilfe namentlich englischer Ärzte die Seuchen im eigenen Lande fast zum Erlöschen gebracht und sein Heer von 200—250 000 Mann wieder schlagfertig zu machen vermocht. Einen Beweis seiner Lebenskraft gab es ja schon mit seinem überraschenden Vorstoß nach Albanien, der sicherlich im Einverständnis mit Montenegro und Griechenland erfolgt ist. Sie werden ja alle drei geeint durch das gemeinsame

Digitized by Google

Mißtrauen, ja die Feindschaft gegen Italien, das Serbien und Montenegro den Zugang zur Adria gefährdet und die griechischen Absichten in Albanien und auch im Ägäischen Meer durchkreuzen will.

Aber die serbische Frage ist für Deutschland nicht nur deshalb noch wesentlicher geworden, weil das Eingreifen Italiens der Lage und den Aussichten am Westbalkan ein ganz andres Gesicht gegeben hat. Serbien hat ja immer noch ein Stück Donaulauf in der Hand, hält es gesperrt und unterbricht damit nach wie vor die direkte Verbindung mit der Türkei. Diese ist aber so wichtig, und wird deshalb auch von einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive mit Gewalt eröffnet werden müssen, weil daran der Entschluß Bulgariens zum Eintritt in den Krieg hängt und vor allem die so notwendige gesicherte Munitionsversorgung der Türkei. Da die Donau hier gesperrt ist, bliebe ja noch der Weg nach Konstantinopel über Rumänen. Aber dieser ist uns für den Transport von Waffen und Kriegsmaterial nicht gangbar, da Rumänien auf dem (für einen Neutralen unberechtigten) Standpunkt steht, dergleichen nicht passieren zu lassen, weil das angeblich die Pflicht der Neutralität verbietet. Dabei gestattet dieselbe Pflicht der Neutralität Nordamerika, für Hunderte von Millionen Kriegsmaterial an unsere Feinde zu *liefern*, während Rumänien es nur passieren lassen soll. Aber die Neutralität ist auch nicht der wirkliche Grund, sondern die Angst vor Rußland und das Verhandeln mit dem Vierverband, das von einer großen Partei Rumäniens betrieben wird.

Das ist nun ein auf die Dauer für Deutschland und die Türkei unhaltbarer Zustand. Deutschland hat auch in der ersten Julihälfte begonnen, seinen Standpunkt so entschieden zu betonen, daß daraus vielleicht allmählich eine Entscheidung herauswächst. Rumänien verbindet nämlich, was bei uns weiten Kreisen ganz neu und in Rumänien auch nur sehr wenig Eingeweihten wirklich bekannt war, seit 1883 ein Bundesvertrag mit Deutschland. Es ist noch heute, natürlich auch in demselben rein defensiven Sinne, unser Bundesgenosse wie Österreich-Ungarn und wie es Italien war. Daher war es auch, wie Italien, verpflichtet, bei Kriegsausbruch an unsere Seite zu treten. Aber König Karol hat nicht durchzusetzen vermocht, daß seine Staatsmänner und Parteien diesen Vertrag anerkannten. Deshalb blieb Rumänien neutral. Nun verlangt aber Deutschland mit Recht, daß es von dem Verbündeten nicht schlechter behandelt werde, als von einem ihm nicht verbundenen Neutralen, und daß Rumänien die Munition für die Türkei passieren läßt, so gut es dergleichen Kriegsmaterial für Rußland und Serbien immer unbehindert durchgehen läßt. Bisher ist eine Entscheidung noch nicht getroffen worden, die vielleicht das ganze Balkanproblem ins Rollen brächte. Geschehen muß dies, damit der Krieg auch hier klare, neue Situationen vor allem für unsere Bundesgenossen schafft. Aber da das lähmende Mißtrauen der Balkanstaaten gegeneinander keinen von ihnen zu einem Entschluß kommen läßt, obwohl sie alle wissen, daß sie die Neutralität nicht werden durchhalten können, so muß hier ein Stoß von außen die Kugel ins Rollen bringen. Und diesen Stoß werden die Waffen der Zentralmächte führen, weil moralische, mittelbare Eindrücke von Siegen auf anderen Schlachtfeldern zwar natürlich von Bedeutung, aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht von entscheidender Bedeutung sind.

⁂ ⁂ ⁂

Auch unsere Beziehungen zu Nordamerika sind zu Anfang des zweiten Kriegsjahres nicht gelöst, eher kritisch geworden. Die Vereinigten Staaten haben auf unsere letzte Note in einer Weise geantwortet, die recht unfreundlich war und alles Entgegenkommen Deutschlands einfach ignorierte. Natürlich bemühte sich England aus Leibeskräften, in dieses Feuer hineinzublasen. Aber zu Flammen ist es noch nicht geworden. Deutschland hat bisher auf diese Note noch nicht geantwortet, und aus Amerika drängt man auch gar nicht darauf. Man wünscht einen Krieg mit uns nicht, und eigene Aufgaben drängen: wenn schon nicht die japanische und die mexikanische Frage, so doch die Vorbereitung der nächsten Präsidentschaftswahl, die 1916 stattfinden wird. So sieht es manchmal aus, als solle die scharfe Sprache des Präsidenten Wilson mehr dazu dienen, die Agitation auf verstärkte Rüstung zu Land und Wasser, die namentlich Roosevelt fordert, zu fördern und dadurch den Republikanern, die das auch wollen, den Wind aus den Segeln für die nächste Wahl — Wilson ist ja Demokrat — zu nehmen. Aber das letzte Wort, wie sich durch den Krieg die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika entwickeln, ist noch nicht gesprochen. Unsere U-Bootserfolge haben sie wesentlich nicht beeinflußt. Es ist doch eine stattliche Zahl von Schiffen, die amtlich als versenkt durch U-Boote gemeldet wurden. In den zweiundzwanzig Wochen zwischen 18. Februar und 25. Juli sind von deutschen U-Booten im Kriegsgebiet versenkt worden: 229 englische und 30 andere feindliche Schiffe, dazu 6 mit feindlichen verwechselte neutrale und 27 andere neutrale Schiffe, die Konterbande führten und nicht eingebracht werden konnten.

⁂ ⁂ ⁂

In einigen Zahlen ist uns der Erfolg des ersten Kriegsjahres recht eindringlich vor Augen geführt worden. Der Feind besitzt heute vom deutschen Reichsgebiet (im Elsaß) 1050 qkm, in Galizien 10000 qkm. Dagegen halten wir fest in der Hand in Belgien 29000, in Frankreich 21000, in Rußland (wobei der Gebietsgewinn in Polen vom 1. August an noch nicht eingerechnet ist) 130000 qkm. Das

Digitized by Google

sind 180000 qkm oder das $4^1/_2$fache des Umfanges der größten preußischen Provinz, von Schlesien. An Kriegsgefangenen befanden sich in Deutschland am 1. August 1058869 Mann. Im ganzen sind unseren Feinden Kriegsgefangene abgenommen worden 1695400 Mann, was einer Gefechtsstärke von etwa 56 Armeekorps entspricht; davon sind 1330000 Mann Russen. An deutschen Sammelstellen befinden sich 5834 erbeutete Geschütze; im ganzen haben die Gegner 7—8000 Geschütze verloren. In dieser Siegesbeute an Gefangenen, Geschützen und erbeutetem feindlichem Lande sprechen sich die Erfolge der deutschen Waffen aus, zumal ihnen die anderen entsprechende nicht entgegenzusetzen haben. Das Wesentlichste aber ist darin dies, daß wir in einem Kriege, in dem die feindliche Koalition uns zu überrennen dachte, unser Land nicht nur fast ganz vom Feinde säubern, sondern den Krieg so weit in sein Land tragen konnten, daß er so gut wie ausschließlich dort durchgefochten wird. Heute vermögen wir es kaum mehr zu glauben, daß zu Beginn des Kriegs die Gegner alles Ernstes an einen Einzug in Berlin und Wien gedacht haben. Die Zentralmächte haben sich derart zur Wehr gesetzt, daß sie den weitaus größten Teil ihrer Länder und Völker vor den Schrecknissen des Krieges bewahrten und sich in ihren Eroberungen auf feindlichem Boden wertvolle Gebiete der Versorgung im Kriege und ebenso wertvolle Pfänder für den Friedensschluß sicherten. Bei der Entente mögen sich Belgien und Polen, die beide unmittelbar mit den großen Gegensätzen der Weltmächte nichts zu schaffen haben, dafür bedanken, daß sie Schauplätze eines Ringens von Millionen geworden sind!

Daran denken wir zuerst, wenn wir uns einen Augenblick umwenden und Rückschau in die Zeit seit der letzten Juliwoche 1914 halten. Zu eingehenderer Rückerinnerung nehmen wir uns noch nicht die Zeit, weil wir die Stimmung dazu noch nicht in uns fühlen. Rasch fliegen noch einmal die einzelnen Abschnitte des Kampfjahres am Gedächtnis vorbei: im Westen der Aufmarsch bis zum 16. August — der große siegreiche Vormarsch bis zur Schlacht an der Marne vom 5. bis 9. September — die Rücknahme der Front hinter die Linie Noyon, Reims, Verdun — der Stellungskampf und die Wacht in der großen Belagerungsstellung in Frankreich seitdem. Im Osten: die Invasion der Russen in Ostpreußen — die Vernichtung der russischen Narewarmee bei Tannenberg (27. bis 29. August) und der Armee Rennenkampfs an den Seen Masurens — der österreich-ungarische Rückzug bis in die Gegend von Krakau Ende September — die gemeinsame Offensive der Verbündeten von Anfang Oktober an und ihr Rückzug von Warschau und Iwangorod — die Neugruppierung und der neue Angriff Hindenburgs, diesmal gegen die Flanke des Gegners von Anfang November an (die Siege von Lipno, Wloclawek, Lowitsch, Lodz) — der Stellungskampf an der Bzura, Rawka und am Dunajec (österreichischer Sieg von Limanowa 12. Dezember) — Anfang Januar Beginn der gemeinsamen Aktion der Verbündeten in und aus den Karpathen und die erbitterten Kämpfe um die Pässe nach Ungarn — erneute russische Offensive in Ostpreußen und ihr Fehlschlag in der Winterschlacht in Masuren Anfang Februar — Offensive der Verbündeten in Westgalizien und der Deutschen in Litauen und Kurland seit Anfang Mai.

So stellt sich uns Deutschen im raschesten Flug der Verlauf des Feldzuges dar. Ohne daß wir deshalb die Kämpfe unserer Verbündeten geringer einschätzten, sind das die Ereignisse, die uns am nächsten berühren. An Rückschlägen und Enttäuschungen hat es in diesem Verlauf ja nicht ganz gefehlt, wie der Stillstand in Frankreich, der Verlust Galiziens, das Mißlingen der ersten Hindenburgschen Offensive, der Fehlschlag des Feldzuges gegen Serbien. Aber nirgends haben sie auch nur entfernt zu katastrophalen Wirkungen geführt, wie diese unsere Gegner alle ohne Ausnahme erlebt haben. Im ganzen ist es stets erfolgreich vorangegangen, und ein heißes Dankgefühl gegen Führer und Truppen, denen wir das danken, durchzieht unser Herz, nicht nur gegen die großen Führer, deren Namen auf aller Lippen sind, vor allem den Feldmarschall von Hindenburg, sondern auch gegen ihre hochbedeutenden Helfer, besonders ihre Generalstabschefs, gegen Offiziere, die daneben so wesentlich zum Erfolge beitrugen, wie der Leiter des Feldeisenbahnwesens (das Ungeheures geleistet hat), General Gröner, der Chef der Operationsabteilung im Generalstab der Feldarmee, General Tappen, der Generalquartiermeister von Freytag-Loringhoven, der Chef des Munitionswesens General Sieger, der Generalintendant des Feldheeres General von Schöler. Auch ihre Namen wollen wir uns einprägen, sie haben's verdient um den großen Erfolg.

Aber mehr sprechen wir nicht davon, auch nicht von den Leistungen und der Organisation daheim. Denn unser Blick geht vorwärts, muß vorwärts gehen, weil der noch nicht gelösten Aufgaben viele noch unserer harren. Keiner der Gegner, auch Rußland nicht, fühlt sich bereits am Ende seiner Kraft. Unter dem Drucke der Stimmung, die die Siege der Deutschen schufen, hat sich der Zar zur Einberufung der Duma, früher als er gewollt, verstehen müssen. Sie tagt seit dem 31. Juli. Was wir aus ihren Reden hören, ist viel Unzufriedenheit mit der Regierung, mit der Versorgung und Rüstung der Armee. Aber von einer Neigung, zum Frieden zu kommen, obwohl man weiß, daß die Kraft der Offensive am Ende ist und trotz aller Riesenverluste, spüren wir darin noch nichts. Die Gesellschaft will Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschicke, vielleicht wird das, obwohl es heute nicht danach aussieht, zu Unruhen führen, aber die Gesellschaft will auch

Digitized by Google

den Krieg noch durchhalten, der Rußland zum mindesten die Meerengen und Konstantinopel bringen soll.

Wenn Rußland so steht, so tut es das, weil es heute noch fest im Banne der Entente gehalten wird, die den Krieg herbeigeführt hat und sich am 5. September 1914 gebunden hat, nur gemeinsam Frieden zu schließen; Italien ist später dieser Verabredung auch beigetreten. Obwohl Frankreich die ertragreichsten Teile seines Landes an uns verloren hat und fürchterliche Menschenverluste beklagt, klingen auch von da nur Stimmen herüber, die den Krieg weiterführen, ja ihn erst mit der Eroberung der Rheingrenze beenden wollen. Sind Kreise in Frankreich da, die ihrem erschöpften Vaterlande zum Frieden verhelfen wollen, so treten sie jedenfalls nicht hervor; vielleicht existieren sie auch heute noch gar nicht. In England aber hat man den Jahrestag der Kriegserklärung an Deutschland benutzt, um im ganzen Lande Kundgebungen des Entschlusses, durchzuhalten, zu veranstalten, an deren Ernst wir bei der Härte und Zähigkeit des englischen Nationalcharakters gar nicht zweifeln dürfen. Man hat in einem Koalitionskabinett die besten politischen Köpfe des Landes vereinigt, man sucht, so schwer es geht, die riesenhaften Organisationsaufgaben der Kriegsindustrie und des Rüstungswesens zu lösen, man wirbt daheim und in den Kolonien neue Soldaten, man arbeitet mit einer ausgezeichneten, skrupellosen Diplomatie bei all den Neutralen, von denen man noch Unterstützung erwartet, man spannt alle Nerven der finanziellen Kraft an, und man verweist darauf, daß man die englische Schlachtflotte noch fast unversehrt, die Herrschaft zur See noch fast unbestritten habe. Und so will England, nachdem es fast alle deutschen Kolonien erobert hat, auch aus Belgien die Deutschen wieder herauswerfen, damit dies wieder das Glacis seiner Machtstellung auf dem Festlande in Europa werde, sich mit der deutschen Flotte messen und an den Dardanellen sein Orientreich sichern und nach seinen Neigungen abrunden. Wer glaubt, die Engländer würden von diesen Zielen lassen, weil ihnen der Krieg doch ein zu schlechtes Geschäft dünkt, kennt sie nicht. Sie wollen den Krieg gegen ihren Hauptfeind zu Ende führen, gegen diese Deutschen, die ihnen ihre Koalitionspläne auf dem Festland so zerschlugen, die in Flandern und Nordfrankreich viel mehr britische Soldaten festhalten, als England jemals in seiner Geschichte unter den Waffen gehabt hat, die es verstehen, ihren Häfen und Küsten die englische Flotte so gründlich fernzuhalten und mit ihren U-Booten die Herrschaft Englands zur See eben doch bestritten haben und bestreiten.

Unserer Flotte, die die Wacht an Deutschlands Küsten hält, deren blaue Jungen in Flandern mitfechten, deren U-Boote im Kanal und der Nordsee, im Mittelmeer und an den Dardanellen der Schrecken unserer Feinde sind, wird die Hauptarbeit noch kommen. Denn Deutschland setzt im Bunde mit Österreich und der Türkei jenen englischen Absichten seine Ziele entgegen: die Freiheit der Meere und den Angriff auf Calais und den Kanal von Suez. Es weiß, so viele seiner Söhne im Kampfe gegen Rußland und Frankreich fallen, daß damit noch nicht sein Hauptgegner unmittelbar getroffen ist, daß ihm noch diese Aufgaben zu lösen bleiben. Und mit dieser Überzeugung, mit diesem Entschluß hat es das zweite Kriegsjahr begonnen.

Friedensklänge schlugen da an unser Ohr, mit einer Botschaft des Papstes an die kriegführenden Völker, vom 28. Juli datiert, vom „Jahrestage des Ausbruchs dieses furchtbaren Konflikts", wie Papst Benedikt XV. sagte. Er regte darin einen Meinungsaustausch an, der zum Frieden führe, und segnete den, der zuerst den Ölzweig erhebe und dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen böte. Auch der Protestant liest diese Botschaft des Hauptes der katholischen Christenheit mit Ernst und Ergriffenheit. Aber Deutschland und Österreich-Ungarn haben noch nicht die Sicherheiten gewonnen, die sie aus diesem Ringen für sich haben müssen. Sie können darum nur achtungsvoll den Worten des Papstes zuhören und müssen abwarten, ob die Gegner diesen Worten Gehör schenken. Wir würden uns gegen die höchste Pflicht, gegen Nation und Staat versündigen, wenn es die Monarchen des neuen Dreibundes heute schon täten. Darum gab darauf die rechte, uns in jedem Satz aus dem Herzen gesprochene Antwort die Botschaft Kaiser Wilhelms an sein Volk am Jahrestag der Mobilmachung. Mit diesen ihren Hauptsätzen trat Deutschlands Heer und Volk ins zweite Jahr seines großen Kriegs ein:

„Ich habe den Krieg nicht gewollt. — Nicht Eroberungslust hat uns in den Krieg getrieben. — Gott war mit uns. — Innere Stärke und einheitlicher Wille verbürgen den Sieg. — Wir harren aus, bis der Friede kommt, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere."

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Dame am Weiher

Gemälde von Prof Walter Georgi

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 2. Oktober 1915

Warum schwieg sie nicht?

Roman von Ottomar Enking

(Fortsetzung)

Eines Morgens entdeckte Fräulein Tornö, daß ihre linke Schulter ein wenig unbeweglich war. So ein kleines Reißen steckte darin. Sollte das wohl Rheumatismus sein? Ihre Mutter hatte an dieser Krankheit viel zu leiden gehabt, deshalb war es jedenfalls richtig, schon den Anfängen zu widerstehen. Ein Rheumatismus — der warf sich zuletzt leicht aufs Herz. Also war es gewiß gut, wenn sie den Arzt befragte.

Überdies lag der Tag recht leer vor ihr. Hie und da ein Vorsprechen bei Bekannten ... Besuche in diesem und jenem Laden ... außerdem noch den Roman zu Ende lesen ... das würde wieder einmal der Inhalt ihres Lebens sein.

Da war es immerhin eine angenehme Unterbrechung, mit Doktor Rönneberg über dies Weh in der linken Schulter zu sprechen.

Fräulein Tornö kleidete sich sorgsamer an, als man das für gewöhnlich tut, wenn man zum Arzt will, und dann ging sie von ihrer ziemlich am Rande der Stadt belegenen Wohnung der inneren Altstadt zu, wo Rönnebergs Haus stand — in die gewundene, enge, mit hohen Giebeln besetzte Wittenstraße.

Sie traf Doktor Rönneberg im Hausflur, wo er gerade von ein paar Arbeitern die drei mächtigen alten Schränke so zurechtrücken ließ, daß eine neu hinzugekommene, reich geschnitzte Eichentruhe genügend Platz fand.

„Sehen Sie mal, Fräulein Tornö," sagte er und wies auf die Truhe, „ein schönes Stück, nicht wahr? Ich habe es erst vor zwei Monaten hier oben auf dem Boden entdeckt, ganz verstaubt und elend übermalt. Nun prangt es im natürlichen Glanze. Sehen Sie mal," mit Stolz zeigte er auf die Jahreszahl, die neben dem Deckelschloß eingekerbt war, „1687 — das läßt man sich schon gefallen, wie? Und das Beste dabei: es ist mir so recht erb- und eigentümlich, denn damals gehörte das Haus schon unserer Familie. Haben Sie sich den alten Kasten eigentlich schon mal näher angesehen? Sind Sie mal oben gewesen?"

Nein, wie sollte Fräulein Aslaug in anderen Räumen gewesen sein als hier unten im Wartezimmer, das nach der Straße zu lag, und dahinter in Doktor Rönnebergs Sprechstube, die auf den Hof hinaus ging?

„Soll ich Ihnen das Haus zeigen?" fragte er.

Aslaug Tornö besaß einen Sinn für altertümliche Dinge, vielleicht von ihrem Vater her, der sehr an der Geschichte seiner Familie gehangen hatte. Sie nahm die Einladung gern an.

Beide stiegen die breite Wendeltreppe empor und gelangten nun auf den oberen Korridor, der auch mit Schränken besetzt war und an dessen Wänden außerdem alte Stiche, Personen und Landschaften darstellend, in Fülle herumhingen.

„Ich komme hier selten hinauf," berichtete Doktor Rönneberg. „Mein Leben spielt sich zur ebenen Erde ab. Und wenn

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

ich einmal in diese Stuben trete, so überfällt mich immer eine schmerzliche Erinnerung an meine Eltern."

Er öffnete eine Tür.

„Ja, hier ... treten Sie nur ein ... hier habe ich meine glücklichsten Jahre verbracht. Da beim Fenster saß meine Mutter immer, und ich durfte neben ihr an diesem kleinen Tische spielen."

Die Stube war so recht traulich und mit der Einfachheit der alten Zeit eingerichtet. Man sah: es stand dort kein Stück, das nicht für seine Bewohner gelebt hatte.

Jetzt träumte der alte braune Hausrat von der verschwundenen Herrlichkeit, von jenen schönen Tagen, da er gebraucht und geachtet wurde, und der Holzwurm arbeitete ungestört in ihm und bohrte sein Mehl heraus, das in kleinen Häufchen auf dem Fußboden neben dem geschweiften Sofa und den festen, rundlehnigen Stühlen lag.

Der Glasschrank dort beim Ofen enthielt alle die kleinen Nippsachen, Vasen und sonstigen Tändeleien, an denen sich früher die Gemüter harmlos ergötzten.

Eine ganze Gruppe von Silhouetten, schwarz auf Gold gemalt und in Mahagonirahmen eingefaßt, zierte den Platz über dem Sofa. Die Bildchen hoben sich nur wenig von der dunklen, großmustrigen Tapete ab.

Ein Tafelklavier, ein Bücherbort, das vergilbte Einbanddecken zeigte — auf der Marmorplatte des Beitisches ein Kasten mit einer schillernden Schmetterlingssammlung —, ja, es waren noch viel mehr Gegenstände in diesem Raum, als Aslaug Tornö so in der Flüchtigkeit wahrnehmen konnte.

„Alles von Urvätern her," sagte Doktor Rönneberg, „und gemütlich, nicht wahr? So richtet man sich heutzutage nicht mehr ein. Und nun hier — unser Staatszimmer!"

Er schloß die Flügeltür der Wohnstube auf. Da blickte Aslaug in ein hohes Gemach, von dessen reicher Stuckdecke ein kristallener Kronleuchter herabhing. Die Möbel waren weiß. Eine oder die andere Ecke der roten Stuhlüberzüge schaute unter den schützenden Linnendecken hervor. Ein runder Tisch ruhte auf schweren vergoldeten Löwenfüßen. An der Wand gegenüber der Doppeltür: zwei Ölgemälde.

„Das waren Ihre Eltern?"

„Ja. Mein Vater war Landesbaumeister. Er stand sich gut beim König und hätte es noch zu etwas bringen können. Aber," Gorm Rönneberg zuckte mit den Achseln, „zu früh weg."

„Und Ihre Mutter ... auch so früh?"

Gorm nickte. „Ich studierte damals Philologie. Es brach hier die Diphtheriesseuche aus. Meine beiden Eltern starben innerhalb drei Tagen. Da hab' ich mir gesagt, daß man sein Leben am Ende doch nützlicher verwendet, wenn man Arzt wird und hin und wieder jemand vom vorzeitigen Tode errettet, als wenn man in die Jungens was hineinprügelt, was sie später doch bloß wieder vergessen müssen, um richtige und praktische Menschen zu werden. Da bin ich eben umgesattelt und Mediziner geworden, und ich habe mir die möglichste Mühe gegeben, hier in Korsholm bessere hygienische Verhältnisse zu schaffen. Ich glaube auch nicht, daß hier jetzt noch solche Epidemie ausbrechen könnte."

Er schloß die Tür, und sie verließen die Stuben.

„Haben Sie keine Geschwister, Herr Doktor?"

„Eine Schwester," entgegnete Gorm. „Die ist in Flensburg verheiratet. Und wie das so üblich ist: wir waren die besten Freunde, bis es an die Erbschaft ging. Da verstanden wir uns auf einmal nicht mehr. Sie hat gekriegt, was sie haben wollte, aber einen Bruch hat es doch zwischen uns gegeben. Schadet auch nichts!" Er reckte sich. „Ich besitze gar nicht viel Anhänglichkeit an meine lebendige Verwandtschaft. Mein Familiengefühl ist mehr nach rückwärts gerichtet. — Ja, wenn wir nun noch höher hinauf wollen? Hier, bitte."

Eine schmale Treppe führte sie in den zweiten Stock. Um den engen Flur lagen Zimmer mit sehr einfach gestrichenen Türen.

„Das waren zu meiner Eltern Zeiten die Schlaf- und Gaststuben," erklärte Gorm. „Daran ist weiter nichts zu sehen. Aber wenn Sie sich nun noch auf diese Leiter wagen und vom Giebel aus über den Garten blicken, dann haben Sie eine prachtvolle Aussicht."

Er stieg ohne weiteres voran. Das

Digitized by Google

Leiterholz knackte, so daß Aslaug sich erst kaum traute, ihm nachzugehen. Aber er winkte: „Hält schon! Nur Mut!“

Da folgte sie ihm geschmeidig und flink.

„Ja, schön sieht es hier nicht aus, das müssen Sie entschuldigen,“ bemerkte er, als sie ihr Kleid raffte und ängstlich zweifelnd auf den Fußboden sah, der unter Kalk und Schutt vergraben lag. „Hier und das Stockwerk unter uns, — das waren früher bloß Lagerräume. Meine Vorfahren betrieben nämlich einen überseeischen Handel mit mancherlei Dingen. Erst mein Großvater hat die Stuben über den Wohnzimmern eingerichtet, und ich werde hoffentlich so weit kommen, den Giebel menschenwürdig auszubauen. Ich glaube, das kann ein sehr behagliches Nest werden.“

Durch Latten waren etliche Verschläge gebildet, wohinter man allerhand Kram, alte eiserne Öfen, verstaubte Haufen von Zeitschriften, Kisten und mancherlei außer Dienst gesetztes Gerät erblickte.

„Da muß mal gründlich aufgeräumt werden,“ meinte Gorm, „aber von Dienstboten kann man so etwas nicht machen lassen. Da soll man selbst zugreifen. Nur Zeit dazu! Aber Sie müssen gar nicht um sich herumsehen. Treten Sie mal da an die Luke. Sind Sie schwindelig? Ich fasse Sie an.“

Er nahm sie fest bei der Hand und führte sie über einen Bretterstapel in einen Teil des Bodens, der ganz dunkel gewesen wäre, wenn nicht zwischen den Dachziegeln hier und da ein Lichtstrahl hindurchdrang.

In solchem Sonnenkeil wirbelte es von unzähligen Stäubchen.

Aslaug war furchtsam und schmiegte sich beinahe an seine Schulter an.

Jetzt rief er: „Halt! Nun greifen Sie mal an das Tau!“

Dabei gab er ihr ein Seil in die Hand, das von oben herabhing, und zugleich riß er kräftig eine Lukentür nach innen auf.

Helle strömte herein; Aslaug war erst geblendet.

Dann stand sie bewundernd da: weit, weit in die Ferne konnte sie blicken. Da zogen die Segler unter den weißen Wolken über die blaue Ostsee. Vor ihnen erhoben sich der Mastenwald des Hafens und die rotbraune Masse der Dächer, die unentwirrbar ineinander verflochten schien. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß zwischen den Häusern noch Straßen hinliefen. Rönnebergs Garten war beinahe ein Wald zu nennen. Die hohen Birn- und Apfelbäume wiegten sich sanft, und ihre Blätter blinkten.

Dann der Hof. Aslaug lugte zaghaft in die Tiefe hinab: wie klein die Pflastersteine aussahen! Große Schuppen und Lagerhäuser ragten zwischen dem Laubgrün der benachbarten Gärten auf.

Das Ganze war unendlich ruhig, — weltenfern, obgleich es doch mitten in der Welt lag.

Aslaug verharrte lange im Anblick dieser Schönheit; aus tausend Einzeldingen schufen die Entfernung und die Höhe, von der aus man hier alles betrachtete, eine große, harmonische Einheit.

„Unvergeßlich!“ sagte das junge Mädchen zuletzt leise. Ihre Augen, die manchmal einen so müden Ausdruck hatten, leuchteten auf. Doktor Rönneberg ließ seinen Blick mit Wohlgefallen auf diesem Angesicht ruhen, das sich von der Begeisterung über das Gesehene belebte.

Die Luke blieb offen, damit Aslaug beim Rückweg nicht zu stolpern und sich nicht zu fürchten brauchte. Sie begaben sich nach unten.

„Ja, unendlich schön!“ wiederholte Aslaug und schaute warm zu Gorm empor.

„Es freut mich, daß Sie Verständnis für so etwas haben,“ erwiderte er und verbeugte sich tiefer, als es sonst seine Gewohnheit war. Dann begleitete er sie zur Flurtür, und sie verabschiedete sich mit einem sehr freundlichen Nicken.

Als sie aber eben auf die Straße hinausgetreten war, da fiel es ihr ein: weswegen war sie denn zu Doktor Rönneberg gegangen? Um sich von ihm sein Haus zeigen zu lassen? Wahrhaftig nicht. Sie hatte ihn doch wegen ihrer Schulterschmerzen konsultieren wollen, und er konnte sich doch denken, daß sie zu ihm als zu ihrem Arzte kam.

Er aber hatte sie nicht einmal gefragt, was ihr fehle. Und also war sie nur so einfach bei diesem Junggesellen auf Besuch gewesen. Was sollte sie tun? Umkehren und ihn darauf aufmerksam machen, was der Zweck ihres Kommens war? Ihn an seine ärztliche Pflicht erinnern? Das

Digitized by Google

ging nicht, heute wenigstens nicht — er würde sie am Ende nur anlächeln. Und damit hatte er dann vielleicht recht, denn ihr Leiden — ja, wo war es geblieben? Sie zog prüfend mit der Schulter. Schmerz saß nicht mehr darin. Ob er ihr den Rheumatismus angesehen und heimlicherweise wie durch Hypnose vertrieben hatte?

Ein merkwürdiger Arzt und ein noch merkwürdigerer Mensch, der sich ja wohl einbildete, er könne mit den Leuten machen, was ihm beliebte.

Aslaug Tornö war erzürnt — auch auf sich selber — weil sie sich wehrlos hatte von ihm leiten lassen. Und dennoch konnte sie nicht anders als der vergangenen Stunde gern gedenken.

Gorm Rönneberg: der Name paßte zu dem alten Hause. Und der Blick von da oben: so zum Aufatmen zwingend, weit und frei.

Gorm Rönneberg — seine Umgebung, die Aslaug jetzt kennen gelernt hatte, floß mit ihm zusammen. Ihr war, als habe sie ihn an diesem Tage auch erst selber kennen gelernt. Er stand auf einmal deutlich und begreiflich in der Fülle seiner eigenen Art und seines Wesens vor ihr, und ihre Gedanken kamen nicht mehr von ihm los.

Von Schulterreißen ... keine Spur.

⁂ ⁂ ⁂

Aslaug Tornö nahm wieder etwas an der Geselligkeit teil, wie sie sich ihr denn in Korsholm bot, aber sie trug, obgleich ihre Mutter über ein Jahr tot war, noch immer tiefschwarze Tracht.

Mochte das nun auch die übrigen Herren von ihr fernhalten — einer war da, dem flößte Fräulein Tornös Kleidung, und war sie noch so dunkel, keine Ehrfurcht ein: Doktor Rönneberg.

Gorm war ja ein Mann des Verstandes, der dem Gemüte nur eine kleine Stimme im Rate seiner Lebenserwägungen gönnte. Und sein Verstand war Aslaug nicht übel gesonnen.

Gerade, daß sie so allein in der Welt stand, paßte ihm. Verwandtenanhang wirkte nur störend. Es war auch keineswegs zu verachten, daß sie ein gehöriges Vermögen mit in die Ehe bringen würde.

Gorm Rönneberg liebte das Geld als die einzige Macht, die bei den Menschen nie versagte, und wußte es wohl zu schätzen, daß ihm seine Vorfahren aus ihrem Handel einen tüchtigen Schilling hinterlassen hatten.

Ja, wenn er sich auch aufs schärfste prüfte, so konnte er sich doch in keiner Beziehung — wo er nun einmal seines Junggesellentums überdrüssig war — einen Vorwurf daraus machen, daß er sich immer mehr mit Aslaug beschäftigte.

Aber es war nicht so ganz allein die Vernunft, die ihn auf Fräulein Tornö hinwies. Eben bei dieser Frage maßten sich doch sein Gemüt und sein Herz eine entschiedenere Rede an, als sie sonst wohl führen durften.

Doktor Rönneberg war nicht frei von Verlangen nach dem jungen Mädchen, und wenn er in sein Wartezimmer hineinblickte, dann geschah dies jetzt stets in der Hoffnung, Fräulein Tornö möge da sein. Sah er sie nicht unter den Patienten, so verzog sich seine Miene, und die armen Kranken wurden oft ohne Schuld barsch von ihm angefahren.

Er bekam aber in dieser Zeit, nachdem er mit Aslaug oben an der Luke gestanden und über Stadt, Hafen und Meer hinausgeschaut hatte, leider Tag für Tag Gelegenheit zu schlechter Laune, denn das Fräulein erschien gar nicht mehr bei ihm, und zwar nach den wunderlichen Denkgesetzen der Seelen, die in Liebe fallen, just deshalb, weil sie ihn am liebsten täglich aufgesucht hätte und für ihre gespannten Nerven jetzt erst recht eine Beruhigung nötig gehabt hätte.

Sie erschien nicht mehr bei Doktor Rönneberg, wich ihm in den Gesellschaften sogar aus, merkte dabei zu ihrer Freude, daß ihn ein solches Umgehen ärgerte, und schenkte ihm zur Belohnung, weil er um ihretwillen litt, dann plötzlich ein leises Neigen des Hauptes — jenen stillen, vertraulichen, heimlichen Mädchengruß, der einem Manne sagt, daß er unter der Schar gleichgültiger Menschen eine Freundin besitzt, wenn sie sonst auch nicht so tut, als ob sie durch irgendeine Sympathie mit ihm verbunden wäre.

Gorm Rönneberg war klug genug und hatte in seinen jüngeren Jahren neben der medizinischen Kunst auch die Lehre von der weiblichen Seele an dazu geeigneten Objekten genügend studiert, um dieses

Digitized by Google

Spiel zu durchschauen, wenn Aslaug dann auch wieder bisweilen so kühl gegen ihn war, daß er an seinen Schlüssen, die er aus seinen Erfahrungen gezogen hatte, zweifelhaft werden konnte.

Ein girrender, schmachtender Anbeter zu werden, besaß er nicht die geringste Lust. Dazu war er schon ein viel zu bequemer Junggeselle, und er wäre sich in einem derartigen Zustand auch lächerlich und wenig ehrwürdig vorgekommen. Und nachdem er also mit sich selbst klipp und klar war, beschloß er kurzerhand, bei nächster bester Gelegenheit die Probe zu machen, ob er sich in der Ansicht, daß Aslaug Tornö ihm zugetan sei, irrte oder nicht.

Eine vornehme Familie gab ein Waldfest. Doktor Rönneberg war mit von dem Ausflug. Aslaug hatte morgens abgesagt, aber dann ... unter dem Zwange irgendeines unbestimmten Triebes ... kam sie doch nach, und man war überrascht: statt des schwarzen Gewandes trug sie zum ersten Male ein Kleid von nicht unfreundlichem Grau.

Die Gesellschaft war so zahlreich, daß man einander beim Spaziergange durch das Tinner Gehölz leicht vermeiden konnte. Aslaug tat denn auch, nach Art der Mädchen, die im Widerspruch mit sich selber grillig und trotzig sein wollen, ihr mögliches, um Doktor Rönneberg auszuweichen.

Da faßte Gorm eine heilige Wut. Das war denn doch nicht die richtige Weise, wie man ihn behandelte! Und ganz einerlei, ob die andern es auffällig fanden oder nicht, drängte er sich an Aslaug heran, trennte sie von ihren Begleiterinnen, und nötigte sie, indem er sie an den Rand des Fußsteiges schob, neben ihm allein weiter zu gehen.

„Ich sehe Sie ja nie mehr bei mir," fing er an.

„Wozu sollte ich kommen? Ich bin gesund."

„Das sind Sie, Fräulein Tornö," bestätigte er ernst. „Und ich freue mich, daß Sie jetzt so viel Selbstzucht haben, um nicht immer über diese kleinen Unbehaglichkeiten klagen zu müssen."

„Ach," entgegnete sie, „ich gebe auf diese sogenannte Selbstbeherrschung wenig. Wenn man schweigsam wird, so geschieht das nicht so sehr aus innerer Stärke, als weil man weiß, daß man ja doch nirgends auf Verständnis trifft."

„Ja, wofür denn Verständnis?"

„Sehen Sie? Wer mich so fragt, der beweist schon damit, daß es überflüssig ist, wenn ich mit ihm über das rede, was mich bedrückt."

„Da sind Sie vielleicht doch auf dem Holzweg, Fräulein Tornö."

Holzweg. Das grobe Wort empörte sie. Sie machte schnurstracks kehrt und schloß sich an Inge und Traulsen an, die recht im Gespräch versunken etliche Schritte hinter ihr her kamen.

Es half Gorm Rönneberg nichts — er mußte allein gehen. Und er haßte den ganzen Zug von Menschen, der sich da so langsam vorwärts bewegte. Was wollte er bei dieser Gesellschaft?

Als man nachher beim Kaffee und bei den Kuchen saß, da bekamen die Korsholmer Männer und Frauen, wenn sie sich ein bißchen geistreich mit Doktor Rönneberg zu unterhalten versuchten, so bissige Bemerkungen zu hören, daß sie erschraken und verstummten.

Der war nicht gut aufgestanden! Oder ihm war ein Krankheitsfall schlecht ausgegangen.

Dämmerung.

Man zündete Papierlampen an und hängte sie in die Bäume. Wie hübsch die blauen und gelben Kugeln schimmerten! Ein wenig bengalisches Feuer wurde abgebrannt, und weidlich staunten alle gegenseitig über die Fahlheit ihrer Gesichter beim grünen Lichte und über die seltsame Veränderung, die mit der Blätterfarbe vor sich ging, sobald das Rot aufstrahlte.

Dann bekam das junge Volk Lust, auf dem freien Plan einen Tanz zu wagen.

Erasmus hatte diese Entwicklung der Dinge vorausgesehen, wozu ja übrigens nicht viel Scharfsinn gehörte, weil es bei jedem der vielen in Korsholm veranstalteten Waldfeste genau ebenso ging, und deshalb seine Handharmonika mit herausgebracht, die er mit beachtenswertem Geschick zu spielen verstand.

Als die ersten, für musikalische Ohren etwas schrillen Töne erklangen und die Paare sich zueinander fanden, erhob sich Aslaug, um heimzugehen.

Gorm Rönneberg sah das. Biegen oder

Digitized by Google

brechen! Er sprang auf und trat auf Fräulein Tornö zu: „Darf ich mir erlauben, Sie zu begleiten?“

Eine Ablehnung vor allen Leuten war undenkbar. Aslaug schaute hilfesuchend umher, ob nicht sonst jemand zur Stadt ging. Nein. Und also wandelten die beiden — einige Mütter stießen sich verständnisvoll mit den Ellenbogen an — in den nun schon dunkeln Wald.

Erst waren sie still und schritten weit voneinander dahin.

Zuletzt aber, als sie sich schon so fern von der Gesellschaft befanden, daß die Harmonikatöne nur noch ganz angenehm zu ihnen herandrangen, kam Gorm näher an Aslaugs Seite und begann: „Ich habe Sie vorhin mit meinem Ausdruck verletzt. Das tut mir leid. Aber in der Sache, glauben Sie mir, irre ich mich nicht. Ich sehe tiefer und schärfer in Sie hinein, als Sie ahnen.“

„So?“ erwiderte sie. „Und was sehen Sie denn oder meinen Sie wenigstens zu sehen?“

Er schwieg wieder lange, dann plötzlich — der Weg war hier dicht umbuscht, und sie mußten sich schon eng beisammen halten, wenn sie hindurch wollten, ohne daß ihnen die Zweige ins Gesicht schlugen — plötzlich blieb er stehen.

Sie fuhr zusammen und konnte ja nicht anders: ihr Fuß mußte ebenfalls stocken.

Ihre Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt, so daß sie seine Züge etwas zu erkennen vermochte. Und das schwache Flimmern, das durch die Äste herabkam, genügte, um ihr zu zeigen, daß seine Blicke mit einem starken, Gehorsam heischenden Willen die ihrigen suchten.

„Antworten Sie mir auf das eine, Fräulein Tornö,“ sagte er, und sie fühlte sich von seiner Stimme seltsam eingehüllt, „habe ich recht oder unrecht, wenn ich mir einbilde, daß sich all das, was ich in Ihnen sehe, Ihr ganzes unruhiges Wesen, schließlich doch nur aus Ihrer Seele zu mir hinsehnt?“

Sie schluchzte kurz auf.

„Warum quälen Sie mich?“ rief sie.

Nun war er ganz bei ihr und legte ihr den Arm um die Schulter: „Aslaug!“

Mit einem leisen Ächzen lehnte sie sich an ihn, furchtsam zitternd wie ein gefangener Vogel, und doch gerade wonnig durchrieselt von diesem Bewußtsein: gefangen zu sein.

Oben im Giebelhause an der Wittenstraße waren nun die Maurer und die Zimmerleute und später dann die Maler und Tapezierer eifrig am Werk. Denn Aslaug zuliebe führte Doktor Rönneberg gleich den Plan aus, den er mit den bisher unausgebauten Räumlichkeiten hatte. Dort sollten Stuben geschaffen werden, und die junge Frau Doktor sollte darin herrschen, ganz für sich und mit den Möbeln, die sie von ihrer Mutter ererbt hatte.

So wurden die Bretterverschläge abgebrochen und Nathan Hirsch holte sich das Gerümpel, das dahinter aufgespeichert gewesen war. Er verstand den alten Kram mit einer unglaublichen Geschicklichkeit wieder so aufzubügeln, daß er im Blättchen anzeigen konnte, er habe umständehalber eine ff. neue hochherrschaftliche Brautausstattung zu verkaufen.

Mauern wurden von Giebelwand zu Giebelwand gezogen, trauliche, etwas dämmerige und winkelige Zimmer wurden eingerichtet, und vor die Luke fügte man eine quer in ihrer Mitte zu teilende Tür.

Wenn Aslaug die obere Hälfte zurückschlug, so konnte sie hinausschauen, ohne das angsterweckende Gefühl zu haben, daß ihre Füße nahe vor einem offenen Abgrund standen.

Hier in diesem zum Vorsaal umgewandelten Raum auf einer bequemen Bank zu verweilen, die Welt zu sehen und doch der Welt verborgen zu sein, das war für Aslaug ein wundervoller, ihr eine große Ruhe verursachender Gedanke.

Eifrig war sie dabei, ihrem Bräutigam ihre Wünsche zu nennen, wie alles in ihrem Reiche gestaltet werden sollte, und lächelnd gab Doktor Rönneberg nach, wenn sich einmal ihr Geschmack mit seinen Absichten kreuzte.

Aslaug schritt wie erlöst einher, sie hatte etwas auf Erden zu schaffen — ihr Leben war auf einmal unendlich reich und mannigfaltig geworden. Sie fühlte sich über die ganze Menschheit hinausgehoben, und doch war ihr Herz voll von einer Nächstenliebe, die sie vordem nie in sich verspürt hatte.

Digitized by Google

Sie sah zu ihrem Bräutigam auf als zu dem Urbilde aller Kraft und Männlichkeit, sie mochte bei ihm nichts sein als lauter Hingabe und ließ sich unter seinen Blicken gern in ein träumerisches, fast willenloses Wesen einlullen. Trotzdem war sie aber unsagbar stolz darauf, die Erkorene dieses Mannes zu sein, der ihren kleinen Launen und Einfällen so leicht gehorchte.

Das ganze bräutliche Glück, diese seltsame Mischung aus den Empfindungen einer schon tiefen Genüge und einer noch erwartungsseligen Sehnsucht, durchströmte die Brust des Mädchens, verlieh ihren Wangen eine ungekannte Frische, straffte ihre Bewegungen und ließ sie im Gegensatz zu ihrer früheren zurückhaltenden Art ein munteres, freundliches, mitteilsames Geschöpf werden.

Sie scherzte mit Inge Petersen: „Du! Wir sind euch mit gutem Beispiel vorangegangen. Nun müßt ihr uns aber auch bald nachfolgen."

Inge seufzte: „Ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen."

„Warum nicht? Meinst du, daß er darüber böse würde?"

„O das nicht. Es könnte ihm vielleicht gerade passen. Aber ich werde mich hüten. Betteln soll er erst, weil er mich so lange hat warten lassen. Aber," sie ließ den Blondkopf sinken, „vielleicht hat er gar keine Lust zu betteln, vielleicht will er mich überhaupt nicht, weil er dich nicht bekommen hat."

Aslaug lachte sie an: „Mich?"

„O ja," fuhr Inge sehr ernsthaft fort, „ich weiß es wohl, er hat eine starke Schwärmerei für dich gehabt."

„Also gehabt."

„Und am Ende hat er sie im geheimen noch."

„Nein, nein, gute Inge. Du kannst ruhig sein. Das merken wir Mädchen von selbst: Herr Traulsen gehört dir allein."

Es war so. In Anbetracht seines nicht glänzenden Gehaltes, wovon er noch seinen Eltern etwas abgab und außerdem die ihm auf der Universität gestundeten Kolleggelder nach und nach bezahlen mußte, hatte Erasmus immer gezögert, sich ein Heim zu gründen, so innig ihn danach verlangte.

Jetzt gab ihm das Beispiel seines Freundes Rönneberg doch einen mächtigen Ruck.

Ja, ja, der hatte es freilich leicht. Ein großes eigenes Haus, — eine ausgedehnte Praxis, Geld wie Heu, — dieser Gorm; der Alte, wie man ihn schon auf der Schule genannt hatte, war überhaupt eine völlig andere Persönlichkeit als Erasmus Traulsen: er ging vor und griff zu, wo er sich ein Glück und einen Vorteil für sich versprach. Und als Frau hätte er ja auch wirklich sonst keine in Korsholm wählen können als Fräulein Tornö. Die beiden gehörten zusammen. Das waren Rassemenschen.

Mit neidloser Bewunderung schaute der Lehrer auf das Paar. Stattlichkeit und Schönheit hatten sich da zueinander gefunden. Die konnten vom Dasein das Höchste beanspruchen und würden jedenfalls eine Ehe miteinanderführen, wie sie sich für solche edelreifen Charaktere geziemte.

Ja, ja, da kann man nun nicht mit, wenn man Erasmus Traulsen hieß und aus Hulebüll bei Havetoftloit herstammte.

Aber immerhin: gab's denn auch keinen Gipfel für ihn zu erklimmen, so war doch am Ende auf mittlerer Höhe ein behagliches Glück zu finden, wie es zu ihm paßte.

Daß Inge bereit war, ihm solche Daseinsannehmlichkeit zu schaffen, darüber brauchte er ja gar nicht erst lange im Zweifel zu sein.

Tante Petersen jammerte auch so, daß nun bald die Wohnung über ihr leer wurde. Das gab vielleicht ein halb Jahr oder länger Zinsverlust, und wenn sie wieder vermietete, so wußte sie nicht, was für Leute sie ins Haus bekam.

Nahm sich Erasmus Traulsen eine Braut, dann war sie jeglicher Sorge in der Hinsicht überhoben, denn wo konnte er wohl besser wohnen als bei ihr?

Außerdem brauchte sie dann nicht neue Tapeten an die Wände kleben zu lassen. Erasmus behalf sich gern mit den alten.

Ja, Gorms Vorangehen und die günstige Gelegenheit, billig eine schöne Wohnung zu bekommen, wirkten nicht unbeträchtlich auf Erasmus, daß er seiner aufrichtigen Liebe zu der kleinen Inge endlich freien Lauf verstattete.

Digitized by Google

Er hüllte sich eines Mittags in sein bestes Zeug und machte bei Petersens einen feierlichen Besuch.

Als ihn Inge im hohen Hut ins Haus treten sah, lief sie ihm entgegen, schlang ihren runden Arm um seinen Nacken, küßte ihn so recht von Herzen liebfraulich und meinte, bevor er noch ein einziges Wort hatte sprechen können: „Ach, Rasmus, du dummer Junge, — warum hast du mir das nicht schon längst gesagt?“

Inges Mutter gab an diesem Nachmittage aus Freude über die Verlobung ihren Schülerinnen frei. Das tat sie gern, sobald sich nur irgendein Anlaß dazu bot, und dies Ausfallenlassen einiger Stunden war, wenn man recht genau zusah, noch das Beste am ganzen Unterricht, der in Tante Petersens Institut für höhere Töchter erteilt wurde.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Sonne abermals Frühlingsblüten über Beete, Büsche und Bäume ausstreute, da wurde Fräulein Aslaug Tornö eine junge Frau Doktor Rönneberg, und vier Wochen später verwandelte sich die kleine Inge Petersen in Frau Gymnasiallehrer Traulsen. Die Herrschaften aus der Wittenstraße machten eine lange Reise im Süden, und die jungen Traulsens verlebten honigsüße Osterferienwochen in Erasmussens Heimatskate zu Hulebüll.

Und es war in vier jungen Menschenherzen etwelches Glück mehr auf Erden.

Dann kehrten sie zurück, jedes Paar in sein Nest.

Die Männer trafen einander des öfteren und sahen gegenseitig den Widerschein ihrer tiefen, innerlichen Lebensfreude auf ihren Gesichtern glänzen. Die beiden Frauen aber hatten ein stilles, sinnendes Lächeln um die Lippen und ließen sich bald nicht mehr gern auf der Straße erblicken.

Heimliche, von lauter neuen, überwältigenden Empfindungen und Erfahrungen angefüllte Monate ... eine köstliche Zufriedenheit und Unrast zugleich — und sowohl bei Traulsens als bei Rönnebergs erschien die weise Frau mit der großen Wachstuchtasche, und dem Petersenschen Institut gegenüber wie in der Wittenstraße wurde nun aus einem Paare erst eine rechte Familie. Während aber Aslaug einem wohl gesunden, dabei jedoch zartem Mädchen das Leben schenkte, brachte die kleine Inge schon vier Wochen früher als einen drallen, pausbäckigen Knaben Welt.

Erasmus schmunzelte. Diesmal hatte er es nun doch besser gekonnt als sein [illegible] habener Freund.

Erasmus hätte überhaupt mit seiner Inge ein ganz ungetrübtes und friedliches Leben führen können, aber wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, nicht wahr? — da kann auch der Beste keine Ruhe haben.

Der böse Nachbar war in diesem Falle der junge Gymnasialdirektor, frisch aus der Mark Brandenburg nach dem Norden versetzt, um dem bisher an der Korsholmer Lateinschule beliebten Schlendrian — so sagte man im Regierungsgebäude zu Schleswig — ein Ende zu bereiten.

Lieber Himmel, unter seinem Vorgänger, einem feinen, versonnenen Gelehrten, der in dänischen Überlieferungen grau geworden war, hatten ja auch ganz tüchtige Jünglinge von hier aus auf die Universität ziehen können, aber nun sollte es erst eine Pracht werden!

Der neue Direktor, der eine tiefe Verbeugung machte, sobald er in die Richtung nach Schleswig sah und im übrigen beim Verkehr mit der gewöhnlichen Menschheit das Kinn sehr fest anzog, kam sich unendlich wichtig vor, weil er sich eine kolonisatorische Mission zuschrieb. Seine Brust erschien ihm als ein Bollwerk wider den Erbfeind.

Darum teilte er die ihm unterstellten Lehrer nicht etwa in solche, die gute, und in solche, die minder gute Pädagogen waren, sondern er schaute ihnen — und das war auch das einzige, wobei er etwas Ähnlichkeit mit dem lieben Gott hatte — aufs Herz und erkundete mit Fleiß ihre Gesinnung, ob sie etwa mit dem Verlauf der jetzigen Grenze zwischen Deutschland und Dänemark einverstanden seien, oder ob sie sie lieber ein bißchen mehr nach Süden, so an das Ufer des angenehmen Eiderflusses, verlegt wissen möchten.

Viel Freude erlebte sein kolonisatorisches Gemüt da leider nicht.

Die Korsholmer Lehrer waren durchweg brave Schleswig-Holsteiner, die an der Meinung festhielten, daß Bismarck ihren

Digitized by Google

Der Raucher. Gemälde von Prof. Otto Strützel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Herzog eigentlich doch schauderhaft behandelt hatte. So waren sie für die preußische Zucht nicht zu begeistern, und noch eher, als daß sie sich in ihrer Eigenschaft als Mußpreußen wohl befunden hätten, konnten sie wohl mal daran denken, daß die alte Ordnung von vor 1848 in ihrem Lande kein so ganz unglücklicher Zustand gewesen wäre.

Indessen fügten sie sich ins Unvermeidliche und taten ihre Pflicht, die ja nach ihrer Ansicht mit Politik auch gar nichts zu tun hatte.

Nur ein paar strebsame jüngere Kollegen, die sich nach obenhin empfehlen wollten, versammelten sich um das Bollwerk und wetteiferten miteinander darin, ihrem Direktor das Glas Wasser aufs Pult zu tragen, wenn er in Bruhns Etablissement kolonisatorische Vorträge hielt und nachwies, daß die Geschichte, wie sie sich in Schleswig-Holstein entwickelt hatte, genau mit dem göttlichen Weltplane übereinstimmte, und daß diese Provinz jetzt mit Segen geradezu überlastet würde, während sie unter dem Danebrog in den bejammernswertesten Verhältnissen geseufzt hätte.

Und die biederen Korsholmer, soweit sie schon vor den Kriegs- und Einverleibungszeiten gelebt hatten, hörten das und grübelten angestrengt in der Vergangenheit herum, um sich an diese ihre Seufzer zu erinnern. Aber das war vergebens. Sie wußten nur, daß der Teepunsch in dänischen Zeiten ein gut Teil kräftiger gebraut worden war, als es jetzt geschah, und daß es immer nette Tage waren, wenn König Friedrich VII. seine Reise durch Südjütland machte und auch in Korsholm ein paar Tage Hoflager hielt, wobei die Grüne Gilde dann die ehrenvolle Aufgabe hatte, den Monarchen, dem sowieso niemand etwas zuleide tun wollte, gegen alle Fährlichkeiten zu bewachen und bewahren.

Was die Steuern anbetraf, — ach ja, — die nahm der König von Preußen ebensogern von Gerechten und Ungerechten, wie der König von Dänemark sie genommen hatte. Da gab es keinen Unterschied.

Traulsen, der zu nichts weniger Anlage und Lust in sich merkte als zum Dienern und zum Ducken, hielt sich von dem neuen Direktor so fern wie möglich. Das nahm ihm der aber übel und betrachtete diesen Lehrer als besonders verdächtig. Er verwickelte ihn auch wohl mal in ein Gespräch und mußte dabei erfahren, daß Traulsen der höchst verwerflichen Anschauung lebte, man solle dem dänisch gesinnten Teil der nordschleswigschen Bevölkerung genügend Muße lassen, um sich in die neue Lage hineinzufinden — man solle mit Milde und Schonsamkeit vorgehen, denn die Liebe sei sogar in der Politik ein gutes Mittel, um etwas zu erreichen.

„Wenn die preußische Regierung zum Beispiel," sagte Erasmus Traulsen freimütig, „einem Manne wie meinem alten Vater, der keinem Menschen etwas Böses zufügt, mitten in der hildesten Ernte die dänischen Knechte des Landes verweist, — ja, denken Sie dann, Herr Direktor, daß so ein Mann dafür nun mit einem Male das Preußenlied anstimmt?"

„Die Regierung wird ihre Gründe zu diesem Schritt gehabt haben."

„Mein Vater hatte an seinem Geburtstag ein paar Freunde eingeladen. Sie haben sich einen Grog gemacht, sind lustig geworden und haben dann zuletzt ihre guten alten dänischen Lieder gesungen. Das hat so ein Gendarm gehört, der nichts Besseres zu tun wußte, als draußen vor den Fenstern herumzulungern — und für diesen Gesang wurde also mein Vater dadurch bestraft, daß man ihm seine Arbeiter nahm und daß sein schönes Korn auf dem Felde verfaulen mußte."

„Durchaus gerecht! Durchaus gerecht!" rief der Direktor. „Gegen dieses demonstrative Singen feindlicher Lieder kann gar nicht scharf genug vorgegangen werden. Es grenzt an Landesverrat."

„Herr Direktor, Verrat an dem Guten, das sie in ihrer Jugend genossen haben, wäre es, wenn mein Vater und seine Freunde ihre alten Lieder nicht mehr lieb hätten. So denke ich. Aber ich kann Ihnen versichern, ich weiß, in wessen Dienste ich stehe, und was ich dem Staat, der mich ernährt, schuldig bin."

Beliebt machte sich Erasmus nun eben nicht durch solche Reden bei seinem Direktor, jedoch soviel der auch suchte: einen politischen Tadel konnte er seinem Untergebenen nicht anheften. Denn obgleich Traulsen den am Gymnasium noch gepfleg-

Digitized by Google

ten wahlfreien Unterricht in der dänischen Sprache erteilte, so tat er doch nichts, was man ihm als Auflehnung gegen den preußischen Staat und seine Einrichtungen hätte auslegen können.

Also war ihm nichts anzuhaben, und wenn einmal von Schleswig aus Revision nach Korsholm kam, so stand die Traulsensche Klasse in ihren Leistungen immer mit obenan. Das kam einfach daher, weil Erasmus seine Jungens durch die Kraft seines Gemütes anstatt mit dem Rohrstock lenkte.

Der allgewaltige Herr Regierungsschulrat sah diese Lehrkraft daher sogar mit ganz gnädigen Augen an — ein Grund für den Direktor, den Bogen wider den jedenfalls nicht genügend subalternen Erasmus doch nicht allzustraff zu spannen.

Ein erquickliches Zusammenarbeiten wurde es indessen zwischen den beiden nicht. Erasmus fühlte sich unter seinem Vorgesetzten zu eingeengt. Denn das war das Eigentümliche bei ihm, und darin war er der richtige Schleswig-Holsteiner: gewiß diente er mit Freuden, stellte auch andere in Gedanken leicht über sich, war anspruchslos und wollte alles für die Sache und nichts für die eigene Person tun. Trotz aller Bescheidenheit lebte jedoch in ihm ein starker Stolz, der gleich aufbegehrte, sobald jemand sein Freiheitsgefühl antastete. Freiwillig wollte er schaffen, was ihm oblag, und gern noch mehr — der geringste Zwang aber lähmte ihm seine Schaffensfreudigkeit und damit seine Kraft. So weich er war — fremden Einflüssen gegenüber verhielt er sich fast schroff ablehnend. Ausländer aber wie seinen Direktor betrachtete er stets mit dem äußersten Mißtrauen, weil er ihre Art ganz und gar nicht verstand.

Er waltete makellos seines Amtes, wurde aber nur dann fröhlich dabei, wenn ihm niemand in seine Arbeit hineinredete.

Außerdem hatte er es auch gern, daß ihn mal einer lobte, denn ... immer der richtige Schleswig-Holsteiner ... wohl war er bereit, sich selber der Unvollkommenheit zu zeihen und in beinahe übertriebener Weise selbst auf das aufmerksam zu machen, was ihm etwa mißlungen sei; ungemein empfindsam indessen wurde er, wenn ihn jemand anders — und nun gar sein Vorgesetzter! — auf Schiefgeratenes hinwies.

Schon ein Nichtanerkennen dessen, was er tat, ein Nichterwähnen seiner Verdienste war für ihn gewissermaßen eine Kränkung, die er nicht leicht verzieh, während ihn ein rühmendes Wort erst recht bescheiden machte und zu immer höherem Eifer anspornte.

So geschah es, daß er sich im Gymnasium, wo der Direktor stets trieb und eine Verfügung über die andere erließ, nicht glücklich fühlte. Er war unfrei, und darunter litt dieser Bauernsohn sehr. Er sehnte sich danach, sein eigener Herr zu werden, soweit das denn auf Erden möglich ist.

Und es bot sich ihm dazu nach nicht langer Zeit eine Gelegenheit.

War der Schulrat nämlich mit dem, was er in Traulsens Klasse und allgemein in der Lateinschule zu hören und zu sehen kriegte, nicht allzu unzufrieden — denn das holde Gefühl wirklichen Befriedigtseins darf natürlich in der Brust eines preußischen Schulrates überhaupt nicht auftauchen —, so wollten sich ihm doch seine stramm angekämmten Haare sträuben, wenn er einmal in Tante Petersens Institut hineinschaute.

Tante Petersen flog an solchen Tagen am ganzen Leibe. Sie sah den Mächtigen immer bloß mit tränenfeuchten Augen an, als flehte sie: tu mir nichts, lieber, guter Schulrat, ich tu' dir ja auch nichts! Sie versuchte es sogar, den wohl bemerkbaren Zorn des hohen Herrn mit einem Glase Madeira und einigen Schnitten Sandtorte zu beschwichtigen. Aber das half ihr nichts. Der Schulrat ließ das Teebrett mit den schönen, süßen Besänftigungsmitteln unangerührt links liegen. Er sah sich Tante Petersens bebende Gestalt an und sprach: „Ja, verehrte Frau, ich kann mit Ihnen wirklich nicht über Schulangelegenheiten reden. Es fehlen Ihnen dafür die einfachsten Grundbegriffe."

„Ach Gott, Herr Schulrat, mein Mann hat das Institut doch eingerichtet, und ich habe doch auch mein Examen gemacht, und es ist doch immer so nett gegangen, und die Herren aus Schleswig haben mir früher nie etwas gesagt!"

„Da haben meine Herren Vorgänger

Digitized by Google

jedenfalls die völlige Aussichtslosigkeit erkannt, hier unter den bestehenden Verhältnissen eine Besserung herbeizuführen. Und außerdem haben sich die Zeiten geändert, Frau Petersen. Ich erkläre Ihnen rund heraus: es geht nicht länger so weiter, wie Sie es hier bis jetzt betrieben haben. Ich schließe Ihnen die Bude einfach zu!"

„Ach Gott, ach Gott, Herr Schulrat — Sie werden doch nicht so hart gegen eine arme Witwe sein!"

Der Schulrat zuckte mit den Achseln, setzte seinen Hut auf, grüßte die Institutsvorsteherin so ganz von oben und verließ das enge Gemach, das in Tante Petersens Schule Konferenzzimmer genannt wurde und früher wohl mal als Mädchenkammer gedient hatte.

Der Schulrat ging aufs Rathaus und besprach den Fall eingehend mit dem Bürgermeister und den anderen Magistratspersonen. Das heißt: besprechen kann man das, was er tat, eigentlich nicht nennen, denn sein Ton klang genau so, als wenn ein Leutnant auf dem Kasernenhofe steht und ein paar Unteroffizieren was klarmacht.

Der Schulrat verlangte mit aller Entschiedenheit die Beseitigung der im Petersenschen Institut herrschenden schauderhaften Zustände.

„Die Frau hat ja kaum einen Stundenplan! Lehrmittel sind bis auf eine alte Elektrisiermaschine nicht vorhanden. Die Lehrer machen da, was ihnen gerade in den Sinn kommt. Versäumnislisten werden nicht geführt. Die Schülerinnen laufen mitten im Unterricht davon, wenn sie keine Lust mehr haben, auf der Bank zu sitzen. Ja, meine Herren, und so etwas geschieht unmittelbar unter Ihren Augen? So etwas dulden Sie, meine Herren? Wenn ich Seiner Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten darüber Bericht erstatte, so wird er geradezu entsetzt sein und sehr eigentümliche Begriffe von der ganzen Korsholmer Verwaltung bekommen."

Die Stadtväter wanden sich wie die Aale, wenn sie aufs Trockne geraten sind. Sie meinten, es gäbe hier ja noch ein Institut für höhere Töchter. Die Eltern wären ja also nicht gezwungen, ihre Kinder zu Frau Petersen zu schicken. Aber der Schulrat ließ nicht locker: „Die Räumlichkeiten bei dem Fräulein Rhode sind viel zu beschränkt, als daß man an eine bedeutende Erweiterung ihrer Schule denken könnte. Ich versichere Ihnen, meine Herren, daß die Regierung nicht ablassen wird, einen Druck auf die hiesige Behörde auszuüben, bis Sie menschenwürdige Verhältnisse geschaffen haben. Adieu."

Oha! So ein preußischer Schulrat! Ja, den muß man bloß kennen lernen! Wo der hintritt, da wächst in Ewigkeit kein Gras mehr!

Die Stadtväter beratschlagten lange miteinander, was sie nur tun sollten, damit ihnen nicht am Ende noch der Oberpräsident auf den Kopf käme, und sie begaben sich auch zu Tante Petersen: ob die denn nicht dafür sorgen wollte, daß die Geschichte ein bißchen moderner bei ihr eingerichtet würde?

Aber Tante Petersen beklagte nur, sie hätte schon jetzt kaum noch das bißchen Leben von der Schule. Mehr Ausgaben dürfte sie nicht machen, sonst könne sie am Hungertuche nagen. Höchstens die Elektrisiermaschine sollte nachgesehen werden, damit man sie drehen konnte, aber ob auch Funken kämen, dafür wollte sich Tante Petersen nicht verbürgen — die hätte diese Maschine schon zuzeiten ihres seligen Mannes nicht geliefert. Und ein bestimmter Stundenplan sollte auch gern aufgestellt werden.

„Aber sie richten sich ja doch nicht danach," seufzte die arme Witib.

Der Magistrat sah ein, wenn aus der Schule, deren Bestehen immerhin ein Bedürfnis für Korsholm war, etwas Vernünftiges werden sollte, so mußte die Stadt in den Säckel greifen und Frau Petersen einen Zuschuß geben. Damit kam das Gemeinwesen immer noch billiger weg, als wenn es selber eine Töchterschule gründete.

Es wurde mit viel Fleiß eine Vorlage in diesem Sinne ausgearbeitet.

„Ja," sagten die Stadtverordneten, „all recht schön und gut, aber wenn wir soviel Geld bezahlen, dann wollen wir auch einen ordentlichen Direktor bei dem Institut haben und keine alte Frau, die immer bloß weint."

Den Gedanken fanden die Ratsherren ja gar nicht so übel, und es lag dann doch auch sehr nahe, daß man zuerst an Frau

Digitized by Google

Petersens Schwiegersohn mit der Anfrage herantrat, ob er wohl Lust habe, die Schule zu übernehmen. So würde sie ja in der Familie bleiben.

Erasmus Traulsen aber fiel es auf einmal wie Schuppen von den Augen: hier hatte er ja die Möglichkeit, ein freier Mann zu werden! Und Mädchen unterrichtete er gerade mit Vorliebe!

Schnell entschlossen griff er zu — Frau Petersen fühlte sich wie erlöst, und auch Inge stimmte ihm bei —, er nahm seinen Abschied vom Gymnasium und wurde Direktor des Petersenschen Institutes, das unter ihm bei dem allgemeinen Vertrauen, dessen er genoß, und mit der Hilfe, die ihm die Stadt zuteil werden ließ, rasch zu einer ungeahnten Blüte emporgedieh.

⁂ ⁂ ⁂

So waren die beiden Freunde mittlerweile nun schon über zwei Jahre verheiratet.

Bei Traulsens herrschte eitel Sonnenschein. Mutter Petersen war heilfroh, daß sie nicht mehr zu schulmeistern brauchte, und Erasmus und Inge hatten einander so recht schlichtweg von Herzen lieb. Reichlich viel irdische Güter waren freilich in ihrem Haushalt nicht vorhanden, aber vom Mangel waren sie doch auch immer weit entfernt.

Was die Schule am Nötigen nicht recht hergeben wollte, das suchte sich der fleißige und regsame Traulsen auf anderem Wege zu erwerben. Er erteilte eine Menge Privatstunden, und er hielt auch Vorträge im Gewerbe- und im Kriegerverein, und da er eine gewisse künstlerische Ader beim Sprechen und Vorlesen hatte, so sah man ihn immer mit Vergnügen hinter dem Pulte stehen.

Auch fing er jetzt an, eine kleine dichterische Gabe, die er schon lange in sich gespürt hatte, tüchtig auszunutzen: er verstand es, harmlos-gemütvolle Erzählungen aus seinen dörflichen Jugenderinnerungen oder aus der schleswig-holsteinischen Geschichte niederzuschreiben. Die wurden dann gern von den Zeitungen abgedruckt und ebensogern von den Leuten gelesen.

Das brachte allerhand guten Nebenverdienst ein, den man bei Traulsens auch wahrhaftig gut gebrauchen konnte, denn Inge hatte ihren Mann schon mit einem zweiten Sprößling beschenkt und war nicht mehr weit vom dritten.

Ja, so eine gesunde kleine Frau, nicht wahr? Daran hat der liebe Herrgott seine helle Freude!

Im Rönneberghause hingegen war es noch bei dem einen Mädchen geblieben, und mehr Kinder hätten da am Ende auch nur gestört, denn die Stuben, die seit dem Tode von Gorms Eltern verschlossen dagelegen hatten, waren weit geöffnet worden, und es ging in ihnen stark gesellig her.

Doktor Rönneberg war jetzt Physikus, und gegen seinen Ruf als Arzt kam in Korsholm und in der Umgebung der Stadt keiner seiner Kollegen an.

Der sichere Blick, womit er früh ein Leiden erkannte, sein Ernst, seine Ruhe, seine Entschlossenheit am Krankenlager, die geschickte Hand, womit er dann Heilung brachte, es sei denn, daß überhaupt durchaus keine Hilfe mehr möglich war — das alles machte ihn zum beliebtesten und begehrtesten Doktor, und da er sich überdies, sobald er Thermometer und Hörrohr eingesteckt und sein Rezept geschrieben hatte, vortrefflich auf die Unterhaltung verstand — allerdings immer mit einer vornehmen Überlegenheit, als ob er Gnaden austeilte —, so war es kein Wunder, daß man danach strebte, Doktor Rönneberg als Familienarzt zu bekommen.

Er ward dringend in die Honoratiorenhäuser der Stadt und auf die Güter eingeladen, war ein ausdauernder Zechgenosse, dem der Trunk, wie es schien, die Sinne immer klarer und schärfer machte, und männiglich ergötzte sich an der trockenen Art, wie er sich über Menschen äußerte. Er fand leicht irgendeinen treffenden Ausdruck, und dem damit Gemeinten war dann eine kleine Lächerlichkeit angeheftet. Es gingen viele Witzworte um, und alle fingen an: „Doktor Rönneberg sagte neulich —“

Also wurde Gorm trotz seiner starken und immer wachsenden Beliebtheit auch gefürchtet und war daher ganz richtig das, was man einen mächtigen Mann nennen muß.

Selbstverständlich lud man den Physikus nicht ein, ohne seine junge Frau mit zu bitten. Aslaug erschien auch auf den Gesellschaften und hob sich schon durch die Art ihrer Kleidung von den übrigen Frauen ab.

Digitized by Google

Sie war jetzt noch schlanker als in ihrer Mädchenzeit, ihre Haut war durchsichtiger und das Oval ihres Antlitzes war schmaler geworden. Um so größer wirkten ihre dunklen Augen, die noch schöner hätten sein können, wenn nur rechtes Leben und Feuer aus ihnen strahlte. Aber damit, so dünkte es alle, die Aslaug sahen, war es nicht gut bestellt, und das stete liebenswürdige Lächeln, das sie um den Mund trug, war zu einförmig, um auf die Länge als gewinnend empfunden werden zu können.

Man hatte von ihr den Eindruck einer eigentümlichen Starrheit und ließ sie zuletzt ziemlich unbeachtet, wobei sie sich denn auch entschieden am wohlsten befand. Ihrem Manne fügte sie sich leise und unauffällig ein. Er brauchte nur zu winken, so erhob sie sich und nahm mit ihm Abschied aus dem Kreise, wo sie sich gerade befanden. So bezeugte sie ihm ohne weiteres Gehorsam, außerdem aber merkte man es ihr an: es war ihr sicherlich vollkommen gleichgültig, ob sie noch länger da blieb oder nicht.

Empfing sie selber Gäste, so war ihr Lächeln noch um einige Grade liebenswürdiger. Sie erkundigte sich nach vielen Dingen, wovon sie annehmen konnte, daß die Damen und Herren gern darüber sprachen. Sie war die aufmerksamste Wirtin; ihre Tafel war so geschmackvoll und mit so erlesenen Dingen gedeckt, wie keine andere Hausfrau es fertig brachte. Sie hatte ihre Dienerschaft im Zug, daß alles geräuschlos herging — und niemals, es mochte noch so spät, noch so laut werden, spürte man bei ihr etwas wie eine Abspannung oder Müdigkeit.

Frau Doktor Rönneberg war immer gleichmäßig schön, gleichmäßig zuvorkommend, die tadelloseste Wirtin von der Welt, nur — man wurde nicht warm bei ihr, denn man konnte sich nicht von dem Gefühl freimachen, daß ihr Herz bei allem, was sie sagte, völlig unbeteiligt war.

Mit ihrem Manne wechselte sie an solchen Abenden nur wenige, aber durchaus freundliche Worte. Sie ließ keinen Augenblick einen Zweifel darüber aufkommen, daß er der Gebieter im Hause sei.

So ging es den Winter über, wo die Kerzen der Geselligkeit hell erstrahlen und der Wein der Gastfreiheit in den Gläsern perlt, und während des Sommers bekam man die Frau Physikus überhaupt kaum zu sehen. Es hieß, sie widme sich völlig der Pflege ihres Kindes, das wohl immer noch etwas schwächlich war.

Die kleine Inge wurde zum dritten Male glückliche Mutter, und diesmal hatte der Storch ein Mägdelein aus dem Moor bei Korsholm gefischt, womit er denn der Natur Erasmus Traulsens, der sich gern an ein weibliches Wesen anschmiegte, einen besonderen Gefallen erwies.

Seine beiden Söhne flößten ihm jetzt schon wegen ihrer starken Lebendigkeit und ihrer außerordentlich selbständigen Regungen einen gewissen Respekt ein; er wagte sich nicht recht an diese ausgeprägten Persönlichkeiten heran. Mit einem sanften Mädchen — das war ganz etwas anderes!

Erasmus war so zufrieden mit der Welt wie nie. Er hatte alle Menschen lieb und wollte daher auch alle Menschen fröhlich wissen. Deshalb machte es ihn bestürzt, als Inge eines Abends — sie gingen von einer Gesellschaft bei Rönnebergs heim — die Frage an ihn richtete: „Glaubst du eigentlich, daß Aslaug eine glückliche Frau ist?“

„Warum meinst du nicht, Inge?“

„Hm, ich weiß nicht recht.“

⁂ ⁂ ⁂

Aslaug, diese wunderhübsche, feine Frau an der Seite dieses Mannes, auf den sie doch wahrhaftig stolz sein konnte, nicht glücklich?

Erasmus war müde, und so verfolgte er das Gespräch am Abend nicht weiter, aber Inges Frage arbeitete die Nacht über in seinem Gehirn, und er sagte, als sie am andern Morgen beim Frühstück saßen, unvermittelt: „Du denkst wohl, weil ihr Kind immer kränklich ist?“

„Ach, kränklich? Das scheint mir nicht so. Ein bißchen schwach, aber Mädchen sind zäh, die kommen durch. Und deswegen könnte Aslaug ja auch immerhin mit ihrem Manne vollauf glücklich sein.“

„Ja, wie kommst du denn auf die Idee, daß es zwischen den beiden nicht gut steht?“

„Man hat so seine Ahnungen als Frau. Seinen Instinkt. Aber laß auch nur. Was kümmert es uns?“

Digitized by Google

„Das freilich nicht, aber rein menschlich täte es mir doch sehr leid, wenn Aslaug es nicht so getroffen hätte, wie sie es gewiß verdient. Mir ist indessen wirklich nichts aufgefallen, woraus man das Gegenteil schließen könnte."

„Nun ja," entgegnete Inge, „ehe euch Mannsleuten so etwas auffällt, da muß es schon dick kommen. Darin sind wir Frauenzimmer feinfühliger, nicht wahr, Baby?"

Sie nahm ihr Jüngstes aus der Wiege, knöpfte ihr Kleid auf und reichte dem begierig mit Mund und Händen nach seinem köstlichen Gute haschenden Kinde die pralle, kräftig geäderte Mutterbrust.

Traulsen mußte zur Schule hinüber.

Ein leises Weh ging mit ihm und verließ ihn nicht. Er war ja überhaupt immer geneigt, Mitleid zu üben, wenn er erfuhr, daß es um irgendeinen Menschen nicht wohlstand, und nun sollte gar Aslaug, die er doch einmal recht lieb gehabt hatte, keine zufriedene Frau geworden sein? Aber es war ja schließlich nur ein ganz unerwiesener Zweifel, den Inge da geäußert hatte. Unbewiesen und also hoffentlich auch unbegründet.

Erasmus entschlug sich nach Möglichkeit des Gedankens an sein Gespräch mit Inge, denn er gab seiner Frau recht: um die Ehe anderer Leute, und waren sie auch mit ihm befreundet, brauchte er sich nicht zu sorgen.

Jedoch er konnte es beim besten Willen nicht ganz vermeiden, daß er Gorm und Aslaug in der kommenden Zeit ein klein bißchen genauer beobachtete.

Der Physikus war zum Schmerze seiner Patienten, die sich nur ungern mit seinem Stellvertreter begnügten, manchmal einen Tag und länger von Korsholm abwesend. Die Regierung, die ihn seiner durch und durch zuverlässig deutschen Gesinnung wegen schätzte und bevorzugte, wünschte mancherlei Auskünfte von ihm. Da galt es Erkundigungen einziehen, Statistiken aufnehmen und mit Kollegen in anderen Städten und auf dem platten Lande Dinge bereden, deren schriftliche Erörterung viel zu weitläuftig gewesen wäre.

Erasmus hatte, wenn er gerade durch die Wittenstraße kam, seinem umgänglichen Charakter gemäß die Gewohnheit, mal für einen Augenblick bei Rönnebergs vorzusprechen, und wenn er dann seinen Schulkameraden nicht zu Hause fand, so plauderte er mit Aslaug, die ihn sogar mit oben hinauf in ihr Reich nahm. Da bewunderte er immer gebührend die herrliche Aussicht und staunte, wie geschickt der ihm von der Jugend her als wüster Boden bekannte Raum umgewandelt worden war.

Dabei erging er sich in Ausdrücken des Ruhmes für Gorm: „Ja, der versteht so etwas! Was Gorm in die Hand nimmt, daraus wird auch was Richtiges. Er ist überhaupt für mich, das muß ich sagen, das Muster eines fleißigen und tüchtigen Mannes. Ich komme mir immer sehr klein gegen ihn vor in allem, was ich dann leiste und was ich als Mensch zu bedeuten habe!"

Es war für Erasmus ein unangenehmes Gefühl, daß die Frau des also Hochbelobten nicht mit in diesen Hymnus einstimmte, sondern schwieg.

Er grübelte darüber nach, was das wohl für eine Ursache haben könnte, und kam zu dem Ergebnis, daß er vielleicht Rönnebergs Verdienste und Eigenschaften noch lange nicht tief und gebührend genug hervorgehoben habe und daß Aslaug deshalb dachte: ‚Gott, wenn er weiter nichts über meinen Mann zu sagen weiß!'

Als er daher wieder einmal während Gorms Abwesenheit bei Aslaug weilte, da wollte er gut machen, was er seiner Ansicht nach früher versäumt hatte, und setzte mit feurigen Worten ein: „Ja, Frau Doktor! Ich habe noch darüber nachgedacht: was geht so ein Mensch wie Gorm doch für einen geraden Weg. Immer hat er nur die Hauptsache im Auge, und keiner bringt ihn davon ab. Unsereins — der schwankt mal hierhin, mal dahin. Wir können so, und wir können schließlich auch mal anders. Und die Nebensachen interessieren uns eigentlich am allermeisten. Das Kleine, das uns soviel Kopfzerbrechen macht, das sieht so ein Mann wie Gorm gar nicht. Der ist immer in der Höhe, der hat sich immer fest in der Hand. Den kriegt keine Schwäche unter. Und ich darf behaupten: wenn es mich natürlich auch manchmal ein bißchen schmerzt, daß so ein weiter Abstand zwischen ihm und mir ist — ich sehe doch gern zu ihm auf. Soviel ich kann, suche ich ihm dann allerhand nachzumachen. Ich habe schon viel für mein Leben von

Digitized by Google

ihm gelernt. Und jeder kann sich ihn zum Beispiel nehmen, das ist gewiß!"

Frau Doktor Rönneberg widersprach dem begeisterten Verehrer ihres Gatten in keiner Weise, bloß sie schwieg abermals.

Das erregte eine peinliche Unruhe in Erasmus. Sollte da wirklich zwischen den beiden etwas nicht stimmen? Es ging ihn ja nichts an, nein, nein, aber ohne daß er es beabsichtigte, blickte er jetzt immer schärfer zu Rönnebergs hin, und um es Aslaug, falls sie denn tatsächlich nicht voll davon überzeugt wäre, so recht zu Gemüte zu führen, welch einen hervorragenden Mann sie habe, so war der Lehrer nun bemüht, in ihrer Gegenwart vor Gorm möglichst klein zu erscheinen und ihm stets recht zu geben.

Auch zeigte er sich dem Freunde mit großem Eifer dienstwillig und gefällig und nahm fürlieb mit dem kargen Dank, den Gorm ihm sagte.

Der treue Menschenfreund Erasmus Traulsen wollte mit diesem seinem Gehaben lauter Gutes erreichen, aber er verfehlte leider sein Ziel.

Es ereignete sich nämlich, daß Aslaug bei seinen Besuchen plötzlich aufstand und ihn mit Gorm allein ließ — es kam auch sogar vor, daß sie ihn nicht empfing, wenn Gorm verreist war. Derlei betrübte Erasmus. Er glaubte dann, sich durch irgendeinen Fehler Aslaugs Ungnade verdient zu haben, sann nach, worin er sich wohl versehen hätte, fand nichts Rechtes und ließ sich, weil er sich ungerecht behandelt fühlte, eine ganze Weile nicht mehr im Rönneberghause sehen. Dann kam er aber doch wieder, um nicht unhöflich zu erscheinen, und erlebte das eine Mal, daß Aslaug merkwürdig verschlossen und abweisend gegen ihn war, während sie das andere Mal mit einer ihr ganz ungewöhnlichen, fast überströmenden Freundlichkeit auf ihn zukam: „Warum sind Sie solange nicht bei uns gewesen? Sie wollen wohl, daß man Sie bitten soll?"

Dann strahlte Erasmus über sein ehrliches Gesicht: „Nein, das wahrlich nicht — aber mir war, als ob ich stören könnte."

„Sie müssen nicht zu viel darauf geben, ob ich so oder so gegen Sie bin." Sie strich sich über die Schläfen. „Meine Nerven wollen oft nicht recht." Und ein herzlicher Blick kam zu ihm hin: „Ich bin dankbar dafür, wenn Sie kommen, Herr Traulsen. Mag es auch manchmal anders aussehen."

Solch ein Wort bezeugte Erasmus, daß Frau Doktor Rönneberg ebenfalls über die unwirsche Behandlung nachdachte, die sie ihm bisweilen ohne jeden Grund zuteil werden ließ, und daß es ihr leid tat, ihm unfreundlich begegnet zu sein. Das versöhnte sein Gemüt leicht, und er blieb immer derselbe muntere, offene Mensch, der Aslaug gern einen Schatten verscheuchen wollte, falls denn tatsächlich einer über ihr lag.

Die Stetigkeit seiner Gesinnung trug den Sieg davon. Sie wurde zu einem festen Orte für Aslaug, die ihre Launenhaftigkeit und Unbeherrschtheit Traulsen gegenüber immer mehr bekämpfte und ihre Gedanken allmählich um den eigentümlichen Kraftpunkt in seiner Seele sammelte, der soviel Nächstenliebe ausströmte und jedem, der in seinen Kreis kam, ein Empfinden von Frieden und Frohsinn gab. Warum sollte sie auch nicht die schlichte, ihr in aller Herzenseinfalt dargebotene Güte des Lehrers hinnehmen? Er war ihr ja einst wert gewesen, bis einer kam, der zu ihr sagte: ‚Allzuviel Anregung kann Ihnen Traulsen doch auch nicht bieten.'

Anregung? — Ja, du lieber Himmel, als ob das das Höchste und Wichtigste auf der Welt wäre.

Aslaug freute sich, wenn Erasmus kam, und begann ihn zu entbehren, wenn er längere Zeit nicht dagewesen war. Am liebsten hatte sie ihn oben für sich allein, und Erasmus teilte darin ihren Geschmack.

Sie waren gute Freunde, ohne daß sie je das Wort Freundschaft in bezug aufeinander ausgesprochen hätten.

⁂ ⁂ ⁂

Erasmus Traulsen war schon, so tüchtig er sonst noch auf dieser Erde einherschritt, für ein paar Stunden im Himmel der Seligen. Denn es ereignete sich, daß sein erstes Bändchen mit Erzählungen herauskam.

Inge entfaltete das Damasttuch, das im übrigen nur am Weihnachtsabend gebraucht wurde, um den Geschenken einen feinen Untergrund zu verleihen, breitete es über

Digitized by Google

den runden Tisch in der besten Stube aus, lief in den Garten, pflückte die schönsten Blumen, holte das silberne Teebrett aus dem Glasschrank, legte es mitten auf das Tuch und nahm vorsichtig mit der schürzenbedeckten Hand eines von den gebundenen Exemplaren, die der Postbote, dieser herrliche, freudenspendende Mann, eben ins Haus getragen hatte.

Das Buch auf das Teebrett, die Blumen im dicksten Kranze herum, — und nun saß die gesamte Familie Traulsen . . . Großmutter Petersen, der innerlich jauchzende Autor, seine kleine, ihn immer wieder an sich drückende Frau, die beiden von der Feierlichkeit des Augenblickes etwas gebändigten Jungen und das Nestküken — Lotte mit der Weltanschauung hieß das Mägdelein nach den großen, sinnenden Augen, womit es alles betrachtete — ja saß die gesamte Familie und schaute mit Tränen der Wonne auf das im roten Einband prangende Buch, das Vater geschrieben hatte.

Wie der Titel dastand! „Was unser alter Kirchturm sah. Dorfgeschichten von Erasmus Traulsen."

„Das Gold, womit sie das gedruckt haben!" meinte der Dichter. „So kräftig, so hell, so ..."

Ja, es gab gar keinen richtigen Ausdruck, der dem Golde dieser Aufschrift gerecht geworden wäre.

„Und dann das Bild," sagte Inge, „wie der Weg zur Kirche hinaufführt!"

„Ja, ja," nickte Erasmus, „der das gezeichnet hat, der hat mich verstanden. Das muß ein großer Künstler sein. Und wenn man es dann so aufschlägt, wie? Die Buchstaben! So einfach und so stark, so, als wenn man lauter Bauernbeine sieht."

„Und das noble Papier," fügte Großmutter Persen hinzu und fühlte über die Blätter, „alles so weiß."

„Ja," bestätigte Erasmus, „das ist ein Buch, Kinder! Wenn das im Laden liegt, danach muß doch jeder gleich greifen."

Der Dichter war im Grunde seines sonst so bescheidenen Herzens überzeugt, daß die deutsche Literatur mit diesem Tage endlich einmal ihren rechten Anfang nahm — es ging ihm nicht anders wie einer Mutter, der das eben Geborene im sauberen Kissen gereicht wird und die nun denkt, daß jetzt erst die ganze Schöpfung eigentlich begonnen hat.

Lotte mit der Weltanschauung besaß, wie es schien, Verständnis für die Wichtigkeit der Stunde, denn sie schaute stumm und tiefernst auf das Werk — die beiden Jungen aber packte alsbald die Ungeduld. Sie wollten das Buch in die Hände nehmen, um zu sehen, wie die Blätter hinten zusammengekleistert waren.

Als ihnen das verwehrt wurde, trösteten sie sich damit, daß sie eine gesunde Keilerei miteinander anfingen, und wurden vor die Tür gesetzt.

So löste sich der bewundernde Kreis auf, man erhob sich vom Tische, aber die roten Dorfgeschichten blieben liegen, und jedes der drei erwachsenen Familienmitglieder ging dann und wann mal in die beste Stube, ohne dort etwas zu tun zu haben, und warf einen stolz-scheuen Blick auf den Titel: „Was unser alter Kirchturm sah."

Ja, die Sonne hätte sich an diesem Tage gut einmal von ihrer ewigen Wanderung am Himmel entlang ausruhen können. Die goldenen Buchstaben hier im Dichterhause leuchteten genug und hätten mit Freuden noch Licht für alle Welt abgegeben.

„Und wie trifft es sich fein, daß nun auch gerade Sonnabend ist," sagte Erasmus, „heute nachmittag keine Schule und morgen frei — da kann man sich immer bloß freuen, nicht wahr?"

So ein Glückspilz war dieser Dorferzähler!

Und Geld sollte er auch noch dafür kriegen, daß der Verleger ihm seine Sache so hübsch an die Öffentlichkeit brachte. War das nicht zuviel?

„Ach nein, das finde ich nun eben nicht," sprach die praktische Inge, die doch mehr zum Tatsächlichen als nur zum idealen Autorengefühl hinneigte.

Und Erasmus entschloß sich unter dem Einflusse seiner Frau, so, er konnte es nicht anders nennen, unvornehm zu sein, daß er das kommende Honorar nicht ausschlug.

Aber dann fiel ihm etwas ein: „Ja, Rönnebergs muß ich sofort ein Exemplar hinbringen. Gorm hat natürlich für meine Dichterei im allgemeinen nicht viel übrig, aber ich glaube, er wird das hier achten, denn ich habe damit doch etwas zustande

Digitized by Google

Ruth

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gebracht. Und seine Frau — die freut sich ganz gewiß."

Er trat froh erregt ins Rönneberghaus.

Herr Physikus, hieß es, sei über Land und werde erst spät heimkehren. Und Frau Doktor — ja, das Mädchen wollte mal fragen. Er wartete eine kleine Weile, da kam das Mädchen mit dem Bescheid zurück: Nein, Frau Doktor ließe sich entschuldigen, es ginge ihr heute gar nicht gut.

Erasmus wandte sich der Tür zu. Sein Buch nahm er wieder mit. Er wollte es Rönnebergs morgen, wenn es sich hier hoffentlich besser traf, doch lieber selbst überreichen, als daß er es jetzt nur so einfach daließ.

Da lief ihm vom Hofe her der Bursche, der allerhand grobe Arbeiten im Rönnebergschen Gewese zu besorgen hatte, nach: Frau Doktor ließe Herrn Traulsen doch bitten. Sie sei hinten im Garten.

Gern folgte Erasmus dem Rufe, schritt über das saubere Pflaster des Hofes, durch die weiße Staketpforte und begab sich auf den hoch mit sorgsam geharktem Kiese bestreuten Steig um den großen Rasen herum, dessen durchaus ebene Fläche von Astern-beeten unterbrochen und von ein paar knorrigen Fruchtbäumen beschattet wurde.

An seinem äußeren Rande ragten, von starken Stangen gestützt, hochstämmige Rosen auf. Sie waren schon sehr ins Blatt geschossen und trugen nur noch hier und da eine Blüte.

Die Wegeskante nach der Außenseite des Gartens zu war mit üppig in sich wucherndem Buchsbaum umgrenzt.

Dahinter drängte sich mannigfaltiges Strauchwerk: Haselnuß, Jasmin, Faulbaum, Flieder und Holunder — alles durcheinander, und Ranken wilden Weines und Hopfens schlängelten sich zwischen den Zweigen hervor und strebten mit ihren weit ausholenden, geilen Trieben nach dem Licht.

Bauernrosen, Malven, Ritterspor und Rhabarber spreizten ihr gesundes, strotzendes Grün, wo immer eine Stelle des Seitenbeetes von den Gebüschen freigelassen war.

Nur eben konnte man durch all das Pflanzenleben hindurch die graue, vom Alter eingebuchtete Planke erkennen, die diesen lauschigen Erdenfleck von der Nachbarwelt trennte.

Hohe Linden, Akazien und Kastanien schützten den Garten vor Blicken aus den rund herum stehenden Hinterhäusern. Bloß die roten, unregelmäßigen, ineinandergeschachtelten Dächer mit ihren gebogenen Firsten und ihren kleinen, krummen, einfenstrigen Giebeln konnten an einigen Orten hier herunterschauen.

Die ziemlich weit im Sinken begriffene Sonne lugte noch schräg in eine Ecke hinein und lag warm auf den Gießkannen, Spaten und anderen Geräten, die dort aufbewahrt wurden.

Hinten im Garten — ja, in der von Kletterrosen gebildeten Laube saß Frau Doktor Rönneberg.

Freundlich legte Erasmus sein Buch in ihre Hand.

„Es ist ja bloß eine Kleinigkeit," sagte er, „ich weiß das sehr gut, wenn ich auch ein bißchen eitel auf mein erstes Musenkind bin. Aber ein Schelm gibt mehr, als er hat, nicht wahr? Wenigstens ist mir alles, was in den Geschichten steht, von Herzen gekommen. Vielleicht sieht Gorm in einer freien halben Stunde auch mal hinein. Gerade weil er so strenge ist und kein Blatt vor den Mund nimmt, gebe ich etwas auf sein Urteil."

Aslaug heftete ihre Augen mit einer eigentümlich forschenden Spannung auf Erasmus: „Warum stellen Sie meinen Mann immer als maßgebend hin? Suchen Sie etwas in dieser Bescheidenheit?"

Erasmus stutzte vor der Schärfe ihrer Stimme.

„Nein," erwiderte er fast stotternd, „wirklich nicht, Frau Doktor. Daß ich bescheiden bin, ist mir überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen. Gorm ist doch eben ein ganz anderer Mann als ich. Er hat eine ganz andere Bildung. Das liegt im Elternhaus, glauben Sie es mir. Es ist nicht einerlei, ob man seine ersten Jahre in einer armen Bauernkate oder in solchem Patrizierhause verbringt. Er hat von Anfang an manches mühelos in sich eingesogen, was sich unsereins später erst schwer heranlernen muß.

„Was Gorm alles kann und weiß, und was er hier und im ganzen Lande zu bedeuten hat — ja, dagegen bin ich wahrhaftig nicht viel, Frau Doktor."

„Aber all das Wissen und Können und

Digitized by Google

diese Bedeutung, all das, was Sie so hoch einschätzen — hat das mit seinem eigentlichen Charakter etwas zu tun?"

„Das meine ich bestimmt! Da hängt eines mit dem andern so zusammen, daß es ein und dasselbe sein muß."

Aslaug schüttelte den Kopf: „Doch nicht, Herr Traulsen. Es sind sogar grundverschiedene Dinge. Sagen Sie mir das," fuhr sie fort und richtete sich steil im Sitzen empor, daß das Kissen, woran sie gelehnt hatte, seinen Halt verlor und hinter ihr zur Erde fiel, „und aufrichtig, Herr Traulsen: warum loben Sie meinen Mann in der letzten Zeit so oft und so übertrieben, wenn ich dabei bin?"

„Tu' ich das? Das ahne ich gar nicht. Und von Übertriebenheit kann nicht die Rede sein. Ich brauche kein Wort, das ich nicht dächte und das er nicht auch verdient hätte."

Aslaug ließ sich wieder zurücksinken und bemerkte langsam: „Ich denke manchmal, Sie wollen mir damit etwas Gutes erweisen — vielleicht sogar Mitleid."

„Wie sollte ich dazu kommen?" rief Erasmus bestürzt.

„Ich würde es mir auch verbeten haben," entgegnete Aslaug mit einem leisen, schneidenden Ton. Dann jedoch in urplötzlich und sprunghaft umgewandelter Stimmung kam es ihr beinahe weinerlich von den Lippen: „Vielleicht hätte ich es sonst nötig! Vielleicht täte es mir wohl, wenn jemand ein bißchen Mitleid mit mir haben wollte!"

Sie sah auf einmal völlig anders aus. Alles Harte und Ablehnende war aus ihrem Gesicht verschwunden. Schatten einer großen Müdigkeit und Trostesbedürftigkeit ruhten darauf.

Erasmus war bei diesem seltsamen, ihm unverständlichen Ausbruch Aslaugs so beklommen zumute, daß er nichts entgegnen konnte. Die Frau mußte krank sein, gewiß, aber er, ja, wie sollte er ihr nur helfen?

So saß er stille vor ihr, und was jetzt aus seinem Antlitz sprach, das war in der Tat ein ehrliches Mitempfinden.

Aslaug hatte sich gesammelt: „Verzeihen Sie mir. Ich muß Ihnen kindisch vorkommen."

Gleich jedoch schien es wieder, als werde sie in Schluchzen ausbrechen: „Aber es ist doch nun einmal so! Wenn ich nur den mindesten Verdacht habe, daß mich jemand bemitleiden will, so reizt mich das bis aufs Blut, und dabei — ach Gott!" sie ließ die Stirn tief sinken, „sehne ich mich oft brennend danach."

„Liebe Frau Doktor, Sie sehen fieberig aus. Wie schade doch, daß Gorm nicht zu Hause ist."

„Wenn mein Mann zu Hause ist, dann habe ich kein Fieber. Er liebt das nicht."

Das war wieder dieser schneidende, abweisende Ton. Erasmus dünkte es in seiner Unbehaglichkeit, daß gar keine Luft in der Laube sei. Er rückte auf der Bank herum und blickte nach dem Ausgang, als ob er aufstehen wollte. Sie jedoch bannte ihn auf seinen Platz mit den Worten: „Sie kennen meinen Mann eben gar nicht."

„O, das möchte ich nun nicht zugeben. Natürlich so gut wie Sie, wie die eigene Frau, das kann man ja auch gar nicht verlangen, nicht wahr?"

„Nein. Sie ducken sich einfach vor ihm, und er läßt sich Ihre Untertänigkeit gefallen. Das nennen Sie genügsamer Mann dann Freundschaft."

„Ja, liebe Frau Doktor, ich will Ihnen etwas sagen: ich denke sehr hoch von dem Begriff Freundschaft, höher eigentlich als von der Liebe. Denn Liebe, ja, die gibt es genug auf Erden. Sie kann ja nie frei vom Begehren sein und hat also doch eine ganze Menge Egoismus in sich. Die Sehnsucht der Liebe läßt sich ja auch erfüllen, weil soviel von unserm körperlichen Menschen da mit hineinspielt. Aber Freundschaft, Frau Doktor, so die richtige, wie ich sie mir vorstelle — die ist nicht viel anders als ein Stern. Man sieht ihn, und alles, was man von ihm haben kann, ist die Freude an seinem Gefunkel. Freundschaft soll nach meiner Ansicht etwas ganz Selbstloses sein, und deshalb bin ich froh: was ich für Gorm im Herzen trage, das ist wirklich ein Stück von diesem Gefühl."

„Also eine Illusion."

„Mag sein. Aber doch ein Wert in meinem Leben, den ich nicht vermissen möchte. Ich weiß, daß Gorm mir lange nicht das wiedergibt, was ich ihm gebe. Trotzdem nicht müde im Geben zu werden, das ist ja gerade, wenn ich mich so ausdrücken darf, meine Kunst ihm gegenüber."

Digitized by Google

„Von der Ausübung einer solchen Kunst würde ich nun allerdings nicht satt."

„Nein, das sollen Sie auch gar nicht. Denn Sie haben ja keine Freundschaft, sondern Liebe für Gorm in der Seele, und in dieser Art steht die Liebe nun wieder über der Freundschaft. Sie hat das Recht, ich will sogar sagen, sie hat die Pflicht, dafür, daß sie sich gibt, auch das gleiche wieder zu fordern. Und sie bekommt auch alles, was ihr gebührt. Davon bin ich fest überzeugt. Nur muß sie es auch verstehen, das Ihrige einzuheimsen."

„Sie sprechen von Liebe — als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, daß ich meinen Mann liebe."

„Das habe ich allerdings angenommen, Frau Doktor."

„Und wenn es nun anders ist?"

Erasmus wurde immer unruhiger: „Dann bin ich freilich ratlos."

„Ich will auch keinen Rat, nur —" sie hielt einen Augenblick inne und fing dann mit einer weichen Bewegung, als möchte sie ihre Hand auf Traulsens legen, von neuem an: „Es hat einmal ein paar Wochen gegeben, da waren Sie mit Ihren Gedanken nahe bei mir. Vielleicht ist damals das Glück durch meine Stube gegangen, und ich habe mit der Binde vor den Augen dagesessen."

„Nein, liebe Frau Doktor, das müssen Sie nicht meinen. Ich — liebe Zeit! — was hätte ich Ihnen denn geben können?"

„Ein Herz."

„Ja, das ... das räume ich ein. Aber bei Gorm — ja, sollte Ihnen das bei Gorm nicht geworden sein?"

Aslaug wandte das Haupt, indem sie die Brauen zusammenzog, eben zur Seite, dann neigte sie sich, als wollte sie um Schutz flehen, mit dem ganzen Körper zu Erasmus hin: „Sagen Sie Ihrer Frau alles, Herr Traulsen?"

„Ja, Frau Doktor, ich wüßte nicht, daß ich ihr bis jetzt auch nur das geringste verheimlicht hätte."

„Aber wenn ich Sie nun bitte — weil Sie der Mensch sind, zu dem ich Vertrauen habe — wenn ich Sie nun bitte, ob ich ein einziges Mal zu Ihnen davon sprechen darf, was ich in Wirklichkeit bei Gorm gefunden habe: könnten Sie es dann vor sich verantworten, daß Sie Ihrer Frau nichts davon verraten? Könnten Sie das in der Erinnerung an die paar Wochen, wo Sie gern zu mir kamen?"

„Falls ich Ihnen damit nützen kann, Frau Doktor —" erwiderte Erasmus zaghaft.

„Das kann man nie vorher wissen. Aber wenn wir jetzt so wieder auseinandergehen, ohne daß mir die Seele leichter geworden ist, dann wird es mir sein, als hätte ich für ewig etwas verloren. Seien Sie gut zu mir, Herr Traulsen. Ich habe außer Ihnen niemand."

„Dann also ... sprechen Sie nur."

„Nicht wahr? Sie fragen mich nicht. Sie nehmen nur das, was ich Ihnen erzähle, Sie verraten niemand, was ich Ihnen gesagt habe, und wir kommen auch später nicht wieder auf diese Stunde zurück."

„Von mir aus: ich will Ihnen alles versprechen, was Sie wünschen. Mir liegt nur dran, daß Sie ein bißchen zur Ruhe kommen."

Da tat Aslaug vor dem treuen Menschen die Schleier ihres Lebens ab.

„Als ich Gorm kennen lernte," so sagte sie, „war ich so furchtbar allein. Und so heiß in all den Erwartungen, die ein Mädchen in sich zittern fühlt und deren es sich schämt. So unsicher. Früher hatte ich mich immer als zur Herrin geboren angesehen, jetzt, in der Leere, kam es mir vor, daß es nichts wonnigeres geben könne, als einem Manne in magdlicher Weise anzugehören. So nahm er mich. Es hätte mich vielleicht auch ein anderer nehmen können, aber er war eben der Mann, der zugriff. Ob ich ihn liebte, das konnte ich nicht lange prüfen. Ich war von ihm betäubt. Da hielt er mich. Und dann kam der Rausch. Ich war ganz in ihm vergangen. Zuletzt aber habe ich mich doch wieder auf mich selber besonnen. Ich *war* ja gar keine Magd, die weiter nichts wollte, als sich von der Gunst des Gebieters beglückt zu fühlen. Ich war ein Mensch, genau so gut wie er — ich hatte meine Menschenrechte — ebensoviel wie er! Und da fing denn ein Kampf zwischen uns an. Ich merkte: wenn ich mich nicht ihm völlig ergab, wenn ich meine Person gegen die seine setzte, dann bedeuteten wir sofort zwei Welten, die einander nicht berührten, die einander so-

Digitized by Google

gar innerlichst abstießen. Vielleicht weil sie sich zu ähnlich waren. Furchtbar habe ich gerungen, um neben ihn zu kommen — er wollte mich aber nicht anders als vor ihm auf den Knien."

„Ach, Frau Doktor, das sind so diese ersten Brausezeiten! Darauf müssen Sie nicht soviel Gewicht legen! Zwei Menschen sollen sich doch nur erst ineinander einleben!"

„Es sind Jahre — vier, bald fünf Jahre. Und dies berühmte Einleben — was besagt es anders, als daß sich zwei Menschen gleichgültig werden und dann freilich nicht mehr miteinander zu kämpfen brauchen? Dies Einleben — schlimmer als der Tod. So verächtlich! Aber schließlich, was will ich? Ich kämpfe ja auch schon lange nicht mehr. Ich habe eingesehen, daß ich von uns beiden der schwächere Teil bin, und also muß ich es über mich ergehen lassen, daß ich beherrscht werde. Ich habe nicht die Mittel und wahrhaftig auch nicht die Lust mehr, gegen seine Herrschaft anzugehen. Glauben Sie mir, im Allerallertäglichsten habe ich meinen Willen gegen ihn aufgesetzt und ihm getrotzt, und dann hat er mich einfach um die Handgelenke gefaßt, daß ich aufschrie, und mir auf die Art bewiesen, wo mein Platz war."

„Und haben Sie es nie in Güte versucht?"

„Öfter, als Sie ahnen. Aber dann hat er mich immer mit diesem düsteren Lächeln angesehen — dann verstand er es, mich so langsam in den Arm zu nehmen und mich, wenn ich ihm endlich trotz all meiner menschlichen Empörung nicht mehr widerstehen konnte, darüber zu belehren, daß der eigentlichste Beruf des Weibes der ist, Weibchen zu sein! Und damit noch nicht genug. Weil Mann und Weib, wie es in der schönen Redensart heißt, ein Leib und eine Seele sind und deshalb kein gesondertes Eigentum zu haben brauchen, so hat er sich nach und nach Gewalt über alles verschafft, was ich mit in die Ehe gebracht habe. Ich bin von ihm abhängig bei jedem Groschen, den ich ausgebe. O, er verweigert mir nichts — er gibt mir sogar überreichlich, aber nie, ohne daß er es mich merken läßt: es kommt von ihm. Schritt für Schritt hat er es verstanden, mich in seine Macht zu bekommen, entweder mit seiner furchtbaren Leidenschaft, die mir die Nerven aussaugt, oder wenn ich mich verzweifelt dagegen wehrte, mit diesen Ausbrüchen von Wut und Jähzorn — so solltet ihr ihn nur einmal sehen, ihr mit eurer Verehrung für Doktor Rönneberg! — Ein Weib ist das hilfloseste Geschöpf auf Erden. Wenn der Mann es zerbricht, so muß es einfach klaglos zusammensinken. Dann sagt die Welt, es sei eine gute Frau gewesen, die ihre Pflicht getan hat. Das habe ich erlebt. Das ist meine Ehe."

„Doch nicht, Frau Doktor. Unmöglich! Sie sehen Ihr Leben falsch. Gorm hat Sie lieb. Das zeigt er doch immer offen und vor allen Leuten."

„Ja, wenn wir unter Menschen sind, dann fällt allerdings auch für mich etwas von der großen Liebenswürdigkeit ab, womit er die Leute einnimmt, wenn er sie gerade brauchen kann. Aber nachher spüre ich nichts mehr von seinem glänzenden Witz — dann bekomme ich nur höhnische Bemerkungen über die zu hören, die er fasziniert hat. Mir schaudert vor seinem hämischen Gesicht. Er hat gedacht, ich sollte mich daran freuen, wenn er seine bittere Lauge ausgoß, aber er hat sich darin getäuscht. Ich habe die Menschen erst gegen ihn verteidigt, dann bin ich stumm geworden."

„Er ist nun einmal ein bißchen scharf und schonungslos. Aber schlimm meint er es deshalb doch nicht."

„Kann jemand es schlimmer meinen, als wenn er seine Mitmenschen überhaupt nicht achtet? Das ist es, was mich am allertiefsten entrüstet: er achtet niemand. Auch mich nicht. Ach, ich bin von Fleisch und Blut — ich kann mich geben, rückhaltlos! Er hat es erfahren! Aber trotzdem hat er mich nicht als ebenbürtig anerkannt. Ihm liegt gar nichts daran, daß ich ihm freiwillig gehöre. Er hat nur Freude an dem, was er sich erzwingt und wobei er sich in seinem Machtgefühl sonnen kann. Schließlich wollte ich nicht mehr wie ein Haremsweib vor ihm tanzen müssen. Ich habe ihm meine Tür verschlossen — oder ich hab' es ihm wenigstens nicht mehr so bequem gemacht, wie er es immer haben möchte: sich ein Wesen im Hause zu halten, das die Frauenarbeit besorgen und vor der Welt die strahlende Gattin spielen

Digitized by Google

muß und doch weiter nichts ist als seine Mätresse!"

„Wie können Sie das Wort in den Mund nehmen? Sie sind doch Mutter!"

Aslaug erwiderte dumpf: „Was kann ich dafür, daß das Kind ein Mädchen ist und noch dazu ein Geschöpf, dem das rechte Gedeihen fehlt? Er sieht Gerda ja kaum an. Und weil er mich auch darin verachtet, so habe ich mir geschworen, ihm keine Kinder mehr zu schenken. Er macht es mir leicht, den Eid zu halten. Er entbehrt mich nicht, seitdem ich ganz für mich hier oben wohne, um Gerda besser behüten zu können, wie ich sage. Jedenfalls tut er so. Ich weiß wohl: dieser Mensch mit seiner eisernen Ruhe wartet geduldig, bis ich ihm eines Tages wieder zufalle, wie ich ihm in den ersten Jahren, wenn er mich noch so gekränkt und wenn er noch so sehr alles Eigene in mir mit Füßen getreten hatte, immer wieder zugefallen bin. Aber seine Geduld soll ihn betrügen!"

„Er wird einsehen, was er nicht recht gemacht hat, und dann wird er desto lieber gegen Sie werden."

„Nein, niemals. Er gehört zu den Naturen, die nicht geben können. Und also auch nicht lieben. Er betrachtet uns alle kalt. Wir sind ihm nur Objekte — ich, seine Frau — Sie, sein Freund — seine Patienten — alles nur Objekte, von denen er nimmt, was er haben will. Und wenn er Gutes tut und hilft, da draußen, dann hat er immer schon berechnet, wieviel es ihm in irgendeiner Weise einbringt."

„Was da aus Ihnen spricht, das ist kein Urteilen mehr, Frau Doktor, sondern das klingt wie Haß! Seien Sie doch gerecht! Bedenken Sie: wer opfert sich mehr für seine Kranken auf als Gorm?"

„Ja, das scheint so, aber im letzten Grunde bewegt ihn dabei auch nur die Genugtuung, die Macht zu zeigen, die er sich angeeignet hat."

„Diese Macht ist doch auch wahrhaftig etwas."

„Nur keine Liebe, und Sie können sich darauf verlassen, Gorm ist auch gar nicht der tiefgebildete und alles begreifende Mann, den Sie in ihm sehen. Ich habe es oft entdeckt: hinter so manchem ironischen Wort, womit er eine Sache abtut und andere Meinungen zum Schweigen bringt, da verbirgt sich nichts als bares Unverständnis. So ist Ihr Freund in Wahrheit, mein guter Herr Traulsen. Wollen Sie ihn nun noch immer so weit über sich stellen? Es hat mich lange gequält, wenn ich sah, wie Sie sich im Vergleich zu ihm unterschätzten. Ich kam mir unehrlich gegen Ihr redliches Gemüt vor, wenn ich das immer duldete. Darum haben Sie jetzt die Wirklichkeit erfahren. Auch darum, muß ich sagen. Denn zu allermeist habe ich doch aus Eigenliebe zu Ihnen gesprochen. Das leugne ich gar nicht. Vielleicht hilft es mir!"

„Gewiß, Frau Doktor, und seien Sie mir nicht böse: Sie haben vorhin behauptet, ich übertreibe, wenn ich Gutes von Gorm rede — nun, in alle dem, was Sie mir hier anvertraut haben, liegen erst recht Übertreibungen. Daran kann ich unmöglich zweifeln."

„Herr Traulsen, merken Sie sich das eine: in den Dingen der Liebe hat die Frau immer recht. Die Liebe ist das einzige Gebiet, worauf sie wirklich lebt, und darum hat die Natur es ihr auch völlig zu eigen gegeben. So wie die Frau in der Liebe urteilt, ist es für sie unumstößlich wahr, und einen höheren Gerichtsstand als uns Frauen selbst gibt es da nicht. Und es ist unser ganzer Stolz, daß wir so vollkommen selbstherrlich urteilen können. Unsere ganze Persönlichkeit beruht darauf. Was der Mann uns auch antut — den Stolz kann er uns nicht rauben — nie! Den können wir höchstens eigenhändig wegwerfen, und dann sind wir überhaupt grenzenlos verworfene Wesen."

„Dagegen kann ich nun freilich nichts sagen, denn Sie schneiden mir ja alle Einwände von vornherein ab. Aber wie dem auch sein mag, ich wollte so gern, daß hier Frieden im Hause wäre. Wie ist es? Soll ich mit Gorm für Sie sprechen? Ich bin bereit dazu, so schwer es mir auch fällt. Es drückt mir das Herz ab, daß Sie unter all den Mißverständnissen — denn weiter kann es ja zwischen Ihnen und Gorm doch nichts sein — so zu leiden haben. Soll ich zu Gorm gehen?"

„Nein, das hieße mich ihm ganz ausliefern, denn dann würde er mich für schwach und unselbständig halten, wozu er bisher wenigstens keine Gelegenheit gehabt

Digitized by Google

hat. Und bilden Sie sich denn etwa ein, er würde sich von Ihnen dahin bringen lassen, mich mit anderen Augen anzusehen als bisher, und er würde Ihnen wohl gar für Ihre Vermittlerrolle dankbar sein? O, Sie vertrauensseliger Menschenkenner! Nun, es ist ja zum Glück keine Gefahr da, daß Ihr gutes Herz Sie irgendwie hinreißt. Ich habe Ihr Versprechen. Sie gehen klüger von hier als Sie gekommen sind und schweigen."

⁂ ⁂ ⁂

Ja, so ging der gute Erasmus von dannen und trug einen gehörigen Packen auf den Schultern: das ganze Schicksal einer unglücklichen Frau.

Schicksal? War das nun nicht zuviel gesagt? Bildete sich Aslaug nicht ihr Unglück zum großen Teile nur ein und war selber die Ursache für das, was sie in Wirklichkeit zu leiden hatte?

Man soll sie hören alle beede, lautete der alte Spruch. Erasmus aber hatte nur die Anschuldigungen der einen Partei wider die andere vernommen, und also durfte er sich, wofern er gerecht sein wollte, kein Urteil anmaßen.

Nur das war das Schlimme: die andere, die so hart verklagte Partei bekam er ja nimmermehr zu hören. Daher war er genötigt, sich mit dieser unheilbar unfertigen Sache herumzuschleppen, und mußte schließlich doch, um nur in seinen Gedanken an Rönnebergs zu einer Ruhe zu gelangen, nach Aslaugs Worten urteilen.

Denn irgendeine feste Meinung will der Mensch immer greifen. Er hält es auf die Dauer in keinem Dinge aus, bei sich zu sprechen, daß es so, aber auch anders sein könne.

Gleich nachdem er die Frau in der Laube verlassen hatte, kreuzten sich tausend Fragen in Traulsens Gehirn. Die hätte er an Aslaug richten müssen, um der Sache auch bei einseitiger Beleuchtung einigermaßen auf den Grund zu kommen. Aber es gab ja keine Möglichkeit, Aslaug zu befragen. Als wenn man ein geheimes Dokument in die ausgemeißelte Höhlung eines schweren Steines birgt, die Höhlung unauflöslich verschließt und den Stein dann ins tiefe Meer versenkt, so sollte die Stunde des Vertrauens nach Aslaugs Willen sein, und Erasmus hatte ihr versprochen, nicht zu forschen und das Gesagte nie wieder zu berühren.

Alles ganz recht, aber zwischen solchem in die See geworfenen Stein und dem ihm anvertrauten Elend war doch noch ein großer Unterschied. Der Stein war für die Menschen verschwunden — das Dokument, mochte es noch so wichtig sein, so gut wie nicht mehr vorhanden und nie vorhanden gewesen. Was aber jene Frau in Traulsens Seele hineingesprochen hatte, das lebte weiter . . .

Ja, es schien Erasmus, als ob es bei jedem Schritte, den er machte, immer mehr Raum in seiner Brust beanspruchte.

Vergebens, daß er danach rang, es zu unterdrücken — vergebens, daß er sich immer und immer wieder versicherte: ‚Das ist nun vorbei. Du hast ihr den Gefallen getan, sie anzuhören. Sie hat ihr Herz dadurch erleichtert. Im übrigen aber seid ihr gegeneinander genau wie früher. Du darfst jetzt gar nicht mehr wissen, wie es da im Rönnebergshause hergeht.'

All das Streben und all die Mühe, sein Denken an Aslaug, sein inneres Verhältnis zu ihr wieder auf den früheren Stand zu bringen, waren umsonst. Ihr Vertrauen saß einmal in ihm, und sein Wissen war nicht wieder auszulöschen.

Immer und immer mußte er sich damit beschäftigen: ‚Was ist die Wahrheit? Wo steckt der Grund dafür, daß die beiden nicht miteinander auskommen? Und habe ich ihr in der Tat einen Dienst geleistet, indem ich stillehielt und mir den ganzen Schwall von Unzufriedenheit zutragen ließ?'

Es mag ja richtig und Gott wohlgefällig sein, daß wir unserem Nächsten sein Kreuz sollen schleppen helfen — gibt dies Gebot einem Fremden aber auch das Recht, sich in eine andere Ehe einzumischen?'

Zwar ... eingemischt hatte er sich, während der Stunde, wo er bei Aslaug saß, wahrhaftig nicht. Er hatte nach Kräften zurückgedämmt, hatte es peinlich empfunden, daß sie auch vor der Enthüllung ihres geheimsten Lebens nicht haltmachte — er hatte sich geschämt, in Dinge eingeweiht zu werden, die nur zwischen zwei Menschen sind und einem Dritten niemals offenbart werden dürfen.

Nein, solange Aslaug zu ihm sprach,

Digitized by Google

war er sich der reinsten Nächstenliebe bewußt gewesen und hatte sie trotz der Qual, die er ausstand, nicht verlassen, weil er hoffte, ihr mit der bloßen Aufnahme ihres Vertrauens eine Hilfe zu leisten.

Das Sicheinmischen zwischen zwei Eheleute, das Erasmus als etwas durchaus Unerlaubtes ansah, ja, das kam erst jetzt, wo er von Aslaug getrennt war. Dort auf der Bank in der Laube war es nur seine Aufgabe, durch besänftigende Rede alles nach Möglichkeit zum Besten zu kehren, jetzt aber erkannte er plötzlich, daß er doch ein schlechter Freund Aslaugs war. Er hatte ihr lange nicht genug das Gewissen geschärft, hatte sie lange nicht genug darauf aufmerksam gemacht, wie sie durch Güte, Geduld, durch Verständnis für Gorms Wesen immer wieder versuchen müsse, mit ihrem Manne ins gleiche zu kommen.

O, jetzt auf einmal strömten ihm die überzeugendsten Worte in breitem Zuge zu. Er hätte nicht eher von Aslaug gehen dürfen, als bis sie durch ihn des sichern Glaubens geworden war: Gorm hatte doch Gemüt. Gorm liebte sie auch. Gorm war eben ein Mensch, mit dem man an und für sich nicht leicht auskam. Hatte man sich ihn aber errungen, dann lohnte es sich auch der aufgewendeten Arbeit, lohnte es sich sogar, viel unter ihm gelitten zu haben.

Und Aslaug selbst war auch voller Eigenart. Sie hatte die Berechtigung dazu, einen so hervorragenden Mann zu besitzen. Kein anderer würde ihr je genügen.

Daß zwei solche Charaktere sich aneinander rieben, Stahl und Stein, und daß es dann Funken gab — war das nicht gerade das Schöne in einer derartigen Ehe?

Ja, das und noch viel mehr hätte er anführen müssen. Dann wäre er Aslaug wirklich zu Diensten gewesen. Dann wäre die Stunde, wo sie ihm ihre Schmerzen ausbreitete, für sie der Anfang einer Erlösung geworden.

Ein schlechter Freund war er — einer, dem die nötige Geistesgegenwart fehlte, gleich zu bemerken, was das Wichtige im Leben dieser Frau war, und der immer erst nachher, wenn er hier so am Hafen herumschlenderte, den Redefluß in sich hatte, der sicherlich alle Zweifel, Bedenken und Klagen hinwegschwemmte.

Und auch gegen Gorm — war das freundschaftlich, wie Erasmus gehandelt hatte? So lau, wie er für ihn eintrat. Das armselige Bißchen, das er zu seinen Gunsten wußte!

Wie vieles, was er hätte sagen können und müssen, war in der abgelaufenen, nie wiederkehrenden Stunde von Erasmus Traulsen versäumt worden!

Drückender und drückender wurde der Packen auf seiner Schulter. Uneingedenk, daß es Zeit für ihn war, sich nach Hause zu begeben, ging er am Kai entlang und zur Stadt hinaus über die Stoppelfelder auf die Höhe. Er suchte nach Kühlung, denn ihm war heiß unter der ihm aufgeladenen, immer anschwellenden Last.

Auf die Art kam der gute Erasmus beinahe dahin, daß er sich die Schuld gab, wenn es zwischen den Rönnebergs niemals besser würde. Er meinte, in seiner Hand hätte es gelegen, sie zueinanderzuführen, und seine Hand wäre lahm und lässig gewesen.

Aber dann bäumte er sich doch auf: was sollte er denn überhaupt mit dieser Ehegeschichte? Warum hatte sich Aslaug gerade ihn ausersehen, um ihr Kreuz mit auf ihn zu werfen? Er sollte sich wohl gar noch dies Vertrauen zur besonderen Ehre anrechnen? Fiel ihm ja nicht ein! Er lebte für sich und die lebten für sich — schiedlich, friedlich. Und so wenig er Recht und Lust besaß, in andere Töpfe hineinzuschauen, so wenig sollte man sie ihm unter die Nase halten.

Gebeten hatte er Aslaug wahrhaftig nicht, ihn an ihren Geheimnissen teilnehmen zu lassen, also war er ihr durchaus nicht schuldig, nun den edelmütigen Freund zu spielen, und zuletzt dann noch, wie das den Friedensstiftern ja immer geht, von beiden Parteien zum Tempel hinausgeworfen zu werden.

Durchaus nicht! Er war einfach so lieb und nett gewesen, sich von der Frau etwas vorweinen zu lassen, und damit war die Angelegenheit für ihn erledigt. Sela.

Tiefe Atemzüge tat er, wandte sich entschlossen um und eilte zur Stadt zurück. Es hatte schon die Stunde der Abendmahlzeit geschlagen. Inge — das wußte Erasmus genau — trug pünktlich ihre Pellkartoffeln auf, nun war er nicht da und

Digitized by Google

kam wohl mindestens eine halbe Stunde zu spät, während seine ganze Gesellschaft, der es ohne ihn nicht schmeckte, um den Tisch herum saß und mit schiefen Mägen auf die Schüssel blickte, die Inge mit einem Tuch verdeckte, damit das gedämpfte Gut sich nicht so rasch verkühlte.

Eilig, eilig, daß er sein Haus erreichte!

Nun ja, aber an diesem kleinen Beispiel, daß er nicht einmal eine halbe Stunde über die Zeit ausbleiben mochte, da sah man doch eigentlich: die Frauen übten einen ungeheuren Zwang aus. Die wollten die Schwächeren, die Bemitleidenswerten sein? Beileibe nicht. Die bestimmten ja alles. Selbst seine sanfte Inge, die jeden Tag vor Liebe strahlte und nicht wußte, was sie ihrem Mann alles für Wünsche von den Augen ablesen sollte, selbst so ein treffliches, nie von Menschenrechten oder dergleichen redendes Weib — es war doch eine Macht, wovor sich der Mann sozusagen bedingungslos beugte.

Natürlich wurde das nicht jedem Manne immer leicht, sich in alles so zu fügen, wie die Frau es — freilich aus Liebe und weil es so am besten war, aber doch mit sachter Nötigung — einrichtete. Er persönlich allerdings war ja nun die Natur danach, sich über solche Nötigung, die man eine gesunde Ordnung nennen konnte, noch zu freuen — er küßte ja noch seine kleine Inge aus Dankbarkeit, wenn sie mit dem Glockenschlage, die Schüssel in den erhobenen Händen tragend, am Tisch erschien. Sie hatte dann ja wieder mal nichts anderes getan, als nur an ihren Gatten und an ihre Kinder gedacht, damit die keinen Augenblick auf die köstliche Speise zu warten brauchten.

Gewiß, bei ihm daheim ging das so. Es war sein Stil, sich in einer gewissen philiströsen Ordentlichkeit zu bewegen. Wenn man sich nun aber Aslaug vorstellte — ja, die war eben nicht in diesem Sinne hausfraulich veranlagt. Die Kleinigkeiten überließ sie ihren Dienstboten, und wenn sich Gorm dachte, er hätte so eine gewöhnliche Haustreue in ihr erhalten, so hatte der kluge Mann sehr nebenbei geraten.

Von einer Aslaug konnte man sich es nicht vorstellen, daß sie mit einer Schüssel voll Pellkartoffeln zur Tür hereinkam. Aslaug saß am Tisch und ließ sich mit den allerfeinsten Speisen auf silbernem Teller bedienen. Wie konnte der sonst so gescheite Gorm Rönneberg erwarten, daß sich Aslaug, ein so ausgeprägter Charakter, nach seinen Wünschen und nach seinem Begehren formen würde?

Aber da war er doch schon wieder dabei, sich in die Rönnebergsche Ehe einzumischen!

Er stampfte ärgerlich mit dem Stock auf die Steine. Herunter mit dem Erfahrenen, einfach ins dunkle Nichts hinein!

Indes seine Seele gehorchte seinem Willen nicht. Immer hörte er noch Aslaugs Stimme, immer erwog er noch, was ihre Phantasie, was ihre vielleicht ungerechten Ansprüche, was gegenseitige Verkennung unter den Gatten und was schließlich auch Gorms Rücksichtslosigkeit, an die er schon glauben wollte, daran verschuldet hatten, daß es so übel in einem Hause stand, wo alle Mittel zu einem schönen, ausgeglichenen Leben vorhanden waren. Und er zürnte der Gewalt, die Aslaug über ihn nahm: ihn nicht auszulassen aus dem Gegrübel über ihr Geschick!

Konnte es gröbere Rücksichtslosigkeit geben, als wie diese Frau sie jetzt gegen ihn ausübte? Ach, die Frauen überhaupt — sie waren ja zuletzt immer dieselben!

Traulsen besann sich darauf, wie er vor langer Zeit einmal mit den Korsholmer Kränzchendamen im Tinner Gehölz gesessen hatte und wie da diese freundlichen Gattinnen die Rede auf das Thema Mann brachten. Was war es noch für ein Wort, worin alle ihre Vorwürfe gegen die Herren Gemahle gipfelten — und womit sie die Männer zu vernichten meinten, und doch wußte man: sie sprachen es mit innerlich zitterndem Wohlbehagen aus?

Ganz richtig! Es war das Wort brutal, das er damals in allen möglichen verschiedenen Tonarten zu hören bekam.

Aslaug hatte es freilich nicht in den Mund genommen, dazu war sie zu geschmackvoll, aber ihre gesamten Anklagen durchdrang es doch, dies öde, selbst so brutal klingende Wort: brutal.

Daß er doch auch gar nicht wieder frei kam von dieser Aslaug! Was hatte er denn mit ihr zu schaffen? Nicht soviel! Und nun saßen die Gedanken an sie in ihm, als sollte er für die Ewigkeit an

Digitized by Google

Abenddämmerung im Atelier. Gemälde von Curt Agthe

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

nichts anderes denken, als an ihr Zusammenleben mit Gorm.

Nun war er daheim. Zum Glück! Nun würde ihm endlich mal wieder was anderes einfallen. Das war ein böser, langweiliger Nachmittag gewesen. Der Himmel bewahre jeden davor, der geheime Vertraute einer unverstandenen Frau zu werden!

„Wo bleibst du denn, Rasmus?" fragte Inge und sah ihn mit ihren blauen Augen erwartungsvoll an.

Sonst hätte er sich schnell und herzlich wegen seiner Versäumnis entschuldigt und seiner kleinen Frau einen Kuß gegeben. Heute aber war er zu gereizt dazu. Was die Frauen sich einbilden! Der Mann hat an ihrem Schürzenband zu haften und sich nicht eine Handbreit weiter von Haus zu entfernen, als es ihnen paßt. Sich entschuldigen? Nein, diesmal nicht. Und so warf er ihr unwirsch hin: „Man kann doch nicht alles so auf die Minute bestimmen. Ihr hättet ja anfangen können. Ich hetze mich genug für euch ab."

Inge war eine so liebe kleine Frau, daß sie den schroffen Ton, worin diese Worte gesprochen wurden, still ertrug. Sie würde schon nachher, wenn die Kinder nicht mehr dabei waren, zu wissen bekommen, worüber sich Erasmus geärgert hatte.

Liebreich deckte sie die Schüssel auf. Da dampften die geborstenen Knollen noch herrlich. Schnell pellte sie die schönsten und größten für Erasmus und die Kinder ab, der nahrhafte Hering wurde geteilt, und es ging ans Essen. Aber die rechte Stimmung, die sonst an Traulsens Tische waltete und des bescheidenen Mahles köstliche Würze war, kam heute nicht auf.

Zwar die beiden Jungens schmausten, was das Zeug halten wollte. Ihre knabenhafte Oberflächlichkeit kümmerte sich nicht im mindesten um die feinen Schwingungen des Seelenlebens bei ihrem Vater. Inge aber war doch ein wenig betrübt — empfindsam nannte Erasmus das bei sich; sie denkt jetzt auch: ich bin brutal!

Mutter Petersen versuchte, indem sie ihre Kartoffeln in der Zwiebeltunke umwandte, ohne sonderen Erfolg ein Gespräch in Gang zu bringen. Es war und blieb ein Schatten auf Traulsens Stirn. Und ihm gegenüber in ihrem kleinen Stuhle saß Lotte mit der Weltanschauung und richtete ihren ernsten Blick auf den Vater, wobei sie langsam ein Stückchen der Speise nach dem andern zwischen ihren rosigen Lippen verschwinden ließ und mit der ihr vom lieben Gott verliehenen, fünfzinkigen Forke nachhalf, wenn ein Bissen eine etwas unbequeme Form hatte.

Ja, Lotte mit der Weltanschauung wandte die Augen nicht vom Vater ab. Sie hatte gar zu viel nachzudenken.

Wie war es möglich, daß ein Mensch, noch dazu ihr Vater, nicht daheim war, wenn die Mutter zum Essen rief? Und wie konnte es überhaupt nur vorkommen, daß ihr Vater sich an den Tisch setzte und aß, ohne sie seine kleine Mieskatze, sein Hammelbeinchen und seinen lütten Muusbock genannt zu haben?

Es lag etwas schwer Drückendes über Inges blankem Tische, und plötzlich, während sie im Begriffe war, in eine Brotscheibe, die ihr die Mutter reichte, hineinbeißen, verdunkelten sich Lottes Züge.

Das Kind schaute angstvoll herum, als sei irgend etwas Unheimliches in der Stube, und fing herzbrechend an zu weinen.

(Fortsetzung folgt)

Einer Verlassenen

Ich hab' dich nicht vergessen,
Wenn ich auch nicht mehr schrieb.
Ich hätt' dir längst geschrieben,
Wärst du mir nicht zu lieb.

Ich durfte dich nicht halten!
Noch wenig Jahr, dann bin ich grau.
Dann wärst du eines Alten
Heimlich-verhärmte junge Frau.

Des Sommers Rosen reifen
Für dich noch öfter heiß und süß.
Bald, bald wirst du begreifen,
Daß ich für dich nur dich verließ!

Georg Busse-Palma †

Digitized by Google

Osteuropas Schicksalsfrage

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Was in den letzten Jahren oft vermutet, gehofft oder gefürchtet wurde, ist tatsächlich eingetroffen: über einen Balkankonflikt ist der Weltkrieg zum Ausbruch gekommen. In dieser Tatsache enthüllt sich uns aufs klarste die ungeheuere Bedeutung des osteuropäischen Problems für die geschichtliche Entwicklung unseres Kontinents. Über seinen engeren geographischen Bereich hinweg hat es immer wieder in unzähligen und mannigfaltigen Ausstrahlungen auf das Staats- und Völkerleben Gesamteuropas eingewirkt, um schließlich im furchtbarsten Sinne für die Geschicke unseres Erdballs bestimmend zu werden.

Im Jahre 1869 hat der russische Dichter und Historiker Grigory Petrowitsch Danilewsky folgende merkwürdigen Sätze geschrieben: Österreich habe mit der Abwehr der türkischen Gefahr seit 1740 jede Existenzberechtigung verloren. Die Türkei anderseits sei nicht mehr notwendig, seitdem die Balkanvölker unter dem Schutze Rußlands europäisch wurden. Es sei daher Rußlands Aufgabe, Österreich und die Türkei zu vernichten; die österreichische Frage sei nur gemeinsam mit der orientalischen zu lösen. Diese schneidenden programmatischen Worte, die zugleich die Anschauung des Panslawismus wiedergeben, beleuchten blitzartig das Problem, mit dem wir uns beschäftigen wollen. Rußland und Österreich waren und sind die beiden staatlich-politischen Pole, zwischen denen sich die geschichtliche Vergangenheit und Gegenwart Osteuropas bewegt, und der Niedergang der europäischen Türkei ist die Voraussetzung. Die beiden Großmächte ringen um die Machtstellung im Osten, um die Herrschaft über die der Türkei entrissenen Völker und Staaten. Hinter ihnen aber stehen die von ihrem Volkstum verkörperten wesensverschiedenen Kulturen, mit missionierendem Drange Geltung suchend. Das großstaatliche Ringen vollzieht sich auf allgemeinster geistiger und kultureller Grundlage.

Zwei Kultursonnen haben einst den heidnischen Völkern Osteuropas geschienen: Byzanz und Rom. Der slawische Osten hat das griechisch-orthodoxe Glaubenssystem mit byzantinischen Kulturbedingungen aufgenommen, der slawische Westen den römisch-katholischen Glauben auf der Grundlage der von den erziehenden Germanen übermittelten westeuropäischen Kultur. Mag der Slawe, der eine slawische Völkereinheit erstrebt, diese Trennung beklagen; sie ist eine Tatsache, die schlechthin entscheidend ist für die geschichtliche Entwicklung des Slawentums bis in unsere Tage. Mögen die Jahrhunderte im Osten einen Wechsel der politischen Herrschaft gesehen haben wie in keinem anderen Gebiet unseres Kontinents: diese kulturelle und konfessionelle Trennung hat unverändert Geltung behalten. Natürlich hat die Glaubens- und Kulturgemeinschaft innerhalb der beiden großen Bereiche auch auf die politische Gestaltung vielfach Einfluß geübt. Die Rolle des Zaren als des Erben des byzantinischen Kaisers beruht zu einem großen Teile auf diesem Moment, und die Loslösung der selbständigen Exarchien des Balkans aus dem orthodoxen Kirchensystem in der neuesten Zeit bedeutet wiederum die Bildung und Stärkung besonderer nationaler Kreise. Dieser große geistige Hintergrund fesselt unsern Blick, aber die Entscheidung der geschichtlichen Entwicklung geben die miteinander ringenden staatlichen und politischen Kräfte, die diesen Raum erfüllen. Die osteuropäische Frage ist ein vorwiegend politisches Problem, und der Machtkampf zwischen den beiden Staatswesen, die das gewaltige Völkerringen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Jahrhunderte überdauert haben, ist sein Inhalt.

Österreich-Ungarn ist der Staat des Donaugebiets. Die aus dem Raum und dem Völkerganzen erwachsende Staatsidee ist indessen erst sehr spät zur treibenden Kraft geworden. Das Donaugebiet ist von Deutschland her besiedelt worden. Seit dem 8. Jahrhundert haben die Deutschen die Alpenländer in Besitz genommen und die dort seßhafte slawische Bevölkerung aufgesogen, aber in den übrigen Gebieten ist dieser Aufsaugungsprozeß nicht zum Abschluß gebracht worden. Wohl hat die deutsche Kultur sich die unzivilisierten Völker unterworfen, Slawen wie Madjaren, aber das fremde Volkstum hat sich behauptet. Die Kolonialarbeit ist im deutschen Südosten nicht zu dem Ziele geführt worden, das sie im deutschen Nordosten jenseits der Elbe, im Lande der Hohenzollern, erreicht hat. Das blieb bestimmend für die ganze zukünftige Gestaltung des Donaureichs.

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts herrschten die deutschen Habsburger im Donaugebiet. Sie haben ihren Territorialstaat ausgebaut, sie haben mit Hilfe einer großartigen Heiratspolitik ihren Besitzstand vermehrt, sie haben die deutsche Kaiserkrone erworben. Sie haben die eigentlich österreichischen, die böhmischen und ungarischen Länder zu einem Staate vereinigt, aber für einen inneren Zusammenschluß ihres Gebietes haben sie wenig geleistet. Ihr Hauptverdienst ist die Wacht gegen die west-

Digitized by Google

wärts vordringenden Türken und in zäher Verteidigung haben sie die mächtige Welle der mongolischen Völker gebrochen. Erst in diesen, an das Dasein greifenden Kämpfen gegen die Osmanen erhob sich das habsburgische Österreich zu wirklichem Staatsbewußtsein. Es gewann mit Waffengewalt Ungarn. Nach der Einnahme Ofens wurden die Madjaren als das erste aus der türkischen Fremdherrschaft befreite Volk dem europäischen Kulturbereich zurückgegeben, und mit den großen Siegen des Prinzen Eugen von Savoyen leuchtete zum ersten Male die Idee des Gesamtdonaustaates empor, des Staatswesens, das die Völker der Donauniederung auf der germanischen Kulturgrundlage zu einer politischen und wirtschaftlichen Einheit zusammenschließt. Der italienische Prinz, der ebenso groß war als Staatsmann wie als Feldherr, ist der eigentliche Begründer des österreichisch-ungarischen Staates; zum ersten Male wies der Eroberer Belgrads auch auf die Zukunftsaufgaben Österreichs nach dem Südosten hin.

Ein neues Ziel war aufgerichtet, und es waren der Wege genug vorhanden, dahin zu gelangen. Trotzdem hat Österreich die neue Richtung nicht eingeschlagen. Die ungeheuren Erfolge in den Jahrzehnten vor und nach 1700, die in dem Frieden von Passarowitz (1718) ihren höchsten Ausdruck fanden, blieben ungenutzt. Vom dynastischen Interesse in Anspruch genommen, wandten sich die Habsburger wieder ihren deutschen und italienischen Zielen zu, und obschon die auswärtige Politik Österreichs an allen orientalischen Verwicklungen der folgenden Jahrzehnte Anteil behielt, so ließ sie sich doch nur führen und verzichtete auf die Verfolgung eigener Pläne. Der ungünstige Belgrader Frieden (1739), der zur Wiederaufgabe Belgrads zwang, besiegelte diese Abwendung von den nach dem Balkan gerichteten Bahnen, und nur in einigen unzusammenhängenden Ansätzen, zu denen Joseph II. durch die vorstoßende Politik Katharinas II. genötigt wurde, nahm man die vom Prinzen Eugen gewiesenen Ziele wieder auf. Außer der Erwerbung der Bukowina (1775) und des istrisch-dalmatinischen Küstengebiets aus dem Erbe der Republik Venedig (1797 und 1815) hat Österreich bis auf den Berliner Kongreß (1878) nach dem Balkan hin keinerlei Gebietszuwachs mehr erfahren, seit dem Frieden von Sistowo (1791) hat es mit der Türkei niemals wieder die Klinge gekreuzt. Das Werk der Befreiung der christlichen Völker durch Österreich blieb unvollendet. Alle Offensive, alle Zukunftsaussichten und -bestrebungen übernahm an seiner Stelle Rußland.

Vor 200 Jahren ist Rußland als Großmacht in den europäischen Völker- und Staatenkreis eingetreten, und sein genialer, trotz aller westeuropäischen Anschauungen ganz asiatischer Gründer Peter der Große hat ihm sogleich die staatlichen Ziele gewiesen, die es bis auf den heutigen Tag verfolgt. Um den Kern des Großrussentums, des eigentlichen Moskowitertums, haben die Zaren die sonstigen slawischen und nichtslawischen Völker gefügt, die den osteuropäischen Raum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer bewohnen: die Kleinrussen (Ukrainer oder Ruthenen), die Polen (soweit sie nicht Preußen und Österreich zugefallen sind), die Litauer, Esten, Letten, Deutschen und Finnen im Norden, die Turkvölker (Tataren, Kalmücken, Kirgisen) im Süden. Von der ersten Stunde staatlicher Expansion an drängte Rußland mit elementarer Wucht unaufhaltsam vorwärts. Das weiträumige Reich, das sich in den Stromgebieten einer ungeheuren Landniederung ausbreitet, ist von einem unersättlichen Hunger nach Grenze, namentlich nach Wassergrenze erfüllt. Mit der überschäumenden Kraft der Unkultur suchten Herrscher und Volk eine Erweiterung des Machtbereichs, nicht um Neuland friedlicher Kulturarbeit zu erschließen, sondern um es kriegerisch zu unterwerfen und selbstsüchtig auszunutzen. Dem Zusammenstoß mit den zur überlegenen Abwehr bereiten benachbarten Kulturstaaten ausweichend, wandte sich das Zarenreich nach Nord, Süd und Ost, und nicht eher kam sein Vorstoß zum Stillstand, als bis die natürliche Grenze des Meeres Einhalt gebot. Peter der Große selbst erreichte die Ostsee, seine Nachfolger gewannen die nördlichen und östlichen Gestade des Schwarzen Meeres. Aber bei dem Binnencharakter der beiden Meere und dem Charakter ihrer territorialen Begrenzung war dem von ursprünglichen Instinkten getragenen Machtdrang mit diesen Erfolgen nicht Genüge getan, die Gewinnung des offenen Meeres war das weitere Ziel.

Von den verschiedenen Wegen, um dieses Ziel zu erreichen, wurde der zum Mittelmeer zuerst betreten und durch die ganze russische Geschichte hindurch stand das Mittelmeerprogramm im Vordergrund. Nicht als ob die Zaren sogleich und unmittelbar die Eroberung Konstantinopels ins Auge gefaßt hätten; die Entwicklung hat sich sehr viel schrittmäßiger vollzogen als gemeinhin angenommen wird. Peters des Großen Blicke blieben vornehmlich auf die Ostsee gerichtet; und die ihm zugeschriebenen Pläne zur Aufrichtung der russischen Herrschaft am Bosporus und an den Dardanellen gehen auf das „Politische Testament" zurück, das eine Fälschung der Napoleonischen Zeit ist. Aber bereits Katharina II. und ihre Generation waren von der Idee erfüllt, daß es die Aufgabe der Zaren sei, die einstige griechische und byzantinische Herrlichkeit am Goldenen Horn zu erneuern, und mit bewußter Hindeutung auf die großen geschichtlichen Vorbilder ließ die Kaiserin ihre beiden Enkel Alexander und Konstantin taufen. Indessen dieses hohe Ziel, das geradezu auf die Erbfolge der Türkei am Bosporus gerichtet war, verband sich von vornherein mit dem

Digitized by Google

anderen: die Herrschaft über die zu befreienden Balkanvölker zu erlangen. Die Mittel, um dieses Doppelziel zu erreichen, haben gewechselt. Von dem religiös bestimmten Drange, die orthodoxen Glaubensbrüder aus den muhammedanischen Fesseln zu lösen, ist man zu rein politischen Bestrebungen weitergeschritten; der eigentliche Inhalt ist immer der gleiche geblieben. Und mit den machtdurstigen Herrschern verfolgte bald auch ein von mystischen Kräften beeinflußter Nationalismus die gleichen Bahnen, um aus den bäuerlichen in die gebildeten Schichten hinübergeführt als Panslawismus eine unheilvolle Rolle zu spielen. In solchen Wünschen trat die Befreiung der nicht russischen Slawen allmählich hinter der Durchsetzung der moskowitischen Herrschaft zurück, und je mehr Rußland in die europäische Anschauungswelt hineinwuchs, um so aktiver wurde diese panslawistische Idee: der Gedanke der Verwirklichung einer alle slawischen Völker umschließenden Einheit unter dem zarischen Zepter.

So ist Rußland seit den Tagen Peters des Großen immer wieder in die Länder der Pforte vorgestoßen; solange es sich nur um die Gewinnung des Gebietes am Schwarzen Meer handelte, meist im Bunde mit Österreich; als es Miene machte, auch den Fuß nach der Balkanhalbinsel zu setzen, in wachsendem Maße von dem Habsburgerstaat und den europäischen Großmächten eifersüchtig überwacht und in seinem Vorgehen gehindert. Trotzdem blieb das Zarenreich auf dem einmal betretenen Wege und mit seiner wirksamen Hilfe vollzog sich Schritt für Schritt die Befreiung der christlichen Balkanvölker. Wenn auch die gegen die Türkei gerichteten Schläge immer wieder von den Großmächten aufgefangen wurden, so wuchs doch die Gefahr, daß der Zar, der als Schützer seiner Glaubensbrüder auftrat und anerkannt wurde, mit Hilfe der befreiten Stämme den Sultan aus Europa hinausdrängen und sich selbst an dessen Stelle setzen würde. In der Zeit des griechischen Aufstandes und der Erhebung des ägyptischen Vizekönigs Mehemet Ali brachte Nikolaus I. Rußland seinem Ziele näher und näher, und weniger das im Landbereiche betroffene Österreich als das in seiner Mittelmeerherrschaft bedrohte England wies den zielbewußten Zaren schließlich in seine Schranken. In der Zeit des Krimkrieges, der Nikolaus' erneuten Vorstoß gegen den Balkan und Bosporus zum Stillstand brachte, hatte der Donaustaat es im Bunde mit England und Frankreich in der Hand, Rußlands Ausbreitung nach dem Süden für immer zu verhindern. Er hätte damals die Fürstentümer Moldau und Walachei gegen mittelitalienisches Gebiet eintauschen können; die kurzsichtige Regierung lehnte es jedoch ab, auf diese Besitzänderung einzugehen, die allem russischen Vordringen nach dem Balkan einen wirksamen Riegel vorgeschoben hätte. In seinen politischen Fragmenten hat Fürst Metternich, der vier Jahrzehnte die Geschicke Österreichs lenkte, dieses Wegweisen des Kaiserstaats aus dem Okzident in den Orient als eine auf die Schwächung der österreichischen Machtstellung abzielende böswillige Politik der Westmächte bezeichnet, und sein gelehriger Schüler Buol hat dazu mit geholfen, eine der versäumten Gelegenheiten zu schaffen, an denen die Geschichte des Donaureichs so reich ist. Auch die Möglichkeit, von Bosnien und der Herzegowina Besitz zu nehmen, wurde entgegen der Anregung des Kardinals Rauscher (1854) und des Feldmarschalls Radetzky (1856) außer acht gelassen. Die alten, auf die Herrschaft in Deutschland und Italien gerichteten Machtziele Österreichs behielten die Oberhand.

Die Folge war, daß nach den Griechen nun auch (1856) die Rumänen ihre staatliche Selbständigkeit gewannen: für Rußland der Ansporn, zu gegebener Zeit seine Pläne nach dem Balkan hin tatkräftig wieder aufzunehmen. Seit den siebziger Jahren richtete Alexander II., von panslawistischen Strömungen vorwärtsgetrieben, von neuem den Blick nach Konstantinopel. Den deutsch-französischen Krieg benutzend, sprengte er die Fesseln des Pariser Vertrags, fügte das Schwarze Meer wieder der russischen Machtsphäre ein und wandte sich von neuem dem Befreiungswerke auf der Balkanhalbinsel zu. Der Panslawismus wurde auch der eigentliche Betreiber des großen Krieges gegen die Türkei (1877/78), aber an das Einverständnis mit Österreich gebunden und von England in die Schranken gewiesen, mußte Rußland die wertvollsten Teile seiner Beute fahren lassen, die ihm der Friede von S. Stefano geschenkt hatte. Die Niederlage des Osmanenreiches führte wohl zur Befreiung Serbiens, Bulgariens und Montenegros, brachte Rußland auf dem Balkan jedoch keinerlei Gewinn, während der Berliner Kongreß Österreich die türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina auslieferte.

Etwas anderes kam hinzu, um die russischen Zukunftsaussichten zu verringern. Die Balkanvölker ließen sich zwar mit russischer Hilfe gern befreien, lehnten es jedoch ab, unter die Botmäßigkeit des Zaren zu treten. Das besondere nationale Interesse der Balkanstaaten gelangte zu unmittelbarem Ausdruck, und es bewahrheitete sich Bismarcks Wort, daß befreite Völker nicht dankbar, sondern anspruchsvoll sind. Der Grund lag nicht nur in dem politisch berechtigten Mangel an Dankbarkeitsgefühl bei den Befreiten, sondern auch in den wohl erkannten, selbstsüchtigen Motiven des Befreiers. Rußlands Staats- und Regierungsprinzip war und ist vor jedermanns Auge offen ausgebreitet. Mit hartem Druck erscheinen die nicht moskowitischen, die sogenannten Fremdvölker, dem russischen Staatswesen eingegliedert. Ihr Volkstum wird nach Möglichkeit unter-

Digitized by Google

drückt und geknebelt, und es gehört überhaupt zum Wesen Rußlands, daß es mit despotischer Kraft und roher Beamtenwillkür gleichzumachen strebt. Nicht Anerkennen nationaler Sonderheit ist Inhalt seiner Staatsidee, sondern gewaltsames Nivellieren zugunsten des herrschenden Großrussentums. Zu je reiferer politischer Einsicht das nichtrussische Slawentum vorwärtsschritt, um so mehr mußten sich die Folgen dieser Erkenntnis geltend machen; am ersten in einem Staate wie Rumänien, dessen Volkstum mit seiner eigenen provinzial-römischen Sprache eine besondere Stellung innerhalb der Balkanstämme einnimmt.

Zu all diesen Momenten trat schließlich die völlige Wandlung, die die Grundlagen des österreichischen Staatswesens in dieser Zeit erfuhren. Erst die seit den sechziger Jahren sich vollziehende Umgestaltung der Donaumonarchie wurde der Ausgang des großen Gegensatzes zwischen den beiden osteuropäischen Großmächten, der unsere Tage erfüllt. Denn was Rußland an tatsächlichen und ideellen Werten zu verlieren schien, konnte Österreich hoffen zu gewinnen. Die Katastrophen von 1859 und 1866 waren über den alten Kaiserstaat hereingebrochen, und aus Italien und Deutschland ausgewiesen, galt es auf den Trümmern des zerschlagenen Baus einen neuen Staat zu errichten. Folgerichtig wuchs nunmehr die Idee des Gesamtdonaustaats empor, die das Habsburgerreich gleichsam als eine neue Ostmark Europas vor gewaltige Zukunftsaufgaben stellte. Denn das Ziel dieses neuen Donaureiches mußte sein: der Zusammenschluß der Völkersplitter an der Pforte des Orients im Sinne der geographischen Einheit und auf der geschichtlich gegebenen Grundlage germanischer Kultur. Die Schicksalsstunde erforderte, daß mit der bisher beobachteten Praxis von Grund auf gebrochen wurde. Es war eine gebieterische Notwendigkeit, daß der Staat auf die wachsenden Ansprüche der reifenden Nationalitäten einging, bis die Entwicklung sich erfüllte, bis die politische Gleichberechtigung der Volksstämme verwirklicht war. Das wurde der eigentliche Inhalt des österreichisch-ungarischen Problems: die Vereinigung von reifen Nationalitäten verschiedenster Rassen in einem Staatswesen zu gemeinsamer Kulturarbeit.

In schweren Erschütterungen ist die Monarchie diesen Weg gegangen. Geschichtliche Vorbedingungen und persönliche Verfehlungen bewirkten es, daß sich die folgenschwere Entwicklung nicht in einem einheitlichen Österreich, sondern in einem dualistischen Österreich-Ungarn vollzog. Die besondere Machtstellung der Madjaren führte dazu, daß Ungarn als ein selbständiger Staat neben Österreich eingerichtet wurde, wenn auch Heer, Flotte und Diplomatie von vornherein gemeinsam blieben. So ist die Entwicklung merkwürdig verschieden verlaufen. In Österreich ist die Ausgestaltung des Nationalitätenstaates bereits zu einem prinzipiellen Abschluß gelangt, wenn auch die tatsächliche Regelung noch unfertig ist, namentlich der deutsch-tschechische Ausgleich in Böhmen fehlt. Grundsätzlich sind die Deutschen, Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Slowenen und Italiener als politisch gleichberechtigte Nationalitäten in der westlichen Reichshälfte anerkannt. In Ungarn dagegen besteht faktisch noch durchaus der Staat mit einem beherrschenden Staatsvolk, den Madjaren, während die übrigen Stämme: die Deutschen, Kroaten, Serben, Slowaken, Rumänen und Ruthenen niedergehalten werden. Die Erkenntnis aber ist gewachsen, daß neben dem gesetzlichen wirtschaftlichen Ausgleich auch ein politischer Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn geschaffen werden müsse, der die staatlichen Grundlagen in der Richtung der Gesamtstaatsidee einheitlich regelt. Nur so kann der Donaustaat auf die Dauer bestehen. Der Krieg wird hoffentlich diesen notwendigen Abschluß der inneren Entwicklung herbeiführen.

Maßgebend dafür ist vor allem die Rückwirkung, die die innere Politik Ungarns bisher auf die auswärtige Politik des Gesamtstaates übte. Österreich-Ungarn war 1866 ein reiner Donaustaat geworden, und unter Führung Julius Andrássys, des großen madjarischen Staatsmannes, wurde es 1878 auch ein Balkanstaat. Indem es namens Europas von Bosnien und der Herzegowina „okkupierend" Besitz ergriff, wurde es erst eigentlich eine osteuropäische Großmacht, aber noch nahm es in Rücksicht auf die Abneigung der Deutschen gegen die Erwerbung neuen slawischen Gebietes davon Abstand, eine weiter vorstoßende Balkanpolitik zu treiben. Es verzichtete auch darauf, von den Rechten vollen Gebrauch zu machen, die es auf dem Berliner Kongreß bezüglich der Besetzung des Sandschaks Novibazar erworben hatte. Nur ganz allmählich lebte man sich in die neue Aufgabe hinein, das unfertige politische und wirtschaftliche Gebilde auszubauen und abzurunden. Seit den neunziger Jahren aber gewann die neue Staatsidee mehr und mehr Geltung. Ausgehend von der Erkenntnis, daß der südosteuropäische Raum einer Einheit bedürfe, formte sich das feste Zukunftsziel, die Völker des Balkans kulturell zu erziehen und für eine Gemeinschaft zu gewinnen. Wie aber war das möglich, wenn man Angehörige dieser Völkerschaften, namentlich Rumänen, Serben und Kroaten, im Innern des Reiches niederhielt? Mehr und mehr trat innere und äußere Politik in scharfen Widerspruch, der bald zum Schaden der staatlichen Interessen wirksam wurde.

Zunächst verfolgte die österreichisch-ungarische Politik kein anderes Ziel als die Erhaltung des durch den Berliner Kongreß geschaffenen Zustandes. Es genügte der Regierung, zu verhindern, daß eine andere Großmacht auf dem Balkan das Übergewicht

Digitized by Google

erlangte, während sie selbst in den neuerworbenen Gebieten echte Kulturarbeit leistete und so die eigene Stellung in Südosteuropa befestigte. Immer wieder fand man sich auf dieser Grundlage mit Rußland ab, das der Hauptrivale blieb, später auch mit Italien, das über die Adria hinüber in die Balkanverhältnisse einzugreifen suchte. Dem Petersburger Abkommen von 1897 und dem Mürzsteger Programm von 1903, die eine österreichisch-russische Gemeinschaft sicherten, entsprachen die 1897 und 1900 mit Italien getroffenen Abmachungen über Albanien. Die Voraussetzung dieses friedlichen Zusammenwirkens war, daß die Großmächte übereinstimmend bestrebt waren, keine umstürzenden Veränderungen auf der Halbinsel zuzulassen. Diese Vorbedingung wurde jedoch hinfällig, als nach 1907 Rußland in starker Offensive wieder nach Konstantinopel vorstieß und als eine jungtürkische Bewegung eine Erschütterung des Balkangebietes hervorrief. Da tat Graf Ahrenthal, der damalige Leiter der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns, den sichernden Schritt, die Annexion Bosniens und der Herzegowina zu vollziehen. In Rücksicht auf Italien aber wurde gleichzeitig der Verzicht auf die Rechte am Sandschak Novibazar ausgesprochen und der aussichtsvoll gegen Süden vorgesetzte Fuß zurückgenommen.

Mehr und mehr wurde die Balkanfrage nunmehr zu der beherrschenden Frage Europas überhaupt. Nicht so sehr die Haltung Österreich-Ungarns trug daran schuld als die folgenreiche Schwenkung, die Rußlands Politik 1907/08 vollzog. Nach den Mißerfolgen des letzten türkischen Krieges hatte sich das Zarenreich von seinen Balkanplänen weg entsprechenden Zielen im fernen Orient zugewandt, aber auch seine Hoffnungen auf die Gewinnung des offenen Meeres im Osten und Süden Asiens scheiterten völlig. Im Kriege gegen Japan (1904/05) brach der russische Koloß zusammen, und die aus der Katastrophe emporwachsende Revolution führte zu einer weiteren Lähmung seiner Kräfte. So ging Rußland vor Japan zurück und verständigte sich mit England. Von panslawistischen Strömungen vorwärtsgetragen nahm es nach Niederschlagung der Revolution seine alte Politik nach dem Balkan hin wieder auf. Nur ungern tat die realpolitische Regierung, die die Enttäuschungen von 1878 und der Folgezeit vor Augen hatte, diesen Schritt. Notgedrungen mußte sie jedoch dem traditionellen, im russischen Volkstum festverankerten Programm sich wieder zuwenden, weil die inneren Verhältnisse Rußlands es erheischten. Denn es ist von grundlegender Bedeutung, daß die Regierung, die gegenüber den radikalen Forderungen der Revolution versöhnliche Reformbahnen einzuschlagen sucht, zum Zusammengehen mit dem Nationalismus gezwungen ist, der das Rückgrat des Einheitsstaates bildet; darauf beruht die gesamte staatliche Praxis des letzten Jahrzehnts, und die großrussische Intelligenz ist deshalb an den verderblichen Folgen durchaus mitschuldig. Um die innere Gesundung des Reiches zu fördern, mußte die Regierung ihre Blicke wieder auf den Balkan richten. Zugleich freilich rechnete sie wohl, mit Hilfe Englands, das seine schützende Hand von der Türkei zurückzog, und mit Hilfe Frankreichs, das, von der Revancheidee geblendet, seinem Verbündeten den Weg nach Konstantinopel freigab, jetzt unter günstigeren Bedingungen die Herrschaft am Bosporus erringen zu können.

Die Rechnung hätte vielleicht gestimmt, wenn Rußland bei seinem Vordrängen nur mit Österreich-Ungarn als Widersacher zu tun gehabt hätte. Aber in jedem der zahlreichen Konflikte, die seit 1908 Europa in Atem hielten und mehrmals bis nahe an den Kriegsausbruch führten, fand Rußland hinter Österreich-Ungarn das mit diesem verbündete starke Deutsche Reich. Die Berliner Regierung erkannte, daß es sich bei der Verwirklichung der von England und Frankreich unterstützten Pläne Rußlands um eine Gefährdung des staatlichen Bestandes der Donaumonarchie handelte, die zugleich eine Bedrohung des eigenen staatlichen Daseins bedeutete, und die weltpolitische Verbindung, die Deutschland seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. mit der Türkei eingegangen war, führte folgerichtig dazu, der Festsetzung Rußlands am Goldenen Horn entgegenzutreten. So wurde aus dem scharfen österreichisch-russischen Gegensatz auch ein erbitterter deutsch-russischer Gegensatz. In Petersburg trat zu dem Schlagwort: „Der Weg nach Konstantinopel geht über Wien“ das ergänzende und erweiternde: „Der Weg nach Konstantinopel geht über Berlin.“ Daher suchte Rußland auf der einen Seite durch den Eintritt in das Einkreisungssystem Deutschland zur Zurückhaltung zu zwingen. Auf der anderen Seite operierte es mit dem Serbien der Karageorgewitsch gegen das Donaureich, gewissenlos den fanatischen Nationalismus der serbischen Gernegroße aufstachelnd und zur unsittlichen Betätigung ermunternd.

Es gelang Österreich-Ungarn dank der engen Gemeinschaft mit dem Deutschen Reich, in der Krise von 1908/09 die großserbischen Pläne zurückzuweisen. In einem Schriftstück, das uns bei Ausbruch des Weltkrieges bekannt geworden ist, mußte Serbien seine Unterwerfung aussprechen und Österreichs Herrschaft in den stammverwandten Provinzen anerkennen. Trotz aller Zusicherungen wurde die minierende Arbeit aber keineswegs abgebrochen und trug insgeheim ihre für den Fortbestand des Habsburgerreichs gefährlichen Früchte. In einer fast unbegreiflichen Langmut ließ die Wiener Regierung die Dinge gehen, und nur die Rücksicht auf die unter den Slawen herrschende Stimmung kann diese Zurückhaltung erklären. Seitdem Rußland unter dem Drucke der Revolution in den Kreis

Digitized by Google

der konstitutionellen Staaten eingetreten war, hatte die panslawistische Bewegung von neuem ihr Haupt erhoben, und neben den Großrussen bemächtigten sich auch die Polen und Donauslawen in gefährlichem Maße der werbekräftigen Idee. Auf dem dritten Panslawistenkongreß zu Prag (1908) kamen die Hoffnungen auf ein umgestaltetes Zarenreich, das nur noch befreien, nicht aber mehr bedrücken werde, deutlich zum Ausdruck. Auch auf die Balkanslawen wirkte dieser Neupanslawismus mit seinen trügerischen Perspektiven erheblich ein, und die russische Diplomatie förderte in Sofia, Cetinje und vor allem Belgrad geflissentlich seine Entfaltung. Es eröffnete sich den betörten Völkern die Aussicht, daß ein Großslawenreich sich verwirklichte, das auf der Grundlage der Autonomie der Einzelnationen aufgebaut war, ähnlich wie sie Österreich-Ungarn zu schaffen suchte. Die Aktion des Balkanbundes hatte in dieser neupanslawistischen Bewegung einen starken Mitantrieb.

Aber eben der Verlauf der Balkankriege von 1912 und 1913 brachte die klare Korrektur dieser Berechnungen. Rußland hatte nach der Niederlage von 1909, mit Zähigkeit an seinen alten Plänen festhaltend, die christlichen Balkanvölker gegen die Türkei mobil gemacht. Der Balkanbund, der im Frühjahr 1912 zwischen Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland abgeschlossen wurde, sollte die Herrschaft der Pforte auf europäischem Boden vernichten, und im Herbst- und Winterfeldzug von 1912/13 ist dieses Ziel im ganzen erreicht worden, wenn auch Konstantinopel selbst den Türken verblieb. Aber der Bund, der nach Rußlands ursprünglicher Absicht gar nicht gegen den Sultan gerichtet sein, sondern diesen vielmehr einbeziehen sollte, hatte zugleich die wichtigere Aufgabe, die österreichischen Bestrebungen auf eine friedliche Expansion nach dem Balkan zu zertrümmern, um einer späteren russischen Oberherrschaft den Boden zu bereiten. Daher wurde nach dem Siege der Verbündeten über die Türkei im zweiten Kriege die Verkleinerung des zu gefährlicher Machtentfaltung emporsteigenden Bulgarien zugelassen, wie 1878 das bedrohlich wachsende Rumänien um das kostbare Bessarabien gebracht worden war; daher sah man eine gegenseitige Aufreibung der vorher Verbündeten im Kampf um die Beute nicht ungern. Das brachte die Wendung. Mit einem Schlage büßte die Idee des Panslawismus ihren Zauber ein. Nur in der von Rußlands Gnaden lebenden großserbischen Bewegung behielt sie die Führung, aber man hat Grund anzunehmen, daß selbst ein mit russischer Hilfe geschaffenes Großserbien sich bald der Botmäßigkeit des Zaren entzogen hätte. Vollends die Ereignisse des letzten Balkankrieges haben die klare Erkenntnis geschaffen, daß der moskowitische Panslawismus die nationalen Sonderbestrebungen nicht anerkennen will und daß die russische Staatsleitung den ideellen Hoffnungen auf eine nationale Selbstbestimmung der Einzelstämme nicht entsprechen kann. Gegenüber allen politischen Bestrebungen eines Fürsten Trubetzkoi und seiner Freunde macht sich das tatsächliche Wesen des russischen Staates entscheidend geltend. Rußland kann nicht die weltgeschichtliche Aufgabe übernehmen, die Österreich-Ungarn begonnen hat zu erfüllen und — will's Gott — zu Ende führen wird. Im Moskowiterreich sind Zarismus und Bureaukratismus das allein Zusammenhaltende. Das aber ist keine Staatsorganisation, die reifende und emporsteigende Völker mit eigener Volksart anlocken kann. Die Zeit russischer Mission im europäischen Südosten ist vorbei.

So wurde der Sieg des Balkanbundes kein Sieg Rußlands. Realpolitiker wie die Minister Kokowzew und Sasonow hatten das vorausgesehen und sich dem panslawistischen Ungestüm immer wieder entgegengestellt. Vergebens. Auch nach der Beendigung der Balkankriege behielten die panslawistischen Kreise die Führung. Von ihnen genährt, setzte die großserbische Bewegung ihre geheime Tätigkeit fort, am Marke des Donaustaats nagend und die Auseinandersetzung erzwingend, die man seit Jahren erstrebte. Ein neuer Balkanbund wurde vorbereitet, der lediglich der Zurückdrängung Österreich-Ungarns dienen und durch die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina für Serbien den Ersatz für diejenigen Gebiete schaffen sollte, die Bulgarien nach dem zweiten Balkankriege hatte abtreten müssen und nun zurückerhalten sollte. Bevor dieses Ziel erreicht wurde, brachte der scheußliche Mord in Serajewo am 28. Juni 1914 die Entladung. Was der hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand als Lebender hatte sein wollen, das wurde er nun als Toter: der zu kräftiger Aktion in die Zukunft weisende Führer seiner Völker und seines Staates. In letzter Stunde ermannte sich Österreich-Ungarn. Das Ultimatum an Serbien vom 23. Juli drängte nach Klarstellung der Lage ein für allemal, und da Rußland, dem panslawistischen Antriebe und der Rücksicht auf sein staatliches Prestige nachgebend, sich hinter Serbien stellte und die Waffenentscheidung wählte, so ist es zum Kriege gekommen.

Der Krieg aber sieht die Völker Österreich-Ungarns als eine Einheit. Die Staatsidee des Donaureichs hat ihre Kraftprobe bestanden. Von kleinen Gegenäußerungen abgesehen, erwiesen sich die Slawen wie die Deutschen, Madjaren und Rumänen als treu dem Staatswesen, das ihr Sonderdasein verbürgt, das ihren Glauben, ihre Kultur, ihre Sprache schützt und schirmt. Die alten panslawistischen Regungen können im Donaulande nicht wiederkommen, denn es hat sich gezeigt, daß der von Rußland gezüchtete Panslawismus nichts anderes ist als herrschsüchtiges Moskowitertum. Es ist zu hoffen, daß auch das nichtrussische Slawentum des

Digitized by Google

Zarenreiches selbst die Konsequenz dieser Erkenntnis ziehen wird, wenn die Stunde dazu gekommen ist.

Rußland kämpft in diesem Kriege um einen ähnlich geschichtlich überholten Anspruch, wie ihn England mit seinem Bestreben vertritt, die britische Alleinherrschaft auf den Meeren aufrechtzuerhalten. Schon jetzt ist zu sagen, daß das Zarenreich für dieses wichtigste Kriegsziel geschlagen ist. Rußlands Rolle in Südosteuropa ist ausgespielt, und der Ausgang des Krieges wird diese Tatsache hoffentlich für immer besiegeln. Das Balkanproblem der Zukunft wird einen neuen Inhalt gewinnen. Nur das Nationalitäten-Donaureich ist imstande ein Staatswesen zu schaffen, das auf der Grundlage der nationalen Sonderheiten und einer wahren Kulturgemeinschaft die Völker Südosteuropas zusammenschließt. Und indem der neue Donaustaat sich mit dem Deutschen Reiche, wie wir hoffen und erstreben, zu einer starken mitteleuropäischen Einheit vereinigt, haben wir Deutsche an dieser Neuordnung unmittelbaren Anteil.

Rußland dagegen muß seine Zukunftsbestrebungen fortan nach Asien richten, und eine deutsche Realpolitik wird ihm bei deren Verwirklichung wirksamen Beistand leisten. Nicht nur um den staatlichen Interessen Rußlands entgegenzukommen, die die Gewinnung des eisfreien Meeres gebieterisch fordern, sondern weil die Front nach Osten seinem besonderen inneren Charakter Rechnung trägt. Ein slawischer Forscher wie Thomas G. Masaryk, vielleicht der beste Kenner slawischen Volkstums und Geisteslebens in unseren Tagen, hat festgestellt, daß das Programm des Panasiatismus den russischen Verhältnissen mehr entspreche als das Programm des Panslawismus. Er hat unzweifelhaft recht. Daß die Erfüllung dieser Zukunftsaufgabe aber sich hauptsächlich in der Wendung gegen Rußlands gegenwärtige Verbündeten England und Japan vollziehen muß, das dürfte uns Deutschen eine besondere Genugtuung sein.

Der harte Hammer

Von

Anna Ritter

Der Sorge harter Hammer traf
Mein Herz bei Tag, mein Herz im Schlaf.

Wenn knospend sich ein Hoffen hob,
Das Erz zermalmend niederstob.

Wenn zag ein Wünschen sich gereckt,
Die schwere Last hat's zugedeckt.

Wenn Sehnsucht träumte, Lust gelacht —
Das Eisen hat sie still gemacht.

Und Tag um Tag und Jahr um Jahr
Mein Herz der Sorge Amboß war.

Die wundert sich: „Was lebst du noch?"
Sprach leis das Herz: „Ich liebe doch."

Herbsttag

Von

Werner v. der Schulenburg

Aus breiten Wipfeln quillt es nieder
Und überhaucht den Wald mit Duft.
Der Boden atmet stille Lieder
In die besonnte Nebelluft.

Es tropft der Tau von allen Zweigen
Und fängt sich im verstrickten Moos.
Verhaltene, bleiche Nebel steigen
Und lösen sich vom Walde los.

Sie streichen als des Herbstes Fahnen
Zu dicht verhüllten Bergen an.
Das letzte Gold der Sonnenbahnen
Schleicht durch den regenfeuchten Tann.

Das darf im Regen nicht erkalten,
Es zittert leis im Feuerfluß;
Es ist das Gold, das still, verhalten,
Auf Königskinder warten muß.

Die kommen durch den Tann geschritten,
Versunken in die duftige Pracht.
Da ist's, als ob in Herbstesmitten
Ein neuer, junger Lenz erwacht.

Vergessen ist das blasse Sterben,
Verweht die letzte Dunkelheit.
Es ziehen junge Sonnenerben
Ins Reich der schönen Menschlichkeit.

Digitized by Google

Bildnis der Frau von Schenk
Gemälde von Prof. Alexander Fuks

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ernſt Liebermann und ſeine Kriegsbilder

Von Fritz von Oſtini

Zu den vielen Begriffen, die dieſer Weltkrieg gründlich umgewertet hat, gehört auch der der Kriegsmalerei, der künſtleriſchen Darſtellung der Kriegsereigniſſe. Die guten, wie die böſen Geiſter, die wir im Geiſte aufragen ſehen hinter den Geſchehniſſen des Krieges, ſind viel zu ungeheuerlich, als daß wir heute ſchon zu ihnen den nötigen Abſtand gewinnen könnten. Nur wenigen iſt es geglückt, ſie hin und wieder jetzt ſchon ſozuſagen sub specie aeternitatis anzupacken. Nur eins iſt ſicher: das Schlachtenbild alten Stils hat ſich überlebt. Dieſer Krieg verträgt keine Phraſe, keine anſpruchsvolle Gebärde. Ein wenig mag das damit zuſammenhängen, daß er für uns etwas ſo furchtbar Ernſtes iſt und auch damit, daß er uns Deutſchen die Wahrheit noch heiliger gemacht hat, als ſie uns ſo ſchon war. Wir wollen nichts ſehen, was irgendwie theatraliſch zurechtgemacht wäre. Und die Wahrheit da draußen iſt alles eher als dramatiſch, von Einzelepiſoden natürlich abgeſehen. Die Schlachtfelder ſind leer für das Auge. Es iſt ein Krieg in Grau. Der Schlachtenmaler, der anno Siebzig an die Front ging, oder zu Hauſe nach Kriegsberichten und nach, in bunte Uniformen geſteckten Modellen ſeine Bilder zuſammenbaute, hatte Farben in Menge für ſich; ein Faber du Faur bei uns, ein Neuville bei den Franzoſen, konnten ihren Bildern die prachtvollſten koloriſtiſchen Klänge geben, ohne der Wahrheit Gewalt anzutun. Und heute? Erdfarbene Krieger, lehmgelbe Gräben, unſichtbar gemachte Geſchützſtellungen, Feſtungen, die man nicht ſieht, ehe man über den erſten Drahtverhau geſtolpert iſt! Kampf in der Erde, Kampf unter der Erde, Kampf in den Lüften! Das iſt alles im Sinne jener alten Kriegskunſt nicht maleriſch. Es muß erſt maleriſch gemacht werden. Trotzdem wird

Offiziersunterſtand im Schützengraben bei Ailles

Digitized by Google

an der Front soviel gemalt und gezeichnet, wie kaum je, nein, sicher wie nie zuvor. Ungezählte Künstler stehen selbst unter den Fahnen und viele andere, von unsern Besten und Tüchtigsten, haben ihre Skizzenblocks und Staffeleien bis mitten ins Granatfeuer vorgetragen, arbeiten in den Etappenorten und Feldlazaretten und erzählen uns mit Stift und Farbe von dem Großen und vom Kleinen, vom Grausigen und Rührenden, wie von den mancherlei Humoren, die sie draußen beobachteten. Und dieses schlichte Material, das sie heimsenden, diese ungeschminkten Wirklichkeitsschilderungen sagen uns, ergreifen uns mehr, als das kühn bewegte Schlachtenbilder mit wild sich bäumenden Pferden und Knäueln stürzender, ringender Menschenleiber könnten. Wir wissen durch jene, wie es unsern Lieben draußen geht, mit welcher selbstverständlichen Ruhe und Organisationskunst unser prachtvolles Heer sich — uns! — gegen den verzweifelten Ansturm der Übermacht verteidigt. Wie dies Material einmal, wenn die Ruhe des Friedens und der nötige Abstand zu den ungeheuren Geschehnissen gewonnen ist, verwertet werden soll zu höheren künstlerischen Zwecken, weiß kaum noch einer. Fritz Erler hat bedeutsame Lösungen der Frage in monumentalem Sinne gefunden — aber nicht alle wollen, können oder sollen monumental sein. Und die Frage, wie eine Bildmäßigkeit in dieser Sache, die über die Vergrößerung der unmittelbaren Skizze hinausgeht, gewonnen werden könne, bleibt noch offen.

Zunächst also ist es die Aufgabe unserer Kriegsmaler an der Front, künstlerisches Material in möglicher Fülle und mit möglicher Treue der Naturwiedergabe einzuheimsen. Wer die sicherste, leichteste Hand, die meiste Begabung zu gewissenhafter Sachlichkeit hat, wird da die beste Arbeit liefern, d. h. also derjenige Künstler, dem die Wahrheit höher steht als irgendein artistisches Interesse. Als einer, der für solche Aufgaben ganz besonders geschaffen war, kam der Münchener Maler Professor Ernst Liebermann an die Front. Er begab sich anfangs April auf den westlichen Kriegsschauplatz und blieb dort bis Mitte Juli. Die Fahrt führte ihn zunächst nach den Schlachtfeldern von Sedan, nach Bazailles; er sah mit Staunen überall die gesprengten Maasbrükken und deren Ersatz durch Neubauten unserer unübertrefflichen Pioniere. In Laon wurde er dem

Beobachtungsstand für Flugzeugabwehr

Digitized by Google

Dorfſtraße in Monthenault

Oberkommando der 7. Armee unter Generaloberſt von Heeringen, deſſen Konterfei er auch gemalt hat, zugeteilt. Die neue Umwelt berührte den gaſtlich aufgenommenen Künſtler zunächſt wohl etwas fremd. Er hatte bisher alle erdenklichen Dinge dargeſtellt — nur noch keine Soldaten, fand ſich aber bald in die Lage und arbeitete friſch drauf los, zuerſt nach Motiven aus ſeiner nächſten Umgebung. Und bald fand er Stoff genug — iſt Ernſt Liebermann doch einer der fruchtbarſten und vielſeitigſten Künſtler, die wir haben, als Graphiker, wie mit der Farbe. Er hat ſich lange mit Vorliebe als Schwarzweißkünſtler betätigt, viel illuſtriert, Landſchaften, Architekturen und Menſchen in eigenartig feſtem, poſitivem Stil gezeichnet, die Schilderung romantiſcher alter Bauten, Burgen und Schlöſſer als Spezialität geübt. Als Maler widmete er ſich dem gleichen Stoffgebiet, aber nun kamen Frauenakte, Bildniſſe, Innenräume und alles ſonſt noch Malbare dazu. Und eines iſt ihm bei ſeiner Betätigung im Felde noch beſonders zuſtatten gekommen: ſeine wirklich alle Vorſtellung überſteigende Arbeitskraft und ſeine Fähigkeit, flink zu arbeiten. Er ſagt ſelbſt, daß er nicht anders als ſchnell malen kann, und wer einige Überſicht über ſein Werk hat, wird das ſelbſtverſtändlich finden. Wie einem andern die flüchtige Arbeit mißlingt, ſo mißlingt ihm die, bei der er ſich müht. Mit ſolcher Veranlagung lernt man die Dinge raſch am rechten Ende anpacken, im voraus ſein Ziel kennen, das Weſentliche auf den erſten Blick ſehen. Und mit dieſer Veranlagung war Ernſt Liebermann auch der richtige Maler für die Aufgaben da draußen, wo die Minute genützt, unter dem Vielfältigen das Charakteriſtiſche herausgefunden und das Werk auch unter den mißlichſten Begleitumſtänden zu Ende gebracht werden muß. Er war wie zum Chroniſten des Wunderbaren und Vielgeſtaltigen gemacht, das der moderne Krieg bedeutet, gleich befähigt das Bezeichnende der Kampfgefilde getreu feſtzuhalten, wie die ſeltſamen Einzelheiten des Kriegsapparates, die Architektur viel-

Digitized by Google

genannter Orte und deren Trümmer, charakteristische Gestalten aus der Reihe der Unseren, wie aus der Schar der Feinde — oder sagen wir der Gegner, denn die Gefangenen und Verwundeten, die in unseren Händen sind, rechnen wir nicht mehr zu den Feinden! Auch eine ganze Anzahl lebensgroßer Studienköpfe in Öl brachte Ernst Liebermann von seiner Reise zur Front mit, und sie sind meist weit genug getrieben, um als fertige Bildnisse gelten zu können. Es gehört zu seiner Art, die Dinge mit Blei oder Pinsel fertig zu machen, soweit das unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist und soweit er seinem Vorbild irgend etwas abgewinnen kann. Auch Liebermanns Studienarbeiten sind fertig; es ist bezeichnend für ihn, daß seine Studien mit Vorliebe „bis in die Ecken ausgemalt" sind, daß er nicht Flächen leichtherzig mit Farberesten der Palette zustreicht, sondern immer lieber etwas auf seiner Leinwand nach Hause trägt, was im Notfall als Bild gelten kann. Die hier wiedergegebenen Bleistiftstudien, etwa die „Kathedrale von Laon", die maskierte Fliegerabwehrkanone mit dem Beobachtungsstand im Baumwipfel, der Offiziersunterstand im Schützengraben — das alles ist gewiß ohne jede Mühseligkeit gemacht, und man spürt, daß die zeichnende Hand nicht lange zu suchen hatte, sondern Strich für Strich auf Anhieb sicher an den rechten Platz setzte. Aber alles ist fast aktenmäßig genau und gibt den Eindruck: So sieht es aus — anders kann's gar nicht aussehen!

Mit solchem Rüstzeug also kam der Künstler an die Front. Vom Oberkommando der 7. Armee weg wurde er zum Stabe der 123. Division eingeladen, die damals in St. Etienne sur Suippes lag, und von hier aus kam er weiter vor ins Kampfgebiet, zeichnete unter anderem im Fort Brimont vor Reims, das er deutlich vor sich liegen sah. Hierauf ging es von Laon nach Monthenault, dessen Dorfkirche hier in farbigem Bilde wiedergegeben ist, und von da weiter an die Front, nach Cerny und den dicht dahinter liegenden Orten, wie Neuville, Chamouille, Paucy usw. In den Gefechtslinien bei Craonne, Hurtebise, Ailles und anderen Orten hat Liebermann ebenfalls fleißig gezeichnet, dann wieder in Etappenorten, besonders Laon, Bildnisse von Offizieren des Oberkommandos und des Oberbefehlshabers geschaffen. Später besuchte er Valenciennes, Lille, Ostende, wo es ihm gegönnt war, das Innere eines Unterseebootes zu sehen, machte Ausflüge nach Blankenberghe, Middelkerke und sah das verträumte Brügge jetzt im Kriegszustande wieder, das er vorzeiten im Frieden schon als Maler bewundert.

Gefangener französischer Infanterist, verwendet als Krankenwärter im Hotel Dieu in Laon

Im Laufe dieser Monate konnte also Ernst Liebermann aus nächster Nähe

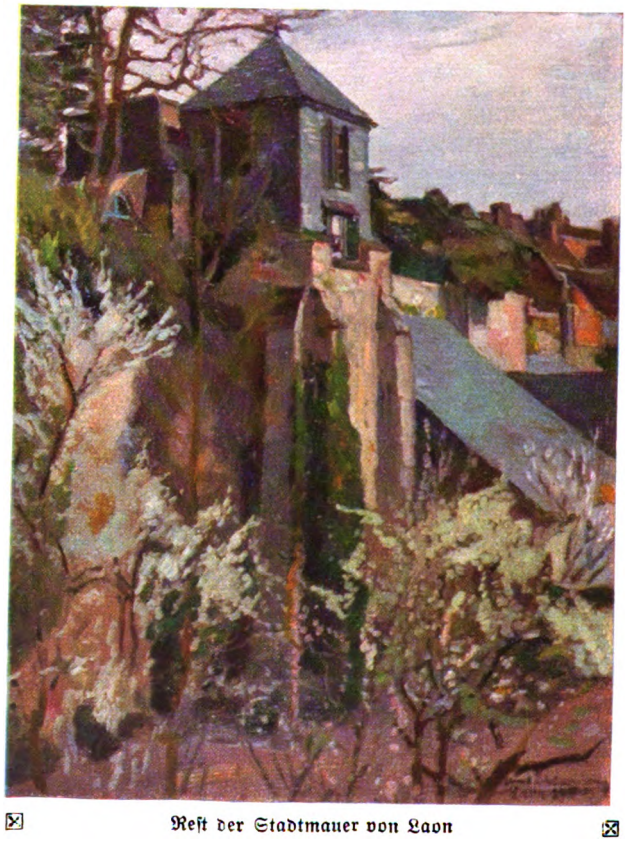
Digitized by Google

Mondnacht in Frankreich 1915. Auf der Terrasse der Präfektur in Laon

Digitized by Google

alles beobachten, was den Krieg von heute kennzeichnet, und die kleine Bilderreihe, die hier wiedergegeben ist, eine Auslese aus viel umfangreicherem Material, gibt einen guten Begriff von der Art und Weise, wie er das alles künstlerisch anpackt, wenn auch nicht von der Fülle des Geschaffenen und Erlebten. Welch ein Schatz von Erinnerungen mag für den Kriegsmaler an solchen Bildern hängen! Die Skizze „Mondnacht auf der Terrasse der Präfektur von Laon" entstand wirklich in der Nacht nach einem idyllischen Abend mit Waldmeisterbowle, den der Künstler mit verschiedenen Herren des Stabes, auf den vergoldeten Prunkstühlen der Präfektur ruhend, dort zugebracht.

Suippeslandschaft bei St. Etienne



Rest der Stadtmauer von Laon

Und ein anderes Mal machte er seine Studien wieder im Geschützfeuer, in Schützengräben, 30 Meter vom Feinde. In seinen Zeichnungen und Bildnissen von verwundeten Feinden oder Gefangenen spiegelt sich das Mitleid mit den einzelnen Opfern des Krieges, dem der Maler in Briefen an die Lieben in der Heimat immer wieder Ausdruck gab, aus seinen Bildnissen deutscher Soldaten und Führer spricht die stolze Zuversicht auf unser Heer. Aber immer führt ihm eine gewissenhafte, ernste Sachlichkeit die Hand. Wir erfahren von Ernst Liebermann, wie die Dinge im Felde aussehen — was hinter ihnen steht und was heute im Bilde noch keiner fassen kann, sucht er nicht zu ergründen. Und, wie gesagt: nur die Kriegsmaler, die so zu Werke gingen, haben uns bis jetzt Befriedigendes von draußen hereingebracht.

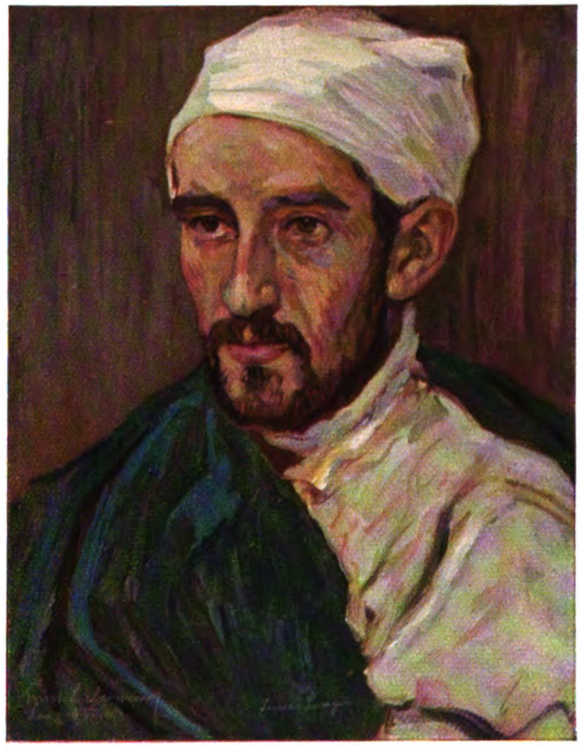
Digitized by Google

Diese sachliche Klarheit kennzeichnete Ernst Liebermanns künstlerische Arbeitsweise von allem Anfang an, kennzeichnete sie sogar, als er als Romantiker der Landschaft noch auf ganz anderen Bahnen ging, als der Ton des Volksliedes noch durch seine Bilder klang. Er ist immer glaubhaft gewesen, auch wo er erfand, wo er nicht unmittelbar die Natur wiedergab, wie er es heute fast immer tut. Von seiner Schwärmerei für die Romantik der Burgen war schon die Rede. Aber, ob er sie im Mondscheinzauber oder im Tageslicht schilderte, sie erschienen nicht unwirklich und fabelhaft, wie etwa die Ritterburgen aus der Zeit Moritz von Schwinds, sie standen bei allem Stimmungsreiz, der sie umspielte, fest und sicher da, daß jeder fragen mußte: Wie heißt diese Burg, wo ist sie gelegen? Für phantastische Unwirklichkeit ist sein architektonisches Gefühl zu stark — und dieses architektonische Gefühl wird auch im Aufbau seiner Landschaft offenbar. Auch die hat immer ihre feste und logische Form gehabt, wirkt als gesehen, auch wenn sie komponiert war, was in den Anfängen des Malers übrigens öfter geschah als später. Er hat sich immer näher an die Natur herangearbeitet, die ihm zuerst nur Grundlage seines Studiums war und die er heute unmittelbarer wiederzugeben, aber auch mehr nach ihren Tiefen und Stimmungswerten, ihren farbigen Möglichkeiten auszuschöpfen sucht. In der Landschaft betont er gerne den deutschen Charakter, und die weit überwiegende Mehrzahl seiner Motive stammt ja auch aus deutschem Lande, aus dem bayerischen Alpenvorlande, von den Ufern der Donau, des Bodensees, aus Franken, dem Salzkammergut usw. Auch in deutschen Städten und Städtchen malte er fleißig, und das große Architekturbild ist eine seiner Besonderheiten geworden: die Stadt München, Landshut, Regensburg gaben ihm Motive für große, breit und sicher hingelegte Architekturbilder von großer und ruhevoller dekorativer Wirksamkeit, Bilder, die das Malerische des Gegenstands uns nahebringen und dazu doch scharf und treffsicher gestaltete, bildnisgetreue Wiedergaben der betreffenden Städtebilder sind. Dem Künstler, der sich von Jahr zu Jahr deutlicher einer rein malerischen Ausdrucksweise zuwendete, kommt es dabei sehr zustatten, daß er vom Zeichnerischen ausgegangen ist — im Gegensatze zu gar vielen Neuen und Neuesten, die mit der Farbe Wunder tun wollen und dabei die Form geringzuschätzen vorgeben — weil sie diese nicht beherrschen!

Französischer Soldat der Territorialarmee

Digitized by Google

Ernst Liebermann ist nicht nur zuerst als Graphiker in der Öffentlichkeit bekannt geworden, auch seine ganze Entwicklung hat ihn solchen Ausdrucksmitteln zuführen müssen. Er ist am 9. Mai 1869 zu Langemüß in Sachsen-Meiningen geboren worden und wuchs in Gotha auf. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er zu Berlin in der Kunstschule und dem Kunstgewerbemuseum — erst dann kam er auf die Kunstakademie der Reichshauptstadt. Wir kennen — zumal in München — eine



Schwerverwundeter Franzose

ganze Reihe von Malern, deren Namen heute hohe Geltung haben und die ebenfalls an der Kunstgewerbeschule zuerst sich bildeten, straffe Formgebung lernten und sich dann erst nach und nach zu feinerer malerischer Auffassung durcharbeiteten. Gerade solche werden als Maler selbständiger, entwickeln leichter und weniger beeinflußt von Tagesströmungen ihre Eigenart, weil sie sich auf ihrer Grundlage sicher fühlen. Auf der Akademie hatte Liebermann, der, nebenbei gesagt, mit Max Liebermann in keiner Weise verwandt ist, Woldemar Friedrich, Böse und Scheurenberg als Lehrer. Von diesen dreien hat ihn wohl keiner auf die Dauer beeinflußt; auch sein malerisches Handwerk hat er kaum von ihnen. Nach sechs Semestern akademischen Studiums erhielt Liebermann eine silberne Medaille und den Auftrag, für die Akademie in Dresden einen Van Dyck zu kopieren. Von da ab bildete er sich auf Reisen weiter, gewann dadurch seine Vielseitigkeit, seine Liebe zur Landschaft und sein eigentümliches Verständnis für deren Charakter, der auf seinen Bildern stets ebenso sorgfältig herausgearbeitet erscheint, wie das, was man mit einem etwas unklaren Ausdruck die „Stimmung“ zu nennen beliebt. Bald hielt er sich in seiner thüringischen Heimat auf, bald ging es wieder nach Paris, Nordfrankreich und Belgien, Gebieten, die er jetzt unter ganz anderen Bedingungen wiedersehen sollte, und Italien. 1897 ließ er sich dauernd in München nieder. Bestimmend für seine Richtung in der Landschaft wurde nun das Studium des bayerischen Voralpenlandes, in dem er sich schließlich auch einen idyllischen Sommersitz geschaffen hat — zu Beuerberg, im Isartal. Als Ende der neunziger Jahre bei uns eine starke Bewegung für deutsch abgestimmte Zeichenkunst einsetzte, von welcher die Erscheinungen des Jungbrunnen, des Theuerdank usw. zeugten, arbeitete er unendlich vieles in jener Art. Man trieb da Romantik, aber keine nebelhafte, sondern eine kerngesunde. Nicht nur der Ton des Volksliedes klang durch viele Blätter, die der unermüdliche Zeichner Ernst Liebermann mit Stift und Feder und auf Stein zeichnete, auch der Geist kernig echten Volkstums, der in erster Linie heiße Heimatliebe bedeutet. Man sagte diesen Zeichnungen nach, daß sie „geradezu statt aus dem Gefühl eines einzelnen aus dem Empfinden des Volkes gearbeitet scheinen“. Wer die ganze Fülle der Arbeiten Liebermanns kennt, weiß

Digitized by Google

Französische Leuchtkugel bei Courtecon

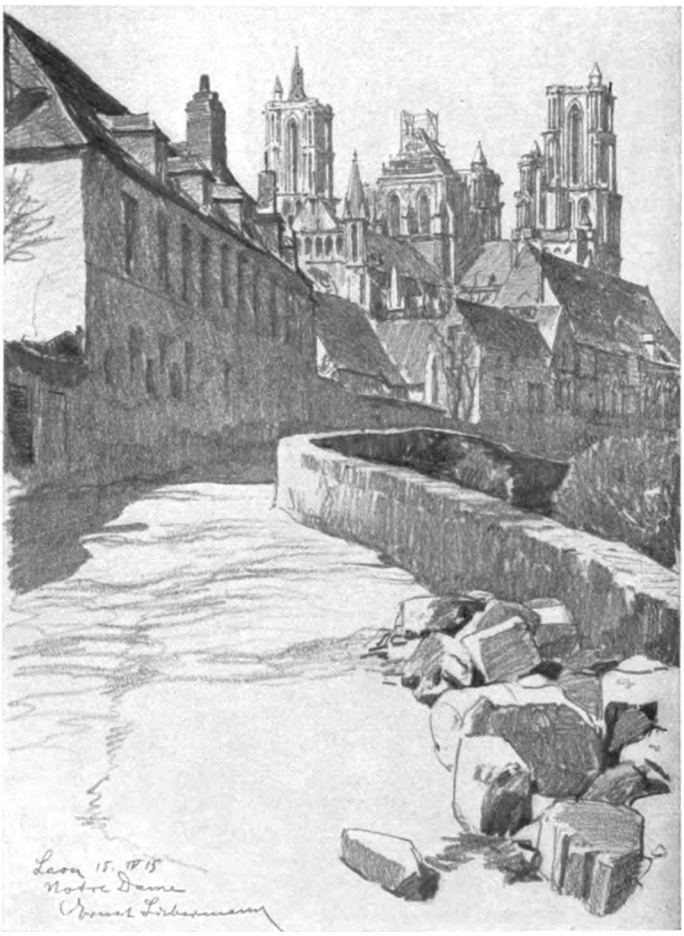
freilich, daß diese ein geschlossenes Ganze, das Werk einer Persönlichkeit ist und unter dem vielen, was damals in verwandtem Geiste geschaffen wurde, hatten seine Arbeiten ihr unverkennbares eigenes Gepräge. Auf seinen Wanderfahrten Stoffe und Anregungen sammelnd, suchte er zuerst nicht die großen Städte auf, er unternahm Entdeckungsfahrten in weltverlorene, malerische alte Winkel, in trauliche Dörfer, die sich so recht innig der Heimaterde anschmiegten, zu einsamen, im Grünen gelegenen Bauten, Burgen, Höfen und Kirchen, suchte sich schöne alte Bäume von knorriger Eigenart, freute sich an der Poesie der Landstraße, die dem Zeitalter des 50 PS-Wagens immer mehr verloren geht und der er nicht weniger als zehn Blätter in einem der wertvollen Theuerdank-Hefte gewidmet hat. Für diesen Theuerdank, den Fahrten und Träumen deutscher Maler, zeichnete Ernst Liebermann noch drei andere Serien, zehn Blätter unter dem Titel „Allerlei Wetter", zehn weitere aus „Deutscher Märchenwelt" und ein Dutzend Blätter „Alt München". Nicht die Großstadt München hat er in diesen Zeichnungen geschildert, sondern die leider immer mehr schwindenden Reste der alten Kleinstadt an der Isar, trauliche Architekturbilder aus den alten Ecken und Gassen und Höfen, Kirchen und Fürstenschlössern, die noch, wenige Schritte abseits vom Tageslärm, den Geist einer stilleren und behaglicheren Vergangenheit bewahrt haben. Für die Sammlung „Jungbrunnen", die ebenfalls, wie der „Theuerdank" bei Fischer & Franke erschienen ist, hat Liebermann zwei Bändchen beigesteuert: „Heimaterde, der Heimat Lob in Liedern mit Bildern von E. L." und „Goldene Zeit, der Liebe Lust und Leid in Liedern mit Bildern von E. L." Auch eine kleine Mappe mit farbigen Steinzeichnungen gab der Künstler im gleichen

Laon mit der Kathedrale, von der Landstraße nach N. D. de Liesse gesehen

Digitized by Google

Verlage heraus. Eine davon „Der Abschied“ hat ganz den Hauch der Wandererpoesie, die durch seine ausgesprochenen Volksliederzeichnungen weht, etwa das Blatt „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus“ oder die „Maiennacht“, „Das Schloß am Meer“. Mit Vorliebe taucht er schon als Graphiker seine alten Schlösser und hochgiebligen Städtchen, die auf jenen Blättern aus der Heimat selten fehlen, in den weichen Schimmer des Mondscheins, und als Maler liebt er das blaue Mondlicht noch heute — wie wir sahen, hat ihn diese Vorliebe sogar auf den Kriegsschauplatz begleitet. Seine Schwarzweißkunst erprobte er noch mannigfach als Illustrator, auch sind mancherlei schöne Exlibris und Merkzeichen vorhanden, die seine Hand entwarf. Seiner engeren Heimat hat ErnstLiebermann mit ganz besonderer Hingabe seine Kunst gewidmet, indem er den schönen „Thüringer Kalender“ durch sieben Jahrgänge mit seinen Zeichnungen ausstattete, auch schuf er farbige Steinzeichnungen als Wandschmuck für verschiedene Verleger — kurz, sein Werk als Illustrator ist ungemein umfangreich und hier durchaus nicht seinem vollen Umfang nach auch nur anzudeuten.

Als Maler pflegte er zunächst die Landschaft, auf die er ja auch vorher den Schwerpunkt seines Schaffens gelegt hatte, gab aber dabei selten unmittelbare Wirklichkeit wieder, sondern stellte, aus Erinnerungsschätzen schöpfend und seinen eigenartig sicheren Instinkt für die Struktur der Landschaft nützend, sich seine Motive frei zusammen. Der Eindruck war dann doch immer der der Wahrheit. Er selber sagte von sich: „Meine Bilder entstehen fast immer ganz frei aus dem Innern heraus, das Studienmalen soll mich nur zu immer größerer Fähigkeit erziehen, das, was ich sagen will, auch glaubwürdig zu sagen.“ Von einer ganzen Anzahl Liebermannscher Landschaften, namentlich solcher aus etwas früherer Zeit, gilt das uneingeschränkt: Da ist die mit dem Hügelland und dem Regenbogen vor schiefergrauem Himmel (1901), ist die „Gebirgsstraße“ mit Schnee und aufgehendem Mond, das Bild „Neuschnee“ mit der Burg auf trotziger Felsenhöhe, der „Wanderer“, der die Straße hinzieht unweit einem alten Städtchen mit Fachwerkbauten, die



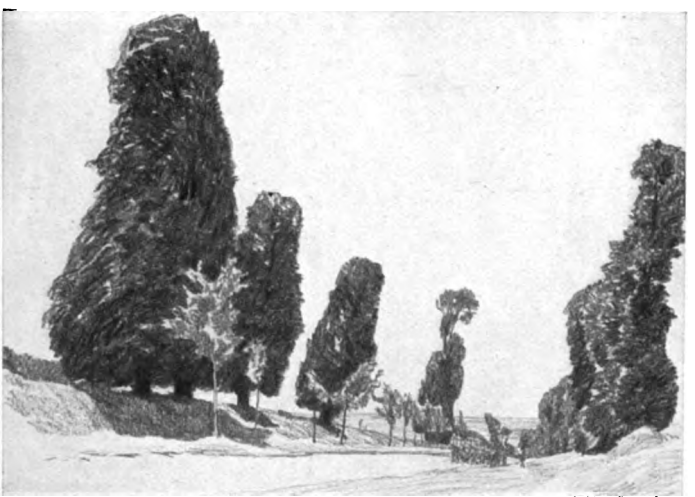
Notre Dame von Laon

Digitized by Google

Schlafender Grenadier

schönen, poesiedurchwehten Landschaften „Waldidyll“ und „Deutsches Land“, das „Schloß am Wasser“, die „Landschaft an der Donau“ mit ihrem prächtigen, zwischen Bäumen durchgesehenen Ausschnitt, die „Belgische Windmühle“ usw. Die Zahl dieser „aus dem Innern heraus“ gesehenen Landschaften ist groß. Einen anderen Typ haben die, welche bestimmte Örtlichkeiten zum Vorwurf haben. Auch sie verklärt meist der Zauber einer reizvollen Beleuchtung, aber die Formen sind dann natürlich streng und wahrheitsgetreu gezeichnet. Das vornehme Nymphenburger Schloß, das nicht weit von des Künstlers Münchener Heim liegt, hat dieser in Mond- und Sonnenlicht, in Herbst- und Sommerfarben, von Osten und von Westen gemalt, Städtebilder von Landshut und dem alten, schönen, dem Reisenden viel zu wenig bekannten Regensburg sind porträttreu und doch malerisch, nichts weniger als nüchtern aufgefaßt. Desgleichen eine Ansicht des unweit von Nymphenburg gelegenen Münchener Waisenhauses, eines hervorragend stattlichen Baues aus einer Zeit, die mit den imponierendsten alten Schloß- oder Klosterbauten in Wettbewerb treten kann. Auch seinem geliebten Isartal hat Liebermann in den letzten Jahren Bilder abgewonnen, die ungeschminkte Wirklichkeit porträtmäßig wiedergeben — bekanntlich brauchen Bildnisse aber nicht nüchtern zu sein!

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigen den Maler auch figürliche Probleme. Zu seinen koloristisch, im allgemeinen „malerisch“ besten Stücken gehören Innenraumbilder mit Figuren, meist Frauen in farbigen Gewändern, wie das „Schloßinterieur“, „Am Treppengeländer“, „Auf der Treppe“, die „Modellpause“ mit dem kleinen Mädchen, das in einem Bilderheft blättert, und vieles andere. Ein anderes Bild schildert eine „Malerin“, die im Freien an einer Mondscheinstudie arbeitet und eben ihre Palette aufsetzt. Studienköpfe allerart entstanden dazwischen, sei es nach Modellen im Atelier, sei es nach Erscheinungen, die ihm auf seinen Wanderfahrten begegneten, wie etwa die „Mädchen aus dem Walsertal“. Auch an Porträtarbeiten fehlt es nicht in seinem Werke. Daß er



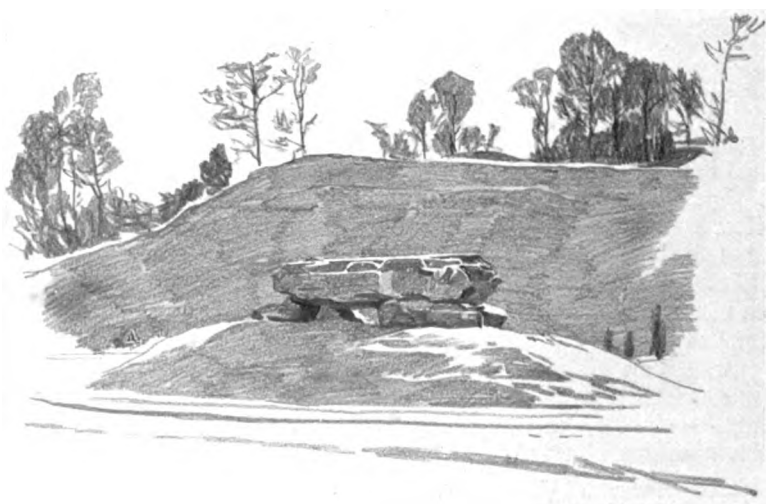
Landstraße bei Marle

Digitized by Google

sich seine eigenen Familienmitglieder, Gattin und Kinder an die Staffelei nahm, versteht sich fast von selbst. Eins seiner bekanntesten Bildnisse ist das des Kunsthistorikers Dr. Kötschau. Aus den letzten Jahren stammt eine Anzahl größerer Tafeln mit lebensgroßen Figuren: „Das Urteil der Paris", eine Atelierszene mit einem jungen Maler und drei entkleideten oder sich entkleidenden Modellen, „In der Faschingszeit", zwei lustige hübsche Frauen in Biedermeierkleidern, die sich eben zum Feste schmücken, und der koloristisch merkwürdige „Akt im schwarzen Mantel". Es rührt ferner von Ernst Liebermanns Hand eine stattliche Zahl von Akten und Halbakten, im Raum, wie im Freien, große und kleine her. Seine Vorliebe für das kühle, geheimnisvolle Mondlicht bewährt er auch hier: er läßt eine schlummernde Nymphe im blauen Mondenschimmer am Bachufer ruhen, stellt ein andermal eine schlanke nackte Frau im gleichen Licht ans Fenster ihrer Stube usw. Ein Halbakt von auserlesenem farbigen Reiz ist das Mädchen am „Waldquell". Besonders feiner Zauber des Lichtes umspielt die keusche nackte Figur in dem Bilde „Parkmärchen" von 1904.

Auch dekorative Aufgaben hatte der vielseitige Künstler zu lösen, z. B. für das neue Universitätsgebäude in Jena ein Monumentalbild zu schaffen, das den Astronomen Professor E. Weigel mit seinen Schülern hoch oben auf dem Observatorium und tief unten das alte Kollegiengebäude der Universität geschickt auf verhältnismäßig knappem Raume zusammenbringt, ohne den Maßen Gewalt anzutun. Als im Jahre 1908 die große Münchener Ausstellung alle bayerischen Gewerbe und Industrien sozusagen „in künstlerischer Aufmachung" vorführte, übernahm Ernst Liebermann die Ausschmückung des Raumes für Hopfenbau und wählte sich als Thema seiner großen fünf Wandbilder einen „Feiertag der Hopfenzupfer" im fränkischen Hopfenlande. Ein Fest dieser wilden und abenteuerlichen Gesellschaft mit der seltsamen Travestie einer Königskrönung, mit Tanz und Trunk und Geigenspiel, Gruppen in modernem Gewande, aber ein wenig beseelt von der mittelalterlichen Romantik der Spielmanns- und Bettlertage, hat Liebermann in seinen Wandbildern geschildert und dafür den rechten, lustigen und derben Stil gefunden. —

So blieb ihm kein Gebiet der Malerei fremd, und das einzige, was etwa bisher in seiner Lebensarbeit noch fehlte, die „Kriegs- und Soldatenschilderung" hat er nun gelegentlich seines Aufenthaltes an unserer Westfront nachgeholt. Oder wenigstens die Vorarbeiten dazu in anderthalbhundert wertvollen Studien gemacht! Und dafür, daß er aus diesem Material in Zukunft Dinge herausarbeiten wird, die für die Dauer wertvoll sind, bürgt sein reiches Können!



Gedenkstein für die Gefallenen in Fort Brimact vor Reims

Digitized by Google

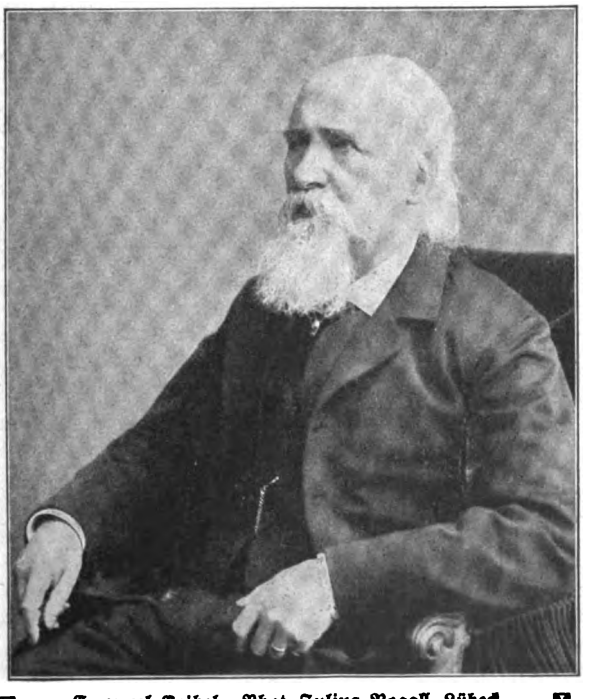
Der Reichsherold. Von Carl Busse

Zu Emanuel Geibels hundertstem Geburtstag

„Im Weinmonde des Jahrs, da man achtzehnhundert und fünzehn
Schrieb und des Leipziger Siegs Feier zum andern beging,
Ward ich geboren zur Welt in mitternächtiger Stunde.
Klar durchs Fenstergewölb' blickten die Sterne herein.
Froh des Gottesgeschenks empfing mich die liebende Mutter,
Und im stillen Gebet hielt mich der Vater empor,
Während die Glocke vom Turm zu Sankt Marien mit zwölffach
Dröhnendem Schlag den Beginn grüßte des festlichen Tags."

Siegesfeiern und Kirchenglocken, als der erste Schrei des Neugeborenen in diese Welt drang. Siegesfeiern und Kirchenglocken, als der singend verkündete Lebenstraum des Mannes sich 1870/71 erfüllte. Siegesfeiern und Kirchenglocken heute, da ein Jahrhundert nach seiner Geburt ablief und Prophetenworte wahr werden, die er vor zwei Menschenaltern gesprochen hat.

Dieser Emanuel Geibel war immer ein Hätschelkind des Glückes oder wenigstens dessen, was die landläufige Meinung also benennt. Bis weit über den Tod hinaus ist sein Glück, wie wir staunend erlebten, ihm treu geblieben. Wäre sein hundertster Geburtstag in die lange Friedenszeit gefallen, die dem Weltbrand vorausging, so hätten viele, viele keinerlei Weg und Steg zu ihm gefunden. Nun jedoch, inmitten des größten aller Kriege, da die vaterländisch-sittlichen Gedanken allen andern voranstehen, da die Not das religiöse Empfinden stark entfacht und vertieft hat, nun findet der fromme und patriotische Sänger zu seinem Gedächtnistag auch wieder unzählige Herzen, die ihm als dem gläubigen Herold des Reiches geöffnet sind. Von neuem leuchten die Sterne, die über seiner Geburt standen; von neuem die Sterne, denen er sein Leben lang treu blieb. Wie Theodor Körner, den er besungen hat, braucht er seine Stunde. Und die Stunde ist ihm geworden.



Emanuel Geibel. Phot. Julius Rogall, Lübeck

Der Vater, der in der Nacht des 17. Oktobers 1815 über dem eben eingetroffenen Knäblein, seinem siebenten Kinde, betete, war der lübeckische Pastor Johannes Geibel. Man schildert ihn als einen ernsten, pflichttreuen Hirten seiner Gemeinde, der, obwohl selber streng schriftgläubig, doch jeder Verketzerung abhold war. Durch feurige Beredsamkeit soll er seine Zuhörer oft hingerissen haben. Seine feine und nette, heiter bewegliche Hausfrau, eine lübeckische Kaufmannstochter, hatte das Blut französischer Emigranten in sich: ihr Ahnherr war von den Gestaden der Loire um seines Glaubens willen an den Main gezogen. Und merkwürdig, gerade die Dichter, die als Erbteil einen Tropfen französischen Blutes empfangen haben, sind die Verkünder der preußisch-deutschen Staatsidee geworden: Willibald Alexis, Theodor Fontane, Emanuel Geibel. Ihr Deutschtum hat sich durch den Zusatz fremden Blutes nicht vertieft, aber es ist gleichsam seiner selbst bewußt geworden, während das völlig unvermischte deutsche Wesen häufig einen aus seiner Geschichte erklärlichen Mangel an staatlich-politischem Denken aufweist.

Es ist ferner wichtig, daß Emanuel Geibel in einer sehr kinderreichen Familie aufwuchs. Er stand von vornherein in einem großen Kreise, dem er sich einzupassen hatte. Er war kein einzelnes und einsames Kind, das auf sich selbst zurück-

Digitized by Google

gedrängt wird, sondern er war eins von vielen, das sich im ständigen Verkehr mit seinesgleichen auf normale und natürliche Weise entwickelte. Bei seinen Anlagen führte das früh zu einer gewissen Abgeschliffenheit; er ward eine heiter-gesellige Natur, die gern Freundschaften pflegte, sich überall mit gesellschaftlicher Gewandtheit zurechtfand und mit wahrem Vergnügen zu allen liebenswürdigen Unterhaltungen eines versammelten Kreises beitrug. Auch darin ist er eigentlich den meisten unserer Lyriker entgegengesetzt.

Ein lebendiger und ausgelassener Junge wie jeder andere, spielte er „dämmernde Jahre des Glücks" in den Gärten am Fluß und auf den lindenbeschatteten Wällen der alten Hansestadt. Das städtische Gymnasium gab ihm eine gediegene klassische Bildung mit. Man muß doch überhaupt sagen, daß niemals und nirgends altklassische Bildung der Entwicklung eines deutschen Nationalgefühls im Wege gestanden hat — ganz im Gegenteil. Die besten Griechen und Lateiner sind meist auch die besten Deutschen gewesen. Der junge Geibel war ein Musterschüler. Schon in der Untersekunda erregte er die Aufmerksamkeit durch ein längeres Gedicht, das die Empfindungen des Germanicus beim Anblick des römischen Lagers im Teutoburger Walde darstellte. Und bereits diesem Gedichte sagt man eine bestechende Leichtigkeit der Form nach. Auch der vielgesungene „Zigeunerbube im Norden" („Fern im Süd das schöne Spanien") stammt noch aus der Schulzeit. Man sieht schon hier, wie dem jungen Dichter die Poesie vornehmlich die Kunst des Maßes und der Form ist.

Aus dem Musterschüler ward ein Musterstudent. Ein Student, der sogar mit dem bescheidenen monatlichen Wechsel regelrecht auskam, was doch wahrhaftig allen akademischen und lyrischen Traditionen ins Gesicht schlägt. Der Pastorjunge befleißigt sich der Gottesgelahrtheit, hört daneben aber römische und griechische Literaturgeschichte und wandert von Bonn aus durch die schöne rheinische Landschaft. Nur geistig anregenden Verkehr vermißt der Gesellige, deshalb bezieht er mit väterlicher Erlaubnis die Universität Berlin. Hier bleibt die Theologie links liegen; altphilologische, literatur- und kunstgeschichtliche Studien treten an ihre Stelle; vor allem ergeben sich zahlreiche Beziehungen zu zeitgenössischen Berühmtheiten. Wenn man an das Leben denkt, das nicht allzulange später Gottfried Keller und Wilhelm Raabe im gleichen Berlin geführt haben, so sieht man den Unterschied der Naturen. Geibels geselliger und gefälliger Art erschließen sich alle Türen. Liebenswürdig und bescheiden, gewandt und begabt, pietätvoll und von angenehmem Äußeren — so tritt er in die Kreise der literarischen Gesellschaft. Der alte Chamisso, Bettina von Arnim und ein Dutzend andere Persönlichkeiten nehmen ihn unter ihre Fittiche; man ebnet ihm jeden Weg. Er hat den Wunsch, gleich seinem Freunde Ernst Curtius das Land der Griechen kennen zu lernen, und schon wird ihm wie auf dem Präsentierteller zu glänzenden Bedingungen eine Hauslehrerstelle in Griechenland angeboten. Er braucht nur zuzugreifen.

Eigentlich sind diesem Hans im Glück auch später die gebratenen Tauben immer von selbst in den Mund geflogen. Sowie sich ihm eine ernsthafte Sorge in den Weg stellt, findet sich auch sofort jemand, der sie ihm abnimmt. Niemals darf sich seine Kraft in irgendwelcher Not stählen. Er kommt von Griechenland nach Hause und weiß nicht recht, was er beginnen soll — da empfängt er die Einladung auf ein gastliches Schloß, wo er nach eignem Bekenntnis alles findet, „was ein Poet nur bedarf: Muße und Geselligkeit, Sorglosigkeit und Freiheit in schöner Natur, Teilnahme und freudiges Vertrauen!" Als diese schöne Zeit zu Ende geht, denkt er mit einem Stoßseufzer daran, daß er sich nun für einen festen Beruf entscheiden müsse. Aber schon kommt die gebratene Taube: ohne sein Zutun hat ein gefälliger Freund vom König von Preußen für den jungen Dichter eine lebenslängliche Pension von 300 Talern jährlich erwirkt — „zur ungehemmten Fortsetzung seiner poetischen Laufbahn". Im Alter von 27 Jahren kann unser Lyriker also schon ein behagliches Rentierdasein führen, den Einladungen des kunstfreundlichen Hochadels folgen und ohne rechte Beschäftigung Besuchsfahrten zu literarischen Kollegen ausführen. Aber der Pastorsohn hat einen zu starken sittlichen Kern, um sich auf die Dauer bei solchem Leben zu behagen. Er fühlt selbst, daß es nicht genug Schwere hat. Und da er schließlich auch heiraten will, so beschließt er, der inzwischen 36 Jahre alt geworden ist, sich ernsthaft um eine bürgerliche Existenz zu kümmern. Doch sein ewiges Glück tritt ihm auch hier in den Weg. Prompt trifft seitens des Königs Maximilian von Bayern die Berufung an die Münchener Universität ein. Auch das doch bloß eine Sinekure. Für ein bedeutendes Gehalt wird wenig verlangt. Die „Ehrenprofessur" war nur geschaffen, damit das Kind einen Namen hatte. Tatsächlich wollte der König zum höheren Glanze seiner Hauptstadt und zu eigener Anregung nur einen Kranz von Berühmtheiten in München versammeln. Fünfzehn Jahre hat Geibel in der bayerischen Hauptstadt gelebt, immer doch bodenfremd und ohne feste Verwurzelung. Die politischen Gegensätze spitzten sich dann mehr und mehr zu, und als er 1868 in einem Gedicht an Wilhelm I. die Hoffnung aussprach:

„... Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Von Fels zu Meer dein Adler zieht!"

da war er in München unmöglich. Sein Gehalt ward sistiert. Er verlor die sichere Grundlage seines Daseins. Doch kaum hörte

Digitized by Google

Wilhelm I. davon, als er sich auch beeilte, einzugreifen. Ende Oktober hatte Geibel von Bayern die erbetene Entlassung erhalten; Anfang November meldete ihm das preußische Kultusministerium, daß der König ihm einen lebenslänglichen Ehrensold von 1000 Talern jährlich ausgesetzt habe. So geht es weiter ... Schlag auf Schlag. Kein dunkles Gewölk kann sich entwickeln. Es braucht sich nur am Horizonte zu zeigen, und sofort blasen es helfende Winde von dannen. In litteris ist es nicht anders. Als junger Mann gibt Geibel ein Gedichtbuch heraus. Er hat damit einen Erfolg, wie kein deutscher Lyriker vor oder nach ihm. Einen Erfolg, von dem er selbst sagt, daß er in gar keinem Verhältnis zum Wert der Gedichte stünde. Er schreibt ein Drama, das heut niemand mehr verteidigen wird, und erhält dafür den großen Schillerpreis. Als er stirbt, wird er von seiner Vaterstadt wie ein Fürst begraben, und Lorbeerkränze des deutschen Kronprinzen und des eisernen Kanzlers sinken auf seinen Sarg ...

Von tausend Dichtern hätte kaum einer dieses Leben ohne innere Schädigung ertragen können. Man muß alles auf der Welt bezahlen, und das sogenannte „Glück" meistens am teuersten. „Palma sub pondere crescit", heißt ein altes schönes Sprichwort. Hätte der glückliche Geibel mehr Last und Mühe, mehr Schwere und heilige Not in seinem Dasein kennen gelernt, so wäre das seiner Begabung gewiß zugute gekommen, hätte sie gestärkt, vertieft, fester verankert. Aber man muß doch immer das eine bewundern: die Entwicklung des Talentes hat unter der allzu reichen Gunst der Götter wohl gelitten, — der Charakter *nicht*! Je mehr Zeugnisse aus der Geibelzeit ans Tageslicht treten, um so heller, reiner, fleckenloser strahlt das wahrhaft vornehme Wesen des Dichters. Mag man Keller oder Storm, Heyse oder sonstwen lesen: sie alle sind einer Meinung und neigen sich vor dem ehrlichen, bescheidenen, immer hilfsbereiten Menschen.

Daß gegen den Riesenerfolg des Lyrikers eines Tages ein ebenso gewaltiger Rückschlag erfolgen mußte, war selbstverständlich. Geibel wußte wohl, daß er ein Letzter war, daß er nur noch einmal zusammenfaßte, was die Sänger vor ihm gesungen hatten. Er tat es in einer Form, die sich durch Wohllaut und Harmonie in jedes Ohr schmeichelte, die sofort in den allgemeinen Besitz der Nation übergehen konnte. Eine solche schnelle und breite Wirkung ist natürlich nur möglich bei einer Abgeschliffenheit und leisen Unpersönlichkeit, die dem Originelleren und Tieferen ausweicht. Geibel sang, was allen gemeinsam war. So wie er die Natur sah, so wie er die Liebe fühlte, so sahen und fühlten sie die Menschen seiner Tage. Und so wie er Anschauungen und Empfindungen ausdrückte, so drückte sie bald jedermann aus. Alles sang in seinem Tone. Ein Menschenalter lang wurde seine Form die lyrische Ausdrucksweise Deutschlands. Unzählige Mitläufer der Literatur ahmten sie nach, trivialisierten sie und schminkten sich eine seichte äußerliche Harmonie an, die auf ein neues Geschlecht verlogen wirkte. Und die kleinen falschen Geibels, die es wie Sand am Meer gab, haben dem richtigen Geibel bei der großen Abrechnung bitter geschadet. Sie sind mit schuld daran, wenn das ihm folgende Geschlecht mit Händen und Füßen sich gegen ihn wehrte, wenn uns so vieles in seiner Lyrik schablonenhaft erscheint. Aber die Schablone hat er selber geschnitten.

Das wollen wir nicht vergessen. Gewiß läßt sich vieles gegen Geibel sagen, doch nicht nur an seinem hundertsten Geburtstag, sondern überhaupt in dieser Zeit ist es nötiger und wichtiger, darauf hinzuweisen, was *für* ihn spricht. Deshalb wollen wir ihn weniger kritisieren, als uns schlicht und herzlich dessen freuen, was ihm gelang und was bis heute noch Leben atmet. Jeder wird darunter seine besonderen Lieblinge haben. Ich für meinen Teil freue mich des Wanderliedes „Der Mai ist gekommen"; freue mich der Rheinfahrt („Ich fuhr von St. Goar"), freue mich des harmonischen Zusammenklingens von Natur und Geist in den „Herbstlich sonnigen Tagen". Auch manches volltönige „Gebet" spricht zu meiner Seele — wie sollte dergleichen auch einem Manne nicht gelingen, dessen Liederborn nach eigenem Geständnis aus dem Felsen der Kirche quillt! Und wer wird an dem „Bildhauer des Hadrian" vorübergehen, in dem Geibel seine eigene Tragik gestaltete? Wer kein Behagen empfinden vor den Eutiner und Lübecker Idyllen, vor der humorvollen „Seeräubergeschichte"? Wer endlich wird dem großen weltgeschichtlichen Gemälde, das meisterhaft im „Tod des Tiberius" entrollt wird, seine Bewunderung versagen?

Trotzdem: wenn heut der Name Emanuel Geibel genannt wird, denken wir nicht an diese Gedichte. Der sanfte Naturlyriker und der keusche Minnesänger, der formenreiche Balladiker und der ausgezeichnete Übersetzer des klassischen Liederbuches — sie sind verdrängt und beiseite geschoben. Über sie alle hinaus wächst der getreue Heroldsrufer, dem die dreigeteilte Fahne des Deutschen Reiches zu Häupten rauscht. Mit dem Augenblicke, wo dieses Reich seiner schwersten Prüfung entgegenging, wo wir alle dafür hoffen und fürchten und zittern lernten, mit dem Augenblicke stieg auch klirrend der alte Sänger und Verkünder der deutschen Einigung aus seinem Grabe. Was er einst in Sehnsucht, in Hoffnung, in dunklen und hellen Stunden gesungen hatte, kannten wir alle, doch es hatte nur selten noch eine unmittelbare Wirkung, weil das Ziel erreicht war, weil wir Jüngeren von gar keinem anderen Zustand als dem des sicheren Besitzes mehr wußten. Nun jedoch, als es dem Reiche ans Leben gehen sollte, drängte sich mit übermächtiger Gewalt uns allen auf, was es für uns be-

Digitized by Google

deutete. Zu jedem Opfer bereit, erhob sich die Nation. Und aus der Verstaubung langer Gewohnheit schälte sich wieder das blanke Ideal, das die Väter ersehnt, besungen, erkämpft hatten. In Not und Gefahr sahen wir es noch einmal mit den Augen derer, die vor uns waren. Und siehe — alle die Verse, die wohlbekannten Verse, die Geibel dem Vaterlande gewidmet, mit denen er die Entwicklung des nationalen Gedankens begleitet hatte, sie bekamen ein neues Gesicht, eine tiefere Färbung, eine stärker bedrängende Kraft. Sie wurden ästhetisch nicht besser und nicht schlechter, aber sie hatten eine Stimmung, eine Gewalt, eine Unterströmung neben sich, die wir niemals gespürt hatten. Über jedes historische Begreifen hinaus lernten wir unmittelbar fühlen, was diese Gedichte für unsere Väter bedeutet haben: daß sie ein Mundstück waren für viele tausend stumme Seelen, daß sie unzählige Herzen erlösten, unzählige wach erhielten und auf die große Stunde der Entscheidung vorbereiteten. Indem sie eine solche, wahrlich nicht geringe Aufgabe erfüllten, haben sie in der Zeit ein großes Werk getan. Wie man auch die dichterischen Anlagen Geibels bewerten mag — als Herold des Deutschen Reiches, als Sprecher seines Volkes, als der singende Mund seiner Zeit hat er sich eine historische Stellung begründet, die nicht erschüttert werden kann. Und mehr und mehr tritt es zutage — gerade auch durch die Zeit, in der wir stehen —, daß man den Hauptnachdruck auf die Zeitdichtung, auf die politische und nationale Poesie Geibels legen muß, um ihm ganz gerecht zu werden. Er, in dem das sittliche Gefühl unvergleichlich stärker war als das leidenschaftlich-ursprüngliche, kann sich mit unseren elementaren Lyrikern nicht messen. Aber die allgemeinen sittlichen und vaterländischen Empfindungen, die das Geschlecht seiner Tage bewegten, haben durch ihn den getreuen Ausdruck erhalten, und das macht ihn unsterblich, weil es ihn aufs innigste mit der deutschen Geschichte verknüpft. Er selbst hat in den Nachlaßgedichten ahnungsvoll das Wort gesprochen:

„Rosen gewann ich mir einst von den Fraun als Sänger der Liebe,
Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis!
In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung
Dreißig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich!"

Schon als Jüngling, in einer Zeit, die auf solche Töne nicht gestimmt war, hat er in Sorgen und Sehnen an Vergangenheit und Zukunft des Vaterlandes gedacht. Er hat Friedrich Rotbart im Kyffhäuser beschworen, der aufs neue „das heil'ge Deutsche Reich" gründen würde. Er hat vom klassischen Boden Griechenlands der Heimat ein Türmerlied entgegengesungen, in dem er sie mahnt, das Schwert zu jeder Stunde bereit zu halten, denn von Ost und West drohten dunkle Gefahren, und der Tag des Kampfes sei nicht weit. Er hat Schill als Morgenstern der Freiheit besungen. Und immer voller rauschten bald die Saiten seiner politischen Harfe. Aus dem Jahre 1843 stammt ein Rheinlied, in dem er wieder auf die „murrende" Wolke im Westen deutet und mit dem Losungswort Vorwärts ein Schwert in jede Faust drücken möchte, „daß Jenas Schmach sich nicht erneue!" Wenig später singt er sein „Protestlied für Schleswig-Holstein" mit dem Kehrreim: „Wir wollen keine Dänen sein — Wir wollen Deutsche bleiben!" Und aus der „Septembernacht"-Vision im Lübecker Ratskeller (1845) erwächst ihm die kühne Hoffnung eines einigen stolzen Deutschlands, das mit seinen Heerschiffen das Meer befährt. In den unruhevollen Jahren um 1848 predigt er sich selbst Geduld; von seinem konservativ-christlichen Standpunkte aus tritt er den revolutionären Gedanken und Dichtern entgegen — neben dem Grafen Strachwitz der einzige, der sich der Zeit widersetzte. Und auch derjenige, der das zeitliche Recht bei Herwegh und Freiligrath sucht, wird den männlichen Bekennermut Geibels hochachten. Von ihm stammt jener Aufschrei, der durch Bismarck so herrliche Erfüllung fand: „O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!" Er ist es, der von vornherein erkennt, daß das Deutsche Reich nicht durch Lieder und Schützenfeste, sondern nur durch Blut und Eisen geschaffen werden kann. Deshalb will er dreimal die Stunde segnen, wo es in Feindesland hineingeht, deshalb ruft er:

„Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein! —
Deutschland ist todkrank — schlagt ihm eine Ader!"

Aus dem gleichen Gedankengange heraus preist er Theodor Körner, der sein Volk aus tatenloser Schande emporreißen durfte, fügt er in eine Kantate den Gesang des deutschen Heeres ein: „Hie Deutsches Reich für immer!", wirft er seine tapfren Sonette „für Schleswig-Holstein" in die Wagschale — Sonette, in denen er schon von dem „einigen Riesenkampf um Deutschlands Ehre" träumt. Es war zu früh. Und die bösen fünfziger Jahre schienen alle Hoffnungen der Patrioten zu begraben. Da erhebt Geibel bittre Klage. Der Gedanke an die verlorene deutsche Ehre, die „bei Schleswig" irgendwo eingescharrt liegt, treibt ihm das Blut heiß ins Angesicht, und bitter bemerkt er zur „Konferenz von London" (1852):

„Wo Franzmann, Brit' und Russe
Nach ihrem Sinn getagt,
Da ziemt's, daß man zum Schlusse
Gehorsamst Amen sagt."

Aber immer mahnt er: Halte die Hoffnung fest auf jenen Morgen, „der bei klingendem

Digitized by Google

Schwerterstreich im zerstückelten Vaterland neu aufrichtet das Deutsche Reich!" Immer fragt er: „Wann wird die Eiche grün? Wann wird im deutschen Garten die Kaiserkrone blühn?" Inbrünstig klingt dieses „Wann, o wann?" durch seine ganze politische Lyrik. In den vierziger Jahren hatte er die Frage in dem prachtvollen „Lied des Alten im Bart" gestellt:

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser."

Doch die Herzen, die hier nach dem Tage Ausschau halten, die beklommen fragen, wann der Kaiser die schön geschmückte Braut Deutschland heimführen würde, warten vergebens. In den fünfziger Jahren wird die fragende Sehnsucht dann fast noch drängender, und deutlicher entschleiert sich das Ziel, auf das die Zeit hindrängt:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

— — — — — — — —

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord?
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord?"

Und wie eine Antwort auf die Frage tönt 1859 jenes Lied, das uns 1914 fast prophetisch anmutete, das viele unsrer neuen Kriegsliedersammlungen eröffnet:

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du nicht dich selbst verlassen!"

Als spräche eine Stimme aus dem Grabe stolz und ermutigend zur Nation, klang besonders der Schluß in die Augusttage von 1914 hinein:

„Schlage, schlage denn empor,
Läut'rungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!"

In einem späteren Gedicht von 1861 wird eine große Hoffnung in den berühmt gewordenen Worten ausgesprochen: „Und es mag am deutschen Wesen — Einmal noch die Welt genesen." Langsam ward die Zeit dann reif. Der Krieg mit Dänemark kommt wie ein Auftakt zu größeren Kämpfen. Jauchzend schlägt das Herz des Dichters ihm entgegen, und wie erlöst nach vielen bangen Stunden kann er bald das „Lied von Düppel" anstimmen: „Was brausen und jagen die Wasser der Schlei? — Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei!" Nur schweigt sein Jubel bald, denn von fern hört er schon „das Dröhnen eherner Schicksalsfäden", und eindringlich mahnt er: „Haltet Mut und Schwert bereit! — Eisern, eisern ist die Zeit!" Beklommenen Herzens sieht er die notwendige Auseinandersetzung von 1866 nahen, aber der Krieg selbst gibt ihm kein Lied. Um so lauter erhebt er seine Stimme nach dem reinigenden Gewitter. Noch ist das Werk erst halb getan, noch muß das ganze deutsche Land „vom Schnee der Gletscher bis zum Bernsteinmeer" einig sein und ein Kaiser darüber walten. Doch erst muß der „graue Habicht vom Seinestrand" erlegt sein.

Auch diese letzte und höchste Erfüllung seiner Jünglings- und Manneträume wird dem Alternden zuteil. Er darf die Julistunden von 1870, die deutschen Siege, die ersehnte Errichtung des deutschen Kaisertums noch erleben und mit seinen Liedern begleiten. Wir kennen diese Lieder ja alle: das Kriegslied „Empor, mein Volk! Das Schwert zur Hand!", den Preis der Augustsiege: „Habt ihr in hohen Lüften den Donnerton gehört?", das choralartige Sedangedicht „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!", und endlich die Jubelhymne an das neue Kaiserreich: „Nun wirf hinweg den Witwenschleier!"

Gewiß hat der Jüngling das unerfüllte Ideal schöner und bezwingender besungen, als der Alternde das erfüllte. Die Sehnsucht ist lyrisch immer stärker und fruchtbarer als der Besitz. Aber keiner war mehr berufen, als Sprecher der Nation des Poetenamtes zu walten, als jener Dichter, der die Reichsgründung wie eine eigene Lebenserfüllung spüren mußte. Damit hatte er alles, wofür er ein Menschenalter die Saiten gerührt hatte, in Frucht gesehen, und es mußte ihm scheinen, als könne er nun die Harfe niederlegen.

Seit dem 6. April 1884, an dem er den letzten Atemzug tat, ist über ein Menschenalter verflossen. Was er einst, vor einem halben Jahrhundert, im Traum gesehen:

„..... getrost zu neuen Siegen
Sah ich schon den Doppelaar
Mit dem Aar der Zollern fliegen,"

es ist Wahrheit geworden. An seinem hundertsten Geburtstag werden wir dem Sänger der Liebe keine Rosen streuen, aber dem Herold des Reiches wollen wir gern, und ohne daß sich einer ausschließt, das erbetene Reis, den grünen Bruch unserer Eichen, auf die Gruft legen.

Digitized by Google

Ihr Patensohn

Skizze von Auguste Supper

Der Berndorfer Hof ist ein kleines, weltentlegenes und wenig ertragreiches Gut, das mit seinen paar breitbedachten Häusern, Scheunen und Ställen in einer warmen, flachen Mulde liegt. Ausgefahrene Ackerwege führen auf die mit Korn und Kartoffeln bestandenen Breiten hinaus, auf die paar Hopfengärten und Baumwiesen, die zum Gut gehören. Aber keine Straße ist da, die aussieht, als ob sie in die weite Welt, ins laute Leben hinausstrebe. Selbstgenügsam, ein wenig eigenbrötelig und ein wenig abweisend sieht das Besitztum aus, das seit Menschengedenken der freiherrlich von Berndorfschen Familie gehört und von bäuerlichen Pächtern schlecht und recht im überkommenen Stil der Väter bewirtschaftet wird.

Man erzählte sich Geschichten von dem einsamen Gehöft. Abenteuerliche und dunkle Dinge aus der Schweden- und der Franzosenzeit. Dann — als Gefolge jener blutigen Tage — ungreifbare, schattenhafte Gerüchte, die wie Nebelfetzen aufstiegen, nirgends standhielten und beständig ihre Gestalt wechselten.

Die jetzige Herrschaft des Gutes bestand aus Mutter und Sohn. Sie waren die letzten ihres Geschlechts. Die Mutter eine hochgewachsene, weißhaarige Frau mit einem blassen, edlen Gesicht, das geformt und in seinem Ausdruck bestimmt schien von einem reichen innerlichen Leben, von verschwiegenen Kämpfen und errungenen Siegen.

Der einzige Sohn war, wie die meisten seiner Vorfahren, Offizier, Major in einem einfachen Regiment, nicht mehr jung, unverheiratet, seiner Mutter auf eine nüchterne und selbstverständliche Weise zugetan, ein stiller, trockener Mann, dem seine Pflicht und seine Liebe zu den Pferden das Leben voll machten.

Das einzige, was er sich an Überschwang leistete oder was allenfalls für Überschwang hätte gelten können, war seine Anhänglichkeit an den Fleck Erde, der seinen Namen trug. Mit einer Inbrunst und Lebendigkeit, die ihm sonst fremd war, liebte er das kleine, wenig ertragreiche Gut, das keine Reichtümer barg und einbrachte, keine anderen Reize aufwies, als den, daß es durch viele Geschlechter hindurch den Berndorf gehört hatte.

Der alten Baronin war dieser Zug im sonst so durchsichtigen und einfachen Wesen ihres Sohnes immer wieder ein Grund zu verschwiegener Freude. Zu einer Freude, wie man sie etwa empfindet, wenn man eine schöne und seltene Blüte mitten unter nüchternen und schmucklosen Kräutern entdeckt. Die große und auf keinerlei materiellem Hintergrund ruhende Heimatliebe des Sohnes war der weißhaarigen Frau die einzige, aber ausreichende Gewähr dafür, daß er tiefer verankert sei, als sein sonstiges, allzu trockenes Wesen vermuten ließ, und daß er Blut von ihrem Blut in sich habe, nicht nur dasjenige des Vaters, der ein gewandter Herrenreiter und bekannter Sportsmann, sonst aber nichts gewesen war.

Wie ein sicherer und vertrauter Hafen für alle Sturmzeiten erschien der Mutter und dem Sohn das Gut in der grünen, entlegenen Mulde. Darum zog, als der Krieg ausbrach und der Sohn an die Front mußte, die Baronin sofort aus der Stadt, wo sie sonst mit ihrem Einzigen zusammenlebte, auf den Hof. Ihre alte schwerhörige Magd Sofie brachte sie mit und den kleinen grauen, häßlichen Rattenfänger, der unter dem geringelten Stirnhaar aus zwei klugen, schönen, dunklen Augen in die Welt schaute.

Wenn der Abschied vom Sohn für die alte Frau schwer gewesen war, so trug sie doch die Spuren dieses Leides nicht aufdringlich in die Einsamkeit heraus. Sie mochte wohl auch dieses Erleben einreihen und sich zurechtlegen, wie schon so vieles, was über sie dahingegangen war und was ihr andere Maßstäbe in die Hand gab, als die Ungeprüften anzulegen pflegen.

In ein paar bescheidenen, an die Scheune angebauten Stuben hausten Herrin, Magd und Hund. Die niederen, fast ärmlich ausgestatteten, aber weitläufigen Räume hatten eine seltsam dumpfe, von süßlichem Geruch durchzogene Luft, die durch keine geöffne-

Digitized by Google

ten Fenster zu vertreiben war. Durch die geweißten Decken liefen dunkle Balken, auf denen verschnörkelte Blumenranken in unwahrscheinlichen Farben gemalt waren. Alte vergilbte und zerfressene Stiche und Drucke hingen auf den verschossenen, fast farblosen Tapeten. Eine Judith, die starren Blicks den Kopf des Holofernes hochhält, ein jugendlicher David, der im flatternden Gewand vor dem finsteren, mit zackiger Krone geschmückten Saul die Harfe spielt, ein schreitender Löwe im Wüstensand, der über bleichende Knochen hinweg einer fernen Oase zustrebt, und als Gegenstück ein springender Tiger in den Dschungeln. Es waren die Bilder, die schon alt und vergilbt von den Wänden gegrüßt hatten, als die Baronin blutjung, lebensunkundig und lebensgierig zum erstenmal als Braut den bescheidenen Stammsitz der Berndorf betrat.

Die Fenster der Wohnstube gingen gegen Westen. In den aufglühenden Abendhimmel konnte man hier sehen und über den alten, buschumwachsenen Krautgarten hin. Dieser Garten war die stille Liebe der Baronin. Der Garten der Erinnerung hieß er in ihrem Herzen. Nicht als ob sie jemals Besonderes darin erlebt hätte. Schon als sie ihn zum erstenmal sah, als noch keinerlei persönliche Vergangenheit sie mit ihm verknüpfte, schon da hatte er ihr in aller Verschwiegenheit das Herz abgewonnen. Das damals noch so leicht entflammte, rasch aufglühende, unruhige Herz, das überallhin seine heißen Strahlen aussandte. Die verwilderten Hecken, die stillen Beete im Sonnenglast, die Rabatten voll altertümlicher, wuchernder Blumen, die ihr ungehemmtes Leben führten, bis ihnen der erste Reif die Köpfe sengte, der heiße, scharfe Ruch der Buchsstreifen an den grasigen Wegen, das Rauschen, Schwirren, Summen im blühenden Lindenbaum am Zaun, all die Stille, die doch war wie tausendfaches Leben und gebändigte Leidenschaft, ließ in dem jungen Mädchen dereinst und in der weißhaarigen Frau von heute eine Welt emportauchen, die nicht das Jetzt und kein bewußt durchlebtes Einst war. Die in einer größeren und geheimnisvolleren Tiefe lag als sonstiges Vergangene. Dieses lautlose Spiel, dieses Quellen aus verschütteten Schächten, das nicht Erinnerung war und doch ein Band zu Fernem, Versunkenem knüpfte, es hatte einst der jungen Braut das Herz bewegt zum seligen Träumen und Ahnen. Der alt und einsam gewordenen Frau aber war es lieb und heilig wie eine Verbindung mit der Ewigkeit, die ihre Kinder an leisen, niemals zerreißenden Fäden hält und führt durch alle Vergänglichkeit hindurch.

Aber der Major, der jedes Unkraut auf den Äckern und jede krumme Furche sah und tadelte, er liebte den Garten in seiner Verwilderung nicht. Er sprach nicht davon, denn er wußte um die Vorliebe seiner Mutter.

Aber er spürte keine Ehrfurcht vor den eigenen stillen und verborgenen Gesetzen, die zwischen den Hecken und Beeten galten, er hätte am liebsten alle nüchternen Regeln der Wirtschaft von draußen auch hier innen eingeführt.

Die Baronin fühlte das, und sie vermied es, mit dem Sohn im alten Garten zu sein. Manchmal, wenn er mit straffem Tritt und klingendem Sporn vom Hof und den Ställen her durch das knarrende Pförtlein am Zaun trat, war es der Mutter, als müsse sie ihn zurückdrängen, ihn bitten, da nicht einzutreten, nichts zu entweihen, nichts zu zerstören von dem Ungreifbaren, das da innen sein Leben und Wesen hatte.

Noch stand die Ernte auf dem Halm, als die Baronin bei Kriegsbeginn auf den Hof zog. Bergehoch lag die Arbeit vor der verwitweten Pächtersfrau, der man den Knecht und zwei von den drei schweren Ackergäulen fortgeholt hatte. Walpurg hieß die Pächterin. Sie stammte aus einer anderen Landesgegend, war anderen Glaubens und auch anderen Wesens als die Bäuerinnen in den nächsten Dörfern.

Die Baronin schätzte sie hoch. Sie hatte das blutjunge, eltern- und heimatlose Mädchen vor vielen Jahren in Dienst genommen und treu erfunden.

Nun war aus dem hochgewachsenen, bräunlichen Ding von damals eine hagere Frau mit knochigem Gesicht und scharfen Zügen geworden. Eine Frau, die auf dem harten Posten, auf den sie gestellt war, alle Weichheit, alle Jugend, allen Frohmut vergessen hatte.

Der Pächter, den die Walpurg allen leisen und lauten Warnungen zum Trotz, aus einer kaum zu verstehenden, leiden-

Digitized by Google

schaftlichen und völlig verblendeten Liebe heraus, geheiratet hatte, war schon nach wenigen Ehejahren dem Trunke erlegen. Sie hatte es näher und näher kommen sehen, hatte Einhalt tun wollen mit ihrer ganzen jungen Kraft. Bis die nicht zu zügelnde Woge über sie dahinbrandete, dem Abgrund zu. Ein einziges Kind blieb ihr von vieren. Der letztgeborene Sohn, dem, als er ins Leben trat, der Vater schon gestorben war. Die Baronin eilte herbei, als für das gebrochene Weib die schwere Stunde kam. Sie hielt das Kind im Arm, als die Mutter den Kopf zur Wand kehrte und nichts wissen wollte von dem neuen Band, das da aufgetaucht war, um sie ans schwere und verhaßte Leben anzuketten. Und sie hob am andern Tag den Buben aus der Taufe und verlangte, daß man ihn, ihr nach, die Heinrike hieß, Heinrich nannte. So legte von der ersten Stunde an die Edelfrau die Hand fest auf den Buben. Doch nicht so, daß sie ihn der langsam genesenden Mutter entzogen hätte. Vielmehr war es ihr redliches Bemühen, dem Weibe in dem Kind einen neuen Lebenszweck und -inhalt zuzuschieben nach dem großen bösen Zusammenbruch.

Und es gelang. Die Pächterin wachte wieder auf aus der Betäubung, aus der verachtungsvollen Bitterkeit, die ihr alles umdüsterte. Aber sie wachte als ein strenges, fast hartes Weib auf, das keine Zugeständnisse machte und verlangte. Über den Heinrich wachte sie mit scharfen Augen. Es hieß, „so etwas" vererbe sich zuweilen. Und sie hätte ihren Buben lieber im frühen Grab gewußt, als daß er „so etwas" mit ins Leben hinein nehme. Oft sah sie ihn an, suchend, brennend. Eine angstvolle Unruhe war in ihr, die nach außen leicht wie Härte aussah und auf den Knaben oft wie Härte wirkte. Da war es dann die Patin, die ins Mittel trat. Häufiger als früher kam sie auf den Hof, und sie blieb länger, als sie sonst zu tun pflegte. Ihr eigener Sohn hatte ein Lächeln für ihre Bemühungen und ihre Sorge um das Patenkind.

Es gingen die Jahre. Die Angst der Pächterin begann einzuschlafen, und die Erinnerung an alles Vergangene verlor ihre ätzende Schärfe. Aber völlig zufrieden war Walpurg nicht mit ihrem Sohn. Hatte er des Vaters schlimmen Durst und ungezügeltes Wesen auch nicht geerbt, so mußte doch wohl ein anderer Durst, eine andere Unruhe in ihm schlummern. Kein Bauernsohn sei er, sagte die Pächterin, und kein Nachfolger für sie. Fremde Dinge spukten in seinem Kopf, und seine Augen habe er überall, nur nicht auf dem Erdboden und bei der Arbeit.

In den Schuljahren war alles noch angegangen. Der weite tägliche Weg ins nächste Städtchen, das Lernen, das dem Heiner leicht wurde wie ein Spiel, schafften Luft für seine Unruhe. Wenn er am lachenden Frühlingsmorgen durch die betauten Wiesen streifte, den fernen Ruf des Kuckucks nachahmte und die Lerchen singend aus den Furchen steigen sah, dann war er zufrieden. Im Sommer watete er neben den Weidenstrünken im kühlen Bach, oder er schwamm über den Weiher hinter den Ringelnattern her, die da im sonnenwarmen Wasser ihr mittägliches Bad nahmen. Im Herbst, wenn am Himmel die wilden Wolkenjagden und Wolkenschlachten tobten, wenn auf den Äckern die Kartoffelfeuer schwelten und im fernen Wald die Schüsse unsichtbarer Jäger knallten, dann vergaß der Heiner gerne Zeit und Stunde und trieb sich draußen herum bis in die Nacht. Im Winter aber sah er den Rabenschwärmen nach, die unter der grellen Sonne mit blinkendem Gefieder übers Schneefeld streiften, dem Wiesel strich er nach, das seine feine Fährte über den Neuschnee zog, und er blieb stehen bei den zackigen Eisrändern am Bach. Aber der Mutter konnte er von allen diesen Dingen nichts sagen, die schlug sie ihm aus der Hand, als wäre eine Gefahr dabei. Nur mit der Patin redete er darüber, wenn eine gute Stunde kam. Eine Stunde oben in den Stuben bei der Judith und beim harfenspielenden David. Eine Stunde, da die Patin am Fenster saß und Heiner vor dem spiegelnden Ofen die alten Sprüche studierte, die in den eisernen Kacheln eingegraben standen. Da redete er, als sei niemand in der Stube, mit allem Lebendigen und allem Toten, das seine Welt bevölkerte, und es ward ein großes Reich, das niemand sah als er und die Patin.

Aber die Schulzeit mit ihren Gängen voll Erlebnissen und Entdeckungen ging zu Ende. Der zähe, verschwiegene, vielleicht unbewußte Kampf zwischen Mutter und

Digitized by Google

Sohn begann. Daß Heiner ein Bauer werden müsse, stand der Pächterin so klar und unverrückbar vor Augen, daß sie nie ein Wort darüber verlor. Und niemand hatte je dagegen gesprochen. Auch Heiner selbst machte keinen Einwurf. Aber stärker und stärker trat ein ungreifbarer Widerstand hervor. Die Mutter spürte ihn und hegte halb Groll und halb Sorge. „Der Heiner ist wie ein Gaul, den sein Geschirr drückt. Da kommt nichts Gutes dabei heraus," meinte sie zur Baronin.

Die ließ oft die prüfenden Augen auf dem Patensohn ruhen und sann. „Es steckt etwas in ihm, was ich noch nicht recht verstehe; aber bange braucht dir nicht zu sein," sagte sie einmal.

„Wäre der gnädigen Frau nicht bange, wenn Heiner ihr Sohn wäre?" fragte unruhig die Pächterin.

Da sah die Edelfrau die andere einen Augenblick zögernd an, als wolle sie etwas entgegnen. Aber dann lächelte sie schweigend und fuhr sich über die Stirn.

Einmal, im Sommer vor dem Krieg, traf sich's, daß die Baronin mit Heiner zusammen durch den alten Garten ging. Der schlanke, sonnenbraune Sechzehnjährige mit bloßen Füßen, wie er mit Vorliebe durch die Äcker streifte, wenn er seiner Mutter aus den strengen Augen war. Plötzlich verhielt er den unhörbaren Schritt und blickte zu der Patin auf. „Schön ist's da," sagte er flüsternd, und seine Augen waren groß und glänzend, „so schön, wie wenn man ganz wo anders wäre." Und er horchte in die tiefe, heiße Mittagsstille hinein.

Die Frau blieb stehen. Eine warme Welle ging ihr übers Herz. Wie ein Gefährte auf einsamem Weg war ihr plötzlich der Barfüßige. Sie nickte nur, die Kehle war ihr ganz eng.

Langsam und scheu, als spähe er nach unsichtbaren Dingen, wandte er den Kopf. „Man meint," flüsterte er, „es sei jemand da, den man nicht sieht."

Stumm standen die beiden nebeneinander, der Duft der Lindenblüten zog um sie her, und in dem leisen Windhauch schüttelten die Akeleien ihre Schellenkappen. Der Baronin war's so feierlich zu Sinn, als sei sie wieder einmal hinausgetreten vor das Tor der engen Zeitlichkeit und hätte die Augen aufgeschlagen zu einem helleren Licht, zu wahrhaftigerem Schauen. Da war der sonnverbrannte Junge neben ihr nicht mehr der Pächtersbube, um den seine Mutter sorgte, weil er nicht einschlug, wie er sollte. Da war er der versprengte Sohn einer anderen Sphäre, ein Landsmann und Genosse ihrer eigenen Seele, die nach Brüdern suchte seit frühester Zeit. Rasch und traumhaft kam und ging das im Innersten der alten Frau. Es war nichts zum Greifen, zum Festhalten. Und doch war es wieder einmal einer jener Augenblicke, von denen die Monde und die Jahre zehren; jener Augenblicke, die wie Inseln ragen aus toter Flut und auf denen sich nach und nach die Seele an ein Ufer rettet.

Es ging ihr durch den Kopf, wie das wäre, wenn der Major jetzt neben ihr stünde. „Mutter," würde er sagen, „könnten wir nicht ein Spargelbeet haben, dort an der Ecke, wo die Winden und Sonnenblumen stehen?"

Sie mußte lächeln. War's etwas Zufälliges, wen man zum Sohn bekam auf dieser Erde? Und die echte, die dauernde Verwandtschaft bestand sie anderswo und auf andere Art, als man gemeinhin sagte? Ging sie still unter der Tiefe her, unbeachtet, ungekannt in ihren Verästelungen, ein geheimnisvolles Geäder, das alles Leben trägt?

Sie fuhr dem Patensohn über den Kopf. „Heiner," sagte sie, „du träumst am hellen Tag, hast du das oft?"

Es war etwas wie Grausamkeit in ihr, dem Buben jetzt nichts anderes zu sagen oder nicht mit ihm stumm in die Sommerluft zu blicken. Er sah sie an, abwesend, gedankenlos.

„Mir kommt es vor," flüsterte er, „wie wenn —" er brach jäh ab und tat einen langen Satz nach einem bunten Schmetterling, der über den Zaun gegaukelt kam. Aber der leichte Sommervogel entwischte, und mit enttäuschter Miene schaute der Knabe ihm nach. Weggeblasen war das Verträumte, Abwesende, und die Baronin spürte das mit fast unbewußter Freude. So mußte es sein: wie goldene Sonnenflecken mußte das andere, das Feiertägliche hereinspielen in den Alltag. Aufglänzen mußte es bald da, bald dort und dann wieder entfliehen in seine unbekannte Heimat. So nur, wenn es als flüchtiger Gast kam,

Digitized by Google

trug es Kraft und lichte Schönheit herein ins Erdenleben. Wo es aber träge sich niederließ und weilte, da machte es untüchtig, schwach und verworren.

Mit schärferen und wissenderen Augen sah von nun an die alte Frau auf ihren Patensohn, und sie setzte es gegen den Willen des Majors, ja auch gegen den der Mutter durch, daß Heiner noch einmal zur Schule geschickt wurde und nicht sofort untertauchen mußte im nüchternen Hofbetrieb. Über dies kam der Krieg.

Am ersten Tag erklärte Heiner seiner Mutter, daß er als Kriegsfreiwilliger mitziehe. Sie sah ihn an, und es flackerte in ihren Augen. Sie fand sich nicht zurecht. War es ein Gutes oder ein Schlimmes, was ihren Buben fortzog? Von seinen knapp siebzehn Jahren sprach sie und davon, daß er ihr einziger sei. Aber dahinter bohrte in ihr die Frage: Was treibt ihn? Was sucht er im Krieg? Undurchsichtig und fremd war ihr seine Seele, und ihr Sorgen um ihn war blind und quälend, wie wenn eine Henne um Entenküchlein bangt, die sich ins Wasser wagen.

Da kam die Baronin angefahren, die eben den Sohn hatte ziehen lassen. An sie wandte sich die Pächterin. Aber sie fand keinen Beistand, wie sie gehofft hatte.

„Walpurg," sagte die Edelfrau, „du hast nun lange genug gejammert, daß Heiner nicht wisse, was er wolle. Nun, da er es weiß, sollst du ihn nicht halten. Gott machte uns nicht zu Müttern, daß wir nachher ihm die Arbeit verpfuschen, indem wir unsern Söhnen gegen das Gewissen fahren."

„Ich meine," sagte zögernd und schwer die Gescholtene, „es ist seines Vaters Blut, das Heiner forttreibt."

„Und ich meine," fiel warm die Baronin ein, „es sei das deine, und du könntest nicht wünschen, daß dein Sohn fehle, wo die Besten dabei sind."

Da glitt ein Rot über das verhärmte Gesicht der Pächterin, so daß es für einen Augenblick wieder an das blühende, tatkräftige Mädchen von einst gemahnte. Stumm ging sie aus der Stube und zu ihrem Buben, um ihm zu sagen, daß er ziehen möge.

Es kamen nun jene Wochen, die wie ein strahlender, toller Traum weiterleben werden in den Herzen derer, die sie bewußt durchmaßen. In der Luft verhallte das Siegesgeläute nicht, und die Erde zitterte vom dröhnenden Schritt der Grauen, die auszogen, für die Heimat zu streiten. Die Flaggenmaste wurden nicht mehr leer, die Herzen nicht gleichmütig, die Hände nicht müd. Es lebte jeder ein gesteigertes Leben, es flammten alle Augen, es lachte jeder Mund, es glühten und frohlockten alle Seelen.

Die zwei Soldatenmütter auf dem weltentlegenen Hof hörten und sahen nicht viel von der wühlenden Unruhe, der lodernden Erregung, die durchs sommerliche Land ging. Aber die Baronin fühlte dennoch, wie die fernen Schwingungen zu ihr her brandeten, und ihr Innerstes nahm sich seinen Teil an allem.

Die Pächterin ging ihrer Arbeit nach, Tag um Tag, bis am Abend die Müdigkeit sie niederzwang. Manchmal kam sie dann noch hinüber zur Gutsherrin, nach der Weltlage zu fragen. Sofie, die Magd, mußte dann die kleine Truhe herbeitragen, in der des Majors Briefe wohlgeordnet lagen. Sie sahen sich alle gleich, waren auf das mitgenommene, wappengeschmückte Papier geschrieben und erzählten klar und sachlich den Lauf der Dinge, soweit der Major ihn übersehen konnte. Und nie vergaß der Schreiber, zum Schluß zu fragen, wie daheim die Erntearbeit verlaufe, wie der Ertrag sei, ob eine Kuh gekalbt habe, und was dergleichen Dinge waren. Wenn die Pächterin dann alles gehört hatte und sich in Lobsprüchen erging für den gewissenhaften Schreiber, dann fragte die Baronin wohl, ob nicht auch vom Heiner eine Botschaft gekommen sei? Und manchmal griff die Mutter des Kriegsfreiwilligen in die tiefe Rocktasche und brachte ein zerknittertes Schreiben hervor, das sie mit mißbilligendem Kopfschütteln der andern zum Lesen gab.

Heiner war noch in der fernen Stadt, wurde in der Kaserne gedrillt und wartete auf den Ausmarsch. Nie fragte er nach Ernte und Kälbern, nach Scheune und Stall. Es war, als sei ihm die Heimat versunken und nichts mehr auf der Welt als der Krieg. Nur einmal wollte er wissen, ob man es vom Garten aus höre, wenn die Münsterglocken in der Stadt Sieg läuteten? Das müsse schön sein.

Digitized by Google

Von da an ertappte sich die Baronin im Garten oft auf einem Horchen in die Ferne, obgleich sie wußte, daß auch der beste Wind die Töne nicht so weit tragen konnte. Stumm und versunken stand sie in der grünen Wildnis, lauschte und wartete und hatte die merkwürdige Gewißheit, wenn draußen in der Welt ein Ton für sie bestimmt sei, der müsse hier sie treffen, hier, wo ein besonderes Reich war, in dem besondere Ordnungen galten. Am Feierabend, wenn der Himmel im Westen zu glühen anfing, lehnte sie oft am Zaun und schickte heißen Herzens jene unsichtbaren Hilfen aus, jene Heerscharen, deren Waffen nicht klirren und dennoch siegen.

Der Sommer verging. Die Glockentöne verhallten, der Siegesjubel verstummte. Auf dem Hof war die Ernte geborgen, die Scheunen gefüllt und die Felder aufs neue bestellt. Kalte, nasse Nebel hingen jetzt tagelang über der Mulde, die Wege waren grundlos, die Äcker verödet, alles geschäftige Leben erstorben auf den einsamen Fluren.

Der Major schrieb wiederholt, daß es für die Mutter nun an der Zeit sei, wieder nach der Stadt zu übersiedeln. Aber die Baronin wollte davon nichts hören. Ihr war es nicht um ein bequemeres Leben zu tun, solange die draußen ausharren mußten. Wenn sie an das laute und bunte Getriebe der Stadt dachte, befiel sie ein Grauen. Ihr war, als würden die hundert unsichtbaren Fäden, all die leisen Stimmen, die von draußen zu ihr und von ihr nach draußen gingen, zerrissen und zertreten in der Stadt.

Vom Lindenbaum im Garten sanken vergilbt die Blätter auf den nassen Grund. Vom Nachtfrost verbrüht lagen die Kapuziner faulend auf der Erde. Nichts mehr war fröhlich, lachend, leuchtend, wie zur Sommerszeit, und doch verging kein Tag, an dem die Edelfrau nicht durch den verwilderten Garten schritt. An dem sie nicht in die Ferne horchte, grüßte, betete. Fortmüssen aus dieser tiefen Stille, die voller Stimmen war, das wäre ihr wie Verbannung gewesen. Die alten, lange nicht gebrauchten eisernen Öfen in den niederen Stuben ließ sie instand setzen, daß von den spiegelblank gewichsten Kacheln die Sprüche leuchteten. Sie nannte das „sich für den Winterfeldzug einrichten".

Strickend, schreibend, lesend verbrachte sie die kurzen Tage. Längst war nun auch Heiner an der Front. Nur spärlich schrieb er heim, und dann nur kurze Briefe.

Doch war es sonderbar: das Kurze, Wenige, was er berichtete, warf hellere Lichter auf das Ungeheuer Krieg, als die regelmäßigen, sachkundigen und eingehenden Briefe des Majors. Und die Baronin, die des Sohnes Berichte numeriert und wohlgeschichtet in der Truhe barg, sie trug oft tagelang ein Schreiben des Heiner mit sich herum und las es immer wieder. Es stieg vor ihr auf und wurde ihr immer sicherer, daß, der so schrieb, hellere Augen hatte als andere, daß er Augen hatte für den besonderen, geheimnisvollen Schein, der die Dinge aus der Fläche der Alltäglichkeit heraushebt, ihnen Rundung und Gestalt gibt, daß sie einhertreten wie neuerschaffen. Darüber erschrak die Frau fast für ihren Patensohn. Denn sie ahnte, daß solche Augen Dichteraugen sind und ein gefährliches Geschenk für einen, der in so engem Kreis geboren ist wie Heiner.

In ihrem mütterlichen und sorgenden Sinn fing sie an, mehr als je darüber nachzudenken, was man aus dem Patensohn wohl machen könnte, damit sein Wesen frei und richtig sich entfalte. Sie sah Kämpfe voraus mit der Pächterin, Kämpfe mit dem Major, der nichts übrig hatte für Leute, die von Pflicht anders und verwickelter dachten als er, der alles Schnurgerade liebte.

Der Nebel hing im Lindenbaum, als sie mit solchen Gedanken am Zaun stand und in die grauverhüllte Welt sah. Der Abend sank, sie wartete auf Post von draußen. Den ausgefahrenen Weg herab kam die Botenfrau, die Dienst tat, seit ihr Mann mit einer Trainkolonne nach Rußland war. Vom Nebel grau beperlt, hing dem Weib das strähnige Haar in die Stirne, müd und gleichgültig blickten die Augen aus dem braunen, verwitterten Gesicht. Sie nahm ihre Tasche vor und suchte die Briefe zusammen. Einer entglitt ihr und flatterte in den Schmutz. Sie bückte sich danach und reichte ihn hin. „Da," sagte sie, „vielleicht steht Schweres drin, weil er auf den Boden will," und mit müdem Gruß ging sie von dannen.

Von dem schmutzbefleckten Schreiben

Digitized by Google

grüßte des Sohnes Handschrift. Die Edelfrau lächelte. Es war ihr unwahrscheinlich und wenig denkbar, daß in den Briefen des Majors Schweres daherkommen sollte. Nach der Seite des Leides wie der Freude hin blieb der Schreiber allezeit maßvoll, ausgeglichen, kühl. Ja wenn es ein Brief vom Heiner gewesen wäre! Der blutjunge, lebensdurstige Bursche hatte schon Dinge aus dem Krieg geschrieben, kleine, nebensächliche Dinge, über die andere achtlos wegstolpern, die aber vor dem Heiner sich auseinanderfalteten, daß der lichte Himmel von ihnen überschattet wurde.

Im Weiterschreiten öffnete die Frau den Brief und las. Es war die klare und anschauliche Fortsetzung des Berichtes von gestern, es waren die üblichen Fragen nach dem Stand der Dinge in der Heimat, es war der Brief der Zwillingsbruder aller vorangegangenen. Nur am Schluß stand das wirklich Überraschende. Da stand, daß der Major den Heiner getroffen und gesprochen habe. „Er ist gewachsen," hieß es, „hat etwas Männliches und macht sich besser als Soldat, als ich dem Bürschlein zugetraut hätte. Das Militär ist eben die beste Schule für alle, die nicht wissen, was sie wollen. Ich denke, wenn er nun, was sehr wahrscheinlich ist, dieser Tage ernstlich ins Gefecht kommt, werden ihm seine sämtlichen Mucken vergehen, auch die, die Du in Deiner großen Güte immer freundlich umgedeutet oder weggedeutet hast. Walpurg mag sich beim Krieg bedanken, wenn aus ihrem unruhigen Bürschlein ein gefesteter Mann wird. Du aber hast gegründete Hoffnung, Deinen Patensohn, der gerne in der Luft stolzierte, endlich auf einen Weg gebracht zu sehen."

Die Baronin verhielt den Schritt und sah lange in den grauen Nebel hinaus. War es nun vielleicht doch etwas Schweres, was in dem Briefe stand? Das Herz fing ihr zu hämmern an in jäher Angst. Stand Heiner in dieser Stunde vielleicht in dem Strudel von Feuer, Blut und Qualm, den sie dort draußen ein Gefecht nannten? Der Heiner, den der Major für ein unruhiges Bürschlein hielt, das gerne in der Luft stolzierte? Die Augen der alten Frau bekamen einen tieferen Glanz. Ihr war es auf einmal klar, daß, wenn Heiner nun all das Gewaltige erlebte, noch ganz anderes dabei herauskommen müsse, als das, was der Major vom Sohn der Walpurg erwartete. Sie faltete die Hände. „Heiner," murmelte sie inbrünstig, „daß dich Gott behüte, jetzt muß sich zeigen, was an dir ist."

Sie ging über den Hof und sah die Pächterin vor der Stalltüre stehen und mit einem fremden Händler reden. Die zwei blickten herüber, und das Weib rief: „Jetzt können die gnädige Frau dem Herrn Major schreiben, daß das Kalb verkauft ist."

Die Edelfrau lachte. War es nicht immer, als ob zwei Mütter zwei Söhne vertauscht hätten? „Gut," sagte sie, „und dem Heiner magst du schreiben, daß ich im Garten habe Glocken läuten hören."

Es gingen ein paar Tage in lastender Schwere. In der Baronin lebte das starke und durch kein Mittel wegzuscheuchende Gefühl, daß die kalten Regenschauer, die grauen Nebel, das Dunkel der hängenden Wolken mit dem Geschehen draußen an der Front in geheimnisvollem Einklang stehen. Sie sehnte sich nach einem Sonnenblick, als ob damit Sieg und gute Botschaft kommen müsse.

Die Dreschmaschine ratterte in der Scheune, staubumsprüht stand die Pächterin in dem lärmerfüllten, halbdunkeln Raum und half die Garben lösen und das leere Stroh zur Seite räumen. Die Baronin schritt über den Hof und blieb unter der Scheunentüre stehen. „Walpurg," rief sie, „hast du noch keinen Brief vom Heiner?"

Die Pächterin trat herzu. Sie wischte sich müde den Staub vom heißen Gesicht. Dann zog sie ein Papier aus der Tasche. „Der da kam zuletzt," sagte sie. Es war zu dunkel, um zu lesen. Die Frauen standen beieinander und schauten auf den feuchten Hof, auf dem die kleinen dunklen Regenpfützen zwischen den Steinen glänzten. „Steht Gutes drin?" fragte die Edelfrau. Leise und vielleicht ein wenig bitter lächelte die Pächterin. „Es steht nicht drin, daß er heimdenkt, also wird's ihm wohl draußen gut gehen," sagte sie.

Die Baronin schaute in das Gesicht der Sprechenden. Dann legte sie dem Weib die Hand auf die Achsel. „Walpurg, du meinst immer noch, dein Bub sei gegangen, weil er draußen Abenteuer sucht. Ich sage dir aber, er hat nicht anders können. Ich

Digitized by Google

Alter Winkel in Nürnberg
Gemälde von Prof. Hermann Gradl

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

glaube, ich weiß besser, wie es in ihm aussieht, als du. Er ist von der Sorte Leute, die immer ein Müssen in sich haben. Das treibt sie solange unruhig um, bis sie verstehen, was gemeint ist und den Fuß auf den rechten Weg setzen."

Die Pächterin schüttelte den Kopf. „So wäre der Krieg vielleicht gar nur gekommen, damit der Heiner merkt, wo er hingehört und was sein Weg ist?"

„Warum denn nicht?" entgegnete gleichmütig die Baronin, „niemand kann wissen, wieviel dein Heiner dem Herrgott wert ist. Aber wenn der Krieg auch nicht eigens des Buben wegen gekommen ist, so weiß ich doch, daß er etwas Rechtes aus ihm machen wird."

Walpurg lachte. „Wird er ihn säen, dreschen, pflügen lehren? Ihm zeigen, wie man wirtschaftet und seiner Mutter tüchtig an die Hand geht?"

Die Baronin wollte ihres Patensohnes Sache verfechten. „Walpurg," sagte sie, „du denkst immer nur, daß er dir zur Hilfe und für dich allein dasein müsse. Er ist doch auch geboren, daß er für sich selber etwas werde. Und, daß ich dir's nur sage: ich meine, Gott hat es dem Buben ins Herz gelegt, daß er einmal für viele etwas werden kann: eine Hilfe, eine Freude, ein Segen." Ganz warm und eindringlich sprach sie, und ihre Augen glänzten jung.

Die Pächterin sah ihr fragend und ohne Verständnis ins Gesicht, und die Edelfrau spürte, daß es umsonst sei, von der Sache zu reden. Aber wie zu sich selber fuhr sie fort: „Er wird den Stumpfen und Blinden, die nichts von der Welt sehen und begreifen, die Augen auftun und ihnen, wie Gott dem Knaben des Propheten, die Berge voll feuriger Rosse und Wagen zeigen. Denn er sieht mehr als andere Leute."

Die Pächterin schaute verwundert auf den beredten Mund. „Der Heiner?" fragte sie kopfschüttelnd. „Der sieht nicht, wenn eine Furche krumm läuft und nicht, wenn Futter im Stall verstreut ist. Nur, was ihn nichts angeht, das sieht er."

Da lachte die Baronin. „Verlaß dich darauf: der Krieg bringt ihm ganz neue Augen. Das merke ich aus seinen Briefen."

„Und ich merke, daß er immer der alte bleibt," entgegnete bitter das Weib und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Die Baronin schritt durch die leise sinkende Dämmerung dem Garten zu. Auf den verwilderten Wegen lag nasses, faulendes Laub, kahl reckte die Linde ihr Ästegewirr in die graue Luft, auf den leeren Beeten klebten Spinnen ihre Netze zwischen die dunklen Schollen.

Den zerknitterten Brief des Heiner hielt die Schreitende in der Hand, und sie dachte mit einer mitleidsvollen Innigkeit an den Patensohn, der vielleicht sein ganzes Lebenlang würde daran tragen müssen, daß er mit seinen besonderen Augen auf diese Erde gekommen war, die kein Besonderes dulden will.

In solche Gedanken verloren und wieder einmal hingenommen von der schweigenden Einsamkeit, der Zeitlosigkeit der verträumten Wildnis schaute sie in den dunkelnden Abend. Da fuhr sie zusammen, denn ihr war, als habe sie einen scharfen, kurzen Schrei gehört. Aber nicht durch die nebelige Luft kam er daher, und er traf nicht ihr äußeres Ohr. Zu jener, aus Ort und Zeit herausgeschälten Welt gehörte er, die sie so oft im alten Garten spürte, und er schlug ihr ans zitternde Herz.

Reglos stand sie und lauschte und wartete. Aber es blieb tiefe Stille ringsum, durch die nur dann und wann das leise Knistern eines fallenden Tropfens, eines rieselnden Blattes rann. Da wußte sie nichts anderes zu tun, als ihre Seele betend hinauszuschicken ins Dunkel. So stand sie lange und rührte sich nicht, bis im kalten, nässenden Nebel ein Frösteln sie überschauerte. Da ging sie in ihre Stube zu Judith und David und trat vor die schwarzblinkenden Ofenkacheln. Und Sofie trug die kleine alte Lampe herein, daß der spärliche Schein vom Tisch herüberfiel auf den Spruch: Und ob die güldne Sonn' verblaßt, — ob Mond und Sterne fallen, — so weiß ich noch von einem Glast — hoch über ihnen allen.

Die Augen der alten Frau blieben an den vertrauten Reimen hangen, und sie sah wieder Heiner vor den Ofenkacheln knien und selbstvergessen mit den schwarzen Zeichen und Bildern Zwiesprache halten.

⁂ ⁂ ⁂

Immer noch kam die Sonne nicht. Und immer keine Siegesbotschaft und auch keine Nachricht vom Heiner. Selbst des Majors Berichte blieben oft tagelang aus; doch

Digitized by Google

war die Mutter darauf durch den sorgsamen Sohn vorbereitet, so daß sie sich nicht ängstigte. Wenn sie, den Soldatenstrumpf in den fleißigen Händen, an ihrem kleinen Fenster saß, den schlafenden Hund vor den Füßen, im Ofen das leise kochende Wasser, dessen Geräusch sie so liebte, dann gingen ihre Gedanken auf die Wanderschaft, den fernen Schützengräben zu. Ihren Sohn fand sie dann auf seinem Posten, gleichmütig, achtsam, umsichtig und kalten Blutes. Sie grüßte ihn mit einem Gruß, den er nicht hörte, weil der Dienst um ihn brandete, und sie ließ ihn wieder allein, ohne daß er dessen achthatte.

Wenn sie aber mit ihren Gedanken den Heiner fand, dann strahlten immer zwei Augen ihr entgegen, die jeden unsichtbaren Gast sehen. Dann hielt sie unhörbare Zwiesprache mit dem Weitentfernten, der sich ihr nicht entzog, der jedesmal Zeit und ein Ohr für sie hatte. Aber seit der Stunde, da sie im Garten den lautlosen Schrei vernommen hatte, konnte sie den Heiner und seine lachenden Augen nicht mehr finden. Das machte sie verwirrt und unruhig, so sehr sie sich selbst darob verspottete. Den Brief, den ihr die Pächterin unter der Scheunentür gegeben hatte, faltete sie von Zeit zu Zeit auseinander, als müsse etwas Erklärendes und Beruhigendes darin stehen. Und es stand doch nur darin, wie der Schreiber kommenden Taten entgegenwarte. „Es ist von uns aus nicht gar sehr weit ans Meer," hieß es da, „wenn man am frühen Morgen den Kopf über den Grabenrand streckt, und der Nebel liegt vorn über der Ebene, flach hingebreitet und leis sich regend, wie weiße Schleier, die ein Lebendiges zudecken, dann sieht man ganz weit draußen, wo die Augen gerade noch hintragen, einen Streifen, der bald grau ist wie eine leere Schlangenhaut und bald glitzernd wie Spinnfäden am Herbstmorgen. Das ist, sagt unser Leutnant, das Meer. Wir alle denken nicht anders, als daß wir uns vorschieben müssen bis dorthin. Aber so leicht ist das nicht, wie Du vielleicht meinst, und wie es sich sagen läßt. Denn wir sind nicht, wie sonst, junge und behende Kerle, die auf ihren flinken Füßen leicht überall durchkommen. Wir sind aneinandergeschweißt und zusammengenietet zu einer schweren eisernen Maschine. Ein Koloß sind wir, der sich vorwärtsbohrt und vorwärtsdrückt in dem breiigen Grund, in dem man fast versinken muß. Dazu ist der Nebel, der weiß und flaumig aus fernen Gräben und Kanälen steigt, mit allerlei Teufelszeug gespickt, das zischend herausfährt, sobald wir uns vorwärtsrühren. Aber wir schaffen es schließlich doch. Es ist keiner unter uns, der nicht an den glitzernden Streifen möchte. Denn drüben sind die, die uns das angezettelt haben, weil sie uns das liebe Brot nicht gönnen. Hinüberschwimmen, sagt unser Leutnant, wollen wir, wie Nattern über den Teich. Wir müssen ihnen ans Leder, und wenn das Wasser, das einem hier bei jedem Tritt unter den Füßen quietscht, zu lauter Feuer würde. Denn das Recht und die Gerechtigkeit dürfen nicht sterben in der Welt, und die Deutschen sind von Gott erschaffen, daß sie ein Auge darauf haben, wie auf ein ewiges Licht am Altar. Die Frau Patin grüße vielmal. Sage ihr, wenn sie habe Glocken läuten hören im Garten, dann stehe unsere Sache nicht schlecht. Denn was man dort drinnen hört, ist ein verkehrtes Echo, bei dem der Widerhall vor dem Hall kommt. Vielleicht hört sie bald: Gloria Viktoria!"

Die Baronin faltete den Brief wieder zusammen. Wenn er recht hatte, der Heiner, wenn das, was man im Garten hörte, ein verkehrtes Echo war, ein Widerhall von noch nicht laut gewordenen Dingen, wann und wo mochte dann jener kurze Schrei erklingen, den sie vernommen hatte, als alles lautlos war? — So strickte sie unruhige, suchende Gedanken in ihre Soldatenstrümpfe und wartete auf Nachricht, die immer nicht kommen wollte.

Sie stand am Gartenzaun und sah der Post entgegen. Die Botin reichte ihr einen Brief, darauf war mit rotem Stift geschrieben: „Gefallen." Sie starrte auf das Wort, auf die Adresse, die sie selbst vor Tagen geschrieben und die an den Heiner gerichtet war. Wie eine Sturzwelle kam es dunkel und kalt über sie her und nahm ihr den Atem.

Die Botin knüpfte ihr Halstuch so fest, als wolle sie sich selbst erdrosseln, und sagte heiser: „Der dritte heute schon."

In der Edelfrau sprang eine Angst auf, die andere möchte mit schwerem Fuß über die brennende, wunde Stelle schreiten. Sie

Digitized by Google

schaute nach dem Himmel, der dunkel und verhangen über der Mulde stand und ließ sich den scharfen Wind ins Gesicht streichen. „Schnee kommt bald," murmelte sie. Das war wie eine Abwehr, wie ein ängstliches innerliches Händeausstrecken und Fortschieben. Die Botin nickte und ging. Vielleicht wunderte sie sich, wie teilnahmlos die Gutsfrau dem Geschick des Pächtersohnes und seiner Mutter gegenüberstand, vielleicht auch ahnte sie den Sachverhalt. Wie festgebannt verharrte die Baronin am Zaun und sah dem einsilbigen Weibe nach, das in seiner schmierigen Tasche Menschenschicksale müde über die Hügel trug. Einen klaren Gedanken hatte sie nicht. Eine dumpfe Betäubung und farblose Leere waren in ihr, als sei jede Leitung zerrissen oder gelähmt, die sonst Schmerz und Freude der Seele zuführte. Und in diese Leere hinein, die für ein bewußtes Denken oder für irgend etwas Gewolltes keinen Raum, keine Möglichkeit hatte, trat auf einmal der Heiner, den sie alle die Tage her vergeblich draußen gesucht hatte. Es war wieder das Grüßen hin und her, das Voneinanderwissen trotz Krieg und Entfernung, das treue Aneinandergeschlossensein in aller Stille und Tiefe. Kurz und verglühend wie fernes Wetterleuchten war dieses Gefühl; aber es brachte eine große Ruhe mit sich. Ob nun das rotgeschriebene böse Wort auf dem zurückgekehrten Brief recht hatte oder nicht — der Heiner lebte, das war eine eherne Gewißheit. Die Baronin legte das Schreiben mit einem Kopfschütteln zur Seite. Zur Walpurg ging sie hinüber, die im Stall das Abendmelken überwachte. Aber sie brachte kein Wort von der stillen Sache über die Lippen. Es war ihr zumute, als dürfe sie in all das Ungeklärte und von Irrtum Durchwobene nicht dreinreden vor der Zeit. Und so sprachen die Mütter von den fernen Söhnen wie an jedem Tag. Nur der einen zitterte das Herz dabei.

* * *

Durch den heraufsteigenden Morgen fuhr der Zug. Ödes, von Regen und Nebel überrieseltes Flachland dehnte sich draußen. Über abgeerntetes Feld strichen die Raben gegen ferne Waldstreifen zu, und am Horizont ragten, gleich Masten unsichtbarer Schiffe, die Dampfkamine einer Fabrikstadt aus grauem Dunst in den dunkeln Himmel.

Die Baronin saß allein in einem Abteil und blickte hinaus in die trübselige Landschaft. Sie hatte eine Nacht hinter sich, in der sie wenig Schlaf gefunden, und nun grüßte sie den Morgen, so unfreundlich er auch emporkam.

Sie fuhr zum Heiner. Wie ein Traum war ihr das. Hatte sie nicht ein paar Tage lang immer das rotgeschriebene eine Wort vor sich gesehen und daneben doch gewußt, daß ein Irrtum vorliegen müsse? Hatte sie nicht gewartet und gewartet, ohne zu wissen auf was?

Dann war Nachricht vom Major gekommen, daß Heiners Regiment in schwerem Gefecht gestanden und Heiner als gefallen gemeldet worden sei. Aber als der Gutsherr sich selbst bemühte um den Pächterssohn, da stellte sich heraus, daß der Totgeglaubte lebte und schwerverwundet und bewußtlos zurückgebracht worden war in ein Feldlazarett. Nach Tagen des Suchens und der Ungewißheit gelang es, ihn zu entdecken. „Aber," schrieb der Major, „es wäre wohl besser gewesen, die Kugel, die ihm bestimmt war, hätte einen Zoll höher getroffen, denn der Heiner, der immer sah, was er nicht sehen sollte, wird ein blinder Mann sein, wenn er mit dem Leben davonkommt."

Die Baronin las des Sohnes Bericht mit einem merkwürdig gefesteten Herzen. Ihr kam da nichts Ungeheuerliches daher, nichts, was ein Leben über den Haufen warf, daß es nun in Trümmern dalag. Fast wie die Erfüllung von etwas Geahntem, wie die Fortsetzung eines Weges, der seither im Dämmer lag und nun zu übersehen war, erschien ihr dies Schicksal. ‚Also das war es,' dachte sie, ‚so muß er gehen, der Heiner! Darum hat er das in sich, das andere Sehen, das keiner Augen bedarf.' Feierlich und ehrfürchtig war ihr zu Sinn, als sei ihr etwas enthüllt worden, was sonst den Irdischen dunkel und verschleiert bleiben muß.

Bleich und mit zitternden Händen las Walpurg des Majors Brief. Auch sie jammerte nicht auf bei dem Furchtbaren. Aber anders als die Baronin nahm sie den jähen Schlag auf. Keinen Weg sah sie darin für den Sohn, den sie nie verstanden hatte, nur einen Damm für seine Gelüste, abseits zu gehen, einen Zügel, der mit bösem Ruck

Digitized by Google

den Unruhigen hart auf die Knie warf. Sie schluckte und wollte etwas sagen und brach dann doch nur in ein bitterliches Weinen aus, das die Baronin nicht zu hemmen suchte.

Weiter hastete der Zug durch den grauen Morgen. All dies Land da draußen, die nassen Schollen, die fernen Wälder, die ziehenden Wolken, die unruhigen, treibenden Fetzen weißen Rauches zwischen den Telegraphendrähten, Heiner würde das nun nicht mehr, nie mehr sehen. Wie würde sie ihn finden, wenn dieser trübe Tag zur Rüste ging? Eine große Zärtlichkeit brannte in ihr für den Patensohn. War denn nun nicht alles von ihm abgestreift, was trennend zwischen ihnen beiden lag? Das bißchen äußere Welt, das bißchen Schein, das trügerisch flimmerte, solange man durch leibliche Augen sah? Heiner würde nun mit ihr zusammentreffen ganz wo anders, als in einem Lazarett mit Soldatenbetten und Schwestern und Kriegselend. Es war ihr auf einmal, als müsse sie ihn im alten, verwilderten Garten finden, wo die Zeit nicht ist und nicht die Härte des Geschehens.

Und wie sie das dachte, brach die Sonne durchs Gewölk und ließ, was stumpf und dunkel gewesen, aufglänzen im warmen Licht. Sonne! Würde der Heiner in Zukunft auch eine Sonne haben in seiner neuen Welt? Sie faltete die Hände zum Gebet.

⁂ ⁂ ⁂

Es war ein mäßig großer, vielfenstriger Raum, in dem mit verbundenem Kopf Heiner auf einem weißen Lager gebettet war. Die beiden Reihen eiserner Bettstellen mit den kleinen schwarzen Tafeln an den Kopfenden waren leer bis auf zwei oder drei, deren Inhaber still und blaß in den Polstern lagen und nicht hersahen zu der alten Frau, die stumm und geduldig des blutjungen, fiebernden Kriegsfreiwilligen heiße Hand hielt.

Sie waren zu elend und zu benommen, um wirklichen Anteil zu nehmen am Geschick dieses fremden Kameraden, dem beide Augen ausgeschossen waren. Wie im Traum zog ihnen manchmal das Schreckliche vorüber, dann sanken sie wieder zurück in die Dumpfheit und halbe Bewußtlosigkeit ihrer Schwäche, schlossen die Augen oder starrten zur Decke.

Viele Stunden saß so die Baronin bei ihrem Patensohn, der nichts von sich, nichts von der dunklen Welt wußte.

Dann kam der Augenblick, da er erwachte und begriff. Mit einem Zittern im tiefsten Herzen hatte die alte Frau darauf gewartet, davor gebangt. Nun mußte sich entscheiden, ob der Heiner da ihr Heiner war, mit dem sie den verborgenen Bund gemacht hatte, davon keiner wußte.

Sie dachte nicht mehr, und es kümmerte sie nicht, daß die anderen da waren, die Bleichen, und wenn sie es bedacht hätte, so wäre es ihr nicht störend gewesen, denn die kamen ja auch aus Not und Tod her und hatten andere Maßstäbe als die, die nie unter die Oberfläche des Lebens getaucht hatten.

Erschüttert kniete sie nieder neben des Patensohnes Bett und legte den grauen Kopf auf die junge Brust, die sich hob und senkte unter einem lautlosen, bebenden Weinen. „Heiner," sagte sie, „du bist noch reich, ich weiß es. Du bist noch so reich wie ein König." Und sie schluchzte in seine Decke, indes er stumm mit zuckendem Mund im Kissen lag.

Es kamen nun Tage, in denen draußen der Schnee fiel, müde, lautlos gleitende Flocken, die ungern vom Himmel zur Erde wallten. Als sei auch auf das junge Herz des Heiner Schnee gefallen und habe alles Leben zugedeckt, so still lag der Wunde zwischen den andern. Manchmal faßte er tastend und leise nach der Patin Hand, manchmal war es auch, als wollten seine Lippen sich zum Sprechen bewegen; aber dann sank das Aufquellende wieder zurück, ehe es zur Oberfläche gekommen war.

‚Warten,' dachte die alte Frau, ‚man muß warten, wie auf den Frühling, den auch kein Bemühen und keine Gewalt heraufführen kann.' Und sie saß wartend an seinem Bett oder am Bett eines der anderen, die da still und geduldig durch die Stunden der Schwäche hinschlummerten und hinträumten einer fernen Genesung, einem neuen Tag entgegen. Der Heiner aber — wo würde er seinen neuen Tag aufdämmern sehen? Immer wieder schlug ihr das Herz in Bangen und Beklemmung, wenn sie daran dachte. Da kam der Abend, an dem sie seine Hand still in der ihren hielt. Draußen läuteten die Glocken über die alte Stadt, Feierabendglocken, die einen hingestorbenen Tag begruben.

Digitized by Google

„Patin," sagte der Wunde leise, „das Glockenläuten ist wie dunkles Wasser, über dem der Himmel mit vielen Sternen steht. Siehst du das nicht?"

Er sagte ‚Du', wie zu seiner Mutter, und drückte ihre Finger, und sie fühlte endlich wieder, wie nahe seine Seele der ihren war, wie selbstverständlich sie sich zueinander fanden.

Sie schloß die Augen. „Ja, Heiner," murmelte sie ergriffen.

„Patin," fing er wieder an, „ich glaube, meine Augen sind doch noch da. Inwendig, wo keine Kugel hintrifft. Es ist nicht dunkel um mich, und es ist nicht leer. Wie kann ich denn da ohne Augen sein?"

„Ja, Heiner," stammelte sie mit erstickter Stimme.

„Es sind viele Dinge da, o so viele! Das Meer und der weiße Nebel und Judith mit dem bluttriefenden Kopf in ihrer Hand und ein Spruch, der glänzt auf einem schwarzen Grund."

Tränen schlichen der Edelfrau übers blasse Gesicht. „Ja, und er heißt: Und ob die güldne Sonn' erblaßt, — ob Mond und Sterne fallen, — so weiß ich noch von einem Glast — hoch über ihnen allen."

Es zuckte um den jungen Mund. „Patin —" es war wie ein ersticktes Flehen — „sage, daß ich kein Blinder bin."

Da beugte sie sich nieder auf seinen mißhandelten, verbundenen Kopf. Ihre Stimme bebte: „Heiner, ich weiß, daß du sehend bist vor Tausenden. Du kannst mir glauben, wenn du dir selber nicht mehr glaubst. Du weißt von einer Welt, wo man nicht mit zwei armen Augen sieht."

Er lag ganz still, und um die Betten spann die Dämmerung. „So, wie im Garten daheim," murmelte er.

„Bub," flüsterte sie, „du wirst einmal noch viele sehend machen und aus ihrem Dunkel in dein Licht führen. Das ist dein Amt auf Erden. — Und meines war vielleicht, daß ich dir's sage," setzte sie ganz leise, wie verträumt, hinzu und sah hinaus ins fremde, winterliche Land.

Dann fuhr sie sich über die Augen und lächelte: „Heiner! — Zu denken, daß ich da sechzig Jahre leben muß, nur um dir zu sagen, daß du ein Dichter bist! —"

Er griff wie in jähem Schrecken mit der Linken nach seiner verbundenen Stirn. Ein dumpfer, weher Laut entrang sich ihm, der ihr ins Herz schnitt.

Sie streichelte seinen Kopf. „Heiner, ich habe das lange geahnt, bis ich es endlich gewiß wußte. Du kannst nicht dagegen angehen. Hast auch darum deine Augen lassen müssen wie ein Vogel, der lauter singen soll. So lege ich mir's zurecht. Wirst noch eine Zeitlang gegen den Käfig schwirren. Aber dann, Heiner, dann —" Sie schluchzte leise auf in tiefer Ergriffenheit, und draußen verhallten die Glocken.

Da legte er die blaß und schmal gewordenen Hände ineinander wie ein Kind zum Beten, oder wie ein Demütiger und Gläubiger, der still ins Heiligtum tritt und wartet, daß er gesegnet werde.

Regenabend

Am Fenster raunt der Regen,
Hat alles Leid und Ruh':
Die grauen Dämmerspinnen ziehn
Den weichen Schleier zu.
Was pocht in meinen Wänden nur
So heimlich-bang beseelt?
Im dürren Holze knistert's —
Ich weiß nicht, was mir fehlt.

Mir liegt kein Traum im Sinne,
Kein Glück und kein Begehr,
Der Regen nur am Fenster raunt
So lenz- und tränenschwer:
Hat alles Leid, hat alles Ruh',
Wie sie Natur gewollt —
Mir ist, als liebt' ich Einen,
Um den ich weinen sollt' — —

Gertrud Freiin le Fort

Digitized by Google

Das Haus Savoyen

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

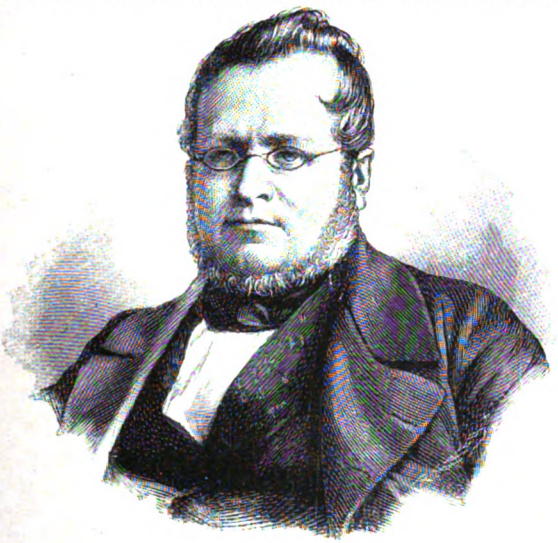
Als 1870 den Kaiser Napoleon das Strafgericht für den Neidkrieg gegen Deutschland ereilte, war ein königlicher Mann gewillt, für den Unterliegenden den Degen zu ziehen. Er hieß Viktor Emanuel II. von Italien und war kein großer Geist, eine Persönlichkeit von einfachem, ja rauhem Wesen, aber er dachte daran, daß der Geschlagene von Wörth und Metz im Jahre 1859 sein Waffenbruder gewesen, der ihm die Lombardei erkämpfte, daß er ihm 1866 zu dem günstigen Bündnis mit Preußen gegen Österreich zugeredet, und über Erwägung und Befürchtung stellte er eine teilnahmvoll erwachende Dankbarkeit. Nicht ohne Mühe haben ihn die Minister Lanza und Sella überzeugt, daß er im Begriff sei, die italienische Nation in den Sturz des Freundes zu ziehen, wofür er ihn persönlich hielt, soviel jener es auch nur aus den Trieben der Eitelkeit und der politischen eigenen Pläne gewesen; daß es richtiger sei, die Einheit Italiens, dem derselbe Napoleon den Besitz von Rom und dem Kirchenstaat mit Hartnäckigkeit verwehrte, durch deren Einnahme abzuschließen. Er gab nach, aber den Namen des re galantuomo, des königlichen Ehrenmannes, wie ihn im Jahre 1849 sein Minister Massimo d'Azeglio angeredet, hat er in dieser Begebenheit erneuert.

Deutschland hat diese Regung von 1870 dem König nicht weiter verargt. Was diesen nach seiner Meinung mit Napoleon verband, konnte er in dem König Wilhelm von Preußen, der ihm ein Fremder war und der sich seinerseits nicht so ganz leicht zu der Waffengemeinschaft von 1866 überwunden, nicht wieder finden. Man soll politischer Weise niemals etwas nachtragen, als was für die Achtung und die Verlässigkeit vernichtend ist. Als im Januar 1874 dem jungen Italien der Krieg mit Frankreich drohte, infolge von

Germania und Italia. Gemälde von Friedr. Overbeck in der Königl. Neuen Pinakothek zu München

Digitized by Google

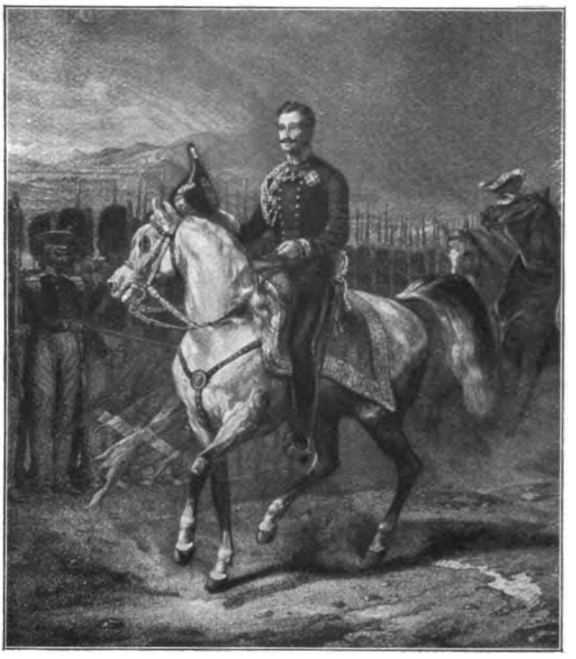
Verwicklungen, die in der Angelegenheit des Kirchenstaats und überhaupt in Frankreichs Ärger über die italienische Einheit ihren Ursprung hatten, ließ Bismarck in Paris wissen, daß Deutschland in einem solchen Kriege sich der Unterstützung des Königs von Italien nicht entziehen werde. Seit 1866 waren dem deutschen Denken nach die Geschicke der beiden Nationen unlöslich aneinander geknüpft. Nicht weil beide zu ihrer staatlichen Erneuerung auf Kosten Österreichs hatten gelangen müssen, — das lag zurück. Das Dreikaiserbündnis war entstanden, und Italien hatte durch die Reise des Ministers Visconti-Venosta nach Wien und Berlin seine Anlehnung an dieses kundgetan. Sondern weil keine Gegensätze sie schieden, weil Deutschland und Österreich es nur begrüßen konnten, wenn das geeinte Italien, sobald es erst innerlich von langem Verfall erholt sein würde, seine natürliche und durch die Geschichte gewiesene Zielrichtung im Mittelmeer nehme.



Graf Camillo von Cavour. Lithographie von P. E. Desmaisons

Einst hatte der deutsche Maler Overbeck in seiner Darstellung „Germania und Italia“ der deutschen Liebe für das Land des Klassizismus, der Renaissance, der südlichen Schönheit und Wanderromantik sinnbildlichen Ausdruck gegeben. Nun waren die zwei Frauengestalten des Bildes nationale Wirklichkeit geworden, die sich die Hände auf eine sinnvollere und verheißungsvollere Weise reichten, als man es je zur Zeit der nach Rom ziehenden deutschen Künstler und Dichter hätte erträumen können. Und wenn diese Träume an Romantik verloren, so traten dafür bestimmtere Inhalte an die Stelle, die besten, die ein verjüngtes, aufsteigendes Volkstum einem anderen, das in der gleichen glückhaften Schicksalswendung steht, in herzlichen, ja geschwisterlichen Gefühlen wünschen kann. Sie knüpften sich mit dem schönsten Teil ihrer Zuversicht und ihrer Wohlmeinung an Italiens neue Dynastie. Noch sollte Italien werden, hatte es trotz dem selbstberauschten Worte „Italia farà da se!“ nichts durch sich vollbracht. Die Erfolge von 1859 und 1866 waren Geschenke Frankreichs und Preußens gewesen; das Freischärlertum der Garibaldianer, als es in der Judicaria, am Tonalepaß und Stilfser Joch 1866 mit einer wirklichen Heerführung zusammenstieß, war erst nach dem Rückzuge, wie man dann wieder Reden hielt, die Begeisterung wiederzufinden imstande gewesen. Deutschland hatte in den Jahren seit 1863 den großen Umschwung der öffentlichen Erkenntnis vollzogen, welche volklichen Erziehungskräfte in der Monarchie und im Heere liegen, und war am berufensten zu der gutsinnigen Beurteilung, wie deren das italische Volk um so bedürftiger sei, als hier auch anderweitige Erziehungen, die auf das unsere wirken, fehlen oder erst unentwickelt waren. So fleißig der einzelne Italiener seine Arbeit tut, es fehlt das Disziplinierende jener gemeinsamen großen strengen Arbeit, wie sie die technische Industrie erfordert, es fehlt die pünktliche, harte Gewöhnung der deutschen mühseligen Landwirtschaft in diesem Sonnenlande, das fast ohne jede Bekümmerung des Menschen einen so großen Teil seiner üppigen Gaben und Früchte trägt. Und weitum in den Berufen der städtischen Bourgeoisie war es immer und ist es die Kunst des Redens, was die kleinen Gewinne, wie in den höheren oratorischen Stufen das mit einer Summe von realen Vorteilen verbundene Ansehn der Politiker, von den Lokalgrößen bis zu den nationalen, bringt. Das ist ein Teil der Umstände, die die rechte Ernstlichkeit nicht zum Zeichen und auch nicht zur eigentlichen Forderung der Italiener machen. Was man vor vierzig Jahren sagte, ist bis heute nicht viel anders geworden: alles das Deputierten- und Parlamentarierwesen, dem die zur Einheit werdende Nation einen so großen Teil ihrer Aufgaben übertrug, mitsamt dem Wächteramte einer unbeschränkten Presse, hat wenig Ersichtliches an der Zurückgebliebenheit und den zahllosen Gebrechen des Landes geändert, hat mancherlei Übel und Korruptionen mindestens nicht kleiner gemacht, als sie unter der

Digitized by Google



Karl Albert von Piemont. Stich von Pietro Toschi nach einem Gemälde von Horace Vernet in der Königl. Gemäldegalerie zu Turin

landra sinnlos in den Zusammenhang geschobene Einfältigkeit: er, ein schlichter Bürger, fühle sich vornehmer als der habsburgische Kaiser, nur ein stummes Staunen erfolgen können.

Aus der Vorgeschichte seiner Einigungsbewegung hatte das Land, das eine sachlich kraftvolle, tüchtige Verwaltung niemals kennen gelernt, statt dessen die Überzahl der Dogmenpolitiker ererbt. Hinter den verriegelten Türen der geheimen Vereine, des Bundes der Carbonari und anderer, erwuchs das Heldentum der Worte so groß, von den Verschwörungen der nationalen Idealisten bis zu denen der nicht minder im Namen der „Freiheit" kämpfenden Anarchisten. In diesen Vereinigungen war vor allem auch immer die grundsätzliche Religionsfeindlichkeit bestimmend. Die öffentliche Vernunft ward von den Eigensinnigkeiten und den Nebenfreundschaften der Freigeisterei vielfach in ganz derselben Weise überwuchert, wie umgekehrt einst im Mittelalter die staatliche Handlungsfähigkeit von der vertiefter in das Denken eingepflanzten Kirchlichkeit. Wir lasen, welchen

absolutistischen Einzelstaaterei gewesen, hat die breite Gesamtheit, das eigentliche Volk, nicht freier von Nöten, von Ausbeutung, Druck und Ungerechtigkeit, nicht glücklicher und nicht gehobener werden lassen. Es ist nicht ungerecht von der großen Zahl dieser Berufspolitiker gesagt, die in jetzigem Mai 1915 eine bisher unerreichte Probe von der Schwäche ihrer Gewissenhaftigkeit und ihres Mannesmutes geben, daß ihnen ihre ungestörte Selbstgefälligkeit über die Verantwortung für das reale Wohl des Landes und ihrer Wählerschichten geht. Ein Verhältnis, das nur dadurch ermöglicht wird, daß noch immer auf das Ganze dieses rhetorischen Volkes der tönende äußerlichste Klang des Wortes — und sei es noch so hohl, wie die „Ehre des Landes", für die es jetzt zum Überfall auf seinen Bundesgenossen schritt — seine unwiderstehlichen Wirkungen übt. Die verwegenste Lächerlichkeit der Phrase, für die nicht einmal den Franzosen in derartigem Maße die Empfindung abhanden gekommen, erzielt in diesem Lande erst noch die größten Siege. Die Langmut keiner deutschen Geschworenenbank hätte sich von einem draufgängerischen Rechtsanwalt eine solche halsbrecherische Verteidigerrede gefallen lassen, wie man sie in Italien vor dem ganzen Europa sich nicht schämte zu halten, um das „beleidigte", „bedrohte", „herausgeforderte" Italien zurechtzudrehen; in jedem anderen Lande der Welt, mit Einschluß sämtlicher Republiken, hätte auf des Herrn Sa-

Anteil an den jüngsten Wendungen die Bundesorganisation der Freimaurer hatte, wir verstehen aber auch aus den alten Verbindungen mit dem Heimlichen und Verschwörerischen, die an das Wesen der Camorra streifen, die lähmende Besorgnis um die persönliche Sicherheit, von der die weit sichtbar gestellten vornehmeren Politiker so wenig sich befreit fühlen, wie die kleinen Beamten der polizeilichen Exekutive.

Nachdem zuerst auf diese unterirdische Weise Liberalismus und Konservatismus, letzterer mit der Gründung des geheimen Gegenbundes der Sanfedisten, widereinander gekämpft hatten, waren es piemontesische Edelleute, wie Graf Cesare Balbo, Marchese d'Azeglio, Graf Camillo Cavour, die einen öffentlichen, das Tageslicht nicht scheuenden Anhang für ein verjüngtes, nationales Italien gewannen, das von ihnen auf der Grundlage der drei bewährten Träger des piemontesischen Staates gedacht ward, Königtum, Heer und Verwaltungsbeamtentum. Drum sind auch später so oft die Namen Cavour und Bismarck zusammengestellt worden, obwohl der gräfliche Italiener sich immerhin dem Macchiavellismus in verschiedenen Graden zugänglicher zeigt, als es bei dem preußischen Staatsmann der Fall sein konnte, und obwohl, als Cavour 1861 aus dem Leben schied, dem damaligen preußischen Gesandten in Petersburg erst bevorstand, für die Richtlinien, die er schon länger und seit dem Cavourschen Kriege von 1859 in Italien mit

Digitized by Google

bestärkter Deutlichkeit übersah, das Verständnis der öffentlichen Meinung in Preußen und im nationalen Deutschland zu gewinnen. —

So lebhaft der Siegesweg der savoyisch-piemontesischen Dynastie die Aufmerksamkeit und Teilnahme in Deutschland erregte, hat sich wohl immer nur auf einen Teil der Gebildeten die Kenntnis beschränkt, wie eng die Geschichte dieses Hauses sich mit der des alten deutschen Reiches verknüpft. Bis in die neueren Jahrhunderte hat das savoyisch-piemontesische Gebiet als Glied und Bestandteil des deutschen Reiches gegolten und seine verbliebenen Reichsverpflichtungen, Steuern und Türkengelder, mehr oder minder erfüllt. Die piemontesischen Herzöge haben, bevor sie Könige einer Insel des Mittelmeers wurden, ihren Ehrgeiz dahin gerichtet, in die Kurfürstenzahl des Reiches aufgenommen zu werden, wie es Bayern und Hannover erlangten, und als Karl Emanuel II. den Westfälischen Frieden mitverhandelte, hat er eine Zeitlang den Anspruch betrieben, daß sein Land künftig in den deutschen Reichsakten als Sachsen-Savoyen möge bezeichnet werden.

Eine Forderung, die ihre Begründung in den genealogischen Verhältnissen des Hauses hat, deren Gedächtnis allerdings im Laufe der Jahrhunderte verdunkelt war. Die Savoyer haben niemals etwelchen Anspruch auf sächsische Herzogswürden in Deutschland gehabt. Wohl aber sind sie ein Geschlecht, das aus dem alten Sachsenherzogtum, aus dem ostfälischen Niedersachsen, gebürtig ist. Dem Hause der dortigen Grafen von Walbeck entstammten die Grafen von Maurienne in jenem Königreich Burgund an der Rhone, das zur Zeit des Niederganges der Karolingen begründet ward und unter Kaiser Konrad II. wieder an die deutsche Krone fiel. Um diese Zeit besaßen die Grafen, deren bevorzugte Namen Humbert und Oddo die alte deutsch-sächsische Abkunft nicht in Vergessenheit geraten ließen, außer Maurienne, d. h. der vom Mont Cénis zur Rhone herabführenden Tallandschaft des Arc, auch die Grafschaften Savoyen, Belley und Aosta, und der bekanntere Name Savoyen begann den von Maurienne zu verdrängen. Um 1050 erheiratete Oddo, der Nachfolger des Grafen Humbert Weißhand, die Markgrafschaft Turin. Tüchtige Regenten in den folgenden Generationen haben sich in kaisertreuer Verbindung mit der Reichspolitik gehalten und dabei das Gebiet beiderseits der Alpenpässe vergrößert und ausgerundet, wobei nun für den italischen Teil der Sammelname Piemont auftritt, was nichts weiter als „am Fuß der Berge“, piede dei monti, bedeutet. Zu den weiteren Erwerbungen gehören die dortigen Markgrafschaften Montferrat und Saluzzo und (1388) die Stadt und Grafschaft Nizza am Tyrrhenischen Meer. Den Fürstenrang dieser Grafen und Markgrafen hatte Kaiser Heinrich VII. anerkannt, und 1416 wurde ihr Haus durch Kaiser Siegmund zum herzoglichen erhoben, nachdem es schon vorher, als eines der frühesten, die diese Einsicht besaßen, die Unteilbarkeit und entsprechende Erbbestimmung (Primogenitur) eingeführt. Die deutschen Kaiser erkannten Savoyen seit dem Spätmittelalter die Reichsstatthalterschaft in Italien zu, die zwar in ihrem Ursprung und Inhalt etwas dunkel, aber immerhin als ein eigentümliches Vorläufertum der späteren souveränen Königswürde von Italien erwähnenswert ist.

Der Grafen von Walbeck erinnerte man sich um diese Zeit nicht mehr. Wo immer die nüchterne Annalistik dem mündlich lebendigen Gedächtnis Spielräume gewährt, da drängt die nachhaltigere Erinnerung an ruhmvoll vielgenannte Namen die minder

König Viktor Emanuel II. Stich von P. G. Metzmacher

Digitized by Google

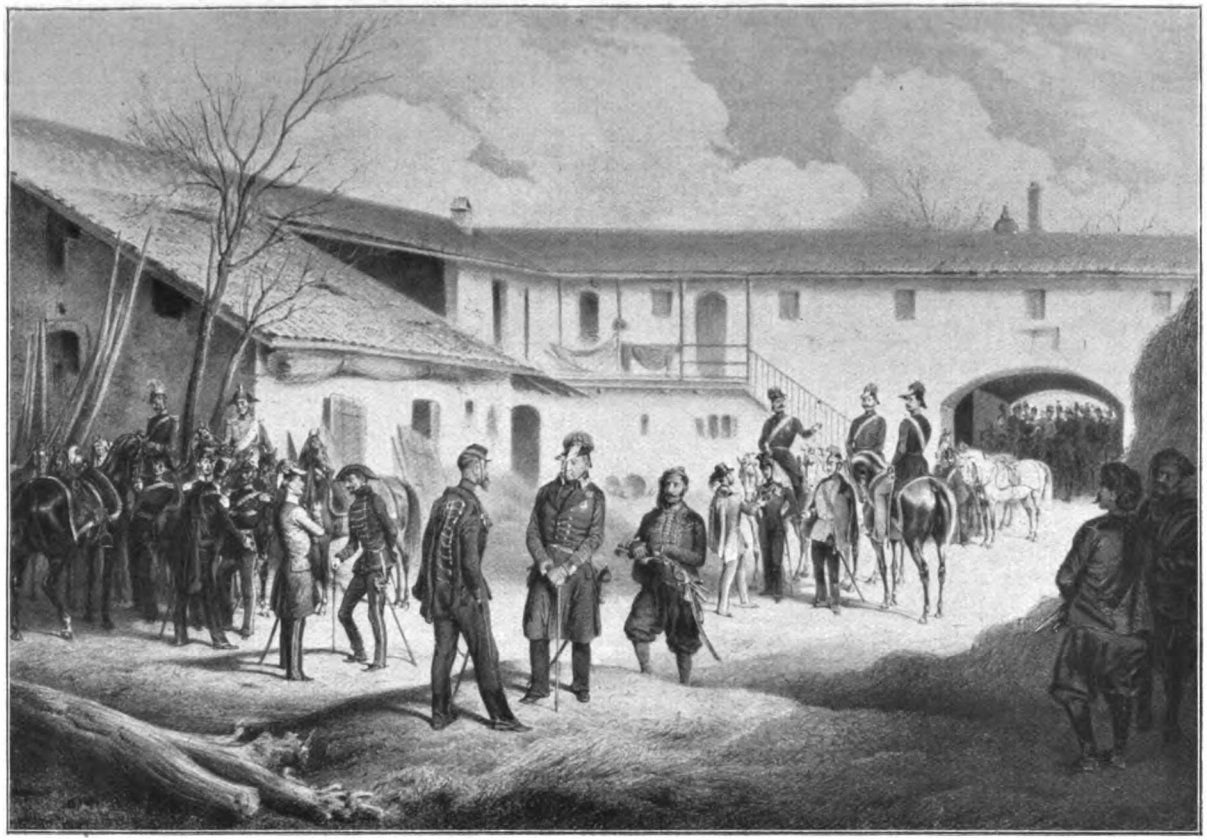
plastischen Nennungen zurück. Der sächsische Stammvater war nicht vergessen, aber man war überzeugt und wußte nicht anders, als daß es der tapfere Sachsenherzog Wittekind gewesen; unter ihren Wappenbildern führten die Savoyer das Sachsenroß. Aber auch in Deutschland war man nicht ohne diese Gedächtnisse, und da das Haus Wettin, obwohl ursprünglich gar kein sächsisches, den Titel des zerschlagnen altsächsischen Herzogtums weiterführte, so wollte während des Dreißigjährigen Krieges, der so viele Erschütterungen innerhalb der Staatenwelt aufrührte, Herzog Bernhard von Weimar nicht versäumen, als Vertreter der älteren, ernestinischen Wettinerlinie die „Prätension des Hauses Sachsen" für eine etwaige savoyische Nachfolgerschaft festzustellen. Erwähnt wurde schon, daß auf der Gegenseite bald danach Savoyen betrieb, den sächsischen Titel im formellen Reichsgebrauch herzustellen.

Als entlegenes Reichsglied hat Savoyen-Piemont verstanden, die Vorteile des Reichsverhältnisses nach Bedarf auszunutzen, der Erfüllung der Pflichten sich je nach Umständen zu nähern und wieder zu entziehen. Im ganzen war es doch, tatsächlich gesehn, schon ein europäisches Staatswesen für sich geworden, da der alte Reichskörper nicht die Energie und auch nicht die eigentlichen Machtmittel hatte, seine Hoheit in solchen Außengebieten noch wieder wirksamer zu festigen. Begnügsam behalf er sich mit den Formeln der Staatsrechtler, die seine Schwächen in feingekünstelte Richtigkeit zu bringen wissen. Erheblich lockerer dem Reiche angehängt, als das in Preußen souveräne Kurfürstentum Brandenburg, hat Savoyen-Piemont, wie die Hohenzollern auf der rheinisch-baltischen Linie, seinerseits auf der südlichen, mittelländischen Linie sich zwischen den großen Mächten, Frankreich und Habsburg, durchzubringen gehabt und in den Kriegen und Verwicklungen Europas möglichst einen Preis seines Kräfteeinsatzes zu gewinnen getrachtet. Wie bei jenen haben auch in diesem Hause tüchtige, die Straffheit und die Fürsorge der Regierung vereinigende Fürsten mit durchschnittlicheren, in schwächerer Weise ihren Ehrgeiz suchenden Herren gewechselt. Wie in der brandenburg-preußischen Politik sind die savoyischen Herzöge auch in der ihren bald zum Anschluß an Frankreich, bald wieder an Habsburg geführt worden, ebenfalls in der Weise, daß sie doch in den Hauptentscheidungen zu Österreich standen. So im spanischen Erbfolgekriege, wo der nahe Verwandte des Herzogshauses, Prinz Eugen aus der Nebenlinie Savoyen-Carignano, als kaiserlicher Feldherr 1706 seinen glänzenden Sieg bei Turin erfocht und damit das Land von der Besetzung durch die Franzosen befreite. Preußische Truppen haben damals Piemont befreien helfen und aus einer Prozessionsmelodie den neuen Armeemarsch mitgebracht, der in der Benennung nach ihrem Führer, Leopold von Dessau, einer der volkstümlichsten geblieben ist. Der Friedensschluß von Utrecht brachte Piemont außer Beuteteilchen in Oberitalien die Insel Sizilien als unabhängiges Königreich, die Savoyer werden Könige — zwölf Jahre, nachdem sich der Hohenzoller Friedrich in seinem unabhängigen Preußen zum König hatte krönen können.

Es war England, das bei diesem Frieden dem Herzog Viktor Amedeus seine beflissene Gunst zuwandte, weil das, was er bekam, die größeren Mächte Österreich, Frankreich und das neue bourbonische Spanien nicht bekamen. Vor einigen Jahren hatte England als Anwalt des Habsburgers Gibraltar besetzt, um dann klüger zu finden, es einfach zu behalten, und so begann es seine Herrschaft im Mittelmeer einzuleiten. Freilich als Kaiser Karl VI. 1718 sich stark genug fühlte, Sizilien mit dem österreichischen Neapel zu vereinigen, ließ England seinen Schützling, dem es den Beistand seiner Flotte für die etwas unvermittelte Erhebung zum Seestaat versprochen hatte, im Stich und wußte sich vorteilhaft mit dem Stärkeren zu verständigen. Savoyen wurde mit der ein geschichts- und kulturloses Stilleben führenden Insel Sardinien abgefunden. So hat es bis 1860 den Titel des Königreichs Sardinien geführt, dessen Hauptland Piemont und Regierungssitz in Turin verblieb.

Die Kriege der französischen Revolution und Napoleons würden voraussichtlich Piemont in die neuen französischen Staatenbildungen auch einverleibt haben ohne die monarchisch-konservative Haltung seines Königs, der der Schwiegervater der beiden Brüder Ludwigs XVI. war. Durch die Auflösung des deutschen Reiches 1806 wurden nun auch die letzten Lehnsreminiszenzen beseitigt. Die sogenannte Restauration durch den Wiener Kongreß gab Piemont, durch Genua vergrößert, an den neuen König Viktor Emanuel I. zurück, der in dem verbliebenen Inselreiche Sardinien 1802 die Regierung angetreten hatte und mit einer österreichischen Prinzessin verheiratet war. Österreichs Plan ging auf einen italischen Fürstenbund unter seiner eigenen Führung. Dies durchkreuzte aber mit Rußland und Frankreich zusammen auch die piemontesische Regierung. Im übrigen blieb der gutmütige und redliche, doch einseitig in Beichtväterhänden befindliche König dem durch die neueren Zeitereignisse geweckten national-konstitutionellen Denken in den tüchtigen Schichten des Landes fremd; er setzte ihm eine umfassende, namentlich kirchliche Reaktion entgegen, nicht ohne die schrullenhaften Züge, wie sie öfter einem allzu selbstvertrauensvollen landesväterlichen Bemühen um den bestrichtigen Staat entsprungen sind. So unternahm die liberalnationale Gesinnung in Piemont 1821 den Versuch der Selbsthilfe unter Führung eines Teils der Armee und pflanzte nach französischem Muster die Trikolore des neuen Italien

Digitized by Google



Zusammenkunft des Feldmarschalls Grafen Radetzky und des Königs Viktor Emanuel II. von Piemont zum Abschluß des Waffenstillstandes nach der Schlacht bei Novara in Vignale am 24. März 1849. Lithographie von Franz Adam

Digitized by Google

auf, die grün-weiß-rote. Aber es war ihr nicht möglich, weder die Gesamtheit des Heeres mitzureißen, noch das scharf überwachte benachbarte Italien. Dessen freiheitliche Geheimbündler dachten sich ihre Ideale auch wesentlich radikaler, französisch-doktrinärer, als die piemontesischen Offiziere, die mit dem voraussichtlichen späteren Thronfolger, Karl Albert aus der Linie Carignano, in Verbindung standen und in ihren Kundgebungen sich auf die preußische Bewegung von 1813 bezogen, auf den General York, der das Beispiel gegeben, unter berechtigenden Umständen eines rühmlichen Ungehorsams gegen den Monarchen fähig zu sein. Die heilige Allianz stand in diesen Jahren auf ihrer Höhe; mit Rußlands Gutheißen rückten die Österreicher unter Graf Bubna ein, schlugen den Aufstand bei Novara nieder. Unter den Evvivas der allzeit spektakelfreudigen großstädtischen Menge besetzten die Sieger Turin und führten die Häupter der Patrioten in die Festungsverliese Österreichs davon.

1831 starb die ältere Linie aus, und Karl Albert, der den konservativen Mächten genügende Zeichen frühzeitig geänderter Gesinnung gegeben, kam zur Regierung. Man hat doch nicht das grobe Recht, seine Haltung von 1821, wie zuweilen geschehen ist, mit den Pfiffigkeiten des zum Zweck des Throndiebstahls popularitätssüchtigen Ludwig Philipp von Orleans zu vergleichen. Seine anfängliche Beteiligung an jenem Aufstand hatte ihm bald intime Einsichten und Enttäuschungen gebracht. Jetzt, nach dem Freiheitskampf der Griechen und nach der Julirevolution, die die Talleyrand-Metternichsche Starrheit der „Legitimität“ und des Stillstands vernichteten, würde er freiere Hand für die Wünsche von 1821 gehabt haben. Aber unverkennbar nach innerlicher Überzeugung mied er die Wege jenes französischen Schablonenliberalismus, der in Frankreich das Volk nicht freier machte, dagegen die Herrschaft in die Hände der machtstreberischen oberen Bourgeoisie, der eigentümlichen Verklickung von Geldleuten, Advokaten und Geschäftsliteraten, brachte. Am Rang und der Autorität der Krone festhaltend, verbesserte er in aufgeklärter Weise das Rechts- und Unterrichtswesen, reformierte das gleichzeitig von ihm verstärkte Heer und trat der verhaßten Vorherrschaft des Metternichschen Österreich in Italien gelegentlich mit ruhiger Festigkeit entgegen. So führte er durch dies alles doch die mittelbare Wirkung herbei, daß die nationalen Blicke der Besten sich hoffnungsfreudiger als 1821 auf das monarchische Piemont, die spada d'Italia, den „Degen Italiens“, richteten. Die idealistische Begeisterung, die von den neuitalischen Dichtern, von dem schon verstorbenen Ugo Foscolo, von Silvio Pellico, Giac. Leopardi in die gebildete Jugend getragen war, vertrug sich sehr wohl damit, daß realpolitische Stimmen an Einfluß gewannen, wie die der früher erwähnten piemontesischen Edelleute. In deren Sinne wirkte Cavours Zeitschrift Il Risorgimento („Die Auferstehung“) für die monarchisch-militärische Einigung Italiens durch das Haus Savoyen, die man sich zunächst noch föderalistisch, bundesstaatlich dachte. Das Ansehn der alles aus Worten konstruierenden demokratischen Agitatoren ging zurück, der gefeiertste von ihnen, der von leidenschaftlichen Überzeugungen getragene Advokat Giuf. Mazzini, der aus dem französischen und schweizerischen Asyl die Fäden der radikalen Bewegung in der Hand gehalten, trieb mehr und mehr ab zu der europäischen Republik, für deren Nebelbild er in den westlichen Hauptstädten mit anderen internationalen Flüchtlingen tätig wurde.

So war es von mächtigem Eindruck, als König Karl Albert i. J. 1847 ein formuliertes, gemäßigt liberales Programm verkündete, das sich am 8. Februar 1848 — also vor den Pariser Unruhen — in einer konstitutionellen Verfassung verwirklichte. Und als nun die neue französische Revolution bis nach Ungarn und Sizilien hin die allgemeine, die nationale und freiheitliche, entzündete, wagte Karl Albert sein Königtum an die Sache Italiens. Aber auch gleichzeitig an die der Monarchie, da sowohl in Mailand durch die Erhebung der Lombarden schon die Republik verkündet ward, wie in Venedig durch den zielvollen Advokaten Daniele Manin, dessen Nimbus als Diktator dadurch gesteigert ward, daß man ihn meistens für einen Nachkommen des letzten Dogen Lodov. Manin hielt, während eigentlich die Familie Fonseca hieß und nur bei ihrem Übertritt zum Christentum ein Bruder jenes Dogen Taufzeuge gewesen war. Karl Albert rückte in die Lombardei ein und suchte auch mit den Venezianern Verbindung. In dieser Lage war es der in Italien befehligende greise Radetzky, der Österreich aufrechthielt. Im Gegensatz zu Franz II. und Metternich hatte er die 1814 erneuerte habsburgische Stellung in Italien für nicht glücklich gehalten, weil am meisten sie die einheitliche Entschlossenheit des österreichischen Staatsgedankens und dessen klare deutsche Führung lähmte. Aber in diesem Augenblick warf er den heimischen Schwachmütigen entgegen, daß verzichtende Nachgiebigkeit im allgemeinen Umsturz die Kapitulation überhaupt, die Selbstzerstörung des Staatsgefüges bedeute. „In deinem Lager ist Österreich!“, rief ihm damals Grillparzer zu, verstehend, daß es von hier aus gerettet werde. In den Schlachten von Custozza und Novara schlug der 82jährige das piemontesische Heer aufs Haupt. Karl Albert blieb das Mittel der Abdankung, da der herzensfeste Feldmarschall dem Friedensbrecher den nachgesuchten Waffenstillstand weigerte. Dem Thronfolger Viktor Emanuel II. gewährte er eine Zusammenkunft im Meierhof Vignale und ließ den Königssohn im Besitz seines Landes und der Krone. In Brescia aber, wo von republikanischen Italienerbanden österreichische Verwundete scheußlich gemar-

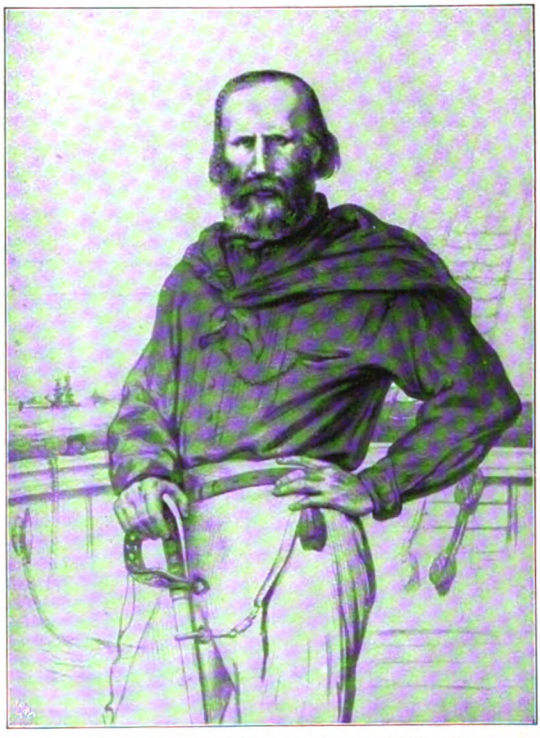
Digitized by Google

Napoleon in der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859 Gemälde von Adolphe Yvon im Museum zu Versailles

Digitized by Google

tert und hingemordet worden waren, wurden die beteiligten Häuser niedergebrannt und alle bewaffnet Ergriffenen standgerichtlich füsiliert. In der gleichen Zeit, da in Ungarn der Aufstand flammte, Wien sich in den Händen der Revolution befand, die ratlose Kaiserfamilie im treuen Tirol Zuflucht suchte, England und Frankreich Österreichs Abtretung der Lombardei und Veneziens begehrten, hat unbekümmerter, unvertiftelter Soldatenverstand die Lage zur Wiederaufrichtung des Kaiserstaats gewendet und diesem die neue Achtung erfochten, die sich ringsum in seinen politischen Beziehungen, auch den deutschen, wieder geltend machte. Die Gestalt Radetzkys stand dem 18jährigen Kaiser Franz Joseph vor Augen, der als junger Offizier unter ihm die ersten italischen Kämpfe mitgemacht: die Erkenntnis, daß der mutige Wille des Staates noch immer seine höchste Klugheit ist. Bei allen Verlusten, die Österreich angesichts der Übermacht der Nationalgedanken seit 1848 erlitten, ist es vollberechtigt, daß man immer die Person dieses auf seine Ehre haltenden Kaisers als den stärksten Schutz gegen den Zerfall betrachtet.

Dann freilich hat ministerielle Wurstelei — das Wort ist jünger, aber in Österreich geprägt worden — bald wieder verdorben, was das Schwert Radetzkys gut gemacht. Von Piemont aus konnte der beharrliche Cavour, seit 1852 Minister, aufs neue sein Programm in der Nation verbreiten, und in Paris schickte Napoleon III. sich an, den Schauplatz der französischen gloire, nachdem sie soeben im Krimkrieg Englands Geschäfte besorgt, nach Italien zu verlegen. Savoyen und Nizza waren der insgeheim bedungene Preis, als er 1859 mit Viktor Emanuel zusammen den österreichischen Krieg begann. Hier war der Franzose Zielpolitiker, so wie er nach der deutschen Front hin Belgien, die Pfalz, die Rheinprovinz, Luxemburg nicht aus den Augen ließ, und er wollte, wie sich zeigen sollte, in Italien weit mehr. Viktor Emanuel ist die Hergabe seines Stammlandes sehr schwer geworden, doch ließ er sich von Cavour, der das Opfer mit dem Ziel aufzuwiegen meinte, bestimmen. Der nationalen Öffentlichkeit mußte das Abkommen zwar vorderhand aufs tiefste versteckt gehalten werden. — Es war nicht mehr das Radetzkysche Heer, das die Verbündeten gegenüber fanden. Indem die k. k. Armee ruhmvoll populär geworden, hatten die höhere Talentlosigkeit, die Vetterei eines bereits erschlafften Adels sich in den Offiziersstellen und im Generalstab ausgebreitet, „feines Auftreten, eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit", wie ein österreichischer Geschichtsschreiber adligen Namens es schildert, ersetzten die vorbildlich straffe und sachliche Erziehung, die in den dreißiger Jahren in militärischen Fachkreisen die europäische Aufmerksamkeit auf Radetzkys oberitalische Herbstmanöver lenkte. Bei Magenta und Solferino brach ihr Ruhm zusammen. Da Franz Joseph es nicht über sich brachte, der deutschen Stellung Preußens die maßvoll gerechten Zugeständnisse zu machen, die es für eine rettende Hilfe begehren konnte, mußte er die Lombardei an Napoleon persönlich abtreten, der sie dem militärisch am wenigsten rühmlichen Streiter übergab. Damit wollte Napoleon es genug sein lassen, deshalb schloß er so rasch Frieden. Denn nicht Piemont, sondern Frankreich sollte der Oberherr Italiens werden. Er ahmte den großen Oheim nach, dachte an ein mittelitalisches Vizekönigreich seines in Paris etwas unbequemen Vetters Jerome, genannt Plon-Plon, an die Einsetzung eines Sohnes Murats in Neapel, welches 1738 von Österreich an eine Bourbonenlinie weggetauscht worden war.



Josef Garibaldi. Lithographie von J. A. Vinter

Italien hatte unter der Verheißung seiner „Befreiung bis zur Adria" gestanden, die Napoleon am 3. Mai bei Beginn des Kriegs verkündet. Cavour pa-

Digitized by Google

rierte den unverdienten Vorwurf seines Verrats durch eindrucksvollen Rücktritt und schob den schmiegsamen, ränke- und redegewandten Advokaten Rattazzi als Minister vor, den „ersten der Politiker zweiter Klasse“, wie er ihn nannte. Ein eigentümliches Spiel verschlungener Intrigen beginnt nun in ganz Italien die nationale Enttäuschung zu sammeln und sie zu selbständigen Entschlüssen zu bringen. Dem alten Feuerkopf Mazzini ward es beschieden, von der europäischen Republik nochmals zu seinen italischen Agitationen zurückzukehren; in Parma, Modena, Toskana, im Norden des Kirchenstaats wurden die Behörden vertrieben, Mazzinis Schüler Garibaldi ward Befehlshaber der Truppen im revolutionären Toskana, und König Viktor Emanuels sich nicht vordrängende Haltung, die teils der äußerlichen Gewissenhaftigkeit, teils doch auch einer weiterdenkenden biederen Schlauheit entsprang, brachte ihm den Vorteil, daß jene an sich revolutionären Elemente dafür um so mehr ihm zustrebten. Garibaldi veröffentlichte einen Brief an Italien, der elenden Fuchspolitik abzusagen und die Blicke auf den re galantuomo — der den Freiheitsmann soeben in auszeichnender Weise empfangen hatte — zu richten. Im Januar 1860 schob Cavour den sich vergeblich sträubenden Rattazzi wieder beiseite. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß Napoleon lieber Savoyen und Nizza in Sicherheit bringen, als den Rest seiner „Befreier“-Glorie durch Gewalttätigkeit vernichten werde. Im März 1860 inszenierte er in den mittelitalienischen Staaten die Volksabstimmung, die mit glänzenden Mehrheiten den Anschluß an das Haus Piemont ergab. Englands Vergnügen über die Niederlage Napoleons half diese Vorgänge decken. Nicht die geringste Sorge Cavours war es, die Ungeduld der Patrioten vom Schlage Garibaldis zu zügeln, durch die Betonung, daß es gelte zu organisieren und ein starkes Heer zu schaffen, ehe man sich auf Venezien, Rom und Neapel wende. Die nicht länger zu verhehlende Abtretung Savoyens und Nizzas hat damals leidenschaftliche Erbitterungen und Anklagen zutage gebracht, von denen anzunehmen sein sollte, daß ein genügender staatsmännischer oder diplomatischer Wille, eine königliche Selbstbesinnung auf die Fürstenehre, in doppelter Hinsicht verstanden, sie noch heute hätte wiederbeleben müssen. Da es sich um verlorenes, abgezwungenes Staatsgebiet, nicht um niemals Besessenes handelt.

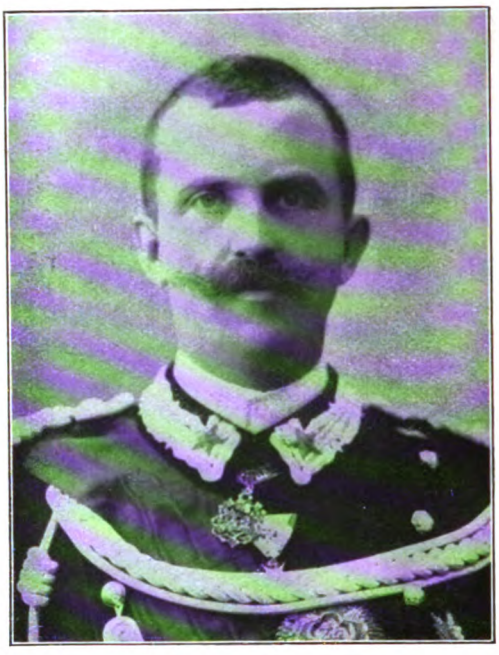
Da brach Garibaldi im Mai 1860 von der genuesischen Riviera mit etwa 1000 Freiwilligen gegen Sizilien und Neapel los und machte dem verhaßten Bourbonenregiment mit Hilfe des vorbereiteten Volksaufstands den Krieg. Es war der gefährlichste Augenblick für die Einheit Italiens. Denn da die Turiner Regierung angesichts der Drohung aller europäischen Mächte Stellung gegen das Unternehmen nehmen mußte, erlangten die

König Humbert von Italien

geliebten republikanischen Ideen, mit dem nunmehrigen Ziel, aus dem Süden nebst dem Kirchenstaat einen Freistaat gegen den Norden zu machen, bis in Garibaldis Feldlager die Oberhand. Aber dies kam nun wieder der großen Geschicklichkeit Cavours zugute, der so die fremden Mächte von der Notwendigkeit des Eingreifens der Monarchie zu überzeugen vermochte. Der König und das Heer rückten durch den Kirchenstaat hindurch ins Neapolitanische ein, am 13. Februar 1861 ergaben sich die letzten bourbonischen Truppen in der Festung Gaeta, die Volksabstimmung hatte schon vorher den Anschluß an Sardinien-Piemont ausgesprochen. Am 14. März ward das „Königreich Italien“ errichtet, das seine Residenz ein Jahr später nach Florenz verlegte. Noch war Venezien österreichisch, Rom und der südwestliche Rest des Kirchenstaats — da Umbrien und die Marken an den Volksabstimmungen von 1860 teilgenommen hatten — päpstlich unter dem Schutze der Garnison Napoleons. Seine Protektoratsgedanken hatte die Politik Cavours erfolgreich so auf diese letzte Stellung zurückgedrängt, die der französische Kaiser im dringlichen Zusammenhang mit seiner inneren Politik und ihren klerikalen Rücksichten hielt. So hatte Napoleon in der Einigung Italiens die Rolle des Zauberlehrlings gespielt. Denn seine Einsicht hatte sich von Anfang gesagt, daß ein neues Italien, welches Frankreich nicht selber beherrsche, seine Zukunft auf Frankreichs Kosten suchen müsse, wie es denn auch die Logik der Geschichte ward, daß dem freien Italien die Wege nach Venedig (1866) und Rom (1870) durch die Siege Preußens geöffnet wurden. 1866 rechnete

Digitized by Google

Napoleon bestimmt auf den Sieg Österreichs und seiner großen innerdeutschen Verbündung. So trug er bei, Italien in diesen Krieg zu ziehen, um bei dessen Ende als der „Schiedsrichter Europas“ aufzutreten, die Geschlagenen im Norden und Süden von sich abhängig zu sehen, den linken Rhein zu gewinnen, Italien aus seiner Hand, was er Österreich durch ränkevolles Doppelspiel abgedrungen, Venezien empfangen zu lassen und doch auf diese Weise nach allen Mißerfolgen doch noch der leitende Schutzherr Italiens zu werden. In den älteren Zeiten erstarkt durch ihr Verhältnis zu Deutschland, durch die österreichischen und deutschen Waffen mehr als einmal vor Frankreich gerettet, ist die savoyisch-piemontesische Dynastie auch zu der unabhängigen Führung Italiens in Wirklichkeit nicht durch die trugvolle Gunst von Frankreich, dagegen am wirksamsten durch den Willen und die Erfolge der Bismarckschen Politik, mittelbar und unmittelbar, gefördert worden.



König Viktor Emanuel III.

Nicht umsonst hat in diesen stürmischen Maitagen des Jahres 1915 der Piemontese Giolitti warnend und mahnend den Namen Cavours angerufen. Ob auch in epigonischer Weise, so ist doch dessen Wege das Italien des Königs Humbert gegangen, der mit gewiß dem Recht, wie sein Vater, der königliche Galantuomo zu nennen war. Des neuen Italien bestes Kleinod war die Monarchie, die dem jungen Reiche, das so vieles noch zu bessern und nachzuholen hatte, die äußere wie die innere Wohlfahrt verhieß. In deren Dienst stellten sich daher auch die einsichtigsten der alten Garibaldianer, wie Francesco Crispi, der Werkmeister am Dreibund, der einst in jungen Tagen Sizilien heimlich durchreisend, wo er zum Tode verurteilt war, die Ankunft der nationalen Befreier gekündet. Es kann nicht an der Zeit sein, schon die Geschichte der letzten Entwicklung zu schreiben, die nun schließlich doch Frankreich den inneren Sieg über das Italien der Savoyer und Cavours hat bringen können. Nicht einem gekrönten Frankreich, nicht einmal, wie man allenfalls auslegen könnte, dem antiklerikalen. Sondern in Wirklichkeit dem Frankreich, das das Vorbild der verantwortungsleichten politischen Lebemänner ist, deren sonstige Siege und Erreichungen uns zurzeit verhüllt sind, die aber jedenfalls über das Mannestum des Königs Viktor Emanuel III., trotzdem ihm das einfachste Ehrgefühl, das Mindestmaß einer Klugheit, die über die feige, nachgebende Schwäche hinausreicht, und das Beispiel des königlichen Standesgenossen zu Athen so viel zu sagen hatten, den verhängnisvollen, tief erniedrigenden, vielleicht vernichtenden Sieg gewinnen konnten.

Das königliche Schloß in Turin

Digitized by Google

Das vorschnell vermählte Ehepaar

Eine unruhige Geschichte von Fedor von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Daisy war nach ihrer letzten Aussprache mit Alex liebenswürdiger geworden — oder vielmehr, sie unterdrückte ihre Neigung zum Ironisieren. Sie sprach auch mit keinem Wort mehr von der beabsichtigten Heirat. Das war abgemacht und stand fest. Ebenso unbefangen plauderte sie mit ihm über die Möglichkeiten der Kriegsentwicklung. Es erschien ihr zweifellos, daß England sich auf seine Seemachtstellung beschränken würde; aber auch dann war die deutsche Flotte verloren. Sie hatte eine deutsche Mutter gehabt und war über den englischen Gesellschaftsdurchschnitt hinaus gebildet. Ihr unbeirrter Glauben wurzelte trotzdem in der Enge englischen Empfindens. Großbritannien war eine unbesiegbare Macht; dagegen war nichts zu sagen.

Alexander mußte dem zustimmen. Man wußte vorerst nur die Tatsache des Kriegsausbruchs, keine Einzelheit. Die Situation lag so, daß sich wahrscheinlich die beiden Dreibundgruppen bekämpfen würden. Es konnte ein europäischer Krieg werden, der alle Kulturbewegungen um ein Jahrhundert zurückwarf. Alex rechnete sich nicht zu den theoretischen Friedensfreunden, er war aber ein Gegner des Krieges, weil er aus dem unklaren Gefühl einer stimmungheischenden Gedankenwelt die Brutalität in jeder Form verabscheute. Physische Gewalt hatte für ihn nur in der Notwehr Gültigkeit. Und handelte es sich für Deutschland um eine berechtigte Notwehr?

Er wußte es nicht. Kein Mensch auf dem Schiff wußte es. Doch unwillkürlich schlossen die nationalen Gruppen sich noch enger zusammen. Die Feindseligkeit gegen die Deutschen trat offener hervor. Es bedurfte der Gelassenheit des Kapitäns und seines sich gleichbleibenden Benehmens, um die in der Luft schwebenden Mächte nicht zu einer Beute der Mehrheit werden zu lassen und damit einen Sturm zu entfesseln.

Mit hochmütigem Lächeln sah Daisy auf das Treiben ringsum. Sie hörte spöttische Bemerkungen argentinischer Freunde, sah auch verächtliche Blicke englischer Landsleute: ein ganzer Apparat heimlichen Widerstands wurde gegen sie aufgebracht. Das belustigte sie mehr als es sie erbitterte. Sie zog die Oberlippe hoch und ließ die Brillantplompe in ihren Zähnen blitzen. Sie verachtete trotz ihrer eigenen Befangenheit, die freilich mehr unbewußt als Überzeugung war, alle kleinliche Parteilichkeit, die sich des billigen Mittels patriotischer Schönredereien bediente, um die Geister zu entzünden, und da Alex genau so dachte, so traten die beiden in ihrer raschen Vereinsamung sich in diesen Tagen doch auch innerlich ein wenig näher.

Daß die „Juan Fernandez" nicht den gewöhnlichen Kurs einhielt, wurde Sohr zur Gewißheit, als der Dampfer einen auffallend großen Bogen um das Kap St. Vincent beschrieb, um sich dann in scharfem Winkel der Entrado do Teja zu nähern. Es war am Spätnachmittag, und in dem dämmerigen Lichte eines von Wolken umschatteten Sonnenuntergangs baute das Häusermeer von Lissabon sich auf. Das Schiff legte nach langsamer Einfahrt in die Bai ziemlich weit draußen an. Die Sanitätskommission kam an Bord und mit ihr ein Schwarm von Konsulatsbeamten, Agenten und neuen Passagieren. In dem Gewirr hatte Sohr Daisy verloren, sah aber den deutschen Gesandten, der ihm schon von weitem grüßend seinen Hut entgegenschwenkte. Er war ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen, hatte Alex bereits als Jungen gekannt und drückte ihm nun unter herzlicher Beglückwünschung zu seiner Verlobung die Hände.

„Ich habe alles vorbereiten lassen," sagte er. „Die Kopulation findet auf dem Generalkonsulat statt. Auch der protestantische Pfarrer ist benachrichtigt, denn ich nehme an, daß Sie die kirchliche Trauung unmittelbar folgen lassen wollen."

„Doch nicht," entgegnete Sohr hastig. „Das ist nicht nötig, liebe Exzellenz. Die geistliche Einsegnung kann später . . ." Er schaute sich um, sah Daisy und winkte ihr.

Digitized by Google

Ein Waterproof hüllte sie ein; ein Reisehut aus dunklem Filz saß auf ihrem Kopfe. Aber das anmutige Gesicht verschönte die häßliche Praxis.

Viel Zeit war nicht zu verlieren. Eine rasche Vorstellung, Händedruck, ein paar gleichgültig liebenswürdige Worte von beiden Seiten. Der Gesandte fragte nach den Papieren. Alles in Ordnung; er fragte dann weiter nach den nötigen Zeugen. Daran hatte Sohr nicht gedacht. Gleichgültig: zwei Schreiber konnten als Zeugen dienen. Das ging auch.

Man ließ sich ausbooten und bestieg am Kai das Auto des Gesandten. Während der Wagen durch die menschenbelebte Avenida da Liberdade rollte, erzählte die Exzellenz von den letzten politischen Ereignissen und der Stimmung in der portugiesischen Hauptstadt. Selbstverständlich ausgeprägte Deutschenfeindschaft bis in alle Winkel hinein. Die Blätter im Solde Englands, die Regierung in Angsten und Geldnot. Schon hatten die Telegraphenbureaus Reuter und Havas die ersten Siege Frankreichs im Oberelsaß und den wütenden Ansturm der Russen auf Ostpreußen verkündet. Aus Angola wurde ein deutscher Einfall berichtet; darob tosende Wut des Volkes. Es hieß, eine Expedition von achttausend Mann, gemischte Waffen, solle auf englischen Schiffen nach Afrika geschafft werden . . . „Hören Sie das Summen der Straße," sagte der Gesandte, „das Brüllen der Camelots, das Kannegießern in den Cafés, das aufgeregte Schreien des Pöbels — das alles gilt uns! Und das nennt man ein neutrales Land! . . ."

Sohr schaute Daisy in das Gesicht; sie war blaß. Unter dem gekrempten Filz stahl sich ein dunkelbraunes Löckchen hervor und wiegte sich an der Schläfe. Über die oberen Augenlider wischte ein bläulicher Schatten von Müdigkeit. Die Lippen waren fest geschlossen.

Alex hatte seinen Überzieher über das dunkle Jackett gehängt. Nun schlüpfte er in die Ärmel, denn es begann plötzlich zu tröpfeln. Ein leichter Sommerregen setzte ein. Aber der Wagen bog schon in die Rua da Magdalena ein und hielt vor dem großen Hause mit dem Wappen des Deutschen Reiches.

Es war wirklich alles vorbereitet, es ging auch gleich los. So eilig wurde selten eine Hochzeit gefeiert. Der Gesandte drängte: er hatte für das liebe junge Paar noch ein kleines Diner in Vorbereitung; das durfte nicht kalt werden. Es war sehr hell in dem kleinen Saal; alle elektrischen Flammen brannten. Aber Sohr sah doch nicht viel; es glitt wie ein feiner Dunst an seinen Augen vorüber. Er hörte auch kaum das, was der würdige Mann sprach, der vor ihm am Tische saß, und als er sein „Ja" hervorstieß, erschrak er fast über den ihm ungewohnt scheinenden Ton seiner Stimme. Dann wurde er plötzlich neugierig; ein Seitenblick streifte Daisy. Sie hatte den Regenmantel abgelegt und trug ein perlgraues englisches Kostüm; saß sehr gerade auf ihrem Stuhl und hatte den Kopf in schöner Linie aus dem Halse erhoben, und ihre Züge waren gespannt, als lausche sie aufmerksam auf die Vorlesung des Konsuls. Dann sprach auch sie ihr „Ja": hell und klingend, ohne Befangenheit, fast munter, und dabei lächelte sie leichthin.

Nun waren sie Mann und Frau: nach Gesetz und Recht. Man gratulierte und wartete wohl einen Augenblick darauf, daß die beiden sich einen Kuß geben würden. Aber das geschah nicht; sie reichten sich nicht einmal die Hände. Doch blieb auch zur Verwunderung keine ausreichende Zeit übrig: das Diner durfte nicht versäumt werden. Ein Diner im Galopp: es wurde hastig serviert. Aber schon beim Vorgericht schäumte der Clicquot in den Gläsern, und der Gesandte hielt eine kleine Rede: sehr hübsch und sinnig, denn er schriftstellerte im Nebenberufe und hatte die Sonette Anthero Quentals neu übersetzt.

Sohr nahm sich zusammen. Man kann auch seine Stimmung binden. Er hörte, daß Daisy lustig plauderte und wollte es ihr nachtun. Er trank schnell und wurde aufgeregt. Bald übersprudelten sich seine Worte. Er wurde sehr liebenswürdig zu Daisy und küßte ihr die Hand.

Aber dann kam ein Augenblick rückläufiger Bewegung alles Empfindens.

Der Gesandte wiegte eine Blume in der Hand und sagte: „Ich denke ja, daß Sie noch ohne Schwierigkeiten nach Rotterdamm kommen werden. Immerhin ist Vorsicht erste Bürgerpflicht. Englische Kreuzer sollen

Digitized by Google

sich schon an neutralen Schiffen vergriffen haben."

„Was heißt das?" fragte Alex erstaunt. „Es gibt doch ein Seerecht?"

„Natürlich. Aber es nützt nicht viel. In der Kriegführung zur See gilt noch mehr als zu Lande der Satz, daß Macht vor Recht geht. Es gibt auch eine sogenannte Indultfrist, die bestimmt, daß Schiffe der Handelsmarine vom Feinde nicht belästigt werden dürfen, wenn sie ohne Kenntnis des Kriegsausbruchs ihren letzten Hafen verlassen haben."

„Wie bei ‚Juan Fernandez'," warf Alex ein.

„Richtig. Doch ich sagte schon, daß England sich den Teufel um alle diese Bestimmungen kümmert. Ich will Sie nicht unnötig ängstlich machen, aber die Möglichkeit liegt schon vor, daß auch Ihr Dampfer trotz seiner neutralen Flagge von einem englischen Kriegsschiff angehalten und untersucht werden kann."

„Und was dann?" fragte Daisy, die gleichfalls stiller geworden war. „Die Untersuchung bezieht sich doch wohl nur auf Konterbande."

„Durchaus nicht. Auch auf die Passagiere. Der ‚Highflyer' hat gestern in der Höhe des Kap Finisterre alle männlichen Deutschen, die er auf der ‚Hollandia' fand, gefangen und nach England gebracht."

Alex starrte den Gesandten einen Augenblick ausdruckslos an. Dann ging eine dunkle Röte über sein Gesicht. „Donnerwetter!" rief er erregt. „Warum haben Sie das nicht vor unsrer Heirat gesagt?! ..."

Nun wurde der Gesandte sichtlich verlegen. Er verstand augenscheinlich diese sonderbare Frage nicht.

„Was hat das mit Ihrer Hochzeit zu tun?" gab er zurück. „Die Hauptsache ist, daß Sie keinesfalls von Ihrer Gattin getrennt werden können. Und das war doch auch der Zweck der schnellen Kopulation."

„Nein," rief Alex, „der Zweck war der, meine Frau ohne Schwierigkeiten nach Deutschland bringen zu können!"

„Ich muß nach Deutschland!" warf Daisy erbittert ein. „Ich will nicht nach England, ich will nach Berlin! ..."

Die Exzellenz wurde immer verlegener... „Das können Sie ja auch zweifellos — zweifellos, liebe gnädige Frau. Aber immerhin — mein Gott, es ist vielleicht töricht, daß ich Befürchtungen in Ihnen erwecke. Die Jagd der englischen Kreuzer gilt natürlich nur den militärpflichtigen Deutschen. Meines Wissens sind Sie nicht Soldat, Herr von Sohr. Wenn man Sie also wirklich gefangen nehmen sollte, was ja noch sehr fraglich ist, so würde es sich doch immer nur um kurze Zeit handeln."

„Ich habe aber keine Zeit zu verlieren," erwiderte Daisy und fügte hartnäckig hinzu: „Ich muß schleunigst nach Berlin — schleunigst!"

Der Gesandte zog die Schultern hoch. „So kann ich Ihnen nur den Rat geben," sagte er, „sich auf dem Schiff zu verstecken, falls ein englischer Kreuzer in Sicht kommen sollte. Wie stehen Sie sich mit dem Kapitän?"

„Gut," antwortete Alex.

„Dann ginge es vielleicht so: Sie kaufen einem Passagier der zweiten Klasse seinen Paß ab und verwandeln sich in einen Kohlenarbeiter. Oder Sie bitten den Kapitän, daß er Sie als Schiffskoch verwendet. Sie könnten sich auch Frauenkleider anziehen und den Engliſhmen als Stewardeß ein Schnippchen schlagen. Denn ich meine, in solchem Falle ist jede List erlaubt. Aber es ist ja überhaupt noch nicht gesagt, daß Ihr Dampfer festgehalten wird. Die Engländer haben eine gute Witterung und stürzen sich mit Vorliebe auf die großen Vergnügungsschiffe, auf denen sich gewöhnlich eine Masse militärpflichtiger Deutscher befinden. Die kleinen Dampfer lassen sie laufen ..."

Das war ein schwacher Trost. Das seltsame Hochzeitsdiner war gründlich gestört. Daisy hatte ihre nervöse Munterkeit verloren. Alex zerkrümelte gedankenlos das Brötchen neben seinem Teller. Der liebenswürdige Gastgeber war etwas außer Fassung geraten. Das junge Ehepaar war ihm nicht recht verständlich. In den beiden lebten und webten noch andere Interessen als die Cytheres. Der Konsul, der auch geladen war, saß daneben, sprach wenig und hatte guten Appetit.

Der Gesandte begleitete Daisy und Sohr auf das Schiff zurück. Wieder raste sein Auto durch die Straßen. Wieder brüllten die Zeitungsverkäufer. Neue Extrablätter waren erschienen. Die Exzellenz ließ einen Augenblick halten und kaufte eine Hand-

Digitized by Google

voll. Er lachte. „Jedes Wort eine Lüge," sagte er, „jeder Satz eine Verleumdung ..." Der „Secolo" erzählte von Brandschatzungen der Deutschen in Luxemburg. Der „Economista" berichtete, die Franzosen ständen vor Metz. Der „Reporter" hatte aus sicherer Quelle erfahren, daß in Berlin die Revolution ausgebrochen sei ... „Man muß immer das Gegenteil glauben," sagte die Exzellenz ...

Die „Juan Fernandez" nahm noch Wasser und Kohlen. Ein wütender Lärm herrschte auf dem Schiffe, auch ein großer Wirrwarr. Es wimmelte überall von Menschen, von denen man nicht wußte, wo sie so plötzlich herkamen. Alle Ordnung schien aufgehoben. Aus dem Rauchzimmer erscholl der Gesang der Marseillaise ... Die Scheinwerfer an den Masten verbreiteten ein helles Licht; in der weißen Flut bildete das Durcheinanderquirlen der Passagiere auf den Decks einen Haufen regelloser dunkler Tupfen.

„Warten Sie auf mich in Ihrer Kabine," sagte der Gesandte. „Ich will einmal sehen, daß ich den Kapitän zu fassen kriege ..."

Alex schloß das Fenster in der Kabine und deutete auf den Schreibtischstuhl.

„Nimm Platz, teure Gattin," begann er. „Es ist eine angenehme Situation, die du mir eingebrockt hast."

„Du bist ungerecht," erwiderte sie und riß ihren Gummimantel auf. Es war stickend heiß in dem engen Raum. „Ich bin doch nicht schuld an dem Kriege."

„Wir hätten uns die ganze alberne Komödie ersparen können!" rief er empört.

„Warum? Die Voraussetzung bleibt. Ich muß nach Berlin. Es kann sich ein unangenehmes Intermezzo dazwischen schieben. Das müssen wir zu verhindern suchen. Du wirst dich verstecken, wie der Gesandte vorgeschlagen hat, falls englische Schiffe auf uns fahnden sollten."

„Glaubst du, daß mir das Spaß macht?"

„Gewiß nicht. Aber das müßtest du auch, wenn wir nicht verheiratet wären."

Er schwieg einen Augenblick. Daisy sah gelassen und ruhig aus. Sie spielte mit einer Zigarette, die sie vom Schreibtisch genommen hatte.

Ein flüchtiges Lächeln ging um seinen Mund.

„Hast du dir deinen Hochzeitstag nicht etwas anders gedacht?" fragte er.

Sie errötete und gab sein Lächeln zurück. „Ich habe keinen Augenblick vergessen, daß es sich nur um ein Spiel handelt," sagte sie.

„Um ein ziemlich leichtfertiges Spiel," fügte er hinzu.

„Ach du lieber Gott, Alex, komm mir doch nicht mit moralischen Anwandlungen! Sie haben in unserm Falle nicht einmal eine Grundlage."

„Oho! Eine Scheinehe ist immer ein Betrug."

„Vielleicht sagst du mir, wen wir betrügen?"

„Zum mindesten uns selbst."

„Richtig. Aber aus freiem Entschlusse."

„Das bestreite ich eben. Du hast mich in eine Zwangslage gebracht."

„Der du nicht nachzugeben brauchtest. Und war es Zwang? Nein!"

„Also Ausnutzung einer Notlage, wenn dir das besser klingt. Aber streiten wir nicht."

„Der Ansicht bin ich auch, zumal dir aus dieser Notheirat kein Schaden erwachsen wird. Vielleicht sogar das Gegenteil. Solltest du wirklich gefangen genommen werden, so wird man berücksichtigen, daß deine Gattin eine geborene Engländerin ist."

„Sehr liebenswürdig. Vorderhand habe ich aber gar keine Lust, mich von deinen Landsleuten festsetzen zu lassen. Der Teufel soll sie holen, wenn sie sich an mir vergreifen!"

Da klopfte es, der Gesandte trat ein. Seine Augen blitzten lustig hinter den Kneifergläsern. „Alles abgemacht," sagte er. „Sie müssen sich zu Ihrer Sicherheit Ihre Degradation als Heizer gefallen lassen. Einen entsprechenden Anzug bringt man Ihnen. Schwärzen Sie sich das Gesicht ein wenig. Offiziell haben Sie in Lissabon das Schiff verlassen, um nach Barcelona zu reisen. Die Version ist notwendig, weil Sie aus dem Gesichtskreis der Passagiere verschwinden müssen. Sie tauchen sozusagen unter. Sie sind nicht mehr da. An Ihre Stelle ist ein neuer Heizer getreten!"

„Das Heizen muß ich erst lernen," erwiderte Sohr, und sein Gesicht war düster. „Ich schätze, es ist verdammt heiß im Maschinenraum."

Digitized by Google

„Sie werden von der Arbeit dispensiert werden, weil Sie rechtzeitig erkranken sollen. Ich habe das schon alles mit dem Kapitän besprochen. Unmittelbar nach der Abfahrt kommt er zu Ihnen; bitte, bleiben Sie inzwischen in Ihrer Kabine und nehmen Sie Abschied von Ihrer Gattin. Denn das ist das Schmerzliche: bis zur Einfahrt in den Hafen von Rotterdam müssen Sie sich von ihr trennen. Es ist sehr bitter für ein eben verheiratetes junges Paar, das sehe ich ohne weiteres ein. Es ist eine herbe Prüfung — jawohl. Aber Sie entgehen auf diese Weise der Gefahr der Gefangennahme, die sich immerhin auf einige Wochen ausdehnen könnte, während die Unbequemlichkeit des Versteckspiels nur wenige Tage währt . . . Die Dampfpfeife schrillt: alle Fremden von Bord. Gnädige Frau, ich küsse Ihnen die Hand — mein lieber Sohr, glückliche Heimkunft . . ."

Man verabschiedete sich. Daisy hatte ihre gesellschaftliche Gewandtheit wiedergefunden und sagte dem Gesandten ein paar Dankworte für sein Entgegenkommen. Das tat auch Alex, aber seine Miene blieb brummig.

Dann waren die beiden wieder allein. Draußen schrie die Dampfpfeife unaufhörbar, und überall rasselten Ketten.

„Lexe," sagte Daisy mit weicher Stimme, „du mußt die dumme Geschichte nicht so tragisch auffassen. In vier Tagen sind wir in Rotterdam, und dann ist alles Leiden vorbei. Was man so Leiden nennt. Du wirst nicht im Maschinenraum eingesperrt, und deine zarten Händchen brauchen nicht in den Kohlenkasten zu greifen. Du kommst gleich in das Lazarett. Da besuche ich dich zuweilen in aller Heimlichkeit."

„Das ist außerordentlich liebenswürdig von dir," entgegnete Sohr, „— bitte, übernimm dich nur nicht."

Nun stand sie auf, trat vor ihn hin und strich mit ihrer Hand über sein blondes Haar.

„Ist mein kleines Mädchen böse auf mich?" fragte sie.

„Laß deine Albernheiten," entgegnete er unliebenswürdig. „Den Witz mit dem kleinen Mädelchen hast du nun nachgerade erschöpft. Denk dir einen neuen aus."

„Nein, Lexe, er gefällt mir — jetzt doppelt. Es hat schon seine Reize, daß mein kleines Mädchen sogar mein Mann geworden ist."

Er schüttelte den Kopf. „Manchmal weißt du wirklich nicht, was du sprichst," erwiderte er. „Es ist gut, daß dich kein andrer hört. Spürst du denn nicht selbst die verhaltene Frivolität, die in deinen Worten liegt?"

Sie erschrak aufrichtig. „Aber um Gottes willen," rief sie, „Frivolität — nein, die besitze ich wirklich nicht! Derb kann ich sein — zuweilen bis zur Ungezogenheit. Aber frivol bin ich nicht. Weshalb mißverstehst du mich?"

Sie hatte jetzt den Waterproof abgeworfen und stand ihm gegenüber an der Tür, während er wieder auf dem Bettrand saß. Sein Blick umzirkelte sie, die ganze Figur in ihrer gestrafften Schlankheit und Inselfrische — und er wurde verwirrt.

„Mißverstand ich dich?" fragte er. „Möglich. Höre, mich dünkt, es liegt mancherlei Mißverständliches zwischen uns. Vielleicht ist auch unsre Freundschaft nichts als ein Mißverständnis. Das kann wohl sein. Es kann sein, daß wir uns höheren Werten verschlossen, indes wir mit geringeren spielten wie zwei alberne Kinder. Daß die räumliche Nähe, in der wir lebten, uns zu einem geschwisterlichen Zusammensein geführt hat, das alles tiefere Empfinden an die Außenseite drängte. Verstehst du, wie ich das meine? Ich meine, wie unsre Ehe, so kann auch unsre Freundschaft nur Spiel gewesen sein. Hältst du es für ausgeschlossen, daß aus beidem einmal Ernst werden könnte?"

Ihre Augen vergrößerten sich erschreckt. Was sprach das kleine Mädchen für Unsinn?! Sein Blick gefiel ihr nicht. Der Blick war anders als sonst. Sie kannte das: so hatte ein Männerauge sie oft angeschaut, mit einer Mischung von Begehren und Zurückhaltung, die aussichtslos an stürmischen Affekten rührte. Dem Weibe gegenüber sind alle Männer sich gleich.

Sie lachte. Das schien ihr das Beste.

„O Lexe," rief sie, „du phantasierst! Unsre Ehe ernst?! Alle Achtung, das würde ein Sturm werden, dem wir beide nicht standhalten könnten! Und was faselst du sonst noch? Rüttle doch nicht an unsrer Freundschaft. Nein, das tu nicht. Es war ja das Beste in meinem Leben. Wahrhaftig, das war es! Du hast mir mehr gegeben als Vater, Mutter und Bruder. Und sagst

Digitized by Google

du auch, meine Freundschaft habe zuweilen brüchige Stellen gezeigt: du hast sie immer wieder gekittet. Denn du bist viel besser als ich. Du hast ein Herz, und bei mir geht alles nach Messen, Zielen und Richten. Das weiß ich recht gut, und deshalb bin ich dir auch so dankbar."

„Bist du das?" fragte er. Er schnellte in die Höhe. Er stand dicht vor ihr. Er lachte wie sie, aber dies Lachen hatte etwas Krampfhaftes, und sein Blick war wirklich anders wie sonst. Sie sah eine Verdunkelung in seinen Augen, einen flackernden Purpurschatten, und nun er ihre Hände ergriff, fühlte sie, daß seine Finger heiß waren und vermeinte, das Schlagen seiner Pulse zu fühlen. „Du hast mich neulich küssen wollen," fuhr er fort. „Da wich ich dir aus, ich Narr. Weißt du warum? Eben weil ich ein Narr war. Weil ich meine blassen Prinzipien nicht opfern wollte. Weil dein Kuß störend sein konnte. Albern, nicht wahr? Sag' es mir doch, daß ich albern war!"

„Gut also, wenn du es hören willst," erwiderte sie ruhig. „Dein ganzer Antifeminismus ist albern. Denn du sehnst dich nach Zärtlichkeit und in deinem Herzen steckt eine gesunde Kraft. Aber du bist ein Schäfchen — das bist du trotz deines Intellektualismus — oder vielleicht bloß deshalb. Du machst dein Leben zu einer Spekulation und dein Empfinden zum Reflektieren, und wenn dir ein Mädchenmund einen Kuß bietet, so überlegst du erst, ob das nicht eine individuelle Willkür ist, die deine Erkenntnisarbeit schmälern könnte. Bei dieser Überlegung geht dann der Kuß flöten — oder zum mindesten: er verliert seine Wirkung, er wird sinnlos."

„Danke für die Belehrung," sagte Alex und hielt noch immer ihre Hände fest. „Aber ich meine, ihr fehlt die praktische Beweiskraft. Habe die Güte und küsse mich noch einmal: ich will den Kuß entgegennehmen und dabei jedwedes Denken ausschalten; ich will ihn als Sache für sich auffassen, meinetwegen auch als Konzentration des Vernunftlosen, meinetwegen als ein Plötzlichkeitsprodukt verfeinerten Naturtriebs — ganz wie du willst."

„Hallo," rief sie und rang mit ihm, um ihre Hände freizubekommen, „das ist gegen die Beredung! Gegen den Verlobungskuß wehrtest du dich — und über den Schein unsrer Ehe will ich nicht hinausgehen. Vergiß nicht, was du selber sagtest: Keiner hat ein Anrecht auf den andern. Laß mich los, Alex!"

Aber er hielt sie fest. „Ich will dir wenigstens deinen Kuß von vorhin zurückgeben," lachte er. Doch sie lachte nicht mehr. Über ihre Wangen flüchtete ein rasches Rot. Die Augen blitzten, vielleicht in einer Wallung des Ärgers. Mit einem starken Ruck machte sie sich frei und stieß ihn zurück.

„Kleines Mädchen," rief sie aufatmend.

Er saß wieder auf dem Bettrand und machte ein Gesicht wie ein gescholtener Junge. „Es ist richtig," sagte er; „ich glaube, eine Ehe mit dir, so eine regelrechte, würde etwas zugig werden. Sehen wir davon ab. Willst du eine Zigarette?"

Sie antwortete nicht. Es klopfte, und der Kapitän trat ein, mit ihm ein Mann, ein Matrose, der einen braunen Sack trug. Er legte den Sack auf die Erde.

„Meine Gnädigste," begann der Kapitän, „Sie kennen die Sachlage. Herr von Sohr ist nicht mehr Herr von Sohr. Er ist der Heizer Grönevelt. Auf diesen Namen lautet auch sein Paß, wenn mir recht ist. Wenn Sie nun bitte die Güte haben wollen, die Kabine auf einige Minuten zu verlassen, damit wir den benötigten Kostümwechsel vornehmen können ..."

Sie ging und wartete draußen. Als sie wieder eintreten durfte, trug Alex blaue Leinenhosen und ein sehr schmutziges Hemd. Auf seinem Gesicht lag Kohlenstaub, die Nase war schwarz; er stand vor dem Spiegel.

„Schrecklich!" rief Daisy.

„Aber doch fein in den Farben," antwortete er. „Und vor allem: unkenntlich geworden."

„Total," sagte der Kommodore. „Sie können getrost mitten durch die Passagiere spazieren, und keiner wird wissen, wer Sie sind, wenn mir recht ist."

„Schrecklich!" rief Daisy noch einmal.

Alex reichte ihr die Hand. „Rühr' nur an der Spitze des Mittelfingers," riet er, „die ist rein geblieben. Als Sinnbild für mein einstiges Ich. Und dann empfehle ich mich dir. Sei verständig, sollte das Unheil nahen. Wenn wir in der Nordsee

Digitized by Google

sind, hoffe ich wieder aus der Tiefe emporsteigen zu können. Inzwischen werde ich unten meine Studien machen und mich selbst auf die Probe stellen, ob ich in dem neuen Milieu Anregung zur Weiterbildung finde. Ich habe die Ehre, meine Lady." Der Matrose ging voraus; Alex folgte, den Sack auf dem Rücken.

* * *

Kapitän Vosbom tat, was möglich war, um die Deutschen an Bord zu schützen. Das waren außer Sohr noch zehn, darunter sechs Herren, die das wehrfähige Alter schon überschritten hatten, und zwei Dienstuntaugliche. Es galt also nur noch, die übrigbleibenden beiden Jüngeren vor einer etwaigen Verfolgung zu sichern, und das mußte mit großer Vorsicht geschehen, da sich unter den Passagieren des kriegführenden Auslands sicher mancher befand, der gegebenenfalls den Denunzianten spielen konnte. Der eine der beiden Deutschen, der sich immer sehr zurückgehalten hatte und den die Schiffsgesellschaft kaum kannte, wurde der Bordkapelle eingereiht. Das ging ganz gut, zumal er ein leidlicher Geigenspieler war. Der zweite wurde in Stewardkleidung gesteckt und fungierte als Aufseher im Zwischendeck. Nun konnten die Engländer kommen.

Sohr meldete sich nicht krank. Er wurde Heizer und lernte in der Tat das neue Milieu kennen. Das war kein Spaß, und als solchen faßte er es auch nicht auf. Es war eine seiner Unbegreiflichkeiten: ein Widerspruch gegen seine Philosophie der Bequemlichkeit. Aber den Widerspruch liebte er; in diesem Falle wurde er zum Fegefeuer. Sohr hielt zwei Tage tapfer aus in der Hölle des Maschinenraums, dann traten wütende Kopfschmerzen ein, so daß er sich notgedrungen eine Pause gönnen mußte. Da saß er in seinem Arbeitsanzug im Zwischendeck, ließ sich die Luft um die Schläfe wehen und schimpfte insgeheim auf Daisy...

Auf seiner ersten Reise nach Südamerika hatte er ein paar Empfehlungen mitgenommen. Unter ihnen auch eine an Thomas Heard, die wichtig war, denn Alex trug sich, wenn auch noch unsicher, mit der Absicht, sich in Argentinien eine Farm zu kaufen, und Heard war Aufsichtsrat der Entre Rios-Ackerbaugesellschaft. Das war ein Mann für alles: ein großer sehniger Engländer, hartherzig und eisig kalt, wenn es ihm so paßte, und auch wieder von gewinnendsten Umgangsformen, wenn er bei Laune war; ein ebenso tüchtiger Kaufmann wie Sportsman, ein ausgezeichneter Landwirt und berühmter Viehzüchter und unter allen Umständen und immer ein glänzender Rechner. Er war ein Mensch der unbedingten Wirklichkeiten, ein Totengräber des Idealismus, dabei ein Fanatiker der Arbeit, der keine andere Wertschätzung kannte als die positive Leistung des Verdienens. Er war unverheiratet geblieben, obgleich seit Jahren in und um Buenos-Aires Mütter und Töchter in beständiger Jagd nach ihm waren: er lebte nur für sein Geschäft. Das war nicht allein das große Im- und Exporthaus, dessen Besitzer er gemeinsam mit seiner Schwester war: auf seiner Estanzia weideten riesige Herden, und ebenso war er an den Saladeros, den Schlachthäusern der Firma Campos, wie an den Mesillaschen Getreidemühlen beteiligt.

Die Geschwister waren frühzeitig auf sich selbst gestellt gewesen, und auch Daisy hatte den nationalen Geschäftssinn ererbt. Es kam häufig vor, daß sie im Auftrage ihres Bruders nach Europa reiste, um Abschlüsse zu beschleunigen, und zuweilen war es ihrer kaufmännischen Umsicht auch gelungen, recht bedeutende Geschäfte zu vermitteln. Sie wußte im Quebrachoholz ebensogut Bescheid wie in Fellen, Häuten und Wolle, und wenn sie Chemikalien oder Sackleinwand einkaufte, alles das, was man drüben brauchte, so handelte sie wie der gewiegteste Cityman. Aber sie hatte doch auch geistige Kultur, im Gegensatz zu ihrem Bruder, der seine Erholung höchstens im Jockeiklub und auf den Sportplätzen suchte, dem aber selbst der Klub und der grüne Plan nur Hilfsmittel zur Fortspinnung seiner Geschäftsinteressen waren.

Diese eigentümliche Mischung im Wesen Daisys, das Nebeneinander von Festem, Greifbarem und wiederum von einer gewissen flinken Geistigkeit, die überkommene Werte belächeln konnte, aber sich doch auch eine eigene innere Welt zu schaffen wußte, steigerte zunächst das Interesse, das Alex Sohr an dem schönen Mädchen nahm. Und sie wieder fand Freude daran, daß

Digitized by Google

er so ganz anders war als die jungen Männer, die sie umschwärmten. Es kam eine neue Frische des Erlebens über sie, als sie spürte, daß die Reize ihrer blühenden Jugend ihn anscheinend gleichgültig ließen. Gewiß regte sich anfänglich ein wenig von verletzter Eitelkeit in ihr, aber das überwand sie rasch. Die Eigenart seiner Lebensauffassung hatte doch auch große Züge, und wenn in seinem überwindenden Trotz gegen Kleinmenschliches zuweilen etwas Sektiererhaftes lag, ein närrisches Sonderlingsbestreben: es führte immerhin aus der Gleichförmigkeit heraus zu neuen Begriffen der Freiheit.

So freundeten die beiden sich an und wurden in der Tat wie Geschwister. Das seltsame Verhältnis entwickelte sich stufenweise unter so harmlosen Voraussetzungen, daß Thomas keinen Augenblick stutzig wurde. Er kannte zudem seine Schwester, die in der inneren Werkstatt ihres Lebens keinen Einspruch duldete, und er hatte auch Sohr genügend kennen gelernt, um ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken. Die Freundschaft der beiden war ihm zudem bequem, denn sie nahm ihm Daisy ab, die bei aller Nichtachtung schematischen Gesellschaftslebens doch auf ihre weltlichen Vergnügungen nicht verzichten wollte...

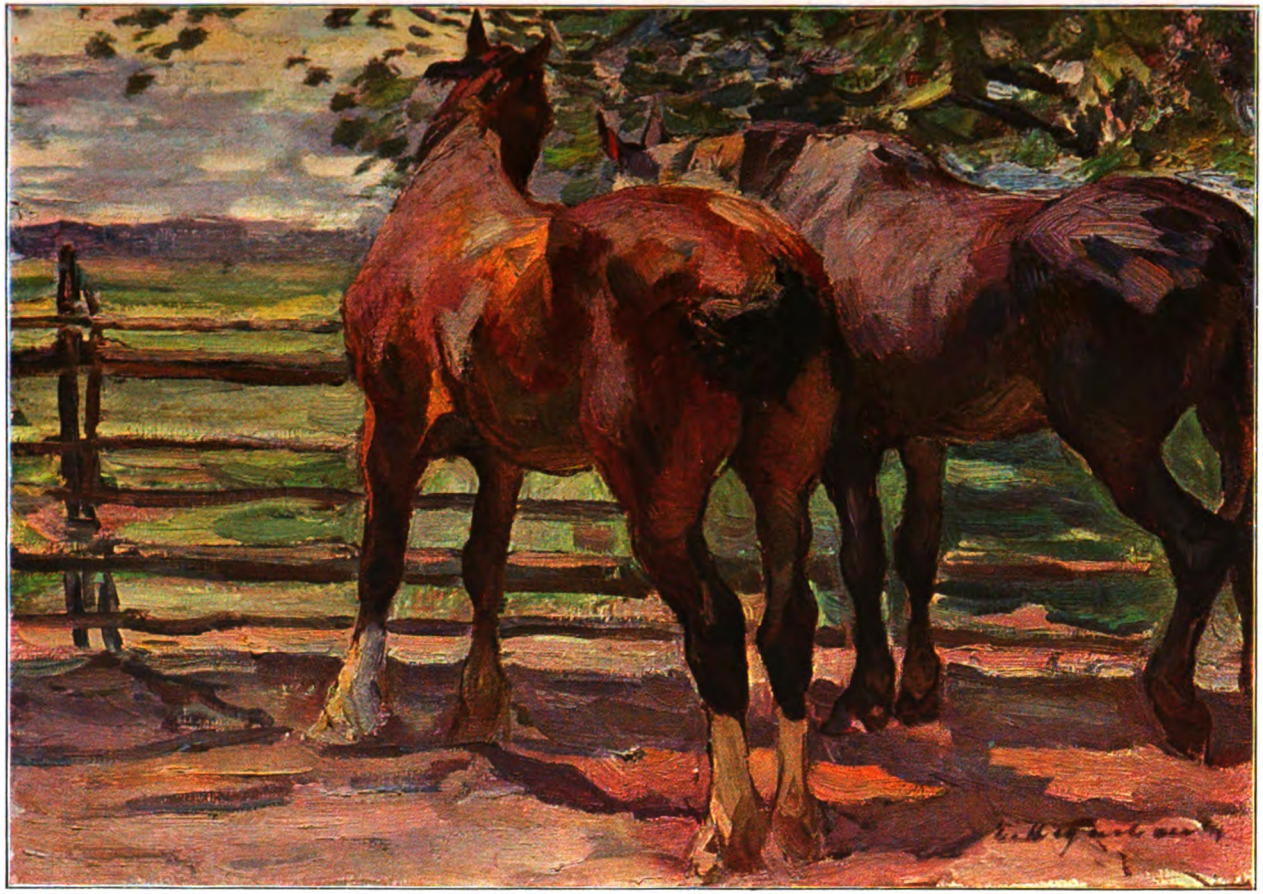
Sohr saß auf einem großen Bündel Tauwerk im Zwischendeck, und rings um ihn surrte das Schiffsleben. Die Nachricht, daß englische oder französische Schiffe möglicherweise den Dampfer anhalten und durchsuchen könnten, war durchgesickert. Bis Vigo war man unbehelligt gekommen, und hier waren unter Geschrei und Gesang die italienischen Arbeiter an Land gesetzt worden. Trotzdem blieben noch genug Passagiere im Zwischendeck, nur keine angenehmen. Sohr kümmerte sich nicht um sie, aber er fühlte sich unglücklich. Der schmutzige Anzug, das ganze Ungewaschene, das Unvermögen, nicht einmal des Ungeziefers Herr werden zu können, die ekelhafte Umgebung: alles das bedrückte seine Stimmung. Und die Resonanz seiner schlechten Laune wurde zur Ungerechtigkeit: Daisy sollte schuld haben an der verzweifelten Situation.

Diese törichte Freundschaft war den Teufel wert. Das ganze Hin- und Hergefahre zwischen Argentinien und Europa war Blödsinn gewesen. Die Seefahrten sollten seine Gesundheit kräftigen. Das hatten sie, und auch das Leben da drüben unter begünstigten klimatischen Verhältnissen, ein Schlendern durch angenehme Zuständlichkeiten, in denen Erregendes nur zu nebensächlichen Umsäumungen wurde, hatte ihm wohlgetan. Es war im Grunde genommen ein köstliches Bummelleben voll subjektiver Empfindungen gewesen, ein Ausschwingen aller Stimmungen, ein Dasein unmittelbarer Eindrücke. Er hatte sich nie gelangweilt, aber auch das, was er Arbeit nannte, waren immer nur Leistungen aphoristischer Natur geblieben. Er hatte eine Bildhauerwerkstatt und ein Maleratelier, und auf seinem Schreibtisch lagen zahllose Hefte, vollgeschrieben bis auf die letzte Seite: Erinnerungen aus dem Leben im Kamp und in den Pampas, von seinen Reisen im Gran Chaco, in den Kordilleren, in den Salzwüsten des Mittellandes. O ja, er hatte viel erlebt und war dabei immer wurzellockerer geworden. Er hatte sich überlegen gefühlt in dem Bewußtsein seiner Individualität, aber die unabläßige Beschäftigung mit dem Eigenen hatte doch nur die Leere in seiner Brust vergrößern können.

Das empfand er heute, wo die Bewunderung seiner selbst in der Abhängigkeit von nicht fortzuschaffenden Widerlichkeiten völlig verblaßt war, stärker als je. Er fragte sich auch: warum hast du dir an deiner ersten Südseereise nicht genügen lassen, sondern bist immer wieder zurückgekehrt, obwohl du wußtest, daß gerade dort in den unruhig fließenden Wirbeln der Eindrücke du nie so die Fülle von Kraft und Geschick zu stetig schaffender Arbeit finden würdest wie in der Stille der Heimat? Und da mußte er sich zugestehen, daß es ganz allein Daisy gewesen war, die in seinem Herzen die Sehnsucht nach der fernen Welt geweckt hatte. Was war an ihr, das ihn festhielt?

Er wehrte mit grimmiger Entschiedenheit den Gedanken ab, daß er in sie verliebt sein könne. Da setzte wieder so stark das Befreiende des Widerspruchs ein, daß er bei diesem Gedanken sogar spöttisch lächelte. Auch ihr Sichgeben reizte ja vielfach zum Widerspruch: so war die ganze kindische Kußszene von neulich im

Digitized by Google



In der Koppel. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Grunde genommen nichts anderes gewesen als eine Aufrüttelung seines Widerspruchsgeistes und ein Versuch, sein Herrentum dem Weibe gegenüber zur Geltung zu bringen. Keine Rede von Verliebtsein — im Gegenteil! An diesem unlogischen „im Gegenteil" hielt er hartnäckig fest. Er ärgerte sich oft gewaltig über sie; es hatte Zeiten gegeben, da er sie sogar zu hassen vermeinte. Wenn diese beiden unruhigen Geister sich rauften, so flammte um ihnen die Atmosphäre; wenn ihre harten Köpfe zusammenstießen, so sprühten die Funken. Aber trotz alledem war es zweifellos: der Reiz ihres Wesens zog einen Zauberkreis um ihn. Der Reiz ihres Wesens lag in ihrem Abrücken von jeder Punktualität, in ihrer geistigen Beweglichkeit, in der Herrschaft ihres Wollens. Die Lust an der Spannung ihrer Kräfte und an einer bindungslosen Entfaltung ihres ganzen Seins, ihre Verachtung des Herkömmlichen, die Mischung äußerer Disziplin mit einer kecken Burschenhaftigkeit: das übte eine eigene Anziehung aus. Sie war nicht über den Durchschnitt erhaben, aber sie ging wenigstens ihre eigenen Wege. Sie entwand sich dem Schematischen, wo es nur immer sein konnte, und sie stellte gern die Gegensätze nebeneinander. Sie konnte an den Sommerabenden auf der Estanzia in großer Toilette ihre Gäste begrüßen und in der Nacht darauf in Lederhosen, im Rittlingssitz auf einem ihrer Vierjährigen, die Büchse auf dem Rücken und das Lasso am Gurt, einen Pferdedieb verfolgen.

So war sie: reizend und unausstehlich; keine Scheinnatur, aber problematisch. Und jetzt seine Frau.

Auf vierzehn Tage, sagte sich Sohr. Dann konnte der Vorhang fallen. Dann ging sowieso vieles zu Ende ...

Die Sonne schien ihm auf den Kopf. Er hätte gern ein kühlendes Bad genommen, aber es galt seiner Sicherheit: da mußte er im Juxe bleiben. Gesindel trieb sich um ihn herum. Zu dem paßte er. Hunger hatte er auch, doch er konnte nichts essen. Er träumte von einem behaglichen Frühstück und einer Siesta im Klubstuhl. Und dann grimmte er sich wieder. Die Dame, die seine Gattin war, hätte sich doch wenigstens einmal um ihn kümmern können! Sie hatte ja auch davon gesprochen. Aber sie traute sich wohl nicht in der Sauberkeit ihrer Persönlichkeit hinab in diese Zwischenstufe von Oben und Unten. War denn das ein ehrliches Zusammenhalten — war das Freundschaft?!

Über das glitzernde Wasser zieht ein grauer Dampfer. Er nähert sich, er wird größer. Grau, vier Schornsteine — hallo, ein Kriegsschiff! ... Sohr schnellt in die Höhe. Er starrt auf den Dampfer. Da geht drüben der Union-Jack in die Höhe. Also ein Engländer! Sohr flitzt davon. Jetzt hat er es eilig. Er steht wieder in der glühenden Hölle des Maschinenraums, aber die geschwärzten Gesichter der Heizer grinsen ihn an: die Maschine stoppt. Die Kerle wissen Bescheid, doch keiner ist ein Verräter. Sie nehmen Sohr zwischen sich; der gehört zu ihnen ...

Indes entspinnt sich oben ein tragikomisches Spiel. Der Kommodore will ruhig weiterfahren, aber es geht nicht. Ein Luftgruß fliegt zu ihm herüber, den nimmt tacktack der Morseapparat im Telegraphenzimmer getreulich auf. Stoppen! Der Gruß ist ein Befehl, und dräuende Kanonenschlünde unterstützen ihn. Der Kommodore kennt seine Vorschriften: auch Handelsdampfer unter neutraler Flagge müssen es sich gefallen lassen, durch Kriegsschiffe der sich befehdenden Völker untersucht zu werden. Also stoppen. Die „Juan Fernandez" bewegt sich nicht mehr.

Zwei Boote nähern sich — und auf dem Promenadendeck der „Juan Fernandez" drängen sich die Passagiere, die nichts zu fürchten haben und für die das Kommende nur ein fröhliches Schauspiel ist. Die Augen glänzen, die Nerven zittern: die Deutschenjagd hebt an.

Englische Offiziere steigen das Fallreep hinauf: ein blutjunger, ein älterer, ein Midshipman mit stuppsigem Näschen, alle glatt rasiert. Matrosen folgen — im Augenblick ist das Schiff besetzt. Jetzt geht es rasch. Der Kommodore behält seine Gelassenheit: da sind die Papiere — „all right"; keine Konterbande unter der Ladung, die Flagge zu Recht. Da sind auch die Passagierlisten!

Das ist die Hauptsache. Ein Befehl ertönt, wird gerufen, wird gebrüllt, wird weitergetragen. Die Stewards laufen von Raum zu Raum. „Alle Deutschen an

Digitized by Google

Bord mit ihrem Handgepäck auf das Mitteldeck!" ... Das Mitteldeck bleibt frei, aber von allen Seiten stieren und starren aufgeregte Augen. Jetzt fängt die Tragödie an.

Die Deutschen sammeln sich, blaß und verstört, doch ruhig: sechs ältere Herren, ein Schwindsüchtiger (das sieht man ihm an), ein Kurzsichtiger, acht insgesamt. Der Midshipman mit der Stuppsnase vergleicht die Liste, läßt sich die Pässe zeigen und rangiert den Kranken, den Kurzsichtigen und noch zwei andere aus. Aber drei fehlen, die bis nach Rotterdam fahren wollten: Mister Gluth, Mister Hartmann, Mister von Sohr. Wo sind sie? —

Der Kommodore erklärt das: sie sind bereits in Lissabon an Land gegangen, weil sie sich auf der „Juan Fernandez" nicht mehr sicher fühlten. Begreiflich! Doch die englischen Offiziere begreifen das nicht. Sie lassen das Schiff durchsuchen ...

Leutnant Eglington ist hinter Daisy getreten. „Seien Sie verständig, Miß Heard," sagt er, „und lassen Sie das Versteckspiel. Wo ist Herr von Sohr?"

Sie zuckt mit keiner Muskel. „In Lissabon. Vielleicht schon weiter. Er wollte über Barcelona nach Genua."

Sie spricht sehr ruhig. Sie hat alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, auch das Gepäck Sohrs verstauen lassen, nachdem das Monogramm auf seinen Koffern überstrichen worden ist.

Ebenso ruhig spricht Eglington. „Das ist nicht möglich. Ich sah ihn vor drei Tagen und habe ihn trotz seiner Verkleidung sofort erkannt."

Jetzt wird sie blaß. Aber sie lächelt doch und erwidert: „Er ist kein Gefangener, dessen wir uns rühmen könnten. Er ist nicht einmal dienstfähig. Er ist ein kranker Mann, und Sie wissen, daß er ein wenig lahmt."

„Weshalb versteckt er sich, wenn er darauf rechnen muß, frei zu bleiben?"

Da wird sie zornig, aber sie beherrscht sich im Augenblick. Ihre Schultern zucken. Dann wendet sie sich wortlos und geht in ihre Kabine ...

Doch sie ist ruhelos. Sie kennt Eglington von Buenos-Aires her, wo er auf ein Jahr zur englischen Gesandtschaft kommandiert war, und kennt ihn als anständigen Menschen. Was hat er gegen Sohr? Ist das Eifersucht? Die Möglichkeit liegt vor, denn auch Eglington gehörte zum großen Trosse ihrer Anbeter. Und was er sagte, ist nicht ohne Berechtigung. Die englischen Kreuzer fahnden nur auf dienstpflichtige Deutsche; es muß stutzig machen, daß Alex sich als Nichtsoldat verbirgt. Aber Eglington weiß nicht, daß sie mit Sohr verheiratet ist, daß sie ohne Aufenthalt nach Berlin muß: daß Alex Sorge hatte, man werde ihn trotz seiner Dienstuntauglichkeit festnehmen — daß der gute Kerl sich für sie opfern will ... Das weiß er alles nicht. Nichtsdestoweniger: es wäre eine Gemeinheit, Sohr zu denunzieren.

Sie will noch einmal zu ihm. Sie muß ihn sprechen. Ihre Unruhe wächst. Ihre Nerven spannen sich unerträglich. Draußen auf dem Promenadendeck wächst der Lärm. Durch das Fenster der Kabine sieht sie im Sonnenglitzern die Köpfe der Passagiere — und dann schreit sie auf. Alex geht vorüber, voran der kleine Midshipman, Eglington hinterher. Eine Welle von Köpfen folgt.

Im Nu ist sie draußen und erhascht Eglington. „Schuft!" zischt sie. „Sie haben ihn verraten! ..."

Er wird blaß bei der Beleidigung. Wie ein elektrischer Schlag geht es durch seinen Körper. Er will gleichmütig lächeln, doch sein Gesicht verzerrt sich nur.

Dann antwortet er.

„Sie überlegen nicht, was Sie sprechen," sagt er. „Sie schmähen mich grundlos. Was ich tat, geschah auf Rat Ihres Bruders."

Sie starrt ihn verständnislos an.

„Was soll das heißen?" stammelt sie. „Meines Bruders —?"

Er nickt nur und wiederholt: „Ihres Bruders. Mein Wort darauf. Er bat mich beim Abschiede, auf Sohr zu achten. Er zog mich in sein Vertrauen — vielleicht wußte er auch schon, welche Wendung in der Weltgeschichte bevorstand. Er sagte mir, Sie hätten eine wichtige Mission nach Berlin —"

„Warum sagte er Ihnen das?"

„Aus guten Gründen ..." Einen Augenblick stockt Eglington ... „Ja — aus guten Gründen. Weil die Möglichkeit vorliegt, daß die Ausführung Ihres Auftrags auf eine etwaige Aktion Englands entscheidend einwirken kann ..."

Digitized by Google

Er spricht nicht weiter, denn er fühlt die heißen Finger Daisys, die seine rechte Hand umkrallen. „Herrgott," stößt sie hervor, „Eglington, ist das wahr?! Es steht also nicht nur ein Geschäftsinteresse auf dem Spiel, sondern —"

„Auch Höheres, Miß Heard. Und Tom mochte bei Ihrer Freundschaft zu Herrn von Sohr fürchten, daß er von diesem Auftrag erfahren und ihn verhindern könne. Das war der entscheidende Grund für mich, Sie beide zu trennen. Das allein."

Daisy läßt ein kurzes hysterisches Lachen hören. Es klingt so seltsam befremdend, daß Eglington mit zuckender Bewegung des Kopfes sie von der Seite anschaut.

„Gut gemacht," sagt sie höhnisch. „Aber es dürfte nicht leicht sein, Mann und Frau voneinander zu trennen ..."

Ein Ausdruck maßlosen Erstaunens und gleichsam ein Suchen nach Unfaßbarem gleitet über sein Gesicht. „Sie und er," ruft er halblaut, „Sie wären —"

„Verheiratet," ergänzt sie in nervöser Lustigkeit. „Das haben Sie nicht erwartet, nicht wahr? Aber es läßt sich nicht ändern. Es ist einmal so: wir sind Mann und Frau."

Er beißt sich finster auf die Lippen. „Ein Grund mehr für mich," sagt er, „die Warnung Ihres Bruders zu beherzigen. Ja, meine Gnädigste — ein Grund mehr für mich ..."

Nun haben die beiden das Mitteldeck erreicht. Daisy sieht, daß Alex in seiner grotesken Verkleidung ihr heiter zunickt.

„Daisy, komm her," ruft er. „Deine Landsleute glauben mir nicht. Ich erzähle ihnen, daß ich ein Krüppel bin — dauernd militärdienstunfähig, ausgemustert, für ewig zurückgestellt — lahm, Lungenpfeifer, Neurastheniker, alles mögliche: aber sie glauben mir nicht!"

„Wir haben das Alter zu berücksichtigen," sagt einer der Offiziere mit leichter Verbeugung zu Daisy. „Wir haben strikte Order. Die nähere Untersuchung der Einzelheiten erfolgt in Falmouth. Der Herr kann in wenigen Tagen frei sein."

„Sie wollen ihn unbedingt gefangen nehmen?"

„Wir haben unsere Befehle zu befolgen."

„So nehmen Sie mich mit gefangen: ich bin seine Frau ..."

Das schlug ein. Kapitän Vosbom und der erste Offizier der „Juan Fernandez", der neben ihm stand, fuhren förmlich zurück. Es hatten alle gehört auf dem Mitteldeck: die Gruppe der Deutschen, dahinter die Stewards, die Matrosen, die Schiffsärzte, der Zahlmeister. Die unglaubliche Nachricht flog die Treppe hinab auf das Promenadendeck — und flog weiter. Die schöne Anglo-Argentinierin und der Deutsche waren verheiratet! Na also — das erklärte ja vieles. Es erklärte auch die Intimität der beiden, die sonst ... Man steckte die Köpfe zusammen und wisperte und flüsterte. Einen Augenblick waren alle übrigen Sensationen vergessen. Sieh an, Herr und Frau von Sohr — und das hatte kein Mensch gewußt! Warum diese Geheimniskrämerei?! ...

Ja, das war eine neue Frage. Ehrlich Neutrale gab es nicht viele auf dem Dampfer, Deutschenfeinde genug. Und aus der Tiefe ihres Hasses spritzte rasch eine frische Schlammwelle auf. Einer sprach das Wort „Spionage" aus, und sofort war die Masse sich einig. Nun wurde die blasse Neugierde zu fiebriger Gier. Das Stimmengewirr schwoll an. Vom englischen Steamer aus klommen noch ein paar Matrosen an Bord der „Juan Fernandez" und wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Eine dicke Südfranzösin mit dem Schnurrbartanflug eines Primaners hielt den letzten Matrosen an und küßte ihn. Nun stand es fest, daß Deutschland vernichtet werden würde.

Indes entwickelte sich die Komödie auf dem Mitteldeck nach englischem Seerecht weiter. Ein Admiralstabskapitän tauchte auf, ließ sich berichten und fällte die Entscheidung: es sei nichts dagegen zu sagen, daß die Frauen ihre gefangenen Männer begleiten dürften. Dann verbesserte er sich: von Gefangenschaft sei keine Rede — es handle sich zunächst um eine Voruntersuchung, um nichts weiter.

„Please, make haste," fügte er hinzu und machte eine befehlende Handbewegung ...

Eine halbe Stunde später waren Alex und Daisy nicht mehr Passagiere der „Juan Fernandez". Eine halbe Stunde später befanden sie sich an Bord S. M. Schiff „Exmouth", eines hübschen Kreuzers von 9350 Tonnen, und mußten zwangsweise seinem Kurs nach Norden folgen.

Digitized by Google

Noch zwei andere Deutsche wurden mitgeführt: ein Professor, der unaufhörlich protestierte und dabei sein englisches Vokabelbuch nicht aus der Hand ließ, und ein Kaufmann, der sich schweigend fügte.

Die Herren auf der „Exmouth" waren von größter Höflichkeit. Der Midshipman mit dem Stuppsnäschen schien als Mädchen für alles zu fungieren. Er wies Sohr eine geräumige Kabine an, die bis dahin der Chefingenieur bewohnt hatte.

„Ein zweites Bett lasse ich noch hineinstellen," sagte er gefällig.

„Das ist nicht nötig," rief Daisy eilig; „ich bleibe auf Deck. Es ist mir zu heiß hier unten. Wann sind wir in Falmouth?"

„Unbestimmt," erwiderte der Midshipman, „wir manövrieren noch ..."

Aber man kam doch einmal an. Das war im Frührot eines schönen Tages. Pendennis-Castle war in Licht gebadet, an die Küste Cornwalls schlug Purpurschaum; da, wo der Falmouthhafen sich tiefer in das Land schob, glänzte das Wasser ultramarinblau, fast schwarz.

Daisy war froh. Das Zuständliche verlor allmählich an verlegenmachender Eigenart. Die Wirklichkeit führte zum Widerstreit. Daß man sie und Alex tatsächlich als Ehepaar betrachtete, trieb zuweilen eine flüchtige Röte in ihre Wangen. Und daß Alex sich über ihre Schämigkeit amüsierte, brachte sie vollends in Verwirrung. Gewiß: er hielt sich an die Verabredung, er blieb der vornehme Mann. Aber irgend etwas dabei gefiel ihr nicht. „Warum hast du jetzt immer einen so ironischen Zug um die Nasenflügel, wenn du mich ansiehst?" fragte sie ihn am Morgen nach der Gefangennahme. Und er entgegnete: „Ich denke, das wird eine optische Täuschung sein. Es ist bloß ein Schnupfen im Anzuge, denn die Nacht war kühl ..."

Diese Nacht hatte er nämlich auf Deck zugebracht, indes sie recht gut in der Kabine geschlafen hatte. Dem Midshipman mit der Stuppsnase war ein so verrücktes Ehepaar noch nicht vorgekommen. Zuerst war es ihr unten zu warm gewesen und dann plötzlich wieder ihm. „Ich glaube, die beiden gehören einer besonderen Sekte an," sagte er zu dem ersten Leutnant; „so etwas gibt es ..."

Aber nun war man gottlob in Falmouth. Unbequemes Ausbooten, Menschengedränge am Kai, davor eine Kompagnie Royal Fusiliers mit aufgepflanztem Seitengewehr. Alex hatte Daisy am Arm. Es war ein unangenehmes Spießrutenlaufen, aber er hatte seinen Humor zurückgefunden. Nun er den Heizer abgelegt hatte und wieder in die alte Haut geschlüpft war, machte die Geschichte ihm Spaß. Doch Daisy war nervös. Er spürte es am Zittern ihres Arms und sagte lächelnd: „Warum bist du so aufgeregt? Du bist doch unter Landsleuten?"

Sie antwortete nicht gleich, sondern starrte mit verfinstertem Gesicht in die neugierige Menge hinter dem Soldatenspalier und stieß dann verärgert hervor: „Als ob wir wilde Tiere wären! ..."

Wohin ging es? — Ein paar Stationsoffiziere schritten voran, der lange Admiralstabskapitän war auch wieder unter ihnen. Wohin ging es? — Daisy trug weiße Schuhe, aber sie wurden schwarz im Schmutz der Straße. Es mußte hier nachtsüber geregnet haben, denn im dunklen Brei des Bodens hatten sich helle kleine Pfützen gebildet. Daisy hob ein wenig den Rocksaum. Dann gab es einen Ruck in der vorderen Reihe. Man hielt vor einem langen Schuppen, in dem sonst wohl die Zolluntersuchung stattfand. Rechts und links standen wieder Soldaten, hinten Marinekanoniere. Eine gewaltige Inszenierung für drei Gefangene.

Aber es war doch gut, daß Daisy sich als geborene Engländerin legitimiert hatte. Während man mit den beiden anderen Deutschen nicht viel Umstände machte und ihnen nach nochmaliger Durchsicht ihrer Pässe ankündigte, daß sie weiter in das Innere gebracht werden sollten, erlaubte man dem Ehepaar Sohr, sich bis auf weiteres in einem kleinem Gasthofe am Hafen einzuquartieren. Der junge Midshipman sollte sie dorthin führen; er hatte je einen bewaffneten Soldaten der Küstenwache sowohl rechts wie links und setzte jetzt ein strenges Dienstgesicht auf. Daisy bat darum, die Koffer mitnehmen zu dürfen. Da mischte sich der Admiralstabskapitän wieder in das Gespräch.

„Die Koffer sollen erst durchsucht werden," sagte er. „Vorschrift. Darf ich Sie bitten, die Schlüssel hierzulassen."

Digitized by Google

„Herrgott," rief Daisy erbost, „wir sind doch keine Spione! Ich muß mich umkleiden. Sehen Sie sich meine Schuhe an!"

Sie zeigte auf ihre Schuhe. Sie waren klein und schmutzig.

Den langen Offizier schien das zu interessieren. Er sah sich die hübsche Fußbekleidung geraume Zeit an.

„Ja," meinte er, „hier am Hafen ... In der Stadt ist es sauberer. Übrigens hat auch schon die Badesaison begonnen ... Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Revision schleunigst beendet wird. Vorschrift. Ich kann nicht anders ..."

Er verbeugte sich weltmännisch ...

Das Hotel Brown-Willy war nicht ersten Ranges. Der Midshipman ließ sich das eleganteste Zimmer für seine Gefangenen zeigen. Daisy bat um zwei Zimmer: sie erbat das mit kurzer Bestimmtheit im Ton. Der Midshipman hatte nichts dagegen, doch sein Gesicht zeigte wieder einen sehr verwunderten Ausdruck. So bekam man zwei kleine Löcher nebeneinander mit einer Verbindungstür. Die Pracht des einen Gemachs bildete ein Öldruckgemälde: die Königin Victoria als Braut. Dies Zimmer wollte Daisy behalten. Nebenan hing ein ausgestopfter oder gedörrter, sehr staubiger großer Fisch an Schnüren von der Decke herab. „Hier werde ich mich wohl fühlen," sagte Sohr. „Einen solchen Salon habe ich mir lange gewünscht ... Was mag das für ein Getier sein?" fragte er den Midshipman und wies an die Decke.

Der junge Mann schaute himmelwärts und überlegte. „Ein Rochen," sagte er dann, „es kann auch etwas anderes sein. Vielleicht auch ein junger Hai. Warum soll es kein junger Hai sein?"

Sohr gab zu, daß das immerhin möglich sei. Er habe noch nie einen ganz jungen Hai gesehen. Hierauf sprach man noch mehreres über Haie im allgemeinen, und dann fragte Daisy, ob man sich im Hause frei bewegen dürfe. Doch das verneinte der Midshipman. Vorläufig nicht. Vorläufig müßten auch die beiden Wachsoldaten im Korridor bleiben. „Vorschrift," sagte er, „ich kann nicht anders." Das hatte er von dem Admiralstabskapitän gelernt.

So fügte man sich und wünschte zu frühstücken. Der Midshipman übernahm die Bestellung und entfernte sich mit freundlichem Abschied und festem Händedruck.

„Ein gutes Frühstück, Sir, wenn ich bitten darf!" rief Alex, die Tür öffnend, ihm noch nach. „Ich möchte wenigstens beim Frühstück fühlen, daß wir in England sind."

„Ja natürlich," gab der Midshipman zurück. „Man ißt vortrefflich in Cornwall ... Besonders die Hammelrippchen sind delikat. Sie sind berühmt ..."

Sohr ließ noch einen Augenblick die Türe offen. Weiß Gott, die beiden Soldaten von der Küstenwache marschierten im Korridor auf und ab und hatten dabei ihre Seitengewehre gezogen. Trapptrapp — trapptrapp: ihr Schritt dröhnte auf den geworfenen Holzdielen.

„Wir werden wie Staatsverbrecher gehalten, Daisy," sagte Alex. „Ein Doppelposten vor der Tür in paraboliſcher Bewegung. Es ist fast zuviel der Ehrung."

Doch Daisy war schlechter Laune.

„Wann komme ich nach Berlin?!" rief sie. „Ich könnte beinahe da sein. Was wird aus meiner Mission ...?" Sie schwieg einen Augenblick und schaute auf den Trauerrand ihrer einst weiß gewesenen Schuhe ... „Weißt du," fuhr sie langsam fort und wie überlegend, ob sie sich auch aussprechen dürfe, „daß mir Eglington merkwürdige Anspielungen gemacht hat?"

„Anspielungen? Inwiefern?"

„Er sagte ... ich hatte ihm nämlich vorgeworfen, er hätte dich auf dem Schiffe als Deutschen denunziert ... ich glaubte das — und da sagte er mir, er wisse von meinem Bruder, daß sein Brief an Shipton auch ein politisches Geheimnis enthalte. Ein politisches, Lexe!"

„Quack!" erwiderte Alex. „Was hat Tommy mit der Politik zu tun?"

„Weiß ich nicht. Aber er ist immerhin Konsul."

„Mein Gott, du kennst doch den Inhalt des Briefes!"

„Nein, Lexe. Tom hat mir nur davon erzählt. Er hat den Zuschlag für die Lieferung des Schienengestränges zu einer neuen Bahn in Patagonien erhalten und einer deutschen Firma die Ausführung übertragen — alles Eisenbahnmaterial für Argentinien kommt aus Deutschland. Ein Hamburger Schiff sollte es nach Buenos-Aires

Digitized by Google

bringen. So hieß es ursprünglich. Aber im letzten Augenblick änderte Tom die Dispositionen. Ein holländischer Dampfer soll nun von Rotterdam aus die Verfrachtung übernehmen. Ahnst du, weshalb?"

„Kann es mir denken. Dein Bruder wird gute Verbindungen haben. Der Krieg kam ihm nicht überraschend. Das Schiff eines neutralen Landes bietet genügende Sicherheit. Alles verständlich. Aber was haben die patagonischen Bahnen mit der englischen Politik zu tun?"

„Nichts. Was ich dir sagte, ist das, was ich weiß. Ich kann nur annehmen, daß der Brief an Shipton neben dem rein Geschäftlichen noch den politischen Auftrag enthielt, den Eglington andeutete. Und da mag er Angst gehabt haben, du würdest dahinterkommen — so wie wir miteinander stehen — und mich vielleicht zu verhindern suchen, den Brief abzugeben. Er wollte uns trennen, dich und mich — und das ist ihm vorbeigelungen ..."

Alex war ernst geworden. „Daisy, die Sache ist gewichtiger, als du glaubst," sagte er. „Es kann sich um Dinge handeln, die sich direkt oder indirekt gegen die Interessen Deutschlands richten."

„Das vermute ich auch," entgegnete sie harmlos. „Eglington sagte so etwas — was sagte er gleich? Er sprach davon — ja, so ungefähr — der Brief könne eine Einwirkung auf gewisse Aktionen Englands haben. So ungefähr."

„Aha!" rief Alex triumphierend. Dann lächelte er; er lächelte gegen seine Gewohnheit beinahe höhnisch. „Na warte man, Tommy," meinte er. „Deinem Herrn Bruder werden wir einen Strich durch die Rechnung machen, teuerste Daisy ... Also Leutnant Eglington hat uns trennen wollen. Warum? Klare Sache. Du solltest allein und unbehindert nach Berlin."

„Das war wohl seine Absicht. Er wußte ja nicht, daß wir verheiratet sind."

„Und wußte nicht, daß du mich nur zu dem Zwecke mit deiner zarten Hand beglückt hast, um eben — um eben unbehindert nach Berlin zu kommen. Und nun bist du hereingefallen — aber gründlich. Nun sitzen wir in Falmouth. Gefangen!"

Er marschierte im Zimmer auf und ab.

„Wo ist der verdammte Brief?!" rief er plötzlich und blieb stehen.

Daisy setzte sich auf den Rohrstuhl, der unter der Königin Victoria stand.

„Wenn du mich so anschreist, antworte ich überhaupt nicht mehr," sagte sie.

„Wo steckt der Brief?" wiederholte er in ruhigerem Tone. „Du hörst, ich schreie nicht. Aber ich möchte Bescheid wissen."

„Er liegt gleich obenauf in meiner kleinen Reisetasche."

„Gib sie her!"

Daisy fuhr wieder empor. „Ich habe sie doch nicht! Unser ganzes Gepäck liegt ja noch in dem Schuppen am Hafen!"

Er schüttelte den Kopf. „Einen Brief von solcher Wichtigkeit trägt man bei sich," erwiderte er, „und legt ihn nicht in die Handtasche."

„Ich wußte nur von einem geschäftlichen Auftrag. Hätte ich ahnen können —"

Er unterbrach sie. „Schon gut," sagte er. „An persönlichem Eigentum werden sich ja auch deine Landsleute nicht vergreifen. Aber ich werde den Brief öffnen, Daisy!"

Sie verkleinerte ihre Augen und blitzte ihn verächtlich an.

„Sagtest du nicht soeben, an persönlichem Eigentum vergreife man sich nicht?"

„Ach was! Hier handelt es sich um Politisches. Außerdem bin ich dein Gatte. Dein rechtmäßiger Gatte. Ich werde nicht dulden, daß du dich zur Vermittlung von Intrigen hergibst, die für Deutschland gefährlich werden können. Frau von Sohr ist vorläufig noch die Frau eines Deutschen, ist selber Deutsche. Merke dir das."

„Gut, daß du ‚vorläufig' sagst. Immerhin: als Frau von Sohr habe ich dich hierher begleitet. Als deine Frau teile ich deine Gefangenschaft. Auch das solltest du nicht vergessen ..."

Nun klopfte es an der Tür. Die Tür tat sich auf, und es erschien etwas Angenehmes. Ein Kellner erschien, ein schwarzbrauner Einheimischer, der besser cornisch als englisch sprach. Er trug ein Riesentablett mit dem Breakfast: Hammelrippchen, Eier, Speck, Schinken, dreierlei Saucen in den bekannten Flaschen, einen gebackenen Fisch — das trug er. Eine Magd kam hinterdrein, eine Grenadiergestalt, auch schwarzbraun, auch mit einem Tablett: das Teeservice und was sonst noch zu einem englischen Frühstück gehört. Das Tischtuch flog, es wurde gedeckt; es war alles sauber

Digitized by Google

und lockte. Der Kellner trat etwas zurück und übersah die Tafel. „All right?“ fragte er. Er sagte: „Oll ritt.“

Sohr nickte, und die Dienstbarkeit verschwand. „Setzen wir uns, Daisy,“ begann Alex von neuem. „Nimm nicht den Rohrstuhl unter der Queen Victoria, er hat ein Loch im Geflecht. In meiner Stube steht ein gepolsterter Sessel, auf dem sitzt es sich zuverlässiger. Ich hole ihn dir ...“ Er tat es. „Nun wollen wir das Kriegsbeil begraben und abwarten,“ fuhr er fort. „Vielleicht ... aber lassen wir alle Spekulationen auf die Zukunft. Wir wollen frühstücken. Schenke den Tee ein. Ich lege dir indessen vor. Zunächst ein Fischfilet. Es sieht gut aus. Es ist keine gewöhnliche Seezunge, es muß ein Geschöpf hiesiger Küste sein. Dieses Breakfast söhnt mich mit dem Feinde aus — und mit der Gefangenschaft ...“

Er plauderte munter weiter, und sein heiteres Geschwätz brachte auch Daisy wieder in Stimmung. Während sie den Tee in die Tassen füllte, wurde ihre Stirn klar, und als sie sich an den Tisch setzte, lächelte sie.

„Du bist zu dumm,“ sagte sie.

„Dafür bin ich dein Mann,“ erwiderte er. Hierauf frühstückten sie mit gutem Appetit.

... Etwa ein Stündchen später entstand Lärm im Korridor. Dann klopfte es wieder, und ein Kopf erschien in der Türspalte, der den beiden noch unbekannt war. Ein breiter Mund öffnete sich, besetzt mit sehr starken Zähnen. „Sweet-Sainsbury,“ sagte der Mund. Nun trat der dazu gehörige Mensch ein: ein großer Mann in der Uniform eines Stationsoffiziers. „Mister Sohr?“ fragte er.

„Bin ich,“ erwiderte Alex.

Der Offizier verneigte sich vor Daisy. „Sweet-Sainsbury,“ stellte er sich abermals vor. „Ich bringe die Koffer.“

Drei Lastträger schleppten das Gepäck herbei. Leutnant Sweet-Sainsbury überreichte Daisy die Schlüssel. Sie stürzte sich sofort auf ihr Handtäschchen und riß es auf. Ihre Finger durchwühlten den Inhalt.

„Der Brief fehlt!“ rief sie entrüstet.

Auch Alex hatte seine Koffer geöffnet.

„Wo sind meine Tagebücher?“ stieß er ärgerlich hervor. „Wo ist mein Skizzenheft? ...“ Taschentücher flatterten unter seinen Händen durch die Luft, drei Oberhemden fielen auf den Boden ... „Wer gibt der englischen Regierung die Berechtigung, sich an meinem Eigentum zu vergreifen?!“ fragte er drohend.

Der Offizier mit dem Doppelnamen verzog keine Miene. „Es ist einiges mit Beschlag belegt worden,“ sagte er in militärischem Meldeton. „Kapitän Dobbie läßt um Entschuldigung bitten. Vorschrift. Aber es wird alles zurückerstattet. Es handelt sich nur um eine Durchprüfung nicht unverdächtigten Materials.“

„Meine Tagebücher sind keine politischen Dokumente!“ schrie Sohr wütend. „Meine Skizzenhefte enthalten keine englischen Festungspläne. „Ich bitte mir zu sagen, wann ich mein Eigentum zurückerhalte.“

„Es können acht Tage vergehen,“ meinte Herr Sweet-Sainsbury. „Das wäre wohl möglich. Es müssen Übersetzungen angefertigt werden. Manches ist spanisch geschrieben. Einiges wurde nach London geschickt. Vorschrift.“

„Lassen Sie mich mit Ihrer Vorschrift in Ruhe! Die ganze Behandlung ist ungeheuerlich. Sollen wir denn noch acht Tage Ihre Gefangenen bleiben?!“

„Acht Tage in Falmouth!“ stöhnte Daisy.

„Sie sind ja so gut wie frei,“ sagte der Leutnant und setzte hinzu: „Nur dürfen Sie das Hotel nicht verlassen.“

„Eine angenehme Freiheit,“ zürnte Sohr. „Ich danke Ihnen sehr. Ich werde Gelegenheit finden, mich darüber zu beschweren. Ich werde Protest einlegen. Ich werde in drei Dutzend Zeitungen Artikel veröffentlichen, aus denen die Welt ersehen soll, wie man im freien England harmlose deutsche Touristen behandelt.“

Der breite Mund des Herrn Sweet-Sainsbury verzog sich zu einem merkwürdigen Lächeln. Er sah in diesem Augenblick aus wie eine Witzblatt-Karikatur des Engländertyps. „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen,“ sagte er.

„Deine Landsleute!“ schrie Sohr Daisy an, als sich die Tür wieder geschlossen hatte.

Sie zuckte mit den Schultern. „Vorschrift,“ antwortete sie parodierend. „Bei euch in Deutschland wird man es nicht anders machen.“

Aber Alex hatte keine Lust, sich auf ein

Digitized by Google

dialektisches Spiel einzulassen. „Ich werde zu Bette gehen," sagte er. „Wecke mich, wenn die acht Tage vorüber sind."

„Sehr guter Gedanke," gab sie zurück. Sie knickste. „Gute Nacht, Gemahl."

Er war schon in seinem Zimmer und hörte noch, wie sie den Riegel vor die Türe schob.

„Ein Riegel ist da," brummte er vor sich hin. „Wenn nun kein Riegel da wäre?..." Dann packte ihn wieder der Ärger. Er zog seinen rechten Stiefel aus und schleuderte ihn gegen den rätselhaften Fisch an der Decke. Doch er traf ihn nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Acht Tage in Falmouth! ... Wahrhaftig, es waren geschlagene acht Tage. Die Gefangenen fanden für ihr Geld (und für nicht viel) recht gute Verpflegung. Aber sie lebten nicht sehr duldsam nebeneinander. Sie vertrugen sich eigentlich nur während der gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen der Augenblicksreiz der Materie, eine stets frohlockend begrüßte Abwechslung in dem Einerlei der Tage, sich gewissermaßen über den Gesamtumfang ihres Daseins verbreitete. Sonst fiel das Gift des Ärgers rasch in jede gewöhnlich harmlos beginnende Unterhaltung. Es fehlte nicht an gegenseitigen Vorwürfen. Das philosophische System wägender Selbstbesinnung bei Sohr erlitt kläglich Schiffbruch. Das Recht der Nerven siegte. Zuweilen standen die beiden sich wie gereizte Kampfhähne gegenüber. Dann flogen Worte und Wendungen gleich feingespitzten Pfeilen durch die Luft: niemals eine erlösende Grobheit, mehr rednerische Übungen voller Spottlust und Ironie. Ein derber Ausdruck hätte weniger verstimmt. Aber die gewählte Bosheit, die an dem Bestand alter Zusammengehörigkeit rüttelte, trieb Daisy zuweilen sogar das Wasser in die Augen. Dann kam bei Sohr sofort ein Umschwung in das Gegenteil. Dann wurde er auf der Stelle weich, küßte sie zart auf die Stirn, bezeichnetete sich selbst als das größte Rindvieh auf der weiten Gotteswelt und sie als einen Engel auf Erden, dem nur aus Versehen keine Flügel gewachsen seien. Nach solchen Stunden rascher Wiederherstellung des guten Einvernehmens pflegte sie den Riegel an der Verbindungstür der beiden Zimmer stets besonders kräftig vorzuschieben.

Die Langeweile war groß. Der Kommandant hatte allerdings gestattet, d Gefangenen Bücher aus einer Leihbib thek zu gewähren. So verschlang S denn einen Band Dickens nach dem anderen, während Daisy ihr geistiges Sein a Wilkie Collins und die Braddon kettet. Die beiden sehnten sich aber auch nach frischer Luft, und Alex verfaßte demzufolge eine Eingabe, in der er um die Zubilligung täglicher Spaziergänge bat. Selbstverständlich übertrieb er in diesem Schriftstück; er führte aus, seine Frau Gemahlin leide bereits an Bleichsucht und Blutarmut, an nervöser Schlaflosigkeit, hysterischen Krämpfen und einem allgemeinen Verfall, während er selbst von Kribbeln in den Fußsohlen, Ohnmachtsanfällen und einem wahrscheinlichen Muskelschwund heimgesucht werde. Nun erschien ein Arzt, um die Kranken zu untersuchen, und natürlich wunderte sich dieser Mann, die beiden in kernfrischer Gesundheit vorzufinden; da er aber Humor besaß, so übersah er die Angelegenheit und versprach, für frische Luft sorgen zu wollen. Das war am vierten Tage der gemeinsamen Gefangenschaft. Am fünften wurden die Verhafteten spazieren geführt. Zwei Soldaten mit geschulterten Gewehren gingen vornweg, zwei folgten. Es war schönes Wetter, und das Volk drängte sich neugierig um den seltsamen Zug. Da machte Daisy an der ersten Straßenkreuzung entrüstet kehrt; sie hatte genug. Sie beschloß, lieber im Gasthaus zu bleiben als sich wie ein Sträfling umherführen zu lassen.

Nun dauerte die Gefangenschaft aber nicht mehr lange. Eines Vormittags ließ sich der lange Admiralstabskapitän — L. F. Dobbie stand auf seiner Karte — anmelden. Er war wieder sehr artig und brachte Sohr die beschlagnahmten Tagebücher und Skizzenbücher zurück.

„Vorschrift," sagte er, „aber jetzt ist alles erledigt. Die Herrschaften sind frei."

„Na endlich!" rief Alex.

„Gott sei Dank," sagte Daisy.

„Bedaure lebhaft, daß Ihnen Unbequemlichkeiten bereitet wurden. Aber wir sind im Kriege. Sind die Herrschaften reisefertig?"

Digitized by Google

Birkenwäldchen. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Soll es denn gleich losgehen?“ fragte Sohr.

„Bestimmung, Sir. Ein italienisches Schiff liegt im Hafen, die ‚Regina Elena‘, die Sie in Genua an Land setzen wird. Der Dampfer fährt um ein Uhr ab.“

Er wollte sich empfehlen, doch Daisy hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick, Kapitän,“ sagte sie. „In meiner Handtasche lag ein verschlossener Brief. Adressiert an Mr. Allan G. Shipton in Berlin. Auch dieser Brief ist beschlagnahmt worden, aber ich habe ihn nicht zurückerhalten. Liegt da ein Versehen vor?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Kapitän Dobbie. „Ich kann Ihnen sogar sagen, daß dieser Brief die Veranlassung war, auch Ihren Herrn Gemahl ohne weiteres freizugeben. Sie kennen den Inhalt?“

„Nur aus den Mitteilungen meines Bruders. Er übergab ihn mir in Buenos-Aires.“

„Das weiß ich. Ihr Herr Bruder ist einer unsrer geheimen Agenten.“

Daisy starrte den Offizier staunend an.

„Und ich sollte,“ fuhr sie unruhig fort, „sollte den Brief persönlich in die Hand des Herrn Shipton legen!“

Der Kapitän nickte. „Jawohl. Herr Shipton ist *auch* einer unsrer Geschäftsträger, und zwar ein sehr geschickter. Aber er ist gar nicht mehr in Berlin.“

„Wo ist er denn?“

„In London. Er ist noch vor der Kriegserklärung abgereist. Sie brauchen sich indessen nicht zu beunruhigen. Er hat den Brief *erhalten* . . .“

Daisys Kopf flog nach rechts und links. Sie schaute auf den Kapitän, sie schaute Alex an. Sie drückte die Hände auf ihr Herz. „Ja, dann wäre ja meine Reise nach Berlin vollkommen unnötig!“ rief sie aus.

„Falls es sich nur um den Brief handeln sollte — gewiß. Ich sagte Ihnen ja schon, daß er an den Empfänger abgeliefert worden ist . . .“

Sohr steckte die Hände in die Jackettaschen und lächelte. Daisy zog die Unterlippe zwischen die Zähne und überlegte.

„Also hören Sie, Kapitän,“ sagte sie in plötzlichem Entschluß, „mein Mann wird allein fahren. Ich bleibe in England . . . Wir haben das schon vorher überlegt. Es ist besser so. Ich habe hier noch mancherlei zu erledigen. Ich möchte auch Herrn Shipton sprechen. Ich bleibe in England.“

Kapitän Dobbie zog die Schultern hoch.

„Ja,“ entgegnete er, „das können Sie leider nicht mehr. Das ist unmöglich.“

„Unmöglich?! Was heißt denn das? Und warum nicht?“

„Weil Sie eine Deutsche sind.“

„Aber doch geborene Engländerin!“ rief Daisy.

„Das ändert nichts an der Sachlage. Wären Sie eine geschiedene Frau — dann — vielleicht . . . immerhin, in diesem Falle würde Ihr Bleiben wenigstens möglich sein . . .“

Der Blick Daisys fuhr umher. Er schien in nervöser Hast irgend etwas zu suchen, das er nicht fand. Dann trat sie an das Fenster und schaute hinaus. Dann wandte sie sich rasch wieder zurück. Ihr Gesicht war gerötet; auch über dem Email ihrer Augen lag ein feiner rosa Schimmer.

„Wir werden uns scheiden lassen, Kapitän,“ sagte sie. „Es ist schon so weit. Es ist alles verabredet. Nicht wahr, Alex?“

„Jawohl,“ entgegnete dieser, ohne zu zögern. „Scheiden tut wohl. Wir sind eigentlich schon mitten in der Scheidung . . .“

Dem Stabskapitän erging es jetzt wie dem jungen Midshipman: er war sicher, daß ihm in seinem ganzen Leben ein so verrücktes Ehepaar noch nicht begegnet sei. Dennoch erlaubte er sich einen Einwurf.

„Vergebung,“ sagte er, „eigentlich gehört es ja nicht zur Sache, aber . . . ich habe auf der ‚Juan Fernandez‘ Ihre Papiere eingesehen. Sie haben sie mir selbst vorgelegt. Mein Gott im Himmel, Sie sind doch erst — doch erst — na, so etwa seit vierzehn Tagen verheiratet!“

In dem langen Offizier kam der Mensch zum Vorschein. „Da läuft man doch nicht gleich wieder auseinander!“ fügte er hinzu. Er schüttelte den Kopf. „Vergebung,“ wiederholte er, „aber ich verstehe das nicht.“

„Es ist auch schwer zu verstehen,“ sagte Sohr. „Es liegen Verhältnisse vor . . . Es handelt sich um eigentümliche Tatsachen . . . Nicht etwa, daß sich einer von uns besondere Vorwürfe zu machen hätte. Aber selbstverständlich: *ich* werde die Schuldfrage übernehmen.“

„Nein, das ist *meine* Sache!“ rief Daisy.

Digitized by Google

„Es muß nur möglichst rasch gehen. Kapitän, ich laufe ihm davon. Ich fahre mit dem nächsten Zug nach London!"

„Da würden Sie nicht lange bleiben. Sehen Sie das bitte ein. Sie sind Deutsche, Reichsdeutsche. Rechtmäßig an einen Deutschen verheiratet. Deutsche Untertanin. Zunächst kommen Sie in ein Konzentrationslager. Oder auch nicht. Dann werden Sie ausgewiesen. Es ist also schon besser, Sie fahren gleich ab. Bleiben Sie doch in Genua!"

„Was soll ich denn in Genua? Ich will hier bleiben."

Jetzt verlor der Admiralstäbler die Geduld. „Das geht eben nicht! Herrgottsacker — verzeihen Sie . . . also, das geht nicht."

„Wenn ich mich aber scheiden lasse?"

„Sie müssen sich in Deutschland scheiden lassen, wenn es nicht anders sein soll! Vorschrift. Gesetz . . ." Er straffte sich. „Meine Herrschaften, ich habe die Ehre. Ich weiß nicht — ich fühle, daß ich Kopfschmerzen kriege. Ich muß fort. Um ein Uhr sticht die ‚Regina Elena' in See. Punkt zwölf lasse ich Sie zum Schiff geleiten. Ich habe meine Befehle."

Er verbeugte sich kurz und ging. Aber er öffnete nochmals die Tür und rief zurück: „Punkt zwölf. Bitte, bereiten Sie mir und sich selbst keine Unannehmlichkeiten."

Dann verschwand er endlich.

Daisy setzte sich aufseufzend auf den Stuhl unter dem Bilde der heimgegangenen britischen Majestät. „Es ist unglaublich," sagte sie erschöpft. „Wie alles steht und liegt, wäre es gar nicht nötig gewesen, daß wir uns heirateten."

Alex hatte sich auf den Stuhl an der Wand gegenüber niedergelassen. „Ich habe dich nicht dazu gezwungen," entgegnete er.

„Das weiß ich," versetzte sie gereizt. „Aber du hast unter dieser Ehe auch nicht leiden brauchen. Mich dagegen hat sie nutzlos zu einer Gefangenen gemacht. Und nun verschließt sie mir auch noch die Heimat . . ." Dann fiel ihr etwas anderes ein . . . „Was ist denn das: ein geheimer Agent?"

„Ein Spion," erwiderte er.

„Pfui, Alex! Mein Bruder ist kein Spion!"

„Vielleicht erfährt man einmal etwas Näheres über seine außergeschäftliche Tätigkeit und die des Herrn Shipton. Ich werde mich in Berlin danach erkundigen. Apropos — willst du nicht packen?"

„Was soll ich denn in Berlin?!" rief sie verzweifelt.

„Dich scheiden lassen, liebe Daisy."

Da erhob sie sich. „Ja, du hast recht. Das eilt jetzt. Die Scheidung muß sofort eingeleitet werden. Und dann nehme ich meinen Mädchennamen wieder an und reise schleunigst nach England zurück."

„Wenn es noch geht," sagte er kaltblütig.

„Wieso?"

„Hier sperrt man, wie du gehört hast, die deutschen Zivilgefangenen in Konzentrationslager. Vielleicht machen wir es ebenso."

„Auf diese Weise käme ich also vielleicht gar nicht mehr aus Deutschland heraus?"

„Das kann schon sein. Es kann aber auch sein, daß du nicht mehr nach England hineinkommst. Denn selbst als geschiedene Frau von Sohr bleibst du immer noch deutsche Untertanin."

„Mein Gott, Lexe," rief sie, „das ist ja aber fürchterlich! Ich kann doch nicht sozusagen — sozusagen in der Luft hängen bleiben! Dann reise ich einfach nach Buenos-Aires zurück!"

„Das ginge."

„Also packen wir . . ." Aber es schien, als versage plötzlich ihr Mut. Sie setzte sich wieder auf den durchlöcherten Rohrstuhl . . . „Lexe, habe Geduld mit mir," fuhr sie fort und zog ihr Taschentuch. „Ich bin sehr unglücklich. Meine Nerven sind nur noch Zwirnsfäden. Natürlich ist Tom an der ganzen Geschichte schuld. Seine Geheimniskrämerei hat mich in diese Patsche gebracht. Warum hat er mir nicht . . . Nun hänge ich wie ein Bleiklumpen an dir. Jawohl, ich bin eine ungeheure Last für dich. Ich bin . . . Laß mich nur ruhig in Genua sitzen! Bekümmere dich gar nicht weiter um mich. Ich verdiene es nicht. Ich . . ."

Sie stopfte ein Zipfelchen ihres Taschentuches zwischen die Zähne, um ein Schluchzen zu unterdrücken.

Nun kam bei ihm wieder das Mitleid. Er erhob sich und strich mit der Hand über ihr Haar. „Aber, Daisychen," sagte er. „Ich

Digitized by Google

bitte dich ... Die ganze Geschichte ist ja nicht der Rede wert. Ich habe in Berlin einen Bruder, der Rechtsanwalt ist — und auch noch einen Schwager als Rechtsanwalt — da wird die Scheidungsaffäre keine Schwierigkeiten machen. Und dann ist der sogenannte Status quo wieder hergestellt. Mit dem Unterschiede, daß du dich natürlich nicht mehr Fräulein titulieren kannst. Miß Heard bist du nicht mehr — aber Frau Heard kannst du dich nennen."

„Erlaube!" fuhr sie auf. Doch sie sprach nicht weiter. Und das, was sie nicht aussprach — dieser zurückgehaltene Gedanke jagte eine Blutwelle über ihr Gesicht.

Er lächelte zärtlich.

„Mein lieber Falter," sagte er, „das würde mir gerade passen, dich in Genua sitzen zu lassen. Nein — wir fahren gemütlich nach Berlin, und da lassen wir uns in aller Herzlichkeit scheiden. Auch in aller Heimlichkeit, versteht sich. Und sind dann wieder die alten Freunde. Die sind wir geblieben. Gott sei Dank, die sind wir auch in unserer — immerhin nicht ganz alltäglichen Ehe geblieben. Und die wollen wir auch weiterhin bleiben — nicht wahr?"

Seine Hand strich über den Pfirsichflaum ihrer Wange. Und da nahm sie seine Hand und küßte sie.

„Mein liebes Mädelchen," sagte sie.

„Na also," rief er, „nun sind wir wieder im Geleise! Aber ein Handkuß — das geht nicht. Ein Kuß auf die Stirn — komm her!"

Er küßte sie auf den Mund. Ihre Augen verschleierten sich. Eine süße Müdigkeit lullte sie ein.

Nur für ein paar Sekunden. Dann tauchte das Drohende irgendeiner nahen Gefahr vor ihr auf, und sie riß sich los.

„Packen!" rief sie. „Es wird Zeit!"

„Ja," sagte er gelassen, „wo ist denn mein Skizzenheft? Wo sind meine Tagebücher?"

Sie gab ihm beides. Er ging in sein Zimmer, und sie schloß die Tür und schob den Riegel vor — aber diesmal ganz leise.

Alexander Sohr blieb einen Augenblick vor einem großen Mietshause der oberen Friedrichstraße stehen und suchte nach der Nummer. Dabei fiel sein Blick auf ein blankes Metallschild neben der Tür. „von Sohr—Jung. Rechtsanwälte" war da eingraviert. Es stimmte also.

Er stieg die Treppe hinan und trat in das Bureau. „Herr Doktor von Sohr zu sprechen?" fragte er.

Der sei im Augenblick beschäftigt, antwortete der Vorsteher und wies den Besucher in das Wartezimmer.

Das übliche Wartezimmer. Ganz ausdruckslos mit seinen langweiligen Polstersesseln und einem Tisch in der Mitte, auf dem eine Anzahl älterer Nummern der „Fliegenden Blätter" und zwei Hefte der „Touristen-Zeitung" lagen.

Alex setzte sich und griff mechanisch nach einem dieser Hefte. Die erste Seite zeigte eine Abbildung des Hafens von Genua. Da warf er das Heft wieder auf den Tisch zurück.

Von Genua hatte er genug — von ganz Italien. Teufel, war das eine Reise gewesen! Wieder zurück durch die Biscaya — Lissabon — Gibraltar — Mittelmeer. Dreimal von englischen Kreuzern angehalten. Scheinwerfer in der Nähe der Küsten. Mit Not und Mühe nochmaliger Gefangenschaft entgangen ... Und dann die Passagiere auf der „Regina Elena"! Fast nur Italiener, begeisterte Franzosenfreunde — wenige, mit denen man ein ruhiges Wort sprechen konnte. Vor Gibraltar eine Halbflottille britischer Torpedoboote; abermals Halt, abermals eine Revision der Schiffspapiere. Bei Malta ein paar englische Schiffskolosse, die alle Dampfer nach deutschen Reservisten durchsuchten. Endlich Genua: brüllende Menschenmengen, unverholener Deutschenhaß, die wahnsinnigsten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Die Russen dicht vor Berlin, der Kronprinz gefallen, der Kaiser auf der Flucht nach New York — wahrhaftig! Nun saß man in Genua und kam nicht weiter. Die Züge durch die Schweiz waren eingestellt worden; über den Brenner ging es erst recht nicht. Es war zum Verzweifeln. In Genua hielt es Sohr nicht aus. Dies Toben einfältiger Lügen riß an seinen Nerven. Er verkroch sich mit Daisy in einem Nest in den Bergen und wartete ab, bis der Zugverkehr wieder aufgenommen wurde. Dann eine letzte schauderhafte Fahrt — und endlich die deutsche Grenze.

Digitized by Google

Jedesmal, wenn Alex aus dem Süden kam, hatte er ein unbehagliches Gefühl bei der Heimkehr. Der lange Aufenthalt in der Fremde machte ihn empfindlich gegen bestimmte deutsche Eigenheiten. Er, der sich gern vom Strome der Erscheinungen treiben ließ, fand hier eine korrekte Gebundenheit. Sein billiger Universalismus, der sich aus anderen Welten borgte, was ihm selbst gerade zusagte, stieß sich an der lokalen Begrenzung. Deutsche Straffheit dünkte ihn gleichsam übertriebene Wirklichkeit; die Bedeutung des Substantiellen stand in lautem Widerspruch zu seinem ästhetischen Genießen. Das Herz wurde ihm nicht weiter, wenn er nach Deutschland zurückkehrte. Er hatte immer das Empfinden, als komme er aus der großen Weite draußen in eine Enge, in der die Gefühle sich wundstießen.

Aber diesmal war es anders. Einen groben bayrischen Schaffner in Rosenheim hätte er am liebsten umarmt. Gott sei Dank, hier sprach doch einmal wieder die Stimme der Natur und heulte nicht die Lüge in tausend gellenden Lauten! Wie war es nur möglich, daß da unten jenseits der Grenzen so hirnverbrannte Erfindungen geglaubt werden konnten! Ein kleines italienisches Blatt hatte er noch in der Tasche. „La Verità" hieß es, die „Wahrheit" — und kündete in Fettdruck als Allerneustes an, daß Bayern dem Deutschen Reiche sein bundesstaatliches Verhältnis gekündigt habe, weil es diesen „verbrecherischen" Krieg nicht mehr mitmachen wolle. Warum konnte man den Verfasser nicht an den Ohren über die blau-weißen Grenzpflöcke ziehen, um ihm zu zeigen, was wirklich die „Wahrheit" war?! Es schien, als sei schon die ganze bayrische Armee in Bewegung. Zug an Zug mit Soldaten rasselte über die Schienen. Die ersten Feldgrauen: Hunderte, Tausende. Zug an Zug gefüllt mit lustigen Jungen. die lachend und singend in den Krieg zogen, Auf allen Stationen ein Hallo ohnegleichen — Begeisterung in der Luft — eine Steigerung aller Gefühlswerte. Sichere Ordnung, wohin man sah, aber getragen von stürmender Stimmung; Prinzipien wurden zu bewegenden Kräften, trockene Sachlichkeit löste in einem Glühstrom von Idealen sich auf.

„Ist es nicht wie ein Rausch, Daisy? Daisy, schau — das ist das gewappnete Deutschland ...!"

Daisy war sehr still geworden. Schon in Genua hatte sie davon gesprochen, daß etwas Unbegreifliches an ihr zehre — etwas wie Heimweh. Heimweh wohin? Nach der Tropenpracht Argentiniens? Nein, gewiß nicht. Nach dem englischen Sommer? Auch das nicht. Sie fühlte sich heimatlos. So war es. Und nun kam eine Sehnsucht, fast so wie Heimweh und mochte doch etwas ganz anderes sein. Ein Zug Nomadentum steckt in jedem Engländer. Den hatte das Leben zwischen zwei Kontinenten in ihr noch ausbilden helfen. Ein Seßhaftmachen war immer nur Episode geblieben. Sie hatte ein Heim in Buenos-Aires und eins in London; drüben betrieb ihr Bruder ein Dasein emsiger Arbeit, dort strickte, stickte und häkelte eine alte Tante unermüdlich für Waisenkinder. Aber war sie in Argentinien, so freute sie sich darauf, wieder fortzukommen, und war sie in England, so begrüßte sie in wohligem Empfinden den Augenblick der Abreise. Es hielt sie nichts, weder da noch da; kein warmer Herzschlag hielt sie länger als nötig war ...

Alex beunruhigte das veränderte Wesen seiner Freundin nicht allzusehr; er erklärte es sich aus ihrem Ärger über die Unliebenswürdigkeit des Zufalls, die sie zwang, erst ein feindliches Land aufzusuchen, um sich selbst wieder freie Bahn schaffen zu können. Es war ja ganz klar, daß Daisy sich unter den obwaltenden Verhältnissen in Deutschland nicht wohlfühlen konnte. Sie hatte keine Spur politischen Verständnisses, aber sie war immerhin Engländerin genug, um mit vollem Empfinden auf der Seite ihrer Landsleute zu stehen. Sie hatte auch die ganze Verachtung des Inselvolkes gegen die kontinentale Macht, die es wagte, den Kampf wider die erste Seeherrschaft der Welt aufzunehmen, und sie verstand gar nicht so recht, daß diese unbegreiflichen Deutschen nicht zu Kreuze krochen vor der elementaren Gewalt, die sie notwendig zerschmettern mußte. Dieser hellauflodernde Zorn gegen das britische Reich erschien ihr lächerlich; es war wirklich wie ein Rausch — Alex hatte schon recht — aber es war auch nicht daran zu zweifeln, daß ein trübes Erwachen nachkommen würde. Und

Digitized by Google

das tat ihr doch wiederum leid, denn sie war das Kind einer deutschen Mutter, und in ihrer ganzen Erziehung hatte der deutsche Einfluß erheblich mitgesprochen. Sie vermied es, sich über alles das mit Alex auseinanderzusetzen, weil eine Klärung ja doch nicht möglich war, wo die aufgeregten Leidenschaften jede vernünftige Kritik niederschrien. Aber auch die heimliche Überlegung, die sie mit sich selbst führte, kam zu keinen entscheidenden Punkten. Sie drang nicht über die Oberfläche der Erscheinungen fort, sie stieß überall auf Widersprüche; sie spürte keinerlei Haß und sah sich von Haß umgeben; sie vernahm den tönenden Nachhall eines großen Geschehens und begriff nicht, warum man jauchzen konnte, wo man am Beginn eines mörderischen Krieges stand. Sie fühlte sich hier fremder als irgendwo anders und hatte nur den einen Wunsch: schnell — ja, so schnell als möglich abreisen zu können.

Da mußte natürlich erst die Scheidungsfrage geregelt werden, und das machte Karl-Friedrich von Sohr, der Rechtsanwalt, sicher am besten. Alex hatte beschlossen, ihn zunächst aufzusuchen. Diese närrische Ehegeschichte bedrückte auch ihn. Er wollte sie loswerden, ehe die übrigen Verwandten hinter das Geheimnis kamen. Es war gar nicht nötig, daß sie die Sache erst mit ihren Vorwürfen, ihren guten Ratschlägen unnötig breit traten. Gott bewahre — man machte alles in der Stille ab — und dann hieß es Abschied nehmen von Daisy. Vielleicht für immer. Das war unter allen Umständen das Beste ...

Alex war an das Fenster getreten. Unten auf der Straße rückte mit klingendem Spiel ein Bataillon Infanterie vorüber. Waren das Gardefüsiliere — oder Alexandriner? Alex äugte schärfer. Er glaubte in einem Reiteroffizier seinen Bruder Manfred zu erkennen. Es konnte aber auch eine Täuschung sein. Der war sicher schon draußen im Felde. Und Stephan? Was war aus dem leichtsinnigen Jungen geworden? Mitte August war vorüber, der angegebene Termin — und die Ehre des Namens Sohr sollte auf dem Spiele stehen... Alex fühlte, wie sein Herz schwerer wurde. Fühlte auch, wie vergessene Bande sich enger um ihn schlangen. Er war nicht mehr der Heimatlose, der alle Zusammengehörigkeiten zerriß, um stärker dem Eigenwesen leben zu können. Die Familie meldete sich wieder ...

„Darf ich bitten," sagte eine wohlbekannte Stimme hinter ihm. Dann ein kurzer Aufschrei. „Alex — Teufelsjunge — du! ..."

Der Rechtsanwalt war in Feldgrau. Ein großer schwipper Mensch; er trug die Leutnantsuniform eines Infanterieregiments. Sein sommersprossiges Gesicht strahlte vor Freude. „Komm in mein Zimmer, Kleiner," sagte er. „Zigarre? Setz dich. Wann bist du denn angekommen? Dachte mir's beinah, daß du es drüben nicht aushalten würdest, wo hier alles in Flammen steht. In acht Tagen bin ich auch an der Front. Jung ist als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Also denke dir, Alex, von unserer ganzen Familie ist bloß der brüderliche Geheimrat nicht in Aktivität. Hat sich dafür aber um eine Stellung als Delegierter beim Roten Kreuz beworben. Das ist doch fabelhaft — was? Sieben Sohrs und ihre fünf Schwäger — allesamt bei der Truppe."

„Auch Stephan?" fragte Alex vorsichtig.

Karl-Friedrich war erstaunt über die Frage. „Stephan? Nun natürlich. Der ist immer noch bei seinem alten Regiment. Und gottlob endlich verständig geworden. Der Quartalskoller ist glücklich überwunden. Hat keinen Pfennig Schulden mehr. Hat er mir erst gestern gesagt. Er ist nämlich noch hier. Er hatte Pech. War mit dem Gaul gestürzt und hatte sich einen komplizierten Beinbruch zugezogen. Aber nun ist er in der Heilung und hofft, in nächster Woche nach dem Westen abschwirren zu können ..."

Alex schwieg. Also so lag es. Stephan mußte in die Lage gekommen sein, sich selbst zu helfen. Da waren die Notdepeschen nach Buenos-Aires überflüssig gewesen — und auch die Reise hierher. Wieder eine Überflüssigkeit — wie die alberne Heirat mit Daisy. Ja, und gerade dieser Torheit halber war er hier.

Er saß in dem sogenannten Mandantenstuhl: einem Ledersessel, der hinter dem Schreibtisch stand. Nun galt es, sich dem Bruder anzuvertrauen. Das mußte geschickt gemacht werden. Alex hatte das Gefühl, daß Karl-Friedrich nach Anhörung seines Abenteuers erst lachen und dann

Digitized by Google

schimpfen würde. Beides hätte er gern durch eine geschickte Rhetorik ein wenig abgeschwächt. „Hör' mal zu, Karl-Friedrich," begann er.

„Ich höre ja," fiel der Bruder ein. „Deine Zigarre brennt nicht mehr. Nimm dir doch Feuer. Und dann erzähle. Bleibst du nun hier?"

„Vorläufig. Man kann ja auch gar nicht fort. Man wird von den verdammten Engländern aufgelesen und eingesteckt. Ich habe acht Tage in Falmouth gesessen."

„Donnerwetter! So erzähle doch!"

„Da ist nichts weiter zu erzählen. Es war eine elende Zeit. Also, du — sag' mal, verstehst du dich auf Scheidungsprozesse?"

„Nun natürlich," entgegnete der Bruder lachend. „Das auch. Dafür bin ich Rechtsanwalt. Warum?"

„Ich habe nämlich ... da ist eine junge Frau, eine gute Bekannte, seit kurzem verheiratet — die möchte sich möglichst schnell scheiden lassen. Wie macht man das?"

„Es kommt darauf an. Ist der Mann damit einverstanden?"

„Ja. Durchaus. Es ist ein sehr netter Mensch. Die beiden handeln in gegenseitigem Einverständnis. Vermögensfragen kommen nicht in Betracht."

„Wieviel Kinder sind da?"

„Gar keine. Das fehlte auch noch. Die Leute sind überhaupt erst seit vier Wochen verheiratet."

„Ach herrjeh! Das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen."

„Na also — da ist der Fall gewiß doppelt interessant für dich. Es kommt dazu, daß die Frau Engländerin ist."

„Auch geblieben?"

Alex stutzte. „Wieso geblieben? Im Augenblick ihrer Ehe mit einem Deutschen erwirbt eine Ausländerin doch eo ipso das Staatsbürgerrecht ihres Gatten."

„Das braucht sie nicht, wenn sie eine Gegenerklärung abgibt. Sie kann auf Grund eine Sonderabmachung auch Engländerin bleiben — oder was sie sonst ist."

Alex schwieg einen Augenblick. Dann rötete sich sein Gesicht, und seine Hand schlug derb auf die Schreibtischplatte.

„Das ist doch eine unerhörte Geschichte!" rief er. „Wenn wir das in Lissabon gewußt hätten ... Aber nein" ... er schüttelte den Kopf ... „dann würde die Daisy immerhin noch allerhand Scherereien in Deutschland gehabt haben. Nicht wahr, der Ansicht bist du doch auch? Oder hätte es genügt, daß sie meine Frau ist — unbeschadet ihrer Staatsbürgerrechte? Ich meine: wäre sie auch als Frau von Sohr über die Grenze gekommen, wenn sie englische Untertanin geblieben wäre?"

Der Rechtsanwalt erhob sich langsam von seinem Stuhl. Auf seinem Gesicht malte sich ein grenzenloses Staunen.

„Sprichst du von deiner — deiner eigenen Frau?" fragte er.

„Ja," antwortete Alex. „Nun ist es ja doch heraus. Dir mußte ich schließlich auch die Wahrheit sagen. Ich bitte dich, bleibe sitzen. Und brülle nicht los, ehe ich nicht am Ende bin. Und laß alle kritischen Bemerkungen beiseite. Du hast nichts zu tun, als den Wirrwarr wieder auseinanderzuwirbeln. Gegen das übliche Honorar. Ich will nichts umsonst haben. Jetzt laß mich reden ..."

Der Bruder unterbrach ihn in der Tat nicht. Er hörte ruhig zu. Aber sein Gesicht sagte hintereinander: deine Daisy muß ein spleeniges Frauenzimmerchen sein. Und du hast dich schön einwickeln lassen. Du bist von einer unverzeihlichen Gutmütigkeit. Du bist ein regelrechter Schafskopf, Alex ...

Karl Friedrich griff nach einer neuen Zigarette. „Mein lieber Junge," begann er, „ich weiß ja, daß selbst die wohlmeinendste Strafpredigt bei dir keinen Zweck haben würde. Ich will dir also den Gefallen tun und alle Vorwürfe unterdrücken. Du wirst doch nie gescheit werden ..."

„Nach dem Allerweltsmuster ganz bestimmt nicht."

„Du lieber Gott, was heißt Allerweltsmuster! In deinem Sinne vermutlich der Gegensatz zu kosmischem Selbstleben — oder so ähnlich. Deine schönen Schlagworte kenne ich. Aber lassen wir das. Du willst geschieden werden. Ist das nötig?"

„Komische Frage."

„Durchaus nicht. Du schilderst mir deine Frau — oder wie soll ich mich ausdrücken? Ist Fräulein Frau nicht richtiger?"

Alex verzog keine Miene. „Sag' immerhin so, wenn es dir Spaß macht," entgegnete er.

„Hinter dem Spaß steckt auch eine Dosis

Digitized by Google

Ernst. Die Ehe könnte getrennt werden, weil sie nach dem bürgerlichen Gesetz noch gar keine ist. Die Klage ließe sich —"

„Bitte nein," fiel Alex ein. „Es gibt andre Scheidungsgründe, die auch zum Ziele führen."

„Und warum absolut Scheidung? Ich wiederhole: ist sie nötig? Ihr seid die besten Freunde: da bleibt doch zusammen!"

Alex stand auf. „Karlfritz, ich bitte dich dringend, die Angelegenheit nur von meinem Standpunkte aus zu betrachten. Ich passe nicht zum Ehemann."

„Wozu paßt du? Darf ich mir die Zwischenfrage erlauben, was du hier zu tun gedenkst? Wir leben in einer Zeit, in der der Staat jeden seiner Bürger braucht."

„Soll ich vielleicht Krankenträger werden?" fragte Alex spöttisch.

„Warum nicht?"

„Weil ich das nicht kann. Rechne mit meiner Individualexistenz. Ich bin bereit, die Reste meines Vermögens für das Vaterland zu opfern und mich dann totzuschießen. Aber ich vermag meine Grundnatur nicht zu ändern. Der Krieg ist der Gegensatz meiner Weltbegreifung. Es ist ein Glück, daß nicht alle so denken. Ich komme jedenfalls nicht über mich hinaus. Gestehe ohne weiteres zu, daß auch mich der Schwung der Begeisterung gepackt hat, denn ich kehre aus Ländern systematischer Volksvergiftung heim — und ich fühle mich als Deutscher. Das hindert aber nicht, daß ich in der riesigen Kraftentfaltung ringsum nicht die Leere sehe, die in ihr steckt. Echte Begeisterung ist nur für Kulturideen möglich."

Der Rechtsanwalt wollte antworten, doch die Tür öffnete sich, und ein Mann trat ein, der einen Augenblick stutzte, als er Alex sah, und ihn dann kräftig umarmte. „Da hast du meine Antwort!" rief Karl-Friedrich. „Greifbar verkörpert, sinnfällig..."

Das war der Doktor Bruno Jung: ein Riese, breitschultrig und derbknochig, mit hellem Gesicht und einem kurzgehaltenen Wust knallroter Haare über hochgewölbter Stirn. Der Gigant steckte in der Uniform der Gardekürassiere. Noch nicht im üblichen Feldgrau; vielleicht war die passende Montur für ihn erst in Arbeit. Der Mehlsack des weißen Kollers und die hohen Stiefel ließen ihn noch riesenhafter erscheinen.

„Also wieder hier, Lexe," sagte er und zog sich einen Stuhl heran. „Nun natürlich. Willst du dich stellen? Ach so, dein rechtes Beinchen. Versuch's immerhin. Weißt du, wie es mir ergangen ist? Ich wurde seinerzeit nicht genommen, weil damals irgend etwas an meinem Herzen nicht so recht in Ordnung war. Folge einer Influenza. Aber für den Landsturm war ich noch zu brauchen. Das paßte mir nun nicht — da habe ich mich als Kriegsfreiwilliger gemeldet — und wurde auch gleich eingestellt. Das Herz ist wieder ganz auf der Höhe — und nun bin ich Rekrut — Gemeiner, aber mit dem Feldmarschallstab im Tornister. In acht Wochen kann ich schon Gefreiter sein. Denke mal an! Dann geht's auch bald 'raus."

„Und du bist glücklich?" fragte Alex. Er fragte nur, um überhaupt etwas zu sagen. Eine unbestimmte Verwirrung hatte ihn gepackt. Er kam sich diesem Riesen gegenüber sehr klein vor, und das Gefühl der Kleinheit kroch gewissermaßen nach innen und breitete sich da aus. Die Persönlichkeit des großen Menschen wurde zu einem Begriff in seinem Bewußtsein, der ihn unruhig machte.

„Glücklich?" wiederholte Jung lachend. „Ja, weißt du — das Gefühl des Glücklichseins in seinen verschiedenen Stadien wird vermutlich von jedem anders empfunden. Wenn mich mein Beritt-Unteroffizier anschnauzt, weil ich beim Sprung die Zügel zu stark nachlasse, so ist das natürlich noch keine Höhe der Seligkeit. Auch nicht, wenn ich morgens um fünf meinen Gaul striegeln und putzen muß. Das sind Einschränkungen der Zuständlichkeit, die man sich gefallen lassen muß, die aber das große, große Glücksgefühl nicht beeinträchtigen, mit dabei sein zu können."

„Und deine politischen Ansichten? Hast du sie vorläufig in die Tasche gesteckt?"

Bruno Jung nickte. „Sehr richtig," entgegnete er. „Da stecken sie. Gut verpackt. Du weißt doch, was der Kaiser gesagt hat. Ein wundervolles Wort. Wenn wir den Feind besiegt haben, können wir uns wieder über andre Fragen unterhalten. Und werden es auch. Stumm sind wir nicht geworden. Solange aber gilt

Digitized by Google

die Kraft alles Tuns dem Gegner draußen. Dem draußen, lieber Kerl!"

„Wie geht es Resi?"

„Danke — recht gut. Sie strickt feldgraue Strümpfe und Leibbinden, kocht in den Kinderküchen, nimmt einen Kursus für Verwundetenpflege und betätigt sich auch sonst als nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft..."

Alex schwieg einen Augenblick. Der Riese schien ihm noch größer zu werden. Das Einzelwesen wurde zum Träger der Handlung in einem gewaltigen Drama. Dieser Mann verschüchterte ihn.

„Was wird aus eurem Bureau, wenn ihr beide im Felde steht?" fragte er.

„Wir haben einen Vertreter. Es muß schon so gehen. Vorläufig bin ich ja auch noch hier und knappse mir vom Dienste täglich ein bißchen Zeit ab, um das Laufende erledigen zu helfen..."

Nun nahm Karl-Friedrich wieder das Wort. „Wir müssen Bruno instruieren, Alex," sagte er. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch bleiben kann. Wahrscheinlich nur noch ein paar Tage. Du hast bei Bruno auch den Vorteil, daß er mehr Spezialist in Ehescheidungen ist als ich. Er hat sogar einmal einen Prinzen geschieden — und zwar mit dem Erfolge, daß dieser Prinz zwei Jahre später seine verflossene Gattin abermals geheiratet hat. Vielleicht gelingt ihm bei dir etwas Ähnliches..."

Auch Doktor Jung hörte das Eheabenteuer seines Schwagers ohne Zwischenbemerkungen an. „Höchst verdreht," meint er schließlich. „Aber du wärst ja nicht du, Lexe, wenn du einmal etwas Verständiges unternommen hättest. Übrigens hättet ihr die Geschichte praktischer fingern können. Nun ist's indessen mal so, wie es ist, und ich soll euch nach Gesetz und Recht wieder auseinanderbringen. Das ist aber heute nicht mehr so leicht wie es früher war. Vielleicht findet sich in euren Trauzeugnissen irgend ein Ungültigkeitsgrund. Hast du die bei dir?"

„Nein — die hat Daisy noch."

„Wohnt ihr denn zusammen?"

„Gott bewahre. Ich habe sie in einer kleinen Pension in der Bayreuther Straße untergebracht und bin selbst im Hotel Adlon abgestiegen. Vorläufig. Ich will mir aber eine Privatwohnung nehmen. Das ist billiger."

„Recht so. Gut wäre es, ich könnte mich auch einmal mit deiner — Daisy aussprechen. Da sie mit allem einverstanden ist, werden wir auf diese Weise am schnellsten zu einer Lösung kommen. Am schnellsten — das wäre natürlich ein erwiesener Ehebruch."

„Sei so gut!" rief Alex. „Nein, Bruno, es muß irgendein anständiger Grund für die Scheidung gefunden werden. Aber ich will der schuldige Teil sein. Geht es denn nicht mit dem böswilligen Verlassen?"

„Gewiß geht es auch damit. Aber dann kann sich der Prozeß ein Jahr lang hinziehen."

„Das ist ekelhaft!"... Alex zog die Stirn in Falten... „Die Daisy will fort, Bruno. Sie will nach England zurück."

„Hat heut seine Schwierigkeiten."

„Oder nach Argentinien."

„Geht ohne weiteres. Warum nicht? Mit einem holländischen oder italienischen Schiff. Sie dampft ab, und inzwischen wird die Scheidungsklage eingeleitet. Natürlich wäre es unter diesen Verhältnissen besser, wenn... aber schicke sie erst einmal zu mir. Ich muß auch sie hören..."

Abgemacht. Die Sache war vorläufig erledigt. Die beiden Anwälte hatten viel zu tun, aber sie plauderten doch noch ein Viertelstündchen mit Alex. Der Krieg nahm jegliches Interesse in Anspruch. Die Familie war auseinandergeflogen. Die Frauen saßen daheim und widmeten sich der Wohltätigkeit. Die Männer standen im Westen und Osten. Einer, Otto, hatte Lüttich miterobern helfen und schon das Kreuz. Ein anderer, Malte, lag verwundet — gottlob leicht! — in Danzig im Lazarett. Manfreds letzter Brief war aus dem Oberelsaß gekommen; da gab es heiße Kämpfe. Der älteste Sohn des Geheimrats, ein Sechzehnjähriger, war bei den Zietenhusaren angenommen worden. Von den Schwägern sauste einer als Autoführer in Belgien hin und her, ein zweiter hatte sein Pilotenexamen gemacht...

„Na und du?" fragte der rote Rechtsanwalt.

„Ich bin ja ein Krüppel," antwortete Alex. „Ich bin ja zu nichts zu gebrauchen..." (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Gute Kameraden. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Panorama von Konstantinopel. Rechts im Hintergrunde die Hagia Sofia

Konstantinopel. Von Franz Carl Endres

Wer an einem klaren Frühlingstage, vom Marmarameer mit dem Schiff herkommend, zum ersten Male Konstantinopel sieht — ein Häusermeer mit zahllosen Türmen und Minarets, eingebettet in das rotblühende Uferland des Bosporus, umwoben von zartem Dunst, eine Großstadt und doch ein Märchen, eine belebte Wirklichkeit und doch ein Traum —, wer das alles staunend sieht, der mag Lissabon und Neapel, Stuttgart und Florenz geschaut haben und wird doch dem landschaftlichen Gesamteindruck Konstantinopels den Vorzug geben.

Es mag ihm mit einem Male klar werden, warum der Türke die Hauptstadt seines Landes Der-i-seadet, „die Pforte der Seligkeit", nennt, und er mag vergessen im glücklichen Schauen, daß auch in diesen Häusern und in diesen Gärten Menschenleid und Menschensehnsucht wohnt, wie anderswo, daß auch diese zarten im Sonnenglanz glimmernden Minarets auf Freude ebenso wie auf Tränen herabblicken, daß der Mensch auch hier sein Leid mit sich trägt, wohin er geht, wo er baut, wo er wohnt und wo er die kurze Spanne Zeit, die zwischen dem liegt, was vor ihm war und nach ihm sein wird, verbringt.

Und dem, der der Geschichte des Menschengeschlechtes zu lauschen versteht, dem alte Brunnen alte Sagen rauschen, der in verwittertem Gemäuer alten Glanz, in zerfallenen Stätten einstige Pracht noch hausen sieht, dem die Vergangenheit ein trautes Lied in seine Seele singt, der fährt auf modernstem Schiffe in den ehrwürdig-alten Bosporus ein mit jenem unaussprechlichen Gefühl der Ehrfurcht vor dem Gewesenen, mit jenem heiligen Schauer, der unser Herz aufnahmefähig macht für das, was die Geschichte alter Tage lehrt, die so traulich anhebt mit ihrem „Es war einmal ...", die auch über uns einst späteren Geschlechtern plaudern wird „Es war einmal ..."

Und noch tiefer in das purpurne Dunkel der Vergangenheit kann unser Blick tauchen, hinab bis zu jenem Dämmer unseres Werdens, wo die schmale Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Marmarameer, wo dieses selbst noch nicht bestand und Asien und Europa noch nicht durch die strömenden Fluten des Bosporus getrennt waren. Von gewaltigen Eruptionen eines im heutigen Schwarzen Meere einst brüllenden Vulkans mag der also Sinnende träumen, von riesigen Veränderungen und Schiebungen, die dieses Stück Erdkruste gestalteten, lange bevor eines scheuen Urmenschen Fuß die Stätte betrat.

Mehr als zweieinhalb Jahrtausende sind vergangen, seit an der Stelle, wo heute eine Stadt von etwa 1 125 000 Einwohnern atmet und lärmt, hastet und schafft, dorische Kolonisten eine bescheidene Ansiedelung gründeten, der sie den Namen Byzantion gaben. Just da mögen ihre Hütten gestanden haben, wo heute auf der in das Marmarameer vorspringenden Ecke von Stambul das alte Serail in seinen lauschigen Gärten von vergangenen Tagen träumt.

Es mag sein, daß vor jenen Doriern schon phönizische Kaufleute den Bosporus befahren haben, an dessen Nordende einige

Digitized by Google

Szene aus der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken. Miniatur in einer 1462 zu Brüssel auf Veranlassung Ludwigs XI. von Frankreich entstandenen Handschrift

Forscher die Scylla und Charybdis des Odysseus vermuten, der dann allerdings in etwas verkehrter Richtung von Troja abgefahren zu sein scheint. Vielleicht hat ihn die Sehnsucht nach Penelope verwirrt.

Die Kolonie der Dorier war mit kaufmännischem Blick angelegt worden und versprach, rein vom geographischen Standpunkt aus, schon glücklichste Entwicklung. Allerdings wurde diese durch die politischen Verhältnisse zunächst etwas gehemmt, namentlich durch die Bedrängnisse, die die Perser auf ihren Griechenzügen dem jungen Staatswesen brachten. Später waren es die Hegemoniekämpfe zwischen Athen und Sparta und endlich die zweijährige Belagerung durch die Makedonier, die die zur Entwicklung so nötige Ruhe immerhin etwas störten.

Mit Rom verstand sich Byzantion politisch sehr gut und wahrte dadurch seine Selbständigkeit. Erst Septimius Severus eroberte die Stadt 196 nach Christi Geburt, und von da an beginnt eine Zeit des Niederganges. Die Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht, selbst ihr Name verschwand und wurde beim Wiederaufbau in Antonina verwandelt. Erst nachdem Konstantin in der Gegend von Haidarpascha, da, wo heute die anatolische Bahn ihren Ausgangspunkt hat, die Truppen des Licinius geschlagen hatte, gründete er Byzanz aufs neue. Nach seinem Willen wurde es ein „neues Rom" und sollte die alte Tiberstadt an Glanz und Bedeutung noch übertreffen.

Sultan Muhammed II. Ausschnitt aus einem Gemälde von Gentile Bellini

Mit diesem Entschluß, dem die Tat sogleich folgte, beginnt die große Zeit für Byzanz. Wir können auf diesen Blättern nicht seine Geschichte schreiben. Jene Geschichte, die von der Allgemeinheit noch so sehr vernachlässigt wird, weil man sie für so gemein, häßlich, ruchlos und niederträchtig hält. Ich glaube, man vergißt damit auch das Große an ihr, man vergißt, von Schlagworten, die so bequem das Nichtwissen mit einer unbekannten Autorität stützen, umschmeichelt,

Digitized by Google

Konstantinopel im Mondschein. Skizze von Amandus Faure

Digitized by Google

daß in Byzanz der ganze Apparat menschlicher Tragödie auf den gleichen menschlichen Motiven beruhte, wie anderswo und sich — wenn auch nie entschuldigt, so doch durch Studium der Verhältnisse ebenso erklärt, wie jedes andere Rätsel historischen Geschehens.

Die unvergleichliche Lage Konstantinopels hat in erster Linie die Bedeutung der Stadt geschaffen. Wenn Konstantinopel nicht militärisch so außerordentlich schwer einzunehmen wäre, hätte es nicht die zahllosen Belagerungen und Bedrohungen aushalten können, die die Geschichte ihm gebracht hat. Die Verhältnisse sind heute — nach Erfindung des Pulvers, weittragender Geschütze und vollendeter Nachrichtenmittel — noch günstiger für den Verteidiger geworden, als sie ehemals waren. Wir sahen im Balkankrieg, wie eine gut befestigte Tschadaltscha Stellung auch schwachen Truppen es erlaubt, jeden Angriff zu Land abzuwehren, den einzigen möglichen Landangriff!

Die Dardanellen und der Bosporus bilden leicht zu verteidigende Hindernisse gegen jeden Flottenangriff, und wer von der asiatischen Seite kommt, findet zunächst den Bosporus vor sich, der ihn von Konstantinopel durch seine breite, sehr stark strömende Flut trennt.

Der großen militärischen Sicherheit entspricht eine handelsgeographisch herrliche Lage. Ein ganz geschützter, großer Hafen wird durch das Goldene Horn gebildet. Die starke Strömung des Bosporus verhindert jede Verschmutzung dieses Hafens, die mit mäßigem Gefäll in das Goldene Horn einführenden „süßen Wasser von Europa“ tragen keine nennenswerten Mengen von Sand.

Die Handelslinien, die drei Kontinente verbinden, treffen sich in Konstantinopel. Vom Schwarzen Meer kommen die Erzeugnisse Südrußlands und der Krim, Kaukasiens und der Nordküste Anatoliens durch den Bosporus heran, während die Dardanellen die Verbindung mit dem ganzen Mittelmeer eröffnen, mit Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland, mit der Westküste Anatoliens und seiner reichen Handelsstadt Smyrna, mit der Nordküste Afrikas und mit Ägypten, durch den Sueskanal endlich mit der ganzen Welt Afrikas und Asiens.

Wenn früher die indischen und persischen Karawanen über Erzerum — Trapezunt das Meer erreichten und ihre Güter hier zum großen Teil nach Konstantinopel verschifften, so wird in Zukunft die Bagdadbahn die riesigen Karawanenwege kürzen und in jeder Hinsicht eine neue Verbindung Konstantinopels mit Ägypten, Mesopotamien und Persien bilden. Wenn diese Verbindung auch für den Massengüterverkehr nicht durchgängig in Frage kommt, so wird sie — wie sie das heute schon in ihren Stücken tut — dem Personenverkehr und damit dem geistigen Verkehr und der Kultur neue Wege öffnen. Die anatolische Bahn schafft heute schon gewaltige Massen von Rohstoffen nach Konstantinopel.

Auf der europäischen Seite bilden die orientalischen Bahnen eine wertvolle Verbindung mit den Balkanstaaten und Österreich-Ungarn.

Wie eine Spinne in ihrem Netz, so sitzt und saß von jeher Konstantinopel im Handelsleben des näheren Orients. Wir müssen nur die Versuche Rußlands verfolgen, die darauf abzielten, sich in den Besitz der Kaiserstadt (Zarigrad) am Bosporus zu setzen, um deren große Bedeutung in militärischer, politischer, kultureller und handelspolitischer Bedeutung zu ermessen für den, der den Orient beherrschen will. Nicht umsonst heißt Konstantinopel von alters her „der Nabel der Welt“. Die Erkenntnis seiner Bedeutung war schon frühzeitig vorhanden, sie und die geographische Lage an der Grenze zweier Kontinente und gewissermaßen an der Kreuzstraße der Weltgeschichte haben es mit sich gebracht, daß die Geschichte von Byzanz eine Geschichte furchtbarer Kämpfe ist, getreu dem Gesetz, daß das Werden der Politik mit Eisen in der Hand erfolgt und die Stätten höchster politischer Wichtigkeit zu den größten Leichenfeldern der Erde werden. Die

Ein Türke. Ölstudie von Amandus Faure

Digitized by Google

Blick in den Hauptraum der Hagia Sofia
Nach Fossati, Aya Sofia

Digitized by Google

Lage an der Grenze zweier Welten und der Handel mit der ganzen Alten Welt, nicht zum mindesten auch die Nachbarschaft mit dem Völkerhexenkessel Kleinasien haben zur Folge gehabt, daß Konstantinopel von jeher ein Menschengemisch aller Nationen in seinen Mauern vereinigte. Heute sind von den 1 250 000 Einwohnern etwa 500 000 Türken, 200 000 Griechen, 180 000 Armenier, 65 000 Juden und 70 000 Europäer aller Staaten. Auf den Straßen sind alle Sprachen Europas zu hören.

Wer Konstantinopel zum ersten Male, von Europa kommend, betritt, dem fällt naturgemäß das orientalische Element in Bauart, Tracht und Lebensführung auf, wer aber Aleppo, Damaskus, Bagdad kennt, dem erscheint Konstantinopel als eine europäische Stadt, „in der auch Orientalen wohnen".

Es sind drei charakteristisch voneinander getrennte Eindrücke, die Konstantinopel vermittelt; getrennt nach äußerer Erscheinung, innerem Wesen und geschichtlicher Entwicklung: Stambul, womit man zusammenfassend die alten Stadtteile zwischen Marmarameer und Goldenem Horn bezeichnet, Pera-Galata, die neue Stadt mit einer Reihe von Vorstädten Stambul gegenüber auf der anderen Seite des Goldenen Hornes und auf den nach Norden sich erhebenden Hügeln und endlich die Vororte an beiden Ufern des Bosporus.

Stambul ist das alte Byzanz, das einst, als im Jahre 395 Theodosius das Weltreich an seine Söhne verteilte, dem den Osten erhaltenden Arcadius zufiel. Hier hatte Konstantin seine Bauten aufgeführt und die Stadt durch eine Mauer gegen die Landseite abgesperrt. Eine erweiterte Mauer, die das Areal der Stadt um die Hälfte vergrößerte, hatte dann Theodosius aufgerichtet, von Jedykule in fast nördlicher Richtung an das Goldene Horn hinstrebend. Die Mauer ist heute noch zum großen Teil erhalten, und wer auf ihr wandert, dessen Fuß tritt auf welthistorischen Boden. Bis hierher drangen die Scharen Attilas, die nur durch eine große Summe Goldes abgelenkt wurden, während der Ostgote Theoderich durch geschickte Politik nach Italien abgeschoben werden konnte. Die Bulgaren, Avaren und Perser erschöpfen ihre Kraft an diesen gewaltigen Mauern.

Währenddessen spielt sich in der Stadt ein jahrtausendlanges Drama ab. Gewaltige Höhepunkte ragen auf, ein Justinian gibt der Welt ihr römisches Recht, es entwickelt sich auf dem Boden hellenistischer Kultur die Blüte der byzantinischen und erhält uns eine ganze, sonst dem Untergang geweihte Welt durch das frühe Mittelalter hindurch. Indische, persische und arabische Kultur senden ihre Ausläufer bis in die Hauptstadt des Ostens, beeinflussen das klassische Erbe und befruchten es. Später führt der Konservatismus der Kirche zwar zu einer Erstarrung, kann aber die Blütezeit im 9. und 10. Jahrhundert doch nicht hindern.

Die Sophienkirche (Hagia Sofia) in Konstantinopel

Daneben ein zügelloses Leben am Hof und in der Gesellschaft, Palastintrigen und Revolutionen, Mord und Gift, Raub, Bürgerkrieg und Brände, eine jede Schranke überschreitende Unmoralität der Gesellschaft und des Volkes! Damit verbunden ein Goldland unbegrenzter Möglichkeiten für gewaltsame Persönlichkeiten. Der Metzgergeselle Leo wird zum Kaiser und die Geschichte darf ihm den Namen des Großen nicht versagen, die Bärenwärterstochter und Dirne Theodora besteigt in berauschender Nacktheit den Thron als Kaiserin — eine Welt von Männern zu ihren Füßen.

Von der Mitte des

Digitized by Google

Im ägyptischen Basar. Ölstudie von Amandus Faure

7. Jahrhunderts an erscheinen die Flotten der Araber, um das Wort des Propheten von der Eroberung Byzanz' wahr zu machen, aber noch widersteht die Stadt dem Schicksal, das erst 800 Jahre später sich erfüllt. Der erste Kompromiß mit dem Islam wird in Gestalt einer in der Stadt geduldeten Moschee sichtbar.

Um die Wende des ersten Jahrtausends ist der Niedergang des Kaiserreiches unaufhaltsam. Die Seldschuken drängen in Kleinasien, die Normannen greifen an, Venedig und Genua gewinnen erdrückende Macht. Der letzte Komnenenkaiser stirbt 1185 einen entsetzlichen Martertod. Byzanz versinkt im Blute furchtbarer Kämpfe um den Thron. 1204 erobern die Kreuzritter die Stadt, die fast als einziger Rest des einst riesigen Kaiserreiches allen Feinden bisher getrotzt hatte. Die Kreuzritter plündern und morden drei

Digitized by Google

Straße in Galata. Ölstudie von Amandus Faure

Tage lang und vernichten unzählige Werke blühendster Kultur. Über den Trümmern von Kirchen und Palästen erhebt sich, aus den Resten des Reiches zusammengeflickt, das lateinische Kaisertum. Byzanz, schon unter Justinian eine Stadt von 500000 Einwohnern, war eine Brandstätte geworden, die kaum 10000 Menschen barg. Und doch fristeten sich Stadt und Reich noch über 200 Jahre fort, bis Muhammed II. am 29. Mai 1453 von Adrianopel her, wo die Osmanen schon seit 1365 Fuß gefaßt und ihre Sultane regiert hatten, Byzanz im Sturme nahm.

Mehemed el fatih (der Eroberer) nennen ihn die Türken. Ein Stadtteil Stambuls trägt heute noch seinen Namen.

Damals fiel das Kreuz von der Kuppel der Hagia Sofia (Kirche zur göttlichen Weisheit) und der goldene Halbmond stieg auf, wie über diesen Prachtbau Justinians, so über das ahnungslose Europa. Noch heute schimmern Kreuze durch die Wandübertünchung der Muhammedaner durch.

Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen ist an die Stelle der byzantinischen die türkische Geschichte getreten, an Stelle der Kultur trat jahrhundertelange Eroberungs- und dann ebenso lange Verteidigungspolitik, der fast alle Kraft dienstbar gemacht werden mußte.

Stambul wurde eine rein türkische Stadt und ist es bis heute geblieben. Das Element der Fremden tritt hier nur in den Kaufläden zutage. Der Türke hat keine Neigung zum Handel und überläßt das den Fremden, namentlich den Griechen, Juden und Armeniern, die denn auch in dem inmitten der Stadt sich wieder als eine Stadt ausbreitenden Basar die erdrückende Mehrzahl der Kaufleute bilden und den Fremden, namentlich den Engländer und Amerikaner, die wahllos kaufen und ahnungslos zahlen, begaunern und damit zwar den Ruf Konstantinopels nicht heben, sich selber aber ganz wesentlich bereichern.

In Stambul atmet noch auf den alten Plätzen der große Sinn der Orientalen für Architektur, der in der neuesten Zeit verloren zu gehen droht. Am Seraskierplatz, wo heute im Kriegsministerium die Operationen auf vier Kriegsschauplätzen geleitet werden, erhebt sich der einzigartige marmorne 60 m hohe Seraskierturm, wie eine steinerne Lilie in unvergleichlicher Zartheit. Von oben herab schaut man auf das Gewimmel der Häuser Stambuls und auf alle verborgenen grünen Gärten, auf den großen Brandplatz, wo das Areal einer ganzen Stadt mit 3000 Häusern vor einigen Jahren ein Opfer der Flammen wurde und seitdem nicht mehr aufgebaut wurde, auf die Städte Pera und Galata, das Goldene Horn, den

Straße in Konstantinopel. Ölstudie von Amandus Faure

Digitized by Google

Gasse in Stambul. Ölstudie von Amandus Faure

blauen Bosporus und Skutari (das kleinasiatische Konstantinopel). Im Süden glänzt das Marmarameer und in seinen Fluten schwimmen, wie Perlen in der Muschelschale, die Prinzeninseln mit ihren blauen Wäldern und ihren weißen Häusern.

Wer Konstantinopel sehen will, der besehe es zuerst von dieser Höhe — in der Nähe, im Dunst des Alltags, in den von Menschen, Tieren, Wagen, Schmutz und Gestank erfüllten Straßen verschwinden die Träume, und es bleibt eine Wirklichkeit, die den Beschauer zum Miterlebenden macht und ihn rettungslos in Einzelheiten seinen Blick verlieren läßt.

Abstand gewinnen! Nirgends gilt die Forderung so wie hier für einen, der Gesamteindrücke gewinnen will.

Der Seraskierturm steht auf einem weiten, sonnigen Platz. Im Süden führt ein reizendes Tor zwischen zwei Kiösken auf den großen Sultan Bajesid-Platz, der noch während des Weltkrieges recht geschmackvoll bepflanzt wurde. Hier hingen früher nach Hinrichtungen die Verurteilten an kleinen dreifüßigen Galgen, kaum 30 cm über der Erde, so daß man ihnen gut ins Gesicht sehen konnte. Hier hing einst einer der Mörder Mahmud Schewfket-Paschas, der General Salich, vielleicht der schönste Mann, den ich im Orient sah. Vom Sultan Bajesid-Platz führt eine große breite Straße auf den At Meidan, den alten Hippodromplatz, der eine gewaltige Größe hat, so daß die großen Gebäude, die ihn umschließen, ganz zierlich aussehen. Hier wohnt älteste Erinnerung. Über den heutigen Gartenanlagen erhob sich der im Jahre 203 begonnene und 330 vollendete Hippodrom, der die ganz riesige Fläche von 55200 qm bedeckte und etwa 80000 Zuschauern Raum bot.

Von hier aus erblickt man die Hagia Sofia, die von außen einen etwas plumpen und namentlich baufälligen Eindruck macht, während ihr Inneres jedem unvergeßlich bleibt, der sie einmal sah. Um den Bulgaren die geträumte Kaiserkrönung ihres Zaren hier zu verleiden, wenn auch Konstantinopel in ihre Hände gefallen wäre, wurde die Kirche im Balkankriege als Aufenthaltsort für Cholerakranke verwendet. Wie der herrliche Teppich, der Hunderttausende von Mark wert ist, nach diesem Experiment aussah, möge mich mein freundlicher Leser nicht fragen. Jedenfalls aber war der Zweck erreicht. Und wenn ich Kaiser von Byzanz unter der Bedingung einer Krönung in der Hagia Sofia hätte werden sollen, ich hätte vorgezogen, bescheidener Mitarbeiter von Velhagen & Klasings Monatsheften zu bleiben. Vielleicht nicht nur wegen der Choleraprodukte.

In der Nähe der Hagia Sofia steht ein kleines Türkenhaus in einem Hof, der von hohen Mauern umgeben ist. Eine kleine Pforte, schwer verriegelt, wird erst auf mehrmaliges Klopfen geöffnet. Eine alte Frau

Digitized by Google

führt uns in das Haus, aber nicht die Treppen hinauf, sondern hinunter, wie in einen Keller. Plötzlich sehen wir vor uns mächtige Säulen, ein Bündel in Petroleum getauchten Strohs flammt auf und unser Blick sieht Säulen hinter Säulen, einen Riesensaal, der sich in Dämmerung und Finsternis verliert. Am Boden, der noch unter uns ist, bespült grünliches Wasser den Fuß der Säulen. Man könnte sich den Eingang zum Totenreich nicht stimmungsvoller vorstellen. Man erwartet, daß ein trauriger Kahn mit hagerem, bleichem Fährmann sich aus dem Dunkel des Hintergrundes löst, daß leiser

Tor im Serail. Ölstudie von Amandus Faure

Ruderschlag die feuchte, kalte Luft dieser unterirdischen Halle bewege und daß die Schatten Verstorbener durch das Dämmer schweben mit abwehrend erhobenen Armen, uns zu warnen.

Wir sind in einer Zisterne Justinians, die, in Form einer unterirdischen Basilika erbaut, eine Fläche von 10291 qm (!!) bedeckt und durch 420 korinthische Säulen ihr mächtiges Gewölbe trägt.

Die Augen schmerzen, wenn sie wieder die Sonne des Orients schauen, die auf den Straßen ruht und alles, Fahrweg und Bürgersteig und Häuserfronten mit einer Helligkeit und Weiße ausstattet, die wir in Europa gar nicht kennen. Vergleichbar vielleicht dem Lichte an der Riviera und in Sizilien! Und doch wird jeder Konstantinopel noch als eine dunkle Stadt betrachten, der einen Sommertag in der weißen Stadt des Orients, in Aleppo, war. Da ist alles weiß, grell, da beißt das Licht in die Augen um die Wette mit dem turmhohen Staub, der die Stadt begräbt, wie der Samum eine müde Karawane. —

Nördlich der Hagia Sofia dehnt sich das alte Serail mit seinen Gärten aus. Hier hängt in einem Raume, den nie ein Fremder betritt, die grüne Fahne des Propheten. Hier ist, eine Arbeit eines hochgebildeten, in Deutschland erzogenen Brüderpaares, das neue Museum entstanden, dem der Überlebende der Brüder, Halid Bey, als Direktor vorsteht. Dies Museum ist geschmackvoller als die meisten europäischen Museen und — bei einem Museum wirklich eine Seltenheit — durchaus von künstlerischer Wirkung in der Anordnung seines reichen Inhalts. Wer Tanagrafiguren sehen will, gehe dorthin, wer entzückende Kunstgläser sehen will, sehe sie dort an, und wer Grabmalskunst studieren will, der betrachte den herrlichen Alexandersarkophag und den der weinenden Frauen, der so unsagbar schön ist, daß man ihn nie ohne tiefe Ergriffenheit verlassen kann. Es ist griechische Kunst, in Kleinasien gefunden, die wir hier gesammelt anstaunen können. Mit hingebender Liebe sorgt der Direktor für seine „steinernen Kinder". Wie oft bin ich mit ihm gegangen, wie oft haben wir geplaudert über seine Sorgen, über seine Hoffnungen. Und wie griff er zu, als ich ihm erzählte, daß ich in Pergamon noch einiges gefunden, was besser bei ihm stünde.

Mögen diesem Pionier der Kultur noch Jahre reichen Schaffens beschieden sein.

Dort im Garten des alten Serail steht auch das Krankenhaus Gül-chané, das „Rosenhaus". Da sah ich türkische Frauen kranke und verwundete Soldaten pflegen, so anspruchslos, so bar jeder Eitelkeit und Erwartung irgendwelcher Orden oder Anerkennung, so frei vom Bedürfnis einer Vermengung dieser Menschenliebe mit gesellschaftlicher Unterhaltung — und eben darum so frauenhaft, so lieb, so zart! —

Ich hätte sie gerne europäischen Frauen gezeigt. —

Auf den Straßen Stambuls sieht man nur verschleierte Frauen, meist in schwarzen oder ganz dunklen Gewändern. — Da gibt es Sträßchen, ohne Bürgersteig, wo neben jedem hölzernen, niedernen, erkergezierten Hause ein Garten grünt. Der Fremde kennt

Digitized by Google

Blick auf die Karaköibrücke

Digitized by Google

die Sträßchen nicht, sie haben ja keinen Stern im Baedeker. Da liegt die warme Sonne drin und spielt mit den Kindern, die sich auf dem Wege tummeln. Der Handwerker arbeitet in seinem Zimmer, das auf die Straße offen ist. Die gedeckten Balkone überschatten die Fenster auf ebener Erde und den Wanderer, der den Häusern entlang geht. Holzvergitterte Fenster schließen die Frauengemächer vor der Welt ab, aber doch kann man manch liebes Gesicht sehen, das das Gitter entfernt hat und sich des Lichtes freut. In manchem Gärtlein liegen die Toten unter grauen Steinen. Vögel singen in den Bäumen, und ein Duften von Blüten zieht durch die Luft. Man ist so fern der Stadt in ihrem tiefsten Inneren. Hier hat der Moloch künstlerischer Stimmung: das Geschäft, noch keinen Boden, keine Trambahn läutet, die Stambuls große Straßen schon durchzieht und durch ihre Hochspannleitungen nicht verschönt, keine von jenen 1000 Droschken Konstantinopels jagt durch diese stillen Gassen. Ganz vereinzelt nur sieht man Menschen gehen, und hier haftet der Blick, der übereizt und ermüdet an den drängenden Massen der Geschäftsviertel vorbeigleitet, kaum erkennend, nie befriedigt, hier haftet er an der einzelnen Menschenfigur und faßt sie auf, weil er eben auch Abstand nehmen kann, was ihm im Gewühl der Menge nicht mehr möglich ist.

Eine moderne Türkin

Wie gerne wollte ich meiner freundlichen Leserin noch mehr erzählen von lauschigen Dingen, von kleinen und doch dem einzelnen so wichtigen Geheimnissen, von all dem glitzernden Tand der Basare, von den Märchen der Begräbnisplätze und Brunnen, von den Tragödien, die

Therapia am europäischen Ufer des Bosporus. (Phot. L. & A. Schaul in Hamburg)

Digitized by Google

In einem Stambuler Kaffee. Ölstudie von Amandus Faure

sich in der Hohen Pforte abgespielt, von dem Ganzen des Glücks und Leids der Straße — es ist nicht möglich. Wir müssen die große Schiffbrücke hinüber nach Galata gehen. Leb' wohl, Poesie, leb' wohl, Orient! Nun geht es in die internationale Welt, wo süße Träume wie verkümmerte Topfpflanzen in asphaltierten Höfen stehen und durch die Gewissenhaftigkeit menschlicher Gewohnheit spärlich begossen, nie zur Blüte kommen. Welch Menschenstrom! Welches Gedränge auf der Brücke! Trambahnen läuten, Autos rasen durch das Gewimmel, schlechte Droschken und elegante Viktorias zwängen sich durch Menschen, die, längst auf dem Bürgersteige keinen Platz mehr findend, die Straßen füllen, durch Menschen aller Trachten, Rassen, Nationen. Der Hut mischt sich mit Fes und Turban, die europäische Dame gesellt sich zur türkischen Chanum. Wir steigen die vielen 100 Stufen des Jüksek galdyrim (hoher Fußsteig), um abzukürzen, nach Pera, der Stadt des 19. Jahrhunderts, hinauf. Wir haben vielleicht von der „grande rue de Pera" gelesen und wir warten auf Offenbarungen.

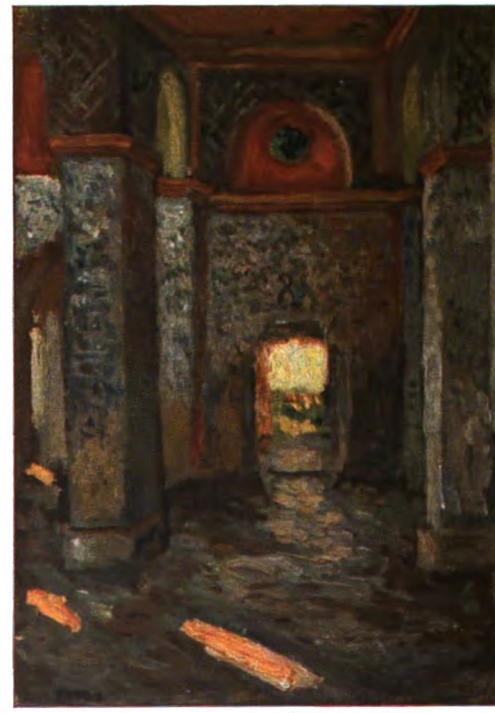
Großsultan Muhammed V. Gazhi
Aufnahme aus dem Hofatelier C. Pietzner Wien

Nichts davon! Wir wühlen uns in einer schlecht riechenden Menschenherde durch eine nicht breite Geschäftsstraße hindurch, in der Mengen von Wagen allerart verkehren. Der

Digitized by Google

Bad in Konstantinopel. Ölstudie von Amandus Faure

Gott „Kitsch“ thront über allem und lacht, daß sein gemästeter Bauch wackelt. Die Häuser grau in grau, nach dem Gesetz der Ausnutzung des Platzes und des Zinsertrages gebaut. Die Läden fast durchweg geschmacklos, die Menschen ebenso. Die Kunst ist hier noch nicht erfunden. Auffallende Toiletten der Levantinerinnen, die gelegentlich den darunter befindlichen Schmutz nicht verbergen können. Schöne Gesichter, große, suchende Augen, Dirne und Dame nur schwer zu unterscheiden — auch im Verkehr! O, diese Levantiner! Wenn ich Türke wäre, ich würde sie alle auf dem Bajesidplatz hängen lassen! Wie sie die Stadt verpesten, diese Parvenüs reinsten Wassers, diese kulturlosen Kleiderträger. Es gibt kein Theater, keine gute Musik in Pera, es gibt keinen Kunstladen, nichts, nichts in Pera. Der Levantiner (seine Eltern sind z. B. Grieche und Armenierin, Jude und Griechin, Westeuropäer und Slawin oder umgekehrt) ist im Orient geboren und nicht erzogen. Das Haus besteht aus einem Geld auf irgendeine Weise verdienenden Vater und einer den ganzen Tag auf der Straße bummelnden Mutter. Die Kinder sind frühzeitig verdorben und werden das, was ihre Eltern waren. Geistige, geschweige künstlerische Interessen gibt es nicht. Wozu? Sie kosten Geld und bringen nichts ein. Die jeunesse dorée bevölkert die zahllosen Vergnügungsstätten zweifelhaftester Art. Wenn es regnet, lernt man sich in den massenhaften Kinematheatern kennen. „Höhere“ Genüsse vermitteln unglaublich gemeine französische Tingeltangel. Die Levantinerinnen erscheinen, so lange sie wirklich jung sind, vielfach sehr hübsch oder doch wenigstens „pikant“; aber nach wenigen Jahren schon sind sie verblüht. Sie sind berüchtigt dafür, einer sehr freien Lebensweise zu huldigen und sich grundsätzlich über alle Grundsätze hinwegzusetzen. Unter diesen Umständen leiden die Fremdenkolonien, die sich nach Nationen getrennt in Klubs und Gesellschaften zurückziehen.

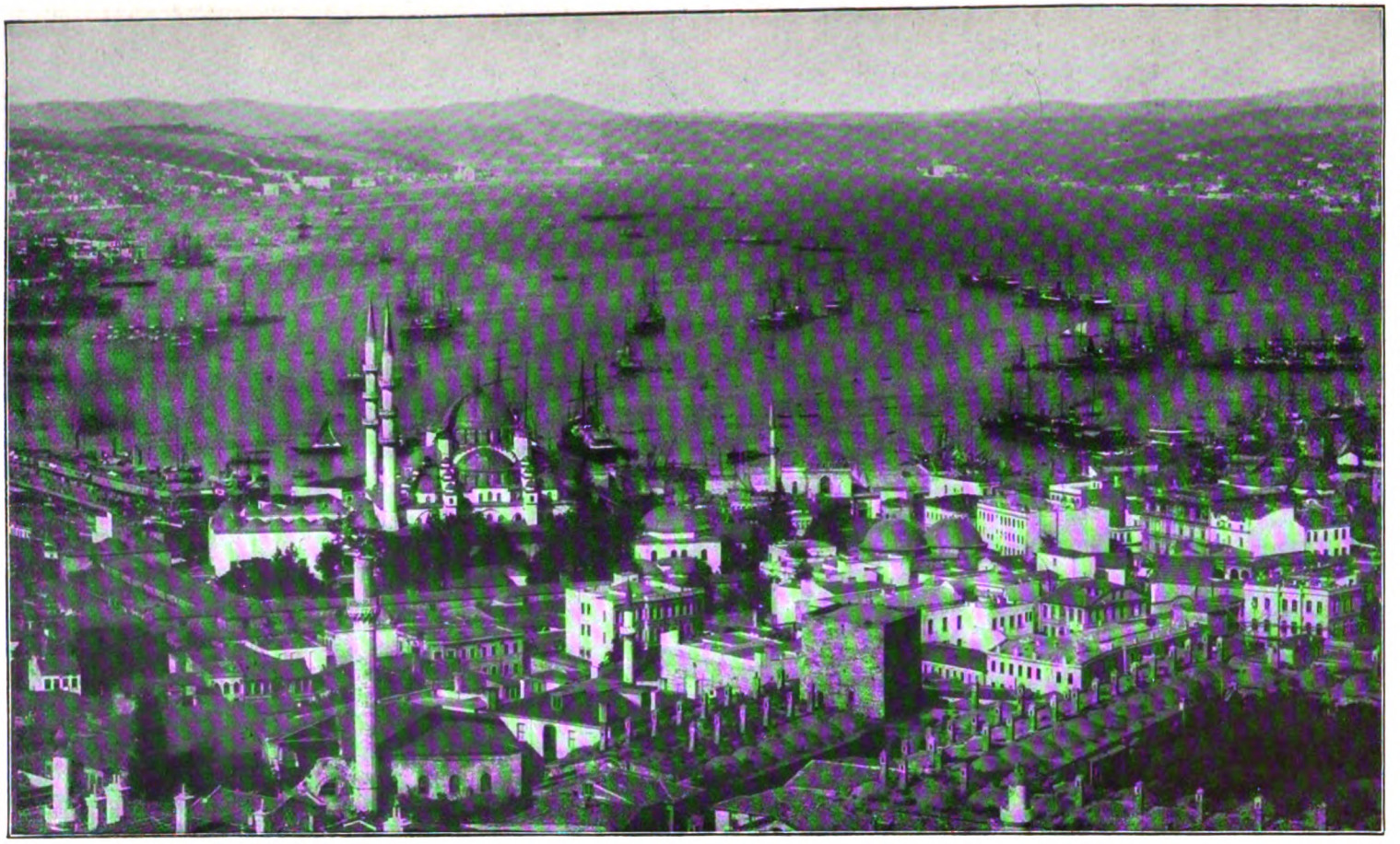


Inneres einer Moschee. Ölstudie von Amandus Faure

Das ist Pera! Die Nebenstraßen der grande rue sind enge Gassen ohne Bedeutung, eine zweite Längsstraße enthält einige Hotels, darunter das sehr teuere Pera-Palasthotel.

Fertig! Vollständig fertig! Die Fremden wohnen jetzt in den Nordvorstädten von Pera in Schischli und Nischantasch. Dort sind einigermaßen erträgliche Villen zu mieten. Jede kleine deutsche Provinzstadt hat mehr Kultur, mehr Anregung, mehr Geschmack als das „verlevantinerte“ Pera.

Digitized by Google



Blick von Konstantinopel auf den Bosporus. (Phot. M. Koch in Berlin)

Digitized by Google

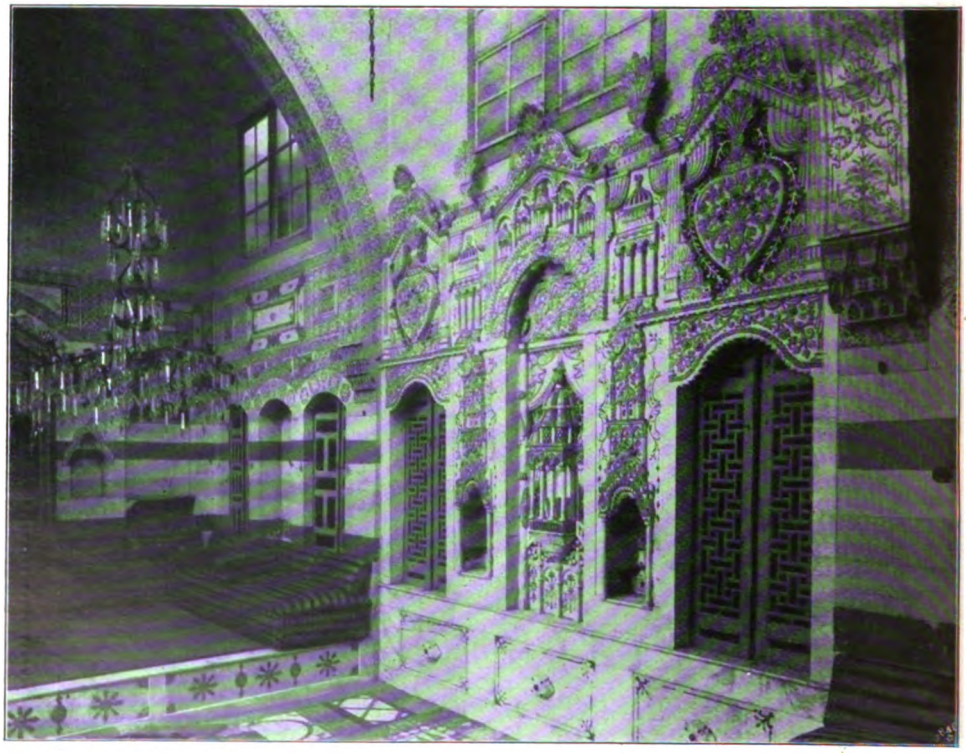
Da ist die Hafenstadt Galata doch noch stilvoller. Die will nicht mehr sein als sie ist. Im einen Teil reine Geschäftsstadt mit Banken, Wechslern, Magazinen und Kaufläden jederart, im andern Teil Matrosenstadt mit Garküchen, Schenken und Herbergen von allerlei Art bis herunter zu den unglaublichsten Spelunken; und dann gibt es auch ganze verrufene Gassen, in denen sich der Auswurf Asiens und Europas drängt.

Am Kai von Galata große Schiffe, die von Odessa, Batum und Konstanza kommen und nach Alexandria und in das Mittelmeer gehen. Kurz vor dem Weltkriege habe ich noch auf dem großen, prächtig eingerichteten Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie getanzt, der seine Eröffnungsfahrt Konstantinopel — New York feierte.

Draußen am Bosporus fahren die flinken Dampfer der Schirket-i-Hairie-Gesellschaft hin und her, wie Brummer, die in einen Milchtopf gefallen sind. Sie vermitteln den Verkehr von der Stadt mit den vielen Vororten, die an beiden Ufern des Bosporus liegen, von Gärten und Parks übergrünt.

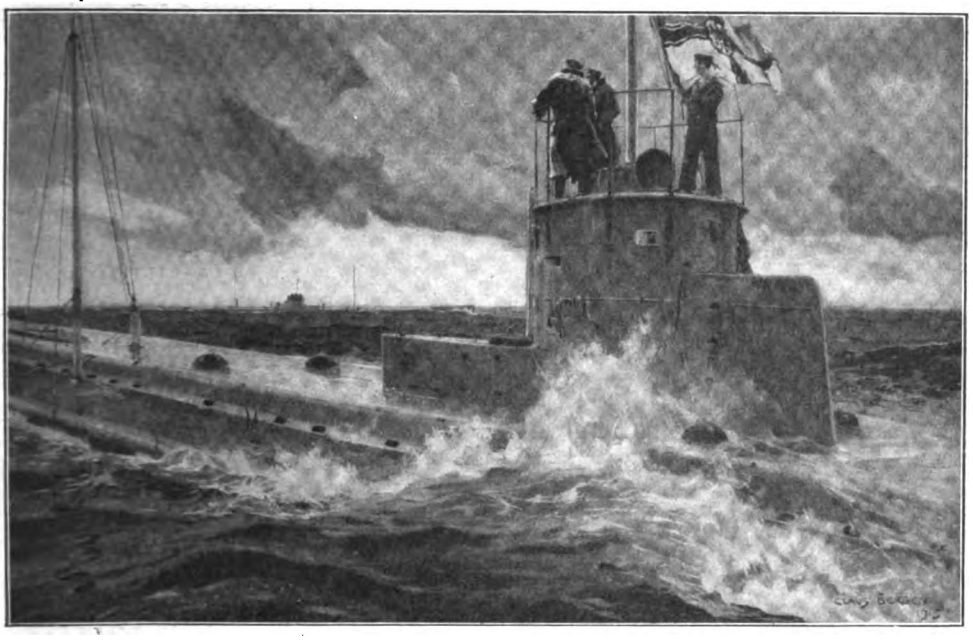
Auf der asiatischen Seite, der großen Brücke gegenüber, lebt Skutari als reine Türkenstadt ein gesondertes Dasein. Dann aber schließt sich in Richtung auf das Schwarze Meer ein Villenort an den andern, darunter Beyler Bey, wo in weißem Palast Abdul Hamid den Lauf der Welt betrachtet. Die zahlreichen Schildwachen hindern ihn daran, sein kleines Reich zu verlassen. Auch auf der europäischen Seite schmiegt sich ein Vorort an den anderen, bis Therapia hinauf, dem feuchten, nur in der heißesten Zeit angenehmen Landaufenthalt der Botschaften. Dort ist im Sommer das Treiben der „großen Welt" in Anlehnung an ein internationales Hotel. Tennis und Wettrennen, Bootrudern und Segeln und die Konversation wie überall, wo die Menschen ihre Langeweile gravitätisch-elegant totschlagen und wo sie jeden Morgen aufs neue erwacht.

Bis nahe an das Schwarze Meer gehen die Vororte hinaus. Der türkische und fremde Offizier und Beamte fahren früh morgens mit dem Dampfer in die Stadt und kehren gegen Abend zurück zu ihren Frauen und Kindern, Gärten und Blumenbeeten. Fern im Süden färbt sich ein dunstiger Schleier mit dem leuchtenden Rot der Abendsonne — dort ist die Stadt, hier aber unter Judasbäumen und blühenden Mandeln ist der Frieden. Dort stürmt der Ehrgeiz über kalte Marmorstufen, hier rastet die Seele und tröstet sich über des Tages Last und Enttäuschung mit dem weisen Worte: Budá getschýr („auch das vergeht").



Empfangsraum in einem vornehmen türkischen Hause. (Phot. Bonfils)

Digitized by Google



Unterseeboote auf der Fahrt. Gemälde von Claus Bergen

Die U-Boots-Psyche

Eine Betrachtung von E. von Hersfeld

Der gegenwärtige Seekrieg hat zweifellos sehr bedeutende Überraschungen gebracht, deren Umfang selbst von Kennern der Seekriegsgeschichte nicht ganz vorher übersehen werden konnte. Der Grund hierfür ist in der Einführung zweier völlig neuer Kampfmittel zu suchen: der Mine und des Unterseeboots.

Die Mine ist eigentlich ein reines Verteidigungsmittel, sie bildet ein unsichtbares Hindernis für den freien Vormarsch und ist etwa auf eine Stufe zu stellen mit der Flattermine an Land, der Wolfsgrube und dem Stacheldraht. Die Mine hat daher etwas Anorganisches, Seelenloses. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei dem Unterseeboot. Das Unterseeboot ist Träger einer ausgesprochenen Angriffswaffe. Der Eisenkörper des Bootes muß auf langem Marsch von sicherer seemännischer Hand Tage und Nächte hindurch in das feindliche Gebiet geführt werden, dort muß sich das Boot unter den schwierigsten Verhältnissen an den Feind heranpirschen, und schließlich muß ein Meister der Schießkunst den verderbenbringenden Torpedo so sicher abfeuern, daß der Gegner die Todeswunde erhält. In diesen wenigen Worten ist angedeutet, daß das U-Boot durch seine Besatzung und durch seine Offiziere, Ingenieure und vor allem durch den Kommandanten Leben erhält, daß aus dem starren Stahlkörper eine Seele erwächst. Es lohnt sich daher wohl dieser U-Bootsseele ein wenig nachzuspüren, um hierdurch Verständnis für die außerordentlichen Leistungen unserer U-Bootsbesatzungen zu bekommen.

Als vor etwa vier Jahrzehnten der Torpedo in ein solches Entwicklungsstadium trat, daß man diesem Geschoß eine günstige Zukunft prophezeien konnte, entstand gewissermaßen um diesen Torpedo herum das Torpedoboot. Schwärmer und Phantasten glaubten, das Ende des Linienschiffes sei gekommen. Das kleine Torpedoboot mit hoher Geschwindigkeit sollte bei Nacht überraschend, bei Tage im Massenangriff gleichsam wie eine Reiterattacke an den Feind gebracht werden. Die ganze Erziehung der Besatzung eines Torpedobootes atmete daher einen frisch-fröhlichen Reitergeist. Das Lied von Lützows wilder verwegener Jagd wurde von Begeisterten umgedichtet und dem ersten Torpedobootsführer als „Tirpitz' wilde verwegene Jagd" gesungen. Jahrzehnte sind verflossen, im Kriege ist das Torpedoboot hauptsächlich als Aufklärungs- und Sicherungskavallerie in die Erscheinung getreten, aber auch jetzt noch herrscht auf den Booten fröhlicher Wagemut, Reitergeist. Die fortschreitende Technik, namentlich die Entwicklung des Motors, hat die jüngere Schwester, die U-Bootswaffe geschaffen. Beim U-Boot erkannte man sofort, daß von einer Massenverwendung niemals die Rede sein konnte. Einzeln, auf bestimmtem, vorher festgelegtem Revier muß es sich an den Feind heranpirschen, und zwar an einen Feind, der mit allen Mitteln sich zur Wehr setzen oder —

Digitized by Google

flüchtig werden würde. Aus dieser militärischen Erkenntnis heraus hat sich der U-Bootsgeist und die U-Bootsseele gewissermaßen zu der Seele eines Jägers entwickelt, der auf gefahrvollem Wege sich an ein seltenes Raubwild heranschleicht, um es durch einen sicheren Schuß zu erlegen.

Auf dem Torpedoboot ist Reitergeist, auf dem U-Boot Jägergeist.

Auf kleinem Raum, umschlossen von einer engen Stahlröhre, sind zwei Dutzend Männer an Bord des U-Bootes zu gemeinsamer Arbeit verbunden. Jedem einzelnen ist bewußt, daß ihm allein kaum ein Unglücksfall zustoßen wird, daß ein Unglück stets die gesamte Besatzung treffen muß. Hieraus folgt, daß die Besatzung eines U-Bootes viel mehr als die irgendeines anderen Schiffes oder auch einer Landtruppe ein geschlossenes Ganze bildet. Aber noch eins kommt hinzu: das Boot besitzt während des Angriffs nur ein einziges Auge, es ist dies das Sehrohr (Periskop), durch das der Kommandant das Boot ganz allein führt. Niemand im Boot ist in der Lage, ihn hierbei mit einem Rat zu unterstützen oder auch nur sich eine eigene Meinung bilden; jeder einzelne ist gezwungen, dem Kommandanten unbedingt zu vertrauen: aus diesem Vertrauen heraus ergibt sich abermals der eigenartige und feste Zusammenschluß.

Das Boot liegt im Hafen und wird für eine Fernunternehmung von der Besatzung bereit gemacht. Niemand außer dem Kommandanten weiß, wohin das Boot geführt wird, niemand, selbst der Kommandant nicht, weiß, wie lange diese Fernunternehmung dauern wird, alle aber glauben fest an reiche Siegesbeute und an gesunde Rückkehr. Es ist wohl vorgekommen, daß Boote ausliefen, von denen man keine Spur mehr fand, bei denen nach etwa drei Wochen Abwesenheit die Tage gezählt wurden, wann das Boot wohl wiederkommen könne, und dann kam die Zeit, wo mit jedem Tage die Hoffnung auf Rückkehr geringer wurde, wo diese Hoffnung schließlich ganz schwand, und wo man dann in der feindlichen Presse jedes Wort dahin abwog, ob man wohl auf das Schicksal des nicht wiedergekehrten Bootes schließen könne. Trotzdem ist niemals einer ausfahrenden Besatzung der Gedanke gekommen, daß es ihr auch so gehen könne. Im Gegenteil, wie beim Jäger der Jagdeifer steigt mit der Gefährlichkeit der Jagd, so ist es auch bei den U-Bootsbesatzungen.

Wer die Leistungen unserer U-Boote auch nur flüchtig verfolgt hat, der wird an Hand der Karte leicht ermessen können, daß eine Unternehmung in der Irischen See oder am Westeingange des englischen Kanals oder gar ins Mittelmeer hinein, lange Zeit beansprucht und daß die Abwesenheit eines Bootes für mehrere Wochen durchaus nichts Außergewöhnliches ist. Solche Zeit in so engen kleinen Räumen, in denen keinerlei Bewegungsfreiheit vorhanden ist, stellt schon ungewöhnliche Anforderungen an die Besatzung. Zwar fährt das Boot bei normalem Marsch wie jedes andere Schiff über Wasser, doch ist der schmale, aufgetauchte Rücken des Bootes zum Aufenthalt nicht geeignet; der geringste Seegang überspült das Deck, an dem keine Geländerstütze irgendwelchen Haltpunkt gewährt. Das Boot ist glatt wie der Rücken eines Aals; es muß jederzeit zum Untertauchen bereit sein. Die Besatzung ist daher genötigt, andauernd sich im Innern des Bootes aufzuhalten. Bei der Überwasserfahrt wird das Boot durch Petroleummotoren angetrieben; starke Erschütterungen und Geräusche, unbequemer Petroleumdunst sind die notwendigen Beigaben. In zwei Wachen, im allgemeinen mit sechsstündiger Ablösung, wird Tag und Nacht oft für mehrere Wochen hintereinander durchgegangen, nur die Spannung, die einerseits der Krieg, anderseits die Freude an der Jagd mit sich bringt, machen es möglich, daß solche Anstrengungen mit völligem Gleichmut ertragen werden. Ruhe tritt auf einem Boot während der Fernfahrt so gut wie gar nicht ein, denn selbst wenn das Boot, auf seinem Jagdrevier angekommen, lange Zeit zum Stilliegen gezwungen ist, so bedingt der scharfe Ausguck, das Klarhalten aller Waffen, die Sorge für die Torpedos, das Bereithalten der Motoren und Akkumulatoren ununterbrochene Fürsorge und Arbeit. Aber trotzdem findet sich Zeit, den Klängen eines Grammophons zu lauschen oder gemeinschaftlich während des Wachdienstes oder der Freiwache die Aussichten des Bootes zu besprechen.

Wer schon einmal mit offenem Auge und ehrlicher Begeisterung über See gefahren ist, wird empfunden haben, daß die See stets wechselnde Bilder bietet, daß aber trotzdem durch das gleichmäßige Kommen und Gehen der Wellen über der See eine gewisse Monotonie, eine gewisse Schwermut liegt. Der einsame Jäger empfindet das Rauschen des Waldes, den Gesang der Vögel, das Erwachen des Tages doch wohl anders, und zwar fröhlicher wie ein U-Bootsmann das Branden und Brausen der See. Die See bleibt trotz ihrer Erhabenheit doch nur eine große Wasserwüste, und der Mensch kommt sich auf kleinem Fahrzeug auf See einsamer vor, wie der Alpenjäger im Hochgebirge. Das Meer ist heimtückisch, es birgt Gefahren, selbst wenn es ruhig zu schlummern scheint und der feste Boden ist das Schiff — das zerbrechliche Fahrzeug — das Menschengeist und Menschenhand erdacht und erbaut haben. Hat der Mensch, der Herr dieser Erde, wirklich das Meer bezwungen? Er glaubt es; aber je größer die Erkenntnis steigt, je tüchtiger man als Seemann ist, desto mehr weiß man, wo die Grenzen menschlichen Könnens liegen, und diese Grenzen sind sehr eng gesteckt. Wie eng sie sind, weiß gerade der U-Bootsmann am besten. Nicht etwa, daß er

Digitized by Google

seinem Fahrzeug mißtraut, aber ein einziger Schuß von ihm, und das Festeste, was auf dem Wasser schwimmt, das Linienschiff, wird wie ein Papierschiffchen aufgerissen, zerstört — vernichtet.

Klein, winzig klein, sieht selbst ein aufgetauchtes U-Boot auf der weiten Meeresfläche aus. — Die Kommandobrücke hat etwa die Größe eines Tisches für vier Personen. Auf dem Reisemarsch außerhalb des feindlichen Gebietes haben zwei bis drei Männer auf dieser kleinen Plattform ihren Dienst. Soweit das Auge reicht, nur die weite, weite Wasserfläche, ein Wogen auf und ab, einige weiße Schaumköpfchen. Unendliche Fernen und doch keinen festen Ruhepunkt für das Auge — Meereseinsamkeit. Rastlos arbeitet sich das Boot vorwärts, und dennoch bleibt das Bild stets das gleiche. Keine Ermüdung darf eintreten, man könnte einem feindlichen, bereits untergetauchten U-Boot, einer Treibmine oder einer anderen Gefahr begegnen. Stunden auf Stunden verrinnen, Tage, Nächte! Die Gedanken des Führers und jedes Mannes der Besatzung sind nur auf ein gemeinsames Ziel gerichtet: wo ist das jagdbare Wild? —

In gleichmäßigem Takt arbeiten die starken Motoren, nicht in dem beruhigenden, einschläfernden Rhythmus der rollenden Räder einer Eisenbahn, sondern stoßend, knallend, knatternd, laut und dröhnend. Im Maschinenraum kann man sein eigenes Wort nicht verstehen, und selbst in den Wohnräumen klingt es durch die eiserne Schotte wie rastloses Stöhnen. Aber auch hier, in stickiger Petroleumluft überall der eine Gedanke: ‚Wo ist das jagdbare Wild?‘

„Rauchwolken in Sicht!“ — „Klar zum Tauchen!“ Der kleine Mast für Funkentelegraphie wird niedergelegt, das Deck und der Kommandostand zur Fahrt unter Wasser schnell klar gemacht; noch einmal sucht das scharfe Auge des Führers unter der freien Himmelsluft prüfend den ganzen Horizont ab — noch einen tiefen Atemzug dieser köstlichen Luft, und schon ist das Einsteigeluk am Turm geschlossen. Jetzt ist man durch die feste Stahlhülle von der Außenwelt völlig abgeschlossen, jetzt tritt statt der Meereseinsamkeit, die dem Laien wohl verständlich ist, eine andere Einsamkeit; „auf sich selber steht er da ganz allein“! Diese Einsamkeit versteht nur der voll, der sie durchgemacht hat. Die Motoren stehen still, an Stelle des scharfen, lärmenden Geräusches tritt eine fast unheimliche Ruhe ein. Einige Kommandoworte, ein zischendes Geräusch, verbunden mit dem eigentümlichen Gurgeln des Wassers. Die Luft entströmt den Tauchzellen, Seewasser tritt dafür hinein, langsam sinkt das Boot tiefer, das Deck überflutet, und dunkelgrün liegt es über den dicken Glasschlitzen. Vom Turm ragt nur noch die kleine obere Kappe aus dem Wasser, und aus dieser Kappe erstreckt sich schlank wie ein Mast, etwa 4 m hoch, das Sehrohr, das einzige Auge des Bootes.

Noch ist das Boot nicht völlig getaucht, noch schwimmt es in halbgetauchtem Zustande auf dem Wasser, aber es ist schon gefechtsbereit, klar zum Angriff.

Woher kommen die Rauchwolken? Sind es harmlose Dampfer, die zufällig gerade diese Straße fahren? Was ist denn in diesem Kriege harmlos und zufällig, nachdem unser treuloseſter Gegner die Unterseebote für vogelfrei, für geächtet erklärt hat? Jeder Fischdampfer kann eine U-Bootsfalle sein, er kann eine falsche Flagge führen, er kann Geschütze tragen, er kann Fangnetze schleppen, er kann durch drahtlose Telegraphie-Mitteilung die Zwischenstation eines kunstvoll erdachten Vorpostendienstes machen, ja er kann, mit Judaslohn bestochen, durch ganz unverfängliche Zeichen, stärkere Rauchwolken, erzeugt durch ein paar Schaufeln Grus auf den Kesselfeuern, durch Ändern des Kurses, durch Ändern der Segelstellung entfernten Zerstörern oder gar feindlichen U-Booten Anweisungen für eine Überraschung geben.

Jetzt fängt die Spannung an. Vorsichtig, wie der Jäger auf gefährlichem Hang, geht lautlos und langsam die Fahrt. Ist es jagdbares Wild, oder lohnt es nicht der Mühe? — Noch ist man viele Meilen, vielleicht eine Tagereise von dem zugewiesenen Gebiet, wo gerade das Edelwild seinen Wechsel haben soll, aber es ist ja möglich, daß der Zufall es will, daß man gerade heute etwas Besonderes antrifft.

Die Rauchwolken entschwinden wieder langsam unter der Kimm, man hat nur wenig gesehen, nichts vom Rumpf, nur die Schornsteine und die Masten. Schnell wird wieder zur Überwasserfahrt klar gemacht, um die in den elektrischen Akkumulatoren aufgespeicherte Kraft nach Möglichkeit zu schonen. — Während das Petroleum, das den Überwassermotoren die Kraftquelle bedeutet, beträchtlich weitere Fahrten gestattet, als ein gleicher Kohlenvorrat, ist es mit der aufgespeicherten Elektrizität sehr knapp bemessen. Eine kurze technische Erörterung sei hier eingeschaltet. Die Akkumulatoren sind sehr schwer, nehmen auch verhältnismäßig viel Raum ein. Sie stehen in langer Reihe nebeneinander auf dem Boden des Bootes, gewissermaßen unter dem Fußboden. Die Akkumulatoren sind das Rückenmark des U-Bootes. Unter Wasser kann nur elektrisch gefahren werden, und die aufgespeicherte Elektrizität reicht, falls man dem Boot die höchste Unterwassergeschwindigkeit gibt, für etwa ein halbes Dutzend Stunden Fahrt; dabei ist zu bemerken, daß die höchste Unterwassergeschwindigkeit nur wenig mehr als die Hälfte der Überwassergeschwindigkeit beträgt. Man wird aber nur in sehr seltenen Fällen diese höchste Geschwindigkeit gebrauchen und dann auch nur für einige Minuten. Ist man gezwungen, weil man vom Gegner erkannt ist, längere Zeit unter Wasser zu fahren, so geschieht dies in ver-

Digitized by Google

hältnismäßig sehr langsamer Fahrt. In diesem Falle kann man etwa die vierfache Zeit, also einen guten Tag unter Wasser fahren und dabei rund eine Strecke wie von Berlin bis Hannover zurücklegen, so daß man jedenfalls sich dem Feinde entziehen kann — auch hier wird man natürlich recht sparsam wirtschaften. Schließlich gibt es noch eine Möglichkeit sich unsichtbar zu machen, und zwar ohne Verbrauch von Elektrizität, indem man das Boot durch einlaufendes Wasser so weit beschwert, daß es einfach untersinkt und sich bei Tiefen von etwa 30 m auf den Grund legt. Preßt man später mit der mitgeführten Druckluft das Wasser aus den Zellen wieder aus, so steigt das Boot etwa wie ein Luftballon in die Höhe bis an die Oberfläche. Beim Liegen auf dem Grunde, um dort zu warten, wird nur Luft, namentlich Atemluft verbraucht, aber diese ist, um eine Verhältniszahl zu nennen, etwa 2—3mal so reichlich vorhanden, als Elektrizität. — Hier kann nun die Frage aufgeworfen werden, läßt sich die Elektrizität an Bord selbst erneuern, denn für eine kriegerische Aktion, die viele Wochen hinaus dauert und bei der das Untertauchen in Fahrt doch der wichtigste Moment ist, scheint die vorhandene Elektrizität etwas knapp. — Diese Frage kann mit einem glatten Ja beantwortet werden. Die Erneuerung geschieht in der Weise, daß das Boot über Wasser gestoppt liegt und die Petroleummotoren, die sonst dem Boote die Überwassergeschwindigkeit geben, von den Schraubenwellen abgekuppelt und an Dynamomaschinen angekuppelt werden, jetzt also Elektrizität fabrizieren, die in den Akkumulatoren aufgespeichert werden kann. Das ist ganz einfach, das Ei des Kolumbus, hat aber einen Haken. Ein Boot, das, wie der technische Ausdruck lautet, sich selbst auflade t, ist nicht tauchbereit, und es vergeht eine beträchtliche, allerdings auch nur nach Minuten zu rechnende Zeit, in der das Boot untertauchen kann. Wird es während des Aufladens von schnellen Zerstörern überrascht, so kann das die schlimmsten Folgen haben. Ein U-Boot, welches seine Elektrizität verbraucht hat, ist ein Überwasserfahrzeug, also ziemlich machtlos geworden. Es kann bei geeigneten Wassertiefen sich wohl für Stunden auf den Grund legen, aber fahren unter Wasser kann es nicht mehr, dazu muß es aufladen und das kann es nur in einem Gebiet, wo es einigermaßen vor Überraschungen sicher ist; dies Aufladen geschieht auch gewöhnlich des Nachts. Die Überlegungen des Kommandanten eines U-Bootes über den Verbrauch des elektrischen Stromes, sind daher recht schwieriger Natur, sie beeinflussen die Seele des U-Bootes in sehr hohem Maße. Hier heißt es haushalten mit einer sehr eigentümlichen Kraft, die vorher als das Rückenmark des Bootes bezeichnet wurde, die nur vorsichtig verausgabt werden darf, nur durch Ruhe ersetzt werden kann, und wer kann wissen, wann man diese Ruhe findet.

Wie der Jäger, aber hier ist vielleicht ein anderes Bild noch besser, wie der Indianer auf dem Kriegspfad, arbeitet nun das Boot. Immer aufgetaucht fahrend, wenn es nur irgend möglich ist, sofort sich unsichtbar machend und untertauchend, wenn das spähende Auge auch nur das geringste sieht. Der sichere Neutrale, der das Boot bemerkt und von seiner Anwesenheit erzählt, ist auch gefährlich; so schleicht das Boot auf sein Revier. Einen sehr beachtenswerter Feind für das U-Boot bildet alles, was in der Luft herumfliegt; das Auge des Fliegers und des Führers eines Luftschiffes sieht von oben herab klarer und weiter als das Auge des U-Bootes. Gesehenwerden ist aber für ein U-Boot unter Umständen schon ein Fehlschlag der ganzen Unternehmung. Es ist, als wenn das Wild weit außer Schußweite den Jäger ahnt und in Hast flüchtig wird. Aber auch U-Boot gegen U-Boot wird gegeneinander ausgespielt. — Hier würde vielleicht der Vergleich zwischen Förster und Wilddieb der passendste sein. Man weiß, daß ein U-Boot irgendwo auf Anstand liegt, oder sich in einer bestimmten Weise heranpirscht. Unbemerkt legt der Feind ein U-Boot an die gleiche Stelle, dort wartet es untergetaucht oft tagelang; endlich kommt die ersehnte Beute, das feindliche U-Boot — der Wilddieb: die Waffe, der Torpedo, ist klar zum Schuß, ein spannender Moment, es gibt keine Gnade, das Geschoß saust durch das Wasser.

Die Reisetage mit ihrem vorsichtigen Fahren, auf- und untergetaucht, sind vorbei; feindliche Minenfelder sind, soweit man ihre Lage kannte, im weiten Bogen umgangen, unbekannte Felder wurden nicht angetroffen; vor Treibminen und Stellnetzen hat ein gütiges Geschick das U-Boot bewahrt. Man ist angekommen auf dem eigentlichen Jagdrevier.

Welcher Art wird das Wild sein? Vielleicht nur ein kümmerlicher Handelsdampfer, der für hohe Versicherungsprämie Kriegsbannwaren führt, vielleicht ein Edelwild erster Sorte, ein Linienschiff oder Panzerkreuzer, vielleicht aber auch ein Lockwild, das nur die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und in dessen Umkreis oder in dessen Angriffsrichtung U-Bootsfallen aufgestellt sind, so künstlich, aber auch so teuflisch, wie sie moderner Menschengeist im Zeitalter höchster Humanität und Kultur nur ersinnen konnte. Warten, warten, untertauchen, auftauchen, warten und immer angestrengt aufpassen, immer die schwierigste aller Waffen, den Torpedo, sofort schußbereit halten, ein gleicher Geselle, Förster, Wilddieb, kann ja jederzeit seinen Schuß feuern. — Die Nerven sind dauernd in höchster Spannung, Übermenschliches scheint ein solches Lauern für das Gehirn zu bedeuten. Aber die Seele muß ruhig bleiben — sonst ist alles unnütz.

Endlich ein Gegner! — Edelwild! —

Digitized by Google

Bester Art! Höchste Fahrt läuft der Feind, man sieht es durch das Sehrohr deutlich an der Bugwelle, oder sollte etwa die Bugwelle von einem geschickten Dekorationsmaler mit schwerem Spatel in weißer Ölfarbe auf den Bug künstlich aufgetragen sein und nur Geschwindigkeit vortäuschen? — Das Auge nur wenige Dezimeter über der endlosen auf- und abwogenden Wasserfläche. Der Kurs des Gegners liegt gut; der beste Tiefensteurer ist am Ruder, alles auf den Gefechtsstationen. Alle Rohre klar zum Schuß, so schleicht das Boot unter Wasser. Der Gegner scheint etwas zu ahnen, er läuft wirklich hohe Fahrt und steuert nicht geradaus, sondern Zickzackkurse, um die gefährlich dünkende Stelle zu passieren. Das U-Boot verschwindet völlig, nichts, nicht einmal das Sehrohr ist über Wasser, nur in gewissen Zeitabständen für Sekunden taucht das Sehrohr aus: der Feind kommt gut! Der äußerst komplizierte Zielapparat wird eingestellt, jedes einzelne kurze Auftauchen des Sehrohrs bildet eine Kontrolle, gibt eine kleine Verbesserung. Im Boot eisiges Schweigen, tiefste Stille, eine Stecknadel könnte man fallen hören. Auf dem großen Schiff ist die Hälfte der Besatzung auf Posten, viele Dutzend schärfster Doppelgläser, großer Entfernungsmeßgeräte suchen die Wasserfläche ab. — Kräuselt sich die See etwa ungewöhnlich? Bricht ein weißes Schaumköpfchen vielleicht wie Brandung auf dem Rücken eines Untergetauchten? Zeigen Ölflecke auf dem Wasser etwas Besonderes an? Nichts ist erkennbar! Auch hier tiefstes Schweigen.

„Alle Rohre fertig!" — „Sind fertig!"

Die Hand auf den Tastern der elektrischen Abzüge, das Auge fest ans Sehrohr gepreßt, den Atem angehalten. Höchste Spannung! Der erste, der zweite Kontaktknopf wird langsam heruntergedrückt, ein scharfer Ruck, ein zweiter, läßt das Boot erschüttern. — Zwei Torpedos laufen. Die anderen bleiben als Reserve klar, doch werden die abgeschossenen Rohre sofort neu geladen.

Plötzlich drüben auf dem Gegner Bewegung. Das Ruder fliegt herum, die Maschinen rasen mit äußerster Kraft: man hat zwei gerade Schaumstreifen, wie feine, helle Linien auf dem Wasser gesehen. Wird es gelingen auszuweichen? Die Geschütze krachen auf den Punkt, von dem die Schaumstreifen ausgegangen zu sein scheinen, doch ist dort nichts mehr zu sehen; das Boot ist spurlos untergetaucht, es braucht seinen Erfolg zunächst nicht zu schauen, sondern nur zu hören.

Ein dumpfer Krach! — Getroffen! — Freudiger Stolz in den Gesichtern der U-Bootsleute unter Wasser. — Eiserne Mienen auf dem getroffenen Schiff, denn dort beginnt der Kampf gegen das unerbittliche Element. — Noch ein Treffer gäbe hoffnungslos den Rest. Nur eine U-Bootssicherung durch eigene Torpedoboote, die in fliegender Hast den Umkreis des schwergetroffenen Schiffes abjagen und jedes Auftauchen des Sehrohrs unmöglich machen, gibt neben eigener Tüchtigkeit im Leckssicherungsdienst, schwache Aussicht das todwunde Schiff schwimmfähig zu erhalten.

Die Spannung im U-Boot ist gewichen. Ruhe, aber keine Erschlaffung tritt ein. Noch liegt viel Arbeit, noch der gefährliche Rückmarsch vor. Der Ernst des Berufes, die Schwere der Arbeit hält aber auch jetzt die Seele im Gleichgewicht. —

Deutschlands Klage um Weddigens Untergang

Von Isolde Kurz

O wie schaurig der Märzwind bläst!
O die kalte, kalte Irische See!
Es stöhnt wie ein Grablied vom Westen.
Mutter Deutschland, dir ist so weh.

Wie lachte dein Herz in der Brust,
Wie standst du erhöht und beglückt,
Als dein Jüngster mit Taten des Ruhmes
Dich wie mit Sternen geschmückt.

Wer sagt uns, wie er verdarb?
Ob der Feind ihn durch Trug übermannt?
Wer wird die Stelle dir nennen,
Wo sie liegen in Schlick und Sand?

Kein Freundesauge war nah,
Kein Mund, der Zeugnis uns gab,
Kein Segen aufs Bahrtuch, das nasse,
Keine Träne ins flutende Grab.

Wer wird dich lösen vom Leid?
Wer sie rächen, die herrliche Schar?
Welcher Siegesfrühling dich trösten,
Daß dein Liebling ein Sterblicher war?

— — Die Klage des Windes verhallt,
Und die Nordsee legt sich zur Ruh;
Da tragen die leiseren Wellen
Die Stimme der Toten dir zu:

Mutter Deutschland, weine nicht mehr,
Dir bleiben der Helden so viel,
Die tapferen Wikingersöhne,
Die führen mein Werk ans Ziel.

Unser Leben und Sterben war dein,
Wir haben's nicht schöner begehrt.
Deine Farben wehten vom Maste,
Als wir sanken, der Heimat wert.

O wiss' es und stille dein Leid,
Daß wir starben mit jauchzendem Mund,
Wir rissen zu Todesgefährten
Die Feinde herab auf den Grund.

Mutter Deutschland, Segen auf dich!
Wir preisen das Los, das uns traf:
Wir halten bei Feindeskielen
Wie Schnitter den Ernteschlaf.

Digitized by Google

Chinesische Mondlegende

Von Hans Benzmann

Es war einmal in der Mittherbstnacht,
Da hat der Kaiser noch spät gewacht;
Er saß versunken mit Zauberern zwein
Und trunken von uraltem dunklem Wein ...

Heida, was ist? Zu kreisen beginnt der Turm!
Groß taucht der Mond aus Wolken und Sturm!
Tief unten liegen Wiege, Thron und Gruft ...
Ein Zaubrer wirft seinen Stab in die Luft ...

Der hat sich wie eine Schlange geschwungen
Und eine Brücke zum Himmel geschlungen —
Die stiegen nun die drei empor
Zum Mond und kamen an ein silbernes Tor.

Drauf hieß eine Inschrift, die sich erhellte:
Die weiten Hallen der klaren Kälte!
Sie aber gingen durch Gärten von Eis,
Das Licht umrieselt sie kühl und weiß.

Und von irgendwo kommt durch die Luft
Ein Wellen, ein wunderbar zarter Duft —
Da steht, aus Blüten ein silberner Traum,
Dicht neben ihnen ein Kassiabaum.

Die ganze Luft ist von ihm erfüllt,
Doch sein Schatten leise das Licht verhüllt ...
Und ein Mann in seiner Krone sitzt,
Und ein silbernes Beil hat aufgeblitzt,
Und Zweige fallen, und Blüten sinken,
Und Schatten weichen, und Lichter blinken —
Und der Kaiser denkt: das ist mein Herz,
Der Baum — das ist die Welt und ihr Schmerz ...

Digitized by Google

Und der eine Zaubrer zum Kaiser spricht:
„Das ist der Mann im Mondsgesicht,
Der muß — das ist so wunderbar —
Den Baum behau'n alle hundert Jahr —
Denn sonst wächst er so in den Himmel,
Daß seiner Zweige schwärzliches Gewimmel
Beschatten würde alles Licht . . .!"
„Das ist mein Herz . . ." der Kaiser spricht . . .

Sie aber schritten schon durch weite Hallen —
Silbern türmen die Säulen sich und kristallen,
Stockwerke erhöhen sich, Treppen und Stufen —
Und siehe, da kommen wie gerufen:

Auf weißen Vögeln kommen geflogen
Mondmädchen und sind ihnen nachgezogen —
Bis aus dem Mittelsaal des Schlosses
Die Mondfee schwebt inmitten ihres Trosses.

Da hebt die Luft gar köstlich zu singen an —
Der Kaiser steht verzückt in ihrem Bann;
Die Mondfee lockt ihn in ihren Glanz,
Sie dreht mit dem Kaiser sich leise im Tanz . . .

Und ihn erfaßt so Schmerz wie Lust —
Er sieht, wie das Herz aus seiner Brust
Auf einmal zwischen den Tanzenden hüpft und springt
Und, von leichten Füßen getreten, leise singt,
Daß es ihm schwarz vor den Augen wird.
Da ruft ein Zaubrer: „Wir sind verirrt!
Wir sind in die dunkle Hälfte des Mondes geraten!" . .
Da stand der Kaiser in seinem Garten.

War alles ein Traum? Ach nein, die Lieder
Tönen noch leise vom Monde hernieder,
Der eben aus Wolken behaglich steigt —
Der Kaiser hat sich demütig verneigt.
Dann ließ er Flötenspieler kommen
Und ließ die Lieder, die er vernommen,
Die ihn entzückten und die ihn narrten,
Oft spielen im kaiserlichen Birnengarten.

Digitized by Google

Das Grauen

Von Alexander Castell

Das Flugzeug strich im Morgennebel auf zwölfhundert Meter Höhe. Heink hatte sich vorgebeugt und starrte auf den Richtungskompaß. Fast zugleich begann der Apparat zu stampfen. Nach unten war nichts zu sehen, die Wolke, die man eben durchfuhr, war zu dicht, aber Heink schloß daraus, daß man die Waldungen um Punkt 612 überflog. In dieser Gegend hatte er wiederholt diese unheimlich auf- und absteigenden Luftströme gespürt.

Er drehte sich um. Kestner saß etwas eingeknickt hinter ihm im Boot. Er hatte den Sturzhelm tief in der Stirn und das Kinn auf der Brust. Schlief er oder parierte er nur so den Wind, der durch die Tragflächen pfiff?

Der Motor knatterte wie Maschinengewehrfeuer, der Propeller jagte den Wasserdampf ins Gesicht, der die Gläser der Autobrille mit einem grauen, blinkenden Schimmer überzog. Heink prüfte die Uhr, die er über das linke Handgelenk geschnallt hatte. Sie waren kaum achtzehn Minuten in der Luft.

Es wurde jetzt heller. Der Nebel bekam eine gelbliche, da und dort fast ins Weiße gehende Tönung. In einer Viertelstunde würde er vielleicht weg sein. Dann war man aber auch schon über der Etappenstation. Es waren dort am vergangenen Abend größere Munitionstransporte angekommen. Es galt den Bahnhof mit Fünfzehnerbomben zu belegen.

Heink hörte auf das regelmäßige Rattern des Motors. Er hatte es wie eine merkwürdig beruhigende Melodie in den Ohren. Er hörte jede Nuance im Takt des Auspuffs; wie der Puls eines lebenden Körpers war ihm der Rhythmus der Explosionen. Er war befriedigt, der Motor zog gut im scharfen Wind der kühlen Morgenluft.

Er sah seitwärts — ringsum wogte es ganz grau, darüber stand aber eine hellere, fast blinkende Schicht. Plötzlich flogen sie im Blauen in ätherklarer Luft, flitzten wie über einen Abgrund weg, waren wieder in Nebel gehüllt.

Heink dachte jetzt an das, was in einer Viertelstunde kam. Er würde ein paar Achter fahren, während Kestner die Bomben hinauswarf. Das mit den Munitionszügen war gestern spät gemeldet worden. Die Ausladung war vielleicht in der Nacht schon vollzogen, der Abtransport hatte aber kaum begonnen. Natürlich würde man Schrapnellfeuer bekommen, vielleicht würden auch ein paar feindliche Kampfflugzeuge aufsteigen: dafür war aber das Maschinengewehr ins Boot eingeschraubt und schließlich mußte in jenem Augenblick schon alles vollzogen sein.

Er drehte sich wieder um. Kestner starrte jetzt aufmerksam nach seitwärts hinunter, hatte dabei beide Hände in den Schoß gelegt. Er war mit einem außerordentlichen Phlegma begabt und nahm eine solche Fahrt mit großer Ruhe hin. Jedenfalls erwog er nicht, daß er etwa in der nächsten halben Stunde mit verkohltem Körper unter einem zerschossenen Apparat ein Dutzend Kilometer westwärts liegen konnte.

Vielleicht bestand seine seltene Energie gerade darin, daß er diese Möglichkeit nie bedachte.

Die Wolken waren günstig, außerordentlich günstig. Heink fühlte jetzt ein leises, kämpferisches Fieber im Blut. Je näher er der Gefahr kam, um so deutlicher wurde bei ihm immer diese Empfindung. Und zugleich war es wie eine Befreiung.

Als ob sich etwas Schweres, Umklammerndes von ihm löste, begann er in der langsam wachsenden Spannung tiefer, befreiter zu atmen, bis er im Augenblick, wo alles nur noch auf einem Atemzug, auf einer einzigen, letzten Anstrengung stand, bis er da wieder ganz Nerven, ganz Kraft wurde.

Er dachte jetzt, während sein Blick nach dem Benzintank über ihm schweifte, ruhig, natürlich an das, was bevorstand. Er hatte den dumpfen, aufschlagenden Laut der Bomben aus Erfahrung im Ohr. Aus dem Zweidecker vermochte er sogar die Schußwirkung ziemlich genau zu beobachten.

Digitized by Google

Der Trinker

Gemälde von Prof. Adolf Adam Oberländer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Meist stieg nur eine kleine, weiße Wolke hoch — manchmal kam auch nach einer Weile schwarzer Rauch nach. Was eigentlich unten geschehen war, blieb trotz allem meist ein Geheimnis.

Aber er sah für eine Sekunde plötzlich anderes. Da war ein kleines Haus. Im ersten Stock hatte früher der Lehrer des Dorfes gewohnt. Später war Robert, das heißt Oberleutnant P., mit seinem Burschen eingezogen. Eines Nachts geschah ein Knall, eigentlich nicht stärker als von einer 75 mm-Granate. Es war kein Grund, sich darüber aufzuregen. Als die Wache dazu kam, war der Dachfirst abgerissen, von des Lehrers Schlafzimmer noch ein paar versengte Balken zu sehen. Robert aber war verschwunden. Kaum, daß noch ein paar blutende Reste gefunden wurden. Nur der Säbel hing wie hingenagelt seitlich an einer Wand. Dem Burschen, der hinten im Erdgeschoß geschlafen hatte, war nichts geschehen.

Es war eine schreckliche, grauenhafte Erinnerung. Heink dachte: ‚Es wird vielleicht eine der unsrigen ebenso in eine Stube fallen. Vielleicht in ein Mannschaftsdepot, und es werden nur noch blutige Fetzen übrigbleiben.' Es schauderte ihn.

Da war ihm, als ob Kestner sich hinter ihm bewegte. Er hörte über dem Lärm keinen Laut. Aber er hatte eine leise Veränderung der Stabilität empfunden. Kestner schien jetzt die Bomben behutsam vor sich aufzureihen. Er hatte drei zwischen den Knien aufgestellt. Sie waren eigentlich für einen Apparat mit Fallvorrichtung bestimmt, hatten oben Drähte mit Haken. Das war ja ganz bequem.

Heink hatte sich über die Benzinuhr gebeugt. Da ging ein Ruck durch das Flugzeug. Wie eine plötzliche starke Welle drückte es auf die Steuerung. Es kam Schrapnellfeuer von unten. Es pfiff um den Apparat.

Sie fuhren jetzt im Blauen. Nur ganz unten war die Atmosphäre etwas gedämpft. Aber gleichwohl unterschied man Felder, Straßen, eine Gruppe Häuser; dann südlich ein Dorf wie eine feine, etwas matte Zeichnung im Gelände. Dann lag westlich die Bahnlinie von L. nach A. Das Stationsgebäude und der zum Etappenplatz umgewandelte Güterbahnhof waren fünf Minuten vom Flecken entfernt. An der Station waren nur ein Gasthof und drei Häuser jenseits der Straße.

Heink hatte sich sofort zurecht gefunden. Wieder kam es von unten wie ein Ruck. Ein Beben ging durch den Zweidecker, etwas, das Heink wie ein leichter Schlag auf die Wirbelsäule das Rückgrat hinauf und ins Gehirn rieselte. Zugleich hatte er dumpf den Eindruck, daß Geschoßteile die Tragflächen durchschlugen. Er beobachtete das Manometer, den Tourenzähler, horchte auf irgendein verdächtiges Geräusch im Triebwerk. Es war jedenfalls alles gut.

Er bog jetzt nach Süden ab — sie wollten der Linie entlang von L. daherkommen, so standen sie in fünf Minuten über der Station, hatten die Gebäude und Depots in der Längsrichtung, dem Bahndamm entlang. Sie waren jedenfalls schon signalisiert.

Hinten ging ein Geknatter los, aber es klang nur wie ein leises, fernes Pochen. Man kam dem Ziel jetzt näher. Heink hielt nach Süden Ausblick. Da wand sich kaum zwei Kilometer westlich ein Eindecker langsam in Spiralen hoch. Er war noch tief unten, vielleicht auf hundertfünfzig Meter, zuweilen verschwand seine Silhouette im Dunkelgrün der Waldungen.

Heink gab Höhensteuer und bog nach Norden ein. Er war direkt über dem Bahndamm, der zwischen den Waldparzellen wie ein heller Strich hinlief. Der Zweidecker stieg langsam höher.

Kestner hatte sich jetzt hinausgebeugt, auch Heink visierte scharf nach Nordwesten. Sie hatten noch fünfhundert Meter bis zur Station — daneben lagen die vier großen Schuppen, zu denen Notgeleise führten. Er konnte jetzt feststellen, daß etwa ein Dutzend Waggons noch draußen standen. Die andern waren wohl unter Dach.

Heink drehte den Kopf herum. In ein paar Atemzügen mußte man drüber sein. Kestner hielt die erste Bombe auf dem linken Knie. Sie war wie ein mächtiger Nagel mit einem riesigen Kopf. Direkt unter dem Zweidecker lief immer noch das Geleise wie ein dünner Faden.

Jetzt richtete er sich plötzlich auf.

Heink spürte einen Ruck im Apparat. Er begann leicht zu wogen. Die erste Bombe war gefallen. In einer sichtbaren Kurve ging sie nieder, als ob sie mit den

Digitized by Google

achtzig Kilometern Schnelligkeit des Apparats und mit der eigenen Schwere kämpfte.

Heink starrte dem schwarzen Punkte aufmerksam nach.

Für Momente sah er nichts mehr und es wurde ihm ganz weiß vor den Augen — seitwärts stand der Zweidecker schon wesentlich höher.

Auch Kestner hatte jetzt das Glas an den Augen und beobachtete scharf.

Sie zeigten beide im Augenblick weniger Erregung, als eine fast wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Jetzt überflogen sie die Schuppen. Da stieg unten, südlich der Waggonreihe, eine weiße kleine Wolke — nach ein paar Sekunden kam auch der Knall.

Es war jedenfalls ein Fehlschuß.

Heink fuhr eine Kurve und drehte wieder nach Süden ein. Unten war kein Mensch zu sehen. Die Station sah sich an wie eine Häusergruppe aus einer Spielzeugschachtel.

Unter dem Zweidecker aber platzten jetzt fast zugleich ein paar Schrapnells. Man empfand nur den Luftdruck wie leise Stöße.

Heink drehte sich um, als ob er vom andern ein Zeichen oder einen Befehl erwartete. Kestner hielt die zweite Bombe in der Hand. Der feindliche Monoplan war jetzt vielleicht auf siebenhundert. Wenn er genügend Höhe hatte, schwiegen unten die Geschütze, und dann begann der Kampf.

Heink maß mit einem Blick den Abstand. Da fuhr ihm ein weißes Flackern in das Gesichtsfeld. Ein Blitz, ein Krachen. Wie eine rasende Bö fuhr es in die Tragflächen. Er parierte am Handrad, stemmte sich gegen den Fußhebel, und zugleich hörte er das Pfeifen der zweiten Bombe, die niederging.

Er war jetzt dem feindlichen Flugzeug auf vier- bis fünfhundert Meter nahe und stand direkt über der Station. Eben wollte er nach Osten einbiegen, da fuhr ein Ruck durch den Zweidecker, als ob das Hinterteil des Bootes von einem starken Schlag getroffen worden sei.

Das Vorderteil stand hoch, Heink gab Vollgas, Tiefensteuer, kämpfte wie ein Rasender gegen die Kraft, die nach unten zog. Für ein paar Sekunden schien der Apparat sich fast nicht mehr zu bewegen. Es war ihm, als ob der Propeller ohnmächtig in der Luft sauste, als ob sie auf fünfzehnhundert Meter Höhe plötzlich wie auf einem toten Punkt stillstünden. Dabei zuckte nur eines durch sein Gehirn: ‚Wir kommen ins Rutschen . . . wir kommen nach hinten ins Rutschen . . .‘

Wie ein lähmendes Fröstеln rieselte es ihm über den Körper. Dabei wußte er nicht, was geschehen war. Er versuchte sich zu drehen, aber er brauchte das ganze Gewicht für den Fußhebel, seine Augen für die Steuerung, sein Ohr für das Geräusch des Motors, das ihm für Augenblicke wie etwas Grauenhaftes, Unheimliches und Schicksalhaftes erschien . . . Sekunden vergingen . . . wenn er aussetzte . . . wenn eine Störung eintreten würde. Er hatte das Gefühl, als ob sich etwas unter ihm bäumen wollte, das er um jeden Preis und mit der letzten Kraft niederhalten mußte. Aber das Vorderteil senkte sich, langsam kam er ins Gleichgewicht.

Als er sich umwandte, sah er, wie Kestner den Sturzhelm, die Schutzbrille, den Schal um den Hals weggelegt und alles im Boot verstaut hatte. Er überlegte: ‚Der ist irrsinnig geworden, was will er?‘

Der andere hatte seinen Blick aufgefangen und deutete nach unten. Da hing die dritte Bombe unten in der Verspannung. . . . Der Draht mußte sich durch einen entsetzlichen Zufall irgendwie festgehakt haben. Wie ein pompöses Pendel hing sie unten, wurde durch die Schnelligkeit etwas nach hinten getrieben.

Heink hatte ein Gefühl von einer leisen Ohnmacht in den Schläfen. Etwas unendlich Schweres legte sich ihm in das Genick. Er dachte nur eins: ‚Wir können nicht landen.‘ Ein Stein, ein Stück Holz, das das Geschoß berührte, ein leiser Aufschlag auf harter Erde konnte den Zünder zur Entladung bringen.

In einer lähmenden Ratlosigkeit sah er nach hinten. Unten stieg über einem der Schuppen Rauch auf. Der Eindecker stand jetzt noch etwa fünfhundert Meter tiefer im Westen . . .

Heink hatte nun scharfen Kurs nach Osten. In zehn Minuten konnte man die vordersten feindlichen Stellungen überflogen haben, aber dann . . . er starrte auf die Benzinuhr. Man konnte noch eine, anderthalb Stunden in der Luft sein, aber wie war zu landen? Er sah keinen Ausweg, er sah trotz der Anspannung aller Kräfte

Digitized by Google

keinen Ausweg. Er konnte im Feld, auf einer Wiese, auf dem Wasser niedergehen. Es blieb trotz allem die entsetzliche, martervolle Möglichkeit, in Staub zu zerfliegen, mit abgerissenen Gliedern aus dem Apparat geschleudert zu werden, mit verkohltem Körper schließlich unter den Trümmern zu liegen — und all dies um eines gräßlichen, stupiden, jeder Logik baren Zufalls willen.

Er fuhr jetzt mit achtzig Kilometer Schnelligkeit nach Osten, aber es war ihm, als ob er kein Ziel mehr hätte, als ob er mit einer wahnsinnigen Anstrengung ins Nichts, ins Leere führe. Wieder kontrollierte er den Benzinstand. Einmal mußte es, das wie Blut diesen Körper bewegte, ausgehen — was sich dann ereignete, das war jedenfalls im Augenblick noch nicht abzusehen.

Heink fühlte wieder ein merkwürdiges Wogen in den Tragflächen. Man bekam wieder Schrapnellfeuer, aber das schien ihm jetzt fast gleichgültig. Die Wolken hatten sich geteilt. Man fuhr darüber hin wie über seltsame, duftige und in der Sonne wieder weißblinkende Inseln. Er hatte dabei nur ein dumpfes Surren im Ohr. Es war ihm, als ob sich seine Fähigkeit zu denken, einen Plan zu fassen, langsam auflöste. Seinen Schädel empfand er nur noch wie einen leeren Raum, in dem etwas Furchtbares war: Die Ratlosigkeit... die Angst...

Er sah vor sich einen Unglücksfall, der vor einigen Tagen hinter der Front geschehen war. Ein Eindecker war auf dreihundert Meter Höhe in eine Bö gekommen und umgekippt. Er hatte sich einmal überschlagen. Der Pilot brachte ihn wieder ins Gleichgewicht. Im selben Augenblick explodierte der Benzintank. Der Begleiter sprang heraus. Vom Führer war nachher unter dem brennenden Gestell fast nichts mehr zu finden. Nur noch ein grauenhafter Rest. Und dies alles war in kaum einer Minute geschehen.

Heink sah das Bild deutlich. Immer klarer. Wie eine atemraubende Halluzination richtete es sich vor ihm auf. Ein Würgen, ein jäher, fast die Besinnung raubender Schmerz kroch ihm in den Hals.

Er drehte sich um. Kestner saß wieder, die Hände im Schoß da und starrte seitwärts hinunter. Er konnte sein Gesicht kaum sehen. Aber es sah aus, als vermöchte auch er keinen Entschluß zu fassen.

Dazu gab es jetzt feine Schläge in die Tragflächen. Der Apparat hinter ihnen hatte Maschinengewehrfeuer auf sie eingestellt. Freilich der Abstand war zu weit, die Streuung zu groß. — Aber es mußte etwas geschehen — es mußte um des Himmels willen etwas geschehen.

Er sah wieder nach Kestner, nach dem höllischen Instrument, das sie unten mit sich führten. Da fing er des andern Blick auf, im selben Augenblick hatten sie beide einen Gedanken — Kestner machte nur eine Bewegung mit der linken Hand. Dann zog er die Lederjacke aus. Es gab nur eins: Der Apparat mußte bei voller Geschwindigkeit ein paar hundert Meter tiefer gehen, und während dieser Zeit mußte Kestner auf dem Boot nach hinten kriechen, das Geschoß hereinholen. Man konnte kein Wort sprechen, aber der andere hatte verstanden.

Er schien bereit zu sein — Heink sah ihm noch einmal in die Augen, Kestner starrte ihn etwas vergeistert an — dann nickte er.

Heink gab Tiefensteuer, der Apparat sauste wie in einen Luftschacht hinunter. Nur so war das Gleichgewicht zu halten, während das Gewicht des andern auf dem Rückteil des Bootes lastete. Heink hatte alles Blut im Hals. Es war ihm, als müßte er ersticken vor Erregung — da warf er einen Blick zurück. Der andere saß ruhig da. Er rührte sich nicht — Heink stellte den Zweidecker wieder wagrecht ein — es war alles verloren. Kestner hatte Angst. Er wagte es nicht. Er stierte nur immer seitwärts, getraute sich nicht den Blick zu heben... Heink fühlte jetzt, wie ihm selbst die Arme zitterten, wie ihm das Grauen gleich einem kalten Strahl durch das Rückgrat ging. Die Qual war nicht mehr auszuhalten, nicht mehr zu ertragen.

Da fühlte er, wie in der Verzweiflung eine furchtbare Wut in ihm aufglomm. Nicht gegen Kestner, aber gegen den Zufall, das Schicksal, diese sinnwidrige, martervolle Situation. Er wollte jetzt niedergehen, um jeden Preis niedergehen, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, den Rücken wie kalte, rieselnde Schauer, die

Digitized by Google

Nerven brannten ihm gleich glühenden, knisternden Drähten.

Er sah wieder nach hinten, machte eine Bewegung nach unten. Es riß den andern zusammen...

Fast zugleich begann der Sturz. Fast senkrecht ging es nieder. Heink hatte nur eine Idee: auf achthundert wollte er den Apparat wieder einstellen, wenn bis dann nichts geschehen war, dann war nur noch über die eigenen Stellungen zu kommen. — Der Wind pfiff durch das Tragdeck, die Rippen und Holme knisterten in der furchtbaren Gewalt.

Aber er fühlte, wie es sich hinter ihm regte. Das Flugzeug begann nach links zu rollen. Er mußte mit aller Kraft Seitensteuer geben. Er warf einen Blick nach hinten. Kestner lag rittlings auf dem Bootrumpf, jetzt hing er draußen, fast in der freien Luft... Heink hatte noch den letzten Gedanken: ‚Er fällt ... samt dem Geschoß hinaus...' Er vermochte es nicht mehr zurückzuschauen. Sein Blick haftete am Zifferblatt des Manometers. Er fühlte selbst, wie ihm die Pupillen groß und starr wurden, wie er plötzlich nichts mehr sah ... die Finger hielten das Handrad umkrallt, der Druck wurde stärker. Es war nicht mehr auszuhalten, zu bändigen.

Plötzlich ließ es fast nach. Heink durchzuckte es: ‚Jetzt ist er gestürzt ...'

Als er sich mit glasigen Augen umsah, rutschte Kestner eben von rückwärts ins Boot. Heink starrte nach unten. Man war noch über feindlichen Linien. Er wunderte sich darüber. Es mußten seit dem Beginn der Katastrophe kaum fünf Minuten vergangen sein.

Kestner saß jetzt da mit eingeknicktem Kopf, als wäre er vor Erregung fast ohnmächtig geworden. Das Flugzeug zog mit neunzig Kilometer Schnelligkeit nach Osten.

Vereinzelte Schrapnells gingen ihnen wie feine weiße Wölkchen nach. Heink selbst war plötzlich so müde, daß er kaum noch die Lider offen hielt.

Als er wieder hinunter sah, waren sie über den eigenen Gräben und schon hinter der zweiten Stellung. Da drosselte er den Motor zum Gleitflug.

Ein Lied vom Tod

Freunde der Lenze,
Denkt ihr der Kränze,
Ob unsern Scheiteln
Prangend in Blust;
Und in den Herzen,
Denkt ihr in Scherzen,
Denkt ihr der heitern
Klänge der Lust?

Kamen die Tage
Trauriger Klage,
Da die Herzen
Freudeverwaist;
Kamen die Tage
Bänglicher Frage:
Was wird
Einst?

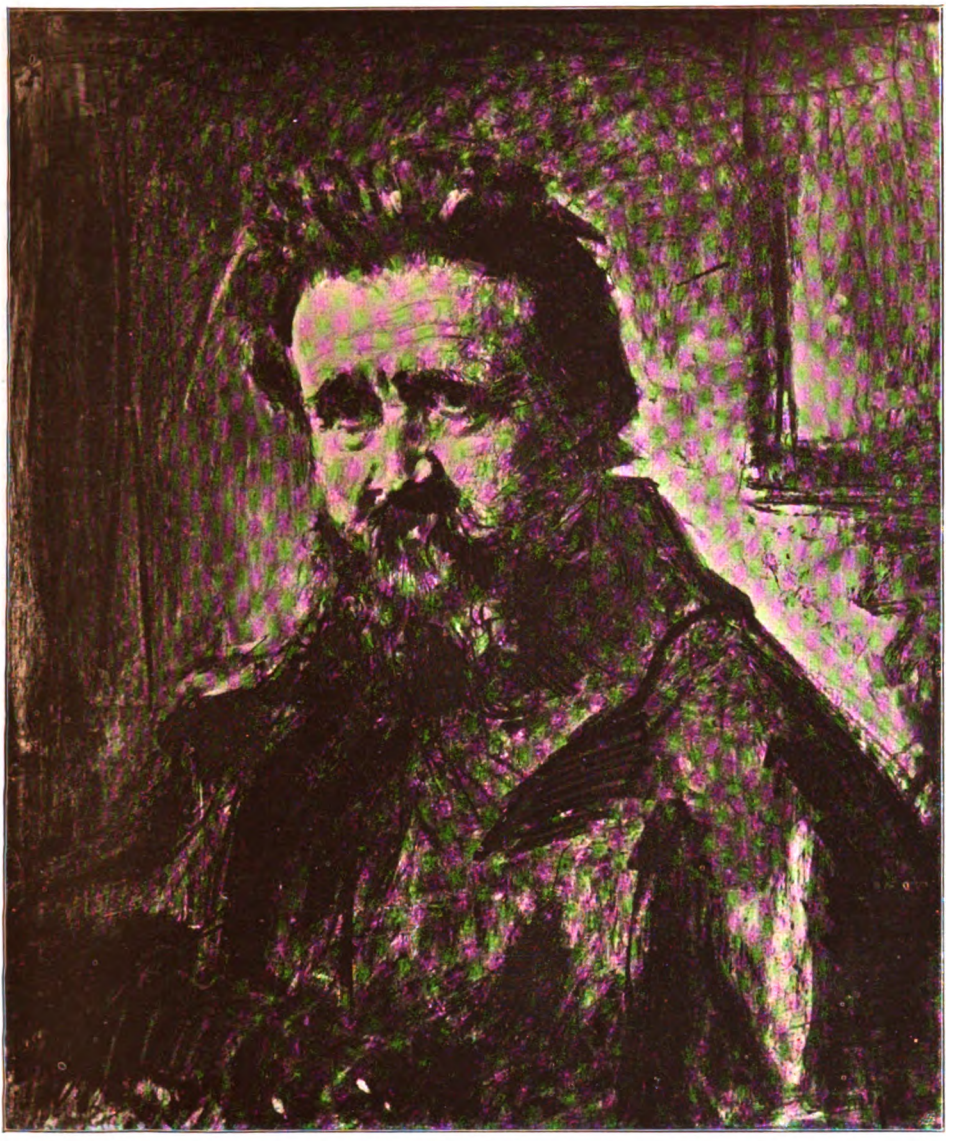
Lieder erstarben;
Löschende Farben
Reden vom Tod.
Früher Abend
Enttaucht der Ferne;
Einsame Sterne
Leuchten hernieder
In einsame Not.

Nacht wird kommen,
Wo nur die frommen
Weisen der Väter
Spenden den Trost;
Wo wir die Pfade
Zum Totengestade
Niederwandeln,
Von Stürmen umtost.

Freunde der Wende,
Reicht mir die Hände!
Seht, schon harret
Das Schattenboot!
Singt mir noch einmal
Die Lieder der Lenze,
Eh seine Kränze
Auf unsre Scheitel drückt der Tod.

Peter Hamecher

Digitized by Google



Adolf Adam Oberländer

Bildniszeichnung von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

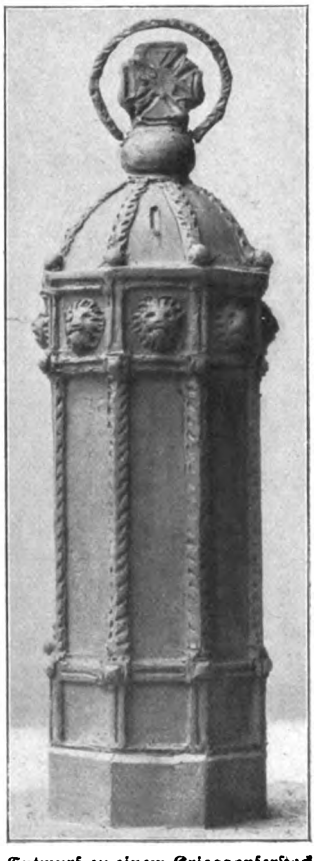
Illustrierte Rundschau

Kriegsopferstöcke, entworfen von Georg Mattes und Franz A. Frohnsbeck in München — Kamin und Kaminecke. Entwürfe von Prof. Bruno Paul — Plaketten von A. Kraumann — Aus der Ausstellung der Münchner Ostpreußenhilfe — Zu unsern Bildern

Einen schönen, vaterländischen Gedanken hat Herr Stephan Steinlein in Stuttgart gehabt. Er regt die Schöpfung von Kriegsopferstöcken an, anlehnend an die in oder vor den Kirchen aufgestellten Opferstöcke, die ja zum Teil auch von alters her bereits künstlerisches Gepräge trugen. Der Gedanke, durch diese Kriegsopferstöcke neue Mittel für unsere Kriegsbeschädigten, Witwen und Waisen zu gewinnen, ist wirklich gut — dünkt uns besser, als etwa das Hilfsmittel eines mit Nägeln übersäten Hindenburg, wie er für Berlin geplant ist. Denn — nebenbei bemerkt — man mag wohl irgendeinen symbolisch behandelten Gegenstand, ein Eisernes Kreuz etwa oder auch einen stilisierten Adler „vernageln"; von Hindenburg oder anderen Feldherren aber sollte man gefälligst die Finger lassen. Herr Steinlein also hat seinem schönen Gedanken meines Wissens zuerst in der Zeitschrift „Die Plastik" Ausdruck gegeben: der Kriegsopferstock soll sich, meint er, äußerlich durch Symbole und Zeichen, durch Schrift und Wort von den sonstigen Opferstöcken unterscheiden; er soll im gewöhnlichen Lauf der Tage in der Kirche (etwa in der Nähe der Tafeln, die die Namen der Gefallenen tragen) aufgestellt werden, zweimal im Jahre aber vor der Kirche — wie Steinlein vorschlägt zu Weih-

Entwurf zu einem Kriegsopferstock von Bildhauer Georg Mattes in München

Kriegsopferstock für die Ludwigskirche in München
Entwurf: Kunstschmied Franz A. Frohnsbeck, Ausführung: Hofkunstschmiede Jos. Frohnsbeck, sämtlich in München



Entwurf zu einem Kriegsopferstock von Bildhauer Georg Mattes in München

Digitized by Google

nachten und an dem Tage, der sich dereinst als des Krieges bedeutsamster ergeben wird. Die Kunst hat den Gedanken schon freudig aufgenommen, wie unsere Abbildungen zeigen; denn kleine Kunstwerke sollen diese Kriegsopferstöcke werden, womit nicht gesagt werden soll, daß sie immer kostbar, kostspielig sein müssen. Behörde, Kirchengemeinde, Vereine, aber auch Einzelpersonen, sind als Stifter in Aussicht genommen; nicht allgemein, sondern in jedem Einzelfall wird zu entscheiden sein, welche Mittel zur Beschaffung nötig sind. Die Hauptsache bleibt, daß möglichst jede Kirche in deutschen Landen solch einen Kriegsopferstock erhält. „Schon der erste Tag," schließt Steinlein seinen Aufsatz, „an dem in allen unseren Städten, Dörfern und Flecken der Kriegsopferstock stehen wird, muß den Beweis bringen, daß Pfennige sich in ihm zu Gold wandeln, wird zeigen, daß die Aufnahme und tatkräftige Verwirklichung der schlichten Idee dauernden Segen bringen muß, über lange Jahrzehnte des Friedens hin Kummer und Not, Harm und Tränen zu stillen vermag." **Wer unter unseren Lesern sich unter die Zahl der Stifter aufzunehmen gewillt ist, mag sich an die „Gesellschaft der Freunde der Plastik" in München, Finkenstraße 2,** wenden, die gern mit Rat und Tat helfen wird. —

Professor Bruno Paul, dem das neue Kunstgewerbe so außerordentlich viel verdankt, strebte in seinen Arbeiten von jeher nach vornehmer Eleganz, ohne dadurch den Gebrauchswert und die Zweckmäßigkeit seiner Arbeiten zu beeinträchtigen. Er ist ein Künstler von geläutertem Geschmack und geistvoller Erfindung, der, auch wo er sich von älteren Arbeiten anregen läßt, doch immer Selbständiges und in sich Ausgereiftes gibt. Neuerdings wendet auch er sich reicherer Gestaltung zu, in der das plastische Ornament wieder hervortritt, wie die vergoldeten Schnitzereien an den Spiegeln auf unseren beiden Abbildungen, Arbeiten Professors Joseph Wackerles, der auch den in Stuck ausgeführten Rosenfries des Damenzimmers modellierte. Anmut und Laune, Phantasie und Luxus leben in diesen Arbeiten, die das Nützlichkeitsprinzip bewußt verneinen, wieder auf, und das mag bei einem Künstler, der einst zu den Pionieren der Sachlichkeits-Grundsätze zählte, auf den ersten Blick überraschen, doch ist es nur natürlich, daß diese Zeit der Sachlichkeit allein dem freien künstlerischen Schaffensdrang und der nach reicheren Formen verlangenden Phantasie schöpferisch begabter Naturen auf die Dauer nicht genügen konnte. Die bisherige Entwicklung, die aus der Rücksicht auf die Forderungen des Zwecks, Materials und der Bearbeitung ihre Gestaltungsgesetze ableitete, konnte wohl zu immer klareren und reiferen Formen kommen, mußte aber naturgemäß zu einem gewissen Typus, zu festen Formvorstellungen führen, die auf die gesamte gewerbliche Produktion einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, dem freien Schaffen aber Grenzen zogen. Auch die Erkenntnis, daß weite Kreise — freilich nicht immer die wirklich vornehmen — dem neuen Kunstgewerbe, das ihrem Verlangen nach Luxus und Eleganz zu wenig entgegenkam, teilnahmlos gegenüberstanden, trug zu der Sezession im Kunstgewerbe bei, die wir heute erleben. Sind hier auch die Wege

Kamin in einem Damenzimmer. Entwurf: Prof. Bruno Paul
Ausführung: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., Hemelingen bei Bremen

Digitized by Google

Kaminecke in einem Salon. Entwurf: Prof. Bruno Paul. Ausführung: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., Hemelingen bei Bremen

recht verschieden, so bleibt doch das Ziel das gleiche: aus den Teilen des neuen Stils immer reichere Formen zu schaffen und die künstlerische Erfindungskraft auf den verschiedensten Arbeitsgebieten schöpferisch wirken zu lassen. Wie sich alle diese Fragen nach dem Kriege, in dem wir leben, gestalten werden, bleibe ganz dahingestellt. —

In diesem selben Kriege, in dem wir für des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes Sein und Ehre kämpfen, lebt doch auch, wieder und wieder, die Erinnerung auf an den anderen großen Kampf, in dem

Digitized by Google

Ehrenplakette der Stadt Frankfurt
Von A. Kraumann

Ehrenplakette der Stadt Frankfurt
Von A. Kraumann

Deutschland sich vor hundert Jahren die Freiheit vom gallischen Joch und das Recht des Daseins erstritt. Das Jubiläum der Befreiungskriege haben wir bereits vor dem jetzigen Ringen gefeiert, fast als wäre es ein Auftakt zu ihm gewesen; künstlerisch kommt aber eigentlich erst heute so mancherlei zur Geltung, was jenem Jubiläumstage galt. Hierher rechnen auch die schönen Plaketten von A. Kraumann, die wir heut abbilden. Allen Liebhabern der Medailleurkunst, allen Sammlern zumal, seien diese Stücke warm empfohlen. Sie atmen einen feinen vornehmen Geist, der alles Aufdringliche und ebenso alles Banale verschmäht und immer seine eigenen Wege sucht und findet. Es wäre z. B. nicht jeder auf den hübschen Gedanken gekommen, in einer Plakette „Breslau 1813" den Abschied eines freiwilligen Jägers von seiner Braut darzustellen oder Eichendorff mit in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Und wie hübsch und warm ist gerade diese Plakette „Eichendorff", mit dem jungen, lautespielenden Mädchen unter der Linde und dem lauschenden Jüngling! Auch die einfache Technik, die ein wenig klassizistisch ansprechende Art der Reliefs mutet gut an, weil sie so recht der schweren eisernen Zeit entspricht, der diese Stücke gewidmet sind; einer Zeit, die wieder so vielfach an die anklingt, die wir heut durchleben: in Sturm und Braus, in Not und Tod, aber auch in jubelnder Siegesfreude. Die Plaketten wurden von den Werkstätten Karl Poellaths in Schrobenhausen in Bayern mit großer Sorgfalt ausgeführt. —

Erinnerungsplakette an das Gordon-Benett-Rennen der Lüfte 1910. Von A. Kraumann

Für unser armes, von den Russen zertretenes Ostpreußen regen sich jetzt viele Hände zu bereitwilliger Hilfe. Staat und Provinz helfen kraftvoll mit Millionenbeträgen; einzelne Städte im Reich haben — ein sehr hübscher Gedanke — „Patenstelle" übernommen für zerstörte ostpreußische Orte. Es ist aber auch immer noch großer Not zu steuern. Noch liegen die friedevollen Dörfer und Städtchen in Asche und Trümmern, noch haust die heimgekehrte Bevölkerung in Ruinen und lebt nur den Sorgen des Tages; glücklich die, welche aussäen und ernten konnten. Aber der Wiederaufbau ist bereits planmäßig in die Hand genommen, mit jener Festigkeit der „Organisation", der ehedem bei uns selbst dann und wann das häßliche Beiwort „bureaukratisches Verfahren" gewidmet wurde, die aber nun gerade von unseren Feinden als groß und bewundernswert anerkannt und nachgeahmt wird. Der architektonische Aufbau in der Provinz hat freilich unter den Baukünstlern so manches Für und Wider

Plakette. Von A. Kraumann

Plakette. Von A. Kraumann

Digitized by Google

Ehrenplakette der Stadt Aachen
Von A. Kraumann

Ehrenplakette der Stadt Aachen
Von A. Kraumann

ausgelöst, worüber ja in der letzten Nummer unserer Hefte von berufenster Seite, von Geheimrat Muthesius, ausführlicher gehandelt wurde. Auch hier scheint aber jetzt eine Klärung und Einigung erfolgt zu sein.

Einen besonderen Weg hat München in seiner Liebestätigkeit für Ostpreußen eingeschlagen. Es hat auf unmittelbare Spenden an Geld verzichtet, dafür aber will es Hauseinrichtungen stiften für besonders bedrängte Städte und Dörfer. Man hofft, auf diese Weise auch geschmackbildend zu wirken, vor allem aber einen Riegel dem greulichen Schund vorzuschieben, der schon jetzt wieder von allerlei Abzahlungs- und ähnlichen Geschäften nach dem Osten vertrieben wird; zeigen will man, daß auch gute, schöne und brauchbare Einrichtungsstücke billig herzustellen sind, zumal wenn es sich um die vielfache Ausführung desselben Entwurfs handelt. Kürzlich fand nun eine Ausstellung dieser Zimmereinrichtungen in München statt, die in der Tat die Möglichkeit bewiesen hat, solche in solider Ausführung zum Preise von 200 bis höchstens 400 Mark zu liefern. Die Sachen sind ohne Zweifel hübsch, auch wohl praktisch gedacht; manches Stück erregte die geradezu staunende Frage: „Wirklich so hübsch und so billig — ist denn das möglich?“ Wobei einzuschalten ist, daß allerdings die Entwürfe von den beteiligten Künstlern kostenlos gegeben wurden. Ob unsere Ostpreußen, wie ich sie zu kennen glaube, aber sich in all diesen Zimmern wohlfühlen werden, erscheint mir doch einigermaßen zweifelhaft. Viele Stücke erscheinen mir nicht derb genug; andere zu kompliziert. Ich fürchte beinah, mit Waschtischen, wie ich sie sah, weiß der ostpreußische Bauer nichts anzufangen und mit den zierlichen Schränkchen erst recht nichts. Aber warten wir's ab. Der gute Wille und das ehrliche Bestreben sind jedenfalls anzuerkennen. —

Liebe. Bronzeplakette von A. Kraumann

Unser Titelbild prunkt in Farbe. Professor Walter Georgi, der Münchner, versteht das: er wirkt immer stark, bewußt dekorativ; es stimmt bei ihm alles zusammen, jede Linie, jede Abschattierung, die ganze Zusammenstellung der Farben; alles ist kontrastreich und doch harmonisch ausgeglichen: das grüne Kleid der jungen reifen Frau, die Tönung ihres Gesichts, die Blumen, die sie in der Hand und im Korbe hält und auf dem Hut trägt, dazu der fast braune Baumstamm und das satte Gelb der großen Blätter. Walter Georgi ist der treffsichersten einer. Mir selbst ergeht es freilich seltsam vor seinen Bildern. Manchmal ärgere ich mich — und am nächsten Tage stehe ich vor demselben Bilde ganz verliebt und kann mich nicht von ihm trennen. Ich werde wohl nicht der einzige sein ... — Ein Bild, ein Bildchen nur, das ich immer gern sehen werde, ist der (ebenfalls farbig wiedergegebene) „Raucher“ von Prof. Otto Strützel, auch einem Münchner. Es ist etwas Urbehagliches in dem Blatt, das wir nach Seite 168 einfügten — fast möchte ich sagen: etwas Spitzwegisches. Neidisch könnte man auf den Kerl werden, der da nach gutem Frühstück seinen Tobak schmaucht und — unerhört in der Jetztzeit! — sogar eine Flasche „echt französischen“ Benediktiners vor sich stehen hat. — Prof. Carl v. Marr ist

Digitized by Google

immer derselbe feine Meister; man schätzt ihn noch lange nicht genug, auch gerade als Bildnismaler, als der er sich uns diesmal mit dem Porträt eines Kindes zeigt (zw. S. 176 u. 177). Er ist so ganz deutsch — dieser in Amerika geborene Künstler! Noch einen zweiten Münchner Bildnismaler führen wir diesmal ins Treffen: Prof. Alexander Fuks mit seinem Porträt der schönen Frau von Schenk (zw. S. 192 u. 193) — beide werden gefallen: die dargestellte Dame und ihr Bildnis, das übrigens noch vor der Wandlung der Hutmode gemalt sein muß. Oder ob Frau von Schenk den Mut besaß, sich von der lieben Mode zu befreien? Gut standen stattlichen schönen Frauen diese großen Hüte doch immer! — Die Reihe unserer farbigen Blätter ist diesmal besonders lang: da gibt es noch einen prachtvollen „Alten Winkel" aus dem lieben Nürnberg, den Prof. Hermann Gradl auch fast mit Spitzwegischer Behaglichkeit aufzufassen wußte (zw. S. 216 u. 217 eingeschaltet), und es gibt ferner ein prachtvolles Tierstück von Prof. Emanuel Hegenbarth — ein Bild, bei dem den Pferdeliebhabern das Herz im Leibe lachen müßte.

Wohnküche, für Ostpreußen gestiftet von Kommerzienrat Ad. Steinharter in München
Ausgeführt von der Hofmöbelfabrik M. Ballin, ebenda

Einfach unbezahlbar, wie zur Zeit die Gäule ja überhaupt (zw. S. 240 u. 241). Derselbe Meister steuerte auch (nach S. 248 eingefügt) ein schönes Waldbild und noch ein zweites Tierstück, diesmal aber famose Hunde, bei (nach S. 256). Wir haben so Gelegenheit, ihn von verschiedenen Seiten seiner reichen und reifen Kunst kennen zu lernen. — Unseres alten Gönners, des trefflichen Adolf Adam Oberländers, gedenken wir zu seinem 70. Geburtstag (1. Oktober) mit vielen herzlichen Wünschen und Dank für alles, was er — nicht etwa nur uns — sondern dem deutschen Volke gab. Wir können dabei wohl kaum Besseres tun, als von ihm selbst ein höchst eigenartiges Blatt „Der Trinker" zu bringen (nach S. 280) und sein Bildnis von Prof. Leo Samberger (nach S. 284). Gibt's irgend die Gelegenheit, wollen wir ihm auch selber ein volles Glas weihen. Er ist mit seinen 70 Jahren zwar kein Wackelgreis, aber eine ganz anständige Leistung ist es doch: erst 70 Jahre alt zu werden und mit den 70 Jahren noch so frisch schaffen zu können! Freilich Atelierbilder, die bis in die letzten Einzelheiten mit künstlerischer Meisterschaft liebevoll durchgeführt sind, wie wir heute eins zeigen können, gehören bei Adolf Oberländer verhältnismäßig zu den Seltenheiten. Was er hauptsächlich geschaffen hat und wodurch sich der Meister unbestritten Weltruhm errungen hat, so weit die deutsche Zunge klingt, das sind seine köstlichen Zeichnungen in den „Münchner Fliegenden Blättern", die in den zwölf Bänden des Oberländer-Albums gesammelt herausgegeben wurden. Diese Zeichnungen sprühen geradezu von dem eigentümlich deutschen Humor und von unwiderstehlicher Komik und sind einer das Zwerchfell erschütternden Wirkung gewiß. Solange es deutschen Humor gibt, wird man den Namen Adolf Oberländers mit Ehren nennen. — Ein kleines, sehr feines Stimmungsbild von Curt Agthe, auch einem unserer treuesten Mitarbeiter, schalteten wir zwischen Seite 184 u. 185 ein. „Abenddämmerung im Atelier" nennt er es, und wirklich kommt die linde Stunde der Dämmerung im Ton schön zum Ausdruck. Es muß sich gut sein und träumen lassen, dort oben, unter dem schrägen Fenster, mit dem Blick auf die turmreiche Großstadt, mitten unter all deinem Künstlergerät und Kram, lieber Curt Agthe! Man kann dir's

Digitized by Google

Schlafzimmereinrichtung der Münchner Ostpreußenhilfe. Graugelb gebeiztes Fichtenholz mit schwarzen Fassungen. (Preis 200 Mark)

neiden. — Endlich noch zum Abschluß des fast überreichen Bilderschmucks die Wiedergabe einer Plastik: als echte Künstlerphantasie und dabei fast wie stilisiert wirkt diese „Gazelle" (nach Seite 296 eingefügt) von Prof. Fritz Behn. So möchte man jetzt bisweilen durch die Zeit dahinjagen — einem großen Ziele entgegen! v. Sp.

Aus der Ausstellung der Münchner Ostpreußenhilfe: Wohnküche, entworfen von Architekt Eduard Pfeiffer in München, ausgeführt von der Hofmöbelfabrik Anton Pössenbacher, ebenda. Sandgeblasenes graues Fichtenholz mit Deckplatten aus Ahorn. (Preis 290 Mark)

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Kurt Küchler, Feuertaufe (Leipzig, Hesse & Becker) — Otto Rodehorst, Und wenn die Welt voll Teufel wär' (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.) — Ernst von Wolzogen, Landsturm im Feuer (Berlin, Ullstein & Co.) — Gustav Hänfling, Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Aufgefunden und herausgegeben von Heinrich E. Kromer (Leipzig, Inselverlag) — Max Dauthendey, Geschichten aus den vier Winden (München, Albert Langen) — Ida Boy-Ed, Vor der Ehe (Berlin, Ullstein & Co.)

Der Krieg, der blind und grausam soviel reiche Zukunft im Keim vernichtet hat, hat gleichzeitig ein paar jüngeren Begabungen die Tür zu einer schönen Zukunft aufgetan. Er hat ihnen das Beste gegeben, was einem Dichter werden kann: starke Erschütterungen und außerordentliche Schicksale. Indem er sie mit gewaltiger Faust über den Alltag emporriß und ihnen Ziele wies, verlieh er ihnen die Möglichkeit, Kraft und Können zwingender als bisher zu zeigen. „Wir wußten nicht, wozu wir blühten," läßt Ina Seidel die deutsche Jugend von 1914 sagen. Aber als die Trommeln riefen, hat unsere Jugend es mit einem Male gewußt. Und mit ihr, die plötzlich zu glühen begann, die nicht mehr nach dem Sinn und Zweck ihres Daseins zu fragen brauchte, ist auch mancher Dichter der Jugend zu Ziel und Reife gekommen. Das wird sich, wenn die Gewitter erst vertost sind, noch besser zeigen, als heute. Aber schon jetzt ahnt man bei diesem und jenem den Ruck, den er bekam und der ihn erstaunlich vorwärtsbrachte. Im Lyrischen offenbart sich das vielleicht am schönsten an Ina Seidel. Sie hat in einigen Kriegsliedern eine so dunkle, süße Melodie gewonnen, daß sie gleichsam über Nacht von einer halben Hoffnung zu einer ganzen Erfüllung ward. Und wenn es im Erzählerischen auch nicht so rasch geht: bemerkenswerte Aufstiege haben sich hier gleichfalls angedeutet oder vollzogen. Nicht am wenigsten hat der junge Hamburger Kurt Küchler — er stammt eigentlich aus Essen — dem Kriege und den großen Stunden von 1914 zu danken.

Wohl, die Leute vom Bau wußten schon lange, daß er Talent besaß. „Er kann etwas," sagt man in solchem Falle in literarischen Kreisen, und wenn man das sagt, „kann" der Betreffende schon ziemlich viel. Aber er steht gleichsam noch in der großen Reserve-Armee der Literatur. Sie wird von unzweifelhaften Begabungen gebildet, die sämtlich zwar nicht den Marschallstab, aber doch wenigstens ein Stückchen davon im Tornister tragen .Bei den meisten bleibt er ja nun zeitlebens im Tornister liegen. Einige jedoch haben das immer irgendwie mit dem Verdienst verbundene Glück, ihre Stunde zu finden und in die vorderen Linien zu gelangen. Das geschieht meist ganz plötzlich, oft zu ihrer eigenen Überraschung. Und dann beginnt die schwere Aufgabe, sich da vorn zu halten.

Kurt Küchler also — um auf ihn zurückzukommen — scheint sich in letzter Zeit in einem Eilmarsch nach vorn zu befinden. Wir wollen ihm wünschen, daß er es schafft. Wenn man die unzähligen Kriegserzählungen, die den deutschen Kampf begleiten, kritisch durchsiebt, so steht über vielen der besten Arbeiten sein Name. Alle diese „Geschichten aus dem großen Krieg" hat er nun unter dem Titel „Feuertaufe" gesammelt (Leipzig, Hesse & Becker). Es ist ein Buch geworden, das sich sehen lassen kann und dem der Erfolg nicht fehlen wird.

Was zuerst daran auffällt, ist die außerordentliche Beweglichkeit und farbige Glut der Phantasie. In wenigen Monaten fast zwanzig Kriegsnovellen zu schreiben, und zwar Kriegsnovellen, deren jede die literarische Marke zeigt, das ist an sich schon eine Leistung. Ganz gewiß hat das Tagesbedürfnis dabei mitgesprochen; auch sonst hat ja Kurt Küchler stark journalistische Neigungen und Fähigkeiten erkennen lassen. Aber er vergißt darüber nie den Dichter. Wie die zumeist sehr abgeschliffenen Talente von Ruhr und Niederrhein hat er eine Formgewandtheit, die unter Umständen eine Gefahr für ihn werden kann, doch vorläufig setzt er noch ebensoviel Wärme und künstlerischen Ernst ein. Er durchglüht seine Stoffe; er läßt nicht zu, daß sie an irgendeiner Stelle matt bleiben und gleichgültig lassen; er will wirken und übersteigert, wie jeder Dichter mit starker Phantasie, leicht das Fühlen und Handeln seiner Gestalten. Da ist z. B. die kleine Skizze „Wie Jan der Heizer starb." Sie erzählt, wie das deutsche Geschwader mit abgedeckten Lichtern dem Feind entgegenfährt, wie es zur Schlacht kommt, wie der Panzerkreuzer, auf dem Jan, der Heizer, dient, sinkt und wie Jan selber dabei zugrunde geht. Das ganze Ding ist elf Seiten lang. Es scheint nach der Inhaltsangabe dazu verurteilt, viel mit Schilderung zu wirtschaften. Aber nun sehe man, wie die Schilderung Zug um Zug in fortschreitendes Erleben umgesetzt wird! Alles empfängt eine wilde oder glühende

Digitized by Google

oder entschlossene Seele: der harsche Wind, der aufspringt, das Meer, das orgelt, der Panzerkreuzer, der stählern durch die Wellen schneidet, das Feuer, das unter dem Kessel wütet, der gefesselte Dampf, der in den Röhren und Ventilen tobt. Jan selber ist all diesem Machtvollen und Gewaltigen verwandt. Seine Seele lebt und webt in den urtümlichen Dingen, er spricht und redet mit dem Feuer, er liebt es wie einen Bruder, er verhöhnt es zuletzt, als die Maschinen versagen und die rote Glut zwecklos tobt. Niemand wird daran glauben, daß der Heizer auf dem sinkenden Schiff, vom Tode bedroht, die Worte, die Küchler ihm in den Mund legt, wirklich in die Flammen hineinsprechen könnte. Doch aber stutzt man nur einen Augenblick. Denn von vornherein ist der schwarzberußte Kerl, der mit dem nackten Leib vor dem Höllenrachen der Feuerkessel steht, so ins Elementare gemalt, daß man schließlich nicht viel dabei findet, wenn er mit dem Element spricht. Die Energie der Darstellung, die Glut, Farbe und Größe der Szene, die Raschheit der sich abspielenden und unwillkürlich alle Nerven erregenden Ereignisse sind stark genug, uns über alle Bedenken fortzureißen.

Das glückt nun, wie kaum betont zu werden braucht, nicht immer so vollständig, aber überall ist der Versuch gemacht, die natürliche Erregung der von Krieg und Kriegsgeschrei durcheinandergeschüttelten Menschen bis zur Ekstase zu steigern. Der alte Vater Pierre, der 1870 im 117. Regiment gegen die Preußen focht und nun mit tausend Hoffnungen sein Regiment von dazumal zu glorreicher „Revanche" ausziehen sieht, verliert die Besinnung, als er auch jetzt wieder die Flucht der Soldaten erlebt. Mit einem tierischen Schrei stürzt er unter die verstörten Männer und gellt ihnen Beschimpfungen entgegen, bis ein Bajonettstich ihn für ewig verstummen läßt. Mit einem ähnlichen Schrei aus ungeheurer Spannung begrüßt Hannes Bratt den Erfolg seines Unterseebootes ... dieser Hannes, der schon recht sehr „unters Fußvolk", ins barfüßige Regiment geraten war und sich durch den Krieg wieder ehrlich macht. Die ganze Mannschaft ist „wie toll", und toller noch ist in einer anderen Skizze die kleine „Julienne". In einem orgiastischen Haß gegen die Deutschen feuert sie in einem belagerten Fort die Kanoniere zu immer erneutem Widerstand an ... eine zweite Jungfrau von Orleans, die „in ekstatischer Glut" die Arme in die blaue, von Granaten zerrissene Nacht streckt. Wie sie in das Fort hineingekommen ist, woher der furchtbare Haß gegen die Deutschen stammt, das interessiert Kurt Küchler nicht. Er sieht nur das Bild vor sich .. das glühende, halb kindliche Weib mit dem aufgelösten, matt glänzenden Haar und den fanatischen Augen. In ein paar Fliegerskizzen und im „Kantor von Leke" wird die Ekstase zum Halbwahnsinn. Der „Reservist Hähnlein", von dem eine andre Geschichte erzählt, brüllt aus schrecklicher Angst heraus und nimmt fünf Franzosen gefangen, Held wider Willen, ein Held aus furchtbarer Nervenspannung.

Wollte man die Lieblingsgestalten Küchlers kurz charakterisieren, so würde man am besten sagen, daß sie wenig Verstand und sehr viel Phantasie besitzen. Es ist auffällig, eine wie große Rolle die Farbe in diesen Erzählungen spielt. Vieles ist ohne Weiteres malerisch gesehn, und in einer Skizze, „Die gelbe Kerze", wird man unschwer die Überspannung jener Eigenheit finden... die Überspannung, der ein Phantasiedichter selten entgeht. Da ist von den weißen Felsenhöhlen der Champagne die Rede, und das Spiel der Lichter und Schatten darin wird mit einer zärtlichen Liebe geschildert. Ein ganzer Tuschkasten wird dazu verbraucht, um das in den unendlich vielen Zwischenstufen wogende Blau der Schatten anzudeuten. In dieses Blau jedoch, denkt ein Freiwilliger, gehört ein große goldgelbe Kerze, goldgelb wie Honig. Es wird sein Traum; es ist seine Sehnsucht. Ein Kamerad, der davon weiß, bringt eines Tages von einem Meldegange aus einer kleinen Dorfkirche eine solche Kerze mit ... gerade, als der Freiwillige schwer verwundet zurückgetragen wird. Und glücklich stirbt der Träumer in den phantastischen Wundern der Farben, die in sanfter Herrlichkeit beim Schein der goldgelben Kerze ringsum erwachen und aufblühen. Ich erwähne diese Skizze nur, weil sie einen Zug aufbauscht und zur Selbständigkeit entwickelt, der unaufdringlicher auch in jeder anderen enthalten ist. Im abgemessenen Verhältnis wirkt er als Vorzug. Durch die Ausschweifungen, denen er unterliegt, würde sich schon schließen lassen, daß Kurt Küchler nicht aus unmittelbarem Erleben schafft, sondern von Reizungen seiner Phantasie ausgeht. Wie er diese Phantasie jedoch durch Züge der Wirklichkeit stützt und gleichzeitig zügelt, das ist hoher Anerkennung wert. Er schickt sie nach allen Seiten. Allerdings nur nach allen Seiten des Westens. Auf den Gefilden Polens und Galiziens findet er keinen Stützpunkt.

Zusammengefaßt: ein Buch, das man lesen soll. Es hat in seinen schönsten Stücken nicht nur die Feuertaufe des Krieges empfangen, sondern auch die Feuertaufe eines Dichtergeistes.

Mehr ins Idyllisch-Gemütvolle, das leider ab und zu auch ins Sentimentale hinabgleitet, malt Otto Rodehorst in seinem Kriegsbuch „Und wenn die Welt voll Teufel wär'!" (Berlin 1915, G. Grote). Es ist ein Buch von Heidjern, „ein Bericht, wie kleine Leute den großen Krieg miterleben", also das norddeutsche Gegenstück zu dem prächtigen Dorfkriegsroman des Schwaben Peter Dörfler. Nur daß Peter Dörfler schon ganz auf eigenen Füßen steht, während Otto Rodehorst sich links noch etwas an den Jörn Uhl-Dichter und rechts an Dietrich Speckmann lehnt. Und daß er ferner die Heimat verläßt, um mit Dehnings Otto und Schröders

Digitized by Google

Karl durch Belgien und Frankreich zu marschieren, während Peter Dörfler die Nasenspitze aus seinem weltverlorenen Gebirgsnest überhaupt nicht hinausstreckt. Sonst, in allem Stofflichen, sind sie sich natürlich ganz nahe, denn Bauer bleibt Bauer und Krieg bleibt Krieg. Der Mobilisierungsbefehl hat im schwäbischen Berglande nicht anders gewirkt, wie im hannoverschen Heideland, und hier wie dort gab es Vaterlandslieder und Kriegsandacht, schweren Abschied und fröhlichen Auszug, hier wie dort ward Liebe und Leid mitgeschleppt und zurückgelassen. Wir haben das gewiß schon hundertmal gelesen, aber es wird einem doch nicht zu viel. Das gemeinsame Schicksal, das all die Millionen kleiner Menschen in Städten und Dörfern geschüttelt hat, nimmt uns immer wieder hin, ja, es kommt einem heut vielleicht stärker zum Bewußtsein, als damals. Mich beschleicht der Gedanke, daß es mit den großen Zeiten der Geschichte ähnlich geht wie mit dem Glück oder der Jugend: wenn man ihrer ganz bewußt wird und sie in ihrer höchsten Bedeutung erkennt, sind sie vorüber.

Die kleinen Leute der großen Zeit, deren Empfindungen und Erlebnisse uns Otto Rodehorst deutet, haben gefühlvolle Herzen und verschlossene Lippen. Man merkt es dem Erzähler an, wie er seine Heidjer liebt, und es sollte mich nicht wundern, wenn er sie in seinem Herzen mit dem Hochmut der Liebe allen andern Leuten, vor allem den Städtern, voranstellte. Aber auch Liebe kann die Welt verengen, und auch auf der Heide menschelt es wie überall. Unser Erzähler jedoch hat sich ganz auf eine Seite gelegt, auf einen Ton gestimmt: seine Keerls und Deerns, die Jungkeerls so gut wie die Alten, sind durch die Bank Goldherzen, so daß man Lust bekommt, in der Nähe von Celle Hütten zu bauen. Die Dehnings vom Aschkauhof, Postillon Schröder und der alte Pastor Wieneke, Twisselhoops Marie und die ganze Freundschaft ringsum im Land — sie glänzen eigentlich vor Bravheit und Biederkeit. Irgendwelche tragischen Konflikte, die eine Schuldverstrickung voraussetzen, wollen unter ihnen kaum gedeihen; jedem könnte man aufs Grab die Gellertschen Worte setzen: „Er ward geboren, er lebte, nahm ein Weib und starb." Otto Rodehorst schürft eben noch nicht tief genug; er ist kein Menschendarsteller. Er zeigt auch in keinem Satze, daß er selber einen weiteren Horizont hat als seine Heidjer. Und dabei wirkt er doch nicht bäuerisch-nüchtern, sondern städtisch-sentimental. Er hat jene verräterischen Verkleinerungsformen — auf einer halben Seite habe ich Käferchen und Zweiglein, Bienlein und Glöcklein, Meislein und ähnliche Niedlichkeiten aufgelesen, die in einem Bauernbuch falsch wirken. Bei reiferer Erkenntnis wird er sie sparsamer verwenden und wird sich ebenso vor allzuviel Gefühlsweichheit hüten. Was sein Buch heute trägt, so daß man es im ganzen doch gern und mit freundlichem Herzen liest, das ist noch nicht die Begabung und Kraft des Erzählers, sondern das ist die Macht und Kraft der Zeit, deren hohe Wellen eben auch durch diese Schilderungen schlagen. Wenn das Glück den Heide-Erzähler ins Feld geführt hat, so härtet er sich dort vielleicht und bekommt andere Augen. Dann gibt er mir am Ende gar Recht und stampft das nächste Mal mit schwererem Schritt über Ginster und Erika. Gerade für Leute, wie er einer ist, kann der Krieg ein Meister-Erzieher werden.

Sehr unterhaltsame und für den Laien auch sehr lehrreiche Schilderungen seiner Kriegserlebnisse hat der sechzigjährige Ernst von Wolzogen veröffentlicht. Trotz seiner Gebrechen und Gebresten hat er seine alte Haut fürs Vaterland zu Markte getragen, hat noch einmal den Soldatenrock angezogen und brave hessische Familienväter im Osten an den Feind geführt. „Landsturm im Feuer" heißt sein bei Ullstein & Co. in Berlin erschienenes Büchlein: es mischt dem gehörigen Ernst eine willkommene Prise Humor bei, es gewinnt bald unser Vertrauen durch eine spürbare Ehrlichkeit und erfrischt durch Seitenblicke und Seitenhiebe auf Auswüchse der verflossenen Friedenskultur. Das brave Landsturmbataillon, dem Wolzogen zugeteilt war, muß wirklich, wie er lächelnd auch selber meint, so eine Art letztes Aufgebot gewesen sein. In seiner Kompagnie wäre er mit seinen nahezu sechzig Jahren der jüngste Leutnant gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick ein Professor aufgetaucht wäre, „der noch im zarten Jünglingsalter der späteren Vierziger stand". Die neun Offiziere des Bataillons zählten zusammen 514 Jahre; die fünf Vizefeldwebel und Offizierstellvertreter hatten zusammen 5,19 Doppelzentner Lebendgewicht. Trotzdem wollten sie alle so schnell wie möglich zum mobilen Landsturm, und im November fuhr denn auch wirklich der einstige Meister des Überbrettls als Kompagnieführer zusammen mit drei kriegsstarken Bataillonen von Darmstadt aus in drei Tagen nach der östlichen Grenze — ins masurische Seengebiet und die Gefilde von Lötzen. Für die Vorstellung seiner wohlgerundeten Westerwälder Landstürmer bestand zwischen Ostpreußen und Sibirien kein wesentlicher Unterschied; sie wären alle viel lieber nach dem üppigen Belgien marschiert, aber schließlich rissen sich auch die Rheumatiker zusammen: sie trauten sich schon zu, ihre Aufgabe zu erfüllen und eine befestigte Stellung zu halten. Doch bald merkten sie, daß das nicht immer so einfach war. Wolzogen bekennt sehr nett und ehrlich, daß er als kriegerisches Unschuldslamm zunächst die saftigsten militärischen Dummheiten beging. Er hatte keine Ahnung, daß Ablösungen im Schützengraben nur in der Morgen- oder Abenddämmerung vorgenommen werden sollten, er ließ seine Leute in geschlossener Marschkolonne der Sonne und dem Feind entgegenziehen, er sah sich schließlich allein auf weiter Flur wie der Hirtenknabe, ohne diesem an kriegerischer

Digitized by Google

Erfahrung sonderlich überlegen zu sein. Die hessischen Landstürmer, die ihm anvertraut waren, wollten sich vor allem überall und allezeit einen Kaffee kochen. Als die Russen ernsthaft angriffen und die Sache brenzlig wurde, rückten sie aus, und es half nicht viel, daß die Zugführer sie mit dem Revolver bedrohten. Ganz verzweifelt fand sich der Herr Oberleutnant wieder mit ihnen zusammen; in rasender Wut schleudert er ihnen Beschimpfungen entgegen und droht, sie alle vors Kriegsgericht zu bringen. Aber ein alter Hauptmann beruhigt ihn: „Ihre Leute sind davongelaufen; doch das war das Gescheiteste, was sie tun konnten." Sie haben auch später sehr wacker im Schützengraben ausgehalten, aber in der berühmten Winterschlacht wurden sie glatt vergessen. Sie standen sich irgendwo die Beine in den Leib, wo weder die Kanonen der Feinde, noch die Goulaschkanonen der Freunde sie fanden. Das ist mit einer Ungeschminktheit erzählt, die von vornherein auch die Treue der übrigen Darstellung verbürgt. Und die dazwischenliegende Zornpredigt gegen „die schmachvolle Verweibsung unserer modernen intellektuellen Kultur", gegen die unsere soldatische Volkserziehung ein gesundes Gegengewicht biete, nimmt man ebensogern hin, wie die gescheiten Bemerkungen über den Bauern und manches andere. Den meisten Beifall mag Wolzogen aber mit der Gestalt des Feldwebelleutnants Bumke finden — dieses Mannes, der sich von vornherein durch die fabelhafte Kunst auszeichnet, Feldwebel als Einsilber und Feldwebelleutnant als Zweisilber aussprechen zu können. Auf „Kamerad Bumke" ist solch eine Fülle lebendiger Züge gehäuft, daß man daraus, ohne die Porträt-Echtheit im geringsten zu bezweifeln, den Schöpfer des „Lumpengesindels" und vieler humoristischer Romane erkennt. Jedenfalls war man nur selten mit Wolzogen so einverstanden, wie vor diesem netten Landsturmbüchlein.

Nach einer Übung, die hoffentlich nicht mehr lange zu währen braucht, mögen auf die drei kriegerischen wieder drei friedliche Werke folgen. Das erste davon stammt von Heinrich E. Kromer, dem Dichter-Erzähler, der uns vor zwei Jahren den fragmentarischen autobiographischen Roman „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt" schenkte, einen Abkömmling des grünen Heinrichs. Er bringt nun wieder den Ich-Roman eines Malerleins: „Gustav Hänfling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers (Leipzig, Insel-Verlag), aber die Reinigung des Gemütes, die ein Dichterwerk niemals bezwecken, doch immer erreichen wird, bleibt aus. Mit etwas gequältem Lächeln blickt man auf den Helden, der sich gegen den früheren nicht hinauf-, sondern hinunterentwickelt hat, ja man weiß nicht recht, ob uns der Dichter nicht halb und halb nasführt. Er hätte dann freilich den Scherz allzu ernsthaft betrieben.

Gustav Hänfling, dessen Tagebuchaufzeichnungen hier vorliegen, ist ein armer Webersohn aus dem Schlesischen und hat aus hungriger Kindheit gelernt, daß in der Welt alles auf das Verdienen und Sparen ankäme. Er bemalt Tassen mit Rosen- und Vergißmeinnicht-Muster (Stück fünf Pfennig), er macht Zeichnungen auf Seide, Schriften auf Stoffe, Wappen und dergleichen Zeug für Bierkrüge und Pfeifenköpfe: „Man ist ja vielseitig, Gott sei Dank!" Aber weil er immer Angst hat, ein andrer könnte den Auftrag bekommen, arbeitet er zu Hungerlöhnen, und auf mehr als zweihundert Seiten wird uns gewissenhaft seine Pfennigfuchserei vorgeführt. Manchmal erregt sein Talent, Mahlzeiten zu schinden, Sechser zu sparen und Pfennige zur Mark zu sammeln, eine gewisse Heiterkeit, aber sie ist doch noch weniger mit Rührung, als mit Befremden, ja mit Abneigung gemischt. Man kann Leberecht Hühnchen verstehen und in seiner drolligen Bescheidenheit lieb haben. Aber was bei ihm Genügsamkeit ist, wird bei Gustav Hänfling zu Gier, Geiz, Unvernunft, die mit erbaulicher Philosophie umrankt sind. Er gönnt sich so wenig, daß er zum Schluß an Unter-Ernährung eingeht, obwohl er Geld auf Häuser leihen kann. Es ist wahr, daß die ganze Gestalt von Anfang bis Ende gut durchgehalten und auch in ihrem Verhältnis zur Poesie (Trompeter von Säkkingen!) wie in ihren kümmerlichen Liebesabenteuern einwandsfrei erfaßt ist. Aber indem Kromer ihr allein das Wort gibt, zwingt er uns stundenlang auf ihren dürftigen, kleinlichen Krämerstandpunkt hinab, und was zunächst recht amüsant ist, wird auf die Dauer bei der unwandelbaren Enge des Gesichtskreises sehr bedrückend. Man grübelt vergeblich, was den Erzähler zu dieser Gestalt, die man sich nur als Begleit- und Gegenfigur denken kann, getrieben hat. Wollte er sich einen Zorn von der Seele schreiben und sich durch die Anlage gleichzeitig zu größter künstlerischer Objektivität zwingen? Oder was wollte er sonst? Was es auch gewesen sein mag, er hat, wie mir scheint, die erstrebte Wirkung nicht erreicht. Es mag paradox klingen, aber es ist in der Tat so: gerade die bis zum Äußersten durchgeführte künstlerische Objektivität ist das Unkünstlerische an dem Buche. Denn ein so schönes Ding es um sie sein mag: sie setzt immer eine gewisse Höhe und Würdigkeit des geschilderten Objektes voraus. Kleinliche und jämmerliche Dinge, über deren Kleinlichkeit auch bei den gegensätzlichsten Naturen kein Zweifel besteht, sind aber nur erträglich, wenn sie aus der Freiheit und Überlegenheit des höherstehenden Betrachters heraus dargestellt werden. Aus ihrer eigenen Minderwertigkeit läßt sich eine umständliche Beschäftigung mit ihnen nicht begründen. Darin hat Kromer gefehlt, und sein Buch — so originell es wirken mag, — war mir nach dem „Arnold Lohr" doch eine schmerzliche Enttäuschung. Mir scheint, es setzt einen Mangel an natürlichem Gefühl voraus.

Ob ein ähnlicher Mangel nicht auch hin und wieder vor Max Dauthendey das

Digitized by Google

Herz des Lesers beklemmt? Dieser schillernde Würzburger reiste als Weltbummler „um sieben Meere“ und brachte asiatische Novellen, mexikanische Romane, japanische Liebesgeschichten, skandinavische Komödien nebst allerlei sonstigem internationalen „Weltspuk“ heim. Er hat sich auf das Exotisch-Farbige gelegt, strebt nach verblüffenden Wirkungen, bevorzugt das Exzentrische, liebt das Groteske. Fast immer ist es nur ein rein romantischer Spieltrieb, dem seine Phantasie nachgibt.

In den „Geschichten aus den vier Winden“ (München, Albert Langen) kutschiert er uns wieder durch die unmöglichsten Gegenden, und eigentlich doch nur deshalb, um von hier aus leichter ins Bizarre schweifen zu können. Manchmal fallen dabei schöne Naturschilderungen ab wie in der „Himalajafinsternis“; manchmal läuft ein ganzes Phantasiespiel in einem heiteren ironischen Zeitwitzchen aus; manchmal, wie in „Heckfel und die Bergwerkflöhe“, bleiben wir ganz im Grotesken. Auch der Humor, den Dauthendey hier zum erstenmal zu zeigen versucht, hat diesen grotesk-ironischen Beigeschmack. Man muß zwar unwillkürlich lachen, wenn in der Erzählung „Die Kurzsichtige und der Komet“ die junge Dame mit den schwachen Augen ihr Händchen an den Spazierstock eines fremden Herrn bindet — sie hält den Stock für einen Baumstamm —, aber es ist nicht recht geschmackvoll, die allgemeine Heiterkeit in diesem Falle wie in zwanzig ähnlichen aus dem körperlichen Gebrechen eines Mitmenschen zu speisen. So verläßt man denn Buch und Autor mit zwiespältigen Empfindungen — ein Buch, das oft nur ironisch zu spielen scheint, einen Autor, der in der Hauptsache doch wohl in das letzte Kapitel und den Zersetzungsprozeß der Neuromantik gehört.

An einen breiteren Leserkreis wendet sich, wie immer, Ida Boy-Ed. Ihr jüngster Roman, „Vor der Ehe“ (Berlin, Ullstein & Co.), wandelt das urewige Thema ab, doch man folgt ihm nicht ohne Anteil. Ein glücklich erfundener, die Neugier spannender Einsatz führt zwanglos Menschen verschiedener Lebenskreise zusammen; ein näheres Kennenlernen bringt Hans und Grethe, die beinah ein Paar geworden wären, wieder auseinander. Dafür läuten die Glocken für ein anderes Gespann, das besser zusammenpaßt. Eine Welt, die groß lebt und klein denkt, berührt sich mit einer anderen, die groß denkt und klein lebt. Alle Spielarten des Fraulichen huschen vorüber — auch die üblichen Grenzüberschreitungen, durch Mannweib und Weibchen vertreten, fehlen nicht. Hamburg muß den gemeinsamen Rahmen für sie abgeben. Ein unterhaltendes Buch, das noch etwas mehr als bloße Unterhaltung vermittelt. Denn Ida Boy-Ed verleugnet nie ihre reiche Lebenserfahrung, ihren geschärften Beobachterblick und ein Stück freier, gütiger Menschlichkeit. Wie Fruchtkörner streut sie kluge Worte in die Erzählung, und nicht zuletzt mag es an diesen unaufdringlichen Zeugnissen eines sicheren Geschmacks und einer reifen Bildung liegen, daß ihre Romane, so wertverschieden sie sein mögen, doch fast immer irgendwie sympathisch berühren.

Oktober

Des Herbstes Tage voll von sanfter Lust
Sind wie die Fraun, die ihre Jugend lassen:
Bald muß der Wangen frisches Rot verblassen,
Doch Sehnsucht füllt noch einer jeden Brust.

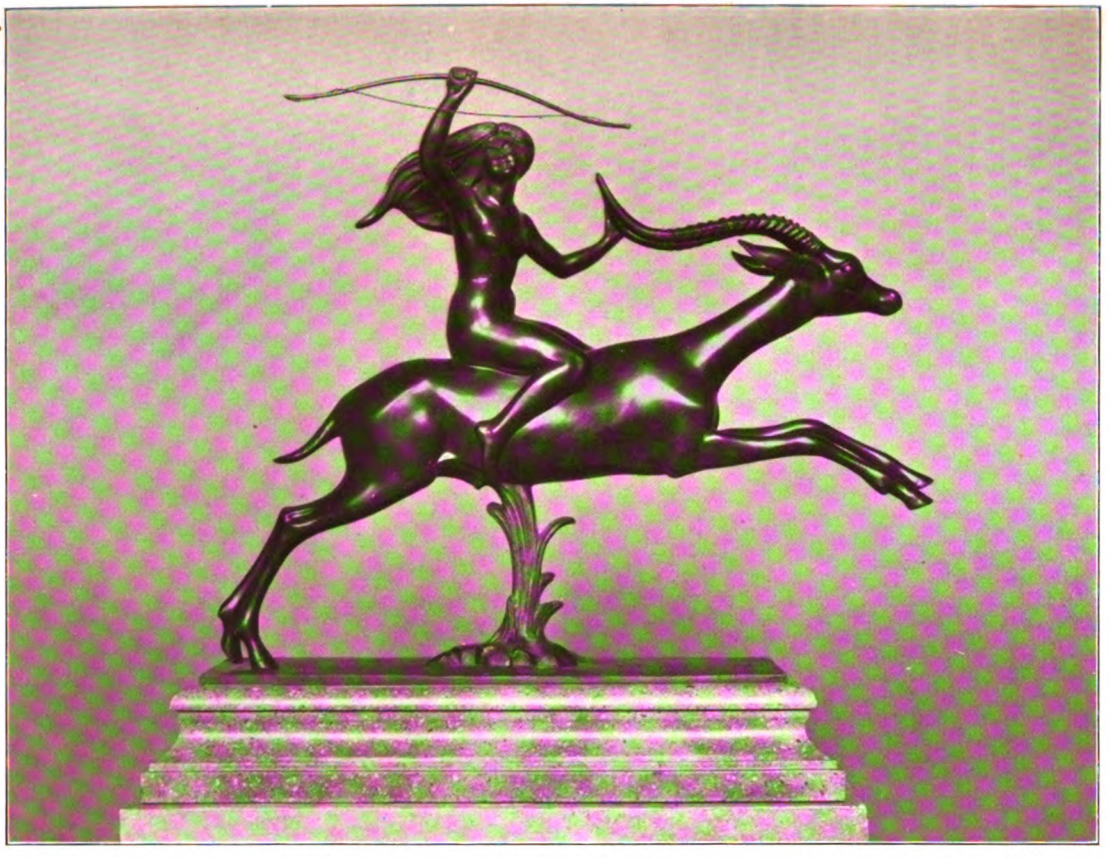
So süßer Reize bin ich mir bewußt.
Des Todes Schönheit müssen wir erfassen,
Um weise unser Leben zu verprassen,
Drum Seele tue, was du tuen mußt.

Es löst das Licht den silberzarten Duft,
Den der Oktober seinem Morgen leiht.
Tiefblauer Mittagslanz durchhallt die Luft,

Die Sonne prunkt in Pracht und Herrlichkeit
Hoch im Zenit! Nun neigt sie sich zur Gruft.
Du gleichst dem Herbsttag, Seele. Sei bereit!

Friedrich Freksa

Digitized by Google



Gazelle. Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Deutsche Frauen

Ballade von Hellmuth Unger

Wißt ihr die Zeit noch, die herrliche Zeit,
Als wir nach Welschland gezogen?
Im Sonnenglast strahlten die Felder weit
Und schaukelten goldene Wogen.

Deutschland, wer schlägt deine Ernte schwer?
Drauß steht dein Heer!
Deutschland, wer soll deine Felder bebau'n? —
Die Frau'n!
Deutschland, zu schwach ist Weibeshand,
Kennt nur Spiel und der Liebe Tand! —
Wenn deutsche Männer im Kampfe stehn,
Muß Frauenschritt hinter dem Pfluge gehn!

Da blinkten Sensen im Sonnenbrand,
Die Schwaden der Felder zu schlagen,
Und Frauen haben sie übers Land
Auf leuchtenden Schultern getragen.
Drauß stürmten die Heere, wie Hagel dicht
Durch Welschland und wußten nur: siegen!
Die Frauen pflügten im Frührotlicht
Und ließen ihr Blondhaar fliegen.
Sie streuten wuchtig die Kornsaat aus
Und kannten nicht Rast noch Ermüden,
Bis Winterschnee deckte die Gärten am Haus,
Da träumten sie hoffend von Frieden.

Der Lenzwind tanzte durch Blumenblühn
Und schimmernde Saatenwellen,
Die Frauen standen in Morgenfrühn,
Verlassenes Land zu bestellen

Digitized by Google

Der Männer Arbeit ward Frauenlos
Und blieb es in leuchtenden Tagen.
Sie lachten und schafften und haben im Schoß
Selbst keimendes Leben getragen.
Wenn der Sommer glühte, der alles reift,
Daß die Männer es ahnten und wüßten! . . .

Der Sommer kam. Und ein Kindlein greift
Durststürmisch nach Mutterbrüsten.
Da hielten die Frauen jungblühendes Glück
In den Armen bei Wiegegesängen . . .

Der fiel, und jener kommt nimmer zurück,
Und die Ernte stand schwer an den Hängen.

Sie nahmen die Kunde wie bleischwere Last
Und zeigten nicht, wie sie litten,
Die Hand, die Körner zum Säen umfaßt,
Hat auch die Ernte geschnitten.
Die Frucht in Deutschland stand voll in Kraft
Und fiel unter sirrenden Schlägen,
Als trüge, weil Frauenhände geschafft,
Sie heimlich doppelten Segen.

Die vollen Scheuern trotzen der Not,
Und Frau'n, die ihr Bestes verloren,
Das ihnen raubte der Trommler Tod,
Sie haben Leben geboren.
Sie wissen Gräber, dahin kein Geleit,
Und Tote, die grußlos geschieden.
Still bergen sie Ernten für kommende Zeit
Und träumen von Frieden. Von Frieden.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 16. September 1915

Gerade in den Tagen, da sich die Erinnerung an den stürmischen Vormarsch im Westen im August 1914 zum erstenmal jährte, haben wir einen ebenso stürmischen Vormarsch nach dem Osten zu seinem ersten Ende kommen sehen. Dieser richtete sich ebenso nicht nur gegen die Armeen des Feindes, sondern hatte eine ganze Reihe der allerstärksten Festungen zu überwinden, Festungen, auf deren Belagerung und Eroberung auch der Kühnste früher wohl Wochen und Monate gerechnet hätte. In der Aufstellung, die der letzte Überblick mitgeteilt und die sich nicht verändert hat, haben die verbündeten Armeen nunmehr ganz Polen, ganz Kurland und den größten Teil von Litauen erobert, während der von den Russen noch besetzt gehaltene Streifen in Ostgalizien immer schmäler und schmäler geworden ist. „Wie irdene Töpfe" sind in diesem Vormarsch die russischen Festungen zerschlagen worden und mit einer Schnelligkeit, die unheimlich ist: Iwangorod wurde am dreizehnten Tage nach Beginn des Angriffs besetzt, Kowno nach zwölftägiger Beschießung, die Einnahme von Nowo-Georgiewsk dauerte nicht viel länger und vor Brest-Litowsk wurde nur eine Woche lang um die Vorstellungen gekämpft und dann die Hauptbefestigung sofort im Sturm genommen. Was ist das für ein Kalender glänzender Heldentaten! Am 9. August fällt Lomscha, am 18. August Kowno (die Ruhmestat der Generale Eichhorn und Litzmann), am 19. August Nowo-Georgiewsk, das der Eroberer von Antwerpen, General Beseler, einnimmt. Am 22. wird Ossowiez, am 23. das nicht befestigte Kowel besetzt, am 26. wird Brest-Litowsk erstürmt, am 3. September Grodno. Am 31. August wurde von unseren Verbündeten Luck und am 8. September Dubno erobert, so daß vom sogenannten wolhynischen Festungsdreieck nur noch Rowno in Feindeshand ist. Sonst sind sämtliche bedeutenden russischen Festungen von den Truppen der Zentralmächte erobert worden.

Als Festungsbezwinger stehen unsere Truppen seit Anfang dieses Krieges unerreicht da. Im Westen sind neun Festungen in unsere Hand gefallen, alle in den ersten zehn Wochen des Krieges; im Osten hat der Schluß des ersten und der Anfang des zweiten Kriegsjahres auch die russischen Befestigungen unseren Angriffen erliegen gesehen. Werke und Nerven der Besatzungstruppen erlagen der ungeheuren Wirkung der schweren Artillerie, über die Deutschland und Österreich verfügen. Nur durch sie läßt es sich erklären, daß stärkste Betonbefestigungen im Nu zersplittern, daß für uneinnehmbar gehaltene Festungen sich nur wenige Tage zu halten vermochten. Ob diese Erfahrungen schon einen allgemeinen Schluß auf den Wert von Festungen im Kriege der Gegenwart und der Zukunft zulassen, wird natürlich noch niemand zu bestimmen wagen. Wir freuen uns heute zunächst nur darüber, daß unsere Gegner diesen herrlichen Erfolgen schlechterdings nichts Ebenbürtiges haben entgegensetzen können. Die großen Festungen an Deutschlands West- und Ostgrenze sind ja dank der stürmischen Offensive unserer Truppen in Feindesland gar nicht in Aktion getreten. Die kleine Festung Boyen bei Lötzen, die eine Belagerung der Russen hat aushalten müssen, ist uneinnehmbar geblieben, Tsingtau und Przemysl sind erst nach monatelanger Belagerung und schweren Kämpfen gefallen. Die deutsche Waffentechnik hat ebenso glänzende Triumphe erzielt, wie die strategische Führung und die unübertreffliche Treffsicherheit und Feuerschulung unserer Artillerie.

Teilweise ist denn auch die Kriegsbeute aus diesen eroberten Festungen ungeheuer gewesen, vor allem in Kowno und Nowo-Georgiewsk. Wir sind bereits derartig an Riesenzahlen von Gefangenen gewöhnt, daß wir uns kaum vor Augen halten, wie zum Beispiel die Eroberung von Nowo-Georgiewsk an Gefangenenzahl die Kapitulation von Sedan übertrifft. Letztere war der größte Erfolg des glorreichen Jahres 1870, die Einnahme von Nowo-Georgiewsk aber rechnen wir nur als eine neben vielen Taten dieses Krieges. Die Schwächung des russischen Gegners durch diese Kämpfe vom 2. Mai bis Anfang September ist natürlich entsprechend groß gewesen. In dieser Zeit sind von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen allein weit über eine Million Gefangene gemacht worden. Unsere Heeresleitung berechnet die Stärke der russischen Verbände, auf die der Stoß unserer Angriffe seit dem 2. Mai nach und nach traf, auf 1,4 Millionen Mann und rechnete, daß davon rund 1,1 Millionen Gefangene und mindestens 300 000 gefallen oder verwundet seien. Man kann also danach sagen, daß die russischen Heere, auf die die vereinigte Offensive der Zentralmächte getroffen ist, einmal völlig vernichtet worden sind. Die Russen haben die so gerissenen Lücken nur ergänzen können, indem sie die für den Angriff auf die Türkei bereitgestellten Truppen, ihre soge-

Digitized by Google

nannte Bosporusarmee, heranzogen, viele halb ausgebildete Ersatzmannschaften einstellten und von den Stellen, wo der Druck des Gegners weniger stark war, Mannschaften hinwegnahmen. Aber sie haben auch damit den Erfolg des Feindes nicht aufhalten können. Wie gesagt, waren sie zu Anfang September aus Polen, Kurland, Litauen ganz, aus Galizien so gut wie ganz vertrieben, ihre Front war zerrissen und die äußere und innere Sicherungslinie des russischen Reiches, auf die Riesenkosten verwandt und sehr starke Hoffnungen gesetzt worden sind, in der Hand der Verbündeten. Dadurch war die Front der Angreifer um die Hälfte kürzer geworden, was für die Verwendungsmöglichkeiten der Truppen an anderen Punkten von größter Bedeutung ist.

Es heißt nicht diesen in der ganzen Kriegsgeschichte der Welt einzig dastehenden Erfolg schmälern, wenn wir hinzufügen, daß er nicht mit Ausnutzung aller Verteidigungsmöglichkeiten seitens der Russen erzielt worden ist. Vielmehr ist der strategische Gedanke der Russen, seitdem der galizische Durchbruch gelungen war und die berühmte „Zange" der deutschen Angriffe von Norden und Süden immer drohender zusammenzuklappen schien, der gewesen, sich aus dieser Zange herauszuziehen, die Elitetruppen, die hinter Warschau standen, möglichst nicht einer Feldschlacht oder der Gefahr einer Kapitulation auszusetzen und in langsamem Zurückgehen dem Gegner das Schicksal Napoleons I. aus dem Jahre 1812 zu bereiten. Unstreitig ist dieser Rückzug ebenso geschickt wie barbarisch gegenüber der Bevölkerung des Rückzugsgebietes selbst durchgeführt worden. Die Russen ließen Abteilungen dem nachrückenden Gegner gegenüber stehen, die sich zäh wehrend aufgerieben oder gefangen wurden, wenn auch nicht in besonders großen Verbänden, wie die verhältnismäßig kleinen Gefangenenzahlen dieser Kämpfe zeigen. Währenddem wurden die Haupttruppen immer weiter zurückgenommen, wobei die wenigen zur Verfügung stehenden Eisenbahnlinien vortrefflich ausgenutzt wurden. Parallel damit hatten besondere Abteilungen die Dörfer anzuzünden und die Bevölkerung mit dem zurückziehenden Heere zurückzutreiben, während die Städte, wie der Kunstausdruck lautet, „evakuiert" wurden. Auf diese Weise ist die Eroberung Polens Deutschland rascher gelungen, als an sich möglich war. Fand man doch deshalb an manchen wichtigen Punkten, wie zum Beispiel in Brest-Litowsk, so gut wie gar keine Kriegsbeute mehr vor.

Der Vormarsch der Verbündeten hat nun aber nach der Eroberung Polens nicht haltgemacht, sondern rasch auch den Bug überschritten und ist in die anstoßenden Gouvernements von Litauen, Weiß-Rußland und Klein-Rußland hereingestoßen. Hier stellen sich ihm große natürliche Schwierigkeiten entgegen. Das Eisenbahnnetz wird noch viel weitmaschiger, die Straßen noch schlechter, gehören doch diese Gebiete zu den vernachlässigtsten des ganzen russischen Reiches. Dazu kommen Geländeschwierigkeiten, dichter Wald, dabei sogar ein Stück Urwald, der in unseren Generalstabsberichten oft genannte Wald von Bialowjesch, in dem für die Jagd des Zaren noch Auerochsen gehegt werden, und große Sumpfgebiete, besonders die des Pripet, südlich Brest-Litowsk. Gleichwohl hat alles dieses die Offensive unserer Truppen nicht aufhalten können. Alle Schwierigkeiten werden überwunden, und wenn auch die Etappenlinien immer länger werden, so hat das vorläufig in keiner Weise den Vormarsch wesentlich gehindert. Suchen wir wieder wie stets die Linie zu bestimmen, die erreicht worden ist, so verläuft diese Mitte September nach folgenden Orten: Schlock—Friedrichstadt an der Düna — vorwärts Dünaburg — vorwärts Wilna—Slonim—Pinsk südlich über die Bahn nach Kiew—Deraschno—Dubno — vorwärts Tarnopol — längs der Strypa — und südöstlich nach der bessarabischen Grenze. Geht man dieser Linie auf der Karte nach, so erkennt man am eindrucksvollsten die gewaltige Verkürzung der Front zwischen Ende April und Anfang September, die fast schon die direkte Linie Riga — rumänische Grenze erreicht hat.

⁂ ⁂ ⁂

Diese Linie läuft aber in ihrer ganzen Erstreckung östlich vom bisherigen Russisch-Polen. In ganzem Umfang ist dies durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Erfolge vom russischen Reiche abgerissen worden. Damit erhob auch sofort die alte schwere polnische Frage ihr Haupt. Schon nach dem Falle von Warschau wurden, wie zu erwarten war, allerlei Gedanken und Hoffnungen laut, daß dieser vorläufige Abschluß der polnischen Frage ein neues Gesicht geben möge. Seit 1863, als der letzte Aufstand der Polen niedergeworfen war, ist sie bis 1915 eine internationale Frage nicht mehr gewesen. Sie ging lediglich Preußen, Rußland, Österreich als eine Frage ihrer inneren Politik an, die Mächte, die untereinander vor hundert und mehr Jahren das machtlos zusammenbrechende Königreich Polen geteilt haben. Traten sie in Kampf gegeneinander, so lebte aber die polnische Frage von selbst wieder auf, um so mehr, als sich dieser Kampf eben auf den Feldern Polens abspielte, in Galizien und im sogenannten Weichselgebiet.

Zu Anfang des Feldzugs hat man wohl vielfach erwartet, die Polen Rußlands würden durch eine eigene Erhebung den Einmarsch der Zentralmächte in die russischen Grenzmarken sehr wirksam unterstützen. Daß dies nicht eintrat, daß die Polen für ihre eigene Befreiung in diesem Feldzug nichts getan haben, hat den Kenner der Dinge nicht in Erstaunen setzen können. Im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, die wie in diesem Kriege sofort alle wehrfähigen

Digitized by Google

Männer zu den Fahnen ruft, ist ein Aufstand im Kriege selbst so gut wie unmöglich. Wie sollten die Polen sich gegen Rußland erheben, das ihre Waffenfähigen in seinem Heere hatte und mit ungeheuren Truppenmassen das ganze Land besetzt hielt? Und vielerlei Bande zogen auch in den russischen Polen zu Rußland, ließen unter ihnen wie unter den Polen Galiziens manche Kreise auf den Sieg Rußlands hoffen: die Stammesgemeinschaft, die trotz jahrhundertealten Hasses zwischen Polen und Russen doch da ist, Hofbeziehungen, besonders aber die gewaltigen wirtschaftlichen Interessen, die einen erheblichen Teil Russisch-Polens an den russischen Markt knüpfen. Denken wir nur an die Textilindustrie von Lodz, an die verschiedenen Industrien Warschaus und seiner Umgebung, die alle tief im russischen wirtschaftlichen Leben verwurzelt sind.

So war es begreiflich, daß die Bewohner Russisch-Polens äußerlich zurückhaltend den Kämpfen der Großmächte zusahen, und auch wer nur die Stimme der harten Realpolitik hören will, wird die Tragik begreifen, daß die Teile desselben Volkes auf den Schlachtfeldern der eigenen Heimat mit den Waffen gegeneinander kämpfen mußten. Nun ist das russische Polen vom Staate, dem es bisher gehörte, losgerissen worden, und mancherlei Gedanken werden laut, wie dieser Tatsache eine bleibende politische Form gegeben werden könne. Sie sind ausnahmslos verfrüht. Es ist ganz unmöglich, schon heute Projekte lautwerden zu lassen, die ein einiges freies Polen erstehen lassen möchten. Noch sind nicht die letzten Entscheidungen gefallen, noch kann kein Verantwortlicher sich zu Projekten äußern, die womöglich schon der nächste Tag umwirft.

In seiner großen Rede am 19. August hat daher der deutsche Reichskanzler als höchster Staatsmann des Volkes, das Warschau erobert hat, nur das dazu gesagt, was im äußersten Falle dazu gesagt werden konnte. Da er allein die politischen Fragen im ganzen übersieht, mußte auch er wissen, wie weit eine solche Äußerung notwendig war, die, weil sie notgedrungen allgemein und undurchsichtig bleiben mußte, auch Anlaß geben konnte, daß aus ihr allerlei Erwartungen abgeleitet werden können, die sie vielleicht gar nicht erwecken wollte. Kaum in einer Frage der großen Politik, die durch den Krieg wieder ins Rollen kommt, war es so schwer, jegliche Bindung für eine Zukunft zu vermeiden, die noch gar nicht zu übersehen ist. Mit allem Recht wurde daher, weil die Kanzlerrede vielleicht darin zu Mißdeutung und darum zu Sorge Anlaß geben konnte, gerade von den rechtsstehenden Kreisen betont, daß es sich bei allen Äußerungen zur polnischen Frage nur um vorläufige Urteile handeln könne. Man unterstrich dies deshalb besonders, weil die politische Vertretung der Polen Österreichs, der Polenklub, sofort eine Losung ausgegeben hatte, nämlich die Vereinigung aller dieser Gebiete mit Galizien, und dabei außer acht gelassen hatte, daß auch Deutschland sehr wesentliche Interessen an der Art hat, in der sich an seiner Ostgrenze die neue politische Organisierung der Polen vollzieht. Deutschland und Österreich-Ungarn werden diese Frage lösen zunächst nach ihren Interessen. Denn sie haben die Last des Kampfes getragen und ihre Soldaten haben das russische Polen vom Körper des russischen Staats gelöst.

Einstweilen sind gemäß einer Teilung der Bezirke, die schon früher zwischen den beiden Verbündeten freundschaftlich getroffen war, streng gesonderte Verwaltungen eingerichtet worden. Deutschland hat ein Generalgouvernement Warschau gebildet, und am 26. August hat der Kaiser den Eroberer von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, den General von Beseler, zu seinem Generalgouverneur in Russisch-Polen ernannt. Die Leiden des Krieges auf alle Weise den Polen zu mildern, das ist die erste Aufgabe der deutschen Verwaltung, die sie ebensogut lösen wird, wie die des Generalgouverneurs von Bissing in Belgien. Je weniger die Zukunftswünsche laut werden, je weniger man in Deutschland durch die Polen veranlaßt wird, sich mit der polnischen Frage zu beschäftigen, um so besser wird es sein. Denn vorerst gilt es den Kampf gegen Rußland selbst zum Ende zu führen, ehe wir uns Träumen über die Gestaltung der ihm entrissenen Länder hingeben dürfen.

⁂ ⁂ ⁂

Das Beispiel von 1812 wollten die Russen nachahmen, da sie sich zum Widerstand in der offenen Feldschlacht und im Stellungskampf nicht mehr fähig fühlten. Sie wollten einfach den ungeheuren Raum, über den ihr Land verfügt, zum Bundesgenossen nehmen, wie gegen Napoleon I., und hofften durch die Wegelosigkeit und den Mangel an Lebensmitteln den Gegner entweder in dasselbe Verderben zu stürzen wie Napoleon I. oder durch diese Aussicht zum Rückzug zu veranlassen. Rücksichtslos ist zu diesem Zwecke das Land verwüstet und geräumt worden. Aber in sehr kurzer Zeit zeigte es sich, daß die mechanische Nachahmung des Vorbildes von 1812 Rußland viel mehr schadete als dem Gegner. Denn das Rußland von heute ist ein anderes als das vor hundert Jahren. Damals war die Front, in der Napoleon anrückte, nicht besonders lang. Wenn unmittelbar vor ihr die Bauernhütten in Flammen aufgingen und die Bauern sich zurückzogen, so störte das das Leben des ganzen Riesenreiches nicht besonders. Daß die Hütten abbrannten, ist für den russischen Bauern eine Alltäglichkeit, und war die Welle der französischen Armee vorbei, so fand sich das verlaufene Volk rasch wieder in die früheren Verhältnisse zurück. Heute ist die Front riesengroß, wird das ganze Westgebiet von dem Rückzug betroffen. Und wenn man

Digitized by Google

diesen wirklich wirksam machen wollte, so mußte man handeln, wie man es getan hat. Dörfer und Städte mußten buchstäblich geräumt, alles weggezogen werden, was dem Feinde irgendwie nützen konnte, von den Lebensmitteln und den Eisenbahnen an bis zu den Kirchenglocken, die ihm Metall für seine Geschosse liefern könnten. Da hat man sehr bald gemerkt, daß man von selbst eine grenzenlose Unordnung und Verwirrung schuf, deren man gar nicht Herr werden kann. Auf allen Straßen ziehen Hunderttausende von Flüchtlingen in das Innere des Reiches; man spricht schon von 12 Millionen, die so heimatlos vor dem Feinde fliehen. Sie drängen sich auf den Eisenbahnlinien, sie drängen sich in die wenigen Städte. Wo soll man sie unterbringen? Wie sie ernähren? Wie Gefahren ansteckender Krankheiten verhindern? Wie die Unruhen bändigen und die Aufregungen, die ein solcher Flüchtlingsstrom natürlich mit sich bringt? Bisher wußte man im Innern des Reiches, also östlich von Moskau, wenig vom Kriege. Heute zählen Städte an der Wolga, wie Nishnij Nowgorod und Kostroma, mehr Flüchtlinge in ihren Mauern, als sie Einwohner haben. Ein besonderes Gesetz für die Flüchtlingshilfe ist angenommen worden, 25 Millionen Rubel für sie bewilligt — das kann gar nichts nützen. Erinnern wir uns, welche Schwierigkeiten schon die teilweise Räumung der Provinz Ostpreußen bei uns machte, bei unserer Organisationsfähigkeit und bei der Disziplin, die unserem Volke eigen ist, so haben wir uns das vertausendfacht vorzustellen in einem Staat, dessen schwächste Seite immer die Organisation war, und in einem Volke, das wenig freiwillige Disziplin zeigt.

Dazu kommt ein weiteres. Anderthalb Dutzend Städte hat man so geräumt, die Fabriken mit den Maschinen zurückbefördert, die Bankfilialen ins Innere verlegt. Welche Unordnung bringt das in eine Volkswirtschaft! Das Rußland von 1812 hatte noch gar keine Volkswirtschaft, das von 1915 hat eine solche, aber eine unfertige, die deshalb eine derartige Zwangsverlegung viel schlechter durchmachen kann, als etwa die deutsche oder die englische es könnte. Auch diese würden damit auf eine harte Probe gestellt werden. In Rußland sind diese Schwierigkeiten unüberwindlich und schaffen eine grauenhafte Unordnung, ein Chaos in dem Gebiete zwischen dem Bug und Moskau, das bald jeder Beschreibung spottet.

Es machte sich am handgreiflichsten bemerkbar dadurch, daß mit dieser Unordnung das Vertrauen zum eigenen Geldsystem verloren zu gehen drohte. Überall, wo so evakuiert wurde, verschwand das Hartgeld; es war nicht mehr möglich, die zahllosen Rubelnoten, die in Rußland umlaufen, zu wechseln. Der Rückschlag auf das Innere war schon so groß, daß am 30. August in Petersburg geradezu eine Revolte ausbrach: das Volk stürmte die Läden und zwang die Kaufleute, Wechselgeld herzugeben. Man will Silbergeld sehen, auf den Märkten bildete sich ganz von selber ein Kurs, indem man den Rubel Papier mit 60 Kopeken Silber bezahlte, und damit eröffnete sich der Ausblick auf eine unabsehbare Krisis. Das russische Volk ist an Papiergeld ganz anders gewöhnt als wir, die wir es erst unter dem Druck des Krieges richtig kennen gelernt haben. Wenn es jetzt das Papiergeld nicht mehr nehmen will, so ist das das schlimmste Zeichen dafür, daß das Vertrauen in die eigenen Finanzen auch beim kleinen Mann ins Wanken gekommen ist. Wie die Erfahrung zeigt, greift eine solche Panik aber rapide um sich, und sie ist durch keine, auch die härtesten Mittel und Strafen nicht, zu beseitigen. Wie man es nicht verhindern kann, daß das Agio auf Gold immer höher steigt, so kann man das Volk auch nicht zwingen Papiergeld zu nehmen, wenn es ihm nicht mehr traut. Der Geldverkehr droht dann einfach ins Stocken zu kommen und das Volk nimmt sich, was es für das Leben braucht, einfach mit Gewalt.

* * *

Diese Eindrücke und Erfahrungen haben in den ersten Septembertagen in Petersburg eine vielleicht entscheidende Wendung herbeigeführt. Natürlich war es kein Zufall, wenn folgende Daten zusammenfielen. Am 28. August hatte der Generalstabsbericht unserer Verbündeten gemeldet, daß die in Ostgalizien stehenden Armeen die russische Front an der Zlota-Lipa durchbrochen hätten, daß man also auch da eine Offensive mit Erfolg begonnen hatte. Dieser setzten die Russen eine Gegenoffensive entgegen, die am 3. September ihren Anfang nahm und am 6. September sogar zu einem Teilerfolg führte; die bis zum Sereth vorgedrungene österreichische Front mußte zum Teil wieder auf die Strypa zurückgenommen werden. Und am 7. September meldete der Bericht unserer Heeresleitung, daß der Feind östlich und südöstlich von Grodno wieder Front gemacht habe. Seit diesen Meldungen haben wir den Eindruck, daß ein neuer Abschnitt auf dem östlichen Kriegsschauplatz begonnen hat. Die Russen haben zwischen Riga und Wilna und südlich davon wieder Fuß gefaßt und Front gegen unsere Offensive gemacht, und sie begannen im Süden der ganzen Aufstellung eine neue Offensive in Ostgalizien. Mit diesem Abschnitt fällt genau der aufsehenerregende Wechsel im russischen Oberkommando zusammen. Am 4. September hält der Zar im Winterpalais eine Versammlung ab, in der er die Arbeiten der großen Kommissionen für die Versorgung der Armee mit Kriegsmaterial eröffnete. Am Abend desselben Tages reist er zur Armee ab. Am 5. September teilt er dem Präsidenten Poincaré mit, daß er den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Wasser und zu Lande selbst übernommen habe. Und am 8. September erschien ein Reskript, das das Datum des

Digitized by Google

5. September trägt, in dem der bisherige Generalissimus Großfürst Nikolai zum Statthalter des Kaukasus und Oberkommandierenden der Kaukasusarmee ernannt wurde. Er nahm seinen Generalstabschef Januschkiewitsch dahin mit, dessen Nachfolger der General Alexejew wurde. Unter ihm haben nun zu führen gegen die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Hindenburg der General Rußki, gegen die Heeresgruppen der Prinzen Leopold und des Feldmarschalls von Mackensen der General Evert, gegen letzteren und gegen die verbündeten Armee in Wolhynien und Galizien der General Iwanow, während dem Großfürsten der Kaukasus-Kriegsschauplatz übertragen ist.

Wenn wir die Daten so zusammenstellen, wird der Zusammenhang klar, auch ohne daß wir allerlei unbewiesenen Klatsch und Schauergeschichten aus der Gärung in Rußland heranzuziehen brauchen. Man hat in Petersburg gesehen, daß man durch diesen Rückzug dem Gegner gar nicht schadete, dafür die Revolution geradezu selbst ins eigene Land hereintrug. Da aber der Großfürst Nikolai der Träger dieser Idee, das Beispiel von 1812 zu wiederholen, war, so mußte er, der bisher nichts als Niederlagen gegen die Deutschen davongetragen hatte, endlich einem Ansturm von verschiedenen Gruppen der Hofkreise und der Staatsmänner weichen. Natürlich hat dazu die politische Bewegung in der Duma auch das ihrige beigetragen. Aber allein wäre sie ganz bestimmt nicht in der Lage gewesen, den Zaren zu diesem Entschlusse zu zwingen, der ihm wahrhaftig schwer genug geworden ist. Ist ihm doch sein Oheim Nikolai an Willenskraft und Brutalität unendlich überlegen, hing doch das Heer an diesem populären Führer, der mit seiner Rücksichtslosigkeit für den Soldaten gut sorgte und in dem sich der Angriffsgedanke des russischen Feldzuges überhaupt verkörperte. Er ist gescheitert, die Angriffspartei in der Person ihres abgesetzten Führers tödlich getroffen. Darin liegt das weltgeschichtlich Entscheidende in dieser Wendung der ersten Septembertage. Nun stellt sich der Zar selbst dem Andringen deutscher Heere entgegen. Er mag denken, daß es besser sei, ein Ende mit Schrecken herbeizuführen, als einen Schrecken ohne Ende zu ertragen, den der Rückzug über das Land bringt und der schließlich immer revolutionärer werdend, den Zaren selbst und das Herrscherhaus bedroht. Nur die russische Erde vom Feinde befreien, ist sein Gedanke; mehr sagt er an keiner Stelle seiner Reden und Erlasse in diesen denkwürdigen Tagen, kaum daß er seinen Bundesgenossen diesen Wechsel förmlich angezeigt hat. So hat Rußland gewissermaßen öffentlich der Welt bescheinigt, daß die deutschen Heere die Angriffskraft der russischen Millionenarmee endgültig zerschmettert haben. Eine neue Phase des Ringes im Osten geht damit an. Ob sie lang oder kurz werden wird, wissen wir nicht. Aber wir wissen, daß auch in dieser Aufstellung und in diesem Entschluß des Zaren die Russen wiederum werden geschlagen werden. Rußland hat den Feldzug gegen uns verloren; es müht sich nur noch um die Verteidigung des eigenen Landes. Denn Kurland, Litauen, Polen werden vom echten Russen gar nicht als eigener Boden betrachtet. Militärisch bringen die Verbündeten keine Hilfe, finanziell zu helfen ist England, der einzige, der helfen könnte, weniger bereit als je. So bleibt als letzte Hoffnung, daß die Eroberung der Dardanellen gelingen und das Kriegsbild gänzlich verändern werde. Auch diese wird scheitern und damit die Hoffnung der skrupellosen Kriegspartei, deren Haupt der Großfürst ist, ganz am Ende sein. Mit Millionen Opfern hat Rußland ihren Frevelmut büßen müssen. Wie der Rückschlag auf des innere Leben Rußlands sein wird, wissen wir heute gleichfalls noch nicht. Ob er den Großfürsten Nikolai wieder zurückrufen kann, ebenfalls nicht. Für die Weltgeschichte aber ist die Rolle dieses Deutschenhassers ersten Ranges ausgespielt; sie ist zerbrochen an der Angriffskraft deutscher Truppen und an der Feldherrnkunst des Feldmarschalls von Hindenburg.

⁂ ⁂ ⁂

Weitaus die wichtigsten Ereignisse sind diese Wandlungen und Kämpfe im Osten, und nach wie vor müssen unsere Armeen im Westen nur die Wacht halten, wenn auch aus ihnen immer sehnsüchtiger der Wunsch herausklingt, daß, wie es der Kronprinz am Jahrestage von Longwy aussprach, „der Tag komme, wo der Kaiser auch uns zu neuen Angriffen ruft — heraus aus den Gräben und Stollen, herein in den Krieg, wie wir ihn lieben!“ Den Dank des Kaisers für dies zähe, treue, schwere Aushalten haben den Heerführern im Westen die Auszeichnungen ausgesprochen, die er ihnen an den Jahrestagen der Schlachten des Westens verliehen hat. Einstweilen aber blicken wir vor allem nach dem Osten und demnächst nach dem Balkan.

Dort ist zu den Gegnern der Türkei am 20. August Italien gekommen, das den Krieg an die Türkei erklärt hat. Gemerkt hat man von diesem Eingreifen Italiens in die Orientkämpfe indes bisher noch nichts. Ein neuer gewaltiger Angriff ist auf die Halbinsel Gallipoli wieder versucht worden und wieder mit ungeheuren Opfern für die Angreifer zurückgeschlagen worden. Hier wird indes eine Entscheidung erst ganz fallen, wenn die Balkanfragen ins Rollen gekommen sind. Noch ist dieses nicht der Fall. Zwar sind die Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei zum Abschluß gediehen, aber der Abschluß ist noch nicht veröffentlicht und Bulgarien noch nicht in den Kampf eingetreten. Daß er ausbricht, ist unsere Überzeugung, und daß in ihm die deutschen Truppen nicht fehlen werden, das ist von zwei Stellen laut gesagt worden. In seiner großen Rede am

Digitized by Google

19. August hat der Reichskanzler das in alle Welt hallende Wort gesprochen, das ihr die Stärke Deutschlands kündete: „Starke Armeen haben wir frei zu neuen Schlägen." Und in Konstantinopel hat Enver Pascha den Herzog Johann Albrecht begrüßt als Vorboten der großen deutschen Armee, die kommen werde. So brauchen wir heute nicht die Fäden des diplomatischen Wirrsals wieder aufzurollen, die ununterbrochen an den Balkanhöfen geknüpft werden. Der Augenblick naht, da sie vom Schwerte zerschnitten werden.

⁂ ⁂ ⁂

Mit den Vereinigten Staaten reißen leider die Zwischenfälle nicht ab. Der Lusitania und dem darauf entstandenen Notenwechsel folgte der Untergang des Arabic und die Abberufung des österreichischen Botschafters Dumba. Daß die deutsche Regierung ernstlich den Frieden mit Nordamerika wünscht, hat sie bewiesen. Am 3. September wurde bekannt gegeben, daß Deutschland in Sachen des U-Bootskrieges den amerikanischen Wünschen nachgegeben habe. Nicht ohne Besorgnis haben weite Kreise in Deutschland dem zugesehen, daß die glänzende U-Bootswaffe, in der die Deutschen unbestrittene Meister sind, vielleicht durch solche diplomatischen Bindungen lahmgelegt werde. Und noch weniger konnte die Rede davon sein, als wenn sich mit diesem Nachgeben an Amerika bereits Gedanken verknüpften an Friedensverhandlungen mit England — indem Amerika etwa der Vermittler sein solle. Daran konnte auch gar nichts Wahres sein. So wichtig und groß die Entscheidungen im Osten sind, sie machen erst die Bahn frei für die letzte Auseinandersetzung mit England, die kommen wird und kommen muß. Ohne sie kann die Freiheit der Meere, die der Reichskanzler so oft als Ziel gestellt hat, nicht gesichert, ohne sie kann auch die belgische Frage nicht so geordnet werden, wie wir es für die künftige Sicherheit und Stellung Deutschlands an den Meeren brauchen.

Einstweilen bereiten die deutschen Zeppeline, die ihre Bomben schon über der City und den Mittelpunkten des englischen Verkehrslebens abgeworfen haben, England vor auf die Kämpfe, die ihm nicht erspart bleiben. Die Erfolge der U-Boote haben wir öfter in Zahlen der versenkten Schiffe und des Tonnengehalts, um den dadurch die englische Flotte vermindert wurde, mitgeteilt. Heute werfen wir einen Blick auf diese Zeppelinangriffe. Am 1. Januar 1915 hörte man zum ersten Male von einer Fahrt der Zeppeline nach der englischen Insel, vor der sich diese schon seit Monaten fürchtete. Am 12. März, am 14., 16. und 30. April, am 3. Mai folgten die nächsten. Am 10. Mai erlebte London selbst den ersten Angriff, am 31. wieder. Am 17. Mai wurden in Kent Bomben der Luftschiffe niedergeworfen, am 5. Juni in Harwich. Der 7. Juni, 16. Juni, 4. Juli, 18. August, 21. August meldeten weitere Fahrten. Am 9. September wurde London bereits zum vierten Male beworfen; am 12./13. September folgten bereits die nächsten Angriffe. Vielleicht ist die Liste noch nicht ganz vollständig, aber sie zeigt schon zur Genüge die erfolgreiche Tätigkeit unserer großen Angriffsluftschiffe, und zeigt dazu, wie diese Angriffe von Monat zu Monat einander rascher folgen.

Erst hat England die Bedrohung durch deutsche Zeppeline im Grunde nicht Ernst genommen. Die Besorgnis, die sie in den Massen erregte, war den leitenden Kreisen ganz recht, weil sie ein gutes Werbemittel für die Rekrutierung der Armee war und überhaupt dem Volke den Ernst des Kriegs näher rückte. Jetzt aber, da die Bomben auf die City fielen, in der Nähe der Bank von England Zerstörungen anrichteten, jetzt wird auch den Verantwortlichen schwül. Der neue Marineminister Balfour hat im Parlament offen zugegeben, daß man dergleichen nicht erwartet habe und daher durchaus ungenügend auf die Verteidigung der Hauptstadt gegen die deutschen Luftschiffe eingerichtet war. Von dem Admiral Sir Percy Scott, der eine besondere Autorität in artilleristischen Fragen ist, erwartet man nun eine wirksame Verteidigung und völligen Schutz gegen diese unheimlichen Feinde. Man wird sie nicht finden, und wird von Woche zu Woche stärker davor zittern müssen. Unter dem Wasser und über dem Wasser greifen die Deutschen die Seegeltung Englands an mit Waffen, denen dieses nichts ebenbürtiges entgegenstellen kann. So wird auch die Zeit einmal kommen, da auf den Wassern zwischen den beiden Hauptstreitern des Weltkriegs gefochten wird. Allen diesen Kämpfen sehen wir nach wie vor mit ebenso sicherem Vertrauen entgegen, wie wir stolz und froh über die Erfolge im Osten sind, die vielleicht einen nicht zu fernen Abschluß schon erkennen lassen. Aber wie dem auch sei, es schreckt uns nicht und ebensowenig unsere Bundesgenossen, daß wir in einen zweiten Winterfeldzug hineingehen. In den Riesenmaßen des Weltkriegs können die Entscheidungen nur langsam reifen, und wir sind in der militärischen Lage, wir haben die wirtschaftliche, physische und moralische Kraft, sie langsam für unseren Sieg reifen zu lassen. —

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 5 — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Hindenburg!
von Hindenburg.

Einzelkunstblätter im Verlage
von Meißner & Buch in Leipzig

Generalfeldmarschall von Hindenburg
Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 3. November 1915

Warum schwieg sie nicht?

Roman von Ottomar Enking

(Fortsetzung)

Ein paar Wochen, ja, man darf dreist sagen, ein paar Monate lang ließ sich Erasmus Traulsen nicht in der Wittenstraße sehen. Und man rief ihn auch nicht dahin.

Dieselbe Stunde, die dem Lehrer so mannigfache, aber doch lauter quälerische Gedanken kostete — für die Doktorsfrau bedeutete sie zuerst in Wahrheit das, was sie davon erhofft hatte: eine Befreiung. Das Gefesseltsein an einen Mann wie Gorm erschien ihr minder unerträglich. Sie wollte Traulsen, damit er weder sie noch ihren Mann falsch sähe, klar machen, was sie leiden mußte. Das hatte seltsamerweise die Wirkung, daß sie sich darüber klar ward: es war in ihrem Leben doch nicht alles dunkel!

Nach der ersten Leidenschaftszeit und nachdem sie dann erfahren hatte, daß Gorm keine Götter neben sich, geschweige denn über sich duldete, war Aslaug starr und starrer geworden. Sie gehörte tatsächlich nicht zu den Frauen, die ihren Stolz unter der Faust des Mannes, wenn sie auch darüber klagen, gern in Demut umgebogen sehen wollen. Sie reckte sich vor Gorm auf, und er konnte, um sich die Herrschaft in ihrer Ehe zu sichern, wohl etwas in ihr zerbrechen, aber sie küßte ihm dafür nicht etwa sklavisch die Hand, sondern sie trennte sich von ihm soweit, daß seine Hand sie nicht mehr zu erreichen vermochte.

Nur in dem einen stimmte sie vielleicht mit den anderen weiblichen, sich schließlich doch gern gebeugt wissenden Gemütern überein: sie trug eine leise Hoffnung in sich, er werde ihr folgen, nicht mit drohenden, sondern mit bittenden Gebärden.

Und da er nichts dergleichen tat und vielmehr blieb, wo er war, so fühlte sie sich gegen ihren Willen doch noch beleidigt.

Denn jede Frau empfindet es als die schwerste Kränkung, wenn der Mann sie einfach ihrer Wege gehen läßt, nachdem sie ihm verboten hat, ihr nachzugehen. Das Begehrtwerden kann keine Frau vermissen, wofern sie nur noch einen Funken Glückes in sich glimmen fühlen soll.

Gorm entließ sie gleichsam in aller Ruhe nach ihrem Wunsche, und das war es, worüber sie die bitterste Empörung spürte. Diesen einen Wunsch, den sie ihm durch ihr abweisendes Wesen kund gab, hätte er nicht achten dürfen!

Aber Gorms Leben gehörte zu sehr allen Menschen da draußen, er hatte in seiner Vielgeschäftigkeit und bei dem Bemühen, sich in seiner Wissenschaft über alles Bemerkenswerte und Neue zu unterrichten, viel zu wenig Zeit und Lust, um in dem seidenfädigen Gewebe von Aslaugs Seele herumzuforschen und nachzuschauen, wie jede einzelne Strähne verlief.

Die Liebe galt ihm keineswegs als das Höchste auf der Welt — jedenfalls bestimmte sie nie sein Handeln.

Einmal eine schöne, auch reiche und kluge Frau zu bekommen, das hatte er sich von Jugend an vorgesetzt. Es verstand

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

sich ganz von selbst, daß er das Ziel erreichte. Solange er es nicht sah, blieb er Junggeselle, als es sich ihm dann aber zeigte, da packte er es mit der Miene des Mannes, dem das, was er haben will, unmöglich entgehen kann.

Und daß nun das Frauengemüt bald zerfließend weich, bald aufbegehrend war — wer wußte das besser als Doktor Rönneberg?

Frauen ... sie waren Kinder ... eigentlich immer kleine, nicht allzugut begabte Mädchen, die sich heute um den Finger wickeln ließen und morgen so taten, als ob sie wunder zu was für einem hohen Menschentum emporgediehen seien.

Frauen ... ein Flimmern, ein Spielen in Regenbogenfarben konnte jeder, der aufmerksam zusah, in ihren hübschen Augen beobachten. Dies Unbestimmte deutete auf einen Geist, der sich seiner nicht so völlig bewußt war. Die Frauen waren zur Ergötzung, zur Sinnenfreude des Mannes geschaffen, und so sollten sie auch behandelt werden. Waren sie trotzig, so mußte man sie bestrafen, strenge, damit ihre Unarten gar nicht erst aufkamen — man mußte sie mit Güte belohnen, solange sie folgsam waren, und hatten sie dann ihre Launen, spiegelte ihnen ihre Einbildungskraft so etwas wie Ebenbürtigkeit mit dem Manne vor, nun, so mochten sie das in sich selber ausmachen und sich besinnen, bis sie erkannten, wo ihre Stellung im Hause war.

Je gelassener der Mann sie anschaute und je mehr Kälte er sie merken ließ, desto mehr Wärme würden sie bei ihm suchen. Taten sie das indessen nicht, so waren sie und nicht der Mann der verlierende Teil.

Eine einigermaßen gescheite Frau mußte sich hiernach zuletzt auf Gnade und Ungnade dem Manne unterwerfen. Dann wurde ihr die Liebe zuteil, die zu ihren Lebensbedingungen gehörte.

Keinen größeren Fehler konnte der Mann begehen, als wenn er erst anfing, dem weiblichen Gehirne Folgerichtigkeit zuzumessen, und es versuchte, die Frau zu verstehen. Zu begreifen dagegen war sie leicht, denn alles in ihr war ja schlechtweg Trieb, und also waren ihre Äußerungen, Begierden und Abneigungen, noch viel weniger vorauszuberechnen als der Weg eines hin- und herhüpfenden Balles.

Selbstverständlich handelte das Weib wie jedes andere Geschöpf auch in seinen allerletzten Gründen logisch und aus der Notwendigkeit heraus; diese Gründe ruhten aber zumeist so tief in dem alles leitenden Fühlen der Frau als eines reinen Geschlechtswesens, daß es sich für den ernsten Mann nicht lohnte, ihnen lange nachzuspüren.

Mit solchen Anschauungen stand Gorm Rönneberg seiner Frau gegenüber, wohl wissend, daß sie über die meisten ihrer Gattung hinausragte, und daß ihm seine Wahl daher nur Ehre bringen konnte. Trotzdem rechnete er sie aber zur niederen Art und hielt sie deshalb im Kreise des Sinnenhaften, der ihr nach seiner Meinung zukam.

Er kannte seine Macht über die Frauen. Sie versagte auch bei Aslaug oftmals nicht. Die Liebe, die er ihr bot, war nicht erheuchelt, wenn sie auch zum größten Teile dem galt, was Aslaug selber nicht als das wirklich Begehrenswerte in sich schätzte und geschätzt wissen wollte: ihrem Äußeren und der Glut, die, wenn sie einmal in ihr entfacht war, die volle Schönheit dieser Frau in berauschender Weise entfaltete.

Gorm erkannte es auch sehr wohl an, daß Aslaug ihn vor der Welt nicht im Stiche ließ, und da sie in Haus und Hof Ordnung hielt, so war sie ihm behilflich, ihm die rechte Stellung in der Stadt zu erwerben und zu bewahren.

Nach außen zu ging also alles untadelig her, und was das Innere anlangte, so war Gorm zu sehr in sich abgeschlossen, als daß er das Bedürfnis nach jenem Seeleneinanderschließen gehabt hätte, das erst ein wahres Zusammenleben von Mann und Weib bedingt.

Er, der selbst von früh bis spät arbeitete und keine Ermüdung kannte, fand es selbstverständlich, daß seine Frau bei den Gastereien, die er reichlich gab, bis zuletzt aufblieb. Was hatte sie denn zu tun? Sie konnte am nächsten Morgen ruhen, solange sie mochte. Er selber mußte schon in aller Frühe in den schneidenden Morgenwind hinaus und über Land fahren. Führte denn eine Frau ein bequemeres Dasein als die seine? Er hatte auch ihr Vermögen

Digitized by Google

unter seine Obhut genommen, gleich zu Anfang ihrer Ehe, als sie sich noch völlig von ihm betören ließ. Aber er verweigerte ihr nie eine Summe, sondern er verlangte sogar, daß sie für allen möglichen Luxus mehr aufwandte als irgendeine andere Dame in Korsholm. Was also konnte sie für Sorgen?

Höchstens die um ihr Kind. Ja, das war ihr nicht geglückt. Von seinem Standpunkt als Arzt sah er das blasse Mädchen mit dem Empfinden an, daß da etwas eigentlich nicht ganz Lebensfähiges zur Welt gekommen war. Der Vater sprach für dieses Kind nicht laut in ihm. Der Vater wollte einen strammen, ihm gleichenden Jungen.

Nun, vielleicht würde Aslaug später, wenn sich ihr Körper noch gekräftigt hatte und wenn sie im ganzen ruhiger geworden war, imstande sein, ihrer Pflicht als Mutterwesen voll zu genügen.

Mochte sie jetzt eine Weile ihr eigenes Leben führen, mochte sie die Stürme der Leidenschaft meiden und sich oben in ihren Gemächern musikalischen Bestrebungen hingeben, für die Gorm weiter keinen Sinn hatte. Es kam schon die Zeit, wo sie sich ihm genau so einfügte, wie er es haben wollte.

Also Geduld! Das Leben war noch lang. Gerade in dem Alter, in dem Aslaug stand, so zu Anfang des dritten Jahrzehntes, wurde das Weib von manchen, ihm Unruhe schaffenden Regungen durchwühlt. Das gab sich alles.

Gorm Rönneberg tat, was ihm sein Beruf und seine Ämter, deren er etliche ehrenhalber verwaltete, von früh bis spät auferlegten, mit einem Eifer und mit einer Gewissenhaftigkeit, als sei der Augenblick, den er gerade durchlebte, der allerletzte und die Krönung seiner gesamten Arbeit — im ganzen aber, namentlich, was die ihm weiter keine schweren Gedanken verursachenden Liebesangelegenheiten betraf, blickte er mit der Miene des Mannes um sich, der die feste Zuversicht hat, sehr alt zu werden, und der deshalb in aller Bestimmtheit darauf vertraut, daß er noch manchen Zug von Daseinswellen ... Kämme und Täler ... zu seinen Ufern branden, sich überstürzen und wieder zurückrollen sehen wird.

Es blieb nie so, wie es gerade in einer Stunde war ...

So war der Physikus zwar dem Bilde, das sich seine Frau von ihm geschaffen hatte, durchaus nicht unähnlich, und er selbst hätte das ohne Zaudern zugegeben. Er besaß ganz gewiß alle die Eigenschaften, die Aslaug in jener Vertrauensstunde ihrem Freunde Erasmus schilderte, aber diese Eigenschaften gewannen, da sie durch das flackernde Temperament der Frau gesehen wurden, doch etwas zu sehr bewußt Grausames, während sie in Wahrheit nur hart, vielleicht auch unbarmherzig waren.

Und da Aslaug durch ihre Aussprache zu Traulsen eines Druckes ledig geworden war, so schien es ihr plötzlich, als sei von Gorm selbst etwas abgesunken, und sie neigte dazu, neben seinen Fehlern auch Vorzüge bei ihm zu finden. Besaß er wirklich so furchtbar viele schlimme Eigenschaften? Kaum. Sein bestimmtes Auftreten — war es nicht notwendig, wenn er sein streng geregeltes, ganz der Arbeit geweihtes Leben führen sollte? Und daß ihm dabei Schärfen und Rücksichtslosigkeiten unterliefen, ließ sich schließlich nicht vermeiden.

So war Aslaugs Gemüt jetzt im Begriff, manches an ihrem Manne zu entschuldigen, was sie ehedem beinahe gehaßt hatte. Langsam, mit mädchenhafter Schüchternheit näherte sie sich Gorm und schlug den Blick, den sie lange verschleiert gehalten hatte, wieder voller zu ihm auf. Es wich das Verschlossene aus ihrem Antlitz, jenes hochmütige Rührmichnichtan — ein kleines Lächeln, das eine Freude am Locken und Gewähren verriet, spielte von neuem um ihre Lippen.

Sie wagte es, so dicht bei Gorm zu stehen, daß sie einander berührten ...

Er legte dann wohl den Arm um sie: „Geht's dir besser?“

Sie drängte sich an seine Brust, konnte in Weinen ausbrechen und spürte doch zugleich mit Genugtuung, daß er leise den Mund auf ihre Haare preßte.

Dann hob sie das Haupt — ihre Augen öffneten sich weit —, es flammte stark darin: aber er ließ sie sacht von sich gleiten, indem er ihr mit väterlich anmutendem Wohlwollen auf die Schulter klopfte: „Ist ja alles gut, mein Kind.“

Digitized by Google

So leicht, wie Aslaug es in solchen Minuten gewünscht hätte, war Gorm Rönneberg nicht wieder zu erobern.

Sie trug eine Beschämung mit sich herum — wollte sich für das Verschmähtwerden durch Unfreundlichkeit rächen, schämte sich dann jedoch ihrer eigenen Beschämung.

Konnte er es achten, daß sie ihm gleich, sobald ihre Stimmung gegen ihn nur lichter wurde, Regungen zeigte, die nach Verliebtheit aussahen? Da mußte er sie ja nur für so ein Weibchen halten, und sie wollte es ihm doch beweisen: sie war ein Weib, ihm als Mensch vollkommen gleichwertig.

Ja, womit vermochte sie ihm denn nur Achtung abzuzwingen?

Am Anfang ihrer Ehe hatte er von ihr verlangt, sie solle sich um die Bücher bekümmern, die er über seine Patienten führte, damit sie am Ende des Jahres verstände, auf die einzelnen Blätter zu vermerken, was ihm ein jeder für seine ärztliche Hilfe schuldig sei. Sie hatte sich dieser Arbeit zuerst mit Fleiß gewidmet, nach und nach aber war sie der Schreiberei überdrüssig geworden, und der Physikus hatte sich von auswärts jemand geholt, der ihm die Mühe abnahm.

Jetzt, wo sie nach Gelegenheit suchte, sich ihm gefällig zu zeigen, da kam sie, immer zaghaft und ihrem Stolz nur Schritt vor Schritt Boden abringend, mit dem Anerbieten zu ihm, daß sie die fremde Kraft ersetzen möchte.

„Danke, mein Kind. Vorläufig muß es so bleiben, wie es ist. Später gern. Sieh dir nur alles mal wieder an, damit du Bescheid weißt."

Auch da: Gorm Rönneberg war nicht so leicht wieder zu erobern, wie Aslaugs entlastetes Herz es wünschte und hoffte. Auch da: sie trug als Abgewiesene eine Beschämung davon, wollte darüber trotzig werden und wurde doch nur traurig.

Nicht eigentliche Ungüte war die Ursache, weshalb Gorm, dem ihre Anschmiegungsversuche wahrlich nicht entgingen, seine Frau etwas von sich fortschob. Es lag ihm nichts daran, sie etwa für frühere Unbotmäßigkeiten zu bestrafen, sondern er wußte nur: was er ihr rasch gab, das galt einem Charakter wie Aslaugs doch nicht viel. Sie würde es in der ersten auftauchenden Verstimmung wieder wegwerfen. Das Pendel ihres Wesens schlug bald nach der einen, bald nach der andern Seite zu weit aus, und so durfte er ihr also nicht zu schnell willfährig sein, sondern mußte sie, soviel das bei einer Frau zu erreichen war, zur Stetigkeit erziehen.

Es war unter diesen Umständen nur natürlich, daß sich Aslaug, die ihrem Manne doch irgendwie nahe sein wollte, mit vermehrter Liebe und Sorgfalt dem Kinde widmete, das sie von ihm besaß. Sein Kopfschütteln über das zarte Geschöpf hatte so stark auf sie eingewirkt, daß sie selber das Empfinden bekam, es sei ihr das Größte von allem, was sie auf Erden vollbringen sollte, einfach mißlungen. Jetzt, bei ihrem Triebe, Lobenswertes an Gorm zu entdecken, begann sie, der ganzen Art ihres Kindes forschender nachzugehen. War Gerda wirklich so kümmerlich, so wenig lebenstüchtig, wie Aslaug immer gedacht hatte? Machte ihr kleiner Geist wirklich nur so geringe Fortschritte? Durchaus nicht. Gerda war wohl still, aber wenn man ihr etwas Freiheit gönnte, wie froh wurde sie da. Sie sprang sogar ganz lebhaft im Garten herum — man sollte sie nur einmal vom Gängelband erlösen. Und wie glücklich leuchteten ihre Blicke, wenn sie einmal mit fremden Mädchen spielen durfte, wo sie bisher aus falscher Schonsamkeit immer für sich allein gehalten worden war.

Auch das Mißtrauen gegen die Gaben ihres Verstandes — wie verkehrt war es gewesen. Mochte Gerda langsamer begreifen, als sonst Kinder taten, so nannte sie dafür in manchen Dingen eine ungewöhnliche Reife über ihre vier Jahre hinaus ihr eigen.

Aslaug war über diese Erkenntnis selig und tat alles, um in ihrem Manne die Überzeugung zu wecken, daß er sich bisher in seinem Kinde geirrt habe, daß er wohl Vaterstolz fühlen dürfte. Das Kind aber, ledig der allzu ängstlichen Bevormundung und das Bewußtsein gewinnend, es könne auch auf seinen eigenen Füßen stehen, bekam frische Wangen und trieb sich mit Lust umher. Es war seiner Mutter für die erlaubte Freiheit dankbar, und so äußerte sich seine Liebe viel zärtlicher als zuvor.

Digitized by Google

Auch der so gefürchtete Vater wurde ein wenig mutiger aus den jungen Augen angesehen. Mut war aber stets etwas, was Doktor Rönneberg gern wahrnahm. So hob er sein kleines Mädchen dann und wann einmal zu sich empor, schaute es prüfend an und nickte seiner Frau zu: „Scheint ja, als ob du sie gut durchkriegst. Nur weiter so!"

Und es neigte sich Aslaugs Scheitel in fraulicher Demut unter diesem Lobspruche des Herrn.

Wie die Seele der winterlichen Unbilden nicht mehr gedenkt, sobald die harzglänzenden Kastanienknospen vor der Lenzsonne ihren Schoß auftun, so läßt auch der Mensch das Gedächtnis an die durchlebte trübe Zeit hinter sich versinken, wenn es seinem Herzen ist, als ob es einen Lerchentriller vernimmt.

Aslaug zog es zu ihrem Manne, und es konnte ja nicht ausbleiben, daß sich Gorm nach und nach doch von ihr einnehmen ließ. Das Kind wurde wichtig in beider Leben — es war fast schon ein verbindendes Glied zwischen ihnen.

Nach der schwülen Glut der ersten Zeit — nach der Kälte der letzten Jahre schien sich nun im Hause an der Wittenstraße eine gleichmäßige, fruchtbare Wärme verbreiten zu wollen.

Es war in diesen Tagen der Ruhe und Genüge, daß sich Aslaug ihres Freundes Traulsen erinnerte, an den sie, zu sehr mit sich selber beschäftigt, seit der Vertrauensstunde so gut wie gar nicht gedacht hatte. Es fiel ihr plötzlich auf: er kam ja gar nicht mehr zu ihr und ihrem Manne. Der arme Mensch! Nun ging er vielleicht umher und konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß sie hier tagaus, tagein im schrecklichsten Elend saß. Es war sicherlich gut und sie war es ihm auch ganz gewiß schuldig, daß er merkte, und zwar durch den eigenen Augenschein: es gab schließlich noch unglücklichere Ehen als die ihrige.

Was sie ihm gesagt hatte, war ja alles, alles wahr gewesen — aber ein bißchen hatte es sich doch in den letzten Monaten geändert. Darüber durfte sie freilich nach ihrer Abmachung nicht zu ihm sprechen, aber er sollte es wenigstens fühlen.

Und Frau Doktor Rönneberg setzte sich hin und schrieb an Erasmus Traulsen sehr rühmende Worte über sein Buch. Und warum er sich denn nur gar nicht mehr sehen ließe? Sie und ihr Mann hofften, ihn recht bald wieder zu begrüßen.

* * *

So schrieb Aslaug Rönneberg an einem Tage, und am andern war Erasmus Traulsen schon bei ihr. Denn ihm sagte seine innere Stimme, von der es immer heißt, daß sie untrüglich sei, Aslaug wäre sehr einsam zumute, und wenn ihr da jemand, dem sie einmal ihre Schmerzen geklagt hatte, auch nur die Hand drückte und ihr einen treuen Blick schenkte — das mußte für sie schon ein Trost sein.

Traulsen kam und verwunderte sich sehr über das, was ihm seine innere Stimme erzählt hatte, denn ihm trat nicht etwa ein von Kummer und Gram verzehrtes Weib, sondern eine Frau mit blühenden Wangen entgegen.

„Wo stecken Sie denn nur?" rief Aslaug und gab ihm kräftig die Hand. „Sie haben wohl ganz vergessen, daß es eine Wittenstraße in Korsholm gibt?"

„Das nicht," erwiderte Erasmus, „aber einem geplagten Schulmeister und Poet dazu gehen die Tage hin, als flögen sie davon."

„Schreiben Sie ein neues Buch?" fragte Aslaug. „Das ist herrlich. Ich habe Ihre Geschichten immer wieder gelesen. Es ist beinahe dieselbe Stimmung darin wie bei den Norwegern. Findest du nicht auch, Gorm?"

„Ich bin leider noch nicht so weit gekommen, mich damit zu beschäftigen," erwiderte der Physikus seiner Frau, „du kannst das Buch mit herunterbringen. Ich will es über Mittag mal vornehmen."

Ja, so soll man nun einem Dichtersmanne, und wäre es auch der allerbescheidenste von der Welt, nicht kommen. Also der erhabene Freund hatte nicht soviel Zeit gefunden, sich in die Erzählungen zu vertiefen? Und nun ... so über Mittag auf dem Sofa, bis ihm der Schlaf das Buch zuklappte ... das dünkte ihn genug für diese Poesie, deren Feinheit in der Kieler Zeitung schon mit Theodor Storms Kunst verglichen worden war?

Es war nicht zu verwundern, daß Erasmus eine befremdete Miene aufsetzte und seinen Besuch bald abbrach. Draußen aber

Digitized by Google

wurde er sich dann doch rasch klar darüber: was ihn von Rönnebergs fortgetrieben hatte, war nicht allein verletzte Eitelkeit gewesen. Wahrhaftig nicht! Nach seiner gerechten Denkart rang er sich dazu durch, es anzuerkennen, daß ein Mensch wie Gorm sicherlich nicht leicht Muße hatte, um Dorfgeschichten zu studieren. Gorm las ja überhaupt nur Wissenschaftliches und stand mit aller Kunst auf gespanntem Fuß. Freilich ... bei der Poesie seines Freundes hätte er ja nun am Ende gut einmal eine Ausnahme machen können. Aber vielleicht war es sogar besser, wenn Gorm gar nicht in die Geschichten hineinsah. Die Beschreibungen aus dem Leben der Katenleute und Knechte kamen ihm gewiß sehr klein und unwichtig vor, und zuletzt tat er das Werk bloß so mit einer von oben herabträufelnden Bemerkung ab. Das war dann schlimmer als Nichtbeachtung.

Nein, er, Erasmus, wurde sich bewußt, daß er sowieso voller Beklommenheit bei Rönnebergs gesessen hatte. Es war eben peinlich, Mitwisser trauriger Eheverhältnisse zu sein, besonders heimlich vor dem Manne. Er empfand eine Schuld Gorm gegenüber. Wie durfte er mit einer fremden Frau hinter dem Rücken ihres Mannes Geheimnisse haben? Zwar war er gegen seinen Willen dazu gekommen, aber einerlei: seine offene Natur litt, denn es hatte ihm so geschienen, als sei jeder Blick zwischen ihm und Aslaug eine Zwiesprache über ihr Zusammenleben mit Gorm.

So hatte ihm der Besuch, den er eben bei Rönnebergs machte, lauter Qual bereitet, und er war entflohen, um sobald nicht wieder hinzugehen.

Aber wie war denn nun Aslaugs, seinen Erwartungen gar nicht entsprechendes Benehmen zu erklären? Und der gute Erasmus lauschte abermals eine Weile auf seine innere Stimme, der er stets den allerfestesten Glauben schenkte, und nickte befriedigt über das Vernommene. Sehr richtig! Auch Aslaug wollte mit jener Stunde in der Laube ein für allemal abgeschlossen haben. Deswegen hatte sie sich heute zusammengerafft und sich ihm heiter gezeigt. Auf die Weise sollte ihm bedeutet werden: ich danke dir, daß du mich angehört hast, nun sollst du aber vergessen, was ich dir sagte, und nicht etwa mit mir leiden.

Da steckte doch ein gut Teil Selbstüberwindung und Selbstverleugnung darin!

So bekam Frau Aslaug jetzt plötzlich für Erasmus etwas von einer Märtyrerin, und mehr denn zuvor war er geneigt, ihr zu glauben, daß ihre Klagen über Gorm doch nicht allzusehr übertrieben gewesen waren.

Arme Frau! Ja, und welche Anmut ruhte doch in ihrem Wesen! Man brauchte sie nur anzuschauen, um zu wissen, daß sie ein Geschöpf war, das ein Mann immer lieben und in dessen Geist er immer forschen konnte, ohne es je auszukennen. Und für solch eine Pracht von Menschenkind hatte dieser Rönneberg kein Verständnis?

Ach, der trostlose Medizin-Handwerker, der sich einbildete, das Leben sei ausgefüllt und ausgekostet, wenn er ein paar Leute, die ihn gar nichts angingen, von körperlichen Gebresten befreite und dafür Gut und Ansehen in Fülle einheimste! Der keine Ahnung davon hatte, daß es für ihn eine viel höhere, eine viel lohnendere Aufgabe auf Erden gab: ein Weib wie Aslaug glücklich zu machen!

Auch heute, als Erasmus nach Hause kam, hatten Frau und Kinder wenig Freude an ihm. Die feinfühlige Lotte mit der Weltanschauung hörte wohl heraus, daß die Kosenamen, womit sie bedacht wurde, nicht so lustig und ungezwungen klangen, wie derlei Namen, um herzliches Lachen und Behagen zu erregen, ausgesprochen werden müssen.

Es lag ein Schatten über der Miesekatze, dem Hammelbein und dem lütten Muusbock. Erasmus log nicht, wenn er auf Inges besorgte Frage antwortete, daß er mit Kopfschmerzen geplagt sei, aber was war die Ursache für dieses Kopfweh, und was trübte ihm einen sonst fröhlichen Abend unter den Seinigen? Immer waren diese Rönnebergs die Störenfriede! Die glaubten ja wohl, sie hätten über sein Leben etwas zu sagen? Sie sollten sich irren!

Augenblicke hatte Erasmus, wo er nicht nur gegen Gorm, den Unterdrücker edler Weiblichkeit, sondern auch gegen diese edle Weiblichkeit selbst einen Haß in sich aufzucken fühlte. Dann schlug allerdings, sobald Aslaugs Bild ihm vorschwebte, diese böse Empfindung gleich wieder in Mitleid für die gequälte Frau um. Einer Aslaug

Digitized by Google

Übles zufügen? Das war das schwerste Verbrechen, das jemand auf sich laden konnte. Und wie war es töricht! Denn welchen Lebensfreuden entsagte ein Mann, der ihren Wert verschmähte!

Doch einerlei! Der Kehrreim, den ihm seine Vernunft sang, war immer wieder: kümmere dich nicht mehr um Rönnebergs. Sie gehen dich gar nichts an. Zerreiße mit aller Macht die lästigen Gedankenfäden, die dich jetzt mit ihnen verknüpfen.

Und an der Seite des braven Korsholmer Institutsdirektors und Dichters ruhte auch in dieser Nacht sein liebes, weiches Eheweib. Aber tief in seiner Seele spann, ohne daß er das geringste dafür konnte, eine andere Gestalt ihm einen Traum, woran er sich am nächsten Morgen nicht mehr erinnerte, wovon aber doch etwas in ihm übriggeblieben war — eine leise Überlegung nämlich — man darf es nicht Hoffnung, geschweige denn Wunsch nennen, ob er wohl Aslaug bald einmal ohne ihren Mann sehen würde.

Mit Gorm zusammen — das beirrte ihn, reizte ihn. Ihm deuchte, er müsse Aslaug ganz rein, ohne störende Nebenerscheinung vor sich haben. Dann würde es ihm leicht werden, endlich nicht mehr an ihr Zusammenleben mit Gorm zu denken.

Ein merkwürdiger Zwang, herausgewachsen aus diesem ihm völlig entschwundenen Traume, führte ihn zwanzig Stunden später, nachdem er sich heilig vorgenommen hatte, die Rönnebergs ganz beiseite zu lassen, wieder in die Wittenstraße.

Wie er scheu, als plane er Schlimmes, mit einem unangenehmen Gefühl in der der Mauer zugekehrten Schulter, am Hause seines Freundes vorüberging, trat Aslaug heraus.

Der dunkle Rock, der nur am unteren Saume mit einigen Rüschen geschmückt war und sich sonst glatt um sie legte, hob ihre Schlankheit hervor. Die bunte Seidenbluse mit den über den Achseln hochgebauschten Ärmeln gab ihr ein fröhliches, festliches Aussehen. Unter dem Schutenhut blickte ihr bräunliches Angesicht beinahe schelmisch heraus.

Erasmus grüßte sie ernst und feierlich. Er war jetzt bestürzt über diese doch schließlich von ihm herbeigeführte Begegnung. Sie aber streckte ihm mit unverhohlener Freude die schmale Hand hin und stand vor ihm mit dem Lächeln der Frau, die sich eben im Spiegel erblickt und mehr als hübsch gefunden hat.

„Ich wollte gerade zu Inge," sagte sie, „wir haben uns endlos lange nicht gesehen."

Ein bißchen gestottert kam Erasmus Traulsens Versicherung hervor, daß seiner Frau dieser Besuch sehr lieb sein würde. Als er sich dann den Anschein eines eilenden, von der Pflicht gedrängten Mannes gab, entließ ihn Aslaug mit aufmunterndem Nicken: „Bitte, machen Sie sich nicht so rar bei uns. Es gibt so wenig Menschen, mit denen man ein Wort sprechen kann. Da müssen wir doch treu zusammenhalten."

„Gewiß! Gewiß!"

Ärgerlich schritt Erasmus weiter.

Wonach er sich gesehnt hatte, Aslaugs Bild losgelöst von allen andern Menschen zu erblicken, das sollte ihm wohl nicht vergönnt werden. Statt Gorms stand jetzt Inge neben ihr, und es war ihm unlieb zu wissen, daß nun die Frau, mit der er ein Geheimnis teilte, zu seinem Weibe ging.

Recht spät, damit der Besuch auf alle Fälle zu Ende sei, kehrte er heim. Da bemerkte Inge: „Aslaug war so frisch, wie ich sie eigentlich noch nie gesehen habe. Dann war es also doch wohl ein Irrtum von mir: einen unglücklichen Eindruck macht sie gar nicht."

Ja, Eindruck — mußte Erasmus denken. Was der besagen will! Er hätte ja seine Frau belehren können, daß sie sich keineswegs in ihrer ersten Meinung über Aslaug getäuscht habe. Aber er war gebunden. Das Schloß des Schweigens hing vor seinen Lippen. Und er erschrak: war dies ihm aufgenötigte Verschweigen vor seiner Inge nicht schon die Lüge?

⁂ ⁂ ⁂

Und so begann nun langsam, ja, erst noch ganz langsam der Fluch aus der Stunde zu wirken, wo Aslaug nicht besser gewesen war wie die vielen, vielen anderen Frauen in Korsholm und überall auf Erden, denen es durchaus nicht zu Sinne kommt, welch eine Unkeuschheit sie begehen, wenn sie zu fremden Menschen, und seien es auch ihre Freunde, von ihrer Ehe reden.

Digitized by Google

Er litt, und sein Leid raubte ihm die Selbstbeherrschung, womit er sich sonst unter den Menschen bewegte.

Seinen Schülerinnen war er nicht ganz der milde und nachsichtige Lehrer wie früher. Die eigenen Kinder faßte er schärfer an, und auch Inge bekam hier und da Worte zu hören, die ihrem Gemüte weh taten.

Daß er rasch danach trachtete, alles bei ihr wieder gut zu machen, genügte der kleinen Frau nicht. Sie sah es nicht ein, warum Erasmus überhaupt erst etwas sagte, was ihn später doch reute, reuen mußte.

Das Ergebnis aber aus all den Ungleichmäßigkeiten, wozu Erasmus sich jetzt hinreißen ließ, war ein Groll wider den Mann, um dessenwillen er der Vertraute und Bemitleider einer Frau hatte werden müssen, — wider diesen Gorm, der sich einbildete, mit seiner ewigen Ruhe alles in Schach halten zu können.

Und unwillkürlich kam Erasmus nun, nicht aus dem Bedürfnis, sich mit Gorm freundlich auszutauschen, sondern mit der Absicht, gegen ihn anzugehen, zu Rönnebergs, und wenn Gorm in seiner jeden Zweifel ausschließenden Weise von einer Sache sprach, so fand Erasmus — als wolle sich etwas sehr Menschliches in ihm für die ihm angetane Störung seines seelischen Gleichgewichtes rächen — ein trotziges Vergnügen daran, doch gerade immer das Gegenteil davon zu sagen und hartnäckig zu verfechten.

Es war selbstverständlich, daß sich Erasmus bei diesem Triebe, um jeden Preis zu widersprechen, oft ins Unrecht brachte. Das machte ihn dann noch unruhiger, und so wurden seine Entgegnungen immer heftiger und zielloser.

Waren ihm Behauptungen, an die er selber kaum glaubte, entfahren, so liebte es Gorm, mit der flachen Hand über den Tisch zu streichen, als wische er gleichgültige Worte aus, die jemand mit lockerer Kreide hingeschrieben hatte.

Derartige mit einer gewissen Verächtlichkeit ausgeführte Bewegungen entrüsteten Erasmus jedesmal, — er verabschiedete sich kalt und war doch bald wieder in der Wittenstraße, denn er wollte die Niederlagen, die er sich geholt hatte, und die ihn in Aslaugs Gegenwart besonders beschämten, durch Siege wettmachen.

Aber Gorm der Alte behielt immer die Oberhand, und Traulsens Ton vor ihm wurde mit der Zeit fast keifend.

Fremd und fremder wurden sich die beiden Schulkameraden. Erasmus fand es zuletzt selbst geradezu merkwürdig, daß er noch immer bei Rönnebergs erschien, und ähnlich so dachte Gorm, der sich aber durch das veränderte Wesen des Lehrers nicht aus der Ruhe bringen ließ, sondern sich nur ganz einfach kaum noch die Mühe gab, über irgendeinen Gegenstand mit ihm zu reden.

Als Erasmus eines Tages ohne jeden Grund den in Nord-Schleswig so beliebten Streit über deutsch oder dänisch vom Zaune gebrochen und, um Gorm zu ärgern, von einem wahren Hasse gegen das Preußentum gesprüht hatte, da fragte der Physikus seine Frau, nachdem der wenig erquickliche Besuch wieder fort war: „Was fehlt denn dem jetzt eigentlich? Warum benimmt er sich jetzt wie ein altes Weib?“

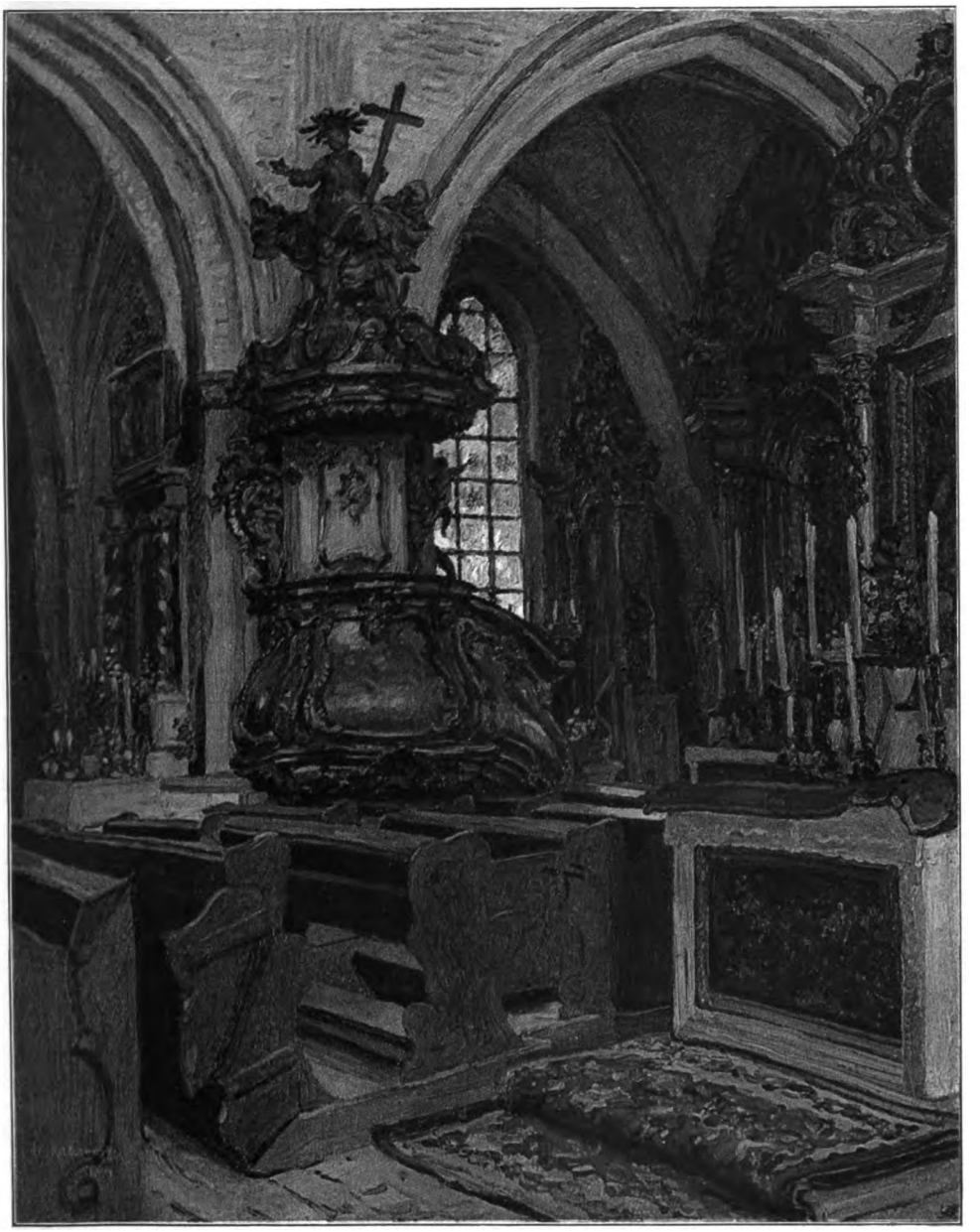
Es wäre ja nun für Frau Aslaug weiter kein Kunststück gewesen, ihrem Herrn Gemahl auf diese Frage hin eine genaue und erschöpfende Auskunft zu erteilen. Sie wußte ja sehr wohl, woher bei Erasmus die Wandlung aus seiner sonstigen Nachgiebigkeit und Liebenswürdigkeit ins Schroffe stammte: sie selber trug ja die Schuld daran. Erasmus sollte nicht mehr so demütig vor Gorm sein, deshalb hatte sie ihn richtig sehen und urteilen gelehrt, — deshalb hatte sie ihm gezeigt, wie ihr Mann in Wahrheit war.

Freilich, wenn sie sich's recht überlegte, — so, wie Traulsen jetzt war, — nein ... das zu erreichen, war doch nicht ihr Wille gewesen.

Fest und männlich sollte er gegen Gorm auftreten, sich gleichwertig neben ihm fühlen, sich nicht von ihm ducken lassen. Statt dessen handelte er und sprach so, daß er auch noch die wenige Achtung, die Gorm am Ende doch für ihn im Herzen trug, unfehlbar verlieren mußte.

Sie hatte Traulsen gegen ihren Mann stärken wollen, hauptsächlich um sich selbst eine Art seelischer Stütze in ihrem Leben an Gorms Seite zu schaffen. Denn wenn sie das Gefühl hegen konnte, daß es außer

Digitized by Google



Die goldene Kanzel
Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ihr noch jemand gab, der sich nicht vor dem mächtigen Manne beugte, so würde sie dadurch besser imstande sein, ihre innere Freiheit zu bewahren. Zwei Gefahren — das wußte sie — drohten ihr: sie konnte unter der gewitterschwülen und dann lohend ausbrechenden Leidenschaft ihres Mannes in eine Weibchenzufriedenheit, in ein Sklavinnenglück hineinsinken, gegen das sich ihr Menschentum empörte, und sie konnte, wenn sie Gorm Widerstand leistete, unter seiner Härte zerbrochen werden.

Vor beidem suchte sie Rettung und hatte gemeint, in Erasmus einen heimlichen Kameraden gefunden zu haben. Jetzt aber sah sie ein, daß sie sich verrechnet hatte: die erwünschte stumme Hilfe eines verstehenden Herzens wurde ihr bei ihm nicht zuteil.

Und so zürnte sie dem Lehrer, der ungeschickt über das ihm gezeigte Ziel hinaus schoß. Sie verdachte es ihrem Manne durchaus nicht, daß er den ohne Ursache aufbegehrenden Freund links liegen ließ, und wenn sie die beiden, Gorm und Erasmus, miteinander verglich, so konnte sie es sich allerdings nicht verschweigen: was auch sonst auf ihr lastete, das eine Gute hatte sie doch erreicht, nämlich dem Bedeutenderen von ihnen anzugehören.

Zwar das Herz, das schlug lebhafter und wärmer in Traulsens Brust, aber der überragende Geist Gorms stellte am Ende doch noch den größeren Lebenswert dar.

Weder am Gemüte des einen noch an der Verstandesschärfe des anderen wurde ihre Frauenseele satt. Es dünkte sie, daß es wundervoll sein müsse, wenn sie sich selber trennen könnte in die zwei ihr innewohnenden Persönlichkeiten: in die Herrin, die niemand über sich dulden wollte, und die einfache, zum liebenden Dienen und Gehorsamen bereite Frau . . und wenn dann die beiden, ihr jeder für sich einheitlich erscheinenden Männer in eine Gestalt zusammenflössen ... so würde sie in abwechselnder Ergänzung mit der Erasmus- und der Gorm-Natur eine wirkliche Genüge am Dasein haben dürfen.

Ja, so etwas war nun leider unmöglich. Sie mit ihrem Doppelcharakter befand sich in der äußeren Macht des einen Mannes, der gerade deshalb so fest in sich gegründet dastand, weil ihm jegliche Zwiespältigkeit erspart war.

Sie konnte Gorm nur nahe kommen, wenn sie ihm die Hände hinhielt, damit er sie nach Belieben binden oder auch ungebunden lassen möge ...

Jener andere, den sie beherrscht hätte, blieb ihr selbstverständlich ewig fern und war ihr jetzt, wo sie umsonst versucht hatte, ihm einen Hauch kraftvollen Geistes einzuatmen, ferner als je.

Da aber Aslaug diese Enttäuschung mit Erasmus erlebte, so zog gleich eine angstvolle Scham in sie ein: sie hatte also das Geheimnis ihrer Ehe einem Unwürdigen preisgegeben! —

„Hast du eine Ahnung, was ich dem getan habe?“ fragte Gorm noch zwei- oder dreimal, wenn sich Erasmus gar zu auffällig betragen hatte.

Frau Aslaug zuckte nur mit der Schulter. Das konnte ihr Mann sich nicht anders deuten, als wenn sie ihm antworten wollte: ‚Mir ist es auch rätselhaft.‘

Und also fand auch im Hause an der Wittenstraße die Lüge einen kleinen Mauerriß, durch den sie sich mit ihrem geschmeidigen Schlangenleib ins Innere zwängen konnte. Nun lag sie in einem dunklen Winkel, zusammengeringelt, die böse, böse Natter, und nur ganz sacht hatte sie den häßlichen platten, dreieckigen Kopf erhoben und ließ den Blick aus den geschlitzten Augen schlau und kalt hin- und herstreifen. Ihre Zunge spielte aus dem wie zum Hohne gebildeten Maule hervor, und dann und wann fuhr ein Ruck durch ihren grauen Körper, als wolle sie sich aufschnellen. Aber das hatte noch Zeit. So blieb sie lauernd liegen ...

Scham, ja, das war in Aslaug das erste Gefühl, als sie anfing, darüber nachzugrübeln, was sie eigentlich getan hatte.

Dreifache Scham. Vor sich selber, denn sie, die sich doch eben im Bewußtsein ihrer eigenen Stärke nicht von Gorm unterjochen lassen wollte, war damals, als Erasmus in der Laube bei ihr saß, so schwach gewesen, daß sie ihr Geschick nicht allein tragen konnte. Scham vor ihrem Manne, denn was sie Erasmus anvertraut hatte, das war nicht allein ihr Geheimnis, sondern es gehörte ebensogut Gorm. Und woher nahm sie das Recht, die Geheimnisse anderer Menschen zu verraten? Scham endlich auch vor Erasmus. Denn sie hatte

Digitized by Google

sich ihm gleichsam in einer Gewandung gezeigt, worin eine ehrbare Frau nimmermehr vor einen fremden Menschen hintritt.

Überall Scham, dies fürchterliche, doch eigentlich nur für untergeordnete Wesen geschaffene Empfinden, das sie herabzog und hemmte, als wate sie in einem tiefen, zähen Schlamme.

Wie nur sich retten aus dieser Gedankenmühseligkeit?

Eine Rettung wäre ja dagewesen: die Gewissensbisse einfach unter die Füße treten. Sich sagen, daß durch Rückwärtsspähen nichts zu bessern ist. Der begangene Fehler liegt dahinten wie ein lästiger, beengender Mantel, den man abgeworfen hat. Gerade aus der bewiesenen Schwäche konnte sich ein Mensch wohl die Kraft nehmen, fortan um so rüstiger und nach eigenem Willen auszuschreiten.

Aslaug sah recht gut, daß in solcher Überwindung dessen, worin sie nach ihrer Erkenntnis gefehlt hatte, die Selbsterlösung ruhte, aber es gab für sie ein Hindernis: ihre Seele war zu fein, ihr Gewissen war ihr zu lieb und galt ihr zu viel, als daß sie es rücksichtslos hätte mißachten mögen.

Sie strebte immer dahin, das Geschehene aus sich selber heraus zu rechtfertigen und auf diese Weise zur Ruhe zu kommen.

Mit Gorm konnte sie unmöglich über das, was sie bewegte, reden, sie hätte denn bereit sein müssen, ihn für ihren Mangel an Verschwiegenheit um Verzeihung zu bitten. Und einen Gorm um Verzeihung bitten, hieße sich ihm auf alle Zeit ausliefern.

Auch zu Erasmus sah sie für sich keine Brücke. Denn was konnte sie zu ihm führen? Höchstens der Wunsch, das ihm Anvertraute zu widerrufen. Aber wenn sie nun zu ihm kam und sprach: ‚Ich habe mich in der letzten Zeit in manches hineingefunden; es ist nicht mehr so arg zwischen meinem Manne und mir,‘ so konnte er sie mit Recht fragen, ob er nun vielleicht von neuem richtig sehen und urteilen lernen sollte, er konnte sie sogar mit Spott von sich weisen als eine der gewöhnlichen Frauen, die umhergehen und über ihren Mann schwatzen, Gutes oder Böses, je nachdem ihnen der Kopf gerade steht.

So war, um ihre Scham zu dämpfen, wenn auch nicht zu ertöten, nur das eine Mittel übrig: sie mußte damals in der Laube durchaus wahr gewesen sein. Dann war es schließlich zu begreifen und zu entschuldigen, daß sich ihr Herz einmal einem befreundeten Menschen gegenüber Luft gemacht hatte.

Ja, und wenn sie nun auf die letzten Monate zurückschaute, was hatte sich denn etwa ereignet, daß sie hätte freier atmen können? War Gorm ein anderer geworden? Ganz und gar nicht! Also lag die Wandlung nur in ihr selbst, das heißt, sie hatte ein Teil ihres Selbstes zu Gorms Gunsten aufgegeben, um es angenehmer bei ihm zu haben. Man brauchte sich ihm nur zu fügen, dann ging alles gut und er tat einem kein Leides.

Gegen sich selbst hatte sie eine Schuld auf sich geladen, indem sie ihr Dasein leichter trug, eine Doppelschuld, einmal, weil sie sich ihrem Manne, wenn auch nur entfernt, untertänig zeigte, und dann, weil sie dadurch eingestand, daß ihr Unglück, Gorms Frau zu sein, doch nicht gar so groß war, wie sie es Erasmus Traulsen darstellte.

Aber sie wollte nicht etwa eine launische Preisgeberin ihrer Ehegeheimnisse sein, sondern es sollte eine Weihe auf der Stunde ruhen, wo sie sich gezwungen sah, jemand anders ins Vertrauen zu ziehen, wie der Mensch vor Schmerz eben gezwungen wird aufzuschreien, ohne daß er sich deshalb der Weichseligkeit zu bezichtigen braucht.

Sie wollte vor allen Dingen Einklang zwischen ihrer Klage und ihrem Leben. Dann war sie wenigstens zur Hauptsache vor ihrem Gewissen gerechtfertigt, weil sie sich dann sagen konnte, daß es aus einer für sie ganz notwendigen Eigenliebe heraus geschehen war, wenn sie Erasmus Traulsen ihren Jammer offenbarte.

Auf die Art mußten sich die Dinge dahin entwickeln, daß Frau Aslaug nach dieser Zeit, wo sie ihrem Manne eine gewisse Anschmiegsamkeit bewiesen hatte, wieder in ihre vorige Starrheit verfiel. Sie drängte nicht mehr darauf, ihres Mannes Bücher zu führen, sie nahm auch sonst wenig an seinem Leben teil, sie tat ihre Pflicht als Hausfrau immer mit einer Leidenswolke auf der Stirn, und es kam auch schon vor, daß sie sich der von Gorm gern gepflegten Geselligkeit entzog. Dann und wann mußte

Digitized by Google

er sie bei seinen Gästen entschuldigen: „Meine Frau ist nicht ganz auf dem Damm, aber es hat nichts zu sagen.“

Wenn Erasmus das hörte, so nickte er unwillkürlich, denn er wußte Bescheid, was es mit einem solchen „nicht auf dem Damme sein“ auf sich hatte.

Halb war er stolz, weil er hier im Hause alles durchschaute, halb peinigte ihn das Mitwissertum, denn er konnte nicht helfen, weder der Frau noch dem Manne, der doch — ohne es freilich zu spüren — der Hilfe sehr bedürftig war. —

Gorm lebte ruhig seine Tage hin. Da er die Zusammenhänge nicht ahnte, so erblickte er in Aslaugs neuerlichem Umschwung nur das weiblich sprunghaft die Stimmung Wechselnde, dem man nicht nachzusinnen brauchte.

Er ließ seine Frau gehen, aber etwas von ihr behielt er doch mehr bei sich als früher. Das war das Kind. Dem mächtigen Manne, der, wenn ihm daran lag, seine Mitmenschen zu bezaubern verstand, war es ein kleines, solch ein junges Herz an sich zu fesseln.

Je mehr Gerda erwachte, desto mehr erregte sie die Aufmerksamkeit ihres Vaters. Er forschte in ihr, wessen Kind sie nun im Grunde sei, doch kam er nicht voll zur Klarheit darüber, denn die Aslaug-Züge, die er bei ihr entdeckte, glichen so ziemlich denjenigen, die er als aus seinem eigenen Charakter herstammend erkannte.

Gerda hatte Lust am Befehlen. Kam man ihrem Begehren nicht nach, so wandte sie sich mit einer fast verachtungsvollen Kopfbewegung von der unbotmäßigen Person ab. Selbst im Spiel war sie berechnend, und auch in ihrer größten Ausgelassenheit verlor sie nie das Gefühl, daß alles um sie herum nur ihretwegen so lustig zuging.

So sah Gorm in seiner Tochter ein Spiegelbild von sich selbst, konnte aber nicht leugnen, daß das Bild auch viel Ähnlichkeit mit seiner Frau besaß.

Sie waren beides Menschen, die immer zuerst an sich selber dachten. Kein Wunder, wenn das Kind aus ihrem Bunde just nicht zu denen gehörte, die am Geben mehr Freude haben als am Nehmen.

Seine ins Weibliche übertragenen Eigenschaften fesselten ihn an Gerda, denn er hoffte, daß er sie nach seinem Wohlgefallen bilden konnte. Bei Aslaug war ihm das nicht möglich. Er wußte, daß ihm von seiner Frau doch nur ein sehr kleiner Teil gehörte. Gerda aber war ganz sein oder konnte es wenigstens werden, wenn er rechtzeitig die Hand auf ihren Scheitel legte und sagte: ‚Sie ist mein Eigentum.‘

Weder für Gorm noch für Aslaug gab es je den Begriff, daß ihnen beiden zusammen etwas eignen könne. Jeder hatte seine Welt und in der Welt seine Gedanken und Dinge für sich. So war Gerda bisher unbestritten bei Aslaug gewesen, weil Gorm sie nicht für sich in Anspruch nahm. Äußerungen körperlicher Lebhaftigkeit und des Eigenwillens hatten ihn für seine Tochter eingenommen, ein der wirklichen Vaterliebe nicht unähnliches Gefühl war in ihm entstanden, und während ihm Aslaug wieder entglitt, beschloß er nun, Gerda mehr bei sich zu haben, damit sie sich an ihn gewöhnte und es lernte, seine Tochter zu sein.

Aslaug, zu sehr mit dem eigenen Ich beschäftigt, merkte das Beginnen ihres Mannes nicht. Er scherzte mit Gerda, und die kleinen Lockmittel, Spielsachen, Putz und Süßes, taten ihre Wirkung auf das Kindergemüt. Der Vater gewann etwas Kameradschaftliches für sie. Sie fürchtete ihn, denn es kam oft genug vor, daß er bei ganz geringfügigen Anlässen jählings auffuhr und dann furchtbar finster blickte, aber im ganzen war doch Helle auf dem bärtigen Gesicht, wenn Gerda zu ihm hingelaufen kam und, von seinen starken Händen emporgehoben, ihre Arme um seinen Nacken schlang. Und das Kind wußte bald, daß es selber imstande war, diese Helligkeit hervorzurufen. Es benutzte seine kleine Macht, die es bei der Mutter nicht anwenden konnte. Der Vater liebte es, wenn Gerda laut war, deshalb tat sie ihm den Gefallen und ließ es am Herumspringen durch seine Stuben nicht fehlen. Oben bei der Mutter bekam sie dafür nur Schelte, wurde ermahnt, stillzusitzen und immer daran erinnert, daß die mütterliche Migräne keineswegs von dem Umhertollen gemildert werde.

So fing Gerda an, sich bei der Mutter zu langweilen, und immer öfter kam sie mit der Bitte: „Darf ich nach unten zu Papa?“

Digitized by Google

Die Bitte wurde ihr gern gewährt. Alles geschah ohne Kampf nach Gorms Willen, Gerda wurde ihrem Vater anhänglich, und da aus seinem Munde nie ein Wort fiel, das die Mutter herabsetzte, so hätte man meinen sollen, das Kind würde eine vermittelnde Kraft zwischen diesen Eheleuten werden. Doch das war nicht der Fall. Frau Aslaug saß hübsch oben, schaute aus ihrer Luke über die Welt und wahrte ihre Persönlichkeit, und Gorm schaffte mit seiner ganzen Selbstliebe unter den Menschen, dachte wenig an seine Frau und traute ihr jedenfalls die Nöte, in denen sie seufzte, durchaus nicht zu.

Das Kind ersetzte ihm etliches von dem, was ihm Aslaug nun einmal nicht geben wollte. Daher war er dem Kinde dankbar und hegte und pflegte es immer sorglicher. Tat er damit mehr als seine Pflicht? Die Mutter schwankte in ihren Neigungen und Meinungen zu sehr auf und ab, und deshalb konnte ihr Einfluß auf Gerda sogar schädigend sein. Darum sann der Physikus nach, wie er es anstellen könnte, daß die Kleine, auch wenn er nicht daheim war, unter seiner Aufsicht stand, und er löste diese Frage ohne Schwierigkeit.

Eines Tages bei Tische sagte er zu seiner Frau: „Tante Alinde schreibt ganz verzweifelt."

„Alinde?" fragte Aslaug. „Wer ist das? Von der hast du mir noch nie etwas gesagt."

„Möglich. Du weißt ja, daß ich überhaupt nicht für Verwandtschaft schwärme, und die Verwandtschaft mit Tante Alinde ist noch dazu meilenweit entfernt. Aber einerlei, mich dauert das alte Mädchen, und ich will da ein gutes Werk tun. Sie lebt ganz für sich in Schleswig und hat keine Seele, die sich um sie kümmert. Nun ist sie krank gewesen, und schließlich wirft sie ihr Hauswirt auch noch aus ihrer Dachkammer hinaus. Ich habe ihr geschrieben, sie kann erst mal für einige Zeit zu uns kommen und hier wohnen. Du mußt dann zusehen, daß sie sich nützlich macht."

Er ging, ohne Aslaugs Zustimmung oder Widerraten abzuwarten, auf andere Gegenstände über und meinte nur am Schluß der Tafel noch: „Ja, wegen Tante Alinde haben wir denn alles besprochen. Sie kommt am fünfzehnten. Am besten wird es sein, ihr nennt euch gleich du. Dann ist das abgemacht."

Das war so die Art, wie der Physikus gemeinsam mit seiner Frau Entschlüsse faßte.

Daß ihr Mann jene weitläufige Verwandte nicht unter sein Dach nahm, bloß um sich durch solchen Edelmut einen Platz im Himmel zu sichern, konnte Aslaug sich schon denken. Welche Absichten er aber in Wahrheit mit Tante Alinde hatte, das vermochte sie nicht zu ergründen, und sie war sich auch sehr klar darüber, daß es ihr gar nichts nützen würde, wenn sie gegen diese Vergrößerung ihres Hausstandes auftrat.

Also ließ sie nur die Leidenswolke um ihre Stirn etwas dunkler und dichter werden und harrte im übrigen stumm des fünfzehnten Tages im Monat, der ihr die neue Verwandte bringen sollte. Ja, und Tante Alinde kam denn auch pünktlich an — mit einer kleinen Kommode, einem Spinett und einer Holzkiste, die in sich barg, was die alte Jungfer sonst noch ihr Eigentum nannte. Liebe Zeit! Tante Alinde war der merkwürdigerweise noch immer lebendige Beweis dafür, daß man unmöglich zu Reichtümern gelangen kann, wenn man sein Dasein als Flick- und Stopfmamsell in Schleswig führt. Sie hatte die großen traurigen Augen eines Menschen, der zu Mittag von dem wenigen trockenen Brot und dem dünnen Kaffee nicht recht satt geworden ist und nun sorgenvoll dem Abend entgegenspäht, ob der liebe Gott da wohl ein Einsehen haben, ein Wunder tun und im Suppentopf ein Stück Fleisch erscheinen lassen wird.

Unendlich unhörbar, unendlich bescheiden... immer mit einem Lächeln auf den verrunzelten Lippen... so bewegte sich Tante Alinde an den Wänden der Zimmer entlang. Sie wagte sich nicht mitten in die Stube. Das war hier alles so groß und hoch, — sie wurde schwindelig, wenn sie umhersah.

Als Gorm sie in ihr Stübchen führte, — es war ein sauberer, heller Raum nach dem Garten hinaus, mit freundlichen Möbeln und bunten Decken, — da fiel die kleine Person an der Schwelle auf die Knie und schluchzte ein Dankgebet, und der Herrgott, zu dem sie da in ihren abge-

Digitized by Google

rissenen Sätzen stammelte, trug genau die Gestalt von Physikus Rönneberg.

„Hier darf ich so richtig ordentlich wohnen?“ fragte sie dann und erhob sich scheu, erst noch nicht wagend, in die Herrlichkeit einzutreten.

Gorm faßte sie um die mageren Schultern und schob sie kräftig hinein: „Das ist dein Reich. Mach' es dir bequem und fühle dich zu Hause.“

„Ach, Gorm, Gorm! So schön, so schön! Siehst du, nun hat es doch noch geholfen, daß ich nie mein Gottvertrauen verloren habe. Wenn das meine seligen Eltern wüßten, daß es mir so gut auf Erden geht. Ach, wenn ich hier bloß ein paar, ein ganz paar Wochen bleiben darf!“

„Damit kommst du nicht weg, Tante Alinde. Wir lassen dich nicht wieder los.“

Und nun ging das alte Mädchen, überwallend von Zärtlichkeit und Dankbarkeit, auf den Physikus zu, preßte sich furchtbar verlegen und doch nicht imstande, ihr Gefühl zu beherrschen, gegen Gorm und lehnte den grauen Scheitel an seine Brust. Ihre Arme zitterten und zuckten: sie hätte den Retter aus der Not so gern damit umschlungen. Aber soviel Mut hatte sie doch nicht. Ihre Arme sanken schlaff herab, und sie stand nur ganz ruhig dicht bei Gorm ... die Augen geschlossen ... Frieden auf dem abgezehrten Antlitz ... Frieden, wie er sich auf dem Gesichte eines Toten spiegelt, der nach langen Kämpfen seine Stille gewonnen hat.

Gorm ermunterte sie schließlich: „Nun sieh dich nur im Hause um und schließ Freundschaft mit Gerda. Soll dir hier gefallen, Tante Alinde.“

Er ließ sie allein.

Sie öffnete die Holzkiste, und das erste, was sie herausnahm, war eine kleine segnende Christusfigur. Die eine Hand war im Laufe der Zeit abgefallen, aber bedarf Christus der Hände? Sein Segen quillt auch ohne sie aus seinem Herzen zu den Menschen hernieder, und Tante Alinde sah den Schaden nicht. Ihr Gemüt war das eines Kindes, das seine Puppe liebt und alles, was es will, in ihr erblickt — mag die Puppe auch ein armseliges, kaum noch zusammenhängendes Ding sein.

Dann kam die Bibliothek: neben der Bibel Klaus Harms' Postille und Gnomon, — Vossens Luise, Klopstocks Messias, Schubarts und Matthisons Gedichte und endlich des Wandsbecker Boten sämtliche in Leder gehüllte Werke.

Diese Bücher wurden wie die Zionswächter um den Christus herum aufgestellt, und nun hob Alinde noch ihr bißchen Fadenscheinigkeit an Röcklein und Jäcklein aus der Truhe und hängte es unter die mit Leinenzeug versehene Garderobe so sorglich, als wäre alles von reinster Seide. Ein Päckchen grobe Wäsche in den Kommodenkasten, — ein Nähstein von der Mutter her vors Fenster, ein paar Nippsachen auf den Glasschrank und an die Wand das Bild ihrer Eltern, wie sie Arm in Arm dastanden, er mit dem Strauß der silbernen Hochzeit im Knopfloch, sie mit dem Kranz des erneuten Bündnisses auf dem Haupte: da hatte Alinde auch schon ihren Einzug beendet.

Nun empfand sie auch sofort die Pflicht, sich für die unermeßlichen Wohltaten, die sie hier genoß, dienstlich zu erzeigen. Es waren noch keine fünf Stunden vergangen, da kannte sie jeden Winkel in Haus, Hof und Garten; sie wußte, daß man den Schlüssel zum Keller mit dem Barte nach oben ins Loch stechen mußte und daß Gorms Lieblingsrotwein rechts in der Kellerecke stand. Sie war darüber unterrichtet, daß der Gravensteiner Apfelbaum dies Jahr nicht viel tragen würde, daß aber dafür die Spätbirne großartig angesetzt hatte. Sie war in Gunst bei Köchin und Stubenmädchen, weil sie ihnen gleich Arbeiten abnahm, — sie hatte Gerdas Freundschaft gewonnen, indem sie dem Kinde half, sich das allerschönste Schleifenband und die schmuckste Schürze auszusuchen, — sie hatte Gorms Patienten die Tür geöffnet und Bestellungen entgegengenommen, als wäre sie seit langem die Gehilfin eines Arztes gewesen, sie war sogar Aslaug, von der sie doch kühl begrüßt wurde, etwas wert geworden, denn ihr Geschick im Nähen hatte sich an Frau Doktors Kleidern glänzend bewährt.

Die Fülle der Speisen, die auf den Abendbrottisch getragen wurden, betäubte sie. War es denkbar, daß Menschen soviel zu essen hatten? Sie wollte in die Küche schleichen, um sich dort an irgendeiner Kleinigkeit zu sättigen, und als ihr

Digitized by Google

Gorm befahl: „Selbstverständlich issest du mit uns!“ — da überkam sie wieder ihr Zittern. Flehend schaute sie zum Physikus auf: „Bitte, bitte, lieber Gorm, heute noch nicht. Ich muß das alles erst gewohnt werden.“

Gorm ließ ihr den Willen — sie nahm sich eine Scheibe Brot und eilte in ihre Kammer hinauf.

Und da hat das alte Mädchen mit diesem Brot und ein wenig Wasser vor ihrer verstümmelten Christusfigur ein Abendmahl gefeiert, so innig, so ganz dem Heiland hingegeben, wie es in keinem noch so prunkenden Dome, bei keiner noch so andachtsvollen Gemeinde denkbar ist.

Gern hätte sie auf ihrem alten Klavizimbel „Nun danket alle Gott“ gespielt. Aber sie schrak zusammen, als sie die Tasten berührte und ein Ton herauskam, und so griff sie nur über dem Tastenbrett in der Luft die Akkorde, und ließ dazu das fromme Lied stumm in ihrer Seele erklingen. Und kein Choral ist noch auf Erden ergreifender dahingebraust, und wäre er von tausend Zungen unter der gewaltigsten Orgelbegleitung gesungen worden.

Anderen Tags war Tante Alinde die erste auf den Beinen, und von da an übte sie im Rönnebergschen Hause lauter Treue und Sorgfalt für alle, und das konnte sie, denn für sich selber war und verlangte sie nichts.

⁂ ⁂ ⁂

Arme Verwandte sind manchmal nett zu gebrauchen. Man kann sie behandeln, wie man Lust hat, — sie müssen immer vielen Dank sagen und können nicht kündigen.

Physikus Rönneberg sah ein, daß er richtig gerechnet hatte, als er Tante Alinde ins Haus nahm. Er ordnete an und war sicher, sie gehorchte ihm unbedingt. Wenn er einmal fortreiste, sagte er ihr, was in der Zeit seiner Abwesenheit mit Gerda geschehen sollte, und er durfte ruhig sein: nicht um ein Haar breit wich Tante Alinde von seinen Befehlen ab. Sie war einfach sein verlängerter Arm.

Frau Aslaug merkte nicht, daß ihr Einfluß auf das Kind mehr und mehr zurückgedrängt wurde; sie hatte nichts dagegen, daß das Altjüngferchen so eine Art Schaffnerinnenstellung erhielt — denn um so besser durfte sie für sich allein sein. Mochte aber diese Einsamkeit ihr auch zuerst ein leidvolles, von Selbstbemitleidung nicht freies Behagen gewähren, so kam doch die Zeit, wo sie sich selber ausgelernt hatte und daher nicht recht etwas mehr mit sich anzufangen wußte. Da war es dann das Natürliche, daß sie ihre Gedanken von der eigenen Person hinweg wieder nach draußen richtete. Die Geselligkeit, von der sie sich eine Weile zurückgezogen hatte, wurde ihr zum Bedürfnis, alsbald aber erschienen ihr die Menschen, mit denen sie zusammenkam, doch fade und leer, und alles, was diese Frau zuletzt noch fühlte, war der Hunger nach einer Seele, von der sie verstanden wurde, verstanden allerdings in dem Sinne, daß die Seele danach strebte, alle ihre Regungen mit zu leben und sich allen ihren Wünschen zu fügen. Sie verlangte also schließlich dasselbe, was Gorm von seiner Umwelt haben wollte: Untertänigkeit, — aber ihrem weiblichen Gemüt entsprach es, daß ihre Sehnsucht dahin ging, Sympathie in andern Herzen zu erwecken und auf die Weise zu herrschen, während es der hart männlichen Denkart Gorms im Grunde sehr gleichgültig war, ob die Leute ihn liebten oder nicht. Wenn sie sich nur duckten.

Aslaug brauchte die Wärme eines fremden Gefühls, um über die Kälte ihres einsamen Lebens hinwegzukommen...

Und ganz natürlich war es auch, daß ihre suchenden Gedanken an dem Menschen haften blieben, der ihr schon zweimal etwas gewesen war: einmal nach dem Tode ihrer Mutter, als sie durch die Untätigkeit ihres Mädchendaseins in eine sich immer steigende Unzufriedenheit hineingeriet, und sodann in jener Zeit ihrer Ehe, wo sie war wie jemand, der mitten in einer endlosen Öde steht und irgendeinen nach Hilfe klingenden Ruf ausstößt, um nur überhaupt einen Laut zu vernehmen.

Erasmus Traulsen, der gutherzige, liebevolle, war es, zu dem es Aslaug nun von neuem hinzog. Über die Scham, die sie eine Zeitlang vor ihm gespürt hatte, kam sie leicht hinweg, und beinahe mit Genugtuung sagte sie sich: es führte ein Band von ihr zu ihm, wovon er sich nicht lösen könnte.

Das Weib Aslaug wandelte ihre Emp-

Digitized by Google

findungen einfach so um, wie sie ihr nützlich und ihren unmittelbaren Zwecken notwendig erschienen. Was sie zunächst gequält hatte, wurde ihr jetzt ganz lieb. Erasmus war ihr durch das ihm geschenkte Vertrauen verpflichtet: schon ein Stück Herrschaft über ihn, was sie da in den Händen hielt.

Um ein Mittel, den Lehrer wieder in ihre Nähe zu bekommen, war sie nicht verlegen. Sie machte ihrer Freundin Inge einen Besuch und richtete beim Abschied so ganz nebenher die Frage an Erasmus: „Ich möchte meine französischen Stunden wieder aufnehmen. Wären Sie bereit dazu?"

Erasmus hatte nicht die Kraft, so schnell, wie er selber gern gewollt hätte, Entschlüsse zu fassen. Wohl wußte er stets gleich, was er antworten sollte. Sein Gewissen arbeitete so flink, daß er nicht daran zu zweifeln brauchte, wohin er sich zu wenden, wie er zu handeln hatte, — aber sein Mut und sein Wille waren nicht kräftig genug, um dem Gewissen sofort beizuspringen. Im Gegenteil: es fiel ihm schwer, dem Gewissen nachzugeben, weil er von hundert Bedenken und Rücksichten gefesselt und auf die Stelle gebannt wurde. Wenn sein Gewissen ein deutliches Nein sprach, so war es doch Erasmus lange nicht immer möglich, dies Wort auch über die Lippen zu bringen, — ja, es kam sogar vor, daß das Nein trotz aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, wie sie in einem Erasmus Traulsen verkörpert waren, doch in eine Art von Ja verändert ward. Das konnte dann freilich nicht bestehen. Es glich einer Treibhauspflanze, die bald welk wird. Es sank in sich zusammen, und erst allmählich fand Erasmus die Tapferkeit, seinem Gewissen zu gehorchen und das zu verneinen, was er nicht bejahen durfte. Damit ließ er gleichsam einen echten, natürlichen Schößling aus der Wurzel seines Wesens aufsprießen.

Ein solcher Wechsel sah allerdings für die Welt nach Wankelmütigkeit aus. Erasmus selbst fühlte das, und so kam es bisweilen vor, daß er, um eben nicht wie ein Rohr im Winde dazustehen, bei der ersten Antwort blieb und gegen seinen innersten Willen und sein Gewissen handelte.

Das geschah ihm nun auch mit Aslaug.

Sein Gewissen zuckte unter ihrer Frage zusammen und warnte ihn im Augenblick, aber er brachte es nicht fertig, sich der Frau, die ihn mit einem hübschen Lächeln ansah, schroff entgegenzustellen und ihr den geäußerten Wunsch ohne weiteres abzuschlagen. Daher beging er den Fehler, Aslaug ein halbes Ja zu geben: „Ich muß es mir überlegen. Wenn ich Zeit habe; gefällig bin ich Ihnen natürlich gern."

„Sie werden die Stunde schon für mich übrig haben," meinte Aslaug bestimmt und nickte ihm vertraulich zu.

Als Frau Physikus Rönneberg ihn verlassen hatte, wußte Erasmus plötzlich hundert Gründe, weshalb er ihr keinen Unterricht erteilen konnte, und von all dieser Fülle an Gründen wollte er ihr wenigstens etliches schreiben, wenn er auch, wie das ja so ist, gerade die besten verschweigen mußte. Aber seine eigene Frau hinderte ihn dann, den Brief, der ihm peinlich genug war, abzufassen: die immer praktisch denkende kleine Inge hielt ihm betrübt zwei zerrissene Knabenjacken hin: „Zu flicken und auszubessern ist da nichts mehr. Wir müssen den Jungens neues Zeug kaufen. Und ich habe es sowieso diesen Monat knapp!"

Ja, ein Korsholmer Institutsdirektor war schließlich nicht auf Rosen gebettet und durfte als Familienvater die Gelegenheit, sich Zuschüsse zu verdienen, nicht abweisen. Das Gewissen hatte gut reden, — wer danach hätte leben können! Aber konnte man den Jungens vom Gewissen heile Anzüge verschaffen? Denk' nicht daran!

Hundert innere Gründe hielten nicht stand vor dem einen äußeren Gegengrund: es galt für Erasmus, der Notwendigkeit zu gehorchen und für die Seinen zu sorgen.

Inge sah ja auch von den hundert Gründen ihres Mannes, die sich zu einer Absage an Aslaug verdichten wollten, durchaus nichts. Warum sollte er nicht bei Rönnebergs ebensogut Privatstunden geben wie anderswo?

Und so nahm denn Erasmus wieder den großen Ploetz unter den Arm und ging zu Aslaug.

Sie empfing ihn oben bei sich inmitten der hellen Möbel, von denen sie in ihrer Mädchenzeit umgeben war. Und weihe-

Digitized by Google

voll wehten auf ihrem Tische die Kerzenflammen. Alles war wie einst, wie in jenen Tagen, da sich Erasmus auf dem besten Wege befand, sein Herz an Fräulein Tornö zu verlieren, und da sie selber ihn recht lieb hatte. Jäh war damals alles zwischen ihnen abgebrochen worden ...

Aber nun schien es Erasmus manchmal, wenn er Aslaug gegenüber saß, als sei das Ganze, was sich seitdem ereignet hatte, gar nicht geschehen, als habe er an diesem Tische nur für eine Weile von einem Schicksal geträumt, das ihn von Aslaug hinweg aus der Feierlichkeit des Kerzenschimmers in einen wohl sonnenhellen, aber gewöhnlichen Alltag führte, — als sei er jetzt wieder aufgewacht und damit zur Wahrheit zurückgekehrt: die Stunden hatten keine Unterbrechung erlitten... Aslaug und er waren um nichts älter geworden... in ihrem Leben hatte sich nichts geändert...

Für Sekunden konnte Erasmus wohl so denken, dann griff freilich das Leben gleich wieder ein und belehrte ihn darüber, daß sein sonnenheller Alltag durchaus nichts Erträumtes war. Ernüchtert schaute er um sich: so wenig, wie er selber noch der Alte war, so wenig war das Aslaug Tornö, die da vor ihm saß, sondern es war die Frau eines andern Mannes. In das Seelenleben dieser Frau aber sah er, selbst gegen seinen Willen, hinein wie in ein Stück Alabaster, auf das man Wasser geträufelt hat, so daß die weiße Kruste glasig wird und der Blick bis ins Innere des Gesteins dringen kann.

Es ist sehr reizend, in die schillernde, geheimnisvolle Tiefe hineinzublicken, und Erasmus Traulsen konnte denn auch, obgleich er sich eines Unrechts dabei bewußt war, das Auge nicht gut davon wenden, wenn sein Mund auch der Frau Doktor Rönneberg, geborenen Tornö, noch so eifrig die Feinheiten des französischen Stils erläuterte.

⁂ ⁂ ⁂

Gorm gönnte seiner Frau das harmlose Vergnügen, sich von Traulsen unterrichten zu lassen. Er bildete Tante Alinde immer mehr zu einem gefügigen Werkzeug heran, und das alte Mädchen benahm sich so bescheiden, anstellig, hilfbereit und unauffällig, daß auch Aslaug diese Hausgenossenschaft ganz angenehm wurde. Es ging in der Wittenstraße recht friedlich her, — auch Erasmus wurde Gorm gegenüber verträglicher, allerdings nicht ohne ein etwas unangenehmes Gefühl: da er aus diesem Hause für seine Bemühungen Geld bekam, so konnte er hier nicht mehr so frei reden und auftreten wie sonst.

Sie sind schlimm daran, diese Feinfühligen, die stets anderen Menschen Rechte über sich einräumen und sich selber damit von allen Seiten beengen und beeinträchtigen, — besonders schlimm deshalb, weil bei all ihrer Demut doch etwas in ihnen lebt, was von eigenem Werte spricht, ja, was sogar letzten Endes eine Art von Verachtung wider diejenigen hegt, die da meinen, sich über einen Menschen brüsten zu dürfen, nur weil er anspruchslos ist.

Die mannigfachen, einander kreuzenden Regungen in seinem Herzen bewirkten, daß Erasmus während der Stunden bei Aslaug ein sehr ernster Mann war und den Unterricht viel schulmeisterlicher betrieb, als es der Frau Physikus paßte.

War vielleicht seine Verehrung für sie abgesunken? Das wollte sie erkunden, und so begann sie eines Tages: „Warum sind Sie so nachdenklich, Herr Traulsen? So habe ich Sie früher nie gekannt."

„Man wird nicht jünger, Frau Doktor. Die Tatsache kann einen schon nachdenklich stimmen."

„Wenn eine Frau das sagt, gebe ich ihr recht. Wir Frauen altern in jeden zwei, drei Monaten zwei oder drei Jahre. Aber ein Mann, — was merkt der von ein paar Jahren? Und ein Mann wie Sie, — nein, ich glaube nicht, daß Ihre Gemütsart danach ist, sich um die Zeit zu grämen, bloß weil sie vergeht."

„Nicht bloß deshalb. Aber die Zeit rollt über uns hinweg, und was sie an Sorgen mit sich geführt hat, das setzt sich auf unserm Herzen ab. Da kann das Herz nicht mehr so leicht und so fröhlich schlagen wie in der Jugend."

„Sie haben doch lauter Erfolge. Ihre Schule wird immer größer, und an Ihren Schriften freut man sich überall."

„Was man mit Sorgen bezeichnet, braucht ja nichts Äußerliches zu sein. Die Erfahrungen ... die inneren Erlebnisse ... die reifen einen, aber sie rauben einem auch viel."

Digitized by Google

Damenbildnis

Gemälde von Wilhelm List

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Als er dies sagte, da war Erasmus so unvorsichtig, einen Blick auf Aslaug zu werfen, der weit beredter war als sein Mund. Er glich einem Hindeuten auf die Frau, beinahe einem Beschuldigen, daß er auch ihr etwas von dem zu verdanken habe, was ihn reifte und beraubte. Zwar war es immerhin nur ein Blick, rasch gebändigt und rasch auf die Grammatik niedergeschlagen, aber doch genug, um Aslaug auf die Frage, die sie an den Lehrer stellte, soviel Antwort zu geben, daß sie nun den Mut hatte, ihn auch zum Antworten mit den Lippen nötigten.

Sie richtete ihre Augen so voll und zwingend auf ihn, daß er nicht anders konnte, als die Lider von neuem aufzuschlagen und ihr ebenfalls gerade ins Gesicht zu sehen.

„Ja?" fragte sie, denn sie wollte ja nur die Bestätigung seiner stummen Antwort haben. „Und von den Erlebnissen ... hat sich da auch hier etwas abgespielt?"

„Frau Doktor, e i n e Silbe darüber, und Sie haben selber das Versprechen gebrochen, das Sie mir abnahmen."

Aslaug senkte den Kopf und ließ die Blätter ihres Buches rauschend zwischen Daumen und Zeigefinger gleiten. Sie schwieg lange. Erasmus aber setzte seiner Rede, die etwas Angstvolles gehabt hatte, nach einer Weile traurig hinzu: „Wenn wir es genau nehmen, so ist das Versprechen ja jetzt schon gebrochen. Ich habe es aber halten wollen."

Ja, und damit lag denn nun das Gelöbnis, daß die Stunde des Vertrauens streng in sich abgeschlossen bleiben sollte, in Scherben am Boden wie ein Glas, das jemand gar zu sorgsam getragen hat; seine eigene Furcht zu straucheln machte seine Schritte unsicher, und siehe da, ein Hindernis, das ein mutiger Mann mit Leichtigkeit umgangen hätte, bringt ihn zu Fall. Klirr! Die tausend Splitter! —

Und hier zeigte sich nun wieder der Unterschied zwischen Mann und Weib: Erasmus, der wahrhaftig nicht daran gedacht hatte, noch jemals an die Dinge zu rühren, die Aslaug ihm anvertraute, war aufrichtig betrübt, weil es nun doch anders ging, als sie beide gewollt hatten; denn so lästig ihm die Erinnerung an jene Stunde war, sie war ihm doch auch heilig gewesen. Aslaug jedoch war von den Folgen der Stunde unbefriedigt geblieben, und also galt ihr auch die Stunde nicht als etwas Großes und Bedeutsames. Darum zauderte ihr beweglicher Geist keinen Augenblick, die Fessel zu sprengen, die sie sich selber aufgelegt hatte, denn es stieg ihr jetzt plötzlich von neuem die Sehnsucht und Hoffnung auf, daß sie sich doch noch das erwerben könne, wonach sie, wie sie einsehen mußte, damals vergeblich strebte: das Verständnis für sie in einer befreundeten Seele.

Sie wurde lebhaft. Ihre Anmut erhöhte sich. Immer erregter flackerten die Lichter von dem hastigen Atem der beiden Menschen, die schon längst nicht mehr an Subjonktif und Indikatif dachten.

„Hab' es gewiß und wahrhaftig halten wollen," wiederholte Erasmus mit leiser, bedauernder Stimme.

Ein leichtfertiges Achselzucken der Frau: „Wer sieht alles voraus? Man braucht sich keine Vorwürfe zu machen, wenn man sich etwas Unmögliches vorgenommen hat und es dann nicht durchführen kann. Ich war erst erschrocken, wie Sie gegen Gorm auftraten. Er durfte doch nichts merken."

„Heucheln konnte ich nicht. Ich konnte hier höchstens wegbleiben."

„Das fiel ihm dann erst recht auf."

„Mußte es dann eben. Ich durfte ihm den Grund dafür nicht erklären."

„Dies offenbar Feindselige ... nein. Ich bin froh, daß es jetzt besser geworden ist."

„Frau Doktor," sagte Erasmus, und aus seinen Augen redeten Bekümmernis und Zorn, „wenn es denn immer sein soll, daß wir unsern eigenen Eid nicht achten, so will ich es sagen: Sie haben mir viel zerstört."

Schmerzlich brach es aus ihm heraus. Wehmut grub ihm Falten ins Antlitz. Er stand auf und ging langsam, schweren Schrittes in der Stube hin und wieder, sprach zu sich selber und achtete gar nicht darauf, ob Aslaug ihn hörte oder nicht.

„Viel zerstört. Aber was hilft es? Es muß sein Bewenden dabei haben, daß ich mich nicht mehr so freundschaftlich zu Gorm stelle. Freundschaft, — ach, überhaupt Freundschaft! Ich habe einstmals geglaubt, ich sei wirklich der reinen Selbstlosigkeit fähig. Aber eine wahre Freundschaft sollte auch jede Probe aushalten. Sie sollte sich

Digitized by Google

völlig auf das gründen, was man aus sich selber heraus unumstößlich von einem Menschen weiß und immer an ihm achtet, mag er im übrigen sein, wie und was er will. Und wenn er ein Verbrechen beginge: die Freundschaft dürfte nicht darunter leiden. Mein Gefühl hat die Probe nicht genug, also doch im Grunde gar nicht ausgehalten, und deshalb war meine Freundschaft zu Gorm nicht so fest und unverwüstlich, wie sie hätte sein müssen. Schade darum. Ich fühle mich um etwas ärmer. Und wenn das, was ich verloren habe, auch zumeist in mir selbst steckte, — es war mir doch ein lieber Besitz, ich wäre mein Lebtag gut damit ausgekommen und hätte einigermaßen Gorms Art zu handeln daraus erklären können. Nun ist das anders. Durch Sie, Frau Doktor. Wenn ich jetzt noch Freundlichkeit für Gorm hegen soll, so kann ich das nicht mehr aus einfach gebefreudigem Herzen heraus. Jetzt verlange ich das gleiche von ihm, was ich ihm schenke, und damit ist denn die Freundschaft im tiefsten Sinne nicht mehr in meiner Seele. Gute Bekannte sind wir, das ist alles und wird so bleiben." — Er hielt inne, blieb stehen und sah auf Aslaug, als ob er erwachte. — „Jammerschade, ja, nicht wahr, Frau Doktor?"

Betroffen hörte Aslaug dem Manne zu, der darum trauerte, weil er einer anderen Seele nicht mehr so selbstlos angehören, ihr nicht mehr ganz, ohne das Eigene zu suchen, Treue halten konnte wie sonst.

Aslaug hatte bisher immer nur an sich selbst gedacht, — jetzt war es ihr, als klammere sich eine Hand um ihren Nacken und wende ihr den Kopf zu einem andern Menschen hin, damit sie ihn anschaue und erkenne: sie hatte ihm Übles zugefügt.

„Wenn es so ist, Herr Traulsen, wenn ich Ihnen wirklich mit meinen Worten über Gorm etwas zerstört habe," meinte sie zaghaft und in bittendem Tone, „dann sagen Sie mir, wie ich es wieder gut machen kann?"

„Das wird wohl schwerlich gelingen, Frau Doktor," erwiderte Erasmus, „aber eines können Sie tun: mich fortan mit Fragen und Vertrauen in Ruhe zu lassen. Nicht das geringste will ich mehr von Ihnen hören! Sie sind Gorms Frau, und was Eheleute miteinander durchzumachen haben, das müssen Eheleute auch in ihren vier Wänden für sich behalten. Diese Wahrheit wollen wir uns beide in Fleisch und Blut übergehen lassen. Schlimm, daß ich nicht immer schon so von ihr überzeugt war wie jetzt. Dann hätte ich mich damals entschieden gegen Ihr Vertrauen gewehrt und mir damit manche Last erspart ... und auch allerhand innere Verluste."

So sprach der schlichte, mit sich über Recht und Unrecht durchaus einige Erasmus und verließ Physikus Rönnebergs Frau mit festen Schritten und in der bestimmten Absicht, daß die Stundengeberei nun ein Ende haben solle. Sie brachte nur Wirren und Unsicherheit.

Ja, wenn nur der schlichte Erasmus die einzige Person gewesen wäre, die in der Körperlichkeit des Institutsdirektors Traulsen herumging, so hätte ja alles wunderschön werden können. Aber leider teilte sich noch ein *anderer* Erasmus mit der einfachen, immer zum Guten strebenden Persönlichkeit in den Besitz dieses Leibes, und der war so zusammengesetzt und hatte mit so vielerlei Erwägungen und Überlegungen zu tun, daß er selber nicht zum Schlusse kam und dadurch auch seinen gutmütigen Seelenbruder hinderte, das als wahr und notwendig Erkannte stramm durchzuführen.

Dieser andere Erasmus, — o das war ein wunderlicher, verschnörkelter Kerl voller Bedenken und Ängste: was dachte Gorm, wenn er den Unterricht plötzlich mitten im Quartal, — denn für einen richtigen Schulmeister gibt es gar keine andere Zeiteinteilung als von Vierteljahrsferien zu Ferien, — abbrach, und wie konnte er sich vor Inge rechtfertigen, daß er nun auf einmal nicht mehr die schönen Taler aus der Wittenstraße einheimsen wollte?

Viel Arbeit in der Schule, gewiß, die hatte er und hätte sie auch vorschützen können, aber warum gab er dann nicht lieber andere Privatstunden auf als gerade die bestbezahlten, noch dazu in einem befreundeten Hause?

Und dann: er hatte Aslaug die Wahrheit gesagt, nun würde sie doch wohl zur Vernunft kommen und ihn nicht weiter mit ihren Geschichten behelligen.

War er auch nicht zu heftig und schroff gegen die arme Frau gewesen? Bedauerns-

Digitized by Google

wert war sie ja doch, was für Fehler sie auch begangen hatte. Saß da oben und sah zur Bodenluke hinaus, — bekam ihren Mann fast nur bei Tische und auch dann oft nicht zu sprechen, — hatte eine sogenannte Verwandte im Hause, die, sowenig sie auch auffiel, immer doch etwas Fremdes und also Störendes bedeutete, — und ihr Kind, ... Erasmus hatte es ja nun in seiner Schule und tat für das zarte Geschöpf, was nur in seinen Kräften stand, ... aber große Mutterfreude konnte gerade eine Aslaug, die stets so viel vom Menschen beanspruchte, an der geistig nicht übermäßig regen Gerda unmöglich haben. Eher viel Mutterschmerzen ...

Sollte er sich nun von ihr zurückziehen? Wo sie doch des Mitleids bedurfte und gewiß auch des Mitleids würdig war? Denn so arg war ihre Schuld am Ende nicht. Frauen dachten nicht so streng über Versprechungen. Wer das weibliche Herz einigermaßen kannte, der sah darüber hinweg, wenn sie nicht recht bei der Stange blieben. Er selber hatte sich auch wohl im Leben schon mal was vorgesetzt und es dann doch nicht gehalten. Und er war ein Mann, — wie sollte da ein Weib ... zur Schwachheit geboren ... ihn an Standhaftigkeit übertreffen? Steckte nicht in Aslaugs Schwäche sogar etwas ungemein Rührendes? Wir sehnen uns alle nach Glück und sehen zu, wo wir es finden. Ist's nicht hier, nun, so suchen wir es anderswo. Da war es ein ungerechtes Stück, wenn er es einer Frau übelnehmen wollte, daß sie einem Menschen, dem sie einmal ihr Sein geöffnet hatte, nun nicht mehr ganz fernstehen konnte, sondern eine Frage an ihn richtete, die da anknüpfte, wo sie früher aufgehört hatte.

Das Ende vom Liede war, daß Erasmus am nächsten Mittwoch treu und brav wieder in die Wittenstraße gegangen kam und Frau Rönneberg in die Geheimnisse des Passé défini einweihte.

Er war erst ein bißchen befangen, und Aslaug hatte so etwas Schmelzendes im Benehmen. Beide bemühten sich, durch gegenseitige Zuvorkommenheit den nicht ganz guten Eindruck vom vorigen Mal zu verwischen. Und das gelang ihnen über die Maßen gut. Erasmus war voller Begeisterung für seinen Lehrstoff, und Aslaug war eine Schülerin ... ganz Aufmerksamkeit, Fleiß und gutes Betragen.

Ja, das wurde nach dem Gesetz von den Pendelschwingungen, ... ihr wißt ja: hier geht er hin, da geht er hin, ... eine so schöne und fruchtbare Privatstunde, wie sie sie noch nie gehabt hatten.

Die Kerzen schimmerten still und hell.

* * *

Und nun kam eine Zeit, da lebte Erasmus Traulsen viel mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Er hatte einen wahren Abscheu gegen alles, was mit seinem tatsächlichen Dasein zusammenhing, und berauschte sich an Bildern und Gedanken, die aus überirdischen Räumen stammen mußten, so losgelöst waren sie von dem Alltag, worin sein armer Leib hier unten frondete, nur um das Brot für Weib und Kinder zu schaffen.

Ach! Diese Schulmeisterei, — wie war sie ihm zuwider!

Da redeten die Leute wohl von Erziehungsidealen, von edler Jugendbildung, — da priesen sie seinen Beruf als den höchsten, weil es in seiner Macht läge, die ihm anvertrauten jungen Seelen so zu lenken, daß sie später in des Lebens Ernst jede Prüfung bestanden, daß diese kleinen Mädchen und heranwachsenden Jungfrauen durch seinen Einfluß fähig wurden, dereinst eines Hauses tüchtige Frau und Mutter zu sein.

Wenn er sich's bei Licht besah: worin bestand sein Wirken an den jungen Herzen? Er sorgte dafür, daß ihnen das von der Behörde bestimmte Maß an Schulweisheit eingetrichtert wurde. In ewig gleichem Trott ging es vorwärts — aus der siebenten in die sechste und aus der sechsten in die fünfte Klasse und so weiter, bis die Kinder eingesegnet waren und ihm aus den Augen kamen.

Was hatte er ihnen denn von sich gegeben? So bitter — bitter wenig. Und hätte er ihnen mehr mitgeben können? Er sah nicht die Macht dazu. Das Pensum mußte erledigt werden. Da hatte das Persönliche zu schweigen. Ja, und war er denn überhaupt wirklich im Besitz von Gütern, die des Mitlebens und Hingebens wert gewesen wären? O, das wohl! Erasmus hätte hinwegfliegen mögen über Lehrplan und Stundenverteilung, hätte

Digitized by Google

seine Schülerinnen einweihen mögen in Gefühle, wie sie sich jetzt in ihm, dem reifen Manne, drängten.

Aber das war ihm verboten. Es führte kein Weg von seinem Innersten nach den Seelen hin, die von den Schulbänken zu ihm aufsahen, begierig zu hören, was das Leben sei, und künstlich im Hunger gehalten.

Denn Wissen ist Macht, aber Wissen ist auch Gefahr, — also sei man weise im Zumessen der Weisheit, sagten die Behörden und die Pädagogen, die die Erziehung in schöne Regeln brachten, als wenn einer durch ein wildwachsendes, herrlich üppiges Stück Natur eine Schnur hindurchspannt und an solchem Lineal entlang einen Weg aushebt, darauf nun auch alles gehen muß. Sobald einer nur einen Zoll breit in die Wildnis abschweift, ist er verfemt.

Erasmus seufzte unter der Enge seines Lehramtes, und er seufzte auch unter der Enge seines Heims.

Ihm schien bisweilen, als müsse er das Dach von seinem Hause sprengen, um nur mal freien Himmel sehen zu können.

Mein Gott, es tat ihm ja so bitter leid, wenn seine Lotte, die sich zu einem sehr beobachtenden Menschenkinde heranbildete, ihn immer und immer wieder fragend ansah, weil sie es nicht begriff, warum ihr Vater nicht mehr der alte, scherzende Mann war. Und es tat ihm noch viel bitterer weh, wenn Inge unter seiner schlechten Laune zu leiden hatte, wenn sie hinausging und nach einer kurzen Weile mit rotgeränderten Augen wieder hereinkam, — er war oft wie krank in seiner ihn ungerecht machenden Unzufriedenheit, aber er hatte nicht die Kraft, zur Gesundheit durchzudringen. Seine Phantasie spielte unbarmherzig mit ihm, und seine Augen schweiften hinaus aus den Schulstuben und aus den gut bürgerlichen Zimmern seiner Wohnung, wo alles, aber auch alles, — Essen, Schlafen, Zeitungslesen, — mit furchtbarer Regelmäßigkeit herging.

Inge und Lotte, die der Mutter beste Freundin war, hatten zwar leicht eine Erklärung für seine Düsternis: „Unser Vater hat zu viel gearbeitet. Wenn die Ferien kommen, so wird alles wieder gut."

Aber wenn die Ferien dann kamen, so saß Erasmus und stöhnte über die Untätigkeit, zu der er verdammt sei.

Er griff zur Feder, er wollte sich als Dichter von seinen Gedankenqualen erlösen, doch es glückte ihm nicht, das Leben in poetische Form zu zwingen, denn einstweilen dichtete das Leben selbst mit ihm und brauchte ihn als Stoff. Dagegen vermochte er nicht anzukämpfen, — das Leben war der viel gewaltigere Erzähler.

Es glückte ihm indessen auch darum nicht, weil er sich scheute, das in ihm Zitternde zu offenbaren, scheute vor der Welt und besonders auch vor dem Menschenkinde, dem er damit vielleicht herzliche Kümmernis bereiten würde, vor seiner kleinen Inge.

Sie war so lieb zu ihm, sie kannte in ihrer Güte und Geduld so gar keine Grenzen . . . sie lebte nur für ihn und für die Kinder, die sie ihm mit innigem Stolz geboren hatte und mit der unaussprechlichen Dankbarkeit dafür, daß er ihr die höchste Wonne schenkte: Mutter zu sein.

Inge kannte außer den Räumen ihres blitzblanken Hauses von der ganzen Erde kaum noch einen Fleck, und es verlangte sie auch nach keiner anderen Stätte: all ihre liebende Frauenmacht gehörte diesen vier Wänden, wo sie sich nützlich fühlte, wo sie die rechte Kameradin ihres Mannes war und sich sagen durfte: sie half ihm erwerben, denn sie half ihm einteilen.

Ihre holde Genugtuung, wenn sie wieder ein paar Taler nach der Sparkasse trug! Diese reine Seligkeit, wenn sie zu Erasmus sprach: „Jetzt können wir uns den neuen Schreibtisch leisten, den du schon immer so gern haben wolltest."

Alles für ihn . . . mit unendlicher Sorgfalt, daß er nur in seinem Stübchen ungestört sei, daß sie ihm das Rechte auf den Tisch setzte . . . mit unendlicher Bescheidenheit für sich selber.

Gewiß, sie schmückte sich mit Freuden — für ihn, aber sie hatte doch beinahe Angst, er möge ein Kleid und einen Hut schon altmodisch und verbraucht finden, wenn sie diese Dinge noch eine Weile tragen wollte, um ihre kleine Kasse nicht zu schmälern.

Sie kannte ihren Erasmus von Grund auf, wenigstens hatte sie ihn in den Jahren ihrer Ehe bisher immer mehr und genauer kennen gelernt, und mit wundervollem Mute, mit immer wieder sich aufrichtender Frische sah sie nur das eine Ziel: wie sie

Digitized by Google

es ihrem geliebten Manne so richtig gut machen konnte, damit er fröhlich an die Arbeit ging und zu Hause seinen Frieden hatte.

O sie war auch seine ehrgeizige Frau. Sie schaute zu ihm empor als zu einem großen Dichter, und ein paar kleine Schlauheiten wußte sie recht geschickt anzubringen. Der Buchhändler bekam ein Lächeln aus ihren lieben Augen, — dafür legte er gleich Erasmus Traulsens Dorfgeschichten breit und auffällig ins Fenster. Und der Redakteur bekam ein freundliches Nicken. Da fiel die Besprechung doch um einen Ton wärmer aus. Hie und da im Bekanntenkreise verstand es die wackere Frau dann wohl, die Rede darauf zu bringen, daß nun bald ein neues Werk von ihrem Manne herauskommen würde. Das würde noch viel schöner sein als das erste.

Ja, ein hohes Lied der echten Hausfrau muß man singen, wenn man Inge Traulsen beschreiben will.

Sie lebte in herzlichem Einvernehmen mit allen Nachbarn, die sie aber doch nicht allzunahe an sich heranließ, sie war ihrer alternden Mutter eine nie ermüdende Stütze, — war ihren Kindern eine muntere und doch sich stets in Achtung erhaltende Mutter, und so füllte sie ihren Platz auf dieser Welt voll aus, und alle ihre Wünsche waren gestillt, wenn sie empfand, daß die Ihrigen und vor allem Erasmus ihre Liebe so gern hinnahmen, wie sie sie ihnen spendete.

Erasmus sah und wußte das alles. Inge war das beste Wesen auf dem Erdenrunde. Dafür hätte er allezeit die Hand ins Feuer gelegt. Und doch! Und doch! —

Klarer Quell! Der du lustig zu Tale rieselst und plätscherst, — du bist wohl schön! Die Kiesel auf deinem Grunde werden unter deiner glitzernden Welle zu Demanten, und in den kleinen Tropfen, die du aufschäumen lässest, zeigt die Sonne die ganze Farbenpracht, die sie in ihrem weißen Licht verborgen hält.

Es sprüht über dir ein sich ewig erneuernder Regenbogen, — an deinen Rändern sproßt es von Blumen und Gras, und ein Trunk aus dir, mit der hohlen Hand geschöpft, — o, kein goldener Becher mit goldenem Wein ist ein solches Labsal.

Ja, schön bist du, köstlich schön, du froher, unbekümmert dahinrauschender Waldesquell! An dir ist gut ausruhen, und wer weit zu gehen hat, der soll nur den Fuß in dich tauchen, du stärkst ihn zu neuen Schritten und durchrieselst ihn mit deiner eigenen Wanderlust!

Aber auch du lockst den Sinn an, geheimnisvoller, tiefer Brunnen. Wer sich über dich hinabbeugt und sein Bild auf deinem dunklen Spiegel erscheinen sieht, der meint, er steige sich selber von da unten seltsam verwandelt entgegen. Und hinter dem eigenen durchsichtigen Bilde, da erkennt er noch ein Angesicht, — ein trauerndes und zugleich lockendes Frauenangesicht.

Von dem Munde des Brunnens bis tief hinunter wächst das stille Moos. Hie und da löst sich, als wenn die Zeit ihre Uhr schlagen lassen will, um zu lauschen, welche Stunde es denn nun eigentlich ist, ein Brocken Gesteins vom Rande und fliegt auf den Grund. Ein leises Aufklatschen... die Stunde ist angezeigt.

Jene beiden Angesichter auf dem schwarzen Spiegel wurden verwirrt, durcheinander gewirbelt, doch allmählich sinken die vom Mittelpunkte zum Rande und von da zum Mittelpunkte zurückrollenden Wellenkreise wieder ab. Die Gesichter treten abermals deutlich hervor. Alles da unten ist glatt und blank. Die Zeit wartet im Halbschlummer bis zur nächsten vollen Stunde, und das Antlitz der Brunnenfrau wird immer sehnender, begehrender, verheißender ...

Das war es. Erasmus Traulsen liebte seine Frau, und er hätte sich vielleicht sein ganzes Leben lang an dieser schlichten Liebe genügen lassen, aber da war jemand, der hatte zu ihm davon gesprochen, daß die Liebe ein Rausch sein könne, daß es zwischen zwei Menschen heiß leidenschaftlich aufwallen könnte, — der hatte ihn damit einen Blick werfen lassen in eine Liebeswelt, von der er an der Seite seiner kleinen Inge nichts kannte, nichts genoß.

Du dunkles Bild im dunklen Grunde! Wer einmal zu dir hinabzulangen, einmal von deinen Lippen zu schöpfen vermöchte! Ob das nicht noch ganz anders mundete, — kühlend oder brennend, das war ja einerlei! — als der Trank vom hellen Quell?

Das war es: es trat bei Erasmus in

Digitized by Google

dieser Zeit der Zustand ein, den jeder Mann, und sei er seiner Treuen noch so zugetan, einmal erlebt. Er wurde ein wenig satt von der Frau, und ihn packte der Hunger nach dem Weibe.

Das Weib aber, dieser den Mann in seinen tiefsten Begierden aufwühlende Begriff, konnte sich ihm in gar keiner anderen Gestalt verkörpern als in derjenigen Aslaugs.

Ihre Züge waren es, die ihn mit eigentümlich schwerem Ausdruck aus dem Brunnen seiner Phantasie entgegenblickten.

Wenn Erasmus vom Stundengeben in der Wittenstraße heimkam, so fand er seinen Tisch reich gedeckt.

Die fleißige kleine Inge hatte eine große Schüssel mit Sülze gekocht, — die trug sie auf im Bewußtsein, damit ihren Lieben was Herrliches bereitet zu haben. Daneben dampften die Bratkartoffeln, knusperig und glänzend, — ein wahrer Staat. Und die drei Sorten von tüchtiger Landwurst gehörten auch noch mit zu diesem nordschleswigschen Abendessen, das der derbe Käse wohlbekömmlich abschloß. Über dem ganzen Mahl, dem man in all seinen Teilen die liebende Hand anmerkte, ließ die Hängelampe sanft und ruhig ihren Schein schimmern, und der Mensch sollte erst noch geboren werden, dem es an Inge Traulsens Tische nicht geschmeckt hätte.

Erasmus tat denn auch mit seinen beiden völlig im Verzehren der Köstlichkeiten aufgehenden Jungen der Speise alle Ehre an, dabei mußte er aber immer daran denken, daß er vor einer Stunde zu einem Biskuit eine Tasse Tee geschlürft hatte, über der ein feiner, gewürziger Hauch schwebte...

Und so gehörig er, mit seinen Söhnen wetteifernd, in der Sülzeschüssel und unter den Bratkartoffeln aufräumte, — sein Appetit, über den sich Inge herzlich freute, erschien ihm eigentlich nicht vornehm. Eigentlich, wenn er wirklich ein geistiger Mensch war, hätte er doch für heute an Aslaugs kleinem Kuchen und an der Tasse Tee, die sie ihm selbst mit Zucker und Zitrone versah, genug haben müssen.

Diese Hausmannskost hier, — nun ja, man aß sie, aber nicht ohne eine gewisse Verachtung darüber, daß man Vergnügen daran fand, — sogar mit einer zwar ganz kleinen, aber deswegen nicht weniger schändlichen und auch als schändlich empfundenen Mißachtung gegen die, die einem eben immer nur mit Hausmannskost kam.

Von der Feinheit einer Tasse Tee, wie Aslaug sie kredenzte, verstand eine Inge nichts. —

So sind die Männer. Sie sättigen sich zu Hause bei ihrer Frau mit Bratkartoffeln und allem, was dazu gehört, und träumen zum Dank dafür von dem Dufte, der aus dem Teetopf fremder Damen steigt.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn das Leben dichtet, so liebt es, rasch zu irgendwelchen Schlüssen zu kommen. Es ist nicht so bedenklich wie der kleine menschliche Dichter, der immer in Angst sitzt, ob er seinem Nächsten, von dessen Taten und Geschicken er erzählt, nun auch in aller Weise gerecht wird und ob also sein Poem auch ganz so aufgebaut sei, wie es die strenge Wahrheit in der Kunst erfordert.

Das Leben dichtet darauf los, ohne sich erst lange einen Plan zu machen, weiß es doch genau, daß es Sieger über seinen Stoff bleibt. Tut's nicht der eine Schluß, nun so tut's ein anderer. Zu Ende kommt eine solche Geschichte allemal, denn sämtliche Helden und Heldinnen werden zuletzt still und kampflos im engen Häuslein durch die Straßen mitten durch die Scharen der Leute hindurch getragen, bei denen sie ehemals, geliebt oder gehaßt, etwas zu bedeuten, oder auch, — wie das meist der Fall ist, — etwas zu leiden hatten.

Bis zu diesem letzten sachten Gange, der bisweilen ein Triumphzug, oft aber auch eine leise und längst ersehnte Flucht aus der Welt ist, wälzt das Leben seine Stoffe hier- und dorthin und kehrt sich nicht daran, was für eine Form sie bei all dem Hin- und Herrollen annehmen.

Wir denken dann, indem wir die mannigfachen Geschicke unserer Mitmenschen betrachten, es sei der Zufall, der über uns alle herrscht und uns alle nach Belieben in seine Geschichten einfügt, — und nur das letzte, allerletzte Ende sei gewiß... sogar schrecklich einförmig gewiß.

So denken wir, weil wir nicht hinter das dichtende Leben schauen können, weil also unsere Sinne nicht bis zu der Kraft dringen, die noch viel größer als das Leben

Digitized by Google

ist und vor der alle Wirrnis lauter Ordnung, alles Mannigfaltige des Treibens hier auf Erden eine große Einheit, — alles Sterben aber, das uns so ewig gleich zu sein dünkt, vielleicht eine Überfülle von verschiedenartigen Erscheinungen vorstellt. Das Leben selbst dichtet rasch und mutig vorwärts. — —

Satt von der Frau und hungrig nach dem Weibe...

Es war nicht immer ganz unbeabsichtigt, daß Erasmus jetzt Aslaug häufiger in der Stadt traf. Er hatte ausgekundschaftet, wann sie ihre Besorgungen zu machen pflegte, und nicht wahr? — wenn man so durch die Straßen schlendert, wie leicht begegnet man einander da. Und daß er sie dann eine Strecke begleitete, — war das mehr als Höflichkeit?

Er sprach mit ihr wirklich nur Gleichgültiges, aber merkwürdig war es, wie eine derartige Begegnung ihn jedesmal erfrischte. Und noch merkwürdiger war es: das Licht der acht Kerzen auf den beiden Armleuchtern, bei deren Schein Erasmus die Frau seines Freundes unterrichtete, wurde immer rötlicher.

Woher kam das nur?

Erasmus und Aslaug unterhielten sich ja doch wirklich fast nur über all die Dinge, die in den französischen Klassikern standen. Sie vermieden es, an etwas zu rühren, was sie selber anging.

Und das war es ja eben: dies Vermeiden.

Da merkt einer vom andern und da verrät einer dem andern hundertmal mehr, als wenn zwei Menschen frei von Herzen zueinander sagen, was sie bewegt.

Dies Vermeiden, — wie das die Gefühle aufstaut. Sie wirbeln und quirlen hinter den Wellen, suchen einen Ausweg, werden schwerer und dumpf drängender, bis zuletzt die künstliche Dammherrlichkeit zerbirst und die Flut tosen kann, wohin sie will.

Aslaugs Augen lauerten. Ihr Frauensinn spürte, daß sich bei dem Lehrer in verstärktem Maße das wiederholte, was er einst, ihr gegenüber sitzend, erlebt hatte. Ihr Frauensinn freute sich des Sieges. Gerade weil sie bei ihrem eigenen Manne nicht zur Herrschaft gelangen konnte, so war sie nur zu sehr bereit, jetzt an diesem weichen Menschen, der sie sichtlich bewunderte, ihre Macht zu erproben. Aber nicht nur, weil ihr Traulsens Verehrung schmeichelte, blickte sie ihn huldvoll an, sondern ihre Sehnsucht nach der Wärme eines Gemütes erfüllte sie in Wahrheit mit einem Empfinden für Erasmus, das über rein Freundschaftliches hinausging.

Sie war ihm ja nicht fremd. Er kannte von ihrem Seelenleben mehr als ihr Gatte, der von ihr nur grenzenlose Hingabe oder hartnäckigen Widerstand erfahren hatte. Sie kam sich in der Tat sehr vertraut mit Erasmus Traulsen vor, denn das ist so: eine Frau, die sich einem fremden Manne einmal in nicht ganz ordentlicher Gewandung gezeigt hat, besitzt vor diesem Manne auch nicht mehr die volle Frauenscham. Ja, wenn der Mann es will, so kann es ihm gelingen, der Frau mit der Spange vor der Brust auch die ganze Züchtigkeit zu lösen. Manchmal hat sogar eine solche Frau den geheimen Wunsch, der Mann möge die Hand nach der Spange ausstrecken...

Aslaug ließ sich treiben, sie freute sich auf die Stunden, wo Erasmus zu ihr kam, sie freute sich selbst an der Beklommenheit, die ihnen beiden das Atmen schwer machte, sobald sie zusammen waren, und sie träumte sogar davon, wie anders sich ihr Sein würde gestaltet haben, wenn sie damals den Keim von Traulsens Liebe gepflegt hätte.

Eine Frau wie sie, — ein Mann wie er ... das wäre ein Bündnis nach der Natur gewesen. Dagegen: zwei Charaktere wie sie und Gorm aneinander zu fesseln, das war so unnatürlich als möglich. Daß sie jetzt irgend etwas von Erasmus erwartete oder wünschte, darüber war sie sich nicht klar, wollte sich darüber auch nicht klar werden. Wenn sie an ihn dachte, so wies sie alle andern Gedanken, die etwa zu Inge oder zu Gorm hingingen, weit von sich weg.

Nur so wohlig schwimmen in dem Bewußtsein, daß es einen Menschen gab, der sie vielleicht sehr lieb hatte, und der vielleicht nur zu bescheiden war: sonst hätte er am Ende gern mehr von ihr genommen, als sie ihm bot.

Ein Händedruck, hinter dem sich ihre Hand nur langsam aus seiner löste ... ein

Digitized by Google

scheinbar harmloses Berühren ihres Schläfenhaares mit seiner Stirn, wenn im Lexikon ein seltenes Wort zu suchen war, und jenes gegenseitige Anblicken so nahe beieinander, daß die Gesichtszüge verschwimmen und nur Auge in Auge forschen kann bis auf den tiefsten Grund, wo nichts vom Körperlichen mehr, wo nur das Seelische des Menschen noch zu erspähen ist: für eine Frau bedeutet es ein so leichtes Spiel, einem Manne durch derlei kleine, wohlberechnende Vertraulichkeiten die Sinne zu benehmen, und nie wird es ihr leichter, als wenn sie es mit diesem Spiele ernst meint, wenn nicht nur ihre Lust am Triumphieren, sondern ihr Herz selber sie dabei lenkt.

Erasmus Traulsens Leben war an seiner Oberfläche ja zu bestimmten Formen erstarrt. Das war bequem für ihn. Die äußerliche Ordnung hielt er aufrecht. Alles ging in der Schule und im Hause seinen gewohnten Gang, und von seiner jetzt oft hervorbrechenden Reizbarkeit abgesehen, erfuhr Inge nichts von den Kämpfen, die er durchzumachen hatte.

Ihr reines Wesen stand dem, was in ihrem Manne riß, so weltenfern!

Daher wurde Erasmus in dieser seiner hungrigen Zeit schier ein großer Heuchler, der sich wohl mit Gewissensbissen und verzweifelten Selbstanklagen quälte, dem es aber doch an Mut fehlte, seiner Frau den Kopf in den Schoß zu legen und ihr einmal gründlich alles zu beichten, um sich dadurch von seiner Pein zu befreien.

Nein, er ließ es unter der Oberfläche seines Lebens toben, denn die Pein war ihm beinahe lieb, und er war seiner Frau auch nicht so nahe, daß er glauben mochte, Rettung aus seinen Nöten bei ihr zu finden.

Was verstand Inge, diese Seele voller Einfachheit und Keuschheit, davon? Erasmus lechzte ja nach ganz anderen Dingen!

Aus der Schuld seiner Gedanken jedoch erwuchs dann die Schuld seiner Worte. Aslaug und er sprachen freilich nicht mehr über die Stunde, die sie in der Laube miteinander gehabt hatten, aber die Stunde war ihnen doch immer gegenwärtig — wie eine wunderliche Uhr, die wohl ihre Zeiger sich weiter drehen läßt, aber nach vollbrachtem Stundenlauf doch immer und immer wieder dieselbe Zeit schlägt.

Hatte Aslaug ihm von ihrer Ehe erzählt — nun, er wollte ja nicht etwa Gleiches mit Gleichem vergelten und ihr nun auch mit Dingen aus seiner Ehe kommen — er hatte ja auch gar keine Ursache zu klagen, nur: so kleine Bemerkungen flossen ihm unwillkürlich in die Rede, und sie sagten Aslaug genug.

Sie kamen auf einen Fall zu sprechen, der in Korsholm viel Aufsehen erregte. Ein Ehepaar hatte achtzehn Jahre miteinander gelebt. Nun ließ es sich auf einmal scheiden — kein Mensch wußte, weshalb denn?

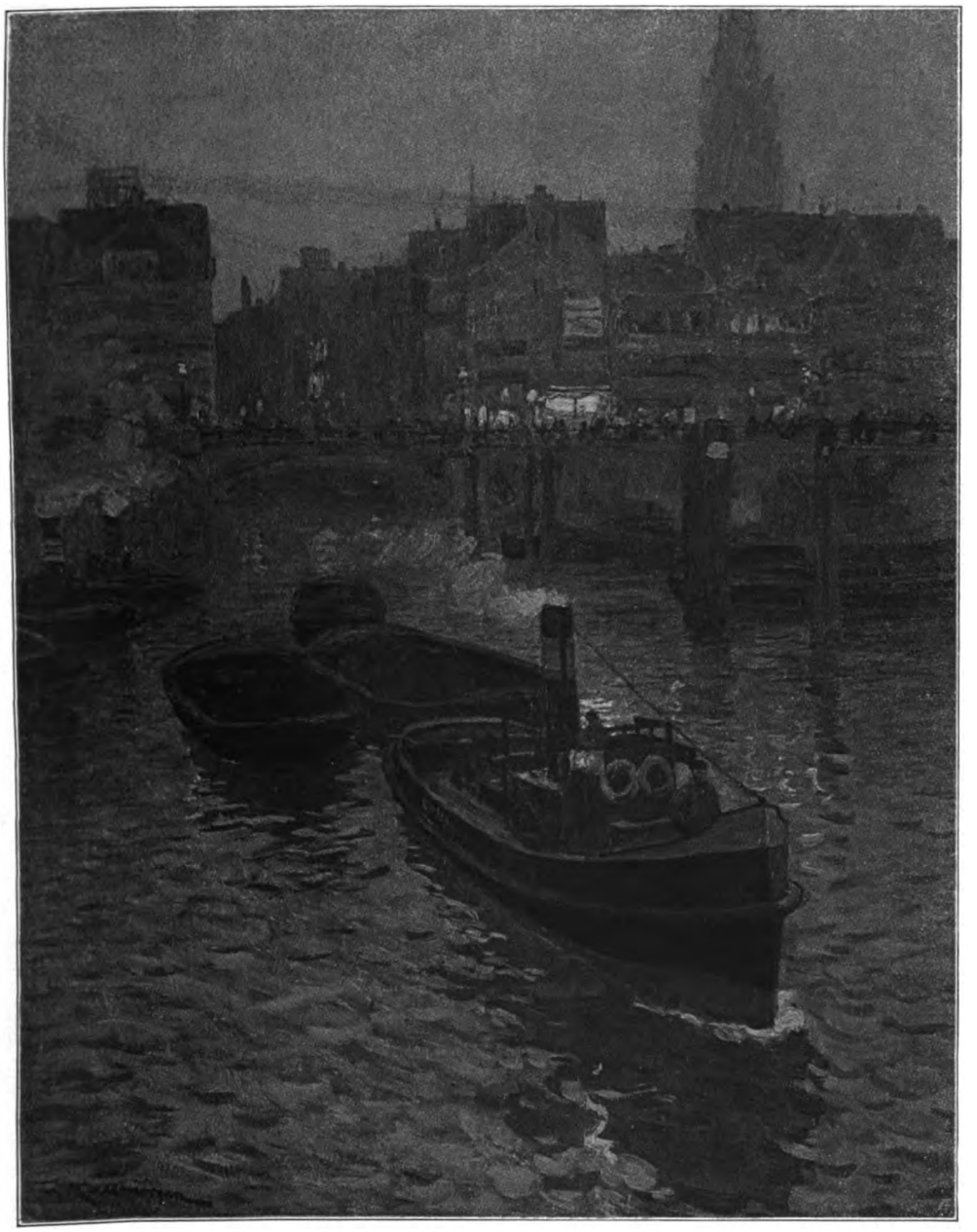
„Sie schienen doch glücklich zu sein," meinte Aslaug.

Da tat Erasmus Traulsen die Lippen voneinander, und es floß lauter Weisheit von ihnen: „Glücklich, Frau Doktor? Ja, was heißt Glück in der Ehe? Mir will scheinen: jedes Zusammenleben, das wir Ehe nennen, ist eine Tragödie. Und wenn uns auch die wahrste Liebe zusammenführt, wenn wir auch den ehrlichsten Willen haben, ganz ineinander aufzugehen, wir wandeln doch im Wahn. Eins werden mit einem andern Menschen, und wäre es der geliebteste, das gibt es nicht. Indem wir uns — immer aus der vollsten Liebe heraus — an diesen Wahn anklammern, daß wir wirklich mit einem andern Menschen verschmelzen können, belügen wir uns nur selbst, und je mehr wir für den andern Teil hingeben, desto mehr Schuld laden wir eigentlich auf uns. Denn wenn wir ohne Sehnsucht für uns allein blieben, was könnten wir da alles vollbringen, um uns zu freien Menschen auszubilden! Wollen wir ohne Lüge reden: die Ehe ist, was unser eigenstes Ich betrifft, mehr ein Abbauen als ein Aufbauen. Nun, und jene Leute mußten wahrscheinlich erkennen, daß sie in den achtzehn Jahren ihrer Zusammengehörigkeit ihr Persönliches bis auf den letzten Rand abgetragen haben. Was sollen sie da noch länger beieinander? In dieser Ärmlichkeit. Wenn sie jetzt jedes für sich leben, so haben sie vielleicht noch die Möglichkeit, wieder zu innerem Reichtum zu gelangen. Ich möchte ein Buch darüber schreiben. Aber es geht nicht."

„Weshalb nicht?"

„Ja," erwiderte Erasmus, „das ist auch so ein Stück Ehetragödie. Ein braver Ehemann darf nichts anderes dichten, als was

Digitized by Google



Abend

Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google

Digitized by Google

er nur, aber auch nur in der Phantasie erlebt hat. Wirklichkeiten erzählen — das könnte sogar häuslichen Zwiespalt hervorrufen. Und den meidet man gern. Denn dabei ist der Mann immer der Unterlegene."

Mit derlei Worten mochte Erasmus tatsächlich nicht unrecht haben, aber sie waren doch etwas furchtbar Grausames, sie waren ein furchtbarer Undank gegen seine Inge, und sie fielen um so schwerer auf die Wagschale von Erasmus Traulsens Schuld, als sie ihm eigentlich mühelos, als etwas Selbstverständliches vom Munde kamen. Ihm deuchte, er habe vor Aslaug keine Geheimnisse, brauchte wenigstens keine vor ihr zu haben. Sie hatte ja auch so gut wie keine vor ihm.

Und wie also die Erasmussche Weisheit von der allgemeinen Ehetragödie eine verhängnisvolle Folge davon war, daß Aslaug einmal den Schleier von ihrem und Gorms Leben gelüftet hatte, so war sie auch die nicht minder verhängnisvolle Ursache dafür, daß Inge in Aslaugs Gedanken noch weiter beiseite geschoben wurde, als dies schon vorher der Fall gewesen war.

Ein unbedeutendes Geschöpf, mit dem man nicht zu rechnen hatte und das einem Manne zuletzt doch nicht genügen konnte, was stellte die Lehrersfrau denn anders vor?

Gorm war für Aslaug, ähnlich wie Inge für Traulsen, nur die unerbittlich feststehende, unendliche und deshalb ermüdende Gewohnheit des Daseins, und so gab es für die Sinne des liebe- und genußdürstenden Weibes dort oben im Giebel an der Wittenstraße nur sie selber und Erasmus auf der Welt.

Gewissensbisse fühlte sie nicht, sie wollte ja nichts, sie ließ sich nur von dem angenehmen Gefühle tragen, daß ein Mensch lebte, der zu ihr als zu einer höheren Natur aufblickte.

Und immer stärker und zwingender wurde die Spannung zwischen Aslaug und Erasmus, immer schwüler wurde die Luft in dem Gemache, wo sie, von niemand beargwöhnt, einander gegenübersaßen. Immer verhaltener wurden ihre Stimmen: sie sagten Unverfängliches und hörten doch aus ihrem Ton etwas herauszittern, was ihnen das einzig Wichtige war: daß sie beide von der gleichen Sehnsucht durchbebt wurden. Sehnsucht — wonach?

Ach, das wollten sie gar nicht wissen — ihr ganzer Wunsch war nur, eins vom andern die schmerzliche Wohligkeit des unerfüllten Zueinander-Hinneigens einzuschlürfen.

⁂ ⁂ ⁂

Bis es dann eines Abends ...

Die Schülerin war die Stunde über fast wortlos gewesen.

Der Lehrer hatte seine Gedanken nicht sammeln können und allerhand verkehrtes Zeug geredet.

Endlich der silberhelle Klang in der Konsoluhr.

Erasmus raffte seine Bücher zusammen.

„Gute Nacht, Frau Doktor."

Sie war nicht aufgestanden. Sie reichte ihm auch nicht die Hand. Sie saß schlaff in ihrem Stuhl hintenüber gesunken. Ihre Brust keuchte leise.

Er erschrak.

„Ihnen ist nicht wohl? Kann ich Ihnen irgend etwas besorgen?"

Da schlug sie die Augen zu ihm empor ... Augen, wie in Verlechzung gebrochen.

Erasmus wich zurück..

Da war es, als wolle sie aufschreien: ‚Geh nicht!'

Sie streckte die Hände aus ... nach ihm hin.

Als ob Strahlen zu ihm aus ihren Fingern drangen, die ihn fesselten, so blieb er gebannt stehen.

Und langsam, immer die Hände auf ihn gerichtet, das Haupt zurückgebeugt, die Lippen geöffnet, erhob sich Aslaug nun und schritt auf ihn zu, langsam ... eine Nachtwandlerin, die willenlos einem ihr selber unbekannten Triebe gehorcht.

Erasmus starrte sie an.

Er sah ihr bleiches, wunderbar edles Antlitz, er hörte die Seide rauschen, in die sie gehüllt war; die Ringe an ihren Fingern blitzten im Kerzenflackerschein, der seltsam düsterrot wurde.

Da kam es also auf ihn zu, langsam, alles Glück in sich bergend, ihm alle Erfüllung bringend, das Weib, nach dem er so schrecklich hungrig gewesen war in allen diesen Monaten!

Da kam es! Er brauchte es nur um die Schultern zu fassen und konnte sich satt

Digitized by Google

trinken — am Weibe — konnte es küssen, das geheimnisvolle Angesicht, das ihm aus dem Brunnen entgegengewinkt, ihn in die Tiefe des Brunnens hinabgelockt hatte.

Er konnte vergessen, daß er an die Alltäglichkeit gebunden war, konnte einen Atemzug tun, der ihm für alle Ewigkeit Lebenslust genug gewährte.

Da kam es ... jetzt war es nahe, nahe bei ihm, das Weib, das von seinen Sinnen so heiß geforderte Weib!

Einen Augenblick hielt Aslaug inne. Sie war wohl noch zwei Schritte von Erasmus entfernt, der immer nur stumm und regungslos auf sie hinstarrte — da plötzlich schloß sie die Lider, ließ das Haupt nach vorn sinken, fiel, als stürze sie in die Bewußtlosigkeit, indem sie gleichzeitig die Hände vor der Brust krampfte, mit einem schluchzenden Laut vorwärts und grub, ja, bohrte die Stirn in seine Schulter hinein.

Alle Herrlichkeit, die das Weib zu bieten vermag — nun war sie also sein, nun war die Stunde gekommen, von der er immerdar zu sich sprechen konnte, daß er sie bis in die tiefsten Tiefen ausgelebt hatte.

Ja, die Kerzen flackerten so düsterrot, ihr Schein war wie die dunkle Scham, die die Wange des Weibes färbt, wenn es doch nichts inniger ersehnt, als daß der geliebte Mann ihr diese Scham ertöte.

Jetzt die Wunderfülle, die nur für ihn blühen wollte, an sich pressen, ihr weh tun, daß sie vor Lust verging!

Aslaug hatte aufgehört, mit ihrer Stirn an seiner Achsel zu wühlen. Sie lag nun ganz still an ihm. Nur bisweilen zuckte es durch sie hindurch, und es schien, daß sie ihre Knie mühsam straffen mußte, damit sie nicht einsanken.

Ihr ganzer Körper war ein Flehen: ‚Nimm mich!'

Aber gerade in dieser höchsten Gefahr blitzte es grell in Erasmus' Herzen auf.

Seiner ehelichen Hausmannskost war er überdrüssig geworden, und sein Verlangen hatte ihm nach seltenen und berauschenden Dingen gestanden. Ja, das war alles wahr, aber die Sünde, die wirkliche, gewiß wundersüße Sünde — die war doch nichts für ihn.

Er war es gewohnt, auf einen blonden, schlichten Scheitel niederzuschauen. Dies dunkle, kunstvoll geflochtene Haar hier, das seinen Duft zu ihm aufsandte — ach, es mußte unbeschreiblich schön sein, einen Kuß darauf zu drücken!

Aber ... es war nun einmal nicht der blonde Schmuck, der das Haupt seiner kleinen Inge krönte. Er konnte die dunkel schillernde, ihm deuchte: funkenknisternde Pracht nicht berühren.

Und — mein Gott! — war er denn mit Aslaug allein?

Er warf irre Blicke um sich herum ... alle meinte er in der Stube zu sehen: seine Frau, seine Lotte, Gorm — wahrhaftig: sie alle schauten auf ihn hin, traurig, staunend, drohend, je nachdem sie nun hießen, Inge oder Lotte oder Gorm. —

Der Kampf in Erasmus beendete sich jählings selbst.

Von seiner Phantasie führte kein Weg zur Wirklichkeit.

Mochten die Lichter noch so düsterroten Schimmer aussenden, Erasmus sah durch ihr Flackern hindurch und erkannte genau: eine heilige Gewalt war es, die die Menschen aneinander hält, wenn sie sich vor Gott verbunden haben. Wer die Gewalt zerreißt, der bricht nicht nur in fremdes Gehege ein, sondern er reißt sich auch das eigene Wesen unheilbar mitten entzwei!

Das Weib, das ganz auf seine Umschlingung harrende Weib jetzt nehmen und alle irdischen Wonnen an ihm büßen?

„Ach, liebe Frau Doktor," sagte Erasmus und legte sachte den Arm um Aslaug, während er sie zugleich ein wenig von seiner Schulter entfernte, „ja, ja, das denkt sich der Mensch sehr köstlich, und er hat auch recht, wenn er sich's so ganz erhaben schön vorstellt. Wir mit unserer kurzen Zeit hier unten, sollten wir uns nicht alles gönnen, was sich uns an Freuden schenken will? Warum sich gerade das Beste versagen? Wozu Gefühle unterdrücken, die nun doch einmal in einem sind? Schuld ist Schuld, sollte man meinen. Was gedacht worden ist, das gilt als Verfehlung. Auf das bißchen Verwirklichung kommt's schließlich nicht an. Und doch graut einem dann auf einmal vor dem Schritt, wenn es so weit ist, daß man ihn tun soll. Und dann sind einem die Arme lahm, die man nach den Gebilden seiner Phantasie tausendmal wild ausgereckt hat. Lahm. Wie abgeschlagen, ja."

Digitized by Google

Aslaug, von einer schrecklichen Enttäuschung gebrochen, sank vor ihm hinunter zu Boden, lag schluchzend auf dem Teppich. Er sah traurig auf sie nieder, hob sie dann sacht empor, trug sie mehr, als daß er sie führte, zum Sofa und nötigte sie in aller Liebe auf das Polster.

Dann sprach er wehmütig weiter: „Ja, liebe Frau Doktor, was ist das für ein unnatürlicher Zustand auf Erden. Nun ist's zwischen uns ein bißchen warm geworden. Ich habe nichts Unedles dabei empfunden. Im Gegenteil, wenn ich zu Ihnen hindachte, da war mir immer, als sollten mir nun bald Flügel wachsen. Und Sie haben ganz gewiß erst recht nichts Böses im Herzen gehabt, wenn ich in Ihre Gedanken trat. Alles nach einer Erfüllung hindrängend, die die Natur sicherlich will — und nun darf es doch nicht sein. Nun könnten wir beide zu der alten Einbildung von Freundschaft zwischeneinander kommen, wenn wir nicht beide so gescheit wären, zu wissen, daß Freundschaft zwischen Mann und Weib ein Unding ist und noch nie bestanden hat. Und also müssen wir fortan das sein, was ich jetzt mit Gorm bin: miteinander bekannt, meinetwegen gut bekannt, nicht wahr?"

Immer noch schluchzte Aslaug, die im übrigen, ohne sich zu bewegen, mitten in den Kissen ruhte, die Erasmus zu ihrer Stütze um sie herum legte.

„So," fuhr er fort und streichelte ihr den Arm, „nun müssen wir beide ruhig werden. Ach, liebe Frau Doktor, glauben Sie mir, daß ich mir keineswegs heldenhaft vorkomme, wenn ich hier so vor Ihnen stehe und moralische Predigten halte. Ich weiß wohl, es gibt einen Mut, der fröhlich in die Sünde hineinspringt, als wäre sie bloß ein Tanz. Ich habe ihn nur nicht, und ich glaube, Sie hätten ihn zu allerletzt wohl auch nicht, wenigstens nicht in Fröhlichkeit. Wer aber mit gedrücktem Herzen sündigt, der soll lieber ganz davon bleiben. Die Sünde ist nur das eine Nachher, das auf die Sehnsucht folgt. Dahinter gibt es noch ein anderes Nachher, und davor hält meist auch der fröhlichste Mut nicht stand. Das Leidtun, Frau Doktor. So, nun wollen wir beide artige Menschenkinder sein und uns zufriedengeben." Er seufzte tief auf. „Wenigstens haben wir dann doch eine Zeit gehabt, wo wir uns das Träumen erlaubten, wenn es auch etwas Unerlaubtes war. Ich will nicht mit einer Lüge von Ihnen gehen: dies Träumen war wundervoll. Aber nun muß es damit auch vorbei sein, sonst gibt es Unheil und Gespenster. — So, nun legen Sie sich recht bequem hin, und dann decken wir Sie ein bißchen zu. So, und dann machen wir es ein bißchen dunkel." Er löschte die Kerzen alle bis auf eine aus. „Und nun schließen Sie die Augen und denken an gar nichts."

Noch einmal strich er über ihre Gestalt, die er sorglich in eine Decke eingehüllt hatte, dann ging er leise bis zur Tür.

Es war dämmerig in dem Raum.

Die eine Kerze brannte so klein. Aber ihr Licht war doch rein und still und frei von allem düsterroten Schwälen.

„Leben Sie wohl, liebe Frau Doktor," sagte Erasmus, als er schon den Türgriff in der Hand hielt. (Fortsetzung folgt)

Sonnenuntergang im Herbst

Sieh am Himmel rote Lichtesgarben!
In den dämmergrauen Landen
Alle Lebensformen schwanden,
Nur die Berge dunkeln lilafarben.

Ganz vom goldnen Himmelsleuchten trunken
Hab' ich lang am Tor gestanden,
Wie den dämmergrauen Landen
Ist das bunte Leben mir versunken.

Meine Seele regt verborg'ne Schwingen!
Frei entschwebt sie allen Banden,
Über dämmergrauen Landen
Hört sie ihrer Sehnsucht Lied erklingen.

Frida Hallwachs

Digitized by Google

Die Seherin

Alte Kriegs-Ballade

von Frida Schanz

Sie war im Troß seit Kriegsbeginn,
Ein reines Mädchenbild,
Zog mit dem Heer als Seherin
In Zeiten wirr und wild.

War eines großen Sehers Kind,
An Seherkraft ihm nah,
Sie wünschte oft, sie wäre blind,
So litt sie, daß sie sah.

Sie wünschte, daß sie einer bänd',
Daß einer mächtig käm'
Und einen mächtigen Zauber fänd',
Der ihr den Zauber nähm'.

Sie trug im Auge Recht und Rat,
Sah vornweg Heil und Blut.
Sie linderte die Unheilstat,
Sie hob den rechten Mut.

Was sie sah und sagte, das geschah,
Heil, Not, Gewalt und Leid.
Und sie mußte sagen, was sie sah
Um Seele und Seligkeit.

Sie schaute Weg und Ziel im Licht.
Tappte doch selber schwer. — — —
— Stritt da mit leuchtendem Gesicht
Ein junger Fant im Heer.

Ein Zukunftsglanz um ihn herum.
Sie sah es, tief verstört.
Sie hätte gerne, seligstumm
Im Dunkel ihm gehört.

Trieb selbst sein Herz doch von sich fort.
Schlug ihres, daß es schwieg.
Zerbrach sein spielend Liebeswort
Zeigte ihm Sieg um Sieg.

Er wußte nicht, was in ihm rang
Und was ihn von ihr schied.
Da war in ihr ein heiliger Zwang,
Daß sie es ihm verriet.

Ein Krieger ward er, groß und rauh,
Gekränzt, erhöht, geehrt.
Da nannte sie ihm auch die Frau,
Die sich nach ihm verzehrt.

Zu höchstem Glück in stolzem Land
Lenkte sie seinen Schritt,
Was ihn an ihre Hilfe band,
Sie trieb's, daß sie's zerschnitt.

Ihm ward ein Thronglück echten Golds,
Welthoch, den Sternen nah.
In sich gefestigt, still und stolz,
Ertrug sie's, daß sie's sah.

Digitized by Google

Blick auf die Unterstadt von Brüssel von der Place Polaert aus

Deutsche Etappen in Belgien

Von Klaus von Rheden. Mit zwölf Zeichnungen von Luigi Kasimir

Man hat Brüssel häufig einen „Ableger" von Paris genannt, und das ist die belgische Hauptstadt in der Tat. Nach dem Aussterben der Grafen von Flandern hielten die burgundischen Herzöge vielfach Hof in Brüssel und zogen einen glänzenden Teil der französischen Ritterschaft in ihre Nähe. Schon damals wurde die Sprache des Nachbarreichs Mode unter dem niederländischen Adel. Der Charakter der Stadt begann sich auszubilden, so wie er heute noch erkennbar ist: oben in den vornehmen Quartieren herrscht die französische Sprache fast unumschränkt, und welsche Sitte und welscher Brauch haben sich eingenistet — unten im Tal bei den Handeltreibenden überwiegt die flämische Zunge.

Auch die deutsche Besetzung hat das Gesamtbild nicht verschieben können: es hat nur den feldgrauen Farbenton angenommen, der zur Koloristik der Zeit geworden ist. Geblieben ist vor allem die rassische Zweiteilung: Wallonen und Flämen, und ich denke mir, nach dem neuen Frieden wird sich die Kluft zwischen Französisch und Niederdeutsch noch mehr vertiefen, falls sich in diesem seltsamen Staatsgefüge nicht durchgreifende Änderungen vollziehen sollten. Die Gegenwart ist natürlich nur ein vorübergehendes Stadium: vorläufig überspannt das Riesengerüst des deutschen Etappenwesens das belgische Land.

Wir kamen als Eroberer und zugleich als Ordner. Den Eroberer begrüßte der Bürgerkrieg aus dem Hinterhalt, den Ordner wollte man nicht anerkennen. Aber das erstaunliche Organisationstalent der Deutschen, die nüchterne Zweckdienlichkeit des „Militarismus", den der Gegner schreiend bekämpft, schafft Wunder. Kugeln und Granaten sorgten vorerst für die eigene Sicherheit; dann schwieg der Kriegslärm, und nun konnte man in dem durchschüttelten und durchrüttelten Lande an den Wiederaufbau denken.

Spätere Zeiten werden dem Ungeheuren unserer Friedensleistung in den besetzten Gebieten die Anerkennung nicht versagen. Erst vor etwa zwölf Jahren hat unser Etappenwesen eine neue Regelung erfahren: sein glänzendstes Resultat ist das Belgien von heute. Die Etappe bildet das erste Glied in dem Verwaltungssystem eines eroberten Landes. Sie hat zunächst die rückwärtigen Verbindungen der operierenden Heeresteile aufrechtzuhalten und dann die Grundlagen für die Verwaltung zu sichern. Sie bleibt auch der Sicherungsdienst für die neu eingesetzte Beamtenschaft.

Die Aufgabe war schwierig. Belgien ist bis auf einen winzigen Rest in unserer Hand.

Digitized by Google

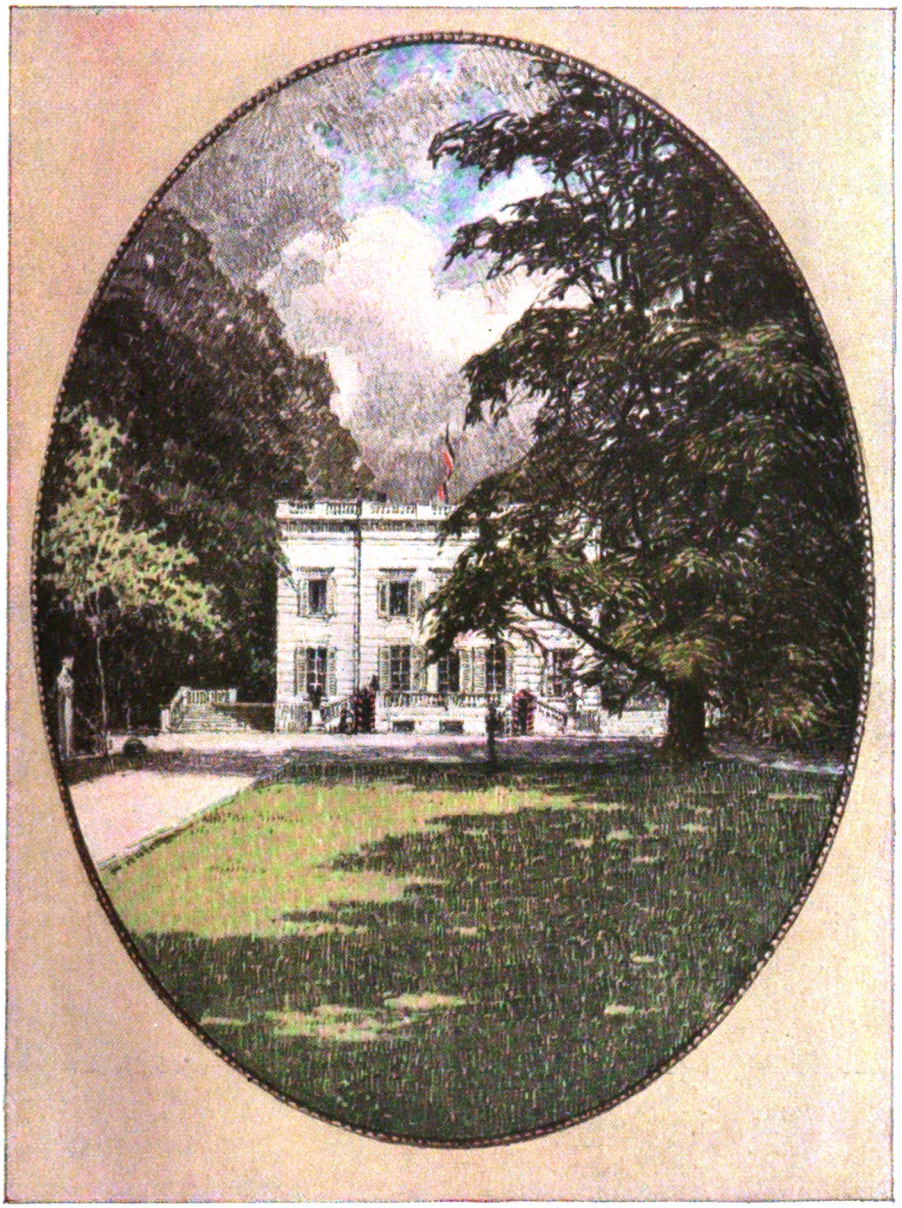
Immerhin, die alte Regierung amtiert weiter, wenn auch aus der Fremde. Das wissen die Besiegten, und ihr Patriotismus gehört natürlich der Dynastie, so jung sie auch ist und so töricht sie sich benommen hat. Die erste Proklamation des Generalgouverneurs vom 2. September 1914 enthielt daher auch den Satz: „Von niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Fügsamkeit und unbedingter Gehorsam."

Der Generalgouverneur ist hier der Herrscher und in gewisser Weise ein unbeschränkter. Eine der hübschesten Zeichnungen Kasimirs zeigt seine Residenz. Man mußte sich natürlich irgendwo unterbringen, und da in der oberen Stadt die Prachtgebäude der Ministerien leerstanden, so hat man hierher die Sitze der derzeit regierenden Gewalt gelegt. Das sind die elegantesten Teile; den Rand der Anhöhe bezeichnen die Straßen Royale und de la Régence und die Place Royale mit den klassizistischen Bauten des Architekten Guimard und dem Bronzestandbild Gottfrieds von Bouillon. „Auf einem Berge unweit der Stadt" soll dem Chronisten zufolge der tapfere Herzog von Niederlothringen 1097 zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen aufgefordert und sein berühmtes „Dieu li volt" gerufen haben. Man hält sich gern an die Überlieferung. So steht auch der königliche Palast auf der Südseite des Parks, der ehemals ein Ausläufer des großen Waldes von Soignes war und seinen Charakter als Jagdgehege längst verloren hat, auf jenem historischen Fleck Erde, das dermaleinst die stolze Burg der brabantischen Herzöge trug.

An der Nordseite des Parks führt die Rue de la Loi mit dem Palais de la Nation und den verschiedenen Ministerien. Ein Teil dieser Straßen ist heute abgesperrt, da sich hier die verschiedenen Zweige der deutschen Verwaltung sässig gemacht haben. Als nach der Zwangsherrschaft der österreichischen Statthalter unter Maria Theresias und ihres Generalgouverneurs, des Prinzen Karl von Lothringen, milder Regierung Ruhe und Frieden zurückgekehrt waren, hatte Guimard geniale Pläne für die Verschönerung der oberen Stadt entworfen. So wurden die Häuserreihen der Rue Royale auf der Westseite des Parks verschiedentlich durch Terrassen unterbrochen, die freie Ausblicke auf die Unterstadt ermöglichten. In späteren Jahrzehnten sind einige dieser „Bellevues" wieder zugebaut worden; auf der ersten Terrasse, die wenigstens noch teilweise die Absichten Guimards erkennen läßt, steht das Marmorstandbild eines sehr interessanten Menschen, des Grafen Belliard, dessen 1842 erschienene Memoiren glänzende Bilder aus der Zeit Napoleons und der Julimonarchie zeichnen. Als Belliard 1830 durch seinen Widerstand gegen die reaktionären Bestrebungen des Hofes sich in Paris unbequem gemacht hatte, wurde er als Gesandter nach Brüssel geschickt, um hier den Thron Leopolds befestigen zu helfen. Er war der Or-

Ein Bild aus der Rue de la Montagne in Brüssel

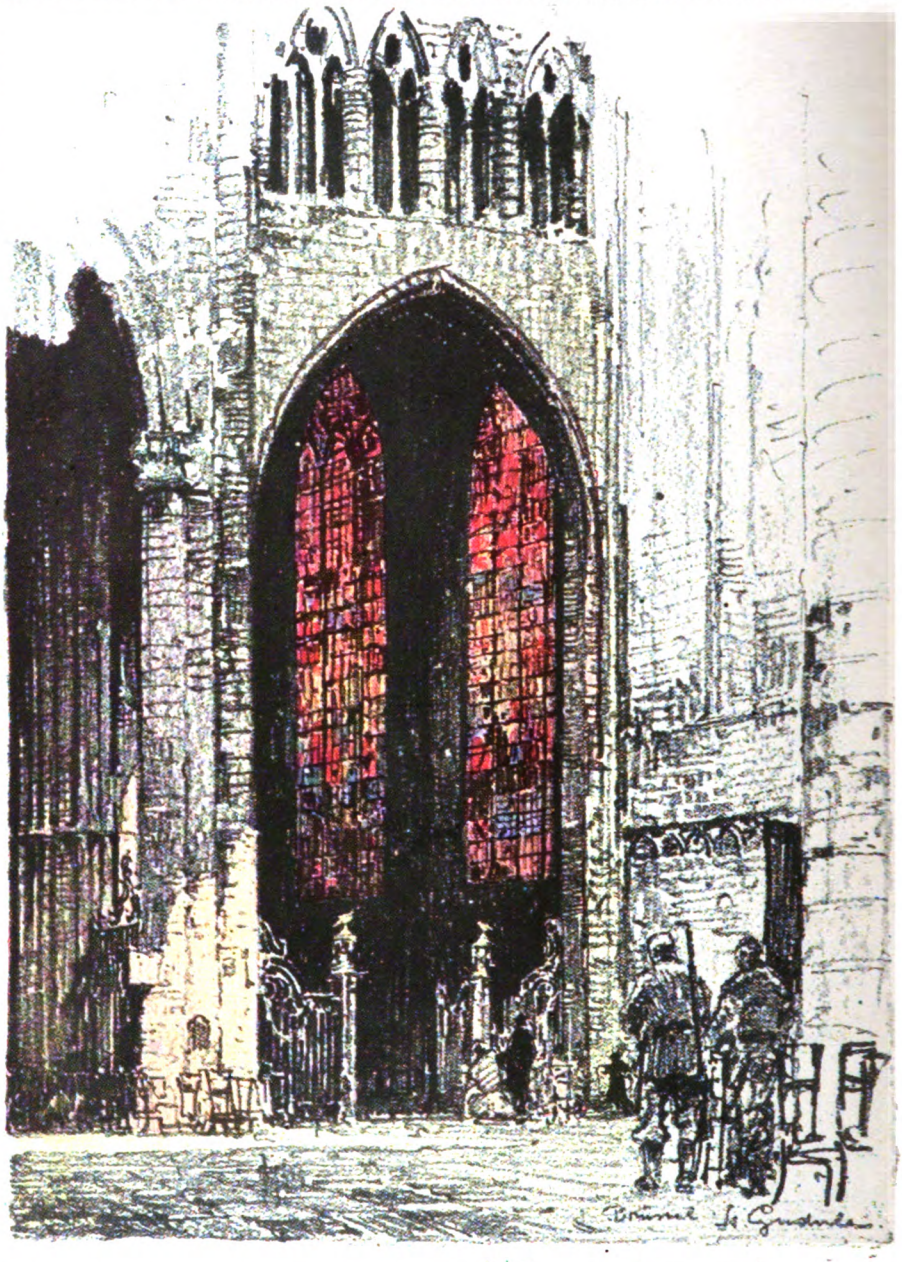
Digitized by Google



Die Residenz des deutschen Generalgouverneurs Freiherrn von Bissing

ganisator der belgischen Armee und zugleich ein geschickter Diplomat, der alle Fäden der Verhandlungen für die Verheiratung des Königs mit Luise von Orleans in seiner Hand vereinigte und auch sonst dafür sorgte, daß das neue Staatsgebilde in Abhängigkeit von Frankreich blieb. Aus Dankbarkeit ließ man ihm 1838, einige Jahre nach seinem Tode, von W. Geefs das Standbild an der Rue Royale setzen. Wenn man beurteilen will, wie unter dem Regiment der Koburger Belgien mehr und mehr verwelschte, wird man die Betrachtungen bei diesem gewandten, immer zielsicheren Menschen beginnen müssen. In der Nähe seines Monuments erhebt sich ein anderes Standbild Geefs' und wieder eine Erinnerung an jene Tage der Neugestaltung: die Kongreßsäule, von der

Digitized by Google



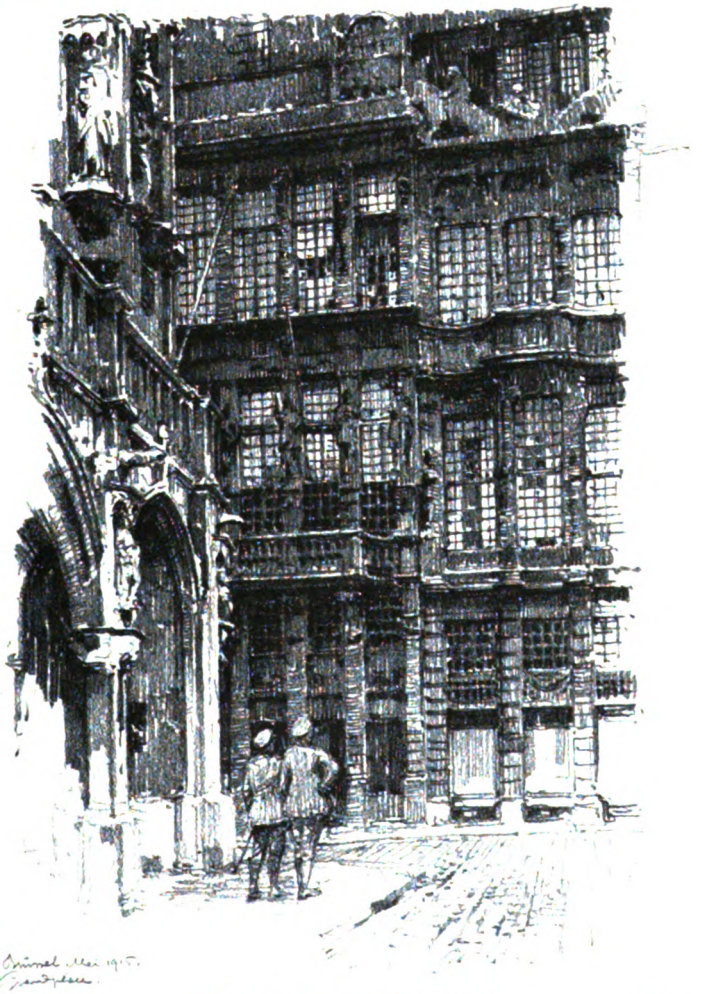
Die Kirche Ste.-Gudule in Brüssel

aus eine Treppe in die Unterstadt hinabführt. Am Abhange, hoch aufragend, ein Wahrzeichen alter Größe, liegt Ste.-Gudule, das Gotteshaus der Schutzpatronin Brüssels, von dessen wundervollen Glasmalereien uns unser Künstler einen Begriff gibt. Mit dem Bau der Kirche wurde um 1220 begonnen, und aus dieser Zeit des Übergangsstils sind noch einige Teile des Chorumgangs erhalten. Man baute damals gemächlich und übereilte sich nicht. Den frühgotischen Partien des Querschiffs und des südlichen Seitenschiffs gliedert die beginnende Renaissance sich an; die Fassade wiederum ist mehr deutsch-

Digitized by Google

gotisch, und die Restaurierungsarbeiten der Neuzeit haben den Grundstil noch mehr verwischt. Von unvergleichlicher Schönheit sind die Glasfenster der nördlichen Kapelle, Stiftungen der „mächtigsten Fürsten“ in der Mitte des 16. Jahrhunderts; das waren damals Johann III. von Portugal, Ludwig von Ungarn, Franz I. von Frankreich und Kaiser Ferdinand I. als römischer König. Auch die Fenster der südlichen Kapelle, des Querschiffs und des Chors sind reich an Fürstenbildern; neu sind die Glasgemälde des Langhauses, wundervoll ist die Kanzel Verbruggens mit ihrem reichen Holzschnitzwerk.

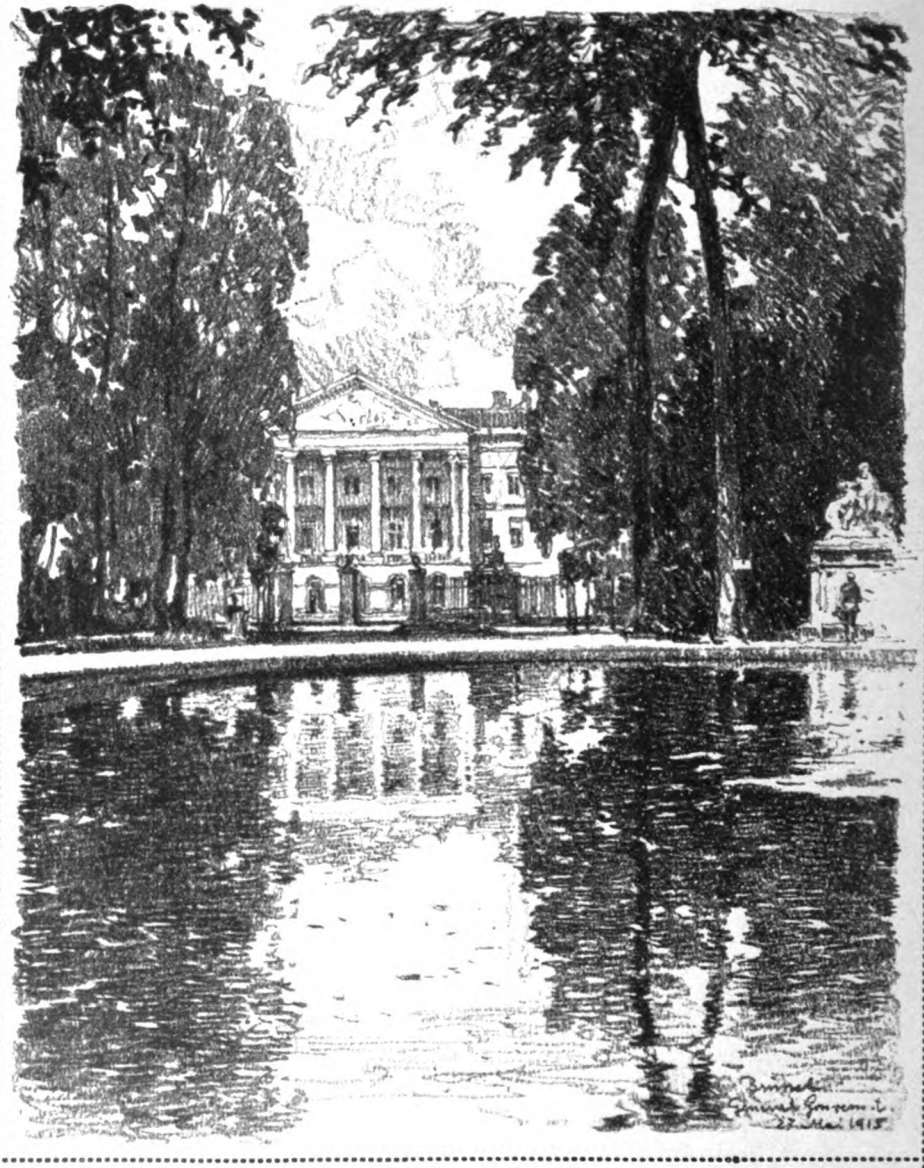
Den südlichen Abschluß der palastreichen Rue de la Régence bildet die Place Polaert, von dem uns der Künstler die Terrasse auf der Westseite zeigt, die eine schöne Aussicht auf die Unterstadt gewährt, derzeit aber umgebaut wird. Das Geschütz auf der Zeichnung Kasimirs mit dem wachhabenden Feldgrauen daneben, mag als Symbol der Zeit gelten. Als ich Ende Oktober vorigen Jahres zum ersten Male in der Kriegszeit in Brüssel war, gab es unter der Bürgerschaft noch viele grimmige Gesichter, und jede deutsche Uniform wurde mit haßerfüllten Augen betrachtet. Es kamen damals auch Tage und Nächte banger Erwartung, in denen man bei der törichten Verhetzung des Volks einen Aufstand fürchtete, der natürlich nur mit blutiger Hand hätte unterdrückt werden können, und da hielt man es denn für gut, mit den Kanonen zu drohen, deren eiserner Mund, auch wenn er nicht brüllt, eine mahnende Sprache spricht. Aber die Zeit tut viel, und im übrigen sorgte der Organismus der deutschen Verwaltung dafür, daß die Gemüter ruhiger wurden, und der wilde Grimm sich legte. Es kam für die Besiegten doch allmählich auch eine Periode wachsender Erkenntnis, zumal sie einsehen mußten, daß die Verwaltung durchaus die Grundsätze der belgischen Verfassung respektierte. Die Militärgouverneure der Provinzen und die Kreishauptleute der Arrondissements arbeiten gemeinsam mit den einheimischen Polizeibehörden, die Präsidenten der Zivilverwaltung wiederum gemeinsam mit den belgischen Provinzialräten. Die Ministerien sind unter der Aufsicht deutscher Referenten geblieben, bis auf die des Äußeren, des Kriegs, der Kolonien und des Verkehrs. Das letztere hätte man gern behalten, aber es erwies sich als unmöglich. Die Regierung in Havre verbot den belgischen Eisenbahnbeamten, ihren Dienst im deutschen Interesse wieder aufzunehmen, selbst die Post muß heute noch mit einer gemischten Beamtenschaft arbeiten. Die Schwierigkeiten der Volksernährung wurden zunächst durch die Verpflichtung der Deutschen geregelt, das aus dem Auslande eingeführte Getreide nicht für das Besatzungsgebiet zu requirieren. Aber auch die finanzielle Frage war noch zu lösen. Die Staatsbank war nach London geflohen, und an ihrer Statt rief das



Auf der Grande Place in Brüssel

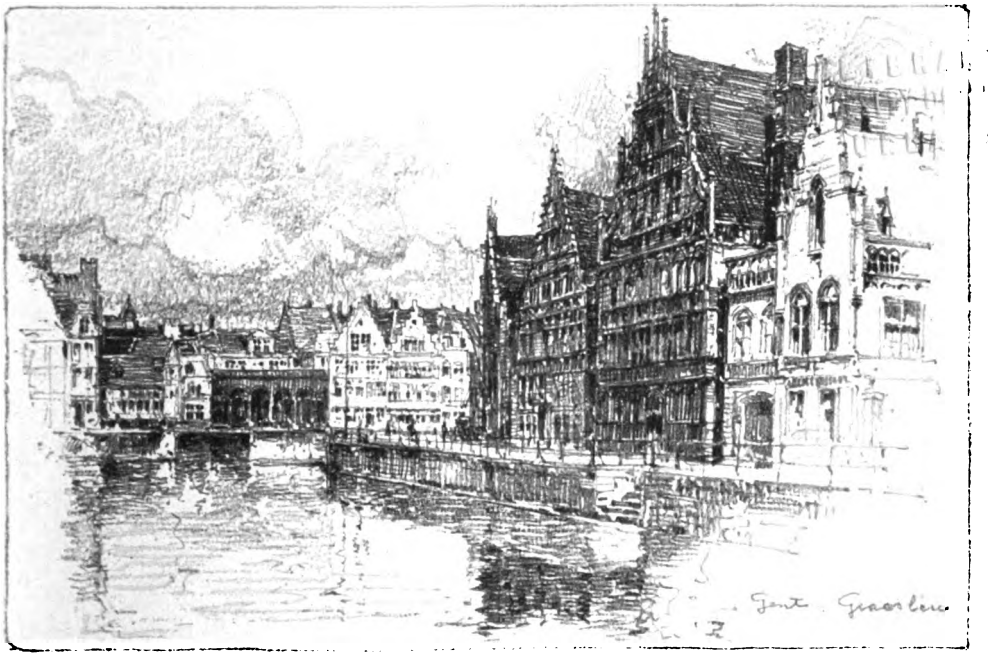
Digitized by Google

Gouvernement mit Hilfe der Société générale eine neue Notenbank ins Leben, die auf der Grundlage der Kriegskontribution errichtet wurde und nun zugleich das Requisitionswesen regelt. Die unter Geheimrat von Lumm arbeitende Bankabteilung des Gouvernements beschäftigt sich auch mit der Wiederbelebung des belgischen Wirtschaftswesens. Ihr zur Seite steht eine besondere Wirtschaftskommission für Anbau, Aussaat und Ernte und eine Kohlenzentrale für die Hüttenindustrie. Die Ziviljustiz verblieb den belgischen Gerichten, nur vereinzelte Ergänzungsmaßregeln wurden notwendig und trotz des anfänglichen Widerstandes der Advokatur auch durchgeführt. Ebenso wurde das „Rote Kreuz" unter deutsche Leitung gestellt und umfaßt heute das ganze Gebiet freier sozialer Hilfsarbeit. Von großer Wichtigkeit war ferner die Wiederaufnahme von Gesetzen, die unmittelbar vor Kriegsausbruch erlassen worden waren, so vor allem des



Der Sitz des deutschen Generalgouvernements in Brüssel

Digitized by Google



Giebelhäuser, darunter das Schifferhaus, am Graslei in Gent

Gesetzes über die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und des neuen Schulgesetzes, das dem Analphabetentum steuern soll.

Der Patriotismus der Belgier ist durch alle diese Anordnungen nicht berührt worden. Unter der Oberfläche des Sichfügens gärt wohl noch immer der stumme Trotz. Die Militärgerichte sind freilich nicht allzusehr beschäftigt: die Strafen für Ausschreitungen, Spionage, heimliche Auswanderung, Widerstand gegen die Behörden, haben sich nicht vermehrt; dem Unfug der „schwarzen Listen" mit den Namen derjenigen, die mit den Siegern ein gütliches Auskommen suchen, tritt das Gouvernement streng entgegen. Jedenfalls ist jetzt nach Jahresfrist das Leben in Belgien ungleich anders geworden als in den ersten Monaten des Krieges. In Brüssel spürte ich den Umschwung der Dinge schon bei meinem zweiten Besuch im Winter, und im Frühling staunte ich über die Änderung. In der Oberstadt sind auch die eleganten Läden geöffnet worden, über die Boulevards fluten die Menschenmassen, und selbst das Theaterleben beginnt sich neben den stets bis auf den letzten Platz gefüllten Kinos und den Tanzlokalen zu erneuern. Geschlossen blieben natürlich die Monnaie und die völlig von Frankreich abhängigen Galeries, sowie das Vaudeville-Theater; dafür bringen Gaieté, Scala, Bois Sacré, Maison de Verre und Olympia Leben in die Brüsseler Abende, während das Parc-Theater der deutschen Muse dient und zugleich unseren Soldaten Erholung bringen soll.

Das Théâtre de la Monnaie liegt schon in der Unterstadt, aus der unser Zeichner dem Leser ebenfalls ein paar charakteristische Bilder vorführt. Von der Place Royale senkt sich die Montagne de la Cour steil den Berghang hinab, von alters her eine der Hauptverkehrsadern Brüssels, zwischen deren Kaufläden sich von früh bis abends die Menschen drängen. Das Wunder der Unterstadt ist aber die Grand' Place, der Marktplatz, einer der schönsten Plätze der Welt, ein erhalten gebliebenes Stück Mittelalter in dem ganz modernisierten Brüssel. Wie die beiden deutschen Offiziere auf unserem Bilde, so habe auch ich oft genug in schauender Bewunderung vor den alten Zunfthäusern gestanden, vor dem Brothause an der Nordostseite, das die Grafen Egmont und Hoorn in der Nacht vor ihrer Hinrichtung beherbergte, und vor allem vor dem merkwürdigen Rathause, dessen Überfülle an figürlichem Schmuck anfänglich verwirrt. Ein paar hundert Schritt dahinter trifft man auf das weltberühmte Manneken, das nun bald seinen dreihundertjährigen Geburtstag feiern kann, aber immer noch in unbekümmerter Naivität die Umwelt mit Wasser versorgt.

Friedliche Bilder, wenn auch minder lebendige, trifft man ebenso in den übrigen deutschen Etappen Belgiens. Einige führt uns der Zeichner vor. Mecheln liegt Brüssel am nächsten. Hier waren wir schon in den ersten heißen Wochen des Kriegs, und die verängstigte Bevölkerung floh in so gewaltigem panischen Schrecken, daß die Berichterstatter den alten Bischofssitz nur noch als

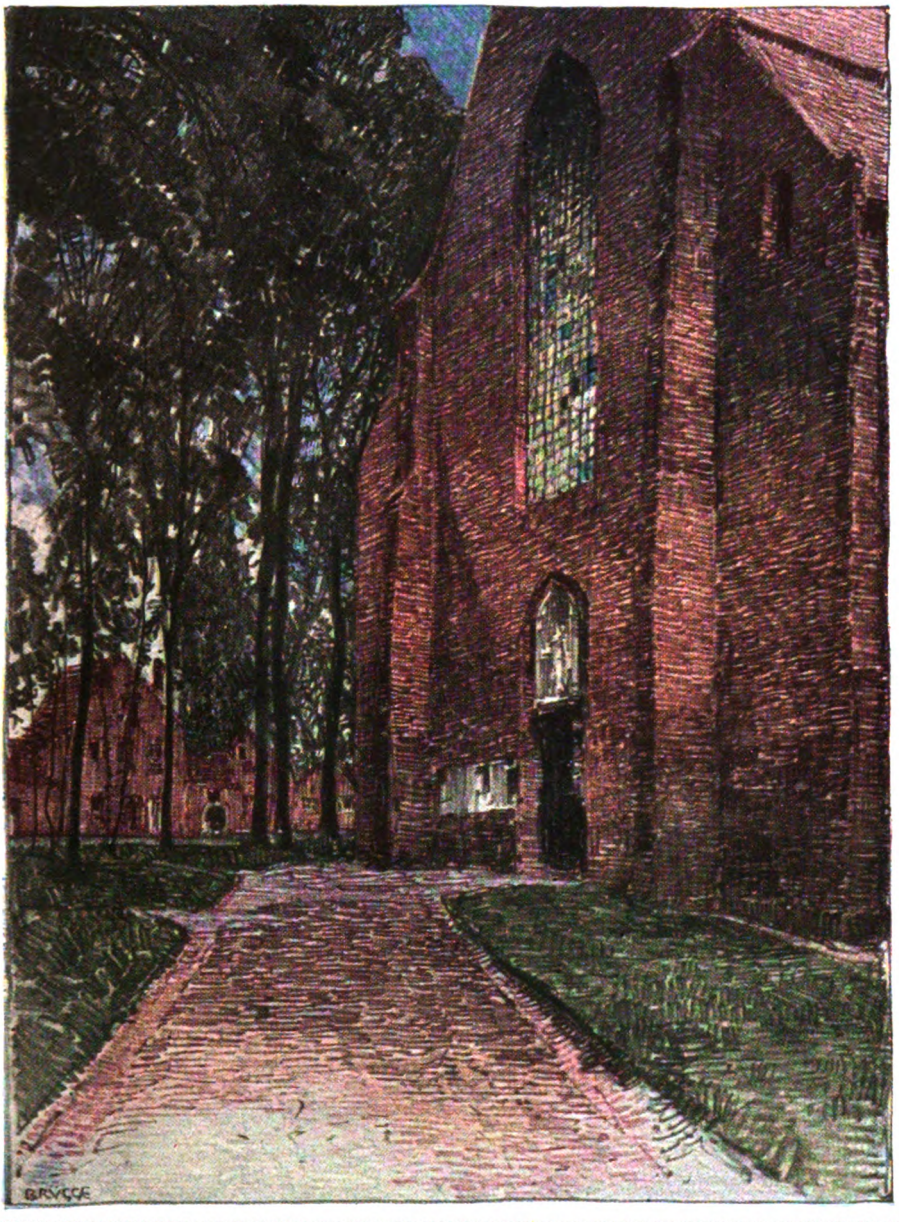
Digitized by Google

die „tote Stadt“ bezeichneten. Ich kam im Oktober vorigen Jahres nach Mecheln, und da hatten die Aufforderungen des Gouvernements zur Rückkehr der Flüchtlinge schon gewirkt; Tausende von Menschen strömten an diesem Sonntage die Chaussee hinab, die über Mecheln, Boom, Duffel nach Antwerpen führt — eine schwarze wimmelnde Masse. Die Kugeln der eigenen Landsleute hatten der Stadt mehr geschadet als die Granaten der Feinde. Sogar in die schöne Kathedrale des heiligen Romuald waren die erbarmungslosen Eisenstücke hineingesaust und hatten ein Loch in das Kreuzgewölbe geschlagen, so daß man bei dem Besuche der Kirche vorsichtig sein mußte, denn noch immer bröckelten Steine und Mörtel von der Decke herab. Nun hat sich auch die „Commission royale des Monuments“ in Brüssel der Wiederherstellung der zerstörten Städte angenommen, und Erzbischof Mercier hat besonders für die Instandsetzung der Mechelner Kathedrale viel Interesse gezeigt. Sie ist eine Ende des 13. Jahrhunderts begonnene gotische Basilika in Kreuzform mit reichem Chorschmuck und einem riesenhaften Westturm; die fast völlig zersprungenen sehr schönen Glasgemälde der Fenster sind neueren Ursprungs. Die Bilder hat man, wie fast überall in den Kirchen Belgiens, bei Kriegsbeginn in Sicherheit gebracht, hier vor allem das Altarblatt van Dycks und die Rubensschen Bilder in der Johannis- und der Liebfrauenkirche. Am heimischsten habe ich mich auch in Mecheln auf dem Marktplatz gefühlt, dessen Rathaus, Tuchhalle und Belfried das fragwürdige Standbild der Margarethe von Österreich in der Mitte des Platzes vergessen machen.

Über die Dyle und den Antwerpen-Löwener Kanal gelangen wir nach Löwen. Das Bild Kasimirs zeigt uns hinter getürmten Schuttmassen die unversehrte Fassade der Peterskirche und dahinter die luftigen Türmchen des Rathauses. Die Basilika sollte äußerlich restauriert werden, als das Unglück über Löwen hereinbrach; aber man restauriert schlecht in Belgien. Für das viel gerühmte Abendmahlsbild von Dierick Bouts in der fünften Kapelle, auf dem die Verschiedenheit der Figuren durch die Hautfarbe charakterisiert wird, habe ich mich nie begeistern können — noch weniger freilich für ein zweites Bild des Meisters im Chorumgang der Kirche, auf dem einem armen Märtyrer mit vergnügtem Gesicht von zwei Henkern die Gedärme aus dem Leibe gehaspelt werden. Anders das Rathaus, das Werk des „Stadtmaurermeisters“ Matthäus van Layen: es ist in seiner rhythmischen Zierlichkeit und dem Reichtum seiner Einzelheiten wirklich eins der schönsten Gebäude spätgotischen Stils und hätte nicht verdient, neu angetüncht zu werden und dazu noch hellgrau, wie die Löwener eben vorhatten, als das Bombardement begann. Hoffentlich wehrt sich die „Commission royale des Monuments“ künftighin gegen solche wahrhafte „Barbareien“. Das Ruinenfeld hinter dem Rathause ist aufgeräumt

Die Porte de Bruxelles in Mecheln

Digitized by Google



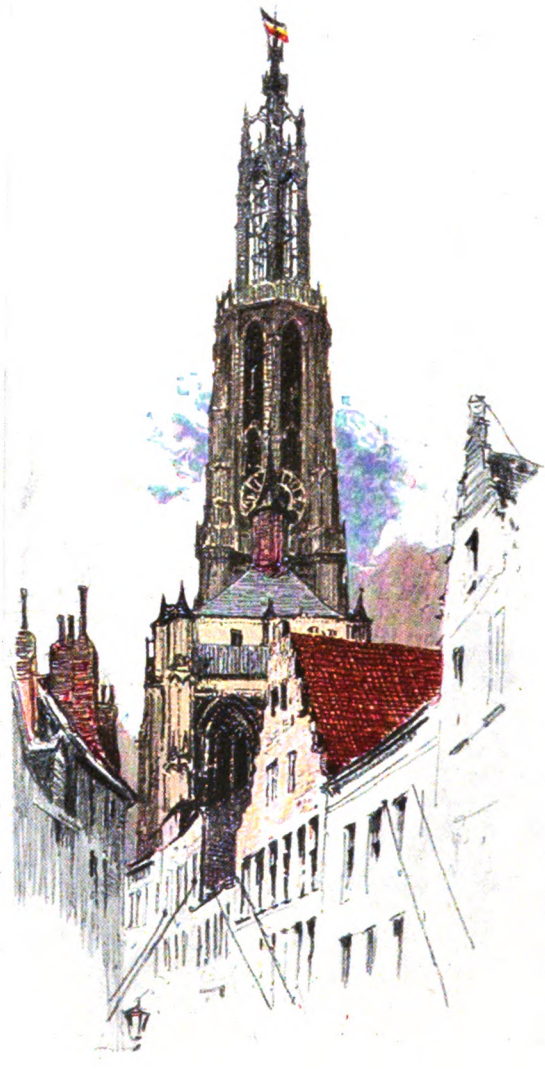
Im Beguinenhof zu Brügge

worden. Die Universität konnten auch unsere Pioniere nicht retten; sie ist mitsamt der kostbaren Bibliothek bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Ob auch der Geist, der sie beherrschte, in den Flammen aufgegangen ist? Es gab einmal eine Zeit, da niemand in den alten Niederlanden ein Amt erhielt, der nicht in Löwen promoviert hatte, und als 1830 die Revolution ausbrach, saß in den schönen Räumen der ehemaligen Tuchhalle eine ganze Anzahl eifriger Schwärmer, die das Feuer der Bewegung schürten. Vier Jahre später gründeten die Liberalen die Brüsseler Universität als Gegengewicht zu dieser „freien katholischen" und zu gleicher Zeit wurde auch die flämische

Digitized by Google

Hochschule zu Gent als Staatsinstitut anerkannt.

Denn die alte Hauptstadt Ostflanderns, aus der unser Künstler eine der malerischsten Veduten am Kai der Lei wiedergibt, war



Schwarz-weiß-rot auf der Kathedrale in Antwerpen

immer ein Hauptsitz der flämischen Bewegung. Hier erschienen auch trotz des Krieges die flämischen Zeitungen weiter, freilich unter deutscher Zensur, während die tonangebenden Blätter französischer Sprache in das Ausland flüchteten, um von dort aus einen giftigen Kampf gegen die Eroberer zu führen. Als der Feldzug ausbrach, war die belgische Einigkeit gegeben, und damals hofften die Französlinge, daß mit dem Frieden auch die flämische Bewegung hinweggespült sein würde. Aber man täuschte sich. Die Genter waren die ersten, die den Fehdehandschuh von neuem aufnahmen, um ihr Volkstum zu retten, und nach wie vor schlägt sich der „Vooruit" Anseeles mit dem klerikalen „Bien public" herum. Für die Flämen besteht in der Tat die Gefahr, daß nach einem Frieden, der das alte Belgien wiederherstellen würde, der französische Einfluß das niederdeutsche Element völlig vernichten könnte. Und dagegen wehrt man sich. Gewiß will man zunächst die Freiheit Belgiens, damit zugleich aber die Gewährleistung für ein selbständiges Flämland. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Brügge und Antwerpen. Der wallonische Haß gegen die Antwerpener war immer groß; nach dem Fall der Festung wurden die Stadtbehörden sogar beschuldigt, aus Interesse für das Deutschtum die Stadt unnötig früh übergeben zu haben. Sicher ist, daß nach dem Frieden, wie er auch ausfallen möge, der Nationalitätenkampf in vermehrter Heftigkeit entbrennen wird. —

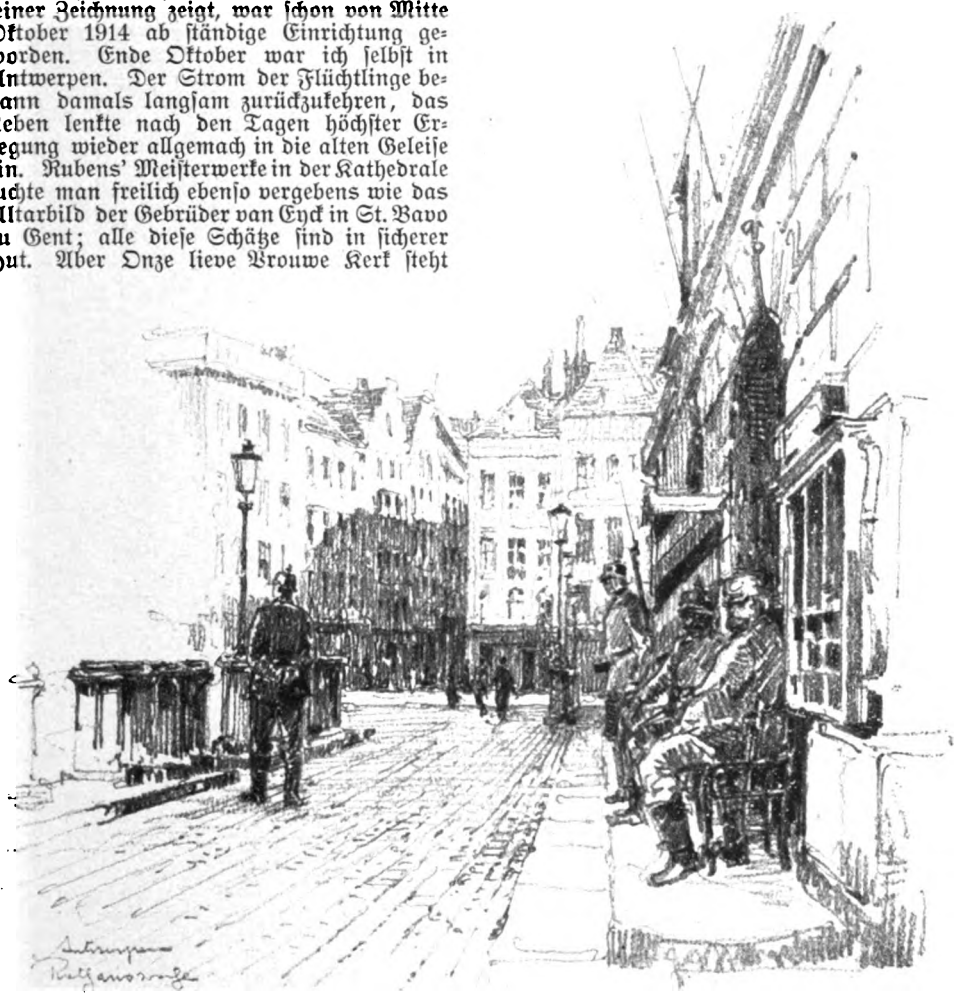
Gent ist eine unsrer schönsten und auch behaglichsten Etappen in Belgien. Wir sind im vorigen Herbst, als der Wein reifte, ohne Schwertstreich eingezogen und haben uns in Gemächlichkeit einrichten können. Zweimal haben mich in letzter Zeit dienstliche Reisen in die altertümliche Inselstadt geführt, die ich ja auch von früher her schon kannte, und immer wieder habe ich mich an dem reizvollen Gesamtbilde und seinen fabelhaft malerischen Einzelheiten ergötzen können. Natürlich ist auch hier das Feldgrau der maßgebende Farbton; aber sonst scheint alles beim alten geblieben zu sein. Die in Gent sind doch anders geartet als die Brüsseler; es fehlt der nervöse Einschlag und der wallonische Trotz, es fehlt auch die siedende Unvernunft. Und noch etwas: auf Schritt und Tritt wandelt hier die Geschichte mit; Frankreich und England waren von jeher Feinde der Unabhängigkeit Gents — und ganz vergessen hat man das nicht.

Das westflandrische Gegenstück dazu ist Brügge. Die rote Kirchenmauer mit den grünen Rasenflecken davor und den schwarz gegen den Abendhimmel stehenden Bäumen auf dem Bilde Kasimirs — all das ist typisch für diese Wasser-, Wiesen- und Blumenstadt.

Digitized by Google

Daß Brügge neben Venedig einmal Mittelpunkt des Welthandels war, spürt man heute freilich nicht mehr. Es ist eine stille Stadt geworden, aber in dieser Stille webt die Romantik, und die Phantasie bleibt wach. Wenn man durch die Straßen mit ihren kleinen Giebelhäusern schlendert, über die Brücken wandelt und die bebuschten Plätze, vorüber an den alten Gotteshäusern, dem Stadthaus, den Hallen des Marktplatzes und dem trotzigen Belfried, scheint uns noch völlig das Mittelalter zu umfangen. Dornröschen muß hier Königin gewesen sein — und auch der Krieg hat sie nicht aus dem Schlummer gerufen.

Antwerpen war es, das den Ruhm Brügges an sich riß. „Antwerpen ist der Hauptwaffenplatz des Königreichs Belgiens und eine der stärksten Festungen Europas," sagt der Baedeker. Aber den deutschen Waffen hat es nur zwölf Tage widerstehen können. Die Rathauswache, die uns der Künstler auf seiner Zeichnung zeigt, war schon von Mitte Oktober 1914 ab ständige Einrichtung geworden. Ende Oktober war ich selbst in Antwerpen. Der Strom der Flüchtlinge begann damals langsam zurückzukehren, das Leben lenkte nach den Tagen höchster Erregung wieder allgemach in die alten Geleise ein. Rubens' Meisterwerke in der Kathedrale suchte man freilich ebenso vergebens wie das Altarbild der Gebrüder van Eyck in St. Bavo zu Gent; alle diese Schätze sind in sicherer Hut. Aber Onze lieve Vrouwe Kerk steht immer noch, und das Stadthaus am Groote Markt im Kranze der alten Gildenhäuser und das flämische Patrizierheim des Plantin-Moretus-Museums, das alles, alles ist unversehrt noch da: keine Kugel hat sich in den klassischen Reichtum der Innenstadt verirrt. Antwerpen als Stadt ist geblieben, was es war, und wenn erst die stundenlang am Scheldeufer sich hinziehenden Hafenkais sich wieder beleben werden, wenn erst Antwerpens Handel zu alter Blüte erwacht, dann wird auch seine Weltstellung von neuem sich festigen — wie wir hoffen wollen unter derselben Flagge, die heute von seinem Rathaus weht. Schon im 11. Jahrhundert galt Antwerpen als die Schutzstadt der deutschen Grenze gegen die Macht der flandrischen Grafen; unter den deutschen Kaisern entwickelte es sich zu ungeahntem Glanze, so daß auch die Fugger und Welser sich hier ansiedelten; vorwiegend in deutschen Händen



Die Rathauswache in Antwerpen

Digitized by Google

lag bis zur Gegenwart sein Handel und Wandel — es war immer eine deutsche Stadt und wird es, so Gott will, auch bleiben. —

Die Textgruppierung um die reizenden Zeichnungen Kasimirs konnte nur eine skizzenhafte sein. Die hier in einer dem Format der Zeitschrift angepaßten Verkleinerung wiedergegebenen Bilder gehören einem größeren Werke an, das unter dem Titel „Belgien 1915" im Verlage von Franz Hanfstaengl in München erscheint. Luigi Kasimir ist trotz seines halb italienisch, halb polnisch anklingenden Namens ein geborener Steiermärker. Er studierte in Wien auf der Akademie, konnte sich aber frühzeitig selbständig machen; reiche Anerkennungen wurden der Lohn seiner künstlerischen Betätigung, so die zweimalige Verleihung der Goldenen Medaille, der Staatspreis der österreichischen Regierung, Privataufträge seitens des Kaisers Franz Joseph und verschiedener staatlicher Behörden. Die auf dem Weingute St. Veit bei Pettau verlebte Jugend legte den Grund zu Kasimirs urwüchsiger Liebe zur Natur. Die Berge der Steiermark und die Donautäler Niederösterreichs kennen ihn als rüstigen Fußwanderer; die Wachau mit ihren malerischen Ruinen und dem aussichtsreichen Jauerling erschloß er der Kunst, ehe noch in Wien eine bewußte Propaganda für ihre Schönheiten einsetzte. Eine treue Freundschaft verbindet ihn mit dem Dichter der Steiermark, mit Rudolf Hans Bartsch, dessen poetische Gestalten vielfach die Züge Kasimirs tragen. Trotz seiner Erfolge ist unser Künstler seiner nie verleugneten halbbäuerischen Vergangenheit treu geblieben. Vor den Toren Wiens, am Hange des Kahlenbergs, hat er sich ein idyllisches Heim geschaffen. Dort ist er auch sein eigener Gärtner, und will es mit seiner Kunst einmal nicht so recht flott vorwärts gehen, so greift er zu Spaten und Hacke und arbeitet in der freien Natur. Das ist ihm Bedürfnis, und gerade das dünkt mich ein Symptom für die unverfälschte Kraft, die seine Arbeiten atmen. Im Mai und Juni dieses Jahres war er in Belgien. Aus dieser Zeit stammt die Skizzenmappe, aus der wir Proben gegeben haben, die den Beschauer lüsten mögen, auch das Gesamtwerk kennen zu lernen.

Aus Löwen: Die Peterskirche und das Rathaus

Digitized by Google

Der Graf von Gleichen und seine Vettern

Von Carry Brachvogel

Unter all den blonden Frauengestalten, die von reizvollem Dämmerlicht umflossen das anmutige Mittelreich umschreiten, das zwischen Geschichte und Fabel liegt, unter all den Gudrunen, Griselden, Elsas, Elisabeths, und wie sie sonst noch heißen mögen, fällt eine schlanke, dunkeläugige Asiatin auf, die zwar ein kristallenes Kreuz auf der Brust, das Haupt aber nach Türkinnenart von feinen Schleiern umwunden trägt, unter denen es freilich hin und wieder vorblinkt wie ein richtiges deutsches Krönlein. Hält man die seltsame Fremde an und fragt sie: „Du dunkle Blüte des Ostens, wie heißt du?“ so antwortet sie ganz ernsthaft: „Melechsala!“ und fragt man weiter: „Wie kommst du, mit dem stahlklingenden Namen, unter die sanfte deutsche Frauenschar?“, dann sagt sie erstaunt: „Ei, ich bin doch die Gräfin Gleichen, die türkische Frau des lieben thüringischen Herrn, der bei einem Kreuzzug von meinem Vater, dem mächtigen Sultan, gefangen genommen worden war, dem ich zur Flucht verhalf und der mich mit Erlaubnis des Papstes und seiner deutschen Ehefrau als zweite Gemahlin neben sich behielt!“ Dringt man aber weiter in die morgenländische Schöne: „Wie hieß dein Graf und wie der Papst, der ihm so große Freiheit gewährte?“ so verstummt sie, und nur ein kleines, listiges Lächeln bleibt auf ihren Lippen, als entsinne sie sich uralter Haremsgeheimnisse, die sie einst in den dufterfüllten Frauengemächern des Serails nicht nur gehört, sondern auch leibhaftig gesehen hat. Ob auch Fragen und Bitten sie weiter bestürmen, so verharrt sie doch in ihrem Schweigen, wendet sich eilig zum Gehen, als dürfe sie die Blonden, die ihr vorangeschritten sind, nicht verlieren, und nur ein Zipfelchen ihres Schleiers weht fröhlich zurück, als ob es das allerlustigste Geheimnis zu hüten hätte ...

Grabstein des Grafen von Gleichen im Dom zu Erfurt (Phot. Dr. F. Stoedtner, Berlin)

Die Sage vom Grafen von Gleichen scheint weder tragisch noch tiefgründig, sondern nur auf vergnügliche Liebesstärke gestellt, und doch ist es kein leichtes Ding, ihr über die Zeiten hinweg nachzuforschen, um ihren Ursprung zu entdecken und ihr Wesen zu verstehen. Fest, absolut fest steht nichts an ihr und um sie her, als der Schauplatz der seltsamen Begebenheit, — die Gleichenburg, deren Ruine noch erhalten ist. Allerdings gibt es hier ein „Freudental“, so genannt, weil hier die deutsche Gräfin Gleichen das erste freudige Wiedersehen mit dem heimgekehrten Gemahl und der neuen Ehedritten gefeiert haben soll, und ferner steigt ein „Türkenweg“ den Schloßberg hinan, den angeblich die morgenländische Gräfin hat ausbauen und pflastern lassen, weil ihr das Gesinde leid tat, das alles, was die

Digitized by Google

Schloßherrschaft bedurfte, auf gefährlichem und mühseligem Pfad hinaufschleppen mußte. Aber so ehrwürdig und scheinbar-unwiderleglich die beiden Namen auch für das Glück der Bigamie und die Menschlichkeit der Sarazenin sprechen, so kann man doch nicht umhin, an der Echtheit der beiden Namen ein wenig zu zweifeln, sofern sie sich gerade auf zwei Frauen beziehen sollen. Denn wenn die deutsche Gräfin Gleichen auch noch so gut und noch so nachgiebig war, so ist doch kaum anzunehmen, daß sie sich über das lebendige Mitbringsel des Herrn Grafen derart unbändig gefreut hat, daß der Platz, auf dem sie in ihrem gedrittelten Ehejubel stand, für alle Zeiten als „Freudental" geweiht und genannt werden muß. Und was den „Türkenweg" betrifft, so ist wohl eher anzunehmen, daß er von den Händen etlicher gefangener Türken, denn durch das Mitleid einer Türkin gepflastert worden ist, und man kann Franz Schauerte nur recht geben, wenn er in seiner interessanten Broschüre über „Die Doppelehe eines Grafen von Gleichen" sagt: „Ist es nicht auch höchst unwahrscheinlich, daß der einzige Weg, den die reichen und mächtigen Grafen nach ihrem Schlosse hatten, so schlecht und unfahrbar gewesen ist, daß eine Türkin kommen mußte, um ihn gehörig instand zu setzen?" Nein, schöne Melechsala, wenn du keinen anderen Beweis für deine Existenz anführen kannst, als eine Straßenregulierung, dann werden wir dich aus dem Mittelreiche der Sage direkt ins Fabelland verbannen müssen und uns daran erinnern, daß in deutschen Landen ja überall gefangene Türken arbeiten oder vielleicht auch nur dekorativ wirken mußten, so daß in ganz abgelegenen und verfallenen Nestern, wie z. B. in Vachenlueg in Oberbayern, heute noch Kunde von einem reichen, gefangenen Türken geht, der bis zu seinem Tod auf Schloß Vachenlueg geblieben sein soll.

... Nicht minder schwierig ist es, den gräflichen Doppelfreier unter all den Gleichen, die in Betracht kommen, herauszufinden. Bald soll er Ernst, bald Sigmund, vielleicht auch Lamprecht geheißen haben. Aber so ernsthaft und würdevoll diese thüringischen Herren auch sonst gewesen sein mögen, sobald es sich darum handelt, den Bigamisten unter ihnen festzustellen, führen sie einen neckischen Koboldtanz um den Fragesteller auf, bis er verwirrt und erschöpft nicht mehr zwischen Sigmund, Ernst und Lamprecht unterscheiden kann. Denn bald stellt sich heraus, daß der eine überhaupt keinen Kreuzzug mitgemacht hat, der andere dagegen, als er ins heilige Land zog, schon 77 Jahre alt war, und der dritte, — gleichviel, was mit dem dritten geschah, da ebensogut jeder der drei wie keiner von ihnen Melechsalas Gatte gewesen sein kann. Da wendet sich denn Auge und Frage von den Menschen ab, den leblosen Dingen zu, die so viel weniger wert sind, als die Menschen, die sie schufen, und die dennoch Geschlecht um Geschlecht überdauern dürfen. Da ist doch ein Teppich, der auf verschiedenen Feldern die Geschichte der merkwürdigen Doppelehe darstellt ... Da finden sich auf Schloß Wachsenburg und auch in anderen Schlössern und Sammlungen Porträts der Melechsala ... Da spricht man von dem Türkenbund und einem goldnen Kreuz der Neophytin, die beide im Archiv zu Tonna gewesen sein sollen, und schließlich hätte gar die letzte Gräfin von Gleichen, die 1633 starb, einen Ring und ein Kleinod hinterlassen, das von Melechsala auf sie gekommen war und im Jahr 1818 im Inventar über den Nachlaß der letzten Gräfin erwähnt wird. „Unten im Schubkasten in einem Futter ein Kleinod, welches der Papst der Türkin als gräflich gleichische Gemahlin verehrt, pro 175 Thlr. 12 Kr. taxiert." „Im andern Schubkästlein ein kristallineres Kreuz, welches der Papst der Türkin als gräflich gleichische Gemahlin bei ihrer Taufe verehrt. Ist taxiert auf 70 Thlr." Hier mit diesem Inventarverzeichnis aus dem neunzehnten Jahrhundert scheint plötzlich die Sage zur Historie werden zu wollen, aber ach, auch die leblosen Dinge sind nicht zuverlässiger als die Menschen! Der Teppich mit seinen pikanten Darstellungen macht schon im siebzehnten Jahrhundert auf Sachverständige, die ihn sehen, den Eindruck der Nachahmung, Bilder, Türkenbund und Schmuck sollen, wie grausame Biographen behaupten, nicht von einer echten Orientalin herstammen, sondern durch eine Komödie angeregt oder in ihr verwendet worden sein, die bereits im Jahre 1591 in Weimar die Geschichte von der Gleichenschen Doppelehe dramatisch zeigte, und auch die schöne Sicherheit, die aus der nahegerückten Jahreszahl 1818 zu strömen schien, will nicht recht standhalten. Denn erstens sind die im Inventar verzeichneten Gegenstände nicht mehr vorhanden und daher nicht mehr nachzuprüfen, und obendrein soll der Verfasser jenes Verzeichnisses ein sehr unzuverlässiger Mann gewesen sein, von dem vermutet wird, daß er wertvolle Gegenstände aus dem Nachlaß auf die Seite brachte und dafür nichtssagenden Schnickschnack durch geheimnisvollen Aufputz kostbar zu machen suchte. Wenn der Herr Doktor Stiefel (so heißt der würdige Mann) das wirklich tat, so beweist er allerdings keine fulminante Redlichkeit, sicher aber eine große Kenntnis der menschlichen Natur und obendrein eine hübsche Portion witziger Phantasie. Irgendein beliebiges Glaskreuz oder einen Ring ganz ernsthaft als päpstliches Taufgeschenk zu notieren und bei Heller und Pfennig zu taxieren und solche Abschätzung dem angeblich so skeptischen neunzehnten Jahrhundert vorzulegen, ist ein wunderhübscher, kleiner Gaunereinfall, der um seines kecken Humors willen uns den Herrn Doktor Stiefel näher bringt, als wenn er mit eiserner Pflichttreue und grämlichem Gesicht in seinen Akten verzeichnet hätte, daß die letzte Gräfin Gleichen nach alter

Digitized by Google

Damen Art neben vielen Kostbarkeiten auch allerlei billiges Gerümpel anzuhäufen liebte...

So scheint, trotz der Bemühungen des Herrn Doktor Stiefel, Melechsala in seinen unehrlichen Händen zerfließen zu wollen wie einst Helena in Herrn Doktor Fausts Armen zerfloß; doch siehe, noch im letzten Augenblick, da sie sich von der Wirklichkeit zur Fabelgestalt verflüchtigen will, winkt die Rettung. Das Bett ist ja noch von Augenzeugen gesehen worden, das echte, ungeheure Ehebett, in dem der Herr Graf allnächtlich mit seinen beiden Frauen zu schlafen pflegte, und das erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von den Franzosen zerstört worden ist. „Gleichmann sah 1725 die Sponde und fand sie von gemeinem Holz, oben gewölbt und mit allerhand Farben bemalt, $4^3/_8$ Ellen lang und drei Ellen breit. An dem noch vorhandenen Himmel eine den orientalischen Gewächsen ganz ähnliche Figur und an den Bettstollen vielhundert Namen von Besuchern." Ja, so sah sie angeblich im Jahre 1725 aus, doch achtzig Jahre später war sie nur mehr „ein plumpes Gestell von vier tannenen Säulen, verbunden mit je einer $1^1/_2$ zölligen Bohle, nicht ganz neun Fuß lang und sechs Fuß breit. Kaum groß genug für zwei, geschweige für drei Personen." So betrüblich es ist, — auch die Bettstelle kann ihre Zeugenschaft nicht aufrechthalten, weil sie gar zu hart von Sachverständigen bedrängt, umzingelt, beschnüffelt worden ist. Sie muß schließlich zögernd das Bekenntnis ablegen, daß in ihr vermutlich niemals Grafen, sondern nur etliche Pagen geschlafen haben, denen man nicht gar viel Raum für die Nachtruhe zubilligte, und die obendrein jung, schlank und müde genug waren, um auch auf spärlichem Platz süßen Schlummer zu finden. Es ist ein poetisches Bild, sich ein paar schlummernde Pagen in einem dunklen, altertümlichen Bett zu denken; aber wenn man die leibhaftige Bigamie sehen möchte, ist man mit der Pagenpoesie nicht zufriedengestellt und blickt hilfesuchend um sich, ob sich nicht endlich ein Zeuge aufreckt, der Melechsala sowie den Herrn Grafen und die andere Frau von Angesicht zu Angesicht gekannt hat. Horch! da trabt es auch schon mit steindröhnenden Schritten herbei, fast wie der Komtur zu Don Juans grausigem Gastmahl, und vor uns steht der berühmte Grabstein, der sich im Dom zu Erfurt befindet, einen Ritter inmitten zweier Frauen darstellt und allgemein als Grabmal der Drei-Gleichen-Ehe betrachtet wird. Er stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist natürlich verwittert und primitiv in der Darstellung, aber trotz seines Alters und seiner Naivität berichtet auch er nichts Positives über den interessanten Ehebund. Die eine der beiden Frauengestalten trägt zwar eine kronenartige Verzierung um das Haupt geschlungen und galt stets als die Morgenländerin, der wohl um ihrer sultanischen Abkunft willen der königliche Reif gebührte, sonst aber spricht nichts an diesem Stein dafür, daß der Graf, dem er gehörte, im Leben an zwei Frauen zu gleicher Zeit verheiratet war. Vielmehr ist anzunehmen, daß der Herr, wie es Brauch ist, eine nach der anderen freite und dann mit ihnen unter einer gemeinsamen Grabplatte bestattet wurde.

Kaum aber ist der klobige Steinzeuge in das stille Dunkel des Doms zurückgekehrt, so raschelt wichtig und vorwitzig ein Blättlein Pergament oder Papier, bäumt den von schwarzen Runen bedeckten Leib, als wolle es rufen: „Seht her, seht mich an, ich beweise schwarz auf weiß, daß es wirklich einen Grafen Gleichen gab, der an jedem Goldfinger einen Ehering tragen durfte!" Es ist die Instruktion, die Dr. Martin Bucer von Philipp dem Großmütigen von Hessen erhielt, als dieser Landesvater auf die Idee verfiel, sich neben seiner Landgräfin auch das Fräulein von der Saal antrauen zu lassen. Diese Instruktion, die natürlich nicht für den Herrn Dr. Bucer privatim erteilt wurde, sondern an Luther und Melanchthon weitergegeben werden sollte, besagt: „Item wie wol S. Fürstliche Gnaden auf dieses folgende nicht hochachtet, so hat der Papst selbst einem Grafen von Gleichen, welcher zum heil. Grab gewesen und in Erfahrung kommen, sein Weib sollte tot sein, deswegen er eine andere nahm, zugelassen, daß er sie alle beide mocht behalten." Ach, aber auch das wichtigtuerische Pergament drückt sich kaum klarer aus als die anderen Zeugen, die vor ihm zu Wort gekommen sind. Auch der heiratslustige Landgraf sagt nicht, welcher Graf und welcher Papst für die Doppelehe und ihre Genehmigung in Betracht kommen, und so kann man angesichts der tendenziösen Instruktion den Gedanken nicht los werden, daß Herr Philipp etwas flunkerte und ziemlich willkürlich einen Präzedenzfall zusammenstellte, damit die Reformatoren einsehen sollten, daß alles auf der Welt schon einmal dagewesen sei. Über die Schulter des Forschers hinweg aber blickt Melechsalas dunkles Köpfchen auf das alte Pergament, auf das Fräulein von der Saal und auf den großmütigen Philipp. Die Lettern der Instruktion interessieren sie gar wenig, dem blonden Edelfräulein aber nickt sie vertraulich zu, als wäre sie ihr eigenes Spiegelbild, und mit wissendem Lächeln grüßt sie den Landgrafen, wie einen alten Bekannten aus dem Türkenland oder gar noch aus den Urtagen der Erde, da es weder Türken noch Christen gab, sondern nur Mann und Weib. Und vor diesem wissenden Lächeln der Klugen fragt man sich, ob die ganze Geschichte vom Grafen Gleichen nicht einfach die umgedichtete Ehegeschichte Philipps von Hessen ist, und ob die Volksphantasie, diese allergrößte Dichterin, nicht unbewußt im Grafen Gleichen einen Mannestyp schuf, geradeso wie Goethe im „Faust" den Menschheitstyp geschaffen hat. Deswegen mag neben der

Digitized by Google

Verallgemeinerung die Wirklichkeit immer bestanden haben, braucht Melechsala nicht ins Fabelland verbannt zu werden. Ja, man kann ziemlich sicher annehmen, daß es nach den Kreuzzügen und Türkenkriegen mancherlei Schätzchen in deutschen Landen gab, wenn sie auch nicht immer von Rom gebilligt worden sind. Nicht nur mystische Sehnsüchte, sondern auch ein ganz sachliches Verlangen nach fremden Frauen zog manchen Kreuzfahrer und Krieger nach Osten hin, und da ist's denn nicht zu verwundern, wenn er nach Jahren mit einer schönen Heidin heimkehrte (auch im allerletzten Türkenkrieg soll derlei peinlich oft vorgekommen sein!), sie vielleicht sogar ungefähr wie seine Gemahlin achtete, was in einer Zeit, da die Frau nur ein Ding, eine Sache des Eheherrn war, just nicht übermäßig viel heißen mochte. Auch von einem Herr von Rotenstein erzählen sie eine ganz ähnliche Geschichte wie vom Grafen Gleichen, woraus man sieht, daß im schönen Thüringer Land die türkischen wie die einheimischen Damen den Männern nicht nur die Köpfe, sondern auch die Rechtsbegriffe weidlich verdreht hatten. Wirklich nur im Thüringer Land? Ach nein! Der Mann, der zu gleicher Zeit zwei Frauen hat, war überall und immerfort das Ideal, die große Sehnsucht der Mannesseele, gleichviel ob er Philipp von Hessen, Graf von Gleichen oder Herr von Rotenstein hieß. Der Drang nach der Doppelehe, deutlicher gesagt, nach der Vielweiberei, saß ihm unausrottbar tief im Blut, und wenn ihm auch fortschreitende Gesittung und wirtschaftliche Notwendigkeit allmählich die Einehe äußerlich angewöhnt hatte, so hing er im Unterbewußtsein doch noch fest und voll Liebe an der entschwundenen Zeit, da er über ein wohlgefülltes Frauengemach zu gebieten hatte und nicht vom Anfang bis zum Ende seines Lebens an ein und dieselbe Gattin gebunden war. Es war dieselbe Sehnsucht, die in Don Juan wie in Blaubart lebte, und es ist kurzweilig und unterhaltend zu beobachten, wie die Phantasie des Volkes oder der Dichter an dieser Sehnsucht arbeitete und modelte, bis sie, der Eigenart der Völker entsprechend, aus dem nach Vielweiberei rufenden Mann einen durchaus nationalen Typ geschaffen hatte.

Beim Romanen, dessen Kult ja eigentlich der stolzen, sieghaften Männlichkeit gilt, während die Frau nur Weibchen, Beute bleibt, erschien Don Juan, der elegante, gewissenlose Verführer, der in jedem neuen Städtchen zehn neue Mädchen und mindestens ebenso viele Frauen betört, Don Juan, der mit jedem Schritt ein Eheglück zertritt, mit jedem Blick ein Herz erobert, der von Land zu Land als der große Rattenfänger zieht, verliebte Verheerungen hinter sich lassend, vor sich immer neue, köstliche Gefilde der Liebe erblickend, in die er als Eroberer einziehen will. Don Juan verführt die Mädchen, betört die Frauen, verhöhnt die Gatten, ersticht die Väter, macht sich aber über alle seine Liebes- und Greueltaten nicht die geringsten Gedanken, denn er ist eben Romane, abhold allen Grübeleien und spintisierten Überlegungen, fest mit beiden Füßen auf dem wirklichen Boden stehend und vermutlich der Ansicht zugetan, daß man, wenn man schon viele Weiber haben will, seinen Neigungen weder ein tugendhaftes, noch ein pathetisches Mäntelchen umzuhängen braucht, sondern immerfort in Wort und Tat sagen mag: „Ich will, und es freut mich, daß ich will!" So stolziert denn Don Juan mit dem ewigen Abwechslungsbedürfnis von einem Ende der Welt bis zum anderen, braucht keinen Menschen, der sein Gelüst rechtfertigt oder lobenswert findet, kennt weder Skrupel noch Reue noch Strafe aus seinem Innern heraus, so daß sich schließlich die Hölle in Person bemühen muß, um den unverbesserlichen, leichtfertigen Lüderjan dem wohlverdienten, schrecklichen Ende zuzuführen. Alles an Don Juan ist, wie es dem Romanen verständlich, auf die äußere Linie, Harmonie und Pathos gestellt; seine Gestalt ist so ohne jeden Bruch, ohne jede Unklarheit, ohne jede Kleinlichkeit gesehen, daß man ihm trotz seiner Lasterhaftigkeit die Bewunderung für sein Ebenmaß nicht versagen kann.

Wesentlich anders präsentiert sich sein gallischer Vetter, Ritter Blaubart. Schon seine Abkunft unterscheidet ihn von Don Juan, denn er stammt nicht allein von der Volksphantasie, sondern auch von einem sehr hohen Herrn, dem Marschall Gilles de Rais ab, dem grauenhaften Sadisten, der hundert und aber hundert Kinder seiner fürchterlichen Begier geopfert hat und zur Buße dafür im Jahre 1440 den Feuertod erlitt. Aus seiner Untat formte Perrault den Mann mit dem blauschimmernden Bart, der siebenmal heiratet und jede seiner Gattinnen tötet, weil sie während seiner Abwesenheit ein geheimes Gemach geöffnet haben, zu dem er ihnen zwar den Eintritt verboten, den Schlüssel aber übergeben hat. Die grausame Freude, mit der er ihre Willensstärke auf die Probe stellt und ihre Willensschwäche blutig ahndet, verrät noch ein wenig seine Abstammung von dem perversen Marschall, obgleich auf der anderen Seite seine rege Heiratslust beinahe kindlich erscheint. Wenn der fliegende Holländer unermüdlich alle sieben Jahre aufs neue freit, so versteht man das, weil er eben von jeder Frau immer wieder Erlösung seiner Seele erhofft, — warum aber Blaubart nicht einfach ein Schätzchen statt einer Gemahlin umbringt, ist nicht recht einzusehen. Scheint wenigstens nicht recht einleuchtend, wird es aber doch, wenn man bedenkt, daß Herr Blaubart eben französischen Ursprungs ist und also notgedrungen verheiratet sein muß, weil ja für den Franzosen alle Dramen innerhalb der Ehe spielen, weil Tiefen und Untiefen des Menschenherzens für ihn erst jenseits vom Traualtar vorhanden sind. Mit dieser Erkenntnis hat

Digitized by Google

sich der Franzose von jeher als großer Psychologe bewährt, denn Liebe und Haß, Leidenschaft und Verbrechen treten nirgends sonst so stark, so unwiderstehlich vor den Menschen hin als da, wo er unlöslich an einen anderen gebunden ist. Darum eben konnte ein Franzose das berühmte „Tue la!" zu einer Zeit ausrufen, da die Gatten und Richter anderer Nationen schon nicht mehr als einzige Sühne für die Untreue das Blut der Ehebrecherin zu fordern wagten. „Tue la!" denkt sich auch Herr Blaubart und tötet jedesmal seine junge Frau, bloß weil sie ihm nicht gefolgt hat. Scheinbar geht sie an ihrer Neugier zugrunde, in Wahrheit aber an ihres Mannes Neugier auf eine andere Frau, denn Blaubart, der auch noch ein unverbesserlicher Optimist gewesen zu sein scheint, geht unverzüglich wieder auf Freiersfüßen und holt sich eine andere. So etwas fiele nun dem heitern, romanischen Don Juan nie ein; er tänzelt graziös über Leidenschaften und Verbrechen hinweg und kommt ohne Trauring und ohne Blut sicherlich auf seine Kosten. Blaubart aber trägt trotz seiner Perversität und seines gallischen Wesens auch noch einen Tropfen germanischer Schwere im Blut, hält auch beim Mord auf bürgerliche Ordnung, ist zu gleicher Zeit ein Scheusal und ein Ehepussel, der nicht irgendein xbeliebiges Mädchen hinrichten will, sondern nur seine eigene, ihm von Gott gegebene Frau. Und weil, trotz seiner Scheusäligkeit, alles in ihm ihn zum bürgerlichen Helden des Ehedramas hintreibt, endet er auch nicht wie sein Vetter Don Juan durch die Hölle und nicht wie sein Ahnherr Gilles de Rais auf dem Scheiterhaufen, sondern durch die Brüder der siebenten Frau, die ihn totschlagen, noch ehe er ihrer Schwester das Los der Vorgängerinnen bereiten konnte. Diese Brüder repräsentieren die irdische Gerechtigkeit entschieden vorteilhafter als französische Assisen, die vielleicht den temperamentvollen Herrn Blaubart tiefgerührt die mildernden Umstände des „crime passionnel", wenn nicht gar einen Freispruch zugebilligt hätten ... Und so bleibt nur zu hoffen und zu vermuten, das die verwitwete Frau Blaubart bald in einer neuen Ehe mit einem weniger unruhigen Gatten wohlverdientes Glück gefunden hat ...

Wie anders wirkt neben den romanisch-gallischen Frauensuchern der biedere Graf von Gleichen auf uns ein! Er ist kein Beutejäger wie Don Juan und kein Ehedramatiker wie Blaubart, wenngleich auch ihm die Sehnsucht nach neuen und insbesondere nach fremden Weibern tief im Blute sitzt, diese Sehnsucht, die schon den Gatten der würdigen Frau Marthe Schwertlein in ferne und intime Unannehmlichkeit gejagt hat. Der Deutsche ist ja von alters her reiselustiger und fremdenhungriger gewesen, als die meisten anderen Völker, und während Don Juan wahllos, gedankenlos auf jede Frau zuläuft, die er erblickt, während Blaubart, getreu dem Eigenkult seiner Nation, nacheinander sieben Französinnen heiratet, läuft der deutsche Graf hinter einer Frauenschönheit her, die unter heißerer Sonne erblüht ist. Tiefgründiger, unklarer und unlogischer als seine Vettern möchte er Dinge und Begriffe vereinen, die unvereinbar sind, überlegt er, wie er zu gleicher Zeit Türke und Christ sein und für seinen Ehebruch päpstlichen Dispens erhalten könne. Denn der Deutsche will wohl genialisch ungebunden, daneben aber doch ein Mann der Ordnung sein, und das Laster freut ihn nicht, wenn er ihm nicht auch ein Spürchen Spießbürgerglück abgewinnen kann. Aus diesem Drang nach Vielweiberei, vermischt mit ehelicher Ehrbarkeit, entstand die Sage von dem doppelbeweibten Edelmann, und als sinnfälligstes, breitspurigstes Symbol deutscher Lasterschnsucht erscheint die wohl nie vorhanden gewesene, aber so ungemein charakteristische dreischläferige Bettstelle, um die kein Geheimnis mit Amorflügeln schwebt, hinter deren gedrehten Säulen kein frivoler Schalk hervorlächelt, sondern in der statt zwei, drei rechtmäßig getraute Menschen allnächtlich schnarchen. Doch wenn Melechsala einmal erwachte und in einer schlaflosen Stunde an sich vorüberziehen ließ, was sie seit ihrer Flucht aus dem Morgenland bis zur Ankunft in Thüringen erlebt und gesehen hatte, dann lächelte sie wohl wieder ein wissendes und auch etwas erstauntes Lächeln, daß ihr Graf eines so großen und schwerfälligen Apparates bedurft hatte, um vor sich und den Menschen zu rechtfertigen, was daheim, in Melechsalas Vaterland, so einfach und selbstverständlich ging ...

Ums Jahr 1540 herum rief der Landgraf Philipp von Hessen in seinen Liebesnöten den Herrn von Gleichen als Zeugen dafür an, daß man auch als Mann von moderner Weltanschauung mit zwei Frauen verheiratet sein könne. Freite frohgemut neben seiner Gattin das Fräulein von der Saal, zeugte mit ihr zehn Kinder, und kam sich gewiß, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, wie das Muster eines guten Familienvaters vor. Etwa zwei Jahrhunderte später wiederholte sich im Berliner Schloß dieselbe Szene: während auf einem Hofball die Königin mit mühsamer Selbstbeherrschung ihr Gesicht meisterte und Cercle hielt, wurde, ein paar Räume von ihr entfernt, mit ihrer Zustimmung Friedrich Wilhelm II. mit der blonden Gräfin Voß getraut, deren Beharrlichkeit nichts ohne den Ring am Finger gewähren wollte. Mit dieser geheimen und doch offiziellen Trauung schlägt der dicke König den Rekord gegen alles, was sich je an französischen Höfen zugetragen hat, denn keinem der französischen Heinriche oder Ludwige ist es je eingefallen, sich neben der Königin einer anderen Frau vermählen zu lassen, und man hat in Frankreich den preußischen Doppelgatten gewiß weder hochgeachtet noch beneidet, sondern nur über ihn gelacht, weil er durchaus nicht begriff, daß man die eine

Digitized by Google

Frau heiratet und die andere liebt. Doch nicht nur in Fürstenschlössern, auch auf dem Parnaß spukt der Graf von Gleichen mit seinen beiden Gattinnen. Hier heißt er Gottfried August Bürger und statt der Türkin Melechsala führt er die Schwägerin Molly an der Hand. Da er nur ein armer deutscher Dichter war, fand sich für ihn und seine zwiespältige Liebe freilich kein Mittler zwischen dem Himmel und dem irdischen Gelüste, aber Bürgers Frau, Dorette, stand in nichts der deutschen Gräfin Gleichen nach, gab zu, daß der Mann mit ihrer eigenen Schwester wie in rechter Ehe lebte und tat, was sie konnte, um Molly vor häßlicher Nachrede zu schützen und das Kind zu verbergen, das aus dem freien Ehebund zu kurzem Dasein entsprungen war. Zweifelsohne hat Schiller, der die eine Lengefeld freite und die andere mit Leidenschaft umbrannte, zuweilen mit geheimem Neid auf den bohèmemäßig zerfahrenen Bürger geblickt, der sich Süßigkeiten gewähren konnte, die für einen Hochschullehrer und Dramatiker von Ruf nicht schicklich gewesen wären ... Und immer weiter, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, geistert sichtbarlich der Graf von Gleichen. Sein Los — die fröhliche Bigamie — ist nach wie vor die Sehnsucht bedeutender und ungewöhnlicher Männer, so daß der Staatskanzler Hardenberg flink in eine zweite Ehe hineinrast, noch ehe seine erste geschieden ist, während der genialisch-phantastische Fürst Pückler Muskau noch vor der Hochzeit seiner Braut, der geschiedenen Gräfin Pappenheim, vorschwärmt, wie schön es wäre, wenn er mit ihr und ihrer Pflegetochter Helmine als ein anderer Graf von Gleichen leben könnte! Da er diesen Gedanken zum erstenmal ausspricht, zählt er ungefähr dreißig Jahre; da er sich den Sechzigern nähert, versucht er wahrhaftig, ihn in die Wirklichkeit zu übersetzen, bringt aus dem Orient eine junge Sklavin mit, die er als seine „Nebenfrau" halten und betrachtet wissen will und ist voll betrübten Erstaunens, daß die Fürstin nicht ganz so unterwürfig wie die Gräfin Gleichen in die gedrittelte Ehe willigen will, sondern nach Berlin reist, während der Fürst mit der Morgenländerin einen Honigmond im Jagdhaus zu Muskau verbringt.

Nicht weniger eifrig als in Deutschland spukte der Graf von Gleichen im wesensverwandten England, wo sich zu mystischen Bedürfnissen und realen Drängen auch noch ein gut Teil Heuchelei gesellt, die vor keuschen Ohren niemals aussprechen würde, was ihr begehrliches Herz nimmer entbehren kann. Darum sind gerade jenseits des Kanals Bigamieprozesse hoher und allerhöchster Herren sehr häufig. Ihren Reigen eröffnet Heinrich VIII., um dessen Bigamie England sich von Rom losriß, er führt weiter über Georg III., der neben der Königin ein Weilchen insgeheim mit Caroline von Linsingen vermählt war, und seine eheselige Geisterschar ruft immer wieder lockend vor den Burgen und Schlössern großer Herren, daß auch sie der Welt offenbaren müssen, wie sie insgeheim zum Geschlecht derer von Gleichen gehören oder gehört haben ...

In Deutschland freilich macht die strenge Klarheit unserer Ehegesetze und die Wachsamkeit, die sie behütet, sowohl die fröhliche, wie die betrübliche Bigamie ziemlich unmöglich. Da hat sich denn der Graf von Gleichen in die Literatur hinübergeflüchtet, wo er bald in seiner Urgestalt durch ernsthafte oder komische Dramen schreitet, bald sich zeitgemäß verfeinert und verwandelt in den nervösen, schwächlichen Mann, der zwischen zwei Frauen steht, von denen er keine missen möchte, und die er doch nach unsern Sittengesetzen nicht beide zusammen behalten kann. Von der Literatur führt ihn der Kreislauf wieder zurück ins Leben (oder kam er vom Leben in die Literatur?), wo wir immer häufiger, und zwar nicht bloß in Bohèmekreisen dem Mann begegnen, der mit seiner geschiedenen Frau in zärtlichem Briefwechsel steht, sich als ihr bester Freund betrachtet und Sonntag nachmittag mit der verflossenen und der gegenwärtigen Gemahlin empfindsame Spaziergänge macht. Über sie alle hin aber leuchtet das wissende Lächeln der schönen Melechsala, die nie gelebt hat und darum ewig leben wird, und hinter einem vorwitzigen Zipfelchen ihres Schleiers kichert es belustigt vor über die Neugier und die Veränderungslust der Mannesnatur, die unter allen Himmeln und zu allen Zeiten dieselbe bleibt, gleichviel ob sie sich Don Juan, Blaubart oder Graf von Gleichen nennt ...

Die Nacht war festlich

Die Nacht war festlich mit zwei weißen Kerzen
In hohen flimmerndblanken Messingleuchtern,
Die, steif und doch altväterisch-behaglich,
Noch stolz von Biedermeierzeiten reden.

Die gelben Flammen warfen weiche Lichter
Und lang zerfließende Reflexe
Einander in die hohen, schlanken Leuchter
Und hauchten in das Zimmer weichen Glanz.

Vor diesem Glanz erstarben die Gespräche
Von dem und dies und Hinz und Kunz.
Wir saßen stumm — und — still bewußt des andern —
Und waren arm und leer vor diesem Glanz.

Martin Bewier

Digitized by Google

Der waffenlose Kampf

Novelle von Curt Moreck

Wir saßen im Dunkeln; nur das Fenster lag wie die matte Scheibe einer Ampel in der Wand, und sein Schimmer blaßte mit dem welken Glanz der Perlmutter auf unsern Gesichtern.

Vor Leo Torsleffs Lippen schwebte das rötliche Glimmen der Zigarette wie ein lautloses Insekt.

In die Pausen unserer Gespräche summte von drunten die Straße; ihr Sausen drang wie von einem räderdröhnenden Mechanismus durch die Wände, preßte sich rauschend durch die Poren und gab ein Gefühl, als kauere man unter dem Eisenhelm einer Taucherglocke im gewaltsamen Strömen eines Riesenflusses.

Das war es, was Torsleff gesucht hatte, als er seine Wohnung an dieser geräuschvollen, lebendigen Straße wählte; das war es, was er brauchte: die Fühlung mit der ununterbrochenen Strömung des Daseins, in welches er als einzelner gestellt war. Es war dies das stärkste Bedürfnis, welches der verwundete Torsleff von den Kampfplätzen mitgebracht hatte. Und es war verständlich: seine Nerven bedurften der motorischen Kraft des bewegungsvollen äußeren Lebens als Antrieb; er übte nur die Technik eines Ingenieurs, der sein Mühlwerk an den Fluß baut, dessen Kräfte er für sich zu sammeln und auszunutzen gedenkt. Es war die reine egoistische Triebkraftgewinnung, nachdem er in der allgemeinen Welt für sein Ich wieder Raum gewonnen hatte.

Aus demselben Grunde suchte Torsleff jetzt auch mehr als früher eine engere Gemeinschaft mit Menschen, zu denen er Beziehungen fand. Er hatte sich, ehe er in diesen Krieg geworfen wurde, eine wohlgehütete Einsamkeit zu bewahren gewußt. Als er aber mit wunden Nerven zurückgekehrt war, erkannte er die aufrichtende Kraft, die von Mensch zu Mensch strömt, wenn man innerlich eine Berührung finden kann. Seitdem besaß er seinen Kreis, der, ohne daß es einer näheren Übereinkunft bedurft hätte, an bestimmten Tagen zusammentraf.

Das Gespräch hatte sich auch an diesem Nachmittag wieder zu den Problemen der kriegerischen Gegenwart gefunden, und Leo Torsleff fiel in manchen Fragen die Entscheidung zu, die er mit treffenden Beispielen zu belegen wußte.

Wir sprachen über den Heroismus des Menschen unseres Zeitalters und über die Beteiligung des Willens an der heroischen Tat.

Eine Frau war es, Helene Luxenius, die sich von einer enthusiastischen Regung hinreißen ließ und sagte: „Ich beneide einen Menschen um das Gefühl einer großen Tat. Aber sie bildet ein Vorrecht des Mannes, von dem wir Frauen so gut wie ausgeschlossen sind. Heroismus ... ich denke, das ist ein berauschendes Blutfieber, ein beglückender Aufschwung über das Wirkliche, ein erregender Flug auf Hyperionsbahnen, ein erhabenes Zittern der Seele, ein Bewußtsein ohnegleichen ... Scheint es nicht, daß das Geistige im Menschen im Heroismus die Überwindung des Irdisch-Unvollkommenen feiert? — Und setzt das Vermögen einer ungewöhnlichen Tat nicht voraus, daß das Körperliche durch das Seelische übersteigert und beherrscht wird? Heldentum wäre also der stärkste Triumph des Menschen über sich selbst ...“

Wir blickten nach diesen schwärmerischen Worten auf Torsleff, von dem wir wußten, daß er die allgemeine poetische Anschauung vom Helden nicht gelten ließ und die Oberflächlichkeit dieses Begriffes gern bekämpfte. Er hatte tiefer gesehen und wußte, daß es in der Seele des heldischen Menschen auch unfeierliche und klägliche Augenblicke, dunkle Zwiespalte und hemmende Gegensätze gab.

Er schüttelte den Kopf und antwortete: „Sie täuschen sich, Helene. Was Sie geben, ist die mythische Verklärung eines verwickelten Begriffes. Nennen Sie die Helden-

Digitized by Google

tat meinetwegen eine erhabene Pflichtleistung; aber nehmen Sie den Vollbringer als eine ganz sachliche Natur, möglichst frei von jeder Schwärmerei und phantastischen Begabung. — Bedenken Sie, daß wir alle Geschöpfe einer Zeit sind, der nichts Menschliches fremd ist ... Heldentum ist oft genug nur ein blinder Verzweiflungssprung ins Dunkel, manchmal die sachliche Entwicklung einer Handlung; einmal Muskelprodukt, einmal Nervensache. Und es gibt Geschehnisse, in denen sich selbst die Gegenpole Feigheit und Heroismus berühren, wo sie in der Seele eines Menschen zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen.

Ich möchte Ihnen da ein Ereignis mitteilen, das mir für meine Behauptung zu beweisen scheint. Vielleicht sagen Sie, es handle sich hierbei gar nicht um Heroismus; das würde dann aber nur beweisen, daß unsere Anschauungen sich nicht decken, und seelische Eigenschaften unbestimmte Begriffe sind.

Ich habe diese Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, nicht selbst erlebt, aber sie gewinnt dadurch nur an Klarheit. Sie ist einem Kameraden begegnet, und ich habe ihn mehrmals darüber sprechen hören, so daß ich meinen Eindruck von den Vorgängen vervollständigen und die Tatsachen nachprüfen konnte.

Oberleutnant Sallenthin führte bei dem zweiten Vordringen gegen Warschau eine Kompagnie in Südpolen. Sein Regiment hatte in der Gegend von Iwangorod Stellung genommen, um die Russen jenseits der Weichsel festzuhalten und den rechten Flügel der deutschen Armee zu sichern. Zwischen den gegnerischen Fronten lag eine beträchtliche Strecke unbesetzten Landes, und die Russen zeigten keine Neigung, sich den abwartenden deutschen Truppen zu nähern. Trotzdem hieß es für diese, in ständiger Bereitschaft zu sein, um einem Angriff des übermächtigen Feindes entgegentreten zu können.

Wer es nicht selbst erlebt, weiß nicht, welche innere Erschöpfung es bringt, vor einem Feind zu stehen, der sich unsichtbar hält, der sich stumm in die Ferne des Geländes hüllt, der lautlos in seinen Verstecken kauert, und dessen lauernde Bereitschaft man doch durch die Erde dringen fühlt wie einen elektrischen Strom. Die spähenden Augen brennen, und es ist, als stürze endlich die unbewegliche tote Landschaft, in einen schlammigen Fluß von Geröll und Erde aufgelöst, in uns hinein; die Stille spannt den Kopf der Lauschenden in einen grausamen Schraubstock. Der Frost zieht seine scharfen Eissägen durch die Glieder der Menschen, die ihr Blut an den spärlichen Feuerstätten fließend erhalten.

Nicht der in Maschinenkraft vertausendfachte Tod ist die Brutalität dieses neuen Krieges; der Zwang, in wichtigen Augenblicken untätig warten zu müssen, während die Tat uns hinreißen will, ist seine härteste Grausamkeit.

Eines Tages riß ein Auftrag Oberleutnant Sallenthin aus der Stumpfheit dieser Wartezeit, in der er schon zu versinken gefürchtet hatte. Der Befehl straffte ihn und gab ihm freien Atem, die Energien durchpulsten ihn wieder. Er fühlte sich gestimmt, jedes Unternehmen glücklich zu beenden, und er hoffte, der an sich einfache Auftrag möge ein gewagtes Abenteuer in sich schließen.

Die deutsche Stellung klammerte sich an die Böschung eines kleinen Flußlaufs, in dessen Rinne das Wasser erstarrt war. Vor dem nahgerückten Dunstvorhang des Horizonts dämmerte die Masse eines verschneiten Waldes über der trüben lichtlosen Blässe der Schnee-Ebene. Die dunkle Schlucht einer Landstraße durchschnitt den starren Wall, aus dessen frostüberwehter Wucht schwarze Stämme wie verkohlte Rippen hervorstachen. Dahinter kantete, in bleigraue Einsamkeit geduckt, die zierlose Gebäudemasse eines Gutes, mitten in seinen übereisten Feldern.

Zu diesem Gutshause sollte Oberleutnant Sallenthin vordringen, sich Einlaß verschaffen und Aufenthalt suchen, um die Person des Besitzers zu überwachen, während eine Streifwache untersuchen sollte, wieweit sich der Verdacht, jener Gutsherr stehe mit den russischen Stellungen in geheimer Verbindung und unterrichte die Feinde genau über alle deutschen Bewegungen, rechtfertige; dies alles sollte mit dem Schein des Zufälligen und ohne Gewalt geschehen.

Oberleutnant Sallenthin machte sich mit seinen Leuten auf den Weg. Wie das Blut

Digitized by Google

Das Haus der Träume. Gemälde von Albert Welti
Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, aufbewahrt im Kunsthaus zu Zürich

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

aufgebrochener Wunden durch verschmutzte Verbände, sickerte das fahle Rotlicht eines frühen Sonnenuntergangs durch die Wolken. Der krustige Schnee der Straße fieberte matt im Widerschein. Sie schritten stumm durch den Wald. Zwischen den Stämmen blühten weiß die Girlanden der Eislianen. Der Wald sprang jäh zurück und vor ihren Blicken stürzte die glanzlos weiße Scheibe der Ebene in den grauen Rachen des Horizonts. Seitwärts stak das Gutshaus in Schneedünen. Wie mit geschlossenen Lidern lag es gesättigt und vollgesogen über der von Ernten erschöpften und leblosen Erde.

Oberleutnant Sallenthin verteilte seine Leute. Dann umschritt er die Mauer, die Wohnhaus, Ställe und Magazine mit ihrem geschlossenen Viereck umdüsterte, und pochte ans Tor. Minuten vergingen, dann fiel ein Torflügel zurück; ein affengroßer Kerl stand im Spalt. Seine Blicke stachen listig aus den gelben Augenschlitzen, und seine schmatzenden Lippen lagen wie träge Schnecken über dem stumpfen Kinn.

Der Oberleutnant verlangte zu dem Herrn des Anwesens geführt zu werden. Die ducknackige Kreatur machte eine Bewegung zum Hause und schlich auf fransigen Bastschuhen voraus. Ein wolfsgrauer Hund kroch knurrend im Mauerschatten und scharrte im vereisten Unrat, der aus leeren Ställen quoll. In einer Mauernische dämmerte hinter rostschartigem Eisengatter ein goldscheckiges Heiligenbild.

Als Sallenthin die hochstufige Türe durchschritten, überfiel ihn die Dunkelheit von Flur und Halle wie ein beklemmender Dampf. Seine starren Finger zuckten nach der Revolvertasche. Da strömte ihn der Spalt einer Türe mit Licht und Wärme an. Der Zimmeratem überhauchte trübend seine Augen. Dann sah er im verschwebten Kerzenlicht das bestürzende Profil einer wuchtigen Männergestalt.

Er stand vor dem Gutsherrn, Stanislaw Stryienski. Ein Gesicht, das furchtbar war in seiner breiten, bloßen Nacktheit, grinste ihn an. Bart und Augenbrauen waren wie von einer Flammenzunge weggeleckt und hatten knotige Narben hinterlassen. In wimperlosen Lidern nistete ein verschlagener Blick. Der wulstige Mund kaute zwischen seinem schwerfälligen Gebiß ein verrenktes Französisch.

Sallenthin machte dem Manne klar, daß er zufällig zum Gutshause geraten sei und in ihm soviel Gastfreundschaft zu finden erwarte, als ein Stuhl und ein lohendes Scheit umfassen.

Stryienski nickte und lud den Oberleutnant mit einer Höflichkeit ein, die an die Salons der großen Welt erinnerte, aber in diesem Rahmen grotesk war wie die Edelmannskopie eines Affen. Die beiden Männer setzten sich einander gegenüber an den Tisch, über den Geschirre mit den Resten eines Mahles hingestreut waren, wahllos und ungeordnet, wie auf Tischen, an denen keine Frau herrscht. Stryienski gab sich unbefangen und schwatzte sein schlechtes Französisch. Ein Lächeln verrann über sein gelbes Gesicht, während er schlaff in der Polsterlehne eines Sessels lag.

Dunkelheit sinterte über die Wände des tiefen Raumes, dessen Decke in der Höhe verschwebte. Aus zwei sparsam besteckten Silberleuchtern quoll Kerzenlicht in die Schatten. Das Feuer lag wie eine schwere Fieberzunge im Kaminrachen, und die Hitze umstrich die Männer wie eine lüsterne Katze. Die Winkel staken voll Unheimlichkeit. Instinktiv preßte Oberleutnant Sallenthin den Rücken an die Stuhllehne und setzte seine Blicke degenscharf auf Stryienskis Brust, die breit über der Tischfläche stand.

Stryienski saß nachlässig da. Aber etwas in ihm lauerte, in die Unbeweglichkeit dieses kadaverhaften Körpers verkrochen, mißtrauisch und verrucht hervor. Das Gesicht hing wie ein verblichener Vorhang vor der Wachheit seiner Gedanken. Durch die schmalen Augenlöcher fühlten seine Blicke hervor und tasteten nach dem Manne gegenüber, streckten unsichtbare Polypenarme durch das Meer von Dämmerung.

Unterdessen sprach sein Mund in einer betäubenden Geschwätzigkeit. Er bot seinem Gaste Speisen und Wein an. Der Oberleutnant lehnte ab. Aber Stryienski stellte ein Glas vor ihn hin und goß einen tiefroten Wein ein. Ein blutiger Schatten sickerte auf das verschmutzte Tafeltuch.

Stryienski sprach von Warschau und Petersburg, er kannte Budapest und Wien, hatte ein paar Monate in Paris gelebt. Er sprach nicht schlecht; er entfaltete farbige Stimmungsbilder aus seinem versunkenen Gedächtnis. Aber der andere fühlte, daß

Digitized by Google

jener mit all diesen Worten etwas zwischen ihn und sich schieben wollte; er suchte Deckung, er grub sich bis an die Stirn ein in dies Geschwätz. Wußte er jetzt, um was es hier ging? Hatte sein gierer Blick es aus des Oberleutnants Hirn gesogen?

Stryienski verstummte plötzlich. Er tastete über den verschnürten Rock und dann lag eine seiner Hände auf dem Tisch und hielt eine goldene Zigarettendose offen. Während Oberleutnant Sallenthin eine Zigarette herausgriff, mußte er die Verquollenheit dieser Hand betrachten, die wie ein qualliges Tiefseetier, von der Flut eines Meeres heraufgespült und an den bleichen Strand geworfen, vor ihm lag. Im dämmrigen Ringgold glommen verhaltene Diamantfunken; ein adliger Rubin glühte wie Ahnenblut in seiner verschmutzten Fassung.

Von Zeit zu Zeit schlüpfte die zerlumpte Kreatur von Diener lautlos ins Zimmer, um die Flasche auszuwechseln, die vor seinem Herrn stand oder auf seine Wünsche zu warten. Stryienski fuhr in seinem Gespräch fort, während er einen zerrinnenden Turban von Rauch um seinen Kopf wand.

Oberleutnant Sallenthin ließ die Augen nicht von seinem Gegner ab. Der schwimmende Dunst zerfetzte die Umrisse des Gesichtes, das unheimlich in der Dämmerung lag. Die Zeit dehnte sich hin; ein stilles Grauen sickerte in den Raum. Sallenthin hatte plötzlich das Gefühl, er müsse entweder aufstehen und hinausgehen in den Frost der Nacht, um zu atmen und die Beklemmung hinter sich zu werfen, oder den Revolver ziehen und in Stryienskis Gesicht wie in eine Scheibe hineinfeuern, daß es zerplatze. Dieser Gedanke wuchs in ihm und breitete sich in seinem Hirn aus, und er wich nicht von ihm. Aber wie eine Klammer hielt ihn die Pflicht. Er wußte ganz deutlich, daß sein Auftrag ihn zwang, Auge in Auge mit seinem Gegner auszuharren ohne Gewalt und Feindseligkeit und der weiteren Befehle zu warten. Und während Stryienskis Worte an sein Gehör plätscherten, dachte sein Hirn den Wunsch, der andere möge eine verborgene Waffe hervorholen, über ihn herfallen und ihn zu einer Tat zwingen.

Stryienski jedoch tat nichts. Wohl sah der Oberleutnant, daß seine Augen zuweilen merkwürdig phosphoreszierten wie verwesende Baumwurzeln, aber kein Zucken einer Erregung durchbrach seine Ruhe, die starr wie eine Maske war; und Sallenthin wußte, daß er selbst sich straffen müsse, um seine Unruhe nicht zu verraten und sich dem andern nicht auszuliefern. Er fühlte, daß ihm vielleicht ein seltsamer Kampf noch bevorstehen würde.

Entschlossen sammelte er seine Gedanken und hörte Stryienski zu, um sich abzulenken. Der erzählte von seinem Leben, rollte eine lange Kette aus dem Brunnen der Vergangenheit, über die er den Schimmer der Stunde hinleuchten ließ. Seit Jahren wohnte er allein auf diesem Gut, hatte mit Frau und Kind in Warschau gelebt. Sein Blut war polnischen Quells, aber er war langsam und fest hineingewachsen in russisches Wesen, war darin untergegangen. Die Frau war nun tot; eine Brandnacht hatte ihre Jugend versengt; ihm hatten die Feuerhunde nur das Haar vom Schädel gefressen. Die Tochter war mit einem Offizier in Moskau verheiratet. Der Krieg war über seine Felder dahingeflutet und hatte seine Knechte in die kämpfenden Massen gepreßt. Er hauste allein mit einem Diener und wartete.

Wartete? Worauf? — Daß der Winter die Eispranke von seinen Feldern ziehe — und das Land von der atemberaubenden Umarmung des Feindes frei werde.

Oberleutnant Sallenthin horchte auf. Da war ein verräterischer Ton; zum erstenmal zuckte aus Stryienskis Worten ein Gefühl. Er hing innerlich noch mit dem Lande, das in ihm Fleisch geworden war, zusammen. Das Bewußtsein der Feindschaft lebte in ihm. In diesem Augenblick wußte Sallenthin, daß die Patrouillen draußen nicht umsonst nach der Spur des Verrates suchen würden, daß sie Gewißheit erhielten und Stryienskis Leben verspielt war. Aber gleichzeitig überfiel ihn ein Entsetzen; er starrte Stryienski an wie einen Toten. Dessen Gesicht lag wie verwesend in den Binden des Rauches.

Da war etwas Neues in den Augen Stryienskis. Zwischen den auseinandergefallenen Lidern stand ein Erstarren; die Angst überfror den dunklen Schlund der Pupille mit grünem Eis. Er mochte in diesem Augenblick fühlen, wie tief er sich dem Gegner verraten und ausgeliefert hatte.

Digitized by Google

Die beiden Männer sahen sich eine atemlose Minute lang an. Stryienskis Züge verzerrten sich in dem erstickenden Krampf seiner Angst. Sein weißliches Gesicht zerriß förmlich. Und während der Oberleutnant diese qualvolle Hilflosigkeit seines Gegners menschlich nachempfand, wurde er von einem großen, lähmenden Mitleid ergriffen. Seine Gedanken irrten um jäh auftauchende Pläne und Ideen. Er war innerlich fast bereit, dem andern zu helfen, ihn zu warnen und flüchten zu lassen; er war schwach bis zur Verzweiflung. Er wollte alles tun, um nur ein Ende zu machen. Ein heißer Durst schlug brennend in ihm hoch, und er trank den Wein, der sein Glas wie ein kristallenes Herz durchglühte, gleichgültig, ob er ein Gift enthielt. Er zweifelte nicht mehr, daß der andere wußte, weshalb er ihm hier gegenübersaß.

Mit wundem Gehör horchte Oberleutnant Sallenthin in die Lautlosigkeit, ob nicht der Schritt der Wache herantappe und ihm den Verhaftbefehl bringe; es wäre ihm Rettung und Erlösung gewesen. Aber die Stille war um die beiden Männer wie zu einem dunklen Kristall erstarrt. Stryienski schrumpfte zusammen im Wahnsinn seiner Angst, und Oberleutnant Sallenthin sog sich mit den Blicken an seinem Gegner fest, um nicht innerlich zusammenzubrechen unter dem Grauen, das aus der Seelenqual eines Mitmenschen auf ihn übersprang.

Er sah, daß Stryienski sich erheben wollte. Seine Fäuste lagen zitternd auf dem Rande des Tisches. Ein Ächzen gurgelte durch den schwerem Körper, und er fiel wieder zusammen. Die Augen waren jetzt zu etwas übergroßem geweitet, vor dem das ganze übrige Gesicht zusammenschrumpfte. Vor diesen Augen schwindelte Sallenthin, und er mußte mit einer letzten Anstrengung seine Kraft zusammenraffen. Er rief sich seine Pflicht ins Gedächtnis, und er haßte sich in dieser Schwäche. Er ertappte seine Hand, als sie den kühlen Griff des Browning suchte, und er fühlte, daß sie ihm gefährlich werden konnte wie ein Meuchler. In dieser Stunde versagte das ganze System seines in Disziplin erzogenen Körpers, und er war machtlos gegenüber sich selbst, jeder Strömung, jedem Beben der Atmosphäre, die ihn umgab, ausgesetzt und widerstandslos anheimgegeben.

Aber der andere war, durch alle Schauer der Todesangst gehetzt, noch ohnmächtiger. Sallenthin sah den furchtbaren Abgrund seiner Augen. Tote Ewigkeit lag auf ihrem Grunde.

In diesem Augenblick schnarrte eine Uhr im Zimmer, die er bisher nicht gehört hatte. Zwölfgliedrig fielen die Mitternachtschläge wie eine rasselnde Kette ins Dunkel, ein Riß ging durch die Stille, ein Zucken durch die beiden Männer, die plötzlich wußten, daß sie noch in der Zeit standen.

Der Oberleutnant fuhr sich mit der Hand über die Stirn und fühlte eine leichte Befreiung in dieser Gebärde. Stryienski winkte dem Diener, der hereingeschlichen war, zu sich und befahl, ein Schachbrett zu bringen.

Wortlos, wie auf eine stumme Verabredung, gaben Stryienski und der Oberleutnant sich daran, die Figuren auf dem schwarzweiß gefleckten Brett hin und her zurücken. Sallenthin wunderte sich, wie widerspruchslos er dem Willen seines Gegners gefolgt war, wie willig er sich von ihm hatte in eine fremde Gedankenströmung ziehen lassen, und er hatte eine Sekunde das erdrückende Gefühl, der Schwächere zu sein.

Aber dann sah er Stryienskis Hände wie zwei zuckende, angeschossene Vögel über das Brett taumeln; die weißen Finger schlangen sich krampfhaft um das gelbe Elfenbein der Figuren; sein Gesicht hing tief, und das Kerzenlicht überströhnte es mit grauem Schatten und fahlen Lichtmalen. Da wußte Sallenthin, daß kein Wille mehr in diesem Menschen lebte und nur die Angst ihn wie eine flammenlose Feuersbrunst aushöhlte.

Das Spiel der beiden Männer war zäh, heiß, lauernd, vorsichtig und verwegen wie ein Kampf. Sie hetzten ein paar Züge und zögerten unentschlossen vor einem andern; ihre Gedanken beschlichen einander und fuhren voreinander zurück. Stryienski hielt einmal inne, und seine Lippenwülste bewegten sich; er betete. Die Lider schmolzen von den angsttiefen Augen.

Die Minuten rieselten in den Raum, und die beiden fühlten die Zeit nicht; die Dunkelheit und die Qual waren ihnen unendlich. Sallenthin war, als habe alles außerhalb dieser vier Wände aufgehört zu sein. Mit der Angst seines Gegners war

Digitized by Google

er in diesen steinernen Würfel von Haus eingeschlossen und lag menschenfern in einer erfrorenen Ebene. Dieser Gedanke formte sich ihm zu grauenhaftem Bilde. Die Luft vor seinem Munde stand plötzlich still; er riß die Zähne auseinander, und ein Knebel sperrte ihm die Kiefern, schob sich bitter zwischen Gaumen und Zunge. Stiche fuhren durch seine Stirn und sprengten seinen Kopf. Nun war er zu Ende; er suchte seine Pistole; die Hand ging irr, stieß an fremde Dinge, die nicht sein Körper waren. Ein Gleiten und ein Sinken war in ihm. Wenn er seine Pistole fand, mußte er sich töten. Ein Wahnsinn schlug um ihn hoch, ergriff ihn, sog ihm das Hirn aus dem Schädel, morschte die Kraft in seinen Muskeln.

Draußen ans Tor hieb ein Schlag, ein harter, trockener Hall fiel ins Haus. Er riß den Oberleutnant in die Höhe; eine Blutwelle stieß in sein ausgeronnenes Herz. Er stand und horchte; seine Nerven spannten in weher Erwartung zum Zerreißen, und die Stille rauschte wie Sand in sein Gehör. Der Tisch, die Lichter, Stryienskis Gesicht, das alles ward von der Wirklichkeit dieses erlösenden Lautes hinweggewischt.

Ein Soldat trat ein, stand steingrau im Türrahmen und brachte das verabredete Wort; eine Bajonettspitze zuckte eisenkalt auf. Stryienskis Verrat war enthüllt.

Oberleutnant Sallenthin straffte seine Gestalt. Das Geschehene verrauchte als etwas Unwirkliches, und er war vom Bewußtsein seiner strengen Pflicht gestärkt und gestützt. Er war jetzt nicht mehr der in Schwäche sich windende Mensch, der vor dem Abgrund des Grauens in die Knie Gebrochene, der in seiner Menschlichkeit feig Gewordene. War er wirklich schwach gewesen? Er wußte es jetzt nicht mehr; er fühlte sich stark und unerschüttert. Er ging festschreitend um den Tisch und legte Stryienski die Hand auf die Schulter, während er dumpf die Formel der Gefangennahme murmelte.

Stryienski rührte sich nicht, kein Wehren war in ihm. Sein Körper hing in den Klammern der Armlehne. Sallenthin bog seinen Kopf zurück und starrte ihn an. Da glotzte das linke Auge gläsern und offen aus der zerrissenen Maske des Gesichts; auf dem andern lag wie ein wachsenes Totensiegel das haarlose Lid. Die Angst hatte Stryienskis Herz zersprengt.

Sallenthin hatte die Empfindung, als schwinde ein Druck an seinem Halse und als lasse erst jetzt eine krallende Hand ihn aus ihrer würgenden Umklammerung. Er fühlte sich wie der Überlebende eines seltsamen und grausamen Zweikampfes . . ."

Leo Torsleff wartete einen Augenblick. Dann wandte er sich wieder an uns, vor denen das Bild des toten Stryienski langsam verrann.

„Sehen Sie, wie seltsam und unfaßbar zuweilen ein Heldentum ist; es verkriecht sich in den Schein der Feigheit und ist doch gegenwärtig. Oder halten Sie diesen Sallenthin für einen Schwächling? Er war in offener Feldschlacht von unerreichbarer Tüchtigkeit und Unerschrockenheit, und er blieb, scheint mir, auch hier sich treu, soweit es in seiner Macht stand. Sie dürfen ihn nicht einen Feigling nennen, oder Sie begreifen den neuen Heroismus nicht. Denn der Krieger unserer Zeit will anders verstanden sein, als der Kämpfer vergangener Zeiten, verflossener Jahrhunderte, und eine kaum sichtbare Spur grenzt seine Eigenschaften und Tugenden, sein Menschliches seine Triebe und Instinkte gegeneinander ab. Die feinen zerbrechlichen Schranken zwischen Beherrschung und Brutalität erliegen zuweilen einer leichten seelischen Schwankung, und es ist Nervensache, wenn der Mann auch eine äußere Haltung für sein Heldentum findet.

Ihre Helden aber, Helene, können in der Luft unseres Jahrhunderts nicht atmen; sie sind schöne Schemen, die in der Atmosphäre und Wirklichkeit unserer Schlachtfelder in ein Nichts zerrinnen."

Digitized by Google

Fürstin Pauline zu Schwarzenberg
Gemälde von J. Bapt. Lampi d. Ä.
(Im Besitz des Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Radetzkys Begegnung mit König Viktor Emanuel nach der Schlacht bei Novara
Wandgemälde von Carl von Blaas in der Ruhmeshalle des K. u. K. Heeresmuseums in Wien

Radetzky. Von Richard Charmatz

„Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit, was aber alle Zeiten groß genannt haben, bleibt unerschüttert in jedem Wechsel."
Aus dem Wiener Ehrenbürgerdiplom für Radetzky

In langer Reihe stehen die Helden vor uns, die Österreichs Feinde mit dem Schwerte in der Hand bezwungen und sich mit Ruhm bedeckt haben. Diese Retter in der Not, diese Feldherren von so verschiedener Veranlagung und Wesensart, sind im Wandel der Zeiten nicht vergessen worden, und die Kränze, die ihnen einst gewunden wurden, blühen und duften weiter. Erinnern wir uns nur des Fürsten Montecuccoli, des stolzen Siegers bei St. Gotthard, des Herzogs von Lothringen, der die feindlichen Truppen vor sich hertrieb und dem Kaiser Ungarn zurückgewann, des Prinzen Eugen, der unter den Schlachtenlenkern und Staatsmännern aller Jahrhunderte einen ehrenvollen Platz einnimmt. In den Jahren, die von Napoleons Siegeszug erfüllt waren, trat Erzherzog Karl in den Vordergrund; durfte er doch dem Mächtigen, der für unüberwindlich galt, bei Aspern ein weithin tönendes Halt entgegenrufen. Fürst Schwarzenberg, der feine Diplomat und nachdenkliche Mensch, erlebte die unvergeßlichen, schicksalsvollen Tage der Völkerschlacht bei Leipzig. Die französische Zwingherrschaft brach zusammen, Deutschland wurde frei, und Österreich brauchte nicht länger unter der schmerzlichen Härte des demütigenden Friedensvertrages vom Jahre 1809 zu seufzen. In dieser gewaltigen Zeit der

Feldmarschall Graf Radetzky. Aquarell von Josef Kriehuber
(Aus dem „Corpus imaginum" der Photogr. Gesellsch. in Berlin-Charlottenburg)

Digitized by Google

wuchtigsten Entscheidungen, der Unterwerfung und Erlösung Europas, entfaltete sich das militärische Talent des Grafen Radetzky, das später auf den Schlachtfeldern Norditaliens im höchsten Glanze erstrahlen sollte. Unter den Kriegshelden der österreichischen Geschichte ist der Bevölkerung keiner so vertraut wie der Feldmarschall, der mit Umsicht, Entschlossenheit und Tüchtigkeit der savoyischen Armee die schwersten Niederlagen zufügte, der in den bangen Stunden der Verzagtheit den Glauben an Österreichs Zukunft unverlierbar wach hielt und seinem Vaterlande zu neuem Ansehen und zu neuer Macht verhalf. Ja, die Volkstümlichkeit des Helden wuchs sogar mit den Jahren, und sie war vielleicht niemals allgemeiner und unbestrittener als in der Gegenwart, die zum Zeugen des empörenden Treubruches des ehemaligen Bundesgenossen Italien wurde.

Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg. Ausschnitt aus einem Gemälde von F. P. Gérard

Johann Josef Wenzel Graf Radetzky kam am 2. November 1766 auf dem kleinen Familiengute zu Trzebnitz in der Nähe der böhmischen Stadt Tabor zur Welt. Die Geburt des Knaben kostete der Mutter das Leben, und der Vater mußte die Erziehung des Kindes leiten, bis auch er, sechs Jahre später, starb. Nun übersiedelte der junge Radetzky nach Prag, wo sein Großvater und Vormund in der stillen Heinrichsgasse seinen Wohnsitz hatte. Ruhig flossen die Tage des Knaben dahin, der die Schule der Piaristen besuchte. Doch schon früh erwachte in ihm die Vorliebe für das Militär; er kannte keine größere Freude als die Anwesenheit bei den Übungen der Soldaten, ebenso wie er voll Spannung den Erzählungen lauschte, die von Schlachten und Schlachtenlenkern berichteten. Da konnte es nicht wundernehmen, daß der junge Radetzky, gleich den anderen Söhnen des Adels, nach den Lorbeeren des Feldherrn strebte und das Verlangen in sich trug, Offizier zu werden. Zunächst aber schien es, als würde der Jüngling eine andere Laufbahn wählen müssen. „Der junge Herr Graf ist viel zu schwach, um die Beschwerden des Militärdienstes auch nur einige Jahre ertragen zu können. Als Arzt und gewissenhafter Mann möchte ich empfehlen, ihn weder jetzt noch später den Fatiguen des Soldatenlebens auszusetzen." So ungefähr sprach ein Regimentschirurg, der den zwölfjährigen Knaben mit diesem Befunde aus dem Himmel seiner Träume riß. Denn dem Grafen waren jetzt die Tore der Militärakademie zu Wiener-Neustadt verschlossen, da diese bevorzugte Erziehungsanstalt nur gesunde, widerstandsfähige Zöglinge aufnahm. Der künftige Sieger studierte also in Prag weiter, bis er auch den Großvater verlor.

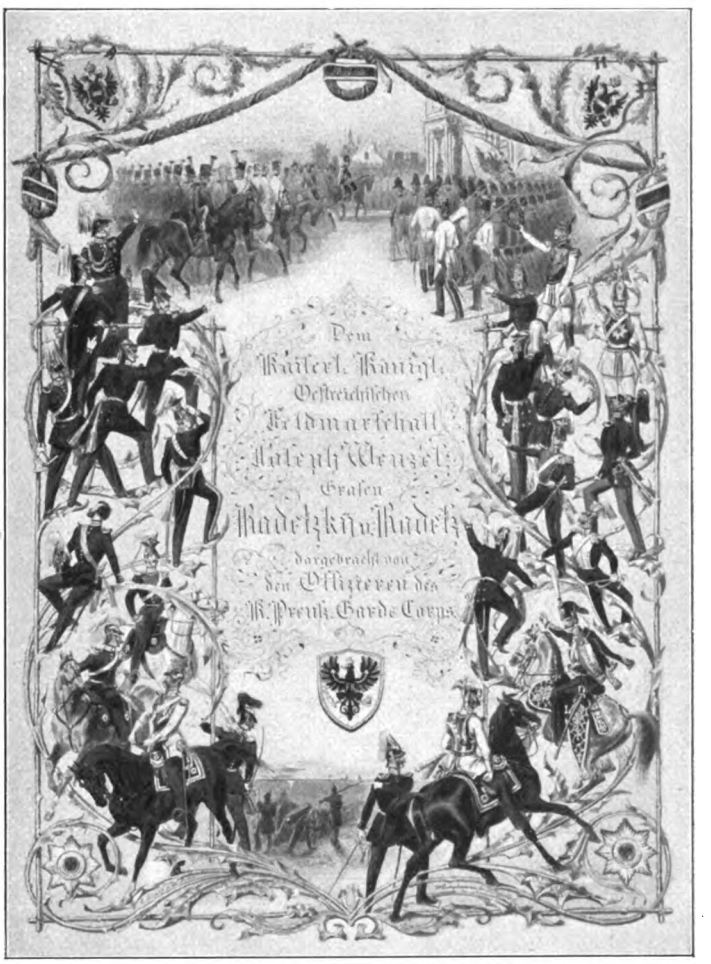
Kaiser Franz I. von Österreich
Ausschnitt aus einem Gemälde von Friedr. von Amerling

Sein neuer Vormund brachte ihn nach Brünn, wo die Ritterakademie, das Collegium Nobilium, eine gründliche Ausbildung verhieß. Doch bald wurde diese Erziehungsstätte mit dem Theresianum in Wien vereinigt, und Radetzky, dem ein abermaliger Versuch, beim Militär unterzukommen, mißglückt war, setzte in der alten Kaiserstadt die Studien fort. Er beschäftigte sich mit den Rechtswissenschaften, und er wäre vielleicht ein ganz tüchtiger Verwaltungsbeamter geworden, wenn nicht ein Zufall die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches herbeigeführt hätte. Der Jüngling hatte sich allen Leibesübungen mit Leidenschaft hingegeben; er war ein gewandter Fechter, ein ausdauernder Schwimmer und vor allem ein eleganter, außerordentlich kühner Reiter. Hoch zu Roß erregte er auch die Aufmerksamkeit eines Obersten, der in ihm mit scharfem Blicke den künftigen Kürassier erkannte. Diese Prophezeiung bewog Radetzky, noch einmal alle Hebel in Bewegung zu setzen, um dem trockenen Jusstudium zu entrinnen und in der Armee unterzukommen. Diesmal waren die Bemühungen vom Glück begünstigt, und am 1. August 1784 durfte der junge Mann in das 2. Kürassierregiment eintreten, das damals in Ungarn in Garnison lag.

Digitized by Google

Radetzky befand sich endlich in seinem Element; er genoß die Freuden seines frei erwählten Berufes. Aber es dauerte nicht lange, und die eherne Pflicht rief den Offizier ins Feld. Als Oberleutnant bewährte er sich zum ersten Male im Heere des Grafen Lacy. Er nahm an der Belagerung von Belgrad teil und sah die Stätte, wo Prinz Eugen so Außergewöhnliches geleistet hatte. Dem Kriege gegen die Türkei folgten wenige Jahre der Ruhe, denn es brach die Zeit der langwierigen Kämpfe an, die die Umwälzung in Frankreich nach sich zog. Im Sommer 1794 bewies Radetzky in Belgien seine Kühnheit. Als der greise Feldzeugmeister Baron Beaulieu zum Oberkommandanten der österreichischen Armee in Italien ernannt wurde, berief er den Grafen als Adjutanten an seine Seite. Radetzky erhielt die Aufgabe, ein Pionierbataillon zu errichten, und der schneidige Reiter mußte Straßen ausbessern, Wege bauen und Brücken schlagen. Er nahm die ungewohnte Beschäftigung sehr ernst und schuf in kurzer Zeit eine Mustertruppe. Nach dem Frieden von Campo Formio trat wieder eine Pause ein, aber die Ruhe dauerte nicht lange, und Radetzky zog bald als Generaladjutant des Oberbefehlshabers Baron Melas in den Krieg. In den Kämpfen gegen Napoleon zeichnete er sich wiederholt aus. Als die Österreicher in Marengo siegend einzogen, befand er sich im Gefolge seines Feldherrn. Allein der Tag sollte noch einen jähen Umschwung bringen. Napoleon nahm die Schlacht bei Marengo neuerdings auf und seine Armee errang einen glänzenden Sieg. Melas legte den Oberbefehl nieder, Radetzky aber kehrte aus dem Hauptquartier zur Truppe zurück. Als Regimentskommandant unternahm er bei Hohenlinden mehrere tapfere Attacken; er verlor ein Pferd unter dem Leibe, bekam einen Prellschuß, und schließlich warf er im Handgemenge einem französischen Offizier die leere Pistole mit solcher Gewalt an den Kopf, daß der Offizier aus dem Sattel fiel. Doch das Schicksal des Kampfes vermochte Radetzky nicht zu beeinflussen; sein Vaterland erlitt eine empfindliche Niederlage.

Nach dem Frieden von Luneville kam das Regiment des Grafen nach Ödenburg. Dort entfaltete Radetzky eine umfassende, tiefgreifende Tätigkeit. Er suchte seiner Truppe einen neuen Geist einzuhauchen, ihre Ausbildung zu verbessern, ihre Schlagkraft zu heben. Die Mannschaft wurde in strenger Zucht gehalten, allein sie liebte dennoch ihren Kommandanten, der seinen Leuten innerlich zugetan war. In kurzer Zeit erfreute sich das Reiterregiment des besten Rufes, es konnte als vorbildlich gelten. Aber auch um das geistige Wohl war Radetzky besorgt. Er errichtete in Ödenburg ein Lesekabinett, aus dem später die Regimentsbibliotheken herauswuchsen.



Titelseite einer Glückwunschadresse des K. Preußischen Gardekorps aus dem Jahre 1848. Mit Aquarellzeichnungen von Wilhelm Camphausen

Digitized by Google

Napoleon gönnte der Welt keine langen Friedensfreuden. Graf Radetzky, den bereits das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens schmückte, mußte im Range eines Generalmajors im Jahre 1805 neuerdings nach Oberitalien ziehen. Aber die ausschlaggebenden Entscheidungen fielen nicht im Süden, sondern bei Ulm und Austerlitz. Radetzky zeichnete sich immerhin durch seine kaltblütige Entschlossenheit aus. Er durchschwamm mit einer Husarenabteilung die Etsch und machte fünfhundert Franzosen zu Gefangenen. Nach Beendigung des Krieges kam er nach Wien, wo ihm die neue Einrichtung des militärischen Fuhrwesens und des Tierarznei-Institutes übertragen wurde. Auch die Errichtung einer Reitlehranstalt in Wiener-Neustadt fiel ihm zu. Der Offizier bewährte sich als Organisator vortrefflich: vereinigte er doch die beiden wertvollen Eigenschaften der Tapferkeit und der Umsicht in seltener Weise.

Das Jahr 1809, das in Österreich einen herrlichen geistigen Aufschwung, eine ungewohnte Regsamkeit, ein wundervolles Erblühen aller Tugenden sah, stellte auch Radetzky vor bedeutende Aufgaben. Der Organisator wurde abermals Kämpfer. Die großen Tage von Aspern erlebte er zwar nicht als unmittelbarer Augenzeuge, aber er fand als Feldmarschalleutnant Gelegenheit, sich in der Schlacht bei Wagram an der Spitze einer Kavalleriedivision hervorzutun. Allein der Sieg neigte sich Napoleon zu, der seinen Ruf als Feldherr wieder festigte. Radetzky, dem eben der Schutz der Gegend bei Pistyan oblag, wurde nicht wenig überrascht, als er die Mitteilung erhielt, daß er zum Generalstabschef des neuen Feldmarschalls Fürsten Liechtenstein auserwählt sei. Er hätte gern eine Abänderung des Entschlusses bewirkt, aber alle Bemühungen fruchteten nichts. Kaiser Franz zerstreute die Bedenken mit der kurzen Bemerkung: „Daß Sie nicht mit Absicht Dummheiten machen werden, dafür bürgt mir Ihr Charakter, und machen Sie die gewöhnlichen Dummheiten, so bin ich es schon gewöhnt."

Es half also nichts: Graf Radetzky mußte den Posten eines Generalstabschefs übernehmen. Er fühlte sich in dem unwillkommenen Pflichtenkreis nicht sehr wohl, denn die Zeit war seinen Bestrebungen nicht günstig. Napoleons Diktat hatte Österreich verhalten, die Armee auf 150 000 Mann zu verringern, und die finanziellen Schwierigkeiten des Staates erzwangen ein Sparsystem, das Neuerungen und Verbesserungen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Auch der Hofkriegsrat, der in seiner Macht ein Auferstehen feierte, lähmte mehr, als es notwendig gewesen wäre. Aber Radetzky ging unverdrossen seinen Weg, und er suchte wenigstens, soweit er konnte, das Heer schlagfertig zu erhalten und für den großen Augenblick der Schicksalswende, der doch kommen mußte, zu rüsten.

Und wirklich, die Tage des ersehnten Umschwungs nahten; Napoleons Zwingherrschaft sollte niedergerungen werden. Das ewig denkwürdige Jahr 1813, das die Völker in dem Wunsche, ihre Ketten endgültig abzuschütteln, zusammenführte, das eine neue Koalition gegen den Kaiser der Franzosen entstehen ließ, wurde auch für Radetzkys Laufbahn entscheidend. Denn das Schicksal gewährte ihm nun die Gunst, im Großen zu schaffen, gleichsam vor den Blicken der Welt seine Fähigkeiten zu entfalten und an dem höchsten Ruhm teilzuhaben, den das Jahrhundert zu vergeben hatte. Bekam er doch am 8. Mai die Stellung eines Generalstabschefs an der Seite des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Und im August begann jener unvergleichliche Feldzug, der in acht Monaten die verbündeten Heere bis Paris brachte und Napoleon von seinem Throne stieß. Das Verdienst, das Radetzky an den Siegen hatte, läßt sich auf engem Raume nicht in allen Einzelheiten darstellen. Es genügt jedoch, wenn man hervorhebt, daß er auf dem Schlachtfelde bei Leipzig von Kaiser Franz das Großkreuz des Leopolds-Ordens erhielt, daß ihn der Zar mit dem Sankt Georgs-Orden dritter Klasse schmückte und daß ihm Fürst Schwarzenberg das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens überreichte, das er bis dahin selbst trug. Es stammte von Laudon her und konnte nach der Ansicht des Feldherrn — der nun mit dem Großkreuze geehrt wurde — „keinem Würdigeren abgetreten" werden. Der Generalstabschef war während des entscheidungsvollen Krieges wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet. Wie der Feldmarschall, so mußte auch er unter den Eifersüchteleien, unter einander widersprechenden Einflüssen bitter leiden. Es gab manche trübe Stunde, die sich nicht leicht ertragen ließ. Schmerzlich beklagte er sich darüber, daß „jeder tadelte", keiner aber „bessere Vorschläge" machte. Nach dem Siege bei Leipzig drängte Radetzky zur Verfolgung des Feindes, und es war nicht seine Schuld, wenn die kostbare Zeit ungenützt blieb. Auch bemühte er sich, die maßgebenden Persönlichkeiten für die Ansicht zu gewinnen, daß der Krieg nach Frankreich getragen, daß der Friede in Paris geschlossen werden müsse. Es fiel dem Grafen nicht leicht, seine Meinung durchzusetzen. Schließlich aber ließ der durchschlagende Erfolg, der Zusammenbruch Napoleons alle persönlichen Opfer vergessen ...

Man sollte meinen, daß Radetzky nach solchen Leistungen anerkannt, geehrt und vom Danke umstrahlt die Früchte seiner Taten genossen hätte. Aber der Feldherr gehörte nicht zu jenen Menschen, die sich in den Vordergrund zu stellen verstehen, die laut ihre eigenen Verdienste anpreisen. Es ist bezeichnend, daß der sonst so geschwätzige Graf de la Garde in seinem „Gemälde des Wiener Kongresses" des Generalstabschefs gar nicht gedenkt, obgleich Radetzky zur Zeit

Digitized by Google

Franz Josef I., Kaiser von Österreich, beim Antritt seiner Regierung
Gezeichnet und lithographiert von Gabriel Decker 1848

Digitized by Google

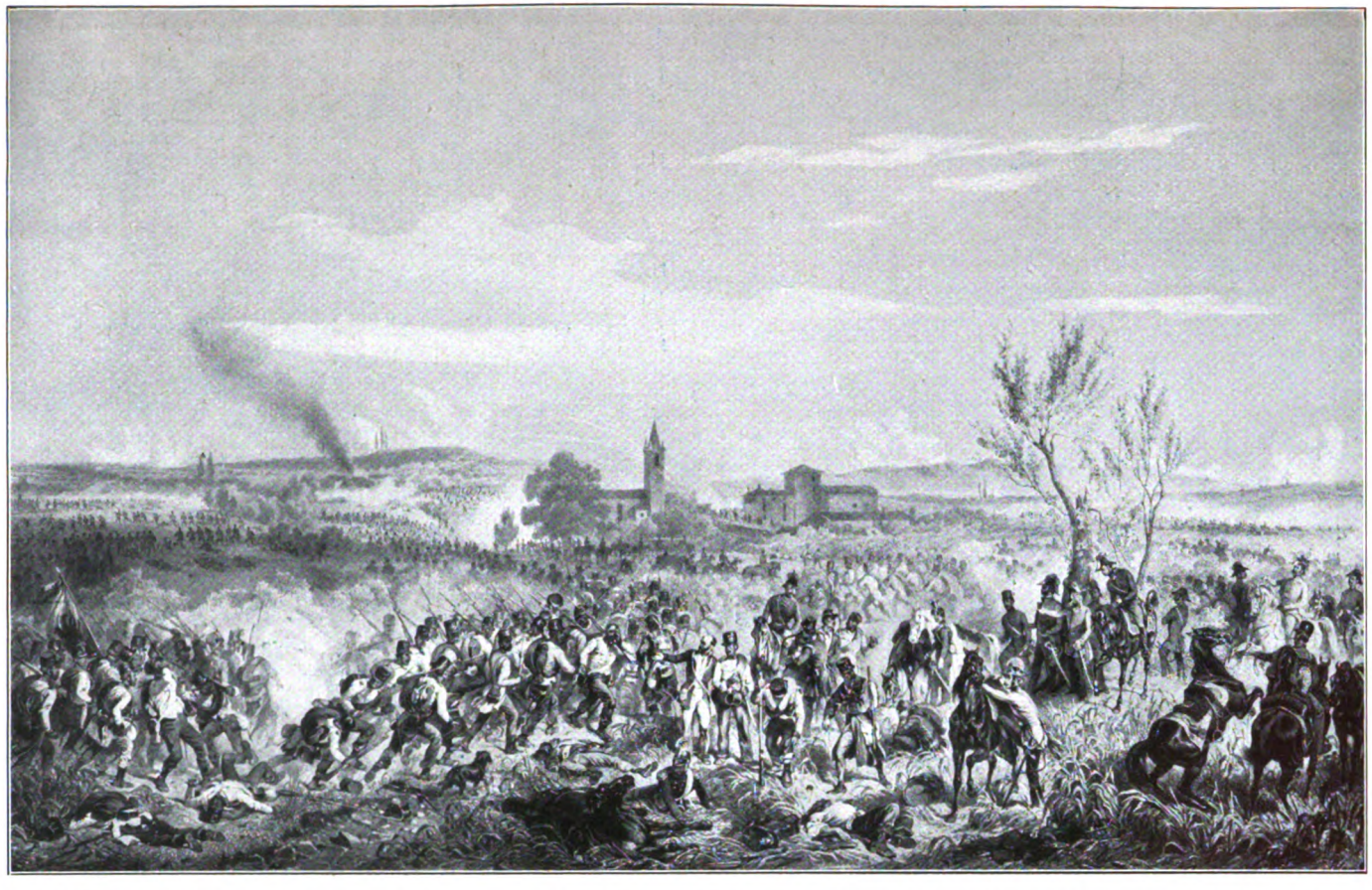
der wichtigen Beratungen und schimmernden Feste, der prunkvollen Unterhaltungen und der stillen Arbeit in Wien weilte. Bald wankte auch der Boden unter den Füßen des tapferen Soldaten; der energische, rasch zugreifende, für Neuerungen immer begeisterte Chef des Generalquartiermeisterstabes fand bei jenen Widerstand, die vor Reformen zurückschreckten und den alten gemächlichen Schlendrian der vornapoleonischen Zeit bevorzugten. Unter diesen Umständen bat Radetzky um die Zurückversetzung zur Truppe, er kehrte im Juni 1816 als Kavalleriedivisionär nach Odenburg zurück. Zwei Jahre später wurde er dem Kommandierenden von Ungarn, dem Erzherzog Ferdinand, als Adlatus zur Verfügung gestellt. Ein Jahrzehnt mußte der Feldmarschall nun in Ofen verweilen, aber diese Zeit schenkte ihm wenig Freuden, ließ ihn ohne innere Befriedigung und äußere Genugtuung. Er bezeichnete sie als die traurigste Periode seines Lebens.

Doch noch war der Leidensbecher nicht geleert; am 18. Februar 1829 wurde Graf Radetzky zwar zum General der Kavallerie befördert, aber im selben Jahre noch als Festungskommandant nach Olmütz geschickt. Diese Versetzung unterschied sich kaum von einer Pensionierung. Sie bildete einen herben Schlag für den Mann, der sich seine Schaffensfreudigkeit bewahrt hatte, dessen Ehrgeiz noch nicht erloschen war, dessen Sehnsucht weiter fruchtbringender, schöpferischer Wirksamkeit galt. Doch nun mußte der rüstige General das Dasein eines Halbvergessenen führen, belanglose Geschäfte verrichten und gleich einem Stachel die Freude der Widersacher empfinden, die einen unbequemen Dränger zur Seite geschoben hatten. Im Geiste mochte Radetzky manchesmal seinen Aufstieg überblicken und ihn mit den Träumen der Jugend vergleichen. Gewiß, er war emporgekommen: aus eigener Kraft, wohlverdient. Aber die Zurückweisung traf ihn dennoch hart und verbitterte ihm die Tage. Ein Tatendurstiger stemmte sich gegen die Untätigkeit. Und siehe da, die Stunde der Erlösung war nicht ferne. Denn Olmütz bildete nur eine Zwischenstation auf dem beruflichen Lebenswege Radetzkys.

Am 2. März 1831 stand der Festungskommandant von Olmütz im Arbeitszimmer des Kaisers Franz. „Lieber Graf Radetzky" — sagte der Monarch — „Sie sollen mir einen Gefallen tun." „Eure Majestät haben zu befehlen, und ich habe zu gehorchen" — war die Antwort. „Nein, nein, es ist in Wirklichkeit eine Gefälligkeit, die ich von Ihnen wünsche: Sie sollen mir meine italienische Armee kommandieren." „Eure Majestät" — erwiderte der Feldherr — „ich bin nicht mehr jung, und ich habe Schulden." „Nun" — meinte der Kaiser lächelnd — „Ihre Schulden übernehme ich; was jedoch Ihre Jahre betrifft, wird sich's damit auch noch machen." Graf Radetzky leistete dem Rufe seines Herrschers Folge. Zunächst unterstützte er den kommandierenden General des lombardo-venezianischen Königreichs Baron Frimont; aber schon im Dezember 1831 übernahm der ehemalige Festungskommandant den Oberbefehl über die in Norditalien befindlichen Truppen Österreichs. Dies war einer jener seltenen Glücksfälle, die in der Geschichte schicksalbildend werden und auf Jahrzehnte hinaus fortwirken können. Nun hatte Graf Radetzky ein Betätigungsfeld, so groß, so wichtig, so einflußreich, wie er es sich nur in seinen kühnsten Erwartungen vorgestellt haben mochte. Mit dem Unternehmungsgeiste eines Jünglings, mit der unverwüstlichen Rührigkeit, die ihm eigen war, gab er sich sogleich voll Leidenschaft den neuen Aufgaben hin, die ihm erwuchsen. Er wollte nicht nur Paradesoldaten heranbilden, sondern eine kriegstüchtige Armee schaffen und dem Vaterlande verläßliche Verteidiger erziehen. Keine Mühe schreckte ihn zurück, kein Hindernis schüchterte ihn ein. Mannigfach sind die Reformen, die Radetzky in Angriff nahm und die er während eineinhalb Jahrzehnten unverwandt durchführte. Freilich, es wurde ihm nicht leicht gemacht, das Heer in Italien nach seinem Kopfe zu formen, denn der schwerfällige Hofkriegsrat zu Wien fand an Neuerungen kein Gefallen. Im Winter 1833 mußte sogar eine Kommission zusammentreten, um die Umgestaltungen zu überprüfen. Aber Radetzky besaß in dem Generaladjutanten des neuen Kaisers Ferdinand, dem Grafen Clam, einen mächtigen Befürworter, einen verständnisvollen Schätzer seiner Bestrebungen, und deshalb brauchte er in seinem Werke nicht zu erlahmen. In Italien erst wurde der Feldmarschall — er hatte diesen Rang mittlerweile erklommen — so recht zum Vater der Armee, zum Freunde der Offiziere, zum Abgott der Soldaten, zum Führer, dem jeder seiner Untergebenen blindlings vertraute, und der die Herzen von hoch und nieder für sich gewann. Nur wenige Männer haben die auserlesene Gabe, die Zuneigung aller gleichmäßig zu erlangen: Radetzky hatte sie in vollem Maße. Dazu trug seine Herzensgüte außerordentlich bei; denn, was die Menschen am meisten anzieht, ist vor allem echte Menschlichkeit.

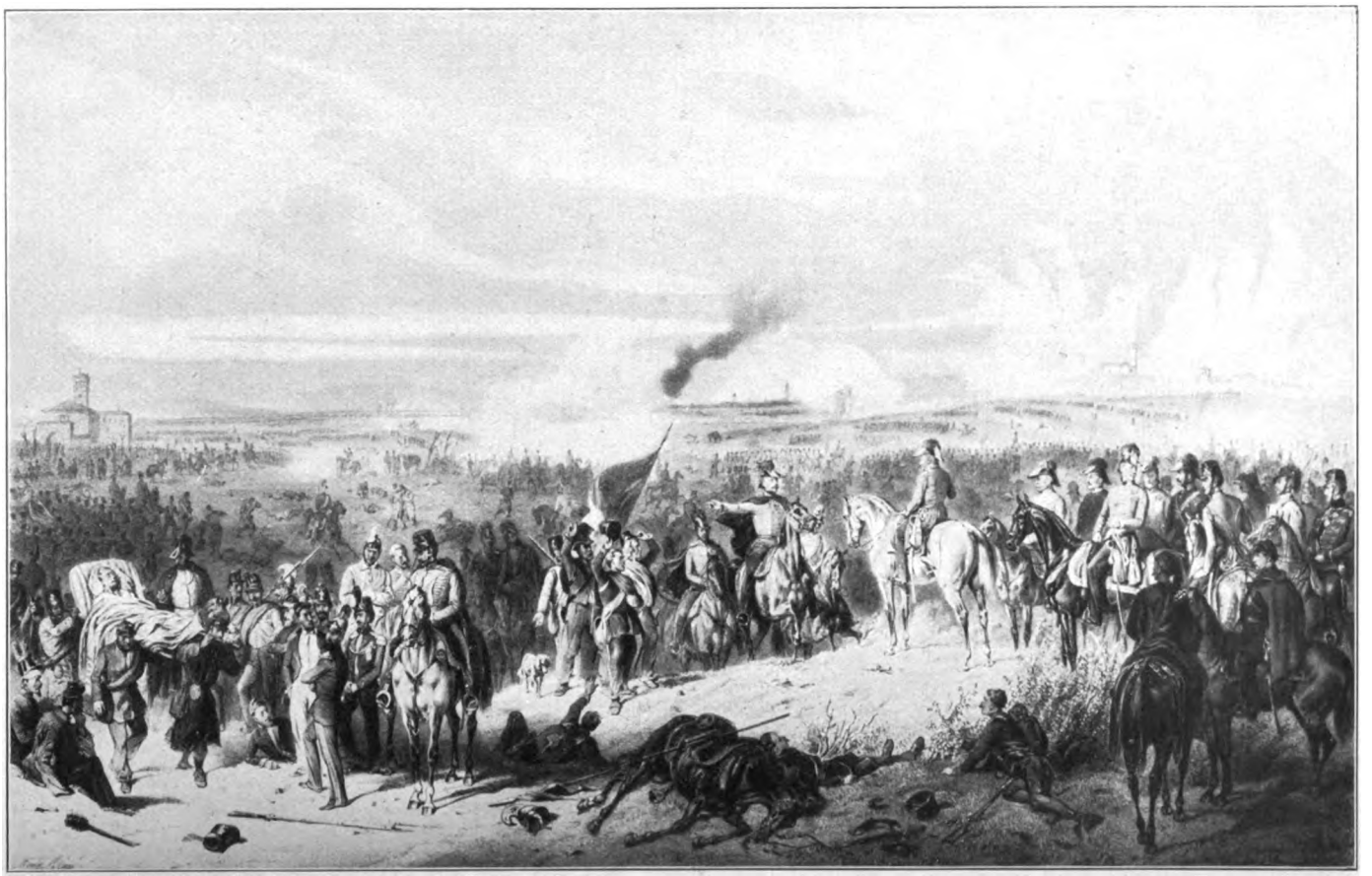
Das Jahr 1848 kam gewitterschwer heran. Die Habsburgermonarchie erbebte in ihren Grundfesten, und als der Absolutismus gefallen und das Metternichsche Regime beseitigt war, konnte man der jungen Freiheit nicht ungetrübt froh werden. Denn die neue Zeit brachte vor allem ein Chaos; das weite Reich drohte zu zerfallen, vom Wirbel verschlungen zu werden. Selbst mutigen, wetterfesten Persönlichkeiten erzitterten die Herzen, und mancher gute Österreicher blickte gramerfüllt in eine ungewisse Zukunft. Aber Graf Radetzky verzagte nicht. Der Zweiundachtzigjährige fühlte sich stark, obgleich er flüchtigen

Digitized by Google



Die Schlacht bei Custoza am 25. Juli 1848. Lithographie von Franz Adam

Digitized by Google



Die Schlacht bei Novara am 23. März 1849. Lithographie von Franz Adam

Digitized by Google

Beobachtern bisweilen gealtert, sogar greisenhaft vorkommen mochte. Er hielt das Schwert fest in der Hand und wußte, was er seinen Truppen zutrauen durfte. Als die Revolution in Mailand ausbrach, trug Radetzky den Kopf hoch. Den Vizekönig Erzherzog Rainer bewog er wohl am 17. März zur Abreise aus der gärenden Hauptstadt des lombardo-venezianischen Königsreichs; er selbst aber wollte den Aufständischen die Stirne bieten. Am 20. März mußte er sich jedoch schon in das Kastell zurückziehen, und am 22. verließ er nach einer heftigen Kanonade mit den Truppen das ungetreue Mailand. Vor dem Tore der Stadt hielt der Feldmarschall einen Augenblick inne; wie ein Schwur entströmten seinen Lippen die Worte: „Wir kehren wieder!", ein Gelöbnis, das bereits nach neunzehn Wochen erfüllt wurde.

In Italien griff die nationale Bewegung immer mehr und mehr um sich; auch Venedig war abgefallen, und der König von Sardinien Karl Albert zog mit seiner Armee gegen Österreich. Schon jubelte man auf der Halbinsel, und die Phantasten versicherten voreilig, daß es keine österreichische Armee mehr gäbe. Schauermärchen wurden verbreitet; bald hieß es, Radetzky habe beide Beine verloren, bald sagte man ihn überhaupt tot. Doch der Greis versammelte mit Jünglingsfrische sein Heer, von dem Grillparzer sang, daß in seinem Lager Österreich sei. Und die Piemontesen mußten sich in kurzer Zeit überzeugen, daß sie zu früh frohlockt hatten. Bei Santa Lucia wurde Karl Albert zum Rückzug gezwungen, und diese Schlacht, bei der der Thronerbe Erzherzog Franz Josef die Feuertaufe empfing, übte die größte moralische Wirkung aus. Der Sieg richtete die Schwankenden wieder auf. Noch bedeutungsvoller wurde das Ringen der beiden Armeen im Gelände von Custoza. Am 25. Juli holten sich die Piemontesen eine empfindliche Niederlage; am nächsten Tage sahen sie sich zum Rückzuge gezwungen, ja sie verließen fluchtartig das Schlachtfeld. Karl Albert mußte um einen Waffenstillstand bitten, der ihm aber erst gewährt wurde, nachdem die Österreicher am 9. August Mailand wieder besetzt hatten. Die Revolution war dort erstickt.

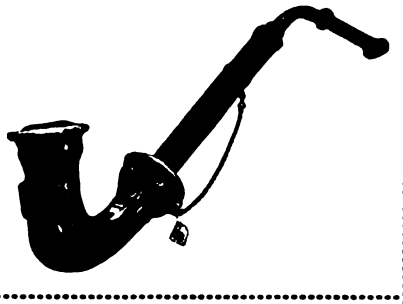
Graf Radetzky hatte die Welt mit Erstaunen erfüllt; in ganz Österreich feierten die Patrioten den lorbeergeschmückten Feldmarschall. König Karl Albert war jedoch noch immer nicht gewitzigt. Er kündigte im März 1849 den Waffenstillstand, denn er meinte, die Habsburgermonarchie, die auch in Ungarn Truppen benötigte, würde dem neuerlichen Ansturm nicht gewachsen sein. Aber im Lager Radetzkys frohlockte man, als der piemontesische Offizier Cadorna die Botschaft überbrachte. „Soldaten, Eure heißesten Wünsche sind erfüllt," begann der Tagesbefehl des Feldmarschalls. „Der Kampf wird kurz sein! Es ist derselbe Feind, den Ihr bei Santa Lucia, bei Sommacampagna,

Rückkehr des Feldmarschalls Grafen Radetzky am Tage nach der Schlacht von Novara
Lithographie von Emil Adam

Digitized by Google

bei Custoza, bei Volta und an den Toren von Mailand besiegt habt. Gott ist mit uns, denn unsere Sache ist die gerechte. Auf, also, Soldaten, noch einmal folgt Eurem greisen Führer zum Kampf und Sieg!" Fürwahr, der Feldmarschall hatte nicht eitel prophezeit. Es kam zur Schlacht bei Novara, die trotz der Tapferkeit der piemontesischen Truppen zum jähen Zusammenbruche der feindlichen Armee führte. Als der 23. März zur Neige ging — es regnete in Strömen —, war König Karl Albert vollständig geschlagen, zu Boden geworfen. Er hatte sich zwar in das dichteste Kampfgewühl gewagt, gleichsam als wolle er den Tod auf dem Felde der Ehre suchen. Aber keine Kugel erbarmte sich seiner, und es blieb ihm nichts anderes übrig als abzudanken und seinem Sohne den Thron zu überlassen. Am 24. März traf der neue König Viktor Emanuel mit Radetzky zusammen, und bei dem Friedensschlusse mußte Piemont all seinen Hoffnungen, all seinen eitlen Erwartungen entsagen. Binnen drei Tagen hatte der Marschall den Feldzug beendet. Im August kapitulierte auch Venedig, das wieder unter die österreichische Herrschaft kam. Nun konnte Radetzky seinen Soldaten zufrieden zurufen: „Das Ziel unserer Bestrebungen, Eurer Mühseligkeiten, der Preis Eurer Tapferkeit, um den so viele von Euch geblutet, so viele in den Tod gesunken, ist erreicht!" Eine furchtbare Gefahr war von dem Vaterlande abgewendet, Österreich hatte im Süden sich selbst wiedergefunden.

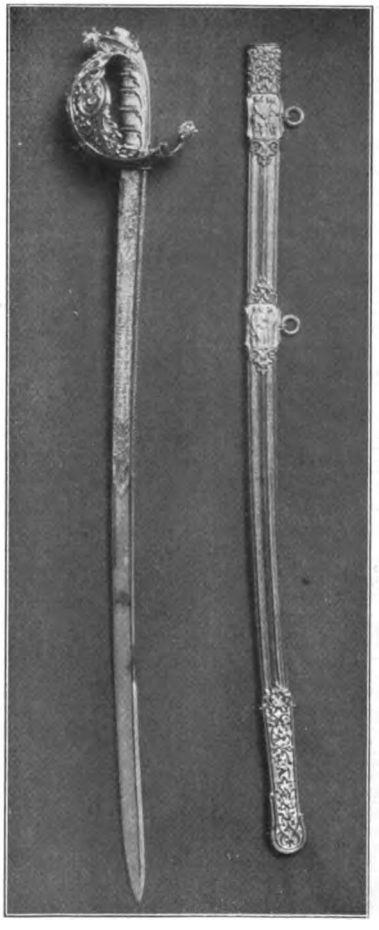
Und der Sieger! Der jugendliche Kaiser Franz Josef schickte dem greisen Feldmarschall durch einen Erzherzog das Goldene Vlies; zu Ehren des



Die sogenannte „Armeepfeife" mit den Initialen W J R, Anfangsbuchstaben der drei bedeutendsten österreichischen Heerführer: Fürst Windischgrätz, Graf Jellacic und Graf Radetzky

Ruhmgekrönten wurde eine Medaille geprägt. Die Huldigungen und Auszeichnungen wollten kein Ende nehmen. An seinem Geburtstage fand Graf Radetzky in seinem Arbeitszimmer das wohlgetroffene Porträt seines Herrschers, und daneben lag ein Zettel, auf dem die Mutter des Monarchen, die Erzherzogin Sophie, den Vers geschrieben hatte:

„Der Du gedeckt den Kaiseraar,
Du, Gottes starker Heldenschild,
O, werd' der Mutter Dank gewahr
In ihres Herrn und Sohnes Bild."



Ehrensäbel, dem Feldmarschall Radetzky von der Wiener Nationalgarde 1848 gewidmet. Aufbewahrt im K. u. K. Heeresmuseum in Wien

Der Feldmarschall wurde zum General-Zivil- und Militärgouverneur des lombardo-venezianischen Königreichs ernannt. Er residierte in Mailand wie ein Vizekönig; die Villa Reale stand ihm zur Verfügung; das kaiserliche Lustschloß zu Monza öffnete ihm die Pforten. Graf Radetzky führte allerdings ein strammes Regiment, denn die südlichen Provinzen wurden zum Schauplatz immer neuer Verschwörungen. Mazzini und seine Gesinnungsgenossen ruhten nicht, und der Feldmarschall mußte wohl strenger sein, als es seinem Wesen entsprach. Selbst da, wo er gerne Milde geübt hätte, konnte er keine Nachsicht walten lassen. So sagte er einmal zu einer Abordnung mit einem traurigen Blick nach oben: „Ich kann nichts machen, die Gnade ist nicht bei mir, es bestehen unwiderrufliche Entschlüsse." Im Jahre 1857 bat Graf Radetzky um seine Entlassung. Er hatte seinem Vaterlande zweiundsiebzig Jahre gedient; er war fünf Kaisern in Treue ergeben. An siebzehn Feldzügen hatte er teilgenommen, siebzehnmal war er verwundet worden. Neun

Digitized by Google

Das Säulenhaus und der Büstenhain auf dem Heldenberge zu Wetzdorf

Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Nur ungern verabschiedete der Kaiser den sieggekrönten Feldherrn. Er wies ihm königliche Paläste und Villen zum Wohnorte an; er beließ ihm ungeschmälert die bedeutenden Bezüge und behielt sich vor, ihn noch oft um Rat zu befragen. Doch der Greis genoß nicht lange die wohlverdiente Muße. Mit den Worten: „Meinen Leuten einen Lohn! — Ich danke Euch! — Laßt mich ruhig sterben!“ verschied der Held am 5. Januar 1858, um acht Uhr morgens, in Mailand.

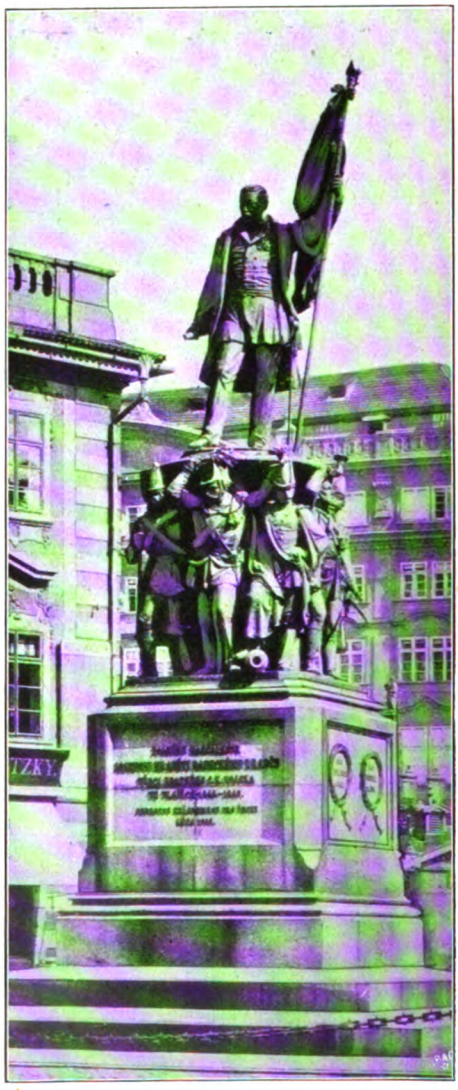
Feldmarschall Radetzky war von kleiner, gedrungener Gestalt; er ging im Alter etwas vorgebeugt und hielt die Arme gern nach rückwärts. Seine Gesichtsfarbe hatte ihre Frische behalten; die blauen Augen leuchteten hell und flößten Vertrauen ein. Die kleinen Hände waren wohlgepflegt; auch die zierlichen Füße fielen auf. Radetzky hatte in jungen Jahren viel auf passende Kleidung gegeben, und wenn der elegante Mann auf flinkem Rosse einhersprengte, machte er eine ungewöhnlich gute Figur. Der Feldmarschall war ein froher Lebensbejaher; er liebte Scherze und scherzte selbst. Bei seinen Mahlzeiten sah er mit Vorliebe eine größere Runde um sich, denn die Einsamkeit behagte ihm nicht. Seine Herzensgüte lebt in unzähligen Anekdoten fort. Der Feldherr stürzte sich oft in Schulden, weil er an die andern mehr dachte als an sich. Und es war ihm immer ein Genuß, Armen zu helfen oder seinen Soldaten Geldmünzen in die Hände zu drücken. Mit welcher Bedachtsamkeit und Zärtlichkeit Radetzky sich seiner Umgebung annahm, ist oft und oft erzählt worden. Er

Obelisk im Schloßpark zu Wetzdorf mit der Grabstätte Radetzkys, Wimpffens und Pargfrieders

Digitized by Google

berücksichtigte die kleinsten Liebhabereien seiner Waffengefährten, für deren leibliches Wohl er gleichfalls mustergültig sorgte. War er doch selbst einer guten Tafel durchaus nicht abhold. Der Feldmarschall sprach leicht und anregend. Besonders lebhaft wurde er, wenn er Personen zu schildern hatte. Er politisierte mit Vergnügen und unterhielt sich eifrig über militärische Fragen. Seine Arbeitskraft war groß; in der Regel stand er bereits um fünf Uhr früh auf, um dann rüstig zu schaffen. So blieb ihm genug Zeit zu belehrenden Studien und zur gründlichen Durchsicht der Zeitungen.

Graf Radetzky war vermählt; fünf Söhne und drei Töchter wuchsen ihm heran. Aber seine Frau und sechs Kinder waren ihm im Tode vorangegangen. Mit besonderer Zärtlichkeit hing er an seiner Tochter Friederike. Der Gattin dagegen wurde — was schon Freiherr von Helfert hervorhob — nur selten Erwähnung getan. Desto mehr suchte der Feldherr sich sein Dasein durch Freundschaft zu verschönern. Die beiden Feldmarschälle Freiherr von Wimpffen und Freiherr D'Aspre standen ihm nahe; unter den Paladinen des Feldherrn, die den Ruhm der Jahre 1848 und 1849 miterlebten, müssen zwei vor allem genannt werden: der geniale, verdienstvolle, vornehme Heß, der als Generalquartiermeister im Stabe Radetzkys wirkte, und der gewandte Stilist und feurige Erwecker Schönhals, der als Generaladjutant die ihres Schwunges wegen berühmten Armeebefehle und Kundmachungen verfaßte. Unwandelbare Freundschaft verknüpfte den Marschall mit Josef Pargfrieder, dem Schloßherrn von Weißdorf, diesem eigenartigen, vielereisten, lebensfreudigen und dennoch nachdenklichen Mann, der in seinem wundersamen Tuskulum mit Radetzky und Wimpffen gar viele fröhliche Stunden verbrachte. In Weißdorf fühlte sich der Sieger heimisch; dort war er aller Etikette ledig, dort konnte er seinem Frohsinn die Zügel schießen lassen. Die teuren Erinnerungen an schöne Tage bestimmten ihn auch, Weißdorf, den entlegenen niederösterreichischen Ort, zur letzten Ruhestätte zu wählen. Dort erhebt sich jetzt auf dem „Heldenberge" ein Mausoleum, das die drei Kameraden Radetzky, Wimpffen und Pargfrieder birgt. Es befindet sich inmitten eines Waldes von Denkmälern, von Statuen der Tapferen aller Zeiten. Könige und Feldherren, Generäle und schlichte Soldaten halten in Reih und Glied Wacht. In der Kapelle des Schlosses aber umstehen sechs eiserne Ritter einen Katafalk, den Uniform, Orden und Feldherrnhut Radetzkys in getreuen Nachbildungen schmücken, während neben dem Hochaltar die Bilder der beiden Heerführer Radetzky und Wimpffen angebracht sind.



Das Radetzkydenkmal in Prag
Von Emanuel und Josef Max

In einem Gedichte, das Anastasius Grün tiefbewegt bei Radetzkys Bestattung schrieb, ließ er den Feldmarschall segnend sprechen:

„Seid einig! Daß sich keins in Hochmut überhebe!
Der Stärkste ist zu schwach, daß er vereinsamt lebe,
Schlicht ordne sich und treu ins Ganze jeder Teil."

Des Feldherrn Vermächtnis ist in diesen Sätzen wiedergegeben, in diesem Mahnrufe, der im Frieden gilt und im Kriege erhöhte Bedeutung gewinnt. In der Hingebung, mit der jetzt Millionen treuer Söhne Österreich-Ungarns Grenzen schirmen, wirkt die Tradition Radetzkys fort, leuchtet jener Geist, der zum Siege leitet.

Digitized by Google

Das vorschnell vermählte Ehepaar

Eine unruhige Geschichte von Fedor von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Alex schlenderte langsam die Straße hinab und fühlte sich bedrückt und verstimmt. Gehörte er noch zu seiner Familie? Gehörte er in diese Welt, in der jeder Gedanke bei den wehenden Fahnen weilte?

Was geht dich das alles an?! schrie es in ihm. Sei doch ehrlich und gestehe es zu, daß selbst der Gedanke an das Vaterland dich gleichgültig läßt!... Eine plötzliche Wut gegen sich selbst packte ihn. Wahnsinn! Ich bin ein so guter Deutscher wie jeder andere. Aber...

Über dies Aber kam er nicht fort. Was heißt dies Aber? Er durchfühlte sich wieder. Personale Gestaltung seines Lebens war bei ihm zum Grundsatz geworden. Er war kein Nichtstuer, wenn seine Arbeit zuweilen auch nur Mittel zur Erhöhung des eigenen Wohlbefindens war. Er schaffte für sich. „Ästhetischer Bummel" nannte das Daisy. Gleichviel — ihm gab es Befriedigung. Es war auch klar, daß das Ablösen vom Außenstehenden und seiner Kritik zu einer Verfeinerung alles Empfindens führen mußte. Und dies ausgesuchte Sein drängte sich naturgemäß mit tausend Fühlfäden selbst in das Handgreifliche des Alltagslebens. Man wird empfindlicher gegen Roheiten des Sichgebens, gegen das Allzulaute, und der Abstand zwischen dem brutal Sinnlichen und dem genießenden Aufnehmen des Schönen weitet sich. Philister sprechen dann von dekadentem Ästhetizismus, so wie es Daisy tat, um seinen Widerspruch herauszufordern...

Nun hatte man in einer Welt für sich gelebt und kam in eine andere lärmender Erschütterungen. Nervenerregungen können zu einer Auffrischung des Empfindens werden. So war es Alex zuerst ergangen, als er aus dem im Wust der Lüge erstickenden Ausland in die freiere Luft der Begeisterung kam. Das war wie ein Aufatmen gewesen. Aber die Stimmung verflog und machte mählich einem quälenden Gefühl Platz: dem klaren Bewußtsein, daß diese Begeisterung ihn nicht so mitriß, wie es hätte sein sollen.

Woran lag das? — Alles Durchfühlen und Nachgrübeln hatte keinen Zweck. Ich weiß nicht, woran es liegt, gestand Alex sich selbst. Es war so und ließ sich nicht begründen. Politisches sprach nicht mit, gewiß nicht. Der Widerwille gegen den Krieg war ein an sich berechtigtes Empfinden. Vielleicht lag darin das Nichtmitkönnen: ein unbewußtes Auflehnen gegen die große Stimmung. Vielleicht trug auch ein Zug von Kleinlichkeit dazu bei: das rasche, unüberlegte, oft kindische Abtun alles dessen, was fremd war. Mein Gott — es war ja ganz zweifellos albern, daß man auf den Firmenschildern mit französischen oder englischen Aufschriften prunkte, wo man mit einem ehrlichen deutschen Wort dasselbe erreichen konnte. Aber daß man nun in fliegender Hast das „English Magazin" und die „Modes de Paris" überstrich, daß man bei einem „Grand Café" die Buchstaben, die das Epitheton bildeten, herabnahm — daß man schleunigst das Restaurant „Piccadilly" in ein Restaurant „Vaterland" verwandelte und aus dem „Kabarett Chat noir" ein „Singspielhaus Schwarzer Kater" machte: das war schließlich ein lächerliches Gehaben. Eine Weltstadt wie Berlin ist doch nun einmal international...

Es war der letzte Augusttag und die Hitze groß. Alex wollte in den Untergrundbahnhof Friedrichstraße steigen, um nachdem Westen zu fahren, aber ein plötzliches Geschrei und ein Zusammenballen der Passanten an den Straßenecken hielten ihn auf. Die Mittagsblätter waren erschienen, und die Zeitungsausträger schienen einen neuen Sieg zu verkünden, denn ihre Stimmen gellten und überschrien sich gegenseitig. „Großer Sieg im Osten!" hörte Sohr; „drei russische Armeekorps vernichtet! Verfolgung im Gange!"... Alex kaufte sich ein Blatt und nahm es mit in die Bahn, um es in Ruhe zu lesen. Es war indes kein neuer Sieg, sondern nur die Bestäti-

Digitized by Google

gung der russischen Niederlage bei Gilgenberg und Ortelsburg durch das Große Hauptquartier.

Er steckte das Blatt wieder in die Tasche und wunderte sich, daß das klägliche Ende des russischen Einfalls ihn nicht wie alle andern mit jubelnder Freude erfüllte. Er wehrte sich auch innerlich gegen diesen Mangel an vaterländischem Empfinden. ‚Es ist ja nicht wahr,‘ rief er sich zu, ‚ich freue mich genau so wie alle Welt ringsum; aber ich kann nicht dafür: es widerstrebt mir, meinem Gefühl in lauter Weise Ausdruck zu geben — es widerstrebt mir, Hurra zu brüllen und Herz und Seele auf das Pflaster der Friedrichstraße zu legen. Ich bin ein stillerer Mensch — und dieser geräuschvolle Patriotismus fällt mir auf die Nerven.‘

So sagte er sich, und sein Gesicht wurde finster. Wahrhaftig, er fühlte: er war nervös. Und daß er nun auch Daisy noch auf dem Halse hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sobald wieder loswerden würde, das verstimmte ihn noch mehr. Sie langweilte sich, das hatte sie ihm schon gesagt — und er war überzeugt, daß er auch heute wieder eine ansprechende kleine Litanei hören würde.

Sie wohnte in einer Pension in der Bayreuther Straße, in der Alex früher einmal einige Monate gelebt hatte. Er kannte die Wirtin, eine verständige Frau, die ihm ohne weiteres Glauben schenkte, als er ihr erzählte, er wünsche seine Gattin für kurze Zeit bei ihr unterzubringen, weil er soeben erst aus dem Auslande gekommen sei und noch keine feste Wohnung habe. Daisy war also rechtmäßig als Frau von Sohr bei der Polizei angemeldet worden; im übrigen hatte er ihr geraten, unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse von einer kleinen Notlüge Gebrauch zu machen und sich als geborene Amerikanerin, nicht als Engländerin auszugeben.

Er fand sie in ihrem Zimmer vor und bei ihr zwei junge Mädchen aus einem Modemagazin mit Kartons und Schachteln, deren Inhalt, Wäsche, Hüte, zwei Unterröcke und ein Schlafrock, auf Tischen und Stühlen ausgebreitet lag.

„Guten Tag, Lexe,“ rief sie ihm zu und gab ihm die Hand. „Gut, daß du kommst. Hast du Geld bei dir?“

„Wieviel?“

„Wieviel?“ wiederholte Daisy, zu den beiden Mädchen gewandt.

„Siebenhundertdreiundfünfzig Mark und dreißig Pfennige, gnädige Frau.“

„Hab’ ich nicht bei mir,“ entgegnete Alex. „Aber ich kann dir eine Anweisung hier lassen.“

„Es eilt ja nicht,“ sagte eins der Mädchen. „Ich kann wiederkommen, wann die gnädige Frau befehlen.“

„Gut. Also in diesen Tagen ...“ Die Mädchen gingen, und sie fuhr fort: „Ich habe von Tom einen Kreditbrief mitbekommen — über zwanzigtausend Mark —, aber man nimmt ihn mir hier nicht ab. Ich war schon auf drei Banken. Es ist eine heillose Wirtschaft ...“ Und dann regte sich wieder die Eva in ihr. „Sind diese Unterröcke nicht reizend?“ fragte sie und strich mit der Hand erst über ein schimmerndes Pfauenblau und dann über ein strahlendes Changeant.

„Reizend,“ gab er zurück. „Brauchst du denn das alles?“

„Jawohl — und noch mehr. Ich bin total abgerissen. In einen Koffer muß Seewasser gekommen sein. Borge mir Geld. Ich bin dir ja sicher.“

Dann schaute sie ihn fragend an und legte ihre Hände auf seine Schultern. „Oder hast du keins, Mädelchen? Wie steht die Sache mit deinem Bruder Stephan?“

„Anscheinend günstig. Ich will nachher einmal zu ihm. Du kannst also Mammon kriegen, soviel du willst, oder besser: solange er reicht. Ich werde dich bei meiner Bank akkreditieren. Aber was wichtiger ist: ich war eben beim Rechtsanwalt.“

Sie setzte sich neben ihn auf das schmale kleine Ripssofa. „Also?“ fragte sie.

„Du sollst selbst mit allen Papieren zu ihm gehen und dich mit ihm aussprechen.“

„Allein?“

„Er frißt dich nicht. Es ist mein Schwager. Aber ich kann auch mitgehen. Hauptsache ist, daß sich das mit der Scheidung keineswegs so schnell erledigen lassen wird, wie wir hofften. Der beste Ausweg bliebe in der Tat, wenn du mir durchgingest. Wenn du mit nächster Gelegenheit nach Buenos-Aires zurückreisen wolltest. Aber dann kann ich nicht die Schuld übernehmen.“

Digitized by Google

„Ganz gleichgültig!“ rief sie. „Wegen des Formalen wollen wir uns nicht streiten. Wann geht das Schiff?“

„Jung wird sich erkundigen.“

„Willst du nicht mitkommen?“

Alex lachte. „Dann würde wieder die Prämisse für die Scheidung hinfällig werden,“ entgegnete er. „Sonst... Ja, meine liebe Daisy, das kann ich dir unverholen aussprechen: ich komme mir hier wie ein Fremdling vor.“

Sie nickte. „Und ich erst!“ rief sie. „Sage mal ehrlich, ist es denn wahr, daß ihr immerfort siegt?“

„Natürlich ist das wahr. Wir haben Lüttich genommen und die Franzosen bei Lagarde verhauen, haben den Engländern ein paar Minen in die Themsemündung gelegt und die Russen in Ostpreußen geschlagen. Nun stehen wir auf beiden Seiten bereits in Feindesland. Findest du das so wunderbar?“

„Ja. In Portugal, in England und in Italien hat man uns andre Dinge erzählt. Das heimliche Minenlegen unmittelbar vor London ist jedenfalls eine Gemeinheit.“

„Englisches Empfinden. Ganz verständlich. Daß Kluck deine lieben Landsleute bei St. Quentin im Galopp davongejagt hat, ist natürlich auch eine Gemeinheit.“

Sie antwortete ernsthaft: „Ich frage dich nur, ob das so weitergehen soll?“

Das brachte ihn in Laune. Er stand lachend auf. „Ich denke mir: Ja. Vielleicht kommt sogar einmal der Tag, da wir in England landen werden.“

„Und das würde dich freuen, Alex?“

Er zog die Schultern hoch. „Ich möchte diese Frage nicht ohne weiteres bejahen. Natürlich freue ich mich immer, wenn sich der Sieg an unsre Fahnen heftet. Aber anderseits: ich habe unendlich viel für England übrig — das weißt du. Ich gehöre nicht zu den tobenden Gaffern. Mit Frankreich geht es mir ähnlich. Meiner Sympathien werde ich nicht im Handumdrehen Herr — nur um der Politik willen. Denn es handelt sich um nichts andres als um politische Gegensätze. Und siehst du — das ist auch etwas, was mir das forsche Draufgängertum der Straße verleidet: die Einsicht, daß unsre Politik für die Beurteilung der Zeiterscheinungen nicht genügte. Bismarcks ehrliches Maklertum hält dem Druck der Wirklichkeit längst nicht mehr stand — das eifrige Streben nach Gerechtigkeit ist schließlich zur Lauheit geworden, und als wir uns endlich zur Vollkraft aufrafften, wurde die Energie zur Parteilichkeit. Gewiß nicht bei uns allein — schlimmer noch draußen. Aber auf deutschem Boden fühle ich das am schmerzlichsten ...“

Daisy war auf dem Sofa sitzen geblieben. Zu der kleinbürgerlichen Einrichtung des Zimmers standen die umhergestreuten Gegenstände einer eleganten Damenmode in seltsamem Gegensatz. Die Hände der jungen Frau fingerten nervös über die spitzenumsäumten Taschentücher in dem Karton vor ihr; ihre Brauen näherten sich dem winzigen Fältchen, das sich über ihrer Nasenwurzel eingrub, und um den Mund trat eine Linie der Bitterkeit.

„Du solltest hören,“ sagte sie, „wie man hier am Pensionstische auf England schimpft. Man nimmt gar kein Blatt vor den Mund — obwohl auch Russen dabei sind, die noch nicht fortkonnten, und andere Ausländer: Holländer, Brasilianer, Schweizer, Italiener. Eine kleine Italienerin, die sich von Gesangsstunden ernährt, ist heute mit einer deutschen Lehrerin in Streit geraten — Alex, es kam soweit, daß ich aufgestanden bin und das Zimmer verlassen habe! Ich halte es hier nicht mehr aus. Es ist unmöglich. Ich will auch in das Hotel ziehen.“

„Wo ich wohne?!“ rief Sohr in komischem Erschrecken.

„Allerdings. Vorläufig bin ich noch deine Frau —“

„Sozusagen,“ warf Alex ein und lächelte.

„Meinetwegen nur sozusagen. Deine Ironie stört mich nicht. Jedenfalls stelle ich mich unter deinen Schutz. Heute abend bin ich mit Sack und Pack bei Adlon ...“

Alex zog sein Zigarettenetui aus der Tasche. „Darf ich? Merci ... Ja, liebste Daisy, ich kann dir natürlich nicht verbieten ... Aber du erschwerst die Situation ... Wir wollen uns trennen und ziehen wieder zusammen ... Und wie denkst du dir das? Bei Adlon bin ich bekannt. Von meiner Verheiratung ahnt man dort noch nichts —“

„Wen geht das etwas an!?“

„Niemand. Gut. Aber immerhin müssen die Dehors gewahrt werden. Ich sage

Digitized by Google

Dehors, obwohl es französisch ist. Also du bist meine Frau, und man wird es mir glauben. Man muß es schon. Als meine gnädigste Gattin kann ich dich indessen nicht parterre wohnen lassen und selber im vierten Stock logieren. Das würde abermals auffallen."

„Ist auch nicht nötig, mein Bester. Wir haben ja in England und in Italien auch Tür an Tür gewohnt — und haben uns ganz gut vertragen ..."

Sohr durchquerte das Zimmer, blieb stehen, pfiff durch die Zähne und neigte zustimmend den Kopf.

„Ganz gut vertragen," wiederholte er. „Gewiß. Aber ... mein Gott, nimm mir's nicht übel, Daisy: ich bin doch auch ein Mensch!"

„Ach nein!?" rief sie lustig.

„Ja," sagte er hartnäckig, „und wenn du das auch höchst komisch findest: es ist nun mal so. Ich bin kein Eisklumpen."

„Ach so," meinte sie. Dann schoß ihr das Blut in die Wangen. Nun verstand sie ihn erst. Aber sie glitt rasch über das Fatale des Augenblicks hinweg.

„Lexe, habe dich nicht," sagte sie. „Im Kamp da unten in Argentinien haben wir ... wir sind schon mannigfach in Situationen gewesen, über die jede wackere Englisch Lady und jedes tugendsame deutsche Mägdlein hätte die Nase rümpfen können. Das hat uns nicht gestört. Wir bleiben doch immer wir. Gute Freunde mit Handschlag und Grobheiten. Und mit Abweisung aller Autorität, die uns zwingen will. Über den Zwang sind wir hinaus."

„Umwertung aller Werte," murmelte er durch seinen Zigarettenrauch. „Nietzsche bis zum Überdruß. Aber du krempelst mich nach deinem Gefallen. Daisy, ich komme mir lächerlich vor."

Sie schaute ihn mit ernsten Augen an, aber in ihrem Blick lag doch etwas wie eine Hemmung, und auch als sie sprach, fehlte nicht der Unterton eines leise rinnenden Spotts.

„Warum lächerlich?" fragte sie. „Weil du dich nicht an die überkommene Lebensführung hältst? In deiner Selbstbeurteilung müßtest du schon tiefer steigen, lieber Junge. Ich habe dir ja nie ein Hehl daraus gemacht, wie ich über dich und was ich von dir denke. Du hast zeitlebens Kultus und Kultur verwechselt — und hast damit das Beste in dir verdorben, und zwar gründlich. Aber um Himmels willen, ich will dir keine Predigt halten! Ich denke nicht dran. Meine Sonderansicht über die Pflege deiner Intelligenz hat auch mit meiner Bitte gar nichts zu tun. Und was du da vorhin in berechtigter Zurückhaltung etwas stückweise äußertest — das ..." sie überstürzte jetzt die Worte ... „ist einfach Unsinn! Nimm uns meinetwegen ein größeres Quartier im Hotel — so daß jeder ungenierter ist — ich komme für alles auf. Mein Kreditbrief muß mir doch einmal ausgezahlt werden. Jedenfalls bleibe ich nicht einen Tag länger in dieser elenden Pension. Ich langweile mich hier zu Tode. Bin ich schon einmal in dem ekelhaften Berlin, so will ich mich auch amüsieren."

„Jetzt amüsiert man sich nicht!" rief Alex.

„Also will ich das Straßenleben kennen lernen — das heulende Volk, die Brüller fürs Vaterland, die ganze Komödie."

„Eine sogenannte Komödie, die dir wenig gefallen dürfte."

„Gefällt sie dir denn? — Immerhin wird sie Abwechslung bringen in diese Trostlosigkeit. Allein kann ich nicht auf die Gasse. Es lüstet mich schon — ich möchte ein Abenteuer erleben. Wild-Ost. Aber ich fürchte mich auch wieder. Die Berliner sind nicht die Banditen der Pampas. Den Revolver muß man zu Hause lassen. Sei gut, Lexe. Darf ich heut abend übersiedeln?"

Er schwieg einen Augenblick und wandte den Kopf hin und her. Es wurde ihm schwer, ihr etwas abzuschlagen.

„Morgen," sagte er. „Ich muß erst sehen, ob ich geeignete Zimmer bekomme. Muß die Leute auch vorbereiten. Werden sich wundern, daß auf einmal meine Gattin Einzug halten will. Mögen sie. Wurscht... Aber, Daisy, das bitte ich mir aus ... du gehst schleunigst zum Rechtsanwalt. Und mit dem nächsten Schiff nach Argentinien — adjö, Madam. Dann hat die liebe Seele Ruh ..."

Sie stand auf und umschlang ihn.

„Möchtest du mich so gerne los sein?" flüsterte sie süß.

„Aber ja," erwiderte er energisch. „Wie

Digitized by Google

die Sache einmal liegt: sogar brennend gern. Wenn die Sache anders läge —"

„Was dann?"

„Bitte befrage den Rechtsanwalt."

Sie hauchte einen zarten Kuß auf sein Schläfenhaar.

„Jedenfalls danke ich dir. Ich bin froh, daß ich hier fortkomme. Amüsieren werden wir uns schon. Wir bummeln durch das aufgeregte Berlin. Die Kabaretts sind schon wieder geöffnet. Ich habe den Vergnügungsanzeiger in den Zeitungen studiert. Überall ist etwas los. Und das Gewimmel in den Cafés! Ich möchte auch eure eleganten Restaurants kennen lernen. Wir essen Abend für Abend woanders. Für Toiletten sorge ich; du kannst dich ruhig mit mir zeigen."

„Als Ehefrau in der Scheidung — ein berückender Gedanke!" ... Er griff nach seinen Handschuhen ... „Meine Hochachtung! — Hast du noch genug Geld, um die Pensionsrechnung zu begleichen?"

„Ich denke, es wird reichen. Aber dann brauche ich Mammon. Ich habe noch allerlei einzukaufen. Du mußt mir pumpen: eine ganze Menge."

„Ja," sagte er gedankenlos und reichte ihr die Hand. „Jetzt will ich zu Stephan ..."

⁂ ⁂ ⁂

Alex nahm sich ein Auto und fuhr nach der Kaserne Stephans.

Er war nicht mehr verärgert. Er zündete sich in behaglicher Stimmung eine neue Zigarette an, lehnte sich in die Wagenpolster und ließ den Blick über das Straßenleben schweifen.

Aber das Auge nahm nur flüchtig die Wandelbilder auf: seine Gedanken waren ganz woanders als bei dieser hastig treibenden, ruhelosen Menschheit. Er lächelte in stillem Vergnügtsein. Also nun zog die Daisy abermals zu ihm. Weil sie sich in ihrer Pension langweilte: das war die erste Erklärung — und gewiß eine natürliche. Doch Alex war in der Stimmung, auch noch an andere Gründe zu glauben. Ein innerliches Mitempfinden trieb sie immer wieder an seine Seite. So meinte er. War es herzliche Freundschaft, war es ein vielleicht noch unklares tieferes Gefühl: jedenfalls sehnte sie sich nach einer geistigen Gemeinschaft mit ihm.

Und in diesem Glauben an ihr Anschlußbedürfnis, den gefällige eigene Zutaten noch mehr verstärkten, verschob sich rasch das Bild seiner Zukunft. War es nicht Zeit, daß man mit dieser ganzen Komödie endlich zum Schlusse kam? Gewiß — aber nicht so, wie man bisher geplant hatte. Karl-Fritz hatte schon recht gehabt mit seiner Frage: „Warum wollt ihr euch trennen?" ... ‚Ja, warum?' wiederholte sich Alex. Weil er nicht zum Ehemann paßte. Weil Daisy in keiner Weise die geeignete Frau für ihn war. Zwei Antworten auf einmal, die sich in ihrer Negierung ergänzten. Und gingen sie nicht beide von unrichtigen Voraussetzungen aus?

Natürlich — es war gerade umgekehrt. Wenn ihn überhaupt ein Weib verstehen und sich dem schwierigen Gesamtbilde seines Wesens anschmiegen konnte, so war es Daisy. Alex war in der Laune, gerecht zu sein. Er sagte sich: ‚Sie ist ebenso verdreht wie du selbst. Verdreht im Sinne des Abseitsgehens — im Sinne des betulichen Pfahlbürgers, der ein Einordnen und Zurechtlegen aller Lebensmöglichkeiten jedem Sprung in eine individuelle Freiheit vorzieht. Also paßt sie durchaus zu dir. Sie hat auch sonst ihre lebendigen Vorzüge. Sie ist bildhübsch. Sie ist klug. Sie ist reizend in ihrer absonderlichen Eigenart, die gern nach Gegenwirkungen des Subjekts wider die Außenwelt sucht. Sie ist reich. Alles in allem: sie ist wie für dich geschaffen ...'

Er fuhr in seinen gedanklichen Untersuchungen fort. ‚Fragt sich noch, ob sie dich will. Es liegt kein Grund vor, dies zu verneinen. Selbstverständlich: wenn ich ihr nach dem Hergebrachten und mit aller Technik der Form eine Liebeserklärung machen wollte, da würde sie mich auslachen. Sie muß auf andere Weise erobert werden ...' Und plötzlich warf er mit rascher Handbewegung den Rest seiner Zigarette aus dem Wagen. Wie etwas ganz Neues fiel ihm ein, daß sie ja schon seine angetraute Frau war. Er konnte ihr sagen: ‚Daisy, ich habe mir die Geschichte hin und her überlegt. Du willst die Trennung. Ich nicht. Ich weigere mich, weil ich dich liebe. Punktum ...' Und was dann? Das mußte man abwarten ...

Der Wagen hielt. Alex zahlte und ging über den Kasernenhof. Er war noch immer

Digitized by Google

bei seiner Sache. Er spürte an dem kräftigeren Herzschlag, wie bewegt er war. Wahrhaftig — förmlich erregt, wie ein verliebter Student. Aber er wehrte mit innerem Lächeln den Sturm der Gefühle ab. Nur nicht leidenschaftlich werden — um Gottes willen! Abdämpfen und temperieren. Über allem Zauber die seelische Klarheit. Über allem Glanz des Empfindens das Bewußtsein des eigenen Werts...

Ein Artillerist ging an ihm vorüber. Er hielt ihn an und fragte ihn nach der Wohnung des Leutnants von Sohr. Drüben — Portal zwei — eine Treppe rechts.

Gut. Eine Ordonnanz zur Anmeldung ließ sich nicht auftreiben. War auch nicht nötig. An der Zimmertür war die Visitenkarte angeheftet: ein Irrtum ausgeschlossen.

Alex klopfte an, und da niemand Herein rief, so klinkte er die Tür auf und trat ein. Das Zimmer war leer, aber aus der Schlafstube nebenan ertönte die Stimme Stephans: „Kulicke, bist du's? — Kulicke, du bist doch, weiß Gott, ein Esel. Jetzt hast du wieder meine Tanzsporen an die Reitstiefel geschlagen. Komm mal her!..."

Nun trat Alex in die Tür und sagte in militärischem Tonfall: „Zu Befehl, Herr Leutnant!..."

In dem kleinen Schlafgemach sah es wüst aus. Stephan war beim Packen seines Feldkoffers, und überall lagen Kleider- und Wäschestücke, Stiefel, Gamaschen, Zigarettentaschen, Handschuhe, Bücher, Karten und alles mögliche andere in bunter Unordnung umher. Bei dem Ton der Stimme hatte Stephan sich umgewandt. Fast schien es, als erschrecke er anfänglich ein wenig bei dem unerwarteten Anblick seines Bruders. Aber dann ließ er das Hosenpaar, das er eben in den Koffer legen wollte, fallen und stürzte Alex in die Arme.

„Junge — alle Wetter, Kleiner — Malersmann, wo kommst du denn so auf einmal her?!"

„Woher sonst als von drüben."

„Natürlich. — Willst du eintreten?"

Wieder diese törichte Frage. „Ich bin doch kein Soldat."

„Jetzt wird jeder genommen. Soll ich dich anmelden? Soll ich versuchen, dich anzubringen? Als Fahrer bei der Artillerie kommst du zweifellos mit."

„Ich danke. Ich kann dem Vaterlande auch so dienen."

„Als was denn, Lexe?"

Alex winkte mit der Hand. „Darüber später. Weißt du, weshalb ich hier bin?"

„Wegen des Krieges."

„Der war noch nicht losgegangen, als ich in Buenos-Aires abfuhr. Aber deine Depeschen habe ich erhalten."

Sofort wurde Stephan ernst. Er war in Hemdärmeln und schlüpfte nun rasch in eine Litewka. An den Füßen trug er Morgenschuhe. Er lahmte noch ein wenig.

„Komm in das Wohnzimmer," sagte er. „Ich habe Pech gehabt — deshalb bin ich nicht mit ausgerückt."

„Weiß. Ich war am Vormittag bei Karl-Fritz."

„Ah so. Der hat dir alles erzählt. Nimm Platz. Zigarre, Zigarette, Kognak? Gar nichts? Bon. Also, Lexe, die unangenehme Geschichte ist glücklich in Ordnung gebracht worden."

„Wo hast du mein Akzept?"

Alex hatte sich in einen der großen Lehnstühle am Mitteltisch gesetzt. Der Tisch war mit Büchern, Broschüren und Zeitschriften bedeckt. Auch an den Wänden standen Bücherregale: Waffen hingen darüber. Der Schreibtisch am Fenster mit seinen noch unaufgeräumten Papieren, Heften und Aktenstücken war sicher eines fleißigen Menschen Arbeitsstätte.

„Ja, das Akzept," sagte Stephan. Unruhe zuckte über sein gescheites, etwas blasses Gesicht... „Lexe, das gabst du mir damals..."

„Keine Vorreden, Stephan. Du wolltest deine Ausstattung besorgen. Warum ging deine Verlobung mit Hede Hellmer zurück?"

„Ich habe ihr abgeschrieben," entgegnete Stephan.

„Du ihr? — Das ist seltsam."

„Durchaus nicht. Ich liebe sie nicht. Ich weiß ganz genau, daß ich ein Schafskopf war, die reiche Partie aufzugeben. Aber ich liebte sie nicht — und wenn ich sie geheiratet hätte, würde ich sie gehaßt haben. Da ließ ich es denn..."

Alex war überrascht. Dies Millionärsmädel hätte die ganze Zukunft Stephans sicherstellen können.

„Das imponiert mir, was du da sagst, Steffi. Immerhin: war es klug? Man

Digitized by Google

kann auch lieben lernen. Was hast du denn gegen sie?!"

„Nichts gegen ihren Charakter, ihr Wesen, ihr Sichgeben — gar nichts. Aber sie ist häßlich und nüchtern."

„Sie ist nicht häßlich," sagte Alex. „Zugegeben, ein wenig reizlos für einen Mann von Phantasie —"

„Halt!" rief Stephan. „Siehst du, da ist es. Reizlos. Und ich bin ein Phantasiemensch! Also ich konnte nicht. Wir sind übrigens gute Freunde geblieben — und sie war es auch, die mir über die fürchterliche Situation, in der ich mich befand, fortgeholfen hat."

„Eine Situation, die du selbst verschuldet hattest — wie gewöhnlich."

„Ja, Alex. Kennst du mich? Ich weiß nicht. Ich bin der pflichttreueste Offizier. Frage die Vorgesetzten. Du wirst nur Gutes von mir hören. Ich büffle in meiner Mußezeit. Ich stand vor der Akademie, als der Krieg losbrach. Ich sitze Abend für Abend zu Hause und lasse mir von Kulicke ein Butterbrot und ein Glas Bier auf das Zimmer bringen. Ich bin, weiß Gott, der solideste Philister, der sich denken läßt. Aber von Zeit zu Zeit kommt der Teufel über mich. Ich kann es nicht anders ausdrücken. Dann habe ich eine wilde Sehnsucht nach einem tollen Wirbel von Eindrücken. Dann bricht der Phantasiemensch durch den Gamaschenknopf und Stubenhocker und will sich austoben — bis zur Besinnungslosigkeit. Kannst du das verstehen?"

„O ja, Stephan. Es ist die Rache des großen Eins an der Summe. Und des Individuums an der Verallgemeinerung. Die Sohrs sind durch Generationen äußerst verständige Menschen gewesen. Sie versteinerten sozusagen in ihrer Korrektheit. Sie wandeln immer nur auf der geraden Landstraße und kommen auch immer richtig ans Ziel. Aber zuweilen bricht einer aus. Das kann man durch die Familiengeschichte verfolgen. In Stralsund hat Karl der Zwölfte einen Sohr hängen lassen, der aus Liebhaberei zum Spion geworden ist. Ein Sohr war Schauspieler unter Iffland — man denke! Und ein ganz Verrückter unseres Geschlechtes ging mit Steuben nach Amerika und hat eine Indianerin geheiratet. Nicht alle Füllen lassen sich unter der Kandare dressieren. Ich nicht, zum Exempel, und du schlägst wenigstens alle Vierteljahr einmal aus — und dann gleich tüchtig ..."

Stephan schaute finster vor sich hin. Sein junges Leutnantsgesicht schien älter geworden zu sein. Er kniff die Augen ein wenig zusammen und hatte die Stirn gefaltet.

„Gleich tüchtig," wiederholte er. „Ja, das ist mein Fehler. Es ist ja nicht immer so. Aber oft genug. Ich weiß genau, wie es anfängt — und nie, wie es endet. Und wenn mich die Spielwut packt —"

Er brach jäh ab.

„Das verdammte Spiel," sagte Alex. „Jede Berechnung hört auf bei ... Berichte, Stephan. Als du mir damals depeschiertest, hattest du wieder gejeut."

„Ja. Ein paar Abende hintereinander. Es existiert hier ein Klub, wo ... egal, wo es war. Verlor natürlich — riesige Summe. Gewann wieder — verlor von neuem: die alte Geschichte. Nun hatte ich ja noch dein Akzept, und das durfte ich ausfüllen; das hattest du mir erlaubt."

„Zu einem bestimmten Zweck."

„Der war hinfällig geworden. Und jetzt handelte es sich um mehr. Ich gerierte den Wechsel, und ein Wucherer nahm ihn mir auch ab, aber ein Ehrenschein mußte dabei sein ... Alex, darf ich die Beichte schließen? Du warst im Ausland, und der Mann hielt sich an mich. Damals drahtete ich dir: bis Mitte August müsse die Sache geregelt sein. Da kam der Krieg dazwischen. Was nun? Schon die Ausstellung eines Ehrenscheins wird mit schlichtem Abschied bedroht. Die Unglücksgeschichte mußte um so schleuniger aus der Welt geschafft werden, als ich damals noch nicht das Pech mit meinem Gaule gehabt hatte und der Befehl zum Ausmarsch jeden Augenblick erfolgen konnte. Na und siehst du — da ging ich denn in meiner Verzweiflung zu Hede Hellmer ..."

Alex schüttelte den Kopf. „Und das, Stephan," sagte er, „das ist mir das Unverständlichste. Mein Gott, wenn du dich ihrem Vater anvertraut hättest —"

„Der war nicht in Berlin," fiel Stephan ein. „Das hätte ich auch nicht getan. Hätte ich nicht fertig gekriegt. Der Alte haßt mich — der aufgelösten Verlobung

Digitized by Google

halber ... es wäre ein Triumph für ihn gewesen ... wenn ich ... Aber mit Hede war ich nach wie vor gut Freund. Alex, sie ist selbständig, und ich sagte mir folgendes. Ich sagte mir: mein Leben ist im Augenblick mehr wert, als daß man es einer Dummheit halber aufs Spiel setzen darf. Jetzt braucht dich das Vaterland. Ein Standpunkt der Beurteilung, den auch Hede teilte. Aber ich habe ihr in die Hand versprechen müssen, nie wieder die Karten anzurühren."

„Und du willst dein Versprechen halten?"

Stephan stand auf. Sein Gesicht war hart geworden; es legte gleichsam Zeugnis ab für die Erstarkung seines Willens.

„Alex, was du da vorhin sprachst — von der Rache des Individuums gegen die Schablone — und von dem Durchbruch des Temperaments durch alle überlieferte Wohlerzogenheit — oder wie du dich ausdrücktest: das ist ja doch Unsinn. Es ist Phrase — rhetorische Beschönigung einer törichten Schwäche — nichts wie eine bequeme Wegdeutung. Du sprachst auch von dir selbst, dem Outsider der Familie — und es ist mir begreiflich, daß du deine eignen Empfindungen als Abwehr gebrauchst, weil du sie nach deinen Zwecken einschätztest. Und doch ist es falsch, sage ich dir. Es ist eine Verteidigung des Egoismus."

„Nein!" rief Alex. „Steffi, unter den Brüdern waren wir zwei uns immer am nächsten, und es gab auch Zeiten, da du mich besser verstandest als heute. Zeiten, da du mir nicht als Selbstsucht vorwarfst, was höchstens — höchstens ein ästhetischer Optimismus ist, eine Flucht aus den Niederungen und aus der Last der Notwendigkeit. Bist du der Mensch der Phantasie, der du zu sein glaubst, dann mußt du mich auch richtig beurteilen."

„Das tue ich," erwiderte Stephan, „genau so, wie ich mich selbst richtig beurteile. Man muß nur den Schleier fortziehen, Alex, der uns an der Erkenntnis behindert. Gott, das klingt so lehrhaft, als ob ich dir ..." Er gab seiner schmächtigen Reiterfigur einen Ruck: eine äußerliche Bewegung inneren Straffens ... „Es kommt so mal eine Gelegenheit," fuhr er fort, „da man die Augen weiter aufreißt als sonst. Die ‚Last der Notwendigkeit', aus der du für dein ganzes Leben herauswillst, habe ich wenigstens für Tage abzuschütteln versucht. Und es war schließlich genau so wie bei dir: Flucht aus dem Alltag, Sehnsucht nach bunten Bildern und nach Wechsel der Stimmung. Nur fehlte mir das, was deiner Phantasie die Wage hält: die Feinheit des Geschmacks. Es war kein frohes Spiel der Kräfte — es endete immer im Sumpf. Und immer kam der Ekel nach ..." Er schlug mit den Knöcheln seiner Hand auf den Tisch ... „Und auch der Tag kam, da ich einsehen lernte, daß die ‚Last der Notwendigkeit' viel zu stark ist, als daß man sie abwerfen kann, wenn uns die Lust dazu treibt! Mein Gott, Alex, ist es dir denn nicht ähnlich ergangen, als du die Kriegserklärung erfuhrst? Hast du nicht auch unter dem Druck des Ereignisses das Gefühl gehabt, wie erbärmlich wir sind in unserm ewigen Nachgeben kleiner Menschlichkeiten?! ..."

Alex antwortete nicht; er sah nur mit wachsendem Staunen, wie die Erregung das Gesicht Stephans rötete und ein Glanzlicht in seine Augen trieb; wie über den ganzen Menschen das Erzittern einer Erhöhung kam, die ihn Worte des Pathos herausschleudern ließ.

„Was war ich denn, Alex!" rief er. „Ein Jammerkerl, der sich nicht zu beherrschen wußte, wenn ihn die Tollwut packte! Wir haben nicht uns zu leben, sage ich dir: wir sind Teile viel größerer Werte. Es ist nicht wahr, daß unser Anrecht auf Glück es erlaubt, mit unserm Selbst durchzudringen, wo immer es uns paßt! Das Selbst ist Nebensache und weniger: ist Nichtigkeit, ein Atom im Wirbel unmittelbaren Daseins — und dein Ideal einer Flucht aus der Notwendigkeit, wo kämen wir hin, wenn das zum Ideal der Menschheit würde? Nun steht sie ja wieder einmal vor uns, diese eisenklirrende Notwendigkeit, aber in der Erstickung alles Kleinen und Ganzkleinen — ach, Alex, und in der Entsagung, in der Loslösung vom Selbst, ist sie da nicht zur Freiheit geworden?! ..."

Alex antwortete noch immer nicht. Er wollte auch nicht; er fürchtete sich, auf das Tönende dieser Worte in seine alte Spottlust verfallen zu können. Und es wäre ihm schmerzlich gewesen, den Bruder zu kränken, dessen aufflammende Leidenschaft ihm

Digitized by Google

Die Meute. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

doch auch wieder eine neue Erscheinung war. Es war alles so merkwürdig in dieser ihm fremdgewordenen Heimat. Überall wirkte der Krieg mit gewaltiger Erschütterung und mit dem Beben des Ganzen anders auf jeden einzelnen. In die hunderttausendstimmige Bejahung des Willens zum Leben klang das, was Stephan sagte, wie eine verhaltene Verneinung hinein. Es war eine Wendung zum Pessimismus, ein Verzicht auf allen Glückshunger, ein Durchschauen aller Nichtigkeiten ...

Stephan warf sich schwer in den Sessel. Er lächelte abgespannt.

„Verzeih," sagte er. „Ich galoppierte und hätte im Schritt bleiben sollen. Aber ich wollte dir eine Erklärung geben. Deine letzte Frage war — wie war die?"

„Wirst du das Versprechen halten, das du Hede Hellmer gegeben hast?" antwortete Alex.

„Ja, das war's. Es war kein Ehrenwort — nur ein Versprechen in die Hand, die mich gerettet hatte. Aber in einer Stunde der Umkehr. Genügt dir das?"

„Gewiß. Und — mein Akzept?"

„Sie wollte es nicht nehmen. Ich habe es ihr aufgedrängt. Da meinte sie, sie würde es fortschließen und für dich aufheben."

„Auf wieviel beläuft sich die Summe?"

Stephan zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Sie ist hoch," sagte er. „Es kommen Zinsen dazu — Wucherzinsen. Gegen dreißigtausend Mark."

Alex erhob sich. „Verrückt. Hast nicht einmal etwas davon gehabt. Aber es ist geschehen. Die Sache muß in Ordnung kommen. Jetzt bin ich der Schuldner Hedes. Ich werde zu ihr gehen und bezahlen."

„Das wird sie nicht annehmen, Alex."

Er wurde ärgerlich. „Du kannst dir doch nicht von deiner sitzengelassenen Braut Geld vorstrecken lassen!" rief er.

„Ich muß dir widersprechen. Es ist ein Freundschaftsdienst wie jeder andere. Bist du nie in deinem Leben mit einem Weibe ehrlich befreundet gewesen?"

Alex zuckte mit den Achseln. Darauf konnte er abermals nicht antworten. Aber er wußte: solche Freundschaften hatten ihre Gefahren.

„Siehst du denn Hede noch zuweilen?" fragte er.

„Nein ... Halt — dich will ich nicht belügen ...!" Stephan neigte zustimmend den Kopf ... „Ja — ja, ich komme noch dann und wann mit ihr zusammen."

„Und der Vater?"

„Herrgott, Alex, frage mich doch nicht aus! ... Ich sagte dir ja, daß ich mit dem Kommerzienrat nichts zu schaffen habe. Er ist wütend auf mich ... Aber er ist viel in Wien — er hat da eine Filiale — und wenn er nicht hier ist, dann benachrichtigt mich Hede — und dann treffen wir uns eben."

„Wo?"

„In einer kleinen Weinstube, wo uns niemand kennt. Oder auch in ihrer Wohnung."

„Bodenlos unvorsichtig. Wenn nun die Domestiken plaudern?"

„Hede richtet es so ein, daß in solchem Falle nur die alte Haushälterin zugegen ist — und die ist verschwiegen ..."

Alex nahm seinen Hut und legte ihn wieder hin. Er nahm seine Handschuhe und warf sie auf den Tisch zurück.

„Was soll man zu all dem sagen!" rief er. „Stephan, ich verstehe dich nicht. Wenn deine Vorgesetzten nun von diesem eigentümlichen Verhältnis erfahren?"

„Es ist eine Privatangelegenheit, die keinem Menschen etwas angeht."

„Privatangelegenheit war deine Wechselgeschichte auch, und doch hätte sie dir den Rock kosten können. Du sagst mir, daß du mit schlichtem Abschied entlassen worden wärst, wenn die Affäre mit deinem Ehrenschein an die große Glocke gekommen wäre. Da spricht der Sittlichkeitskodex des Offizierkorps mit. Einem Wucherer verpfändet man nicht sein Ehrenwort. Immerhin, die Frage liegt so: steht in einer Zeit, da das Land jeden Mann braucht, der die Waffe führen kann, die Erhaltung des natürlichen Ich nicht höher als das ungeschriebene Gesetz einer bestimmten Gesellschaftsklasse? Was ist mehr wert: dein Leben in der Front oder das Wort, das du in der Not eines Augenblicks einem Halunken gabst?"

„Ich kann dir darauf nur erwidern," entgegnete Stephan, „daß in den Kreisen, die das Offizierkorps bilden, die Tüchtig-

Digitized by Google

keit des Einzelnen sich nicht nur auf einer Summe nützlicher Leistungen gründet, sondern auch auf der Gesinnung."

„Und die Gesinnung gründet sich auf einer Anzahl von Lehrsätzen, deren einziger Gesamtwert darin besteht, daß sie zu ständischen Verpflichtungen wurden."

„Ich kann dir in deinen Ausführungen nicht folgen. Du hast dich dein Lebtag gegen jede Gebundenheit zur Wehre gesetzt — aus Eigensinn oder aus Überzeugung. Vielleicht schmolz beides ineinander. Und deshalb siehst du nicht ein, daß eine solche Bindung der Begriffe auch in höchstem Maße erzieherisch wirken kann. Wir könnten den Krieg nicht führen, ohne die große Masse — ebensowenig aber ohne unser Offiizierkorps. Nenne nun meinethalben sein offizielles Lebenssystem eng, zunftgemäß, unfrei, tyrannisch. Es kommt auf das Wort nicht an. Jedenfalls wirst du nicht leugnen können, daß die Moral dieses gesellschaftlichen Zusammenseins eine haltende Kraft besitzt, und daß ihre soziale Ethik zu den Grundpfeilern gehört, die den Geist unsres Heeres tragen. Ob dabei Nebendinge mit einfließen, die als unzeitgemäße Torheiten empfunden werden können, ob man nicht in gewissen Schätzungen und Überzeugungen zu weit geht: das sind Kleinigkeiten, die für das Festgewordene nicht mitsprechen. Und wenn ich mich selbst anklage — wenn ich zugestehe, daß ich gegen das, was du ironisch und doch ganz richtig ständische Verpflichtungen nennst, gefehlt habe, so ist das eben die Einsicht, daß wir ohne die Macht der Gesinnung — ja ich spreche es aus — die Führerschaft verlieren würden..."

Alex war stehen geblieben. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Tisch und schaute in die Luft. Der alte Streit um die Weltanschauung — da kam man nie zu Ende. Aber er wollte das Schlußwort haben.

„Noch etwas, Stephan," sagte er. „Glaubst du bei den peniblen Grundsätzen im Offizierskorps, daß man deinen heimlichen Verkehr mit deiner entlobten Braut nicht mißbilligend empfinden würde."

„Ich glaube es nicht, da ich der Wahrheit gemäß erklären könnte, daß ich ihr trotz der Entlobung noch eine aufrichtige Hochschätzung und Freundschaft entgegenbringe."

„Aber du nahmst Geld von ihr..."

Die wenigen Worte trafen Stephan wie ein Schlag. Er fuhr zusammen und wurde dunkelrot. Auch das Sichbezwingen fiel ihm schwer.

„Das klingt," sagte er, „— klingt so, wie du es aussprichst, hart — klingt brutal, Alex. Dennoch hast du recht. Ich nahm Geld von ihr. Und damit rettete ich mich dem Vaterlande."

„Du retteteſt auch deine Ehre — deiner Ansicht nach."

„Die Ehre unsres Namens — ja!" schrie Stephan. „Genügt dir nicht meine Reue? Genügt dir nicht, daß ich..."

Er konnte nicht weiter sprechen. Das Wasser schoß ihm in die Augen. Dann wandte er sich ab.

Alex umschlang ihn mit beiden Armen von rückwärts. Es war eine Bewegung brüderlicher Zärtlichkeit.

„Sei kein Tor, Steffi," sagte er. „Ich mußte so fragen. Ihr lebt in einer andern Welt als ich — lebt in Massenkomplexen — nicht allein wie ich: lebt sozusagen in einer festen Umrahmung, über die ihr nicht hinauskönnt. Das ist eine Lebensordnung, die der meinen diametral gegenübersteht — gerade so wie eure Moral, die doch eigentlich nur eine Moral der Umgebung ist. Aber ich sehe ein, daß ihr euch fügen müßt, und da ich Sorge habe, daß dir die verdammte Wechselgeschichte doch noch Ungelegenheiten bereiten könnte, so will ich sie tot machen..." Er lachte... „Es soll das mein Beitrag zu den Kriegskosten sein, Stephan. Ich gebe einem Helden die Sicherheit, die er braucht — da ich mich selbst zu keinem Heldentum eigne. Ach, nein, gar nicht."

Stephan war finster geblieben. „Warum dieser skeptische Ton?" fragte er. „Spürst du denn nicht, wie mir zu Mute ist?"

„Ich versuche wenigstens, mich in dein Empfinden hinein zu fühlen. Das versuche ich, so lange ich hier bin — täglich und stündlich, denn dein Empfinden ist ja das Deutschlands."

„Und warum willst du die Schuld übernehmen, die mich nicht drückt? Hede ist glücklich darüber, das sie mich von dieser Last befreien konnte, — und es wird ja auch einmal der Tag kommen —"

„An dem du ihr die Summe zurück-

Digitized by Google

zahlen kannst," fiel Alex ein. „Das ist möglich. Aber, Stephan, wer in diesen Zeiten Soldat ist, hat auch immer den Tod vor Augen. Du bist kein abergläubisches Gemüt und wirst mich verstehen, wenn ich Punkte berühre, über die ich im anderen Falle schweigend hinweggehen würde. Im übrigen: kannst du begreifen, daß mich danach dürstet, ein Opfer zu bringen? Ich habe keinen Anteil an der großen Weihe, die über der Heimat liegt; ich bin zu sehr Sophist oder Epikuräer oder Skeptiker oder was du willst, um — um — innerlich mitschwingen zu können. Verstehst du: ich kann es nicht. Und das bringt mich in Wut. Lache — bei Gott, es ist so! Da will ich mich denn nun zwingen zu einem armseligen Mittun. Ich mache dich frei und — soll ich mich in Pose stellen — lege damit zugleich mein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes nieder."

„Ewiger Spötter!" rief Stephan. „Alex, käme nicht immer wieder unter deiner Lust am Widerspruch und Gegensätzlichen dein gutes Herz hervor —"

„Ach," rief er, „mein Herz! Sprich nicht von Bagatellen!"

„Ich kenne es besser. Gib mir die Hand, Bruder. Ich danke dir. Aber ich habe noch eine Frage. Du hast viel von deiner Erbschaft verbraucht. Beraubst du dich nicht selber des Letzten, wenn du Hede die Schuld zurückzahlst?"

„Hätte ich Hunderttausende liegen, my Boy, so wär es kein Opfer. Ich weiß übrigens nicht einmal, wieviel mir noch übrig bleibt. Ich muß mir auf der Bank eine Aufstellung geben lassen. Ich war immer leichtsinnig in derlei Dingen."

„Und wenn nun wirklich," begann Stephan von neuem, doch Alex ließ ihn nicht aussprechen.

„Frage nicht erst," rief er. „Mit Wenn und Aber habe ich mich nie viel geplagt! Und wenn, wenn, wenn, — wenn wirklich... es gibt ja noch Aushülfen, ehe man zum letzten schreitet. Als da sind: sogenannte Arbeit —"

„Bravo!"

„Oder eine reiche Frau."

„Pfui, Alex!"

„Warum das? Du verstehst mich falsch. Ich stehe auf deinen Standpunkt. Ich würde nie allein des Geldes wegen heiraten. Aber wenn die, die man lieb hat, nun zufällig auch reich ist — soll man da entsagen und in die Wüste gehen und sich von Heuschrecken und wildem Honig nähren?..."

Stephan trat näher an den Bruder heran. Ein flüchtiger Sonnenschein floß über seine Züge.

„Hast du so — so eine fest?" fragte er.

„Ja," antwortete Alex, „aber ich bitte dich, erspare mir Einzelheiten. Ich habe — so eine. Und fest. Aber der Teufel will, immer noch nicht fest genug."

„Gingst du in den Krieg, würde ich schleunige Notheirat vorschlagen."

„Ach nein," sagte Alex kopfschüttelnd, „das mit dem Notheiraten — das ist nicht immer das Passende. Ich habe so meine Erfahrungen — an andern gemacht... Also addio, Steffi. Selbstverständlich seh ich dich noch, ehe du ausrückst. Wann soll es losgehn?"

„Ganz unbestimmt. Meine Koffer packe ich zum dritten Male. Aber der Arzt legt immer wieder sein Veto ein. Es ist da noch eine gezerrte Sehne... Und was macht *dein* dummer Fuß?"

„Die alte Trödelei. Ich schleppe ihn nach wie ein Päckchen Unglück. Aber man hat mir einen Spezialisten empfohlen..." Er nahm die Hand des Bruders... „Ich muß fort. Grüß Gott, Steffi."

Der umarmte ihn noch einmal. Noch einmal sprudelte er hastige Worte des Danks hervor. Und dann fragte er: „Wo wohnst du?"

„Bei Adlon..." Da fiel Daisy ihm ein... „Aber besuche mich nicht," fuhr er fort. „Besuche mich nicht, Stephan. Ich bin selten im Hotel. Schreibe oder telefoniere."

„Schön," sagte Stephan.

Nun ging Alex. Stephan öffnete die Tür und trat mit ihm auf den Korridor. Alex winkte mit der Hand grüßend zurück.

„Also keinen Besuch," rief er nochmals. „Wir können uns ja irgendwo treffen. Ich hasse die Besucherei..."

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Tage siedelte Daisy in der Tat nach dem Hotel über. Natürlich wunderte man sich dort ein wenig — aber ebenso natürlich wunderte man sich nur im Stillen. Daisy wurde als Frau von Sohr

Digitized by Google

auf der Fremdenliste notiert, und damit war die Sache abgemacht.

Alex hatte ein geräumiges Appartement genommen: der Salon lag in der Mitte, rechts davon sein Schlafzimmer, links das Daisys.

„Und wo soll die Zofe wohnen?“ fragte Daisy bei der Besichtigung.

„Du hast ja doch gar keine Zofe,“ antwortete Alex erstaunt.

„Muß mir aber eine engagieren,“ entgegnete Daisy. „Es geht nicht anders. Ich bin vollständig hilflos bei der Toilette. Das ist in einer Großstadt nicht so wie bei unsern Wettritten über den Kamp. Wenn ich mir die rückwärtigen Knöpfe an meiner Taille schließen will, muß ich mich wie eine Schlangenmaid verrenken.“

„Dein ergebenster Gatte steht immer zu deiner Verfügung.“

„Sehr liebenswürdig — aber das ist weibliche Arbeit. Was kostet denn das Quartier?“

„Siebzig Mark täglich.“

„Das ist nicht teuer.“

„Findest du? Meine Seele zittert, wenn ich an die erste Wochenrechnung denke.“

„Aber warum denn, Mäderle!? Du hast ja meinen Kreditbrief.“

„Den werde ich ebenso schwer los wie dich. Man fragt erst in Buenos-Aires an, ob er dort auch honoriert wird. Der Krieg bringt allerlei Stockungen in den Geldverkehr.“

„Euer alberner Krieg! Da leihst du mir eben vorläufig.“

Alex kratzte sich mit dem linken Zeigefinger hinter dem Ohr. „Ja, natürlich,“ sagte er. „Ich bin bloß neugierig, wie lange das gehen wird ...“

In den ersten Tagen unterhielt Daisy sich ausgezeichnet. Sie war guter Laune und wollte das kriegerische Berlin von Grund aus kennen lernen. Die Wut auf England verstimmte sie nicht mehr. Das war ja begreiflich. Jenseits des Kanals sang man den Deutschen auch keine Lobeshymnen — das ersah sie schon aus den Zeitungen. An die Zeitungslektüre ging sie freilich immer mit gemischten Gefühlen. Zuerst glaubte sie das alles nicht, was die Blätter berichteten. Es waren die Tage des stürmischen deutschen Vormarsches in Frankreich, eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Siegesnachrichten. Die Armeen Kluck, Bülow und Hausen hatten die französischen Sperrbefestigungen bis auf Maubeuge über den Haufen gerannt. Der Herzog von Württemberg stand an der Marne; der deutsche Kronprinz hatte die Maaß überschritten: der Kronprinz von Bayern und der Generaloberst von Heeringen gingen gegen die befestigten Stellungen in Französisch-Lothringen vor. Aus dem Osten meldete Hindenburg den Abtransport von 90 000 russischen Gefangenen. Die französische Regierung hatte ihren Sitz nach Bordeaux verlegt; über Paris zogen deutsche Flieger; in Belgien näherten sich die fürchterlichen Kruppschen Brummer schon Antwerpen; auf polnisch-russischem Boden vollendete die Armee Auffenberg die Niederlage des Feindes. Und wo blieben die Engländer? Von ihrem „Massenrekord im Schnellauf“ bei St. Quentin hatte Daisy in Berliner Blättern empörten Herzens gelesen. Wie konnte man nur so verlogene Geschichten verbreiten! Aber dann kamen ihr ein paar Nummern der „Times“ in die Hände, die man im Hotel noch immer über Holland bezog, und in ihnen fand sie jene wahrheitsgemäßen Berichte über den Kluckschen Sieg, die der englische Premierminister später im Unterhause als „bedauerliche Indiskretion“ bezeichnete.

Alex hütete sich vor politischen Unterhaltungen mit ihr. Aber sie selbst sprach gern von der Zeitlage: mit einer leichten Befangenheit, wenn es sich um englische Angelegenheiten handelte, doch im allgemeinen entschieden mit gesundem Urteil. Daß Großbritannien dank seiner Seeherrschaft unüberwindlich war: daran zweifelte sie keinen Augenblick. Und doch ärgerte sie sich häufig über die wahnsinnigen Schilderungen in den englischen Blättern. In einer Londoner Zeitung hatte sie gelegentlich einen Bericht über die Erstürmung Lüttichs gelesen, in dem es hieß: die Leichen der Deutschen hätten schließlich so hohe Wälle vor den Kanonen der belgischen Forts gebildet, daß sie die „Aussicht verdeckten“ und man „durch die noch warmen Menschenleiber habe Tore schießen müssen ...“ Solcher Blödsinn verstimmte sie, und sie suchte nach Erklärungen dafür. Das englische Volk hatte doch immer für

Digitized by Google

das nervenstärkste gegolten. Die vielgerühmte athletische Kultur hatte das ihre getan — aber sie mußte Alex recht geben, als er einwarf: auf Kosten der Geistesnahrung. Diese bluttriefenden Schilderungen waren ja nur ein Gegenstück zu der englischen Romanliteratur, zu den zahllosen Mord-, Polizei- und Detektivgeschichten in grellfarbigen Umschlägen, die zu der ständigen Lektüre selbst gebildeter Menschen gehörten. Und die maßlosen Beschimpfungen des Gegners — waren sie nicht der gewissermaßen phonetische Ausdruck einer nationalen Selbstüberschätzung, die zu einer lächerlichen Geringachtung anderer Völker führte? —

Daisy war zu klug, um sich gegen solche Erwägungen abzusperren. Und damit setzte auch ein mählich sich verstärkendes Gefühl der Achtung vor der deutschen Seele ein. Sie verstand nicht alles, und mancherlei Verkehrtheiten in dem Auf- und Abwogen von Leidenschaft getragener Stimmungen berührten sie geradezu komisch und mehrten ihre Neigung zu lustiger Ironisierung. Aber sie verschloß sich nicht mehr der Größe der Zeit; sie bewunderte aufrichtig das Verlangen der Kraft, das dem ganzen Leben hierzulande eine Wendung ins Positive gab, und staunte über den gewaltigen Tätigkeitsdrang dieses Volkes, der weiß Gott auch eines starken ethischen Charakters nicht entbehrte ...

Im Hotel war der internationale Verkehr noch nicht völlig erstorben. Russen warteten noch auf eine Gelegenheit, abreisen zu können, eine griechische und eine rumänische Familie gehörten zu den ständigen Tischgästen, das Englisch der Amerikaner vernahm man überall. Die Fremden waren sichtlich zurückhaltend, aber Daisy fing doch zuweilen Worte und Wendungen auf, die ihr keinen Zweifel darüber ließen, daß alle diese Leute mit dem Empfinden des Herzens keineswegs auf deutscher Seite standen. Ein dicker Brasilianer ärgerte sie besonders. Er saß eines Abends in der Halle des Hauses mit noch einem jüngeren Herrn, dem Äußeren nach gleichfalls exotischen Geblüts, und unterhielt sich mit ihm in spanischer Sprache, wobei er, wohl in der Annahme, ringsum kaum verstanden zu werden, sein abfälliges Urteil über Deutschland in drastischen Worten äußerte. Darüber entrüstete sich Daisy. Sie gab Alex einen Wink, ging mit ihm dicht an dem Tisch des Brasilianers vorüber und sagte dabei laut auf spanisch: „Findest du nicht auch, daß es eine bodenlose Taktlosigkeit ist, auf das Land zu schimpfen, dessen Gastfreundschaft man genießt?“

Der Brasilianer zuckte zusammen und starrte Daisy an. Sie aber lachte vergnügt und meinte: „Siehst du, Alex, der Denkzettel hat gewirkt. Das dicke Ungeheuer wird künftighin ein bißchen vorsichtiger sein ... Und nun sage mir bloß, warum seid ihr überall so verhaßt?“

Ja, warum? Beantworten konnte Alex diese Frage auch nicht. Er versuchte es wenigstens, doch über Allgemeines und Oberflächliches kam er nicht hinaus. Unliebsame Eigenschaften der Deutschen mochten mitsprechen, auch Mißgunst und Neid der andern, sicher aber ein Gemeinsamkeitsgefühl der beiden großen Rassen, der romanischen und angelsächsischen, die herrschender waren in der Welt als das Deutschtum.

Und da erwiderte Daisy etwas, was Alex herzlich freute. Sie sagte: „Ich habe mir nie mehr Mühe gegeben, gerecht zu urteilen, als in dieser Zeit. Aber man kann nicht gerecht sein ohne Erfahrung. Ich kenne Deutschland noch zu wenig, um mir ein einigermaßen festes Urteil zu bilden. Dazu muß man jahrelang unter euch leben. Das eine ist mir jedoch völlig klar: daß man euch bisher in der Welt auf das gründlichste verkannt hat. Dieses ungeheure Erwecken und Anspannen aller Kräfte, wie es sich heute vollzieht, ist nur möglich unter dem Einflusse einer Realkultur, die ein sicheres Vertrauen auf den Sieg der Vernunft voraussetzt. Die euch Barbaren schelten, sind Narren ...“

⁂ ⁂ ⁂

Daisy war noch nicht beim Rechtsanwalt Jung gewesen. Alex erinnerte sie auch nicht mehr daran, aber eines Morgens erklärte sie von selbst: „Ich will heute zu deinem Schwager fahren. Ich möchte doch wenigstens wissen, woran ich bin ...“

Zu gleicher Zeit machte sich Alex auf den Weg zu Hede Hellmer.

Der Kommerzienrat hatte eine Villa im Tiergartenviertel. Daß er noch in Wien

Digitized by Google

war, wo ihn umfangreiche geschäftliche Angelegenheiten aufhielten, die erst der Krieg in Fluß gebracht hatte, wußte Alex durch Stephan, der heute telephonisch mit ihm gesprochen hatte. Er kannte Hede nur von einem flüchtigen Besuche her. Sie hatte ihm damals aber gut gefallen — vielleicht nur, weil sie so glücklich über ihre Verlobung gewesen war.

Er gab dem Diener seine Visitenkarte, wurde angenommen, mußte aber einige Zeit warten, ehe sie den Salon betrat.

Er stutzte im ersten Augenblick, als er sie sah. Sie trug sich dunkel und war mager geworden. Das verschönte sie noch weniger. Die Nase trat stark hervor, der Mund erschien größer. Aber der Mund hatte gesunde, weiße Zähne, und wenn sie lächelte, floß Anmut auf ihr Gesicht. Auch die Augen waren hübsch, von einem sanften Maronenbraun, doch mit leicht entzündeten Rändern. Gewiß war sie reizlos nach dem Geschmack der Männerwelt, aber Alex fand sie sympathisch: das lag auch in ihrem Wesen und in ihrem bei aller Raschheit des Zugreifens fraulichen Sichgeben. Stephan war doch ein Esel ...

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ, lieber Alex," sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Ich hatte eine Konferenz. Wir haben im Frauenbund freie Wohnungen für Obdachlosgewordene eingerichtet — und das nimmt meine ganze Zeit in Anspruch. Ich weiß übrigens schon, daß Sie in Berlin sind — Steffi schrieb es mir. Sie wollen sich der freiwilligen Krankenpflege widmen, nicht wahr? ..."

Alex errötete unwillkürlich. Alle Welt schien vorauszusetzen, daß er nur deshalb zurückgekehrt sei, um seine schwachen Kräfte in den Dienst der vaterländischen Sache zu stellen. Gewiß, daß man das annehmen konnte — aber du lieber Gott ...

Er unterdrückte seine Gedanken. „Der eigentliche Grund meiner Heimkehr war ein anderer, liebe Hede," entgegnete er. „Stephan hatte mir telegraphiert — Sie kennen ja die Angelegenheit. Und damit komme ich auch gleich auf die geschäftliche Seite meines heutigen Besuchs. Sie haben noch das Akzept mit meiner Unterschrift, das Stephan Ihnen gab."

„Ich hole es Ihnen," erwiderte sie und erhob sich. Doch er bat sie, zu bleiben.

„Es eilt ja nicht," sagte er. „Ich habe auch den Gegenwert nicht bei mir. Ich wollte nur wissen, um welche Summe es sich handelt, damit ich sie Ihnen anweisen lassen kann. Stephan sprach von rund dreißigtausend Mark."

„So ungefähr. Habe ich Sie übrigens recht verstanden? Sie wollen den Wechsel auszahlen?"

„Ja natürlich. Er ist längst fällig."

„Aber Sie sind nicht mein Schuldner."

„Doch. Das Akzept trägt meine Unterschrift."

Nun lächelte sie. „Es trägt zwei Namen. Und nach dem Wechselrecht steht mir frei, mich an den zu halten, der mir beliebt. Das ist nun zufällig der, den ich auch liebe — immer noch liebe, Alex, obschon er mir sehr weh getan hat ..."

Ihre Stimme klang weich und zärtlich; sie hatte viel Modulation.

„Kätchen von Heilbronn," fügte sie hinzu. „Ich würde lustig gelacht haben, hätte mir früher einmal jemand gesagt, ich eignete mich für die Rolle. Aber sehen Sie ... ich hänge nun einmal an Stephan. Lassen Sie mich ruhig aussprechen — ich freue mich, daß ich das einmal darf. Und wenn das überhaupt möglich ist: ich liebe ihn noch mehr, seit er die Verlobung aufgelöst hat. Ja, es ist wahr. Denn diese Aufhebung des Verlöbnisses war ein so kolossal anständiger Zug von ihm. Er wollte nicht, daß man ihm nachsagte, er hätte mich nur des Geldes wegen geheiratet ..."

Alex fühlte, daß ihn eine unbehagliche Verlegenheit ergriff. War es denn das? Und konnte er ihr die Wahrheit sagen? Ihr sagen, daß dieser straffe Offizier und stille Arbeiter ein Mensch von glühender Phantasie war, der Reichtum und Zukunft außer acht ließ, um seine sinnlichen Ideale nicht zu betrügen? Im Grunde genommen ein Narr ästhetischer Subjektivität — wie er selbst? —

Er suchte nach einer Ausdrucksmöglichkeit.

„Liebe Hede," begann er, „es wird mir nicht leicht, für die ganze Art und Weise Stephans ein entschuldigendes oder doch wenigstens erklärendes Wort zu finden. Es gibt in unserer Familie gewisse Sonderlingsnaturen — ja ... ich möchte sagen,

Digitized by Google

ataviſtiſche Rückſchläge in eine Zeit ideellerer Lebensgeſtaltung: alſo kurzum dumme Menſchen, die einen Triumph in der Entſagung ſehen. Das iſt ein Abſchneiden aller gangbaren Ausflüchte, eine Verſtrickung im Leid — etwas Märtyrerhaftes. Solche Leute ſind ſchwer zu ändern ..."

Er atmete auf, als er die paar Phraſen hinter ſich hatte. Aber Hede ließ ihn nicht locker; ſie knüpfte behend an ſeine letzte Äußerung an.

„Halten Sie das für ausgeſchloſſen?" fragte ſie. „Ich meine die Möglichkeit eines Umſchwungs der Geſinnung bei ſolchen Menſchen? Oder aber, beſſer geſagt: einer Reviſion der Geſinnung? Denn bei Stephan ſpricht zweifellos auch ein Trotz des Empfindens mit — Eigenbrötelei — ſein Sonderlingsweſen, wie Sie es vorhin ganz richtig charakteriſierten ... Wiſſen Sie, daß ich mir den Kopf zerbrochen habe, ob nicht noch andere Motive bei ihm maßgebend waren? Ich weiß, daß ich häßlich bin —"

Alex machte eine Bewegung der Abwehr, und da lachte ſie ein wenig bitter.

„Gewiß," fuhr ſie fort, „der Spiegel ſagt mir das alle Tage. Doch wenn ich mich umſehe, finde ich, daß noch häßlichere Mädchen glückliche Frauen geworden ſind. Was könnte Stephan ſonſt gegen mich haben? Mein Vater iſt ein kühler Geſchäftsmann, einſeitig, wie die meiſten Großkaufleute, liebt mich aber und hat einen tadelloſen Ruf. Daß ich bürgerlich bin —"

„Liebe Hede," fiel Alex ein, „ich bitte Sie, ſuchen Sie nicht nach Gründen, die vollkommen auszuſchalten ſind. Wir haben es mit einem Menſchen zu tun, der ſich in eine Schrulle verrannt hat, mit einem gehörigen Dickkopf. Das iſt die einzige Erklärung."

„Mit einem Dickkopf, der nie zu brechen ſein wird?"

Alex zog die Schultern hoch. „Verſuchen Sie es," antwortete er.

„Tat ich es nicht ſchon?" rief das Mädchen. „Alex, ich habe allen Stolz niedergekämpft und mich faſt mit meinem Vater überworfen, den die Auflöſung der Verlobung in ſeiner geſellſchaftlichen Würde, ſeinem bürgerlichen Hochmut bitter gekränkt hat. Ich habe mich mit Steffi auf einen rein freundſchaftlichen Standpunkt geſtellt — ſchweſterlich, mütterlich ... aber mein Gott, ich kann ihm doch nicht zu Füßen fallen und ihn um der Barmherzigkeit willen anflehen, mich zur Frau zu nehmen! Auch für mich gibt es Grenzen. Mir fehlt eine Unterſtützung von anderer Seite. Und ganz offen —" ihre Augen leuchteten heller — „als Sie mir gemeldet wurden, hatte ich das Gefühl: da kommt ein Retter in deiner Herzensnot! ... Täuſche ich mich? ..."

Alex empfand ein aufrichtiges Mitleid mit dieſem ſeltſamen Mädchen. Seine Skepſis verflog dem Selbſtbewußtſein einer Liebe gegenüber, die ſo ſtark wie hingebender Glaube und von einem faſt kindlichen Vertrauen auf die Macht menſchlicher Güte getragen war. In dieſem Augenblick erſchien ſie ihm nicht mehr häßlich: er ſah ſie unter dem Zuſtrom verſchönender Innerlichkeit — er ſah, was er fühlte.

„Ich wünſchte," entgegnete er, „Sie brauchten ſich nicht zu täuſchen. Ich ſtehe von ganzem Herzen auf Ihrer Seite — kann Ihnen auch ſagen, daß ich Stephan nicht im unklaren darüber gelaſſen habe, wie ich über ihn denke. Aber wir haben einen Menſchen vor uns, der ſich ſelber der ſtärkſte Feind iſt, weil er in Klügeln und Erwägen um ſein Glück herumgeht, ſtatt es zu packen. Wir müſſen ihm und uns Zeit laſſen, und auch das hat wieder ſeine Gefahren, weil er auf dem Sprunge ſteht, ins Feld zu ziehen."

„Es iſt noch nicht ſo weit," erwiderte Hede haſtig, „das Unglück mit ſeinem Beinbruch iſt ein Glück für uns. Er ſchrieb mir heute, der Arzt laſſe ihn noch nicht fort. Es könne noch Wochen dauern ..." Und in freudiger Bewegung ſtand ſie auf und gab Alex die Hand ... „Lieber Freund, wenn — ja, wie ſoll ich ſagen — wenn Sie Einfluß auf Stephan haben, ſo üben Sie ihn aus. Um meinet-, gewiß aber auch um ſeinetwillen. Sie wiſſen, daß er zuweilen ſeiner Natur unterliegt und dann wie in einem Dämmerzuſtande ſich in Tollheiten ſtürzt. Da kann ihn nur die Hand einer Freundin halten, die ihm *mehr* als Weib iſt: die ihm auch Mutter ſein will ..."

Ihre Stimme klang wie unter verhaltenem Beben.

Alex drückte ſtark ihre Hand. „Ich tue,

Digitized by Google

was möglich ist," entgegnete er. „Ach, und welche Freude würde es mir sein, diesen Schafskopf — entschuldigen Sie, aber ich muß zu einer so vulgären Kennzeichnung greifen — zur Vernunft zu bringen! Ein Mädchen wie Sie: liebend und tapfer — und zu allem auch noch reich —"

„Um Himmels willen," rief sie, „lassen Sie den Reichtum beiseite!"

„Nun ja," sagte er, „das kann ich ja tun. Immerhin — er schändet nicht."

„Ihm scheint's doch so, Alex."

„Deshalb auch mein zoologischer Vergleich ... Nun lassen Sie mich noch einmal auf Geschäftliches zurückkommen. Darf ich wissen, auf welche Summe sich mein Wechsel beläuft?"

„Ich sehe nach — ich hole ihn," erwiderte Hede.

Sie verließ das Zimmer, und Alex schaute ihr forschend nach. Häßlich hin, häßlich her: sie war ein prachtvolles Frauenzimmer. Und Stephan ein ausgemachter Hammel. Verscherzte sich sein Glück um einer Laune willen. War es nicht eine Laune, das dickköpfige Bestehen auf einen bestimmten Frauentypus, ein Fanatismus der Zuchtwahl — oder war es schon pathologischer Einschlag? War es Gewissenhaftigkeit vor sich selbst oder die bloße Wirkung eines sturen Widerspruchsgeistes? Oder noch mehr: eine asketische Strafe, die er sich auferlegte, weil in dem stillen Burschen zuweilen das Tier brüllte? Man wurde nicht klug aus ihm. Jedenfalls Schafskopf, sagte sich Alex; jedenfalls Hammel ...

Hede kehrte zurück. Sie hatte einen Umschlag in der Hand und reichte ihn Alex.

„Da," sagte sie.

Er öffnete den Umschlag und griff hinein. Aber er hielt nur ein Gewirr winziger kleiner Papierschnitzel zwischen den Fingern.

„Sie haben das Akzept zerrissen?" fragte er staunend.

„Wie Sie sehen," entgegnete sie freundlich. „Sie waren nie in meiner Schuld — und Stephan? Glauben Sie, daß ... lieber Freund, sprechen wir doch nicht mehr von dem — verdammten Gelde!"

Er steckte den Umschlag mit den Papierschnitzeln in die Brusttasche seines Rockes.

„Wenn Sie erst meine Schwägerin sind, Hede," sagte er, „dann wird sich ja Stephan mit mir auseinandersetzen können. Solange darf auch er nicht Ihr Schuldner sein."

„Ist er es denn noch?"

„Gewiß. Und das soll er nicht. Er soll erst wieder frei werden. Und wenn er in der Freiheit ist — dann hoffe ich, ihn einfangen zu können. Es gibt subtile Geheimnisse der Ehrbegriffe, und die Witterung der Zeit verfeinert sie noch mehr. Vielleicht sind sie auch nur Ballast eines Narrenschiffes — vielleicht Spinnweben, die ein Lufthauch zerreißt; es kommt auf den Standpunkt an. Aber sie müssen berücksichtigt werden. Und doppelt bei Stephan ..."

Er verabschiedete sich und fuhr auf seine Bank, wo er sich den Stand seines Kontos erbat. Er besaß noch sechsundfünfzigtausend Mark in bar; in Papieren war kein Pfennig angelegt — er hatte nie daran gedacht. Er ließ dreißigtausend Mark abtrennen und auf ein besonderes Konto für Fräulein Hede Hellmer, Roonstraße 6, schreiben. Sechstausend Mark nahm er an sich. Blieben noch zwanzigtausend.

‚Bin neugierig,' sprach er zu sich selbst, ‚wie lange die unter dem Regime Daisys reichen ...' Und dann stieg er wieder in seinen Wagen und verfiel in Sinnen.

Es war klar: das Leben verengte sich. Differenzierung und Distanzierung sprachen nicht mehr mit; die Beschränkung kam. Da hieß es nun: anständig zugrunde gehen oder heiraten. Mit dem Heiraten hatte er es bereits versucht, aber die Sache war unzulänglich geblieben. Die „höhere Gewalt" mußte noch gebrochen werden. Das hatte er sich schon einmal vorgenommen und war wieder schwankend geworden. Ein Grundton der Anständigkeit überklang alle Leitmotive der reinen Vernunft. Wenn Daisy auf der Scheidung dieser unrühmlichen Ehe bestand, konnte er nicht nein sagen. Er hatte ja selbst darauf bestanden: damals, als die Disharmonie der Geschehnisse noch nicht mit allen möglichen äußeren Unbequemlichkeiten verbunden war. Aber dann flossen drastische Erwägungen ein und zugleich hübsche lyrische Töne. Diese Stilwidrigkeit des Nebeneinander war sicherlich störend. Sein Egoismus, stürmisch in der Nützlichkeitskultur des

Digitized by Google

Frischer Wind. Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Eigenen, machte vor dem Gedanken halt, daß er das Geld Daisys brauchte. Es war (zum Donnerwetter!) doch anders als mit Stephan. Dem bot sich ein gefüllter Säckel sozusagen auf dem Präsentierteller, nur nahm er ihn nicht, weil er in seiner Höchstbewertung des Sinnlichen keinen Einklang mit dem harmlosen Menschenkind fand, das hinter dem Mammon stand. Alex wollte einmal ganz ehrlich zu sich selber sein. Er überlegte: würde er Daisy zu gewinnen suchen, wenn sie arm wäre? Die Antwort darauf wurde ihm verteufelt schwer. Da klomm er wieder die Stufenleiter sophistischen Grübelns auf und ab, schlug geistige Purzelbäume und bekreuzigte sich vor der Wahrheit. Aber die Wahrheit siegte schließlich doch. Nein, kein Gedanke, eine arme Frau war unmöglich für ihn, den jede Herabstimmung des Lebens empfindlich berührte. Sowieso: wenn er sich sich selbst als regulären Ehemann vorstellte, kam ein ganz leichtes Erschauern über ihn. Aber wenn es schon sein mußte, dann sollte Großes und Kleines sich harmonisch vereinigen, Realität und Ideales, Poesie und Prosa, Liebe und — Geld ...

Und Daisy war nun zufällig reich. Augenblicklich hatte sie freilich gar nichts. Sie pumpte bei ihm — solange es sich ermöglichen ließ. Aber das war doch nur ein vorübergehendes Stadium. Alex wußte Bescheid. Sie war Mitbesitzerin von Heard & Kompanie und hatte nie ein Hehl aus ihren Verhältnissen gemacht. Ein Schafskopf wie Stephan brauchte man wirklich nicht zu sein ...

Als Alex in das Hotel zurückkehrte, fand er Daisy noch nicht vor. Er wartete. Man hatte verabredet, bei Hiller zu essen, aber Daisy blieb lange, und bei Alex regte sich der Hunger. Eine Stunde verfloß und noch eine. Dann kam sie endlich, und wie es ihm schien, war sie ein wenig blaß, auch merkwürdig erregt. Ihre Bewegungen waren hastig, und mit der Zofe, die ihr Hut und Jacke abnahm, sprach sie in gereiztem Ton.

„Was ist los?" fragte Alex. „Hast du Ärger gehabt?"

„Ein wenig. Ich fand keine Droschke und habe mich verlaufen."

„Wenn's weiter nichts ist."

„Nein, nichts weiter. Ist es dir recht, daß wir hier essen — und auf dem Zimmer? Ich bin etwas ermüdet."

Er war durchaus einverstanden, klingelte dem Kellner und bestellte. Der Kellner kam wieder und deckte den Tisch, und währenddessen wechselte sie in ihrem Schlafgemach das Kleid. Sie legte einen leichten Kimono aus Crêpe de Chine mit Silberstickerei an und sagte entschuldigend: „Es ist so schrecklich heiß. Du verzeihst, daß ich es mir bequem gemacht habe ..."

Er hatte nichts dagegen. Das Gewand war reizend. Der Kimono ließ das weiße Spitzenunterkleid sehen. Die Ärmel waren weit und fielen bei jeder Bewegung bis über die Rundung der Ellbogen zurück. Sie vertraute anscheinend ebensosehr auf ihr Recht als Gattin, wie auf das Neutralitätsprinzip ihres Ehegemahls.

‚Da muß ein Ende gemacht werden,' sagte sich Alex energisch, als man sich zu Tisch setzte. Bei Daisy kehrte während des Essens die Stimmung zurück. Ihr nervöses Gehaben verlor sich; sie wurde liebenswürdig und erzählte. Der Kellner mußte draußen auf das Klingelzeichen warten.

„Ich fand beide Herren auf dem Bureau vor," sagte sie. „Beide in Feldgrau. Das scheint die herrschende Farbe zu sein. Das Auge ruht sich aus bei dieser sanften Abtönung. Fabelhaft interessant. Wahrhaftig ein Volk in Waffen. Feldgrau, wohin man kommt und sieht."

„Überall. Ich schaue mit Besorgnis auf mein Zivil."

„Dein Bruder Karlfritz meinte, du müßtest dir unbedingt auch eine Betätigung im Dienste der Sache suchen."

„Als was denn, Daisy?"

„Suche, und du wirst finden. Es ist ein Skandal, daß du so gar nichts für dein Vaterland tust."

Alex sah sie aufmerksam an. „Die Rechtsanwälte scheinen auch dich in Harnisch gebracht zu haben," sagte er.

„O nein — sie waren sehr liebenswürdig. Es sind prächtige Leute. Karlfritz geht übermorgen nach dem Osten. Wenn du ihn vorher noch einmal sehen willst, möchtest du ihn morgen besuchen. Deine Schwester Resi habe ich auch kennen gelernt."

„Die Resi?" rief Alex verwundert. „Und wo?"

„Sie holte ihren Mann im Bureau ab.

Digitized by Google

Ein liebes, kleines Frauchen. Ich habe ihr versprochen, einmal zu ihr zu kommen. Sie hat eine Kriegsküche für brotlos gewordene Künstler eingerichtet. Da steht sie selbst hinter dem Anrichtetisch, und zwei ihrer Schwägerinnen und eine Nichte helfen servieren. Du, es ist doch fabelhaft, was hier alles geschieht!"

„Da weiß also die Resi von unsrer — unsrer Ehe?" fragte Alex.

„Wir haben es ihr gesagt — unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Erst war sie paff — dann fand sie die Geschichte kolossal romantisch. Und dann . . . also ich habe mich mit ihr angefreundet. Nun wollen wir weiter essen."

Sie klingelte und ließ den nächsten Gang bringen.

„Was hast du inzwischen gemacht?" fragte sie.

„Geschäftliches erledigt. Die Geschichte mit Stephan geordnet. Ich gab dir schon Andeutungen."

„Ja, ich weiß. Hat es Mühe gemacht?"

„Nein. Es war nicht so schlimm. Hat sich Jung erkundigt, wann du abreisen kannst?"

„Am fünfzehnten geht ein Dampfer von Amsterdam direkt nach Argentinien. Den will ich aber nicht nehmen."

„Warum nicht?"

„Es ist mir zu früh. Ich möchte noch ein bißchen in Berlin bleiben."

Nun hielt es Alex für angemessen, einen Fühler auszustrecken und zugleich einen Trumpf auszuspielen.

„Wir hatten doch aber verabredet . . .", begann er. Doch Daisy unterbrach ihn.

„Weiß ich alles," rief sie. „Paßt es dir nicht, daß ich noch bleibe, dann ziehe ich zu Resi. Karlfritz hat mir auch angeboten, zu seiner Gattin überzusiedeln. Sein Zimmer würde frei, meinte er, wenn er in den Krieg ginge . . ." Sie lachte lustig auf . . . „Ich habe überall liebe Verwandte!"

Alex legte Messer und Gabel hin.

„Sehr nett," sagte er. „Auf diese Weise würde unser unterhaltsames Geheimnis bald Familienmysterium werden . . . Was hat Jung über die Scheidungsfrage geäußert?"

„Er hat die Papiere geprüft. Dagegen ist nichts zu machen. All right! Aber die Sache geht, wenn ich abreise. Dann reichst du die Klage wegen böswilligen Verlassens ein — alles übrige macht sich ganz von selbst. Ob das nun heut oder morgen geschieht, ist schließlich gleichgültig. Das nächste Schiff möchte ich jedenfalls überschlagen. Es ist jetzt doppelt interessant in Berlin. Ich bitte dich, so etwas sieht man nicht alle Tage! Und daß ich eure Feindin bin, ist ein Reiz mehr."

„Bist du es denn?"

„Nein," antwortete sie unbefangen. „Wollte ich ja sagen, es wäre eine Lüge. Natürlich wünsche ich nicht, daß England besiegt wird. Das ist ja auch unmöglich. Aber daß ihr der andern beiden Mächte Herr würdet — ja, das wünsche ich. Denn ich leugne keinen Augenblick, daß meine Sympathien mehr auf eurer Seite stehen als bei Frankreich und Rußland. Vielleicht weiche ich dabei von der Mehrzahl meiner Landsleute ab — das ist sogar wahrscheinlich. Aber das liegt lediglich daran, daß ich dank meiner Opposition gegen Tommy doch erheblich mehr in deutsches Wesen eingedrungen bin als die meisten von uns. Es liegt auch daran, daß ich jetzt hier bin und nicht drüben. Man kann nur urteilen, wenn man durch eigene Anschauung unterstützt wird. Und es ist zugleich ein Hauptgrund für mich, mich mit der Abreise nicht zu übereilen. Wozu auch?!"

Dies gleichgültige ‚Wozu auch' ärgerte Alex.

„Wozu auch?" wiederholte er. „Du hast ja recht. Es ist reizvoll für dich, gewissermaßen von bequemer Loge aus Zuschauerin bewegter Ereignisse zu sein. Und da fragst du nicht erst danach, ob für mich die Sachlage nicht an Peinlichkeit zunimmt. Ich habe besonders darum gebeten, daß unser eigentümliches Verhältnis geheim bleibt. Deshalb brachte ich dich in einem Pensionat unter. Das paßte dir aber nicht — es war der gnädigsten Lady zu langstielig. Nun sitzen wir hier in Glanz und Glorie als — ich will mich zart ausdrücken — zum mindesten etwas unregelmäßig verheiratetes Ehepaar, und bei deinem leidenschaftlichen Bedürfnis, das Leben kennen zu lernen, wächst die Gefahr, daß uns Bekannte und Verwandte begegnen und natürlich Nachfrage halten werden nach der schönen Dame, die sich in meiner beständigen Begleitung befindet. Resi ist auch schon

Digitized by Google

eingeweiht: ein braves Geschöpfchen, aber ein Klatschmäulchen ersten Ranges. Binnen kurzem wird die ganze Sippe Bescheid wissen — und dann sickert die Geschichte weiter durch — und ich sehe schon überall ironisch, hämisch, auch mephistophelisch grinsende Gesichter ... und das paßt mir nicht. Also, Daisy, ich erkläre dir hiermit, daß mir das nicht paßt! Entweder — oder!..."

Der Kellner erschien. Daisy hatte geklingelt.

„Nehmen Sie ab und bringen Sie uns eine halbe Pommery," sagte sie. „Dann brauchen wir Sie vorläufig nicht weiter... Du bist doch auch für einen Schluck Sekt, Alex? Ich habe gerade Appetit darauf."

Alex war plötzlich von wütendem Widerspruchsgeiste erfüllt. „Gut," erwiderte er, „aber eine französische Sorte kommt mir nicht auf den Tisch. Bringen Sie eine Flasche Rheingold."

„Eine halbe?" sagte der Kellner.

„Eine Flasche!" rief Alex. „Sonst hätte ich eine halbe gesagt!"

Der Kellner entschwand, und Daisy zuckte die Achseln.

„Warum bist du denn so aufgeregt?" fragte sie. „Und warum änderst du so plötzlich deine Meinung? Gestern hast du mir noch erklärt, es sei lächerlich, alles Ausländische zu verbannen. Da forderteſt du dir englische Sauce bei Tische. Und heute willst du von der Champagne nichts mehr wissen, obwohl sie doch ihre Reize hat. Willst du auch dem Bordeaux entsagen?"

„Wahrscheinlich. Ich werde Antialkoholiker. Ich werde Temperenzler. Ich werde schon zu einer gewissen Übung im Entsagen kommen. Mein Optimismus ist gänzlich verflogen. Pessimismus ist Trumpf. Ich verneine nur noch. Wie Stephan."

Daisy lachte. „Gott sei Dank," sagte sie, „der Humor kehrt wieder."

„Galgenhumor. — Ich habe alles satt!"

„Du sprachst von einem Entweder — Oder. Inwiefern?"

Er lehnte sich über den Tisch.

„Ist dir das nicht klar? Entweder wir *sind* verheiratet — oder *nicht*! Dixi."

Der Kellner brachte den Schaumwein und wurde schleunigst wieder hinausgeschickt. Alex füllte die Gläser.

„Dein Wohl," sagte er und trank.

„Dankend erwidert," entgegnete sie. „Du fängst wieder die alten Torheiten an. Laß mich doch ruhig zu Resi ziehen."

„Nein," rief er, „das wünsche ich nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich dich behalten will."

Ein Zucken ging durch ihren Oberkörper.

„Oho! Du *willst*. So plötzlich?"

Er sprang hastig auf. „Meinethalben plötzlich. Nun ja — so etwas kommt zuweilen ganz plötzlich. Ich kann ohne Widerspruch nicht leben. Er treibt mich vorwärts, ist die Auseinandersetzung mit mir selbst, ist ein Faktor zur Klärung. Verstanden?"

„Ungefähr."

„Und siehst du: so erging es mir auch mit dir. Der Widerspruch gegen die Heirat war zunächst etwas Natürliches. Abwehr eines Spleens, die du zur Notwendigkeit erhobst. In der Folge Kampf gegen die wirkliche Notwendigkeit, über die ich immer hinaus will. Und als das Gebäude der Notwendigkeit zusammenbrach, weil überhaupt keine Fundamente da waren, begann die innere Auseinandersetzung. Drei Stadien. Trotz — Übergang zu frei schwebender Stimmung — Rückkehr zur Vernunft und Klärung. In diesem letzteren Stadium befinde ich mich augenblicklich."

Daisy nippte an ihrem Glase und nickte wohlgefällig.

„Das ist recht von dir," sagte sie. „Da kann man vielleicht auch vernünftig mit dir reden."

„Gewiß kannst du das — aber wenn du erlaubst: zunächst möchte ich weitersprechen. Auch zu Ende sprechen. Denn jetzt sind wir dahin gekommen, zu einem Punkte, auf eine Höhe oder in eine Niederung, in eine Verzwickung aller natürlichen Begriffe — kurzum in eine Sackgasse, da energisch Halt geblasen werden muß. Und zwar blase ich der Zeit entsprechend: Das *Ganze* halt. Abermals verstanden?"

„Nein," entgegnete Daisy. „Sei klarer."

Er fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er bekam einen roten Kopf. „Aber, Daisychen," rief er, „du bist sonst nicht so beschränkt! Soll ich mich denn noch drastischer ausdrücken?! Also gut. Ich will nicht mehr!"

„Was nicht?"

„Mich scheiden lassen!"

Sie erhob sich langsam. Sie stieg gewissermaßen in eine größere Höhe.

Digitized by Google

„Und warum nicht?"

„Weil ich dich liebe!" schrie er.

Das schrie er, und seine Hand fiel dabei auf den Tisch, daß die Gläser wie mißbilligend klirrten.

Nun zog Daisy sich ein wenig zurück, einen Schritt nur, doch es war, als wollte sie einen Abstand markieren zwischen ihm und ihr. Sie schlug auch ihren Kimono fester zusammen, so daß ihr weißer Hals nicht mehr sichtbar und das Spitzengekräusel des Unterkleides verdeckt wurde. Dabei lächelte sie immer noch liebenswürdig, freilich etwas von oben herab, aber ohne Verlegenheit: wohlwollend, freundlich, erheitert.

„Du hast eine närrische Art der Liebeserklärung," sagte sie. „Du schreist sie mir zu. Ich entsinne mich, daß andere zartere Töne fanden. Sie flöteten — du bist ein Bombardon. Aber es schadet nichts; vielleicht hast du deine Werbung dem kriegerischen Charakter der Zeit anpassen wollen. Ich kann nicht so antworten. Und was soll ich überhaupt antworten, kleines Mädele?!"

Da wurde er gewaltig unwirsch. Sein Sichgeben fiel in der Tat vollständig aus dem üblichen Rahmen jener Augenblicke, in denen das Glück des Empfindens zu Geständnissen drängt. Zartsinn, wo bleibst du? Alle Geister holder Poesie wichen entsetzt in Winkel und Ecken. Dieser Verliebte stampfte mit dem Fuße auf.

„Ich verbitte mir auf das entschiedenste solche albernen Redensarten," rief er heftig. „Es hat sich ausgemädelt. Ich habe keine Lust, von dir noch länger als — als Hanswurst betrachtet zu werden. Der Mann fordert Antwort. Liebst du mich? Ja oder nein ...?"

Sie sah ihn an: zuerst fast erschrocken, aber dann ging rasch eine Wandlung über ihr Gesicht. Es zuckte und züngelte um die Mundwinkel, über die Stirn, um die Augen. Sie hielt an sich, doch alle Kraft der Selbstbeherrschung zerschellte unter der Komik des Moments. Sie pruschte heraus, sie lachte — und lachend ließ sie sich in einen Sessel fallen.

„Alex, verzeih ... Lieber Junge, verzeih! ... Ich muß lachen! Könntest du dich nur selber sehen: dieses grimmige Gesicht, diese flammenden Augen, dieser zornbebende Mund, der mir in lodernder Wut die Frage entgegenschleudert: Liebst du mich?! ... Nun paß einmal auf. Ich will doch versuchen, dir im Charakter deiner Frage Antwort zu geben. Also gib acht ..." Sie erhob sich wieder, sammelte finsteren Ernst auf ihren Zügen, dräuete mit den Brauen und schrie ihm entgegen: „Donnerwetter ja! Schockschwerenot, Mensch — ich liebe dich! ..."

Ihre Stimme, ungewohnt dieser Tonlage, schnappte über. Doch die Disharmonie war für Alex köstliche Musik. Sein ganzes Gesicht war in Sonne gebadet. Sein Blick umstrahlte sie — und nun lachte auch er: glückselig wie ein beschenktes Kind und stürzte ihr entgegen.

„Daisy, meine ..."

Aber er kam nicht weit. Sie streckte beide Arme aus und spreizte die Finger. In jähem Wechsel schattete schroffer Ernst ihre Augen.

„Halt, Alex!" rief sie. „Gewiß, daß ich dich lieb habe. Bubi, das weißt du ja auch und hättest nicht erst fragen brauchen. Wir wollen uns nicht gegenseitig täuschen — wollen wahr sein. Aber zum Wahrsein gehört mehr als ein Geständnis dessen, was wir längst wissen: gehört auch die Einsicht ... Wie denkst du dir eine Ehe mit mir? ..."

Sie setzte sich von neuem. Sie hatte ruhig und gelassen gesprochen, keineswegs herbe im Ton, doch in so überlegener Abwehr, daß Alex das Gefühl hatte, als stehe er unter einem eisigen Wassersturz.

Er war sehr blaß geworden, faßte sich aber sofort. Das Beisichselbstbleiben war ihm zur Übung geworden: ein aristokratischer Stolz tat das übrige, sich nicht von der Leidenschaft treiben zu lassen. Sein Mundwinkel bog sich zu einem schwachen satirischen Lächeln.

„Närrische Frage," entgegnete er. „Was soll ich dir darauf für eine Antwort geben? Wir haben uns lieb: das ist das erste Anrecht auf eine glückliche Ehe."

„Zweifellos. Und wenn ich so zurückdenke, Alex: wir waren ein dutzendmal nahe daran, das auszusprechen. Aber irgend etwas kam immer wieder hindernd dazwischen: eine Art Gegenströmung, die uns zur Vorsicht mahnte. Eine gewisse Unsicherheit, ob das, was uns anzog, ge-

Digitized by Google

nügen würde für die Dauer — für Lebenszeit. War es nicht so?"

„Wenn ich es auch zugeben will: woran lag es? An unserer Neigung zum Deuten und zur Kritik, zum Zergliedern der Gefühle — an der Torheit, daß wir das Intellektuelle immer in den Kreis der Empfindungen rücken wollten. Die Theorie ging uns über alle Frische des Lebendigen. Seien wir doch froh, daß das nicht mehr so ist! Eine Erkenntnis kommt nie zu spät."

„Es fragt sich nur, ob sie die richtige ist. Eine Erkenntnis beherrschte uns längst, bewußt oder unbewußt: daß in der Tiefe unserer Freundschaft eine zärtliche Neigung schlummert. Die mußte sich entwickeln in der engen Nähe unseres Lebens, in dem beständigen Beieinandersein — und ich sah sie auch kommen und fürchtete sie. Ich habe unsere Freundschaft zu übertreiben gesucht — ich drückte sie geflissentlich zu einer Verzerrung herab, um hinter dem Grotesken Schutz zu suchen, denn mir fehlte der Mut zum Bruche, der das Beste gewesen wäre."

Alex warf den Kopf zurück. „Daisy, was sprichst du da?!" rief er erregt.

„Die Wahrheit. Alex, wir wollen ruhig bleiben. Das Ganze halt — du hast schon recht ... Ich entsinne mich: ich sagte dir einmal, daß deine Freundschaft mir erst das Herz erschlossen hat. Du hast mir mehr gegeben, als ich dir wiedergeben konnte. Dazu reichte meine Kraft nicht aus. Alle meine Versuche, dich umzuschaffen, schlugen fehl. Ich weiß auch, warum. Weil ich zu sehr Weib bin. Ich kann mich selbst fest in die Hand nehmen — o ja, das kann ich; aber ich werde schlaff und weich dir gegenüber. Ich bin nicht die, die du brauchst ..."

Alex hatte aufmerksam zugehört. Er begriff sie nicht. Das sprach er auch aus.

„Wir haben uns immer ganz gut verstanden," sagte er. „Aber jetzt bin ich fassungslos. Was willst du? Soll das, was du halb zu verschleiern suchst, heißen: wir passen nicht zueinander? Das haben wir uns schon einmal zugerufen — gegenseitig. Und ich habe es mir selbst wiederholt. Man kann ja auch bei einem Unsinn starrköpfig werden. Wozu die überflüssige Beredsamkeit, Daisy? Mach' es kurz, wenn es sein muß. Bestehst du auf der Trennung? Ich bitte nochmals um ein Ja oder Nein!"

„Ja," sprach sie hart, „ich will die Scheidung. Ich weiß, daß sie auch unsere Freundschaft zerreißt. Sei es. Diese Ehe würde mir das letzte an Selbständigkeit, an Entwicklungsfähigkeit nehmen. Wir leben nicht nur dem Herzen. Alle Wärme des Gefühls wird mir nicht ersetzen können, was ich an Sicherheit und Stärke verliere. Ach, Alex, soll ich denn wiederholen, was ich dir oft genug vorgeworfen habe! Daß dein Streben nach Unabhängigkeit nur Meinungssache, dein Haschen nach Stimmungen nur seelische Schlaffheit, dein individuelles Ausleben ein Dasein an der Oberfläche ist?! Zwei Jahre lang habe ich lächeln können, wenn du in beschaulicher Selbstbespiegelung deine Begabung vor der Welt abzusperren suchtest — wenn dich die Menschheit zu klein dünkte für deine eigene Größe — wenn du jede innere Notwendigkeit leugnetest, weil sie deinen Ätherflug störte. Aber nun lächle ich nicht mehr. Ich bin eine viel Fremdere in diesem Lande als du es bist, und leugne es gar nicht, daß ich mich anfänglich mit feindseligen Blicken umgeschaut habe. Aber das Ungeheure, das sich hier ereignet, dieses wachsende Weiter- und Größerwerden, das hat auch mich gepackt. Dich rührt es gar nicht. Oder wenn dich etwas rührt, so ist es höchstens ein Unbehagen vor dem Ernst der Zeit, die Sorge um deine Bequemlichkeit. Nun scheiden sich auch die Geister — und deshalb ..."

Sie stand auf und machte eine Bewegung mit der Hand. Sie zog eine Linie der Trennung.

Eine grenzenlose Bitterkeit schnürte Alex beinah die Kehle zu. Das Sprechen wurde ihm schwer. Er verbeugte sich.

„Gut," sagte er. „Ich sehe, daß nichts mehr zu hoffen ist, und — bettle nicht ... Und was nun? Ich denke, dies trauliche Leben Wand an Wand wird sich kaum weiterführen lassen."

„Du hast recht," erwiderte sie müde. „Es muß manches anders werden. Ich habe auch nötig, mich einzuschränken. Ich will noch einmal zu Resi fahren ..."

Und dann war sie aus dem Zimmer. Ihm schien, als sei sie plötzlich verschwunden. Sein umflorter Blick sah sie nicht mehr.

Digitized by Google

Er sammelte seine Gedanken. Er trank hastig ein Glas Sekt. Dann schaute er auf die Tür, durch die sie abgegangen war, und sagte lächelnd zu sich selbst: ‚Exit rechts. Aktschluß. Ausgezeichneter Abgang ...' Aber das Lächeln war matt, und der Scherz klang ihm schal.

Nun griff er zu seinen Zigaretten. Nach den ersten Zügen wurde er ruhiger. Ein Ende konnte das noch nicht sein. Sie war viel zu hastig gewesen, viel zu rasch hatte sie von dem endgültigen Bruch gesprochen. Und die Begründung — war sie nicht lächerlich?! So alte Freunde trennten sich doch nicht wegen eines Streites um Begriffe! ...

Gott bewahre — es mußte anderes dahinterstecken. Ihm fiel ein, daß sie in eigentümlicher Erregung von ihrem Besuch bei dem Rechtsanwalt zurückgekehrt war. Daß er stundenlang hatte auf sie warten müssen. Daß sie ihm als Grund ihrer Verspätung erklärt hatte, sie hätte sich verlaufen. Droschken und Autos halten an allen Straßenecken ... Es war auch merkwürdig, daß sie gar keine Eile hatte, Berlin zu verlassen. Sie drängte auf Scheidung — aber sie gab sich Zeit. Und schließlich diese plötzliche Anfreundung mit Resi Jung. Alle Wetter, ist es denn richtig, in das Haus der Schwester des Mannes zu ziehen, von dem man sich trennen will? Gerade zu dem Rechtsanwalt, der den Scheidungsprozeß gegen sie übernommen hatte? — Auf derlei Kreuz- und Querschritte im Leben war es ihr ja sonst auch nicht angekommen. Ganz und gar nicht. Sie hatte es immer vorgezogen, über die Gültigkeit gesellschaftlicher Satzungen mit spöttischer Miene hinwegzuspringen, hatte sich nie zusammenschmieden lassen mit dem Sklavenvieh der großen Herde, hatte hinweggeräumt, was sie hinderte und auf das Urteil der Welt lustig gepfiffen. Sie war genau so gewesen wie er — und nun warf sie ihm ihren eigenen Wesensinhalt an den Kopf, daß alle Götter und Götzen zerklirrten ...! Gut — sie hatte zuweilen gespöttelt über seinen Ästhetizismus — aber hatte denn nicht immer ein neckisches Spiel der Gedanken zwischen ihnen geherrscht? Warum auf einmal dieses tragische Pathos? Und dieses vorwurfsvolle Hindeuten auf den Ernst der Zeit? Mein Gott, er war ja nicht fühllos! Nein, das war er nicht. Nur so — nur so zu fühlen wie die Masse, das war ihm zeitlebens schwer gewesen ...

Sein Blick fiel wieder auf die Seitentür. Da lag ihr Schlafzimmer.

Er trat rasch näher und klopfte an.

„Daisy," rief er.

Keine Antwort. Er klinkte die Tür auf und stand nun zum erstenmal in dem Schlafgemach seiner Frau, seit sie das Hotel bezogen hatte. Drüben das Bett, gegenüber die Toilette mit allerlei Glitzerndem, Kristall und Silber — ein riesiger Spiegelschrank an einer Wand, ein Sofa, ein Tischchen und ein paar Polstersessel an der andern. Auf dem Tischchen lag eine mit rascher Hand aufgerissene Broschüre: das Weißbuch der deutschen Regierung in englischer Sprache.

Aber es war kein Mensch in diesem Zimmer, durch das ein feiner Duft ging: kein bestimmtes Parfüm, eher der Odem gepflegter Weiblichkeit.

Alex spürte ein Zittern der Nerven, ein feines Streicheln von Sammet auf der Haut. Er öffnete das Fenster. Dann schellte er der Zofe.

„Ist die gnädige Frau ausgefahren?" fragte er.

„Ja, gnädiger Herr," antwortete das Mädchen, „so etwa vor zehn Minuten ..."

(Schluß folgt)

Der Liebende

Über deiner Sehnsucht und der meinen
Steht das gleiche Ziel.
Aber wann wirst du dich mir vereinen?
Ach, ich finde keinen
Ausfluß für mein drängendes Gefühl!
Und ich fürchte, daß ich drin ertrinke.
Du, mein Blut geht schwer.
Nur, daß ich dir manchmal winke,
Hält mich, daß ich nicht versinke,
Aber lange nimmermehr. —

Gustav v. Festenberg-Packisch

Digitized by Google

Heidespuk

Ballade von Aug. H. Plinke

Ihr Trauerlied dröhnt keine Glocke vom Turm,
Nur über die Heide stöhnt der Novembersturm.
Rabenschwärme umkreisen mit schwerem Flug,
Vom Winde gescheucht, den wandernden Leichenzug;
Sie krächzen hart ihr übeltönig Lied,
Das einz'ge, das mit der Toten die Wege zieht.
Voran geht ein alter Pfarrer im schwarzen Talar,
Lang im Winde flattert sein weißes Haar.
Acht Männer tragen keuchend den schweren Schrein,
Acht gehen nebenbei und acht hinterdrein,
Bürger von Walsrode im Abendmahlskleid,
Träger sind es der Last, nicht Träger von Leid.

Es laufen durch die Heide der Wege viel,
Sie irren und wirren wie blindes Zufallsspiel,
So wie die Pfade des Lebens, die wir gehn,
Wo Ziel und Ende unsere Augen nicht sehn.
Nur der dort oben schaut über der Wege Netz,
Nur er kennt ihre Ordnung und ihr Gesetz.
Die dort im Sarge ruht starr und weiß, —
Auch sie ging irre, wanderte um im Kreis:
„Prinzessin von Ahlden" hat sie das Volk genannt,
Ihr Sohn ist König auf dem Throne von Engelland,
Ihre Tochter ist in Preußen die Königin,
Die Mutter fährt zu Grab wie eine Bettlerin.

Und war doch des Herzogs von Celle letzter Sproß; —
Der Kurprinz holte sie heim ins Leineschloß.
Doch über die Ehe schatteten Wolken her,
Ferne grollte der Donner unheilschwer.
Und es kam eine dunkele schlimme Julinacht,
Da entluden sich die Wetter in grimmer Schlacht.
Der ihr Flucht aus verhaßter Ehe wies und bot,
Lag nachts vor ihrem Gemache blutend, tot,
Ihrer Kindheit Freund, Königsmarck, der Graf,
Den eines Söldners Schwert ins Herze traf.
Sie kniete neben ihm nieder, eh' denn er starb,
Sie weinte um seinen Tod, der ihr Leben verdarb.

Sein Blut an ihrem Kleide zeugte gegen sie,
Haß wies auf die Flecken, spie und schrie.
War es aus reinem Herzen Freundesblut?
War es gehitzt im Fieber sündiger Glut?
Sie ging durch der Feinde Reihen, durch schlimmes Gericht,
Frieden im Herzen, Frieden im schönen Gesicht.
Frieden nahm sie mit in des Schlosses Haft,
Frieden der Seele gibt Stille, Stolz und Kraft.
Doch um das Ahldener Schloß, um Haus und Tor
Wuchs des Hasses Dornenhecke empor,
Hinter ihr versanken Krone und Thron,
Durch ihr Gestrüpp drang keiner, nicht Tochter, noch Sohn.

Ein drittel Jahrhundert — die Hecke wuchs und trieb,
Bis der Tod mit der Sense eine Lücke hieb.
Heute trug man den Sarg durch das enge Loch,
Aber die Hecke steht hoch, — sie wuchert noch!
Nun ist die Büßerin jenseits von Hecke und Dorn,
Sie fühlte keinen Haß, keines Menschen Neid und Zorn.
Einst zog sie aus und suchte draußen das Glück, —
Irrte im Kreise zur alten Heimat zurück.

Digitized by Google

Was sie in Schmerzen dreißig Jahre begehrt,
Die Heimkehr zu Vater und Mutter, ist ihr gewährt.
Dumpf aus der Celler Kirche weht Moderluft,
Die Tür steht offen, es wartet die Welfengruft.

Der Sturmwind zerrt am Leilach mit hartem Griff,
Das bauscht wie ein schwarzes Segel am Trauerschiff —
Da hält der Pfarrer an, seine Rechte zeigt
Hinauf, wo von dem Wege ein Pfad sich zweigt.
Die Träger bleiben stehn und einer fragt rauh:
„Herr Pastor! Watt schall dat bedü'n? Wo schütt wie hentau?"
„Ihr folget mir fünfzig Jahre und habt's nicht bereut,
Der Vater nicht und der Sohn. Folgt mir auch heut!"
Die Männer stapfen weiter durch Heide und Sand;
Da blitzt aus Bäumen der Aller weißes Band.
Der Pfarrer ruft: „Stellt hier die Bahre ab.
Hier in geweihter Erde wartet ein Grab!"

Ein Hügel und eine Eiche, von Efeu umstrickt;
Der Baum ist tot, der Efeu hat ihn erstickt. —
Und wie die vierundzwanzig im Kreise stehn,
Spricht der Greis: „Wir beten! — Doch hört, für wen.
's war 94, am Sieben-Brüdertag,
Da tat's an meine Türe einen harten Schlag.
Jobst, euer Vater, klopfte mit zitternder Hand,
Raunte leis, was er beim Fischen fand,
Eines Mannes Leiche, die im Wasser trieb
Und dort in seinem Netze hängen blieb. —
Wir schritten beide hierher im Abendlicht —
Am Ufer lag es, — o, armes entstelltes Gesicht!

Kein Name, kein Zeichen! Nur an der geballten Hand
Ein Siegelring — und — das Wappen hab' ich erkannt.
Nicht im alten grauen Schlosse ward ihm das Grab,
In der Leine Wasser warfen sie ihn hinab.
Wir schaufelten ihm die Gruft und warfen sie zu
Und beteten still für Königmarcks Seelenruh.
Schuld und Buße der Liebe mißt Gott allein!
Keiner, der Reue kennt, hebt leichtlich den Stein.
Verleumdung ist wie Totschlag und Haß ist Gift.
Wehe dem, der die Unschuld ins Leben trifft!
Dreißig Jahre hab' ich die Frau hier gekannt
Und hebe für ihre Reinheit meine Hand!"

Und wie er schwörend sie hebt, da hebt sich vom Sarg
Die schwarze Decke, die ihn dem Auge barg,
Steil empor, als ob ein Arm sich reckt,
Der aus dem Schrein drei Finger zum Schwure streckt.
Dann sinkt das Tuch. Alle starren im Schreck. —
Endlich hebt einer das Tuch vom Sarge weg.
Fünfzig Augen spähen: keine Schraube wich,
Jede Fuge fest und dünn wie ein Strich.
Und als sie wieder im engen Kreise stehn,
Klingt laut das Vaterunser in Sturmeswehn.
Und wie ein Loblied weit über Raum und Zeit
Erhebt sich's: „Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit." —

Gleich einem Schatten die krausen Wege dahin
Zieht der Schrein mit der fürstlichen Büßerin.
Die Heide liegt schwarz, bald lacht sie in Blüten rot,
Denn über Grab und Nacht, Vergehen und Tod
Waltet siegreich der ewigen Gnade Kraft,
Die immer neues Leben und heilige Wunder schafft.

Digitized by Google

Der Brief

Gemälde von Josef Kühn jr.

(Im Besitz des Herrn Oberst Ludwig David in Innsbruck)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Vor La Bassée

Kriegsbriefe eines Malers. Vierte Folge

Mit sechzehn Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl

Vorwort zu den Feldpostbriefen an meinen Sohn in Rußland
(S. 396—404)

Sababurg, im August 1915

Von dem Fenster des sonnigen Stübchens schweift der Blick über den Waldwinkel, der mit der Zeit so fest verquickt mit meinem Leben ist, wie das große heiße Ringen, dem ich für kurze Tage entfloh, um hier im Reinhardswalde Stille und Einsamkeit zu genießen.

Unter dem Fenster plätschert über rote Kiesel die kleine Donne, deren Kraftborn am Fuße des Stauffenberges entquillt. Über die Kiesel wippt ein Bachstelzenpaar. Dann kommen unsere Tauben vom Dach geflogen und baden sich. Eine Forelle springt hoch aus dem Bache — dort, wo die alte Weide ihn ganz beschattet und Erlenbüsche kaum noch die Sonnenstrahlen durchlassen.

Wohlige Ruhe über der saftigen Wiese jenseits des Baches. Es will Abend werden. Aus den mächtigen Eichen ist sacht ein Sprung Rehe getreten, um auf der Trift zwischen Wald und Stoppelfeld zu äsen. Das alles so still, ein Bild unbeschreiblichen Friedens. Und der Gegensatz zu dem ewigen Geschützdonner, dem Heulen der Minenwerfer und dem rollenden Infanteriefeuer macht diesen Waldfrieden hier fast unwahrscheinlich herrlich.

Jetzt tönt eine helle, frische Knabenstimme aus dem Felde rechts herüber. Es ist unser Heini, den ich kenne, seit seine Mutter ihn im Tuche auf dem Rücken trug, wann sie in Küche und Garten hantierte. Jetzt, zehn Jahre alt, treibt er mit drei Pferden den Pflug durch den Acker. Vorige Woche hat er sechzehn volle Kornfuder vom Gottsbürener Felde hereingefahren. Deutlich gibt der schattige Waldrand dort oben sein Hott und Hü zurück. Wie wird dir der Feierabend schmecken, lieber Junge! Dein großer Bruder sitzt in England. Sie haben ihn bei Neuve Chapelle eingefangen, den strammen Oberjäger. Nun stapfst du da an seiner Stelle hinter den Pferden her, und eine Furche wird immer gerader als die andere.

Mannschafts-Unterstand

Digitized by Google

Karl Schmidtke,
der Fahnenträger des II. Bat. Infanterie-Regmts. 13

Du arbeitest unermüdlich. Und du weißt, wen du nun Tag für Tag zu vertreten hast. Der Bruder weit, weit fort. Der Vater keiner von den jüngsten mehr. So ziehst du vom frühen Morgen nun schon deine Furchen zum Walde hinauf und zur Donne hinunter. Und dein helles Hottehü klingt am Abend noch so frisch wie am frühen Morgen. Und die alten Eichen da oben, die dich heranwachsen sahen, wie ich, sie stehen, und ihre Wipfel, in denen sich jetzt die Gabelweihe niederläßt, schauen still herab auf dein sich mehr und mehr bräunendes Stoppelfeld und geben jeden Ton deiner klingend reinen Knabenstimme weich und melodisch wieder.

Ziehe du deine Furchen in Ruhe weiter, lieber Junge. Euer stilles Waldtal wird von seinem gewaltigen Eichenwalde gehegt und umstanden.

Und weit dort hinten: in Ost und West, in Nord und Süd stehen die Männer eurer Reinhardswalddörfer im furchtbaren eisernen Ringe und sorgen schon dafür, daß du hier in Frieden deine Jungenkräfte regen kannst.

Wir alle hier haben unsere Freude an deiner Tüchtigkeit, an deinem Eifer.

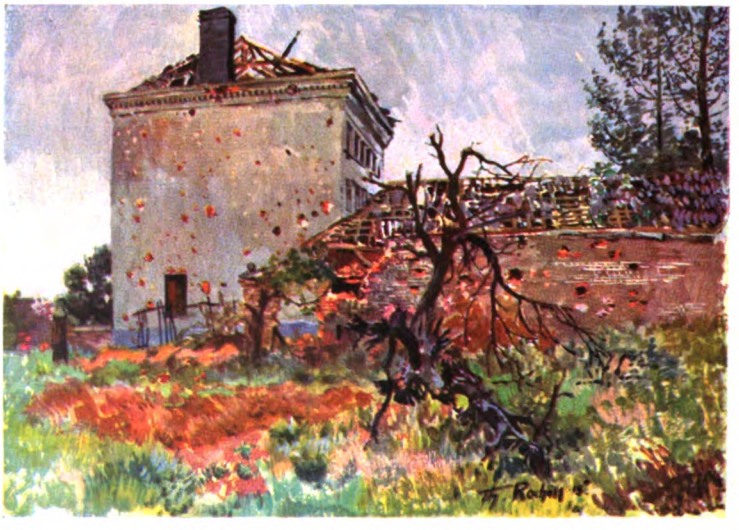
Es fällt, am gemeinsamen Abendtisch, wohl einmal eine leise Klage. Dein Eifer für die Schule in Gottsbüren da unten soll nicht ganz und gar Schritt halten mit deinem Eifer zwischen Wald und Donne.

Nun — du wirst der einzige nicht sein. Und — nicht wahr: gut Ding will Weile haben. In jungen Jahren trat plötzlich der Ernst des Lebens an dich erschütternd heran. Erst kam der Bruder zurück, verwundet. Dann eilte er frohen Muts zurück zu unserm westlichen Schützengraben. Und nun — ein Gefangener. So wird aus dir früher ein Mann gemacht, als in der Kraft der Schule liegt.

Ein jeder, der da auf der Straße von Beberbeck oder von Bursfelde vorüberwandert an deinem Felde, freut sich über dich. Und nicht am letzten ich, der ich ab und zu meine Feder hinlege, die Augen zur Seite wandern lasse und dir zusehe.

Nur gemach, Heini. Es gibt Männer noch genug in den Fronten rechts und links, die Tag und Nacht auf Mittel sinnen, daß auch du ausruhen kannst einmal von deinem gottwohlgefälligen Tun und Treiben. Daß deine kleinen Hände wieder schwieligen, harten Männerfäusten Platz machen können.

Pflüge nur, pflüge! Du bist von der echten, rechten deutschen Art und wirst mit demselben Geschick einmal, wenn's dann sein muß, Säbel und Gewehr handhaben. Lieber Heini, mein guter deutscher Junge, dessen bin ich ganz gewiß.



Wirkung einer schweren englischen Granate

Digitized by Google

Bei einer Artillerie-Munitionskolonne

Digitized by Google

Sn., Anfang Juni

Lieber Karl!

Du haſt ſo oft Dich darüber beklagt, daß man Dir ſo wenig eingehend ſchriebe, dort hinüber, wo Ihr Ulanen zähe Wacht haltet, daß der Ruſſe nicht ausbrechen kann aus ſeiner Feſtung. Es ſoll nun anders werden. Nicht regelmäßig, aber — ſo oft als eben meine Zeiteinteilung irgend erlaubt, ſollſt Du auf dem laufenden gehalten werden.

Zerſchoſſenes Haus in Herlies

Ihr werdet dort oben wohl ähnliche Schützengräben und ähnliche Unterſtände haben wie wir. Das luſtige Draufgehen und das prächtige Reiterleben ſind nun ſchon lange Zeit zum Stillſtand gekommen. Du ſchreibſt von Radieschen, die Du ziehſt für eure dritte Schwadron. Iſt ja famos. Laßt ſie Euch gut ſchmecken. Auch darin haben wir's gleich.

War kürzlich eine Nacht und einen Tag in unſerm Schützengraben. Den Zugführerunterſtand, in dem ich zur Nachtzeit freundlich aufgenommen bin, findeſt Du demnächſt in den „Monatsheften", wie den Unterſtand der Herren von der 8. Kompagnie.

Ich bin noch keinen Tag der Anſicht geweſen, wie ich ſie von Kollegen habe äußern hören: daß die Schützengräben ſich an allen Ecken und Enden ähneln. Genau das Gegenteil ſtimmt. Mit welcher Liebe und welchem Geſchmack iſt der Unterſtand ausgebaut, in dem ich unterſchlüpfte. Und ſo ſauber wie draußen ſieht er drinnen aus. Was an unzerbrochenem Hausgerät hinter der Front und rechts und links der Kolonnen- und Anmarſchwege noch aufzuſtöbern und von engliſchen Granaten vergeſſen war, iſt nach den heißen Kampftagen von Neuve Chapelle, dieſen Ehrentagen des Regiments 13, in ſeinen Unterſtänden zuſammengetragen. Und keiner gleicht dem anderen, und Du würdeſt ſtaunen über dieſe urbehaglichen Winkelchen, wenn Du durch die der Morgenſonne weit geöffneten Türen hineinſchauen könnteſt in das Innere. Hier tickt ein kleines Wanduhrchen. Ja, in einem Unterſtand ruft laut ein Kuckuck die Zeiten ab.

Allerhand Tapeten, teils im Jugendſtil, an dem wir einmal alle krankten, teils in altmodiſchen Farben und Formen. Teppiche, wenn auch vielleicht nicht immer ganz ſtichhaltig, dämpfen den Schritt. In der Ecke das Telephon weckt leiſe, ganz leiſe. Eine Feldmaus ſucht ſich die Krumen, die von der Herren Tiſche fielen.

Und draußen — ja da heulen Granaten hoch über die Stellung hinweg, oft ſo dicht, daß man faſt meint, im Augenblick müßten dieſe Ungetüme zuſammentreffen. Die Aufſchläge der engliſchen Gewehrſchüſſe klingen rechts und links in den harten Sandſäcken wie Peitſchenſchläge oder zerfetzen die Obſtbäume, die um die alten Katen herumſtehen, dicht hinterm „Wohngraben".

Offizier-Unterſtand im Schützengraben

Doch, Karl, wozu noch Dir das alles ſchildern? Wo Deutſche hauſen, iſt überall gut wohnen. Da gibt's überall Blumen und andere heimliche Dinge.

Trotz all dieſer Idyllen beſteht der leb-

Digitized by Google

hafte Wunsch, daß ihr dort oben Petersburg und die umliegenden Dörfer recht bald attackieren und einnehmen möget, dann aber schleunigst herüberkommt, um die hiesigen feindlichen Unterstände Euch etwas näher anzusehen und das dahinterliegende Gelände einschließlich Paris und Calais.

Herzlichen Gruß an die alte liebe dritte Schwadron, die in langen Friedensjahren mir so manchen schlanken, verwegenen Reiter zum Modell stellte.

Dein treuer Vater
Th. Rocholl.

Sn., 7. 6. 15.

Lieber Junge!

Bin nun mal ein Glückspilz als Schützengrabenmaler. Kommt da vor kurzer Zeit das Regiment durch unser Dorf marschiert, das dazu bestimmt war, das Regiment 55 im Schützengraben für kurze Zeit abzulösen. Und oben auf der Protze einer Maschinengewehrkompagnie sitzt da jemand, der ruft: „Guten Tag, Herr Rocholl.“

Wer war's: Heinrich Lütgen. Lütgens wohnten uns doch damals in Golzheim gegenüber, und Ihr beide habt Euch redlich mit den Lütgens' Jungens geschlagen und vertragen.

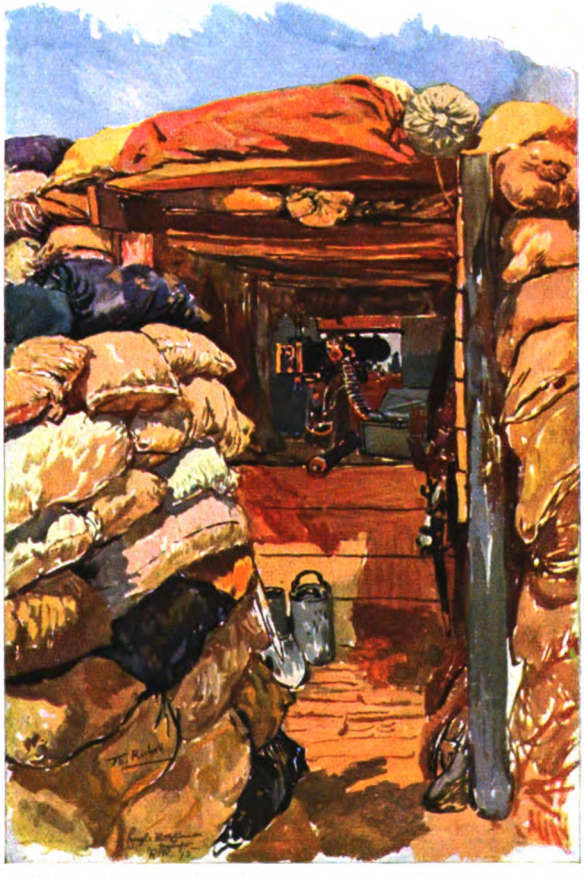
Der holte mich gestern im Morgennebel in Sn. ab, um mich in den Schützengraben seines Regiments zu leiten. Und dort war's herrlich. Die Leute hatten die durch englische ‚Dicke‘ etwas mitgenommenen Gräben und Unterstände bereits gesäubert. Die Sonne schien heiter, und überall sah man, trotz Minenwerfern und Schrapnells, lustige Gesichter. Ich malte ein erbeutetes englisches Maschinengewehr. Dann einen jungen Burschen aus Hagen und endlich einen Prachtkerl aus Vörde bei Hagen, der schmunzelnd in seinem Unterstande saß, wo's so behaglich schattig war, einen Karton mit der Wurst im Arm. Alle Burschen aus seiner Gemeinde kriegen jeden Monat von Gemeinde wegen eine Liebesgabe.

„Na,“ sage ich, „das ist man nicht viel — alle Monate so ein Kartönchen.“

„So,“ meint er, „das ist nicht viel, bei 250 Mann? Und dann gibt's noch immer ein gedrucktes Gedicht von unserm alten Rektor Hackstein dabei. Erst waren's meist lustige, aufmunternde Gedichte. Jetzt, wo wir auch mit Italien Krieg kriegen — da schreibt er immer ernste Sachen und ermahnt uns zur Ausdauer und daß wir unsere Pflicht sollen tun.“

Wenn meine alberne rechte Hüfte nicht wäre, der der Krieg ziemlich zusetzt, Karl — ich glaube, ich hätte längst eine Schützengrabenwanderung von Westende bis zur Schweizer Grenze unternommen. So bin ich wenigstens darum eingekommen, zu Wagen nach der Nordsee zu reisen. Und auch dies wird schön werden.

Für heute weißt Du genug. Und ich hoffe, daß Du mir bald ausführliche Russenbriefe schreiben wirst.



Erbeutetes englisches Maschinengewehr, in einen deutschen Schützengraben eingebaut

Sn., 20. 6. 15.

Lieber Junge!

Das war gestern und vorgestern eine herrliche Fahrt. Von der fünften Schwadron 16. Ulanen ist mir ein ganz famoser ausdauernder Brauner gestellt worden und dazu ein Gefreiter Kaiser aus Neundorf bei Güsten im Kreise Bernburg. Nun mußte ich doch mein Gefährt einfahren, ehe ich die weite Tour nach Ostende antreten kann, zu der die Bewilligung eingelaufen ist.

Erst sind wir einige Tage hin und her in die Umgegend geflitzt und haben geschaut und gemalt, was wir fanden, wobei ich stets

Digitized by Google

Blick auf den Höhenzug von Vimy bis Givenchy (Souchez) während eines starken Artilleriekampfes

im Auge haben mußte, mir möglichst viele Studien als Grundlagen und Hintergründe für die kommenden Bilder zu verschaffen.

Und vorgestern, Karl, spannten wir unsere Flügel aus und es ging nach Lens, aus welcher Richtung Tag und Nacht sehr starker Geschützdonner herüberdröhnte. Wunderbar fuhr sich's da zwischen den blühenden, strotzenden Feldern hindurch. Überall begegneten uns fröhliche Gesichter. Bis wir in Lens einfuhren. Da begegnete uns der erste Trupp meist leichter Verwundeter, dem dann, als wir die Stadt durchquerten, weitere Trupps folgten, vom weißen Kalkstaub der Gräben überzogen, die Binden blutig, die Gesichter blaß. So fuhren wir dem Geschützdonner zu, und bogen kurz vor unserm alten Angres links ab, einem Sanitätswagen folgend. Kamen dann auf eine Höhe, die eine weite Umsicht bot auf den langen Höhenzug von Vimy, wo ich voriges Jahr die Bayern-Division besuchte, bis Givenchy und La Roulette. Der Boden zitterte buchstäblich von den Einschlägen der französischen Granaten, und die Lorettohöhe erstickte in Rauch und Gasen unserer Mörser und Haubitzen. Es war ein unbeschreiblicher Anblick. Spannten dann in einem Bauerngärtchen unsern Braunen aus. Und während Kaiser ihn grasen ließ und sich mit Infanteristen unterhielt, machte ich mich mit meiner Mappe auf zu einem Wäldchen, zu dem Munitionskolonnen rasselten.

Unsere Batterien dort mußten schon längst entdeckt sein. Ehe ich sie fand, mußte ich mich geradezu durchwinden durch große und kleine feindliche Trichter. Nicht zehn Schritte gab's ein Gradeausgehen. Und malerisch genug standen sie da, die schwarzen Ungetüme, die Mörser, mitten zwischen dichtem Gebüsch.

Aber ehe ich mich heranfand, kam ich an tiefen Höhlen der Mannschaften vorbei, in die auch die Liebesgaben unserer „fleißigen Bertha" nicht eindringen würden. Davor aber hatten sie sich kleine Lauben gemacht, Tische darin, und spielten Skat, als ob sie in der Sommerfrische wären und in tiefstem Frieden. Fragte dann bei den Mörsern, wo ihr Beobachtungsstand sei. Man sagte ihn mir nicht gleich, sondern erbot sich, mir einen Kanonier mitzugeben, der mich hinführen sollte.

Als wir beide dann bei Kaiser und dem Braunen anlangten, fand ich das Artilleriegefecht auf dem linken Flügel in vollem Gange, klappte das Verdeck meines Dogkart hoch und fing an unsere Granateneinschläge auf den Höhen westlich Vimy zu malen, schickte aber den Kanonier zum Batterieführer, ich würde mir gleich erlauben zu kommen, legte mich dann (wir waren stundenlang in der Sommerhitze gefahren) ein wenig ins hohe Gras des Bauerngärtchens und zog unsere Pferdedecke über mich.

Da hörte ich eine Stimme: „Na, wo ist denn der Maler?" Kaiser antwortete: „Er schläft dort. Soll ihn um drei wecken."

Dann wieder still. Um drei Uhr aber stand der Batteriechef vor mir, gefolgt von

Digitized by Google

seinen zwei Offizieren. Alle drei unterzogen mich einer eingehenden Okularinspektion. Ich wurde, in aller Höflichkeit, um einen Ausweis gebeten, da die Inspektion nicht gerade bestrickend gewesen sein konnte — war vom Staub der Landstraße ziemlich mitgenommen, hatte meine Manchesterreithosen an (mein Fluch ihnen) usw.

Mein Ausweis war immer noch der von unserm ehemaligen Kommandeur des 7. Armeekorps, der schon zu Beginn des Feldzuges eine andere Armee bekam. Dazu war er durch das anfänglich unzählige Vorzeigen etwas unscheinbar geworden. Den vor einigen Tagen erhaltenen Ausweis unseres Armeekorps hatte ich vergessen einzustecken. So wurde ich denn gebeten, mich zunächst zur Ortskommandantur zu begeben, um dort mich zu legitimieren. Ein Einjähriger der Batterie übernahm, zwischen Kaiser und mir sitzend, die Direktion, war ziemlich reserviert und betonte auf die harmlosesten Fragen seine volle Nichtkenntnis.

Auf der Ortskommandantur tat er ziemlich geheimnisvoll, und es dauerte erheblich lange, bis wir einen Offizier erwischten, der meinen alten Ausweis zum Ortskommandanten hineinbrachte, dann aber auch sofort zurückkam mit dem Bescheid, der Herr Hauptmann freue sich sehr, mich wiederzusehen.

So war's denn der Stadtsyndikus von Magdeburg, der vor einiger Zeit, bei Gelegenheit unserer Städteausstellung, mit der Magdeburger Abordnung mein Düsseldorfer Atelier besucht hatte.

Wurde sofort famos einquartiert, unser Brauner kam zu den Pferden

Die Höhe Notre Dame de Lorette unter dem Feuer unserer schweren Geschütze

des Hauptmanns Claus. Man zeigte mir allerhand, so das im Werden begriffene Soldatenheim, für das ich eine Anzahl Abbildungen meiner bekannteren Schlachtenbilder versprach. Und Morgens, mit einem neuen Ausweis in der Tasche, fuhr ich nach Lievin hinauf, sah unsere alten Schützengräben, die, trotz ewigen Trommelfeuers, noch jetzt in unserm Besitz westlich Angres, und malte die gewaltigen Granateneinschläge an der Lorettohöhe. Dann ging's heimwärts.

Lieber Karl, wie mögen die Wiesen bei Euch stehen? Wir kommen meist an verbrannten Wiesen vorbei. Es ist ein Jammer. Sie standen Anfangs vorigen Monats so wundervoll. Die Pferde unserer Ulanen sprangen darauf herum mit glänzendem Haar und prallen, übermütigen Gliedern. Und nun?

Ein Feldpostbriefschreiber

Sn. 22. 6. 15.

Heute morgen wurde ich durch lauten Gesang geweckt, der sich unserm Hause näherte. Es waren unsere Leute, die die ganze Nacht an Unterständen in den vordersten Linien geschanzt hatten. Auf dem Rückwege durch das zerschossene Herlies hatten sie sich in den verwilderten Gärten Rosen gepflückt und sich damit geschmückt. Ein paar hatten Strohhüte auf dem Kopf. Einem war ein etwas verbeulter Zylinder in die Hände gefallen. Und an der Spitze marschierte ein übermütiger Bursche, der ein paar helle französische Sommerhosen übergezogen hatte, natürlich ein Düsseldorfer Junge.

Weißt Du: sehr amüsiere ich mich über unsere Kunstschreiber daheim. Jetzt schon verraten diese Herren einen fix und fertigen Umschwung unserer gesamten, besonders aber der Schlachtenmalerei. Und Letztere wird von ihnen hart vorgenommen. Sie möchten jetzt schon (ach, sie taten's schon im Winter) dieser bestimmte Auffassungen und Wege vorschreiben. Diese lieben, verehrten Herren sezieren die künftige Schlachtenmalerei, die doch noch nicht geboren ist, noch gar nicht geboren sein kann, also sozusagen „im Mutterleibe". „Schlagt ihn tot. Er ist ein Rezensent" — ein schönes, herzhaftes, altes Wort, so möchte ich's freilich nicht auf alle angewandt wissen. Ich kenne sehr Hochstehende unter ihnen, die viel Kenntnisse und viel Takt besitzen. Die übrigen haben alle seit zwanzig Jahren in das internationale Horn geblasen und zuletzt sogar den haarsträubendsten Blödsinn unserem armen Publikum mundgerecht machen zu müssen geglaubt, sobald er nur über die westlichen Grenzen kam. Also hat man alle mögliche Ursache, ihre Auslassungen recht stark unter die Lupe zu nehmen.

Wie kann denn die Kunst eines Volkes in ein paar Kriegsmonaten sich von Grund aus ändern? In diesen Tagen, wo die Welt, tief Atem holend, mit starren Augen dasteht und einem Völkerringen zuschaut, das nie zuvor gewesen. Erst erleben, erst ruhig das Erlebte innerlich verarbeiten, Studien machen zu künftigen Bildern. Das dürfte der Weg sein für eine wirkliche Neugeburt der Kunst. Bisher kann, wenige Ausnahmen abgerechnet, wenn einmal bei uns absolut rezensiert werden muß, doch nur das Vorliegende beurteilt werden. Und das sind meist Sachen, von der Stunde geboren und der Stunde folgend. Sie müssen, da jede illustrierte Wochenschrift prompter liefern will, als ihre Konkurrentin, für die Autotypie schnell entworfen und schnellstens gedruckt werden.

Oft oder gar meist kann der Illustrator den Ereignissen gar nicht beigewohnt haben.

Will man nun nach dem bislang Erschienenen jetzt schon urteilen und es gar verdonnern? Auch aus diesen Ergebnissen sind bereits packende vorzügliche Sachen herauszuschälen, Ansätze für eine gesunde Kunst-Zukunft.

Wir haben eben viel zu viel „Kunstschreiber". Ich kann nicht loskommen von diesem von dem Karlsruher Hoff geprägten Titel.

Digitized by Google

Zugführerunterstand. Ein Idyll im Schützengraben. Aquarell von Theodor Rocholl

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Wo es früher in Deutschland nur einige wenige vornehme Kunstzeitschriften gab, sind jetzt hundert Tagesblätter die Tummelplätze einer Überzahl ziemlich wenig berufener Geister, die da unter dem Strich, oft ohne Namen, ihre Rößlein tummeln, und so, unter dem Einfluß einiger merkwürdiger Männer, deren Zusammenhänge mit Kunsthändler-Konsortien man ahnen kann, viele Jahre sich heiß bemüht haben, dem Volke den gesunden Geschmack zu verekeln. — Na, Schwamm drüber. Man darf ja doch den Mut nicht verlieren, daß man sich daheim besinnen und von manchen törichten und dem gesunden Menschenverstande nicht entsprechenden Geschmacksirrungen zurückkommen wird. Auf diese Begleiterscheinung des großen Krieges müssen wir hoffen dürfen.

Dein treuer Vater.

Sn., 24. 6. 15.

Vielen Dank für Deinen militärisch kurzen Brief. Erlebt Ihr denn dort so wenig, wie Du schreibst? Habt Ihr denn den Wald dort schon leer geschossen? Keine Sauen mehr drin?

Vor ein paar Tagen ist eine „Dicke" mitten in unseren prächtigen Unterstand gesaust, den ich neulich gemalt habe, in dem sich's so prächtig schlief, und hinter dem man so schön saß bei allerhand guten Dingen.

Will morgen, wenn wieder diese wundervollen silberweißen Wolken sind, früher heraus mit Kaiser und dem Braunen, um Herlies zu malen, diesmal ziemlich groß und mir dazu einen Platz an der Straße Lille—La Bassee suchen. Unser kommandierender General Exzellenz von Claer hängt ganz besonders an diesem Blick auf das Dorf.

Es ist der Typ einer flandrischen Landschaft. Man erzählte mir, Exzellenz ließe jedesmal, wenn er im Auto die Straße käme, dort halten, um sich an dem Bilde zu erfreuen. Dies noch malen, dann aber langsam rüsten zur Fahrt durch Westflandern hinauf zur Nordsee. Mach's gut und bleibe gesund.

Dein Vater.

(Feldpostkarte)

An den Leutnant d. Res. Karl Rocholl
3. Schwadron, Ulanenregiment X
Kavallerie-Division X
(Östlicher Kriegsschauplatz)

Sn., 26. 6. 15.

Es war wundervoll dort im Schatten der hohen Pappeln an der Landstraße. Die Felder, die nicht bearbeitet sind, strotzen von Mohnblumen, Margariten und Kamillen. Die langen Zichorienfelder schimmern blau von ihren Blüten. Hatten den Wagen auf dem Felde stehen, ausgespannt, vorn und hinten abgestützt. Der Braune geisterte rings umher, wo es was Gutes zu müffeln gab. Flieger schwirrten himmelhoch, umgeben von

Die von den Engländern zerschossene Kirche in Aubers

Digitized by Google

zarten runden Schrapnellwölkchen. Und das alles wäre ein Bild des schönsten Feiertagsfriedens gewesen, wenn nicht das einsame Soldatengrab dicht vor mir an die ernsten Kämpfe um Herlies im vorigen Herbst erinnerte, mit einfachem Holzkreuz und dem Helm geschmückt. Allerhand wilde Blumen umgeben es. Und rings in Herlies quollen ab und zu doppelthaushohe Qualmwolken der schweren englischen Granaten auf. Ein Trupp bayerischer Artilleristen in Drillichjacken, die Harken über der Schulter, kamen aus dem nächsten Häuschen und fingen an,

Ein Feldgrauer

nachdem sie mir eine Weile zugesehen, die Heuhaufen um mich her zu wenden. Man meint in Sababurg zu sein. Nun, das alles kann sich blitzartig ändern. Dann soll man mich gerüstet finden, den neuen und schwereren Anforderungen gerecht zu werden, die ein „Bewegungskrieg" stellt.

Freut mich, daß Du neulich Glück hattest. Die Wildsau hätte ich mitessen mögen. Aber: den Hasen — im Sitzen schießen? — Hör' mal Du! Dein Vater.

⁂ ⁂ ⁂

Sn.

Die Nachrichten von Eurer Südfront und von Norden her lauten ja, Schritt für Schritt, besser. Wer weiß, wie bald auch Deine recht erklärlichen Klagen über die Ruhe bei Euch verstummen werden. Meinst Du, hier gäb's das nicht? Meinst Du, hier rücke man nicht ebensogern auf Paris vor, wie Ihr dort auf Petersburg?

Hoffentlich kommt der photographische Apparat von Tucht, Schadowstraße, bald bei Dir an. Abgeschickt soll er doch sein. — Inzwischen immer üben im Zeichnen und Skizzieren. Man kann's immer und überall gebrauchen und sich damit beliebter machen als mit Klavierspielen, besonders wenn's keine gibt.

Fragst, warum ich nicht nach dort käme? Geht nicht. Denn schnell ist's Herbst, und ob ich den Schwierigkeiten der Unterkünfte oder Nichtunterkünfte dort dann gewachsen wäre, falls es bei Euch losginge, ist doch sehr die Frage. Mit dem Dogkart käme ich doch nicht hinterher, und im Damensattel, wie, teilweise, in unseren ersten acht Wochen Bewegungskrieg, doch auch nicht. Würdest mir sicherlich ein Bund Stroh herbeiholen als Nachtlager, Karl, aber — vielleicht wäre ich, wenn Ihr Euch für die Nacht einrichtet, 60 Kilometer hinter Euch.

Jammer — jammerschade.

Viele Grüße.

Dein Vater.

⁂ ⁂ ⁂

(Feldpostkarte)

Sn., 6. 7. 15.

Am 11. also wollen wir losfahren. Vorher muß ich noch einmal nach Ph., wo unser neuer Kommandierender eingezogen ist, Exzellenz von François — (der Name ist mit Spichern und unseren 39ern auf das ruhmvollste verknüpft wie Du weißt).

Dann los! Dein Vater.

⁂ ⁂ ⁂

Kortryck (Courtrai), 11. 7. 15.

Lieber Karl!

Bei prächtigem Wetter sind wir heute hier, in dieser wunderbaren alten Stadt, angelangt, in dem sehr guten Hotel einquartiert, d. h. ich drin, mein Brauner dahinter und Kaiser gegenüber. Nachdem ich mich vorgestern in Ph. im Generalkommando vorgestellt hatte und gütig aufgenommen war, wobei mir Seine Exzellenz anbot, später nach Ph. überzusiedeln, sind wir anderen Morgens lustig fort. Es ging bei Tourcoing über die belgische Grenze.

Auf der letzten Höhe (man fährt dort immer bergauf und -ab, über einen fruchtbaren Höhenzug) fanden wir ein reinliches, nettes Wirtshäuschen mit dem Schilde: „In den Keyzer." „Na," sagte ich, „Kaiser, da wollen wir doch mal halten!" Die dicke Wirtsfrau stand da und bügelte. Ihr Mann im Kriege — wer weiß wo? Die beiden strohblonden Kinder, eben aus der Schule gekommen, mit ihren Holzpantinen, daneben, Wie konnten wir ihr Flämisch verstehen. und sie mein Düsseldorfer Platt.

Digitized by Google

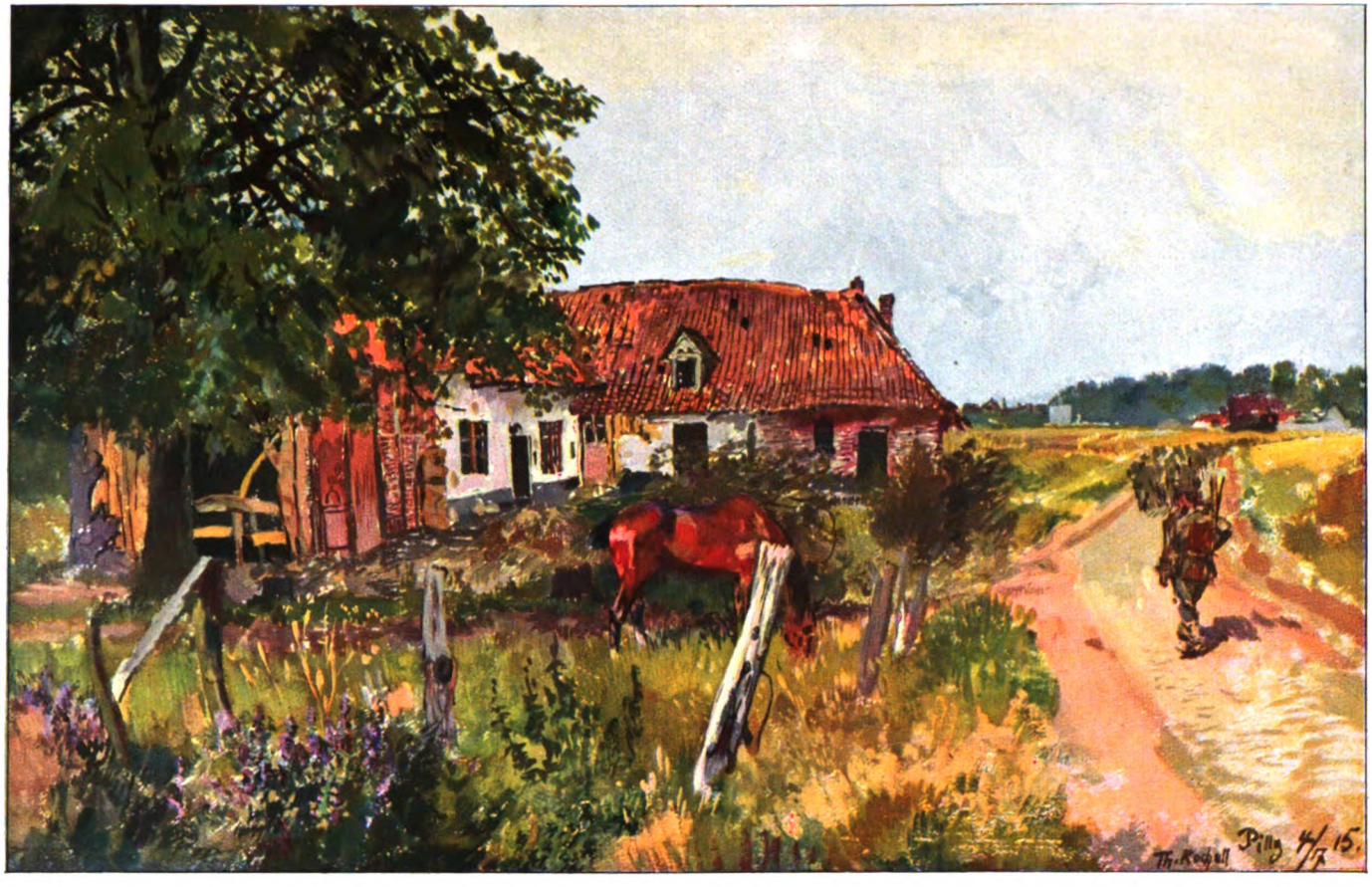


Bild aus Pilly

Digitized by Google

„Nein," sagte sie und bügelte unterdes fleißig drauflos, „lieber deutsch werden, als englisch. Aber lieber noch belgisch bleiben."

Ach, wie sie doch zu uns gehören, diese Flamen! Wie sie stammverwandt sind! Das ganze Herze zuckt, wenn ich denke, es könnte im Kriege eine Wendung kommen, oder in der Auffassung derer, die zu entscheiden haben, durch die uns dieses fruchtstrotzende, gesegnete und mit soviel Schweiß und Blut errungene Land wieder entglitte.

Kommen dann, immer noch auf derselben beherrschenden Höhe, von der man bei ganz klarem Wetter wohl Ypern sehen müßte, nach hundertfünfzig Metern am zweiten Wirtshause vorbei, hieß: „Zu den drie Kunigen." Der Türe gegenüber, links an der Straße saß ein Landwehrposten auf einem der alten strohgeflochtenen Stühle, die bei uns ziemlich selten geworden, hierherum noch überall anzutreffen sind. Als wir uns näherten, stand er auf und stramm. Ein zweiter kam aus der Tür herzu. Munter und vergnügt.

„Sie tragen ja auch das Chinaband." „In welchem Regiment waren Sie?" „Im zweiten ostasiatischen Infanterieregiment." „Na, da sind wir ja alte Kriegskameraden." „Welches Bataillon?" „Zweites, Major von Förster." „Nanu? Auch bei Tekingkwan an der großen Mauer mitgemacht?" — „Freilich, mit Major von Förster."

War nett. Er hatte mich aber nicht wiedererkannt, trotzdem ich tagelang mit seiner Kompagnie geritten. Dann kam noch geschwind ein drittes Wirtshaus „au Prince". War aber recht düster und wenig einladend. In zehn Minuten fuhren wir in Kortryck ein.

Hoffentlich kann ich Dir bald von meiner Fahrt mehr schreiben. Einweilen geistere ich von nun ab in den heiligen Regionen der IV. Armee, unserer Nachbararmee, herum und dann, hoffentlich, im Marinekorps. Und somit bin ich der Zensur des stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin unterworfen, und es kann noch eine Zeitlang dauern, bis Du neue Nachricht von mir bekommst.

Der Blick von der Höhe vor Kortryck heute ging spazieren über eine reiche Ebene voll goldener Felder, voll prächtiger Ulmen- und Pappelalleen, zwischen denen klobige uralte Kirchtürme hell vorschienen.

Halblinks in Richtung Ypern—Dixmuiden waren am äußersten Gesichtskreise zarte, runde Granatwolken zu sehen. Still und aufmerksam hielten darüber in der silbrigen Luft unsere Fesselballons. Mit bloßem Auge konnten wir schon drei zählen.

NB. Unser Brauner hat heute immerhin seine 45 Kilometer hinter sich gebracht. Nicht einmal gestolpert. Steht nun an der Krippe und haut in den Hafer, den Kaiser auf der Ausgabestelle für ihn gut und reichlich fassen durfte.

Die Stadt will ich mir morgen früh ansehen. Und dann, gegen Mittag, geht's weiter nach Thielt, zum Oberkommando der IV. Armee.

Mach's gut, alter Junge. Gott mit Euch!

Dein treuer Vater
Theodor Rocholl.

Halbzerstörtes Haus in Ligny le Grand

Digitized by Google

Bulgarien

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Abgeschlossen am 12. Oktober 1915

Im März-Hefte sprachen wir im Anschluß an den Tod des Königs Karol über Rumänien und seine Nachbarn. Damals lag, soweit die Verknüpfung der Weltereignisse mit den Balkanspannungen in Frage kam, der Drehpunkt in Bukarest. Er hat sich seitdem immer mehr nach Sofia verschoben. Rumänien hat die eigentümlichen Schwierigkeiten seiner Lage nicht überwinden können. Je erfolgreicher der Siegeszug der Zentralmächte im Osten voranschritt, um so deutlicher wurde ihm zu Bewußtsein gebracht, daß ihm dieser Krieg Siebenbürgen ganz gewiß nicht bringt. Aber anderseits fand es nicht den Entschluß, an die Seite der Zentralmächte zu treten, dadurch den Feldzug gegen Rußland rascher zum Abschluß bringen zu helfen und sich selbst Bessarabien zu sichern. So hat es die Möglichkeit, entscheidend in den Krieg einzugreifen, selbst aus der Hand gegeben.

Ganz anders war die Haltung Bulgariens. Es erklärte zwar, als der Krieg ausbrach, seine strikte Neutralität, aber es ließ niemals einen Zweifel daran, daß er ihm, wenn er auf die Balkanhalbinsel herüberschlagen würde, jenes Mazedonien bringen müsse, um das es sich im Vertrage von Bukarest von den Bundesgenossen betrogen fühlte. Während man bei Rumänien niemals wußte, was es unbedingt aus dem Kriege gewinnen wollte, stand das für Bulgarien fest und haben das alle Diplomaten, die in Sofia verhandelten, gewußt. Gewiß war auch die bulgarische Politik in diesen Monaten oft genug undurchsichtig und zögernd, aber unklar über ihr letztes Ziel war sie niemals. Auch ihre Wünsche an die Türkei haben das niemals verschoben. Jedermann wußte, daß es Bulgarien noch nicht überwunden hatte, von jenem Erfolge, der ihm die Linie Enos-Midia gebracht hatte, zurückgeworfen zu sein, und es war nur zu wahrscheinlich, daß es sich bemühen würde, auch hier wieder etwas zurückzugewinnen. Indes ist von der bulgarischen Presse immer wieder betont worden, daß bei aller Wichtigkeit einer solchen Grenzberichtigung gegen die Türkei nur Mazedonien das von allen Bulgaren erstrebte große Ziel sei.

So war die bulgarische Politik sicherlich nicht heroisch und hat mit ihrer Vorsicht und ihrem Hinziehen der Verhandlungen die Geduld der Diplomaten auf eine schwere Probe gestellt. Zar Ferdinand und sein Minister Radoslawow verbargen der Welt gar nicht, daß sie zwei Eisen im Feuer hielten, daß sie gegenüber der Türkei mit der Drohung, mit der Entente abzuschließen, auf die Türkei und ihre Verbündeten drückten, und daß sie zugleich den Entente-Diplomaten, wenn deren Vorschläge nicht genügend erschienen, die Aussicht eröffneten, lieber mit der Türkei zuerst ins Reine zu kommen. In dieser Ungewißheit, ob die Verhandlungen mit der Türkei oder mit der Entente früher fertig würden, drängte sich schließlich die ungeheuere Spannung auf das höchste zusammen, die monatelang über der Balkanhalbinsel lag.

Mit dem 19. und 21. September ist sie in der Hauptsache gelöst. Den Ententevertretern ist es nicht gelungen, Serbien zu den Zugeständnissen zu veranlassen, die allein Bulgarien hätten gewinnen können. Deshalb kamen dessen Verhandlungen mit der Türkei unter tätiger Mitwirkung der Zentralmächte zu einem früheren Abschluß. Dieses Abkommen ist schon Anfang September unterzeichnet worden, das Protokoll über die Abtretung der von der Türkei zugestandenen Gebiete am 21. September. Bulgarien erhält dadurch keineswegs das ganze Gebiet bis zur Linie Enos-Midia zurück, aber eine Erweiterung, die ihm notwendig ist, weil sie die Verbindung zwischen seiner Hauptstadt und dem neuen Meereshafen Dedeagatsch ganz auf bulgarisches Gebiet verlegt: der Lauf der Maritza, mit deren Namen die bulgarische Nationalhymne beginnt, wird nun ganz bulgarisch und soll eine Hauptwirtschaftsader zwischen Sofia und dem Ägäischen Meere werden. 2200 Quadratkilometer hat Bulgarien damit gewonnen, im Verhältnis zu seinem Gesamtumfange nicht viel, aber es ist damit zufrieden und erkennt an, daß nunmehr die Reibungsflächen zwischen ihm und der Türkei beseitigt sind. Es hat seine Forderungen an sie nicht überspannt, weil es eben sein Hauptkriegsziel im Westen, in der Rückgewinnung Mazedoniens sieht. Je mehr aber diese Verhandlungen voranschritten, um so stärker wurde Bulgarien den Zentralmächten angenähert, mehr durch vernünftige Erwägung, als daß es ihm überschwenglich zugeflogen wäre. Zar Ferdinand und sein Minister gar nicht, aber sehr klug, sehr bedachtsam, sehr den Vorteil ihres Staates im Auge haltend. Dieser Vorteil lag aber, je siegreicher die Zentralmächte voranschritten, um so mehr in der Annäherung an diese.

Letztere wiederum mußten der gleichen Meinung sein. War es nicht möglich, den Weg durch Rumänien zur Verbindung mit der Türkei unbedingt und dauernd zu sichern, so konnte dem Bundesgenossen, der an den Meerengen so heldenmütig für den Zweibund kämpft, die Hand durch ein allen drei Mächten verbündetes Bulgarien gereicht werden. Voraussetzung dafür ist, daß der Riegel

Digitized by Google

zwischen Bulgarien und Ungarn mit Gewalt zurückgeschoben wird, der an der Donau, im serbischen Gebiet von Belgrad bis zum Eisernen Tor, so störend die aufeinander Angewiesenen trennt. Wohl niemand zweifelte daran, daß das Wort des Reichskanzlers von den starken Armeen, die Deutschland zu neuen Schlägen frei habe, auch hierhin zielte. Am 19. September erfuhr das die Welt, als deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie die Beschießung von Semendria begann. Zwei Tage darauf ordnete Bulgarien die Mobilmachung seiner Truppen an. Die Würfel waren gefallen, und natürlich war es kein Zufall, daß man zur Bekanntgabe denselben Tag wählte, an dem sich die Erinnerung an die Vereinigung von Ostrumelien mit dem damaligen Fürstentum Bulgarien zum dreißigsten Male jährte. Jetzt soll abgeschlossen werden, was Alexander von Battenberg damals kühn, aber unvorsichtig begann, die Erhebung Bulgariens zu einer selbständigen Balkangroßmacht.

Die militärischen Operationen haben am 6. Oktober die verbündeten Truppen über die Drina, Save und Donau geführt, und seit dem 9. Oktober wehen die Fahnen Deutschlands und Österreich-Ungarns über dem Schloß der serbischen Könige, dem Konak in Belgrad, der 1903 das scheußliche Trauerspiel der Ermordung Alexanders und Dragas sah. Und nun greift auch Bulgarien aktiv in den Krieg ein, der ihm die Bahn frei macht zur Gewinnung jenes Siegespreises Mazedonien. Die geschichtlich gegebene Rivalität zwischen Bulgarien und Serbien klafft jetzt in dieser durch die Waffen der Zentralmächte geschaffenen Lage unversöhnbar auf, Serbien vielleicht mit Untergang, sicher mit Schwächung bedrohend, Bulgarien das dauernde Übergewicht über den alten Feind verheißend. Worin beruht dieser Gegensatz zwischen den beiden Balkanstaaten?

* * *

Bulgarien war vor dem Frieden von Bukarest (10. August 1913) 96000 Quadratkilometer groß mit 4,3 Millionen Einwohnern. Nach dem Frieden wuchs es auf 112000 Quadratkilometer mit 4,7 Millionen Einwohnern. Es hofft, daß ihm in dem Kampfe, der jetzt beginnt, noch zufallen werden rund 25000 Quadratkilometer mit einer Million Einwohner; das ist der Teil von Mazedonien, den es bestimmt einbringen möchte. Gelänge, was heute aber nicht wahrscheinlich ist, auch die Angliederung des übrigen (griechischen) Mazedoniens, so würde es auf rund 150000 Quadratkilometer und 6,3 Millionen Einwohner ansteigen. Jedenfalls will es sich an Größe und Einwohnerzahl einigermaßen Rumänien nähern, und Griechenland wie Serbien beträchtlich übertreffen.

Bekanntlich sind die Bulgaren von Haus aus kein slawischer Stamm. Sie gehören einem Zweige der finnischen Völkerfamilie an, der Ende des fünften Jahrhunderts über die Wolga an die untere Donau kam und dort um 680 das erste Reich der Donaubulgaren begründete. Dort haben sie von den da schon sitzenden Slawen die Sprache angenommen und aus Byzanz das griechisch-katholische Christentum. Das sind die besonderen Züge der Bulgaren, die sie mit den anderen Balkanstaaten verbinden und von ihnen scheiden. Ihre Sprache ist slawisch und ihre Religion ist das griechische Christentum, so daß in Sprache und Religion die Voraussetzungen für den Panslawismus gegeben wären. Aber die äußere Erscheinung der Bulgaren läßt noch heute die abweichende Rassenherkunft erkennen, die diesem Volkstum seine Besonderheiten unter allen Slawen verleiht.

Wenn sich die Erwartungen, die das bulgarische Volk auf diesen Krieg für seine sogenannte nationale Vereinigung setzt, erfüllen, so würde die Hauptmasse der vorhandenen Bulgaren mit dem Zartum vereinigt sein. Wie für Serbien, sind auch für Bulgarien die damit ausgedrückten Zukunftshoffnungen schon in früher Vergangenheit herausgearbeitet worden. Von 888 bis 927 regierte der größte Zar der bulgarischen Geschichte, Simeon. Diesem gelang zum ersten Male die Staatsbildung eines Großbulgariens, das von den Sitzen der Bulgaren an der Donau aus die nördliche Balkanhalbinsel beherrschte und sowohl die Küste des Schwarzen und Ägäischen Meeres wie sogar die Adria erreichte. Sein Reich ist bald zerfallen und hat in den folgenden Jahrhunderten unter wechselnden Schicksalen die alte Ausdehnung nicht wiedergewonnen. Aber die Erinnerung an den großen Zaren ist lebendig geblieben als die beherrschende politische Idee der bulgarischen Zukunft, zumal sich mit seinem Namen auch die erste Blütezeit der altbulgarischen Literatur verknüpft und die erste Selbständigkeit der bulgarischen Kirche unter einem eigenen Patriarchen.

Beinahe genau 950 Jahre seit Simeons Tode verschwindet die bulgarische Geschichte unter der Herrschaft der Türkei in der Barbarei und Unordnung, die diese Herrschaft über die Balkanhalbinsel brachte. Für uns gewinnt sie erst wieder Interesse mit dem Jahre 1875, mit dem im Grund die im Weltkriege ausgebrochene Krisis ihren Anfang genommen hat. Aber als damals die Bulgaren sich erhoben, war doch schon ein reichliches Jahrhundert der Erneuerung vorausgegangen, die langsam auch diesen Teil der Balkanhalbinsel aus dem Dunkel und Sumpf der türkischen Herrschaft heraushob. Man belebte wieder die alte Geschichte, was die 1762 verfaßte Chronik eines Mönches, des Vaters Paisij, begann, entzündete daran wieder eine eigene nationale Stimmung und suchte durch Anknüpfung an die Geisteswelt Europas sich die Möglichkeit zu eigener geistiger Existenz zu erwerben. Und diese neu-bulgarische Bewegung endete wie selbstverständlich mit dem Streben nach einem selbständigen nationalen Staate. Eine erste Voraussetzung dazu wurde

Digitized by Google

1870 geschaffen mit der Begründung einer von Konstantinopel selbständigen bulgarischen Kirche, des sogenannten bulgarischen Exarchats, das von vornherein seine Diözese auch über Mazedonien erstreckte und ein wichtiges Werkzeug in den erbitterten Kämpfen der Bulgaren und Rumänen, der Serben und Griechen um dieses Stück Land wurde.

Mit dem Aufstande von 1875 beginnt die neuere Geschichte Bulgariens. Indem dieser Aufstand in den russisch-türkischen Krieg von 1877 auf 1878 verfloß, übernahm Rußland die Patenschaft bei dem Streben dieses bulgarischen Volkes, sich durch Befreiung von der türkischen Herrschaft zugleich Freiheit seiner Religion und Selbständigkeit seines Staatswesens zu gewinnen. Der russische Diplomat, der den Frieden von San Stefano dem Sultan aufdrängte, Graf Ignatiew, hat als erster wieder das Wort vom Großbulgarien ausgesprochen und in den Grenzen, die dieser Vertrag zog, auch verwirklicht. Indem Rußland diese Idee eines Großbulgarien fast im Sinne jenes alten Reiches Simeons aussprach, hob es Bulgarien als einen eigenen Staat selber aus der Wiege, und indem, wie bekannt, der Berliner Kongreß dieses Großbulgarien sehr verkleinerte, erlitten Rußland und Bulgarien gemeinsam dabei eine Niederlage. Hier glaubte Rußland den richtigen Boden für den Panslawismus zu haben, was ihm bedeutete: die Schaffung eines Vasallenstaates, der als gefälliger Diener um die europäische Türkei herum die russischen Interessen gegen die Türkei und auf Konstantinopel vertreten sollte. So fing auch Rußland die Arbeit gleich in dem verkleinerten Bulgarien an, das der Berliner Kongreß schuf. Durch die Erziehung und Schulung der Armee, besonders der Offiziere, nach russischer Methode und im russischen Geiste wollte es sich ein allezeit brauchbares und fügsames Werkzeug bereiten, das es, sobald es ihm paßte, im Sinne seiner Wünsche gegen die Türkei gebrauchen konnte. Rücksichtslos behandelte es den sich eben aus der Knechtschaft herausarbeitenden Staat als seine Kreatur — der Name des Generals Kaulbars ist dafür besonders noch in Erinnerung —, und wenn dies Verfahren nicht ausreichte, so glaubte es, daß jederzeit der „Rubel auf Reisen" aushelfen würde.

Der Schöpfung des Berliner Kongresses war aber geradezu der Zwang, nach weiterer nationaler Ausdehnung und Vereinigung in jenem alten Sinne der bulgarischen Geschichte zu streben, in die Wiege gelegt. Denn es reichte nur bis zum Balkan; das südlich des Gebirges liegende bulgarische Land war als Ostrumelien der Türkei belassen. Was heute Mazedonien ist, war damals, mußte damals von vornherein Ostrumelien sein: das Ziel heißen nationalen Strebens. Damit war zugleich das Streben nach voller Selbständigkeit verbunden. Denn auch der Norden, der das so geschmälerte Fürstentum Bulgarien bildete, war nicht ganz selbständig; er blieb der Türkei tributpflichtig, aber er hatte doch Freiheit im Inneren und eine gewisse Unabhängigkeit sich erworben.

Bulgarien erhielt, wie alle diese sich befreienden Balkanstaaten, gleich eine sehr liberale Verfassung und wählte sich im April 1879 einen Fürsten aus deutschem Stamme, Alexander von Battenberg. Unter russischer Vormundschaft oder besser trotz ihrer und gegen sie, hat Fürst Alexander sein Land einige Schritte weiter zur Selbständigkeit geführt. Er hat darüber die Gnade Rußlands und den Thron verloren, aber das Werk seines Lebens, die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und der siegreiche Feldzug gegen Serbien, der die Tüchtigkeit des bulgarischen Heeres bewies, das ist geblieben. Und wenn sich heute Bulgarien zum letzten Kampf rüstet, werden manche der Älteren an diesen ritterlichen deutschen Fürsten denken, der wohl verdient, daß man sich seiner erinnert und unter dem der größte Staatsmann Bulgariens seine Laufbahn begann, Stefan Stambulow.

Im Jahre 1887 wählte sich das Land abermals einen deutschen Fürsten, Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha. Am 15. August dieses Jahres hat dieser in der alten Hauptstadt Bulgariens, in Tirnowa, den Eid auf die Verfassung abgelegt, und schon damals hat er den Gedanken angedeutet, dem er sein Leben weihen wollte: die volle Selbständigkeit eines Zartums Bulgarien. Ganz anders als der Battenberger Prinz ist der Koburger seinen Weg gegangen: bedächtig und vorsichtig, Umwege nicht scheuend, auch Demütigungen auf sich nehmend, wenn dies ihm für seinen Staat nützlich erschien. In langer und zäher Arbeit hat er die Versöhnung mit Rußland, die er zunächst für notwendig hielt, wieder herbeigeführt. Er ließ den 1894 geborenen Thronfolger Boris griechisch-katholisch taufen, für den der Zar die Patenschaft übernahm. Er war 1898 zum ersten Male in Petersburg und hat 1902 den Großfürsten Nikolai (den eben abgetretenen Generalissimus) und bald darauf den russischen Minister des Auswärtigen, den Grafen Lambsdorff, in Sofia empfangen. Im Bunde mit Rußland, im Banne der russischen Orientpolitik glaubte auch Ferdinand das Ziel seines Lebens verfolgen zu müssen. Wie seine Armee im Äußeren der russischen Armee sehr ähnlich blieb, wie viele seiner Offiziere nach wie vor auf russischen Militärbildungsanstalten ihre Erziehung fanden, so waren auch die Fäden des geistigen Lebens zu Rußland verhältnismäßig eng und stand man vor allem politisch bei Rußland gegen die Türkei, von der man sich ganz lösen wollte, und gegen Österreich um Mazedoniens willen, das man erwerben wollte.

Da kam der Beginn der neuen österreichischen Orientpolitik durch den Freiherrn von Aehrenthal im Jahre 1908. Am 5. Oktober dieses Jahres erklärte der Kaiser von Öster-

Digitized by Google

reich, daß er Bosnien und Herzegowina seinem Reiche dauernd eingliedern wolle, am selben Tage erklärte Fürst Ferdinand sein Land zum unabhängigen Königreich und nahm den Titel eines Zaren der Bulgaren an. Er hatte sofort gesehen, daß der Entschluß Österreichs eine Umwälzung der Balkanverhältnisse herbeiführen würde, und sich mit raschem Griff gleich den ersten Vorteil daraus verschafft. Seit diesem Tage ist Bulgarien ein von der Türkei vollständig unabhängiges Königreich. Und damit war im Keim schon die neue Stellung gegen Rußland gegeben. Denn der Panslawismus, der sich damals wieder neubelebte, strebte Vasallenstaaten an, aber nicht unabhängige Reiche mit eigenen Interessen und mit eigener politischer Stellung, die gegebenenfalls auch gegen Rußland ausgespielt werden kann. Jedoch so schnell gab Rußland das Spiel nicht verloren. Unter seiner Vermittlung kam das Abkommen über die Orientbahn zustande, das Bulgarien ganz von der Türkei löste, und nun war die Frage, wie in der sich anbahnenden Weltkrisis Bulgarien seine endgültige Stellung nehmen werde.

88 88 88

Von 1909 bis 1915 ist seine Politik gewißlich nicht in jeder Beziehung glücklich gewesen; das Jahr 1913 hat sogar einen furchtbaren Fehlschlag und eine schreckliche Enttäuschung gebracht. Aber was sie im großen wollte, nachdem die Selbständigkeit von der Türkei erreicht war, darüber ist sie sich selbst und ist sich Europa immer klar gewesen. Das war und blieb der größte Teil dieses sogenannten Mazedoniens, das seit Jahren der Herd der Unruhe und Gefahr für Europa war. Mazedonien ist ein in jeder Beziehung unbestimmter und unklarer Begriff, von dem es nur zu wünschen ist, daß er mit diesem Kriege aus der Weltgeschichte verschwindet: das Land zwischen der albanischen Grenze und der Maritza, in dem alle Nationalitäten des Balkans so durcheinanderwohnen, so ineinander verfilzt sind, daß eine reinliche Scheidung überhaupt nicht denkbar ist. Griechenland und Rumänien, Serbien und Bulgarien stritten sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Schule, der Kirche, des Bandenkrieges und der Gewalt darum, und Europa hatte nur immer zuzusehen, daß aus dieser dauernden Anarchie nicht ein Konfliktstoff im großen herauswüchse. Eine Versöhnung der dort miteinander kämpfenden Ansprüche war niemals denkbar. Auch alle die, die sich früher um die mazedonischen Reformen abgemüht haben, haben ernsthaft daran nicht geglaubt. Die Balkanstaaten selbst haben freilich eine solche Versöhnung für möglich gehalten und, als die Dinge immer stärker zur Auflösung der europäischen Türkei zu treiben schienen, im Februar 1912 ihren Balkanbund geschlossen, der die Türkei und in erster Linie Mazedonien unter die fünf Balkanstaaten aufteilte. Gewiß ist Rußland in seinen Staatsmännern Iswolski und Hartwig bei der Entstehung dieses Bundes sehr stark beteiligt gewesen, aber geschaffen hat es weder die Idee noch ihre damalige Ausgestaltung. Die Idee ist so selbstverständlich, daß Rußland sie nicht hereinzutragen brauchte. Nur wollte Rußland einen Bund der Balkanstaaten, den es kraft des Panslawismus beherrschte und als Werkzeug sowohl gegen Österreich wie gegen die Türkei gebrauchen könnte. Die Balkanstaaten aber wollten nicht nur selbständig von der Türkei bleiben und auf deren Kosten ihre nationalen Ideale verwirklichen, sondern erst recht ihre Selbständigkeit gegen Rußland durchsetzen.

88 88 88

Die Wandlungen der beiden Balkankriege sind noch in unserer Erinnerung. Bulgarien hat in ihnen militärisch ohne Zweifel das Beste geleistet und die größten Opfer gebracht. Aber seine Politik stand nicht auf der Höhe seiner Kriegführung, als der Streit um die Beute unter den Bundesgenossen des ersten Krieges ausbrach. Es glaubte stark genug zu sein gegen die anderen vier, auch mit Waffengewalt seine Ansprüche behaupten zu können, die nach seiner Auffassung Serbien und Griechenland verletzten. Es drängte damit Griechenland und Serbien zu einem Bündnis zusammen, das sich schon seit einem Jahrzehnt vorbereitet hatte, ohne der Haltung Rumäniens dabei sicher zu sein. Aber Zar Ferdinand verfolgte mit seinem Minister Danew diese Politik, weil sie glaubten, die Unterstützung Rußlands für sich zu haben. Heute ist schwer zu verstehen, wie die beiden Männer sich in diesen Irrtum so tief haben verstricken können. Konnte Bulgarien 1913 im Ernst annehmen, daß Rußland es in seinen Ansprüchen bis zum letzten unterstützen werde? Möglich wäre das nur gewesen durch eine völlige Unterwerfung unter den russischen Willen, die Bulgarien wieder um seine Selbständigkeit gebracht hätte. Aber seine Haltung von 1913 zeigte, wie sehr man sich in Bulgarien noch mit Rußland verbunden fühlte. Man fühlte sich als der Staat, der Rußland am meisten zu danken, der am meisten von Rußland zu erwarten hätte, da Österreich in Mazedonien auf der anderen Seite stand und von Rumänien eine Anlehnung an den alten Dreibund angenommen werden konnte. Man muß sich diesen Zusammenhang und diese Überlieferungen recht klarmachen, um zu verstehen, warum sich Bulgarien während der Monate dieses Krieges so langsam daraus löste. Der Druck des russischen Prestiges gerade auf diesen Staat ist so groß, daß man dort beinah ein besiegtes Rußland mehr fürchtete als ein siegreiches Österreich-Ungarn. Damals vollends war Rußland eine gewaltige und gefürchtete Macht, und wer auf es setzte, konnte hoffen, auf seine Rechnung zu kommen. Die Erwartung schlug fehl, Rußland unterstützte Bulgarien nicht. Dafür griff Rumänien zu den Waffen, gerade im Augenblick als Bulgarien so gut wie wehr-

Digitized by Google

los war. Im Frieden von Bukarest mußte sich Bulgarien eine Bestimmung seiner Grenze gefallen lassen, die weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb und es um die Früchte seiner Opfer brachte: „Erschöpft und ermüdet, aber nicht besiegt mußten wir unsere glorreichen Fahnen für bessere Tage zusammenfalten," mit diesem Tagesbefehl vom 11. August verabschiedete König Ferdinand sein siegreiches und doch geschlagenes Heer.

Der Friede war für Bulgarien zu demütigend, als daß er von ihm als dauernd hätte betrachtet werden können. Darum ist sich auch niemand auf der Balkanhalbinsel im Zweifel gewesen, daß die erste Gelegenheit benutzt werden würde, ihn zu revidieren und darüber hinaus zu nationaler Vereinigung im Sinne Großbulgariens zu kommen. Der Weltkrieg brach aus. Er zeigte eine Verbindung Rußlands mit Serbien, die Bulgarien bereits deutlich auf die andere Seite wies. Gleichwohl trat es, als Österreich-Ungarn seine Offensive gegen Serbien begann, nicht sogleich in den Krieg gegen Serbien ein. Daß es das nicht tat, dem dankt es ein Jahr der Erholung und Rüstungsergänzung, die ihm nach den furchtbaren Opfern der beiden Balkankriege dringend notwendig war. Ebenso konnten die wirtschaftlichen Verhältnisse weiter gepflegt werden, in denen man freilich aus den letzten Kriegen eine recht hohe Staatsschuld mit sich herumschleppt (fast zwei Milliarden Franks). Da das Land eine passive Handelsbilanz hat, so ist seine finanzielle Lage nicht ohne Bedenken, aber dafür hat es bereits Anschluß an Deutschland gefunden durch eine große Anleihe, der während des Krieges ihre letzte Form gegeben wurde. Deutschland und Österreich-Ungarn stehen in Ausfuhr und Einfuhr Bulgariens weitaus an erster Stelle, und wer die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes kennt, weiß, daß diese erfreuliche wirtschaftliche Verbindung noch beträchtlich gesteigert werden kann, und daß sie die politische Verbindung ihrerseits fördert, wie von ihr gefördert wird. Die geistige Verbindung zwischen Bulgarien und namentlich Deutschland hat gleichfalls in den letzten Jahren stark zugenommen. Auf den deutschen Hochschulen sind die bulgarischen Studenten gern gesehene Gäste, und die deutsche Wissenschaft nimmt den ersten Platz in dem Einfluß auf die geistige Bildung Bulgariens ein, die sich im Verhältnis zu der Bevölkerungszahl und der Armut des Landes einen erstaunlichen Reichtum an Bildungsmitteln schon geschaffen hat. Es ist das Bild eines nüchternen und friedlichen Bauernvolkes, das Bulgarien heute bietet. Strebsam und pünktlich, zäh und überlegend, gehen diese Menschen ihrer Arbeit nach. Sie zeigen nicht die Beweglichkeit und den Schwung der anderen slawischen Stämme, aber wir haben schon früher immer den Standpunkt vertreten, daß die Bulgaren das zukunftsreichste Volk der Balkanhalbinsel sind.

Aus seinem ganzen Freiheitsstreben geht das ohne Zweifel hervor: daß es nur gegen Rußland eine selbständige Macht geworden ist und bleiben und daß es nur gegen Serbien Großbulgarien werden kann. Trotz aller oft betonten Gemeinsamkeit hat darum der Panslawismus in ihm keine Stätte. Schon das weist ihm seine Stellung in der Mächtegruppierung an, die in diesem Kriege untereinander kämpft. Seine geographische Lage stellt es in den Interessenkreis dieses neuen Dreibundes herein, der, indem sich Deutschland und Österreich-Ungarn über Bulgarien mit der Türkei die Hand reichen wollen, erst die richtige Abrundung, den richtigen geographischen Zusammenhang gewinnt. Von selbst, durch das Schwergewicht der eigenen Entwicklung und der eigenen Interessen wächst Bulgarien in ihn herein, und das ergibt eine so gesunde, weil auf realer Gemeinschaft der Interessen ruhende Grundlage dieses neuen politischen Verhältnisses.

Zweierlei soll dieser Krieg auf der Balkanhalbinsel bringen. Er soll die mazedonische Frage aus der Welt schaffen, die jahrzehntelang der Herd großer Gefahren für den Weltfrieden war, und zwar zugunsten Bulgariens aus der Welt schaffen, was auch unser politisches Interesse ist. Und er soll die großserbischen Ansprüche zerschlagen, die so gefährlich an der Südgrenze Österreich-Ungarns nagten, indem er Serbien herabdrückt und Bulgarien erhöht.

Die Kämpfe, die jetzt anheben, werden noch manche überraschende Wandlung bringen, aber wir glauben, daß aus ihnen doch die jetzt soviel gescholtene Idee des Balkangleichgewichts oder des Balkanbundes wieder hervorgeht. Über einen gewissen Grad hinaus kann Bulgarien sich nicht ausdehnen, könnten auch im für sie ungünstigsten Ausgange eines Krieges Rumänien und Griechenland nicht geschwächt werden. Sie werden sich nach diesen Kämpfen und durch sie wieder zusammenfinden und ein Gleichgewicht herstellen, das aber nur möglich ist durch ein vergrößertes Bulgarien. Die Geschichte hat es so gefügt, daß uns diese Aufgabe, an der Ordnung der Balkanverhältnisse maßgebend mitzuwirken, von selber zugewachsen ist, eigentlich ohne daß wir uns ernstlich darum bemüht haben. Der Feldzug, dessen Balkanteil nun beginnt, soll die militärischen Voraussetzungen dafür schaffen, und wir hoffen, daß aus ihm eine Ordnung der Dinge hervorgeht, die Europa von einem ewigen Krisenherde befreit, den Balkanstaaten, insonderheit Bulgarien, gesicherte Selbständigkeit schafft und den beiden verbündeten Mächten Mitteleuropas die für ihre Interessen unbedingt notwendige ungestörte Verbindung mit der Türkei, mit dem nahen Orient.

Digitized by Google

Cant und Spleen. Von W. Fred

Gleichviel, ob wir mit einem Volke gerade in freundschaftlichen oder in feindlichen Beziehungen leben, — immer ist es gut, wenn wir uns über die seelischen Grundlagen klar werden, aus denen *seine* Handlungsweise, aber auch die Auffassung, die *unser* Tun und Lassen bei ihm findet, ersteht. So wenig deshalb zurzeit ein Deutscher geneigt ist, sich mit Wohlwollen in die Besonderheiten englischer oder französischer Lebensformen zu vertiefen, um sie zu übernehmen — was vor dem Kriege zur Genüge geschehen ist —, so notwendig und nützlich ist es in jedem Betracht, dem *wahren* Sinn und der wirklichen Bedeutung gewisser nationaler Eigentümlichkeiten nachzuforschen, die man unter dem „fremden" Titel in vielen Gesprächen immer wieder nennt, in Zeitungsartikeln und Broschüren als wesentliche Motive dortiger Verhältnisse anführt und über die sich doch schließlich nur die wenigsten klar sind! Wie oft ist nicht kurz und bündig der *Spleen* als die Ursache, als die Triebkraft einer britischen Tat angeführt worden! Und gar den *Cant* hat man in den letzten Monaten geradezu als den Heiligen des Inselvolkes angesprochen, sein Wirken die Wurzel des politischen Geschehens und Denkens in England genannt — dabei aber wären selbst Gebildete in Verlegenheit, wenn sie mit einiger Schärfe sagen sollten, was denn eigentlich Spleen und Cant ist, worin sich — zum Beispiel — der Spleen von der verwandten Melancholie, wenn sie zur Exzentrizität führt, unterscheidet, oder der Cant von der weniger vornehm betitelten — Heuchelei! Und in der Tat, das Verdeutschen des Spleen und des Cant wäre eine schwere Aufgabe; aber wir lassen sie auch, wir verzichten gerne auf die Begriffe, die diese Worte bezeichnen! Nur als charakteristische Eigenschaften *anderer* wollen wir sie kennen lernen.

So englisch nun diese beiden Eigenschaften und Lebensformen sind, so wenig englisch sind eigentlich die Sprachwurzeln. Beide entstammen dem Wortschatz der klassischen Sprachen, des Humanismus, der gelahrten, spät-antiken Terminologie, wie so viel Englisches, was zum großen Teil mit der vielfach anachronistischen, das Altertümelnde hätschelnden College-Erziehung zusammenhängt. Aus den mittleren Schulen, in denen aus Grundsatz so viel wie möglich lateinisch und griechisch benannt wird, auch Dinge, die zum alltäglichsten Lebensgebrauch gehören, wandern Worte und Gedanken, Vorstellungen und Ideenverbindungen in die Familien, wo die Eltern, die Frauen des Hauses mit einigem Stolz das gebildete Halblateinisch und Halbgriechisch der Jungen übernehmen. Ist nun der Spleen etymologisch von griechischer Abkunft, der Cant im mittelalterlichen Latein beheimatet, so haben doch die Engländer sich diese Bezeichnungen mit gutem Recht erworben, um sie zu besitzen; und erst anglisiert in jenem Maße, daß die Abstammung niemand mehr bewußt ist, haben dann Spleen und Cant ihre Wege nach Amerika und Frankreich genommen; ja, es wäre — cant, zu behaupten, daß sie nicht auch bei uns Wurzel gefaßt haben.

Wir wollen nun fürs erste den ursprünglichen Sinn der Worte uns ansehen, um dann die Entwicklung der Begriffe besser verfolgen zu können. Spleen, das ist eigentlich die Milz, nach der englischen Bestimmung der gelehrten Britischen Enzyklopädie „a vascular organ, gelegen an der linken Seite des Leibes". Nach den uralten Vorstellungen jener Physiologie und Medizin, die heute nur noch von den Homöopathen in Ehren gehalten wird, ist jedes Organ für sich Sitz und zugleich Quelle ganz bestimmter Eigentümlichkeiten des Temperamentes, des Charakters, des menschlichen Wesens. In diesem Sinne nun ist die Milz oder der Spleen verantwortlich und darum dann gleichbedeutend — für Schwermut — Lebensüberdruß, Melancholie, und zwar für eine ganz bestimmte Form dieses Leidens, man könnte sagen: weniger für aktive als für passive Schmerzen. Dafür aber zielt das Wort mehr auf die Folgen als auf den Zustand selbst. Natürlich ist das nur ganz im Rohen die Bedeutung des Spleen, der schon im 18. Jahrhundert im Leben wie in der Literatur eine Rolle gespielt hat. Wir werden später sehen, daß sich der wirkliche Spleen vom rein Körperlichen weit entfernt, nach dem Geistigen wie nach dem Seelischen, nach oben und unten, seine Grenzen ausweitet.

Der Cant erscheint im 16. Jahrhundert zum erstenmal in ungefähr jenem Sinne, in dem wir ihn heute verstehen wollen. Es ist die lateinische Sprachwurzel, die mit Cantus, Gesang, Cantare, zusammenhängt, und gemeint wird zuerst mit dem Cant ein nicht allzu angenehmer Gesang frömmelnder Bettler, die vor den Kirchentüren die Aufmerksamkeit und die Wohltätigkeit der Gläubigen auf sich zu richten suchen. 1540 nennt man das Gewimmer einer bestimmten Sekte „Cant" und denkt dabei so sehr an etwas Rituelles, daß im 17. Jahrhundert eine falsche Etymologie den schon erweiterten Begriff mit dem berühmten presbyterianischen Geistlichen Andrew Cant in Zusammenhang bringt, der eine große Rolle in den Kirchenkämpfen seiner Zeit gespielt hat; von ihm sagte man nämlich, daß er „durch Übung die Fähigkeit, alias Gabe erworben hat, so

Digitized by Google

von der Kanzel zu sprechen, daß er nur von seiner Kongregation und nicht von allen verstanden wurde". Man sieht, Cant ist schon eine ganz bestimmte Art Gewimmer und Gewinsel, nämlich eine Geheimsprache. In dieser Bedeutung finden wir das Wort auch bei Boz Dickens; in dem Roman „Nikolaus Nickleby" wird die Sprache der Liebenden ironisch ein Cant genannt, „the cant of boys and girls, vor dem sich ein ernster Mann hüten solle." In der Folge entwickeln sich dann nebeneinander und verästelt ineinander zwei Bedeutungen des Wortes Cant. Die eine erhält immer mehr den Sinn „verabredete Sprache", „Gaunersprache", „Chiffernsprache", Cant ist also das, was der Franzose „argot" nennt, und wir „Rotwelsch", oder doch fast das; auf der andern Seite aber sagt man „Cant", wenn man „eine ganz besondere Mischung von devoter Prüderie und trockener Pedanterie" meint, eine sehr abgestufte und verfeinerte Heuchelei, die ethische Formel einer Kaste, deren Moral die Konvention oder gar Scheinheiligkeit ist. Uns interessiert für heute nur die zweite Bedeutung. Wer sich über die andere unterrichten will, kann aus einem deutschen Buch (von Baumann) alles Nähere und sehr viel Bemerkenswertes erfahren. Man sieht dann, wie ein Wort, das ursprünglich vor allem in einem Lebensgebiet gebraucht wird, nämlich im religiösen, die Bezeichnung für „Fachsimpeln" überhaupt wird, dann für das ganz besondere Fach des Verbrechers, der seinen guten Grund hat, um, wie es schon von jenem Andrew Cant hieß, „nicht von allen verstanden zu werden", und wie schließlich das englische Kastenwesen hier tief auch auf die Sprache einwirkt, bis schließlich der Sinn Cant = halbunbewußtes Pharisäertum, gleichsam abgespaltet für sich existiert. Der alte Johnson konnte noch sagen ‚clear your mind of cant — so kann man sprechen, es ist eine Gesellschaftsmode, aber so darf man weder schreiben noch denken, das wäre — närrisch!' Seine Enkel finden den Cant des Denkens sicherlich alles eher als närrisch, denn Cant ist kluges Vorgeben einer schönen Gesinnung, die man zwar nicht hat, aber als selbstverständliche Bedingung einer gesellschaftlichen Schichte hinstellt. Aber die Enkel sind sich auch nicht mehr bewußt, cant zu sprechen, wenn sie britisch-nationale Politik — das Wort im weiten Maße! — treiben. Denn man kann mit einiger zuspitzender Übertreibung sagen, daß die Geschichte der englischen Politik und des spezifisch englischen Ethos gleichbedeutend wäre mit einer Geschichte des Cant.

Nach dem, was bisher über den Spleen und den Cant mitgeteilt worden ist, könnte man vielleicht meinen, beides seien schließlich nur neue oder auch nur halbneue Worte für recht alte Sachen, der Spleen für ein ewiges Leid der Menschheit, der Cant für ein ewiges Laster der Menschheit. Denn schon mit dem Ausdruck „Pharisäertum", mit dem wir etwas dem Cant sehr Verwandtes anrufen, weist man in die Richtung der ältesten Daseinszeugnisse, des Alten Testamentes. Aber auch Spuren des Spleens reichen in die christliche und vorchristliche Zeit zurück. In dem berühmten Briefe Senecas „an einen Freund" sagt der lateinische Schriftsteller, dem ein schwer mit Spleen Behafteter alle Merkmale dieser Gemütsverfassung vorgeklagt hat: „Dein Leiden ist Langeweile und Ekel." Auch wir könnten die Wurzeln, aus denen der Spleen erwächst, nicht viel besser bezeichnen. Und will man das gestörte Gleichgewicht beschreiben, in dem einer, der schwer am Spleen trägt, seine Tage verbringt, so kann man an jenen nervösen Helden Homers erinnern, von dem gesagt wird, er könne „weder sitzen noch stehen", — ein Zustand, für den nun die moderne Psychiatrie die Bezeichnung „motorische Unruhe" gefunden hat. Wer den Spleen hat, langweilt sich, weiß nichts Rechtes mit seiner Zeit und Kraft anzufangen, hat zu dem, was er beginnen soll, nicht die nötige Kraft, und für die Kräfte, die er besitzt, nicht die Möglichkeit, sie anzuwenden. Er sehnt sich nach Taten und ist müde. „Tired" sagt der Engländer, aber er fügt hinzu: „of what?" denn die Grund- und Inhaltlosigkeit dieses Zustandes ist das Bedeutsame. Wer ein wenig philosophisch angehaucht ist, mag sagen: gerade der Umstand, daß ein völliges Negativum zu Rang, Bedeutung und Wirkung des Positiven, eines Lebensinhalts, erhoben wird, ergebe den gleich lächerlichen wie traurigen Zustand des melancholischen Spleens, dessen Folgen dann Exzentrizitäten und Selbstmordgedanken — das eine so gut wie das andere — sind. Spleen haben Leute, deren Sinne auf die hunderttausend kleinen und großen Reize des Daseins nicht mehr leicht und froh antworten können, daß sie das tägliche Leben trotz seiner Hemmungen genießen könnten, Leute, die also nicht mehr wirklich leben, sondern nur noch vegetieren, diesen Zustand aber selbst als unwürdig und betrübend, als minderwertig empfinden und um jeden Preis aus ihm fortstreben, selbst wenn sie das zu phantastischen oder gefährlichen Handlungen führt, was eben dann sie aus ihrer Schlaffheit aufrüttelt. Es sind das jene Menschen, für die jeder Tag zuviel Hemmungen hat, oder aber, deren Reizbarkeit nur noch auf die stärksten Anlässe reagiert, die natürlich im sozusagen normalen nicht oft genug eintreten können, auch nicht oft genug eintreten dürfen, denn wir hätten nicht die Kraft zu solchem Leben. Die Folge ist eine ewige Sehnsucht, Traurigkeit ohne rechten Grund. Denn wirkliche Tragik, berechtigter Kummer und Spleen sind ja ebenso unvereinbar wie Glück und Spleen; die Schicksalslosigkeit und das Bewußtsein dieser Leere bilden diese wahrhafte Krankheit der Seele bei Menschen, denen jene Heiterkeit fast körperlicher Art fehlt, die auch ein ruhiges, scheinbar begeb-

Digitized by Google

nisloses Leben froh und fruchtbar machen kann. Spleen hat jener, dem die Beziehung zur Pflicht im höheren Sinne fehlt, und der Arbeit höchstens im Sinne von erzwungenem Beruf, von Frondienst, kennt. Man kann darum als Berufsmensch — sozusagen außer den Bureaustunden! — den Spleen haben, nie aber als wirklicher Arbeitsmensch, nicht einmal, wenn man ein hartgeplagter, täglich mit Sorgen kämpfender Mann ist, ja, dann am wenigsten. Denn überflüssige Zeit, Langeweile, sind die ersten Voraussetzungen für den Spleen. Balzac, der sich, wie mit allen Erscheinungen des menschlichen Daseins, auch mit dem Spleen beschäftigt hat, sagt mit einigem Recht, die „absolute Ruhe" bringe ihn hervor. Und Chateaubriand nennt ihn „tristesse physique, véritable maladie". Ernste Denker haben, wie man sieht, dieses Leid der Mühe tiefsinniger Nachforschungen wert gefunden. Und ein großer französischer Dichter hat das klassische Werk des Spleens geschrieben — Alfred de Musset in den „Confessions d'un enfant du siècle", — so wie im Leben eines der größten englischen Dichter, Lord Byrons, Spleen und Cant sich begegneten, der Spleen als Kraft in ihm, der Cant als Kraft, die gegen ihn wirkte, um ein erschütterndes Schicksal zu schaffen. In den „Bekenntnissen eines Kindes unseres Jahrhunderts" hat Alfred de Musset dem Spleen ein tragisch wirkendes Denkmal gesetzt. Er meint, der Spleen sei die Krankheit jenes einen seines Jahrhunderts gewesen, das Schicksal der Franzosen, „die unter der Sonne von Austerlitz als Opfer für Napoleon geboren wurden". Englische Schriftsteller aber meinen, der Spleen sei ein sehr deutsches Ergebnis der Goethezeit gewesen; sie verwechseln das „Werther"-Gefühl, den Weltschmerz, der bei den wertvolleren Menschen eine jugendliche Übergangserscheinung ist, mit der tief eingewurzelten Spleenigkeit, die alles Leben leer findet und nicht das starke, tiefe, sondern das exotische, außergewöhnliche Erlebnis sucht. Wahr ist ja, daß alle diese Erscheinungen einander verwandt sind; die Klagen über die Leere der Existenz, über die „Trostlosigkeit, die wie eine Pest unter einer Generation wütet", gehören ebenso dem deutschen und französischen Werthertum an, das darum Musset eine „Leidenschaft, die bis zum Selbstmord führt", nennen darf, wie jenem England, aus dem Lord Byron emporwuchs, und das eben nichts mehr mit dem „Merry Albion" zu schaffen hat! Der Unselige, der „nur noch mit den Lippen lachen kann", mag ebenso ein Opfer des „Einzugs der Traurigkeit" sein, der das beginnende 19. Jahrhundert charakterisiert, wie der haltlosen Hingabe an die Stimmung der Gedichte Byrons oder auch an das eine Jugendwerk Goethes. Wie Goethe selbst über die Wirkungen dieses seines Werkes dachte, ist ja bekannt. Seinem klaren und weiten Geiste mußte Entwicklungstatsache, Übergangserscheinung scheinen und sein, was anderen zur äußersten Gefahr, zum Lebensschicksal werden konnte, jenen nämlich, die in ihrer Natur die Anlage zum Spleen schon sitzen hatten, und in deren Gaben das nötige Gegengewicht, man mag auch sagen Gegengift fehlt. Aber selbst Lord Byron, der wahre Schutzheilige der Spleenigen, kann die Verantwortung für die grotesken Erscheinungen des „gewöhnlichen" Spleens ruhig von sich weisen. Auch hier müssen eben entscheidend sein die Maße und die wesentlichen Folgen des Gemütszustandes. Ergibt der Spleen heroische Wallungen, so wird er, wie bei Byron selbst, endlich zur Selbstbefreiung. Fördert er aber exzentrische Launen und sonderliche Einfälle, so mag man mit gelassenem Humor das Tun der Menschen betrachten, denen es so gut geht, daß es ihnen schlecht gehen muß! Sie mögen sich dann, wie ein spleeniger amerikanischer Millionär unserer Zeit, in der fünften Avenue, New York, eine Hundehütte aus Marmor auf einem Millionen kostenden Grund bauen und die Vorübergehenden anbellen, sie erschöpfen ihr armes Hirn in der Anstrengung, ein möglichst dummes, sicher noch nie dagewesenes — man muß schon sagen „ausgefallenes" — Testament zu erdenken, oder sie setzen Preise aus für unmögliche Ziele. In dieser Hinsicht steht England, und in den letzten Jahren Amerika, sicher an der Spitze. Die Zahl der Legate, die der englische Staat seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten verwaltet und die nie ausgezahlt werden können, weil an sie eine Bedingung geknüpft ist, die kein Sterblicher zu erfüllen vermag, ist unendlich groß. Von den verhältnismäßigen simpeln Preisaufgaben, die nur verlangen, daß die Quadratur des Zirkels gelöst werde, oder das Perpetuum mobile erfunden, bis zu den ganz wüsten Einfällen, wie dem nun schon zu Millionen gewachsenen Preis für den Mann, der ein Kind gebärt, schlingt sich eine vielgliedrige Kette; und jedes einzelne Beispiel erweist auf der einen Seite die Verwirrung eines Geistes, zeigt auf der andern Seite aber auch die Tragik eines Menschenlebens. Denn fast immer sind diese Testamente geschaffen von einem Unglücklichen, der die Vorstellung nicht ertragen kann, daß ein anderer im Besitze seines Erbes glücklicher wird. Sie wollen ihre eigene Rastlosigkeit auf einen andern übertragen. Man könnte von epidemischer Wirkung des Spleens ja auch sonst sprechen. Erst vor kurzem ging ein verhältnismäßig einfaches Beispiel dieser Art durch die englischen Zeitungen, das nur erwähnt wird, weil hier das Motiv, andere ebenso unglücklich zu sehen wie sich selbst, deutlich ist: Ein vielfacher Millionär, der nie in seinem Leben Golf gespielt hatte, vermachte seiner Nichte sein ganzes Vermögen unter der Bedingung, daß ihr Mann eine bestimmte, sehr schwere Golfaufgabe in einer noch nie dagewesenen Zeit löse.

Digitized by Google

Unter den, man möchte sagen alltäglichen Formen des Spleens darf das Sammeln nicht vergessen werden. Dabei ist natürlich nicht an das Sammeln wertvoller oder auch nur vernünftiger Gegenstände zu denken, sondern an die Kollektionen von Uhrpendeln, Hausschlüsseln oder noch grotesker, vor allem aber an sich wertloser oder gar unerfreulicher Dinge. Im übrigen aber kommt bei fast jeder intensiven Sammeltätigkeit irgendwo der Punkt, wo das sozusagen Vernünftige an das Spleenige grenzt. Hier spielt dann bei den Engländern besonders jenes Motiv eine große Rolle, das sie selbst das „sporting interest" nennen. Aus der ziellosen Melancholie, die beim Spleen höheren Grades — wenn diese Ausdrucksform gestattet sein soll — einen wesentlichen Bestandteil bildet, wird eine energische Zielstrebigkeit, die bis zum Verbrechen, bis zum Wagen der höchsten Gefahren führen kann, ihren Grund aber nicht etwa in dem Wunsch hat, etwas Nützliches oder gar Wertvolles, der Entwicklung Dienendes zu tun, sondern eben im Sport, in der Sucht, etwas Außergewöhnliches, Unerwartetes zu tun, was noch keiner getan hat und worüber die Mitlebenden, wenn schon nicht die Nachwelt, staunen soll.

Es würde zu weit führen, alle die Grenzgebiete zu durchwandern, die der Spleen im Wandel der Zeiten gewissermaßen besetzt hat. Sowohl der Dandysmus, als der Snobismus sind oft, mehr oder minder, Folgen des Spleens. Der Geschichtsschreiber des „Dandysme", Barbey d'Aurevilly, weist mit Recht darauf hin, daß die Langeweile, die „das Herz der englischen Gesellschaft auffrißt, dieser Nation die traurige Überlegenheit der Korruption und der Selbstmorde" verschafft, so wie sein Boden als charakteristische Frucht auch „die wilde und blinde Exzentrizität" hervorbringt. Der tiefe und traurige Zusammenhang des Spleens mit dem Selbstmordgedanken ist ja schon erwähnt worden. Musset selbst, der in dem schon genannten Buch die Schatten Byrons und Goethes anruft, verirrt sich in einem Vers an die Sängerin Malibran so weit, ihr, die am Rande des Todes gewesen war, zu singen: „tu goutas enfin le charme de la mort" Den Reiz des Todes ... Und ein Engländer aus der Mitte des 19. Jahrhunderts schafft in der Geschichte des Spleens das Beispiel, wo das Tragische mit dem Grotesken in der Selbstmordvorstellung sich vereint. Ihm ist es nicht genug, wie andere vor und nach ihm, den eigenen Sarg zu bestellen, er läßt sich eine Guillotine erbauen, unter die er selbst sein Haupt legt. Schon nach diesen wenigen Beispielen wird es keinen wundern, daß in allen Zeiten, in denen man sich mit dem Spleen ein wenig ernsthafter beschäftigt hat, der Gedanke auftritt, er sei eine Degenerationserscheinung, nur möglich bei verfeinerten, aber auch lebensunfähigen Menschen. Sicher ist viel Wahres an dieser Erklärung, nur muß man dann eben sagen, daß das 17. Jahrhundert so gut wie das 18., das 19. so gut wie das 20. solche Degenerierte aufzuweisen hat. In der Literatur, dem Spiegel des Lebens, ist in den letzten Jahrzehnten der Spleen meistens in der Form der „Nostalgie", aufgetreten, des vagen Sehnens nach dem Unbestimmten, nicht mehr wie in einfacheren Zeiten der Sehnsucht, sondern, wie man nun sprachlich ebenso anfechtbar wie inhaltlich sagt, der „Sehnsüchte". Die Suche nach Sensationen, nach neuen und starken Erlebnissen, Nervenreizen, und bei den produktiven Menschen zugleich das Bedürfnis, das wenigstens in der Phantasie Erlebte künstlerisch darzustellen, ist auch eine Form des Spleens, aber immerhin eine aktive Erscheinung den vielen passiven gegenüber und sympathischer oder mindestens weniger antipathisch als die Selbstmordmanien früherer Zeiten. Auch eine Reihe der sogenannten Entwicklungsromane, an denen ja auch die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte reich ist, sind eigentlich Biographien „Spleeniger", die alle möglichen und unmöglichen Weltanschauungen durchirren, weil sie die rechte, natürliche Beziehung zum Leben in ihrem Spleen eben nicht finden können.

Will man aber ein großes Beispiel aufrichten eines Menschen, in dem der Spleen mit allen guten Gaben unlöslich verbunden war, so daß sein Schicksal ohne diesen Einschlag nie sich hätte erfüllen können, so wird man die Lebenslinie Lord Byrons wenigstens flüchtig nachziehen müssen. Goethe, der ihn geliebt hat, sagt, er sei doch „gar zu dunkel in sich selbst" gewesen und ein „ewiger Selbstquäler". Und wenn er von seinem „Hang zum Unbegrenzten" spricht, so ist damit ebenso das dichterische Ingenium gemeint, wie die Wesensanlage, die Byron mit seinem eigenen Dasein selbst in den beneideten und verhältnismäßig glücklichen Bedingungen des verhätschelten Peer von England und schon als Jüngling gepriesenen Dichters nicht zufrieden sein ließ, eben weil an seinem Herzen „jener Wurm fraß". Er sei der schwermütigste Mann gewesen, den man sich nur denken könne, lautet das Zeugnis seiner Frau, die ihn doch noch vor dem entscheidenden Unglück seines Lebens, aus dem man sonst seine Melancholie und seine Rastlosigkeit zu erklären versucht, dem Ehezwist und der Gesellschaftsacht, gekannt hat. In Byrons Tagebuch, das für diese Materie neben den Mussetschen „Confessions" als vorzüglichstes Dokument zu gelten hat, erzählt er selbst, seine Frau, die ihn doch nicht allzu gut gekannt zu haben scheint, hätte ihm versichert, seine Schwermut sei selbst dann für Augen, die sehen konnten, bedrückend gewesen, wenn er in Gesellschaft heiter war, glänzte und bewundert wurde. Viele Aufzeichnungen zeugen davon, daß er sich Gedanken machte über den Zusammenhang zwischen seiner melancholischen,

Digitized by Google

spleenigen Natur und seinem Werk und über die gleiche Beziehung bei anderen Schriftstellern. Byrons Erscheinung ist um so interessanter, weil ja oft genug aller Spleen Pose genannt wird; und weil auch wiederum kein Zweifel ist, daß in Byron, besonders aber in allen seinen Nachahmern, ein gut Stück Pose wirkte. Die Mode der Schwermut, die Mode des Spleens wütete aber noch weiter, als das Unglück Byrons schon hätte abschreckend wirken können; allein „des Leidens Verzückung genießen" — „enjoy the ecstasy of woe" — wie es ein anderer englischer Dichter, Stephens, nennt, die „lovely melancholy" Byrons ist eben ein Reiz von solcher Macht, nicht allein für Dichter, sondern auch für Weltleute, daß alle Ironie und alle Abschreckung gegen ihn nichts half; Macaulay hat mit der Prophezeiung, für die Kinder seiner Generation werde Lord Byron als schwermütige Gestalt nicht mehr leben, er werde nur noch der Verfasser seiner Werke sein, bis heute unrecht behalten.

Wie sich nun in diesem Leben Spleen und Cant gleichsam verästelten, muß mit einigen Worten gezeigt werden. Der Dichter, dem seine englische Heimat zuerst nur gleichgültig war, hatte später allen Grund, sie zu hassen. Ist sie ihm zuerst nur als das amusische Land unerträglich gewesen, so verübte sie dann in ihrem Cant gegen ihn die äußersten Grausamkeiten. Man kann kaum besser das Wesen des Cant umschreiben, als indem man das Verhältnis der maßgebenden englischen Kreise gegen Lord Byron schildert. Es war ihm nach den Worten Macaulays, der wahrhaft kein Verteidiger der Sittenlosigkeit ist, auch nicht eine einzige Handlung nachzuweisen, die anzeigte, „daß Lord Byron mehr zu tadeln war als irgendein anderer Mann, der schlecht mit seiner Frau stehe". Das genügte, um eine Hetze zu eröffnen, die ihn nicht nur in London, in England selbst, wo er bisher der verwöhnte Liebling war, unmöglich machte, sondern ihn selbst auf dem Kontinent von jedem Orte verscheuchte, wo er Landsleute finden konnte, und ihn schließlich, vereint mit demselben, zu dem ebenso heldenhaften wie waghalsigen Unternehmen, für die griechische Freiheit zu kämpfen, trieb. Die Art, wie sich Lady Byron gegen ihren Mann verhielt — und ihr Tun wurde von der öffentlichen Meinung Englands nicht nur gedeckt, sondern gerühmt — ist ein Musterbeispiel jenes Cant, der, das Böse tuend, prahlt, gütig zu sein. Hartnäckig behauptet diese Frau, an den Wahnsinn ihres Mannes zu glauben, weil sie weiß, daß ihn dies am tiefsten verletzen und erbittern muß, ihr aber eine solche Haltung als demütige Güte ausgelegt wird, bis sie ihn dann doch dem Klatsch ausliefert und, trotzdem er sich schließlich zu einer gütlichen Trennung der Ehe hatte bewegen lassen, einen öffentlichen Feldzug gegen ihn führt, unter dem Vorwand, es sei dies Pflicht ihrem Kinde gegenüber. Den eigenen Willen, das Vorteilhafte als sittliches Gesetz auszugeben ist eben cant. Und ganz London, das bisher Lord Byron fast zum Götzen gemacht hatte, klatscht Beifall, spricht ihm jedes Menschenrecht ab, offenbart die gleiche Grausamkeit, die gleiche Prüderie, kurz und gut, den gleichen Cant, wie man ihn in unserer Zeit Oskar Wilde gegenüber wirken sah.

Das Verhalten der Engländer gegen ihre Dichter ist ein ganz besonderes Kapitel des Cant. Keats, ein jüngerer Zeitgenosse Byrons, war eben an der schlechten Kritik einer einflußreichen Zeitschrift gestorben, Shelley hatte man alle Rechte über sein Kind wegen „Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit" abgesprochen, und nun wird Byron das Opfer. Die Sätze Macaulays hierüber geben einen guten Teil dessen wieder, was man Cant nennt: „Ich kenne kein so lächerliches Schauspiel als das englische Publikum in einem dieser periodischen Anfälle von Moral. Im allgemeinen gehen Entführungen, Scheidungen, Familienstreitigkeiten kaum bemerkt vorbei. Wir lesen den Skandal, sprechen einen Tag über ihn und vergessen ihn. Aber einmal in sechs oder sieben Jahren wird unsere Tugend ausschweifend, wir können es dann nicht ertragen, daß die Gesetze der Religiosität und der Dezenz verletzt werden. Wir müssen gegen das Laster aufstehen. Wir müssen die Zügellosen belehren, daß das englische Volk die Wichtigkeit der häuslichen Fesseln schätzt; folglich wird irgendein unseliger Mann, der in keiner Hinsicht verderbter ist als hunderte, deren Vergehen mit Sanftmut behandelt worden sind, als ein Sühnopfer ausgeschieden. Wenn er Kinder hat, müssen sie von ihm genommen werden. Wenn er einen Beruf hat, muß er aus ihm verjagt werden. Er wird von den höheren Schichten geschnitten und von den niederen ausgepfiffen. Er ist in der Tat eine Art Prügelknabe, durch dessen Buße alle die anderen, die sich in der gleichen Weise verfehlt haben, scheinbar zur Genüge entsühnt werden. Sehr befriedigt betrachten wir dann unsere eigene Sittenstrenge und vergleichen mit Stolz den hohen Stand der Sittlichkeit, wie er in England eingeführt ist, mit der Pariser Leichtfertigkeit. Endlich ist unser Zorn befriedigt, unser Opfer ist ruiniert, sein Herz gebrochen, und unsere Tugend geht ruhig für weitere sieben Jahre schlafen."

Von solcher Art ist der Cant, der gegen Byron und andere gewütet hat, aber trotz der Erkenntnis hervorragender Schriftsteller von dem Gewicht Macaulays, und trotz dem Zeugnis, das das Leben Byrons gegen diese englische Unsitte ablegt, lebt er weiter als national-englische Form der Sittlichkeit, die allerdings auch auf dem Festland Wurzeln geschlagen hat.

Wer unzählige Beispiele des Cant aus dem täglichen Leben der englischen Bürger kennen lernen will, der lese Thackeray. Nicht nur sein „Buch der Snobs", sondern vor

Digitized by Google

allem die „Geschichte der Pendennis“ und den „Jahrmarkt der Eitelkeiten“, und Shaw, den energischesten Bekämpfer dieser hochmütigen Geistes- und Seelenverfassung. Der Leser wird bei Thackeray im kleinen, besser gesagt in kleinen Verhältnissen, dieselben Vorgänge aus denselben menschlichen Anlagen entstehen sehen, wie wir sie in der großen Politik nicht nur der letzten Jahre oder gar Monate sehen, während Shaw in seinen Theaterstücken mit unerbittlichem Spott den Kampf gegen den Cant führt, der manchmal geradezu das wesentliche Ziel seines sarkastischen Lebenskampfes zu sein scheint: Moral nämlich, die keine ist, Sittlichkeit, die fast nur Eigennutz oder Selbstgefälligkeit ist.

Cant ist der Opiumhandel Englands in Indien und China und Cant die Moral, das grundlegende Wesen der englischen Kolonisationsmethode. Cant die Liebe der Engländer zu Belgien, nachdem gegen die Kongogreuel kein Volk — gleichfalls aus Politik und gleichfalls Cant übend — so geeifert hatte wie das englische. Cant ist das „shocking“ in Theorie und Praxis. Cant findet sich natürlich nicht nur bei den Engländern. Cant ist die zu trauriger Berühmtheit gelangte Proklamation des früheren Königs der Belgier, als er den Kongo in Besitz nahm, um das Volk, die Eingeborenen, zu „zivilisieren“. Man weiß, mit welchen Mitteln! Cant sind die Reden gegen den Alkohol der russischen Staatsmänner, die ihr Budget mit Hilfe des Alkoholmonopols mühsam aufrechterhalten. Cant das Operieren mit Bibelsprüchen in Interessenfragen, Cant das Verhalten der Engländer beim „Jameson-Raid“, gegen die Buren und uns, Cant ist schließlich die übertriebene Sonntagsheiligung der Engländer, Cant ist es, den Mann, der die Kirche seiner Pfarre am Sonntag nicht zur vorgeschriebenen Stunde besucht, für einen Sünder zu erklären, und den Wucherer, der mit gut gebügeltem Seidenhut hingeht, als Musterbürger zu ehren; Cant ist das Nehmen von Äußerlichkeiten als Maß der Dinge, während über Wesentliches, über Dinge, die einem nicht in den Kram passen, hinweggesehen wird. Cant ist es, wenn die Heilsarmee am Sonntag nachmittag ein Tingeltangel aufführen, aber Shakespeare zur gleichen Stunde nicht gespielt werden darf, Cant ist die angebliche äußere Freiheit, mit der im Hydepark ein jeder sich hinstellen darf und predigen, was er will, solange er nur nicht zu einer irgendwie ernsthaften Wirkung kommt! Cant ist es, Konvention als höchste Sitte zu verehren und jeden, der die vorgeschriebenen Reden im Munde führt, im trüben fischen zu lassen ... Cant ist noch vieles.

Man wird dem Worte und dem Begriffe nicht gerecht, wenn man nur einfach sagt: Nun ja, Heuchelei! Man übersieht dann das Wesentliche: daß der Cant erst dort beginnt, auch erst dort wirklich gefährlich wird, wo der einzelne das Bewußtsein seiner Unaufrichtigkeit, seines Pharisäertums, oder wie wir es eben nennen wollen, gar nicht mehr hat, nicht mehr haben kann, weil er aus der Volksseele, der nationalen Moral heraus, nicht etwa aus eigenem Entschluß, handelt. Weil er also gleichsam gedeckt ist durch die parallelen Empfindungen seiner Volksgenossen.

Nehmen wir ein Beispiel aus letzter Zeit, den Staatsminister Sir Edward Grey. Er ist sicher nicht, wie rasch Urteilende bei uns vielleicht glauben mögen, ein bewußt handelnder Heuchler, ein „bleicher Schuft“. Sicher nicht. Eher wenig intelligent im höheren Sinne, nach dem Einsicht gleichbedeutend mit Intuition ist. Er soll dem Fürsten Lichnowsky, dem deutschen Gesandten, beim Abschied gesagt haben, es sei schon besser, wenn England sich jetzt am Kriege gegen Deutschland beteilige, dann werde es besser, als wenn es neutral bleibe, beim Friedensschluß die Interessen — Deutschlands fördern können. Eine solche Äußerung wäre für unser Gefühl, wenn sie aus dem Munde eines Deutschen käme, Hirnlosigkeit oder frecher Hohn, Schamlosigkeit, ein Trumpf. Aus einer Gefühlsbildung aber, in der der Cant die wesentlichste Rolle spielt, ist diese Äußerung so sehr anders zu verstehen, daß Grey jetzt, wo er unsere Auffassung in unseren Worten kennen lernt, sicher aufrichtig erschrocken ist, und ebensowenig begreift, was wir uns bei solcher Rede denken, wie wir die Tatsache solcher Rede, die das Unheil eines Weltkrieges als „etwas besser oder schlechter“ in eine Rechnung einstellt, begreifen. Jene Offenherzigkeit gerade, mit der jetzt manchmal Engländer ihre weit wirkenden politischen Entschlüsse, die Teilnahme am Weltkrieg zum Beispiel, als Ergebnis einer Rechnung, einer Bilanz gleichsam, mitteilen und rechtfertigen, ist nur möglich als Begleiterscheinung des Cant, der die in ihm Befangenen veranlaßt, ja zwingt, nicht zu sehen, was sie nicht sehen wollen, nicht zu fühlen, was sie im nationalen Interesse nicht fühlen dürfen und Interessen für Ideale zu halten.

Ein paar kleine Anekdoten werden besser als psychologische Auseinandersetzungen einiges vom Wesen des Cant aufhellen.

Den Herzog von Norfolk fragte einmal ein Kammerdiener, ob es smart sei, den Zahnstocher zu benutzen. Er antwortete: „Not in bad society.“

Asquith, der englische Staatsminister, der den Wein zu sehr liebt, kommt am Interpellationstage berauscht in das Haus der Gemeinen. Robert Cecil, einer seiner Gegner, merkt's und will daraus eine Waffe schmieden. Balfour unterdrückt dies, trotzdem es ihm und seiner Politik zum Vorteil werden konnte, mit dem einen Worte: „Honour“. Und es ist Ruhe.

Schließlich eine Geschichte aus dem bürgerlichen Leben: Ich begegne auf einer Meerfahrt zwei Freunden. Beide die rechten

Digitized by Google

Cityleute. Der eine wird gleich seekrank, der andere prahlt, er werde nie seekrank, steckt sich seine Pfeife an und wird's daraufhin doch. Am nächsten Morgen begrüßt er mich mit folgender Rede: „Mein Herr, ich bin seekrank geworden. Ich bin Gott dankbar, daß meine Frau nicht mit war, was hätte sie gelitten! Daran habe ich voll Dank immer gedacht, während ich seekrank war. Ich bin Gott dankbar wegen meines Freundes, der die Kabine mit mir geteilt hat, denn wäre ich von der Seekrankheit weiter frei geblieben, wie hätte er doch bei diesem Anblick noch mehr gelitten! Und, mein Herr, ich bin Gott dankbar für mein Leiden, denn früher, wenn Leute geklagt haben über die Seekrankheit, lachte ich. Ich bin Gott nun dankbar, daß er sie mich auch erleben ließ, denn jetzt kann ich an ihrem Schmerz Anteil nehmen." Und vielleicht hätte er noch einige Male sein „Ich bin Gott dankbar" gesprochen und begründet, wenn mir von diesem mehrfachen Cant nicht schon reichlich übel gewesen wäre ...

Ich gebe zu den drei kleinen Geschichten keine Erläuterung. Wer ein wenig nachdenkt, wird die verschiedenen Untertöne des Cant herausfühlen, und wer die Philosophie des Cant, besonders des politischen, näher kennen lernen will, mag zu Max Schelers Buch „Der Genius des Krieges", in dem auch zwei hier angeführte Beispiele sich wiederfinden, greifen, wenn auch die Schlußfolgerungen einseitig, oft nur graue Theorie sind.

Der feine französische Schriftsteller Stendhal zitiert die Worte eines englischen „Gentleman": „Wir wollen heute, da Sonntag ist, nicht so rasch über die Straße gehen, man könnte glauben, wir gehen zu einer Lustbarkeit." — Cant!

Und um nun den Gegensatz des Cant darzustellen: Als jemand von Macaulay sagte, er lasse keinen anderen sprechen, weil er selber immer reden wolle, antwortete der witzige Sidney Smith: „Who would, if he could, help it?"

Was der Deutsche am Cant jetzt am meisten tadelt, ist die Scheinheiligkeit; Schönes und Wertvolles wird eben vorgeheuchelt und dadurch selbst in den noch vorhandenen Resten entwertet. In der Tat ist der Cant des einzelnen eine sehr anfechtbare Sache. Der Cant einer Nation aber wird moralisch überhaupt nicht zu werten sein. Mancher wird sogar behaupten, daß er erzieherisch wirkt, das ist dann jene Art des Cant, die der Pose, die aus der Sehnsucht nach dem Besseren geboren ist, sich nähert. Sicher ist, daß das Bewußtsein der Lüge und der Unaufrichtigkeit nur in den Anfängen besteht, später entwickelt sich ein Fanatismus so „ehrlich" wie beim Wahrheitsfanatiker — der Cant ist zur Religion geworden.

Abschiedslied

Nun muß ich scheiden, o süße Frau!
Es dämmert der Morgen. Es rieselt der Tau.
Das Wächterhorn mahnt. Dein Lager wird leer.
Die Weise heißt: Nimmerwiederkehr.
Lebewohl, du Süße!

Ein jeder Kuß, dir ins Herz geflammt,
Ein jedes Lied, unsrer Sehnsucht entstammt,
Die letzte Blume, die wir gepflückt,
Sie sei mit eiserner Faust zerdrückt!
Lebewohl — du Süße!

Wohl muß ich gehn. Doch ich bin dir nicht fern.
Hoch uns zu Häupten leuchtet ein Stern.
Der bringt dir Grüße. Der bringt sie mir.
Der Stern unsrer Sehnsucht: so nennen ihn wir.
Leb' tausendmal wohl, du Süße!

So reit' ich hinaus in den Morgentau.
Es fallen Tropfen. Der Himmel wird grau.
Doch mein Roß und mein Schwert und mein Herz beim Ritt,
Sie klopfen und pochen die Weise mit:
Leb' tausendmal wohl, du Süße!

Albert Geiger †

Digitized by Google

Holländiſcher Fiſcher

Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rembrandts Selbstbildnis aus dem Jahre 1669. (Galerie Marcus Kappel in Berlin)

Rembrandts Reuebilder

Von Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin

Wenn Rembrandt heute im allgemeinen als der gefeiertste unter allen Künstlern gelten darf, so gilt dies insbesondere für Deutschland. In keinem Lande sind mehr Bilder von ihm vorhanden; nirgends ist mehr über ihn geschrieben als gerade in Deutschland: und doch hat man auch in keinem anderen Lande seiner Ehre so schweren Abbruch zu tun versucht als gerade in Deutschland. Lautner hat den Versuch gemacht, ihn seiner Lorbeeren zu berauben, indem er ihn zum gewöhnlichen Unternehmer herabwürdigen wollte, der seinen Schüler Bol für sich arbeiten ließ und unter seinem Namen das Geld dafür einkassierte. Muther hat den traurigen Ruhm, Rembrandt zum Säufer gestempelt zu haben und im Delirium sterben zu lassen, weil er das hohe Bierglas in seiner Hand im Dresdener Doppelbildnis für ein Sektglas erklärt (fast hundert Jahre ehe der Champagner erfunden wurde!) und das aufgedunsene Gesicht auf seinem letzten Selbstporträt auf Branntweingenuß zurückführt, dem er sich aus Kummer über sein Unglück hingegeben habe. Und um gewisse Bildnisse eines jungen Mädchens, die der Künstler in seiner Jugend gemalt hat, zu erklären, hat man behauptet, daß er mit Saskia in wilder Ehe gelebt habe, ehe er sie heiratete, obendrein unter den Augen ihres Verwandten, des würdigen Amsterdamer Geistlichen J. C. Sylvius. Keiner außer Lautner hat

Digitized by Google

dem großen Meister der Nachtwache und der Staalmeesters an seinem Künstlerruhm Abbruch tun wollen; sie alle glaubten den Künstler feiern zu können, auch wenn sie den Menschen verunglimpften. Ist aber ein wirklich großer Meister denkbar, der innerlich ein Lump war? Mag auch für Rembrandt das nil humani a me alienum puto zutreffen, mag er noch so viel gefehlt haben, sittliches Streben, tiefe religiöse Empfindung und vornehme Gesinnung ist ihm stets eigen gewesen. Dies gilt für Rembrandt wie für jeden echten Genius unter den Künstlern.

Über Rembrandt sind die Urkunden, dank einer fleißigen Archivforschung, so zahlreich wie kaum über einen andern alten Meister. Mit ihren geschwätzigen Zungen haben sie manche Anklage gegen ihn vorgebracht, manches traurige und selbst beschämende Zeugnis gegen ihn abgelegt; in ihrem stereotypen Kurialstil bringen sie uns nur nüchterne, trübselige Tatsachen: Schuldverklärungen, Pfändungen, Bankbruch, Verwarnungen, aber kein Wort der Erklärung und Begründung, kein Wort, wie das kam, keinen Zeugen, keinen Verteidiger für den Künstler. Mühsam müssen wir zwischen den Zeilen zu lesen suchen. Dabei ist aber der Subjektivität der weiteste Spielraum gegeben. Ein glücklicher Zufall hat nun kürzlich eine neue Urkunde über den Künstler zutage gefördert, in der der Schreiber, der die neue Schuldverschreibung aufzusetzen hatte, auch in ein paar Worten den Ausbruch der inneren Erregung Rembrandts dabei mit zum Ausdruck gebracht und uns dadurch den Schlüssel zu

Petrus verleugnet Christus. (Kaiserl. Eremitage in St. Petersburg)

Digitized by Google

Ahasver und Haman beim Mahl der Esther. (Rumanzoff-Museum in Moskau)

dem Rätsel von des Künstlers Vermögensverfall und Unglück gegeben. Das von Jhn. D. Rutgers van Rozenburg aufgefundene und 1913 in „Oud Holland" veröffentlichte Dokument besagt, daß Rembrandt Anfang Juli 1656 um „brieven van cepie met committimus aende Gerecht van Amsterdam" einkommt, um seine zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, da er „durch Verluste in Handelsgeschäften sowie durch Schaden und Verluste auf der See" in schwere Ungelegenheiten geraten sei. Also nicht durch Verschwendung, nicht durch Sammelsucht oder Antiquitätenkäufe ist Rembrandts Bankerott mit dem maßlosen Elend, das daraus erwuchs, verschuldet, sondern durch unglückliche Spekulationen. Daß Rembrandt gelegentlich Handelsgeschäfte — wohl auch Kunsthandel — macht, besagt eine schon seit längerer Zeit schon bekannte Urkunde; der Künstler wird in diesem in Rotterdam ausgefertigten Dokument sogar als „Handelsmann" bezeichnet. Jetzt erfahren wir aber, daß er sich auch zu den gefährlichen Spekulationen mit Gewinnanteilen an Schiffsgut, die damals in Holland wie die Tulpenspekulation zu einer wahren Krankheit geworden waren, hatte verführen lassen; kein Wunder, daß die Verluste dadurch, die gleichzeitig zahlreiche große Vermögen ruinierten, seine Vermögensverhältnisse völlig zerrütteten.

Dieses Spielen an der Schiffsbörse weit über sein Vermögen würde freilich den Künstler für seinen Bankerott, so erklärlich es ihn macht, keineswegs rechtfertigen, aber Rembrandt, der so schwer dafür bestraft wurde — konnte er doch seit dem Jahre 1656 bis zu seinem Tode am 8. Oktober 1669 sich von der Schuldenlast nicht völlig freimachen —, hat diese leichtsinnigen Spekulationen, die auch das Vermögen seines unmündigen Sohnes Titus teilweise mit verzehrten, aufs tiefste bereut; bis an sein Ende hat er mit dieser moralischen Schuld

Digitized by Google

Christus

Gemälde Rembrandts aus dem Jahre 1661

(Im Besitz des Grafen Eduard Raczynski auf Ragolin in Posen)

Digitized by Google

gekämpft und sich davon loszuringen gesucht. Dafür haben wir ein deutliches Zeugnis in den Gemälden dieser seiner letzten Zeit, deren Motive, soweit sie nicht ausnahmsweise bei ihm bestellt waren, fast sämtlich Darstellungen biblischer Szenen von Verrat, Verzweiflung, Reue und Erlösung sind. Daß wir die Wahl solcher Motive auf die Stimmung des Künstlers zurückführen, ist bei Rembrandt durchaus gerechtfertigt; ist doch kein anderer Künstler so subjektiv in seinem Schaffen, keiner nimmt seine Modelle so regelmäßig aus seiner nächsten Umgebung, wählt seine Vorwürfe so sehr nach seinen Empfindungen oder Erlebnissen wie gerade Rembrandt. Wir besitzen noch heute nahezu hundert Selbstbildnisse des Künstlers in Gemälden, Radierungen und Zeichnungen, und von seiner Mutter und seinem Vater, von seinen Geschwistern, von Saskia und Hendrikje, von seinem Sohne Titus und dessen Gattin lassen sich alles in allem fast ebenso viele Bildnisse mehr oder weniger sicher nachweisen. Nicht viel weniger zahlreich sind die noch unbestimmten Porträts, die sich aber nach Tracht und Auffassung mit Bestimmtheit als Persönlichkeiten, die dem Künstler nahestanden, bezeichnen lassen.

Auch die biblischen Darstellungen lassen sich schon von früher Zeit an nicht selten mit markanten Momenten im Leben des Künstlers zusammenbringen. In der Zeit seiner Verlobung mit Saskia entstehen die verschiedenen „Judenbräute“; als er die Geburt des Sohnes Titus erwartet, malt er das Gemälde mit dem „Opfer Manoahs“ und der „Begegnung von Maria und Elisabeth“; die köstlichen Bilder mit der heiligen Familie entstehen in den Jahren, in denen er den kleinen Titus um sich hat, und so lassen noch manche andere biblische Darstellungen zum Leben Rembrandts nahe Beziehungen erraten. Das Gleiche dürfen wir daher von vornherein auch für die Jahre annehmen, in denen der Künstler, vom eigenen Hause vertrieben, abseits im Judenviertel auf der Rozengracht sein letztes Heim gefunden hatte und hier, von den meisten alten Bekannten gemieden, noch ausschließlicher als sonst seiner Kunst lebte. Streng gläubig erzogen, schon als Knabe durch die Mutter mit der Bibel vertraut, deren ausgiebigster, deren tiefster Interpret unter allen Künstlern Rembrandt geworden ist, sucht er auch jetzt seinen Trost in der Bibel. Schwere Schuld lag auf ihm: daß er das eigene Vermögen vergeudet und sogar den Nachlaß seiner Gattin, der dem Sohn zukam, hatte angreifen müssen, daß er mit seiner Magd

Haman in Ungnade. (Kaiserl. Eremitage in St. Petersburg)

Digitized by Google

Hendrikje in wilder Ehe lebte, weil er sie nach der Bestimmung der Saskia nicht heiraten durfte, ohne den Nießbrauch am Nachlaß zu verlieren, alles das belastete schwer sein Gewissen. Das Gefühl seiner Schuld wurde ihm täglich erneuert durch die Mahnungen seiner Gläubiger, die er durch die Zwangsversteigerung nur teilweise hatte befriedigen können und für die er alles, was er durch seine Kunst noch verdiente, zurücklegen mußte. Die alten Freunde, die ihn darüber mieden, das öde Heim, aus dem alle Kunstschätze entfernt und in jener unglückseligen Versteigerung verschleudert waren, vor allem der Verlust aller ihm noch nahestehenden Lieben, die vorzeitig vor ihm hinstarben, mußten seine Wunden immer wieder aufreißen, seinen Schmerz noch vertiefen.

Von diesem Schmerz, von der Verzweiflung über seine Schuld sucht er sich loszuringen, indem er zur Bibel seine Zuflucht nimmt; aber nicht nur wie jeder gläubige Christ, indem er Trost und Erbauung in ihr sucht, sondern indem er Worte und Schilderungen der Bibel, in denen er Beziehungen zu seiner Schuld entdeckte und aus denen er Hoffnung auf Verzeihung und Erlösung schöpfte, zu Vorwürfen für seine Gemälde wählte.

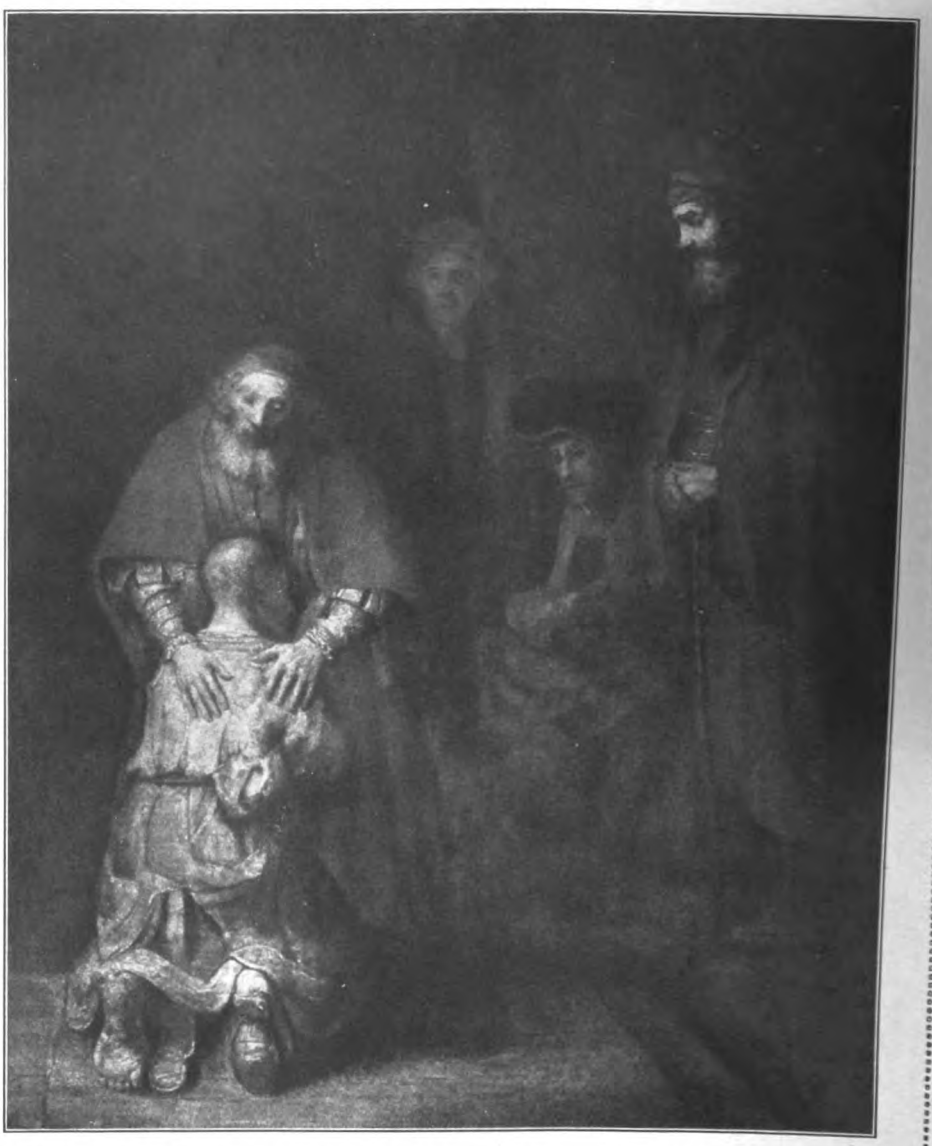
Die Stäupung Christi. (Großherzogl. Gemäldegalerie in Darmstadt)

Lassen wir die biblischen Darstellungen der in den letzten Jahren, nach seinem Bankrott, entstandenen Bilder an uns vorübergehen, so finden wir, daß diese meist umfangreichen, tiefempfundenen Meisterwerke fast ausnahmslos solche Motive wiedergeben. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre entstand die herrliche Verleugnung des Herrn durch Petrus in der Eremitage zu Petersburg; wenige Jahre später malte der Künstler Moses, wie er im gerechten Zorn über sein sündiges Volk die Gesetzestafeln zertrümmert (im Berliner Museum); von der Darstellung des Falles von Haman besitzen wir nicht weniger als drei verschiedene Darstellungen, die alle den sechziger Jahren angehören; Bilder des Erlösers als

Digitized by Google

Pilatus sich die Hände waschend. (Metropolitan-Museum in New York)

Digitized by Google



Die Rückkehr des verlorenen Sohnes
Gemälde Rembrandts aus dem Jahre 1669
(In der Galerie der Kaiserl. Eremitage in St. Petersburg)

Digitized by Google

David vor Saul die Harfe spielend. (Königl. Gemäldegalerie im Haag)

Schmerzensmann sind sogar etwa ein Dutzend in dieser Zeit entstanden, der auch die tiefergreifende „Stäupung Christi“, in der Galerie zu Darmstadt, und „Pilatus, der sich die Hände wäscht“, jetzt im Metropolitan-Museum zu New York angehören. Trostreichere Stimmung, die Zuversicht auf Verzeihung spricht dann aus Bildern wie den Berliner Gemälden von „Jakob, der mit dem Engel ringt“ („ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“), aus dem „David, der durch sein Spiel die bösen Geister des Königs Saul bannt“ im Museum des Haag und vor allem aus der gewaltig ergreifenden „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ in der Eremitage. In diesem umfangreichsten biblischen Bilde, das eins der letzten Werke Rembrandts ist, bricht die frohe Zuversicht durch, daß auch seine Reue und Buße keine vergebliche sein würde. So bietet uns der Abschluß des tragischen Lebensganges von Hollands größtem Sohn und seinem herrlichsten Künstler ein schmerzlich ergreifendes, aber zugleich versöhnliches, tröstliches Bild.

Digitized by Google

Die Liebesgabe

Eine Kriegsepisode. Von Karl Freiherrn von Berlepsch

Ein scharfer Wind pfiff über die baumlose Ebene. Längst war die Sonne untergegangen, und doch lag ein fahles Licht über allen Dingen ausgebreitet, so als leuchteten sie phosphoreszierend aus sich selbst heraus.

Irgendwo am Horizont eine elende Hütte — sonst wüßte man wohl nicht, daß hier lebende Wesen hausten.

Endlos, endlos dehnte sich das öde Land.

So mag es schon 1812 ausgesehen haben, als Napoleon seine Heeressäulen gen Moskau trieb — es kann sich hier nichts geändert haben seitdem.

Das Bataillon marschierte den ganzen Tag.

Kosaken sollten in den Ortschaften westlich des Flusses gesehen sein, so sagten jüdische Händler aus, die vor den reitenden Räubern mehr Respekt hatten als die deutschen Soldaten.

„Wenn es doch mal zu einem Kosakenangriff käme," sagte der kleine vergnügte Leutnant, der den Maschinengewehrzug führte. „Es muß eine Wonne sein, da hineinzuhalten und das Rudel Gäule durcheinanderpurzeln zu sehen, all die zappelnden Pferdebeine nach oben gestreckt — und ruhig immer weiter kämmen, den wimmelnden Horizont absägen wollen mit der scharfen Schneide des beweglichen Gewehrs — ha, das muß fein sein!" —

Die Kerls marschierten maschinenmäßig, die Köpfe etwas gesenkt, den Blick starr auf den Tornister des Vordermanns gerichtet, so, wie sie tun, wenn sie müde werden, müde zum Umfallen.

Und das Schlimmste war: die Feldküchen waren nicht mitgekommen — die staken irgendwo tief im Sande. Zwei Pferde leisteten es nicht mehr.

Die Küchen mußten sich untereinander mit Vorspann aushelfen. Immer blieb eine ohne Bespannung liegen, derweilen die andere mit Vieren ein Stück vorwärts geschleppt wurde. Das ging nicht mehr so weiter auf diesen Wegen! Pferde mußten geschafft werden, wie und wo: ganz gleich!

Nur der Karren mit der französischen Aufschrift — er stammte aus Lille — kroch hinter dem Bataillon einher, hochbeladen mit dem Gepäck derer, die der Arzt als schonungsbedürftig bezeichnet hatte.

Mochten sie alle müde sein, einer war immer obenauf, war nicht totzukriegen: der Führer der vierten Kompagnie, ein Leutnant, ein frischer, blonder, fideler Junge, einer von denen, die das deutsche Heer braucht wie das liebe Brot.

Immer hatte er noch einen Scherz, über den die Leute lachten, an dem sie sich aufrichteten, immer war seine Kompagnie die erste, die untergebracht war, wenn es ins Quartier ging. Ihm und seinen Leuten fehlte nie etwas, wenn die andern klagten.

Das wußte nun auch die ganze Kompagnie: Er sorgt für uns!

Er nannte seine Leute nur mit Vornamen, die er sich erfand.

„Sieh mal, August," sagte er zu einem Tiefgebeugten, „wenn dich deine Braut jetzt so sähe, wie du so dahinschleichst — ein Häufchen Elend —, die schickte dir keinen einzigen Kuß mehr, das kannste glauben."

Und dann reckte sich der Herr Leutnant auf seinem dicken Beutegaul und zeigte dem August genannten, wie er sein Haupt als Bräutigam zu tragen habe.

Und alle grinsten.

„Weißte was, du Stabstrompeter da mit der Mundharmonika — ja, dir meine ich, Gustav! — spiel' uns mal einen hin, damit wir besser marschieren können!"

Und gehorsam griff Gustav in die Tasche, holte sein Instrument hervor und begann zu blasen:

„Wenn wir marschieren
Zum Hall'schen Tor, ja Tor hinaus,
Schwarzbraunes Mädel,
Du bleibst zu Haus!"

Hei, da ging das Marschieren auf einmal wieder!

Und warum nannte der Führer der vierten Kompagnie immer seine Leute bei selbstgewählten Vornamen?

Er hieß selber Hans, Leutnant Hans.

Wenn nun einer zu sagen wagte: „Ich

Digitized by Google

heiße nicht Auguſt, Herr Leutnant," dann hatte er prompt die Antwort: „Menſch, du ſiehſt ſo aus, du kannſt gar nicht anders heißen wie Auguſt! Wenn du nicht Auguſt heißt, will ich nicht mehr länger Hans heißen."

Und dabei blieb's.

Das Fiedeln der Mundharmonika war faſt in der ganzen Kompagnie zu hören, denn die Füße der Marſchierenden ſtapften faſt lautlos durch den hohen Sand, durch den hohen Sand von Polen.

Selbſt zu dem, der hinten auf dem Wagen des Liller Möbeltransportgeſchäfts ſaß und ſeine ſchnaufenden Kracken antrieb, kamen noch ein paar zerzauſte Klänge angeflogen, und er ſummte leiſe die Weiſe mit:

„Ja, ja in Frankreich,
Da floß der rote Wein,
Der mochte ſo feuerrot
Wie mein Blut wohl ſein.
Mein Schätzlein, ob jemals
Ich wiederkehr',
Das weiß nur der Herrgott
Und ſonſt niemand mehr."

„Mit dem Wein hat's nun auch ein End'," ſeufzte der Fahrer in ſich hinein.

Er war am Bein verwundet geweſen und ſaß ſeitdem als Roſſelenker auf dem Karren.

Neben dem Wagen her ſchritt einer, der tat, als wollte er ſchieben helfen. Er hatte die Hand an die Stange gelegt, die die Radachſe mit dem Kutſcherbock verbindet. In Wirklichkeit ließ er ſich mitziehen, denn es geht ſich viel leichter, wenn man die Hand an einen fahrenden Wagen legt.

Der das tat, war ein ganz Schlauer, war Bürkner, der Burſche des Leutnants Hans.

„Weißt du, Bürkner," ſagte der Fahrer vom Bock zu dem tief unter ihm Schreitenden, „weißt du, es war ja ganz ſchön, daß wir auf der Fahrt durch Deutſchland ſo gut verpflegt wurden und daß die Leute alle Hurra riefen in den Dörfern und Städten — aber ſo an der Heimat vorbeifahren, dichte vorbei und niemand ſehen dürfen von denen, die wir lieb haben, das iſt doch hart!" —

Es gab eine Pauſe, während der der Karren in allen Fugen ächzte, denn er war durch ein großes Loch geſchwankt.

„Jüh," machte Eckerhof, der Fahrer, und Bürkner ſpuckte in die Hände, ſtemmte ſie beide in die Achſen des Vorderrades und half den todmüden Gäulen, den Karren über die unebene Stelle hinwegzubringen.

„Ja, hart war's ſchon," ſagte Bürkner. „Freilich, mein Leutnant hat's doch fertig gebracht, ſeine Braut zu ſehen — der kann alles, was er will, na ja, und wenn er mich nicht hätte, wär's ihm doch nicht geglückt."

„Wie habt ihr's denn gemacht?" fragte der vom Bock.

„Darf ich nicht ſagen!"

„Mir ſchon."

„Wenn du mich mitfahren läßt."

„Darf ich nicht tun."

„Dann darf ich's dir auch nicht ſagen."

„Na, da ſitz' auf!" —

„Du weißt doch, wie wir aus Lille abfuhren, wußte kein Menſch, wohin es ging. Die Herren auf den Bahnhöfen zuckten die Achſeln. Auch die wollten nichts wiſſen, gar nichts.

Alſo, entweder geht es jetzt nach der Champagne, oder es geht in die Argonnen, oder es geht nach Verdun, oder vielleicht nach Lothringen — es kann auch nach Rußland gehn.

‚Dieſe verdammte Geheimniskrämerei iſt das Schlimmſte in dieſem Kriege,' ſagte mein Leutnant. ‚Wenn es nämlich jetzt nach Rußland geht, durch Deutſchland, dann muß ich meine Braut ſehen, Theodor, merk' dir das, ich muß — ſie — ſehen!'

Zu Befehl, Herr Leutnant, ſage ich.

In St. Amand meint ſo ein Alleswiſſer von Bahnfritzen: ‚Die letzten Transporte ſind alle nach Vouziers zu gegangen.'

‚Alſo Argonnen,' ſagt mein Leutnant und wird traurig, was er ſonſt nie iſt.

In Charleville kommt er wieder zu mir und iſt ganz vergnügt.

‚Jetzt kann es gar nicht mehr nach Vouziers gehen, wir ſind auf dem Gleis nach Sedan zu, jetzt geht's an der Maas entlang.'

Es wird dunkel, wir können nichts mehr ſehen. Ich frage hin und wieder einen Bahnarbeiter. Er weiß nichts, natürlich!

‚Bürkner,' ſagt mein Leutnant, ‚jetzt kommen wir gleich nach Longuion, da gehen die Bahnen auseinander. Die eine iſt eine eingleiſige und führt nach Metz, die andere iſt eine zweigleiſige, die geht nach Luxemburg und die nächſte Station heißt

Digitized by Google

Longwy. Wenn es nach Luxemburg geht, dann weck' mich, denn dann fahren wir durch Deutschland nach Rußland und dann muß ich es wissen. Wenn es aber nach Metz geht, dann laß mich schlafen, verstehste?'

Also ich steh' am Fenster und guck' mir die Augen aus.

Es kommt eine Station.

Sie, Mann, ist das hier Longijong? frag' ich so einen Dussel an der Weiche.

‚Das kann ich Se nun nich genau sagen, aber ich gloobe, so heeßt das Kaff.'

Na also! Nu weiter!

Ist das nun 'ne eingleisige oder 'ne zweigleisige Bahn? Nischt zu sehen! Viel zu dunkel!

Also da warten wir schon, bis die nächste Station kommt! Das Tal wird ganz eng. Es geht durch einen Tunnel. Ein paar ganz zerschossene Häuser und dann eine Stadt, wo auch kein Stein auf dem andern zu sein scheint. Das hat ja wohl Wilhelm Kronprinz gekonnt, hier, die Geschichte, denke ich.

Ein hellerleuchtetes Schild: L-o-n-g-w-y! Hat ihn schon!

Nun frage ich noch mal einen Mann: Sie, wohin geht denn hier die Reise?

‚Grüßen Se Hindenburg schön!' sagt er.

Ich gehe zu meinem Leutnant und wecke ihn: Herr Leutnant, es geht nach Rußland!

‚Also, darum ist mir auch schon so kalt,' sagt er, springt auf, umarmt mich und dreht mich dreimal im Abteil herum.

‚Nun wird's gemacht, Theodor! Du mußt bedenken, es kann das letztemal gewesen sein, daß ich sie seh'! Kompagnieführer! Na ja. Die Kompagnieführer, wo heil nach Hause gelangen am Ende des Krieges, die kommen ins Panoptikum nach Berlin, hab' ich gehört. Nu sag' nischt mehr, ich weiß schon ...!'

Morgens, als wir durch Trier fahren, fragt mein Leutnant den Bahnhofskommandanten, ob er nach Haus telegraphieren kann.

‚Telegraphieren können Sie schon, aber ob das Telegramm ankommt, ist 'ne andere Frage.'

‚Also, hier wird man schlechter behandelt als in Frankreich, ich geh' wieder zurück!'

‚Bitte, einsteigen, es geht gleich weiter!'

‚Sagen Sie mir bloß noch, ob es über Hannover oder über Halle geht!'

‚Es tut mir furchtbar leid ...!'

Da ging der Zug ab, und wir saßen mit unseren Kenntnissen im Abteil zweiter Klasse, mein Leutnant und ich.

Er sagte: ‚Ich kriege es doch noch! Erst müssen wir jetzt wissen, ob wir durch Halle kommen und wann ungefähr.'

Mein Leutnant sitzt und schmiedet einen Plan.

Auf der nächsten großen Station, wo gegessen wurde, geht er zur Linienkommandantur.

‚Ich möchte mich beschweren!'

‚Bitte!'

‚Also wir haben diese Nacht sündhaft gefroren! Das ist ja schlimmer wie im Schützengraben! Kann man denn diese Züge gar nicht heizen? Ich bringe meine Kompagnie krank nach Rußland, wenn das so weiter geht. Die armen Kerle müssen sich ja erkälten — ja, auf den Tod erkälten!'

‚Gewiß, Herr Leutnant, wir möchten ja gern, aber Sie müssen bedenken — diese Güterzugslokomotiven, die die Militärtransporte ziehen, haben keine Heizvorrichtung. Und dann ist der Zug falsch rangiert — da stecken belgische Wagen mitten dazwischen, die man nicht heizen kann, und Güterwagen. Das Rangieren hält zu lange auf, wir müssen ...'

‚Kann ich vielleicht den Herrn Linienkommandanten persönlich sprechen?' fragte mein Leutnant — er hat es mir später alles haarklein erzählt.

‚Also, der Herr Linienkommandant kann Ihnen doch auch nicht ... na, kommen Sie mal mit ... wo ist denn gleich der ... ja so!' —

Nun liest er in einer langen Liste, und mein Leutnant schaut zu — er hat verdammt gute Augen: Frankfurt—Hanau—Bebra—Erfurt—Halle!

‚Ja, vor Halle geht es aber nicht, und das ist mitten in der Nacht — wenn Sie von da ab geheizt haben wollen?'

‚Mitten in der Nacht — ja, wann denn? Wir müssen uns doch etwas einrichten, wenn wir da alle aussteigen sollen!'

‚Ja, ein Uhr kann's wohl werden — — Zum Teufel! das darf ich Ihnen eigentlich gar nicht sagen, Herr Leutn ...'

Der war schon r'aus.

Digitized by Google

‚Mensch!‘ schrie er mich an, ‚ein Stück Papier her!‘

Dienſttelegramm.

Leutnant Jahn, Halle, Bezirkskommando.

Brauche dringend ſehr warme Liebesgabe. Ein Uhr nachts Bahnhof Halle abgeben. Hans,

Leutnant und Kompagnieführer.

‚Ob er das wohl merkt, der gute Jahn? — So, nun aber ganz raſch zur Bahnpoſt!‘

Jawohl! Pfüüt, da geht der Zug ab. Wir können gerade noch aufſpringen. Der Leutnant und ich ſind auf dieſe Weiſe um die ganze Verpflegung herumgekommen. Na, wenn nur das Herz warm iſt!

Alſo in Rüdesheim will ich wieder r'aus und das Telegramm beſorgen.

‚Bitte, nicht ausſteigen! Es geht gleich weiter!‘

Mein Leutnant winkt einen dicken, gemütlichen Portier heran.

‚Iſt die Poſt in der Nähe?‘

‚Jawohl!‘

‚Können Sie das Telegramm ſofort beſorgen?‘

‚Jawohl, Herr Leutnant.‘

‚Es iſt ſehr dringend, kann ich mich auf Sie verlaſſen?‘

‚Ganz beſtimmt, Herr Leutnant, wird ſofort jemaach.‘

Mein Leutnant zog den Portmonee und gab dem Mann drei Mark. Der ſchmunzelte und grüßte ſtramm.

Dann mußte ich 'ne Flaſche Sekt holen, die wir in Koblenz gekauft hatten, und die andern Herren drauf einladen. Wie der Bataillonskommandeur merkte, daß wir Sekt hatten, wurde er ganz neidiſch und ſchnauzte ſeinen Adjutanten an, warum ſie ſo etwas nie hätten.

Aber als es dann wieder dunkel wurde und das Hurrarufen und Tücherſchwenken aufhörte, wurde mein Leutnant wieder unruhig: ‚Ob mich der Jahn auch wohl verſtanden hat?‘ fragte er mich ein- übers anderemal.

Wenn der Herr ſo ſchlau iſt, wie der Herr Leutnant — ſchon! ſag' ich.

‚Weißt du, Theodor, dumm iſt er ja nicht, aber — vielleicht läuft er jetzt in der ganzen Stadt herum bei allen möglichen Kommerzienräten und ſammelt Geld für Winterſachen, kauft ein für die ganze Kompagnie, die rührende Seele, — oder er iſt vielleicht gar nicht da, und mein Telegramm erreicht ihn nicht ...‘

Alſo ich hatte meine liebe Not mit meinem Leutnant.

Aber an ſeine Kompagnie hat er dabei doch immer gedacht. Sowie der Zug hielt, ging er die Wagen ab, ſah in jede Tür hinein und machte ſeine Witze.

Von zwölf Uhr ab ſah er immerzu aus dem Fenſter heraus.

‚Theodor,‘ fragte er, ‚haſt du 'ne Braut?‘

Noch keine richtige, ſage ich.

‚Weißt du, was das heißt, wenn ſo ein kleines Herz flattert wie ein Vogel und einem ſein's trampelt wie ein Pferdehuf?‘

Jawohl, ſage ich.

‚Ich meine, ich müßte es nun ganz genau wiſſen, ob ſie da iſt oder nicht — Gedankenübertragung. Aber davon verſtehſt du nichts ...‘

Und nun kommt Halle! Menſch, ich zittre mit meinem Leutnant, als wenn es meine Braut wäre, es wird mir heiß und kalt, wie ich mit ihm zum Fenſter r'aushänge und die erſten Lichter erſcheinen.

Der Zug fährt ganz langſam in den Bahnhof.

Da ſchreit mein Leutnant ſchon: ‚Nu ſchlag einer lang hin, da ſteht, weiß Gott, der Jahn mit Liebesgaben, und meine Braut ahnt niſcht ...‘

Mir wurde es wieder kalt.

Aus dem fahrenden Zuge ſpringt er heraus und ſtürzt auf einen blaſſen, übernächtigen Offizier, der da ſteht, als wäre ihm alles egal, mein Leutnant, ſeine Braut und überhaupt die ganze Welt.

Neben ihm ſteht anſcheinend ein Haufen Sachen, mit einer großen Decke zugedeckt.

Alſo mein Leutnant brüllt ihn an: ‚Wo haſt du ſie?‘

‚Junge, ſag' erſt mal guten Tag, die Liebesgaben ſind doch, weiß Gott, nicht ſo wichtig!‘ meint der andere.

Nun wird's mir aber doch zu toll. Ich laufe auf die zugedeckten Sachen los und reiße die Decke runter.

Menſch, was meinſte, ſpringt mir da an den Hals? Ein Mädel, na, ſo was haſte noch nicht geſehn!

Na, und das Geſicht, wie ſie merkt, wem ſie an den Hals geſprungen iſt!

Da iſt auch ſchon mein Leutnant zwiſchen uns getreten: ‚Theodor,‘ ſagt er,

Digitized by Google

‚wenn du mir jetzt etwa meine Braut abspenstig machen willst, das wäre doch gelacht!‘

Und indem nimmt er die Decke, deckt sie wieder über das Mädel und will es gerade fortführen, damit es niemand sieht, da kommt die Olle aus dem Bahnhof herausgestürzt, und es gibt ein gerührtes Wiedersehen!

‚Theodor,‘ flüstert mir mein Leutnant zu, ‚Theodor, tu mir den einzigen Gefallen und unterhalte meine Schwiegermutter ein wenig.‘

Dann ist er mit seiner Liebesgabe fort, und ich stehe mit der meinigen auf dem Bahnsteig. Gott sei Dank war ja nun der Leutnant Jahn noch da, der kam dann lachend heran, und wir drei unterhielten uns über den Krieg. Dann sagte ich: Die Herrschaften verzeihen gütigst, aber mein Magen knurrt sehr, von wegen weil ich in jeder Station, wo es was zu essen gab, nach dem Fräulein Braut laufen mußte, und ich glaube, hier gibt es was für die Mannschaften.

Na und da bin ich den Herrschaften fortgelaufen und hab' gefuttert — soviel, glaube ich, hab' ich noch nie in meinem Leben gegessen, denn ich wollte doch auch was haben! Und für meinen Leutnant habe ich mir auch die ganzen Taschen vollgesteckt, denn von der Liebe allein kann der Mensch nicht leben.

Als der Zug gerade abfahren wollte, ist er noch hereingesprungen. Eine Stunde hat das Vergnügen gedauert, und die Kompagnie hat während der Zeit keinen Führer gehabt, denn das ist die einzige Stunde gewesen, wo mein Herr Leutnant sich nicht um seine Kompagnie gekümmert hat.

Aber es hat mich doch gefreut ...!“

„Theodor, Theodoor! Mensch, wo steckst du eigentlich? Komm her und halt mein Roß! Schau' her, dieser Palast wird mich diese Nacht beherbergen! Deck' mir die Tafel, bereite mir mein Lager und halte ihm Sorgen und Läuse fern, denn ich gedenke einen langen Schlaf zu tun!“

Bürkner sprang vom Bock, nahm den Gaul und schaute mit unsäglich verächtlichen Blicken den Haufen Balken und Stroh an, den sein Herr soeben ‚Palast‘ genannt hatte!

Kein Fenster heil, die Tür fehlte gänzlich. Der Wind pfiff durch die öde Stätte.

Und dieser Anblick für einen, der eben noch an die Fleischtöpfe von Halle gedacht hatte!

Während sein Leutnant die Kompagnie unterbrachte und jedes einzelnen Lager bestimmte, schaffte der Bursche aus nichts heraus einen menschenwürdigen Aufenthaltsort. Endlich kam Leutnant Hans. Er pfiff ein Liedlein vor sich hin.

„Hallo, ein Festtag wird morgen! Wir greifen an! Der Feind steht kaum sechs Kilometer weit! — Na, die Russen, die sollen uns kennen lernen! Und dann noch eine Freudennachricht, Theodor — die Feldküchen sind da!“

Geborgen

Um Kownos Wall das Wetter tobt
Wie schwerer Orgelton.
Es geht in Glut und Blut erprobt
Zum Sturm das Bataillon.

Was trägst du in der linken Hand,
Mein junger Infant'rist?
„Den Brief, den heut die Mutter sandt',
Kein' Zeit zum Lesen ist.“

Durch Stoppelfeld und Waldverhau
Ohn' Rasten und Verbleib ...
O Kowno, Kowno, heiße Frau,
Nun geht's an deinen Leib!

Die Trommel rasselt rotumloht
Durch schrillen Hörnerschall.
Und hochzeitstrunken schwarz-weiß-rot
Die Fahne — auf dem Wall! — —

Am Fahnenschaft ein Toter ruht
Im grünen Grase tief,
Hält in der Hand, verwischt vom Blut,
Den ungelesnen Brief.

Der Hauptmann nimmt und liest und nickt.
„Dir führte Gott den Stift.“
Und wieder in das Blatt er blickt
Und liest in scheuer Schrift:

„Dem Himmel dankt's die Mutter hier,
Mein junger Infant'rist,
Daß endlich Du im Marschquartier
So gut geborgen bist ...“ — —

Rudolf Herzog

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Kriegergrabmal. Von Prof. Hermann Hosaeus in Berlin — Die Schnitzerschule in Oberammergau und sonstige Bauten von Prof. Franz Zell in München — Beleuchtungskörper von Ludwig Vierthaler in Hannover aus der Werkstätte G. Krüger in Berlin — Zu unseren Bildern

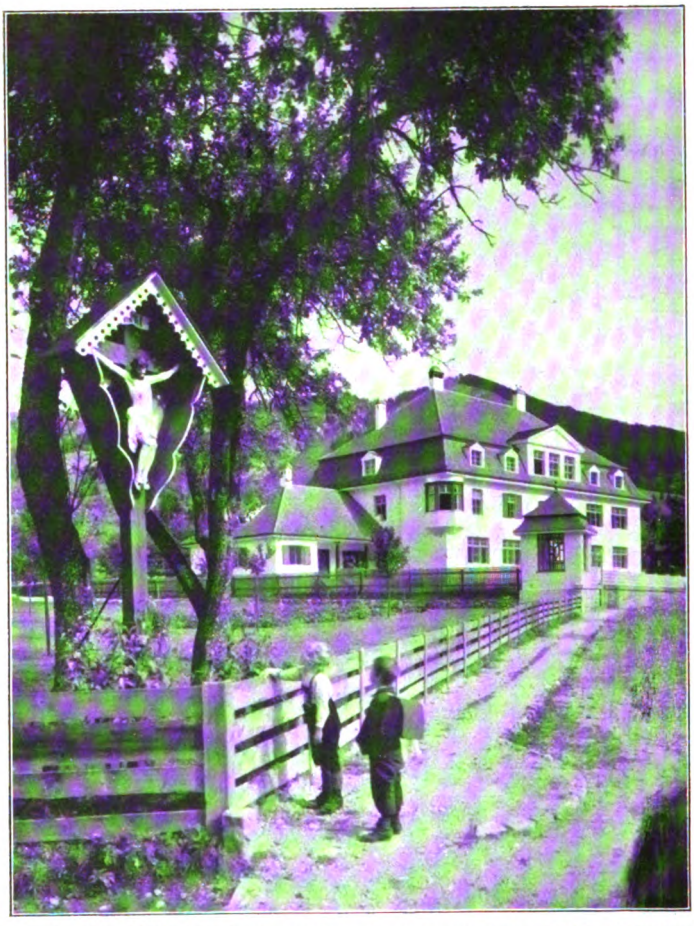
Keine würdigere Aufgabe für die Kunst in Kriegszeiten, als rühmlichen Tod der Gefallenen tröstend zu verklären. Wenn wir daher die Rundschau mit der edlen Grabskulptur von Prof. Hermann Hosaeus eröffnen, so dürfen wir — schmerzlich genug — annehmen, daß sie dem Interesse vieler entgegenkommt. Das hat etwas Trauriges und auch wieder Beruhigendes, denn wie jeder Trauernde weiß, gibt es nichts, was den ersten heißen Schmerz besänftigernder zu lindern wüßte, als die Beschäftigung mit jenen dem Herzen geweihten Dingen, die die fromme Erinnerung an einen geliebten Toten zu hegen bestimmt sind. Glücklich unter der unabsehbaren Schar der Trauernden immerhin noch jene, denen es vergönnt ist, den teuren Leichnam heimzuholen und denen dadurch allein schon die fromme Ablenkung gewährt wird, die die Seele gleichsam bei der Hand nimmt und sacht und unvermerkt wieder ins Leben hineinführt. Indessen verhältnismäßig wenigen wird es so gut, und es mehren sich ja auch die Stimmen, die zu bedenken geben, wieviel besser es sei, die Ruhe des Toten im ehrlichen Soldatengrab nicht zu stören. Auch unsere Jugend selbst gibt öfter, dem Beispiel des heldenhaften meiningischen Prinzen folgend, dem Wunsch Ausdruck, inmitten der Kameraden auf der weiten Heide, die ihren Ruhm und ihren Tod gesehen hat, dem Tage des großen Erwachens entgegenzuschlummern. Und es liegt auch, rein sozial aufgefaßt, etwas Versöhnendes darin, wenn die bessergestellten Kreise das gleiche Herzensopfer bringen, wie die unbemittelten, die die Kosten einer Überführung nicht aufzubringen vermöchten. Wo immer aber unsere Tapferen auch schlafen mögen, ob in heimatlicher Erde, im Massengrabe des Westens oder des Ostens, ob in der deutschen See, ob am Bosporus, ob im Abgrund der Karpathen — sie alle schlafen in Gottes Hut — öst- und westliches Gelände ruht im Schatten seiner Hände —; der Heimat aber geziemt, ihre Namen und ihre Taten zu frommem Gedächtnis zu bewahren. Schlicht und schön hat die Zeit unserer Vorväter ihre Namen auf hölzerne Tafeln an heiliger Stätte geschrieben; der Sonnenstrahl glitt durch bunte Fenster darüber hin, über ihnen raschelten die Eichenkränze, und mancher welke Mund bewegte still die Lippen, indem er den teuren Namen las, der dort der Gemeinde zur Anschauung und Nacheiferung unter den „mit Gott für König und Vaterland Gestorbenen“ stand. Nicht minder schön und deutsch erscheint es, wenn in unserer Zeit die einzelnen Gemeinden die Namen ihrer Gefallenen in Heldenhainen vereinigen wollen. Selbst die klein-

Grabmal eines Kriegers
Von Prof. Hermann Hosaeus in Berlin

Digitized by Google

sten und ärmsten Gemeinden haben als rührenden Zoll des Dankes für die opferfreudigen Toten Summen aufgebracht, über die man staunen muß, und gewiß wird es für die neue Jugend Deutschlands zu den heiligsten Erinnerungen gehören, wenn erst ein Menschenalter und mehr ins Land gegangen ist, am Sonn- und Feiertag an der Hand des Vaters oder Großvaters durch diese Haine zu gehen, in denen die Steine reden, und der deutsche Wald ihr Herz empfinden läßt, wofür diese gestorben sind, als sie jung waren und ihr Leben schön, und wo die Vögel des deutschen Märchens um die Toten der Heimat ihr „Leide, Leide, Leide" singen. Für jeden dieser Zwecke, sei es für das Einzelgrab, auf das die Tränen trauernder Angehöriger fallen, sei es als symbolischer Wächter einer der neuen deutschen Haine zu Ehren der Gefallenen, immer wird die männlich schlichte Gestalt, die dort oben, Gewehr bei Fuß, Helm ab zum Gebet, in das frische Grab hinunterblickt, ein würdiges Vorbild für Versinnbildlichungen der Kameradentreue sein, die ihrem Heldenleben in Erinnerung und Gelöbnis nachblickt.

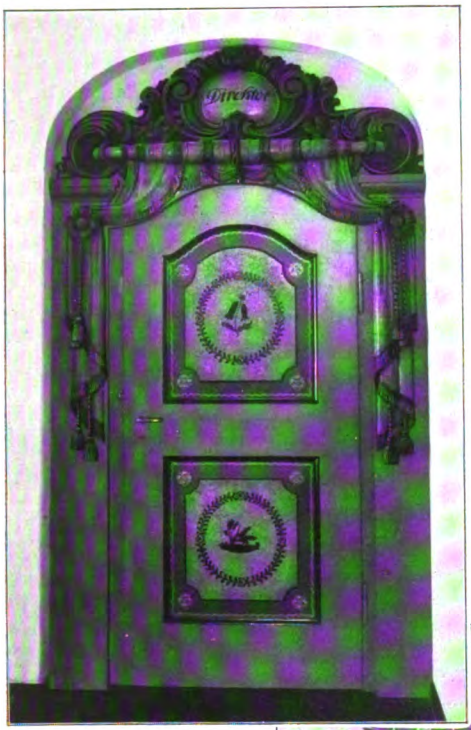
Währenddem aber regt sich in der Heimat desto kräftiger das Leben des rüstigen Werktags, für deren Schutz die heiligen Toten starben, und wohl mag es unsere Feinde mit Ingrimm und Neid erfüllen, wenn sie sehen, wie lebenskräftig und unbekümmert um ihre Praktiken und Kniffe Deutschland weiter arbeitet und weiter strebt. Indessen sie draußen unser Haus verteidigen, stehen die Bewohner nicht etwa ängstlich auf Zinnen und Türmen, nein, als ob nichts geschehen wäre, wird das Haus immer weiter ausgebaut und sogar ausgeschmückt.



Die Schnitzerschule in Oberammergau. Erbaut von Franz Zell in München

Gerade das Land, das frei vom Feinde am geschütztesten inmitten des übrigen Deutschland ruht, bezahlt, wie in der Rundschau des Oktoberhefts dargetan werden konnte, dem schutzlosen, preisgegebenen Lande im Norden in einer gerade für seine Begabung charakteristischen Art den Dank der Verschonten, indem es für geringes Geld den aller Habe Beraubten Zimmereinrichtungen zur Verfügung stellt. Wenn schon diese Raumkunst, ein Wohltätigkeitswerk, aber mit solcher Liebe und Gediegenheit ausgeführt, als habe ein wohlhabender Besteller es für jahrhundertelangen Dienst bestimmt, der hohen Stufe des Münchener Kunsthandwerks ein rühmliches Zeugnis ausstellt, so zeigt sich die glücklichste Verwirklichung der gesunden modernen Richtung, auf die Bedürfnisse, die Eigenart und Anschauungen der Landschaft Rücksicht zu nehmen, besonders hübsch in der neuen Schnitzerschule von Oberammergau, einem Werk des Professor Franz Zell in München. Ebenso wie jene Ostpreußen-Möbel fern von dem üblen Durchschnittstypus verdorbener Stilart, die mit billigen Mitteln möglichsten Prunk des Aussehens vortäuschen will, in Anpassung an die norddeutsche Landschaft aus einfachem, vortrefflich behandeltem Weichholz, hier mit Biedermeier-Anklängen, dort an

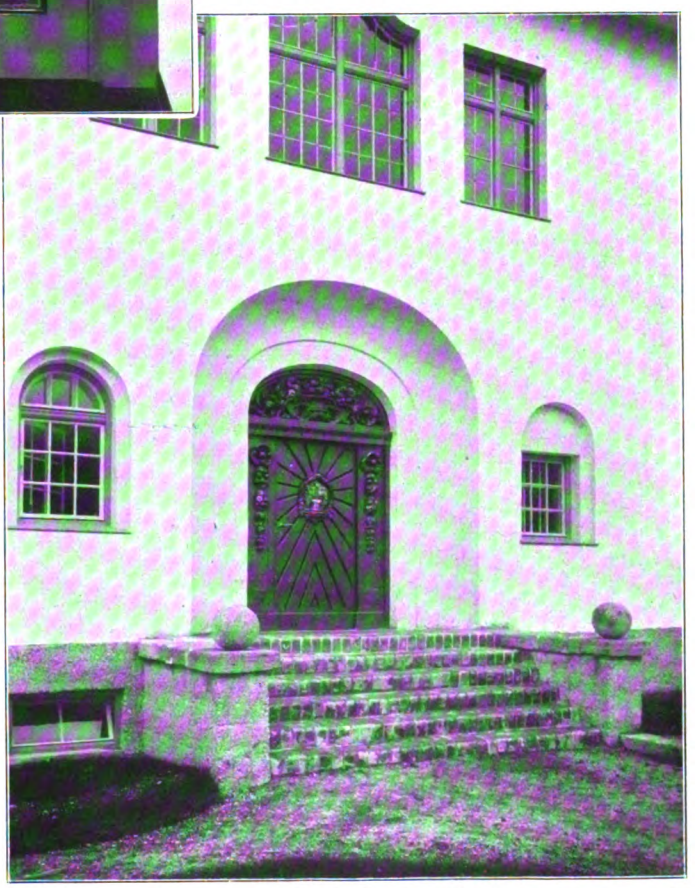
Digitized by Google



Tür zum Zimmer des Direktors der Schule

die ostpreußische alte Volkskunst oder an das Danziger Barock, Formen aufstellen, die durch kräftige Schönheit überraschen, so ist hier ein typisches Beispiel von Baukunst gegeben, das in glänzender Benutzung des heimischen Materials und der heimischen Überlieferung sowohl auf Landschaft als architektonische Umgebung in gleicher Weise eingestimmt, Vorbildliches geleistet hat. Der Münchener Architekt darf als besonders feiner Kenner der Oberammergauer Ortskunst gelten. Seit vielen Jahren beschäftigt ihn Bau und Aufstellung des kulturgeschichtlichen Ortsmuseums, eines wahren Volkskunstmuseums, das ihm die glücklichste Vertrautheit, ja Bodenständigkeit für den Bezirk, für den seine Arbeit entstand, geben mußte. Bei dem Wohlstand des Ortes, den es dem reichen Gewinn aus den Passionsspielen dankt, waren nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung, und es war um so mehr Ehrensache für eine künstlerisch so angeregte Bevölkerung in diesem öffentlichen Gebäude ein sie würdig repräsentierendes Bauwerk zu schaffen, als das Passionstheater in seiner öden Eintönigkeit geradezu als warnendes Schulbeispiel für eine sinnlos der Landschaft und dem Volkstum aufgedrängte Baulichkeit gelten mußte. Das ist, wie unser Bild zeigt, in der unbefangensten Art bei der Schnitzerschule vermieden worden: das Gebäude breit, behaglich und wohnlich den ernsten Wellenlinien des Gebirges sich anpassend, scheint förmlich aus dem Boden herausgewachsen zu sein, wozu auch das äußere Zubehör, die schlichten Zäune und natürlichen Hecken, die man an Stelle der herkömmlichen Gitter verwandt hat, nicht wenig beitragen.

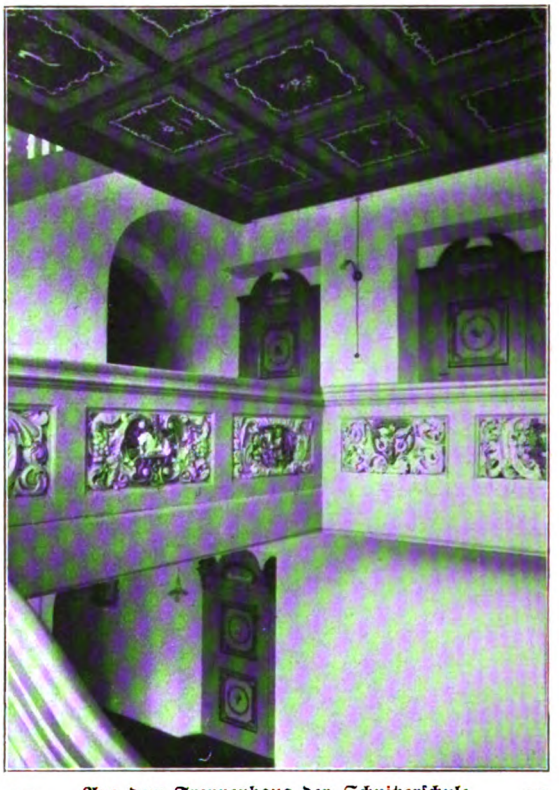
Wirkt das Äußere des Gebäudes mehr bürgerlich behaglich, so wie es der Größe und Ausdehnung der Gemeinde entspricht, so hat der Künstler, jede Protzerei nach



Haupteingang der Schnitzerschule in Oberammergau

Digitized by Google

außen glücklich vermeidend, dennoch verstanden in der Vornehmheit des mit großer Liebe behandelten Treppenhauses, die durch Künstlertum gehobene Stellung der Einwohnerschaft nachdrücklich und doch unaufdringlich zu betonen. Die Treppe ist von ähnlicher wundervoller Raumverschwendung wie die berühmte Treppe des Goethehauses, die bei allem Abbruch, den sie den Wohnräumen tut, dennoch durch ihre monumentale Abmessung den Nachteil weiblich einbringt, indem sie alles Bedeutsame und Achtung Einflößende, was der Fremde etwa nicht wissen sollte,

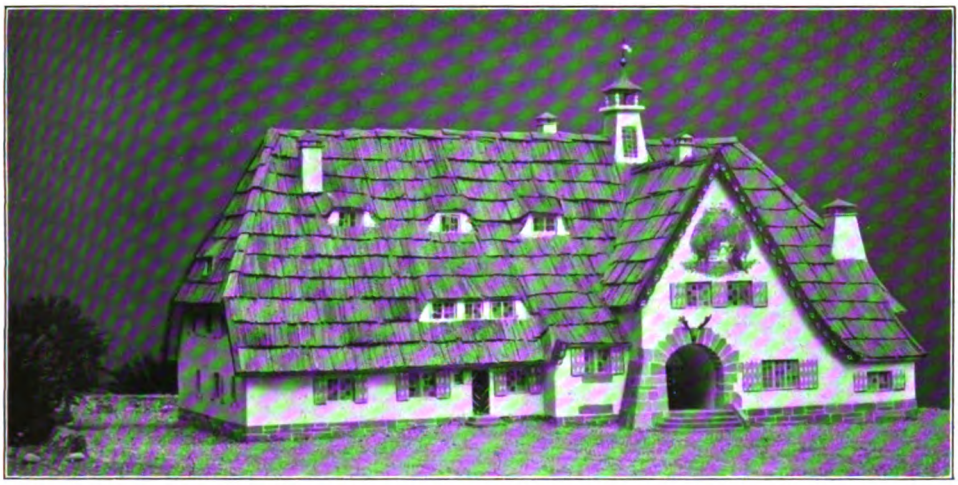


Aus dem Treppenhaus der Schnitzerschule in Oberammergau

von vornherein zu sagen scheint. Die Treppe hinauf erzählen die geschnitzten Füllungen von Oberammergaus Wirken und Geschichte. Auf die gute, zweckmäßige und schöne Gliederung und Ausstattung der Innenräume einzugehen, fehlt es hier leider an Platz. — Auch bei dem nahe an Kloster Roggenburg, Bezirk Ulm, belegenen Schloß des Grafen Geldern-Egmont hat sich der Künstler in der gleichen feinfühligen Art der historischen und natürlichen Stimmung des Geländes angepaßt. Die gewaltige Anlage des Klosters mit einer herrlichen Kirche im Rokokostil, die jedem im Ge-

Landschloß des Reichsrats Grafen Mirbach-Geldern in Roggenburg (Bayr. Schwaben)
Architekt: Prof. Franz Zell in München. Nach einem Modell wiedergegeben

Digitized by Google



Jagdhaus des Grafen zu Pappenheim in Bujak (Ungarn). Ansicht von Norden
Architekt: Prof. Franz Zell in München. Nach einem Modell wiedergegeben

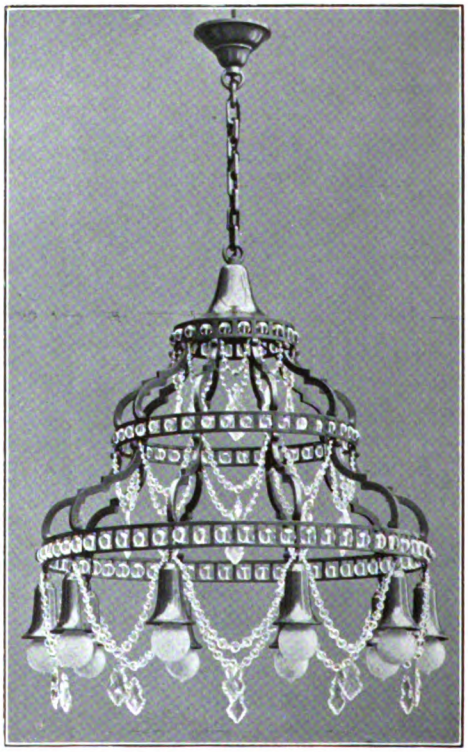
dächtnis bleibt, der jemals in die freilich von allen Verkehrsstraßen abgelegene Gegend kam, legte dem Architekten natürlich Verpflichtungen für die Anpassung an ihren Stil auf, und man muß anerkennen, daß er mit sicherem Verstehen ermöglicht hat, ein modernes, allen Ansprüchen eines großen Geschlechtes entsprechendes Heim zugleich mit so glücklichen Anklängen an die Rokoko- und Louis XVI.-Periode aufzustellen. So einfach das kolossale Gebäude gehalten ist, mit den charakteristischen grünen Läden der Epoche, so würdig stellt es schon allein durch seine Abmessungen, den stattlichen von einem Säulenportikus getragenen Balkon und den unaufdringlichen Schmuck reicher Kunstschmiedearbeit die äußere Stellung und die inneren Auffassungen seiner Bewohner dar. Eine große Terrasse an der Rückseite, die eine Steinbalustrade umgibt, vermittelt in sinnvoller Weise den Übergang zum Park. — In wie glücklicher Weise unser Künstler auch in bescheideneren Größenverhältnissen zu gestalten versteht, zeigt das auf Seite 436 abgebildete Landhaus Tautphoes. Ein ebenso überzeugendes, wohl noch drastischeres Beispiel des Komponierungsvermögens Zells aber ist das höchst eigenartige Jagdhaus des Grafen Pappenheim. Das hier nach einem Modell wiedergegebene Gebäude liegt in Wirklichkeit in einem mächtigen Eichwald, von Bergen umgeben, überragt von einer alten Ruine, dem Sitz eines längst verschollenen Geschlechts. Es hieß ein Haus zu errichten, das drei

Jagdhaus des Grafen zu Pappenheim in Bujak (Ungarn). Ansicht von Süden

Digitized by Google

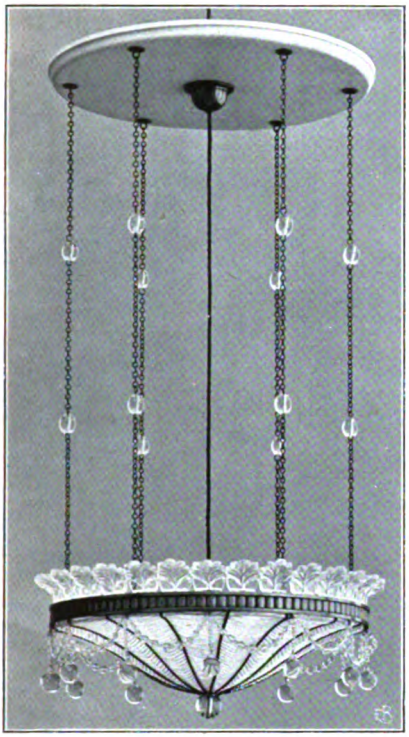
Landhaus Tautphoes. Architekt: Prof. Franz Zell in München. Nach einem Modell wiedergegeben

Stockwerke räumiger Zimmer enthalten sollte, und wenn man sich vergegenwärtigt, wie ungeheuer „deplaziert“ in dieser Umgebung ein in herkömmlicher Weise ausgeführter Bau von solchen Maßen hätte wirken müssen, gleich pietätlos gegen die Natur, gegen die Vergangenheit der Umgebung, so staunt man über die Sorgfalt und Mühe, die der Künstler in unablässiger Gedankenarbeit an seine Aufgabe gewandt haben muß, um eine so glückliche Lösung zu finden. Die Anklänge an das niedersächsische Bauernhaus zeigen, wie feinfühlig der Baumeister den untrüglichen Instinkten der alten Volkskunst, die im niedersächsischen wie ruthenischen Land die gleichen weitausladenden lädenartig ausgebreiteten Heimstätten mit wärmendem, behaglichem Strohdach entstehen läßt, nachgegangen ist. Die Art aber, wie das Problem der inneren Raumausnutzung — das Haus enthält kein einziges schräges Zimmer, da die Dachschräge in äußerst geschickter Art für Schränke und Nischen ausgenützt ist — ist beinah genial zu nennen. — Den Beschluß unserer Abbildungen machen die Beleuchtungskörper von Ludwig Vierthaler. Ein guter Bronzeleuchter ist künstlerisch wie technisch weit schwieriger und auch kostspieliger herzustellen, als ein gutes Möbel, da schon die notwendigen teueren Metallmodelle die Anfertigung eines einzelnen oder mehrerer Stücke erheblich verteuern. So natürlich hier also das Streben nach guten, klaren und schmucklosen Formen ist, so begreiflich ist anderseits auch der Wunsch der über große Geldmittel verfügenden Gesellschaftskreise, auch in ihren Beleuchtungskörpern Arbeiten zu besitzen, die außer der tadellosen technischen Verarbeitung guten Materials auch dekorative Werte besitzen und von der künstlerischen Phantasie ihres Schöpfers zeugen, wie es bei den Beleuchtungskörpern



Kronleuchter in Bronze. Entworfen von Ludwig Vierthaler. Ausführung: G. Krüger, Berlin

Digitized by Google

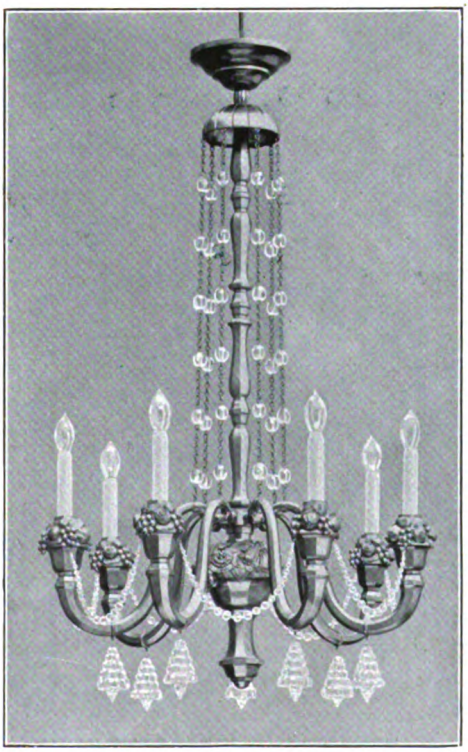


Schlafzimmerampel. Entworfen von Ludwig Vierthaler. Ausführung: G. Krüger, Berlin

ter zu verhältnismäßig billigem Preis heraus. — Josef Kallmorgen, der treue Mitarbeiter, der schon seit dem fünften Jahrgang in diesen Heften in seinen fein gestimmten Gemälden zu Wort gekommen ist und im Laufe der Jahre nicht nur Bewunderer, sondern warme und treue Freunde unter unsern Lesern gefunden hat, ist mit vier verschiedenen Werken vertreten, die in ihrer Gegenständlichkeit das hauptsächlichste Stoffgebiet des Künstlers umfassen und deren jedes für sich doch das Können des Meistere immer in anderm Lichte zeigt. Albert Welti, der seiner Kunst zu früh gestorbene Schweizer, bietet uns in dem „Haus der Träume" eine nicht gerade allzuschwer verständliche Symbolik, die man vielleicht auch nach einem alten Aufsatzthema benennen könnte: Hoffnung und Erinnerung, zwei Begleiter der Menschen auf dem Lebenswege, und mit der der Maler, abgesehen von dem rein künstlerischen Zweck, die „Träume" der verschiedenen Lebensalter zum Ausdruck bringen wollte. — Bei Wilhelm List ist unschwer eine gewisse Verwandtschaft mit Ferdinand Hodler festzustellen, wobei unentschieden bleiben mag, ob der Maler von selbst oder durch Anregung an diese Art der Technik kam. Jedenfalls läßt sich dem Werk eine außerordentlich starke Wirkung nicht absprechen. — Weicher und gemütvoller wirkt Josef Kühns „Der Brief", ein Werk, das in seiner Schlichtheit und der harmonischen Verteilung des Lichts in etwas an die Kunst Whistlers gemahnen dürfte. J. H.

Ludwig Vierthalers der Fall ist. Die Kerzenkrone mit den mit Blumengewinden verzierten Armen steht in ihrer kraftvollen, klaren, geschlossenen Form den besten holländischen Kronleuchtern nicht nach, die man auf alten Gemälden niederländischer Meister findet. —

Es wären noch einige Worte über unsere eingeschalteten Kunstblätter zu sagen. Zuerst über Professor Hugo Vogels Hindenburg-Bildnis, das uns den neuen Marschall Vorwärts mit einer zwingenden Gewalt nahebringt als den Befreier Ostpreußens, der mit eiserner unerbittlicher Faust in die Heere der Russen zermalmend eingriff. Einen nachträglichen Glückwunsch mag dies Blatt für den Generalfeldmarschall darstellen, der am 2. Oktober seinen 68. Geburtstag begehen konnte, eine Tatsache, vor der man nur bewundernd und dankbar stehen kann, daß uns dieser Mann erhalten blieb für den großen Krieg und seine Kraft auch bei der gewaltigen Last, die auf ihm liegt, nicht erlahmt. Eine sehr gute farbige Reproduktion dieses Gemäldes erschien in der Kunstverlagsanstalt von Meißner & Buch in Leipzig. Außerdem brachte der Verlag, der bei allen Kunstfreunden um seiner vorzüglichen Veröffentlichungen willen einen guten Klang hat, auch ein Kniestück-Bildnis und eine Brustbild-Studie auf hellem Grund als große Faksimile-Kunstblät-



Bronzeleuchter. Entworfen von Ludwig Vierthaler Ausführung: G. Krüger, Berlin

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Rudolf Haas, Matthias Triebl. Die Geschichte eines verbummelten Studenten (Leipzig, L. Staackmann) — Curt Moreck, Büßer des Gefühls (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) — Robert Michel, Die Häuser an der Džamija (Berlin, S. Fischer) — Aage Madelung, Mein Kriegstagebuch (Ebenda) — Alexander Castell, Der Kriegspilot — Der Tod in den Lüften (Zwei Bände, München, Albert Langen) — Richard Skowronnek, Das große Feuer (Berlin, Ullstein & Co.)

Es nützt nichts, Herrschaften! Wohl ist es noch immer Mars, der die Stunde regiert und uns alle am Leitseil hält — aber die Kinder der kriegerischen Muse müssen dennoch heut zurücktreten. Sie müssen sich verkriechen vor einem Staatskerl, der im tiefsten Frieden gedieh und sie an Wuchs um Haupteslänge überragt. Es ist nur ein verbummelter Student, doch von der Donau bis zum Rhein hat er in diesem erzählerisch dürftigen Erntejahr kaum seinesgleichen. Freiligrath hat einst, als er ein schönes Buch las, sein Barett vor Freude an die Decke geworfen. Ein Barett besitz' ich nicht; sonst wäre es mir nicht darauf angekommen, damit ebenso zu verfahren. „Der Tebel hol mer, wenn's nicht wahr ist!" würde der Schelmuffsky des seligen, vor gerade zweihundertfünfzig Jahren geborenen Christian Reuter sagen, der auch ein verbummelter Student war.

Also komm heran, Matthias Triebl, und laß dich vorstellen! Du alter verlotterter Bruder, der die Nacht in Wirtshäusern sitzt und den Hanswurst abgibt für junge und alte Philister! Du Narr des Lebens, der stärker als jeder andre die Herrlichkeit und Heiligkeit des Daseins empfindet und es dennoch durch Kneipen und Gossen schleift! Du Starker und Aufrechter, der ohne Vorbehalt, ohne Angst, ohne Klage und ohne Reue durch die Welt geht! Du Heller und Leuchtender, dessen ungeteilte Menschenwärme alle Frierenden um sich versammelt und der selber doch nicht Ziel und Ruhe findet! Du Lachender und Freier, der nie gegen den Willen des Lebens sündigt, den ein böhmisches Städtchen geboren hat und der doch mit Schelmuffsky von sich sagen könnte: „Teutschland ist mein Vaterland und Schelmerode meine Heimat!" Du Stärkster und Schwächster aller Menschen, dem die Bierkannen mit schneeweißem Schaum entgegenblühn und dem schneeweiße Mädchenarme sich sehnlich entgegenstrecken — tritt an und versuche deinen Zauber auch hier!

Aber nach den vielen Ausrufungszeichen könnte ein boshafter Mensch schließlich auf den Verdacht kommen, der Trieblmatz hätte mich mit seinen Bierreden angesteckt. Deshalb wollen wir nüchtern und der Reihe nach den Fall von allen Seiten betrachten. Da wäre zunächst einmal festzustellen, daß ein geborener Deutschböhme des Jahrgangs 1877, namens Rudolf Haas, von dem man bisher wenig gehört hat, uns den „Matthias Triebl" beschrieben und seine Geschichte, die Geschichte eines verbummelten Studenten, in einem Buche vom Tode und vom Leben erzählt hat (Leipzig, L. Staackmann). Auf der ersten Seite wetzt sich der Trieblmatz das Rasiermesser an der Schuhsohle; auf der letzten verschwindet er als Schatten in der Nacht, während Liebe ihm nachschaut und sein kleiner Hund hinter ihm drein tappelt. Dazwischen aber braust ein Psalm des Lebens, dazwischen lacht ein herrlicher Humor, dazwischen gibt es schwere Steine zu wälzen und allerlei Bitternis zu verschlucken, dazwischen tummeln sich kantige Männer, mit denen man gern in Gesellschaft, und runde Mädchen, mit denen man gern allein sein möchte, — in der Mitte jedoch, in der Mitte dieser weit aufgeschlagenen Welt steht immer und allzeit der Matthias mit seinem Affenpintsch. Um ihn dreht sich alles; erst durch ihn erhalten die übrigen Gewicht, Glanz und Farbe; nur soweit sie zu ihm in Beziehung stehen, sind sie überhaupt dargestellt. Mit einer gewaltigen Energie, die sich doch gleichsam spielend betätigt, so daß man niemals eine Mühe oder eine besondere Kraftanstrengung merkt, ist alles Licht auf den Trieblmatz gelenkt. Auf fast dreihundertfünfzig Seiten lebt und webt er ohne Pause so vor uns, und in keinem Augenblick läßt er uns los, in keinem Augenblick spürt man eine Ermattung oder eine Unsicherheit. Man muß vielleicht selber Schaffender sein, um ganz zu begreifen, was das besagen will. Besagen will vor allem bei einer Gestalt, die nach bürgerlichen Begriffen ein bißchen verbummelt ist und ohne rechte Ziele des Weges geht.

Dieser Meisterstreich wäre ganz gewiß nicht gelungen, wenn der Held nicht zu seiner strotzenden Gegenständlichkeit gleichzeitig auch eine gewisse geistige Spannweite erhalten hätte. Aber das ist das Prachtvolle: der Matthias Triebl ist nicht nur das Sumpfhuhn, das die Nächte durchsäuft, seine Miete schuldig bleibt, Polypen anulkt und Bier-

Digitized by Google

reden hält: er ist trotz alledem ein Starker, ein Suchender, ein Weiser; eine Natur, die sich verirrt hat und Leichtsinn mit Lebensfreude verwechselt, die frei zu sein glaubt, wenn sie allen ihren Trieben folgt. Eine Natur aber auch, die im Kern groß und gut ist, die im dunklen Drange zwar irren kann, doch den rechten Weg immer wiederfindet, ehrlich und wahr gegen sich selbst, wie gegen alle anderen. Als der verbummelte Student es erleben muß, wie einer seiner liebsten Trabanten an ihm und seinem Umgang zugrunde geht, reißt er sich empor. Am eigenen Schopf zieht er sich aus dem Sumpf. Er macht mit der gleichen gelassenen Selbstverständlichkeit Schluß, mit der er sein Bummelleben bisher geführt hat. Und wenn er dann hinter dem Ladentische des väterlichen Geschäfts Zucker und Kaffee abwiegt, so wird er im Grunde — und das ist das Allerschönste — gar kein andrer. Er wird kein Philister, keine Ordnungsstütze, kein Musterbürger. Er wächst noch immer in Saft und Kraft, er glänzt in Humor und Heiterkeit, er stürzt noch immer seinen Schoppen und steigt einem lieben Mädel ins Fenster. Aber er hat gelernt, daß sein Leben nicht ihm allein gehört, sondern auch allem, was mit ihm und nach ihm lebt. Und aus seinem engen Kreise, aus den besondren Anlagen seiner Natur wächst ihm eine Aufgabe zu, für die er seine große, sich zwecklos verreibende Kraft einsetzen kann.

Die Aufgabe gelingt; das Ziel wird erreicht; der Trieblmatz könnte sich als Volksbeglücker fühlen und wäre, wenn er in Preußen lebte, für den roten Adlerorden vierter Klasse reif. Jeder unsrer besseren Unterhaltungsschriftsteller hätte zum Schluß auch solch ein Rettungsseil für den verbummelten Studenten gedreht. Er hätte gezeigt, wie einer, der in der Weite fast verloren ging, in bescheidener Enge wärmen und wirken kann; er hätte dem Trieblmatz die Anna, die Schmied-Anna bürgerlich und kirchlich angetraut und dem Affenpintscher, der seinen Herrn auf so viel nächtlichen Bummelgängen begleitet hat, zum Spielgefährten des Trieblschen Nachwuchses gemacht. Da fällt mir ein Gedicht von Julius Grosse ein. Wie hübsch, singt er, wäre es gewesen, wenn der Faust dem Gretchen Wort gehalten hätte! Dann säßen sie behaglich im Wurzgärtlein, der Pudel nagte an einem Knochen und führe das Kinderwäglein, Gretchen würde in der Geißblattlaube spinnen und alles wäre hold und gut! Solch ein leises Bedauern um eine entgangene Hochzeit wird auch am Schlusse des „Matthias Triebl“ gewiß manche freundliche Leserin anfliegen. Sie wird es nicht recht begreifen, daß der Matz von Liebe und Achtung still fortgeht ... mit seinem Hund wie ein Schatten in die Nacht hinein verschwindend.

Aber gerade das wollen wir rühmen. Gerade das beweist einen Dichter, der sich nicht in behaglicher Sattheit bescheidet, der aus dem Englichen und Bänglichen sich immer von neuem nach Freiheit und Weite sehnt. Was andern ein Ziel ist, bleibt ihm nur Stufe. Es wäre bedrückend, den Helden, der doch nicht nur Irrlicht überm Sumpfe, sondern mehr noch Flamme ist, sich als ewigen Tütendreher in Buxtehude vorzustellen. Es ist besser, daß er davongeht, voll von Unruhe, allen neuen Möglichkeiten offen, unsre Liebe und unsere Sorge hinter sich herziehend in ein Dunkel, das wir nicht lichten können. Vielleicht, wer weiß, wird er einst stiller zurückkehren, wird die Anna bei der Hand nehmen und auf seine Weise erfüllen, was die besagte Leserin sich heimlich gewünscht hat. Dann wird es gut sein. Jetzt aber wäre es noch *nicht* gut gewesen. Und daß Rudolf Haas dies mit so richtigem Gefühl empfunden, daß er es rücksichtslos durchgeführt hat, wollen wir ihm hoch anrechnen. Er hat überhaupt jenes sichre, freie und gesunde Gefühl, das von der Größe des Talentes ganz unabhängig ist, aber der Begabung doch erst Richtung und Wert gibt. Unbeirrbar steht es über Matthias Triebl. Wenn der funkelnde Schwarmgeist sich einmal geistreich verrennt und menschliche Blöße mit blitzenden Worten bedecken will, dann lacht es ihm leise in allen Wortglanz und Bilderrausch hinein, und wenn der Bummelstudent seinen alten Vater nasführt, dann gibt es ihm zuletzt einen Ruck, daß er sich der lustigen Komödie schämt und sie ohne weiteres über den Haufen wirft. Deshalb haben wir ihn auch so lieb: weil er in Torheit und Irrtum, Leichtsinn und Hanswurstigkeit doch im Grunde immer der menschliche Mensch bleibt, weil aus wunderlichen Verhüllungen, aus dreckigen Masken stets das göttliche Licht strahlt. Rudolf Haas, der Süddeutsche, der Österreicher, hat mit Wilhelm Raabe, dem Norddeutschen, auf den ersten Blick gar nichts gemeinsam, aber sieht man tiefer, so treffen sie sich gerade in der Hauptsache. Deshalb möchte ich besonders auch die Raabe-Gemeinde, soweit sie nicht an Schrullen und Äußerlichkeiten ihres Meisters hängt, aufrütteln und sie auf den Matthias Triebl verweisen. Der Braunschweiger Alte hätte an Buch und Dichter seine helle Freude gehabt. Aus anderem Stamm geboren, südlicher beheimatet und deshalb sinnlicher und aufgeschlossener, teilen sie mit ihm und seinem Werk doch das Grunddeutsche, das dem tief Menschlichen die Farbe gibt, das Grimmbärtige, hinter dem das Weiche steht, den Humor, der sich mit heimlicher Tragik verwirkt, und der aus der Gosse noch in den Himmel langt. Auch bei Rudolf Haas ist das Leben grausam, mitleidslos, vom Leichenkarren durchrumpelt, aber es besiegt alle Tode, es ist stark und herrlich, es ist das größte Geschenk, das uns gegeben ist, für das wir verantwortlich sind und das wir mit Ehrfurcht behandeln sollen. Der Sohn einer stärkeren Zeit geht damit weit über Raabes Resignation hinaus: sein Buch ist geradezu ein rauschender Lobgesang des Lebens. Und sein

Digitized by Google

Humor, der sich in sinnlichster Derbheit behagt, der Rotznasen mit Reuterscher Saftigkeit schüttelt und Nachttöpfe schwenkt, — er bleibt doch nicht in der engen Körperwelt stecken, er ist am Ende doch wie bei Raabe der Humor des heiligen Hungers, der sich nicht behaglich wie die Made im Speck festsetzt, sondern in einem tiefen Heimverlangen über alle irdischen Bindungen hinausstrebt. Solche Gegensätze in einer Gestalt von geradezu strotzender Lebendigkeit zu vereinigen, das nenne ich ohne Besinnen ein Meisterstück.

Da hab' ich dir nun deinen Paß ausgestellt, Trieblmatz, du alter Bummler, Schalksnarr und Weltwanderer. Und nun sollte ich wohl von dir Abschied nehmen. Aber es geht mir mit dir wie mit einem Menschen, den man sehr lieb hat: immer von neuem dreht man sich um und wird von dem Gefühl bedrängt, daß man das Wichtigste, Schönste und Beste noch zu sagen vergessen hat. Und hab' ich nicht wirklich vergessen, an all die herzbewegenden Szenen zu erinnern, wo du traurig oder fröhlich mit irgendeinem schnurrigen Kumpan zusammenhockst ... hier traurig neben dem traurigen Margraf und dem zitternden Hund in der feuchten Finsternis eines verlassenen Holzplatzes, dort wunderlich aufgewühlt neben Dudelsack, Kümmelflasche und allerhand Viehzeug in der armseligen Hütte des Wastl — ? Hab' ich nicht vergessen zu sagen, wie prachtvoll du die jungen Weiber traktierst und wieviel schöner noch die alten Weiber? Muß man deinen Ausflug mit deiner alten Wirtin und Kostschachtel Frau Flehschurz nicht zweimal lesen? Aber stopp, mein Herz — wer nach dem Buche greift, will schließlich selber noch Rosinen entdecken. Und wenn einer eine ähnliche Freude an dem Trieblmatz gehabt hat wie ich, dann soll er mir eine Karte schreiben. Vorausgesetzt, daß er edelmütig genug ist, auf eine Antwort zu verzichten.

Stimmen wir uns etwas herab, um den folgenden Erzählern das Leben nicht allzu schwer zu machen. Und da wir nun einmal mit den unkriegerischen Büchern angefangen haben, wollen wir vorläufig dabei bleiben. Ein Novellenband aus dem J. G. Cottaschen Verlage in Stuttgart fesselt zunächst die Aufmerksamkeit: Curt Morecks „Büßer des Gefühls". Ein knappes Dutzend Arbeiten in literarischem Schliff. Das Thema der meisten: ein Mensch, vorwiegend ein Mann, der an einem Gefühl, einer Leidenschaft zerbricht. So zerbricht der Graf von Mylau in der ersten Novelle und verliert Ehre und Leben; so der Däne Niels Kjaer in „Die Schwester"; so Crainville in der dritten Erzählung; so in späteren der kleine Beamte Alois Vogelsang, der Baron Hatzfeld, Mauclair und verschiedentliche andere. Alle diese Leute sind durchaus keine Helden. Ich finde sie für meinen Teil durch die Bank unsympathisch ... Schwächlinge und Jämmerlinge, die irgendwie belastet sind und ewig an parfümierten Weiberröcken hängen. Man identifiziert sich mit keinem einzigen. Die Leidenschaft, die über sie kommt, hat nichts von der gewaltigen Naturmacht an sich, vor der wir in Grauen und Mitleid erzittern, sondern sie ist eine halb lüsterne, krankhafte, sich mit Kälte vertragende Besessenheit, die bald kriecht, bald brutal ist, heute feige zurückzuckt und morgen vielleicht tötet. Diese unerquickliche Mischung hält uns stets in einem Abstande von den Gestalten, und so wird uns im Ablauf ihrer Schicksale das Herz weder besonders schwer, noch besonders warm. Man wird auch den Eindruck nicht los, daß die unmännlichen Männer im Grunde Komödianten sind, deren „Nerven", wie es auf Seite 112 heißt, „nach irgendeiner Sensation des Gefühls lechzen".

Curt Moreck gibt sich offenbar Mühe, Verbrauchtes zu meiden, psychologische Feinheiten beizubringen und in Stoff- und Milieuwahl originell zu sein. Manches unterstützt ihn darin, und deshalb wirkt er zunächst — so wenig er zu überzeugen vermag — doch bestechend und verwirrend. Das Gefühl lehnt das Buch im Großen und Ganzen ab, nur findet man nicht gleich den Grund dafür, weil gewisse äußere Vorzüge stark ins Auge fallen. Erst als ich das Werk zum zweiten Male las, kam ich zu einem festen Urteil. Ich bin der Meinung, daß hier nur literarisch anständig wirkende Fassaden gebaut werden, hinter denen nichts Rechtes steckt. Es ist für einen jungen Erzähler schon ein bedenkliches Zeichen, wenn sich aus seinen Schöpfungen keine tiefere heimatliche Verwurzelung ablesen läßt. Curt Morecks Novellen spielen in Paris, in der Normandie, auf Plätzen des internationalen Sports, auf meerdurchkreuzenden Jachten, in jenem gesellschaftlichen Europa, das überall dasselbe ist. Franzosen, Dänen, Deutsche und Männer, über deren Nationalität man sich nicht klar wird, sind seine Helden. Er bevorzugt die modernste Gegenwart, aber kehrt nach Bedarf auch in verflossenen Jahrhunderten ein. Er liebt Zeiten (französische Revolution) und Berufe (Flieger), die Sensationen gewähren. Er schafft seinen Gestalten eine gewisse Originalität, indem er sie in eine interessante Umwelt stellt, ihnen seltsame Begleiter gibt (Schildkröten, Affen usw.) und ihnen auf diese Weise selber den Anschein der Eigentümlichkeit verleiht. Es ist auffällig, wie gern er bei Äußerlichem verweilt, wie wichtig ihm die Toilette ist. In einer Novelle präsentiert sich seine Heldin in folgender Garderobe: zunächst in eisenfarbener Seide, dann in einer mit Pailletten bestickten Atlasrobe, ferner in einem stahlblauen Atlasmantel mit plissiertem Kragen und über der Brust schließenden Silberspangen, viertens in einem weißen Kleid aus dünner Seide, das von einer goldenen Schnur unter der Brust gehalten wird, fünftens in einem weichfließenden Gewande, das mit reichen Plissees bis an die Knöchel schäumt, sechstens in einem indischen, mit silbernen Pailletten besetzten Schal, sie-

Digitized by Google

Herbstabend. Gemälde von Prof. Wilhelm Ludwig Lehmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

bentens in einem engen, grünen Seidenkleid, achtens in einem Gewande, das sich wie Staniol um den Leib legt und in dunklen Lichtern spiegelt, neuntens in einer eisenfarbenen, wie Schlangenhaut schillernden Robe, und zehntens — ja, das zehnte Meisterwerk der Schneiderin finde ich gerade nicht, aber es wird schon da sein. Auf jede vierte bis fünfte Druckseite der Erzählung kommt eine Toilette, und von diesen und ähnlichen Dingen wird zweifellos mit einer gewissen Andacht und Liebe gesprochen. Einen Augenblick ist man versucht, den Adam für eine Eva zu halten, und wenn man diesen Verdacht auch fallen läßt: man kann getrost darauf wetten, daß wenigstens seine Krawatten untadelhaft gebunden sind. Ich würde das nicht sagen, wenn ich nicht das ärgerliche Gefühl hätte, als täusche das Buch von Curt Moreck äußerlich viel mehr vor, als es innerlich besitzt. Es tut sehr großzügig und scheint sehr reich, aber mir fehlt der Glaube daran. Am Ende ist alles wohl doch nur Literatur und knifflige Phantasiepsychologie eines modern geschliffenen Schriftstellers. Ich kenne seine Heimat nicht, aber es sollte mich nicht wundern, wenn er ein Genosse der aalglatten, virtuosen und dichterisch unfruchtbaren Talente vom Niederrhein wäre.

Der k. und k. Hauptmann Robert Michel ist einfacher und gibt keine Nüsse zu knacken. Sein neuer Roman, „Die Häuser an der Džamija“ (Berlin, S. Fischer), spielt wie seine früheren Werke in der Herzegowina, nahe bei Mostar. Christen und Muhammedaner hausen in dem interessanten Winkel friedlich beisammen. Der Hodza ruft vom Minarett die Gläubigen zum Gebet. Zu Fest und Tanz erscheint der Volkssänger mit der Gusla. Am Spieß werden fette Lämmer über dem knisternden Feuer gebraten. Würdig trinken die Männer den schwarzen Kaffee. Uralte Bräuche begleiten die Tage der Trauer und der Freude. Brautwerbungen, Begräbnisse und andre Zeremonien machen wir mit; selbst die romantische Entführung aus dem Harem fehlt nicht, aber in fremdartiger Verkleidung gaukelt nur das alte Spiel des Menschlichen vor uns in Geburt, Liebe, Arbeit, Tod.

Die eigentliche Erzählung, die Robert Michel gibt, kommt wenig in Betracht. Ob Hans nun Muharrem oder Muzir, ob Grete Katica oder Aisa heißt — es bleibt dieselbe sehnliche Komödie, nur mit einem stärkeren Stich ins Primitive. Solchen etwas primitiven Charakter hat auch die ganze Handlungsführung. Aus keinem andren Grunde, als um zu einer hübschen kleinen Szene zu kommen, läßt Robert Michel z. B. den heimgekehrten Božko die Sprache verlieren. Erst als er vor seiner alten Mutter steht, dringt es mit wehevoller Gewalt aus ihm heraus; er verzerrt schmerzlich den Mund, und gurgelnd, heulend entfährt ihm das erste Wort wieder: „Mutter!“ Hier, in dieser Szene bekommt die schmucklose Einfachheit der Darstellung einen Zug ins Große, um nicht zu sagen: ins Homerische. Auch an der Gestalt des armseligen, gütig-menschlichen Hodza kann man sich freuen. Sonst aber ist es weniger das Poetische, als das Ethnographische, was in erster Linie fesselt. Eigentlich wundert man sich, dieses Buch unter der Flagge von S. Fischer segeln zu sehen: es paßt nicht recht in die Verlagsrichtung hinein.

Aber nun wollen wir uns tummeln, damit auch der Krieg noch zu seinem Rechte kommt. Ein Dichter, Aage Madelung, der viele Monate an der Karpathenfront weilte, schildert unter dem Titel „Mein Kriegstagebuch“ seine Eindrücke. Er ist Skandinavier wie Sven Hedin, und wie diesen hat ihn ein großes germanisches Zusammengehörigkeitsgefühl an unsre Seite gestellt. „Deutschland,“ sagt er im Vorwort, „hat mir wie vielen anderen schon früher eine großzügige Gastfreundschaft erwiesen. Es war das einzige Land, das unsere freien und wilden nordländischen Bücher annahm und uns in jeder Weise die Stellung der eigenen geistig Schaffenden gab. Das heute zu vergessen, ist nicht meine Sache.“ So ist er als Berichterstatter an die Karpathenfront gegangen, und noch nach Monaten des Schauens und Erlebens bekennt er: „Ich empfinde so stark und selbstverständlich wie eine große Liebe, daß ich mit Leib und Seele dem großen Germanenkrieg gehöre, geschehe, was auch geschehen mag.“

Solche Freundschaft, die keinen Augenblick mit dem Bekenntnis zögerte und auch in den bösen Tagen treu blieb, weckt natürlich ein Echo in unseren Herzen, und es fällt uns um so leichter, sie zu erwidern, als Aage Madelung eine starke und feine dichterische Persönlichkeit ist. Er bleibt in jeder Minute sachlich; er benutzt die dichterischen Mittel nur, um das Gesehene und Erlebte uns klarzumachen und die gleichen Vorstellungen in uns hervorzurufen, die ihn durchkreuzten. Nirgends eine Voreingenommenheit, ein Moralisieren, eine persönliche Überhebung. Er nimmt alles hin, wie es kommt. Trifft er Leute, die guter Laune sind, so freut er sich; trifft er Leute mit schlechter Laune, so sagt er sich, daß jeder Mensch das Recht habe, schlechter Laune zu sein. Er spricht einmal davon, daß der Krieg die Menschen in ganz neue Bahnen lenkt. Da fügt er hinzu: „Ich antworte nicht auf die Frage, ob es so besser sei. Die Tatsache genügt mir vollständig ...“ Mit solchem Respekt vor den Tatsachen beschreibt er etwa das Gehängtwerden eines Spions, sein Hin- und Herfahren auf der bald von Russen, bald von Österreichern besetzten Transversalbahn in Galizien, seine Empfindungen bei einem Ritt durch den Kugelregen und seine Beobachtungen von ruthenischen Läusen, die Kämpfe um den Barkopaß und das Leben an der Front, seine Erfahrungen in den Etappenstationen oder die Erstürmung des Zwinin durch die deutschen Truppen. Aber seine

Digitized by Google

Sachlichkeit wird doch nie Unpersönlichkeit. Unter der Beherrschtheit lebt ein starkes Temperament. Und bewunderungswürdig, wie dieser Skandinavier die deutsche Sprache meistert! Es ist, als hätte er nie eine andre gesprochen und geschrieben. Alle die Zwischen- und Mitteltöne, die dem Ausländer sonst fehlen, sind ihm geläufig. Er begnügt sich nicht damit, zu erzählen, daß am dunklen Himmel plötzlich Schrapnells aufblühn; er schildert die Farbentönungen ihrer Explosionen, er sieht mit dem beobachtenden Entzücken des Künstlers, wie sie sich gleich schwefelgelben, rötlich benetzten Blumen, etwa herbstlichen Georginen mit zur Erde geneigtem Kelch, entfalten und zerstäuben. So mischt sich mit dem Sachlichen doch wieder ein phantastischer Zug, der es nicht aufhebt, sondern durch eindrucksvolle Bildlichkeit nur unsre Vorstellung davon klärt. Wie ein Verwandter ausgestorbener Riesenamphibien, ein feuerspeiender Drache schiebt sich der Panzerzug heran, und wie ein gezähmtes Tier der Fabelwelt duckt sich die Donnermaschine, der 30,5 cm-Mörser. Aage Madelung beschreibt die gewaltige Schallwirkung dieses Teufelskerls so geschickt und kühn, daß man sie bis an seinen Schreibtisch fühlt. Und man sieht förmlich, wie der Mörser geladen wird, wie er, demütig geneigt, Geschoß und Pulverladung aufnimmt, wie der Gesättigte sich zögernd emporrichtet. „Es sieht so aus, als habe eine Einhornkuh von Lust und Beute geträumt, und schöbe nun, noch satt und schlaftrunken auf dem Hinterteil ruhend, die Vorderbeine unter sich, um Kopf und Brust witternd emporzuheben."

Es ist selbstverständlich, daß unser nordgermanischer Vetter nur beschreibt, was er mit seinen eignen klugen und scharfen Augen sah, daß er also nur kleine und zufällige Ausschnitte aus dem galizischen Kampfgebiet geben kann. Er macht es niemals wie der wackre Barde Felix Dahn, bei dessen Sedan-Erinnerungen man fast auf den Gedanken kommt, die Schlacht wäre eigentlich von ihm gewonnen worden. Aage Madelung versucht sich nie als Zeitungsstratege; er ist stolz und dankbar, daß ihm „eine Freizügigkeit sondergleichen in den Kampfgebieten erlaubt wurde"; er hat sie auf seine Weise ausgenützt und große Erinnerungen heimgetragen. In dem Vorwort zu seinem Kriegstagebuch hat er noch ein Bekenntnis abgelegt, das man unterstreichen muß. „Weder innere noch äußere Gründe," erklärt er mit aller Bestimmtheit, „haben mich gehindert, so zu schreiben, wie ich empfand, und ich weiß nicht, was ich nach dem Krieg über Soldaten in der Front sagen sollte, das ich nicht heute ungehindert hätte sagen können."

Wer die Freude an Kriegsnovellen noch nicht verloren hat, der versuche es einmal mit den beiden Bändchen von Alexander Castell: „Der Kriegspilot" und „Der Tod in den Lüften" (beide bei Albert Langen, München). Sie gehören unstreitig zu den besseren Leistungen der Gattung und sind mit großer erzählerischer Gewandtheit geschrieben. Alexander Castell alias Willi Lang aus Kreuzlingen bevorzugt Paris als Wohnsitz und ist als Schriftsteller etwas „verparisert". Alles, was er gibt, hat mehr romanischen, als germanischen Charakter. Es ist mit großer Verstandeshelle erfaßt und in virtuoser Form vorgetragen. Es rührt niemals an unser tiefstes Herz, weil ihm das eigentümlich Deutsche fehlt, der germanische Mutterboden, gerade das, was unsre Dichtung von der französischen unterscheidet, was ihr Charakter und Notwendigkeit gibt. Aber schließlich sind es ja vorwiegend stoffliche Reize, die das Publikum in den begehrten Kriegsnovellen sucht, und wenn sich ihrer ein eleganter und künstlerisch geschmackvoller Erzähler bemächtigt, so leiht man ihm gern sein Ohr. Mit äußerster Geschmeidigkeit paßt sich Castell seinen Stoffen an. Er scheint überall zu Hause. Er fliegt mit dem Flieger und sitzt im Korbe des Ballons, er sprengt mit den Pionieren Brücken und fährt im Unterseeboot durch Nordseegischt, seine Gestalten tragen bald den deutschen Helm und bald das französische Käppi. Und selbst wenn man lange beim Handwerk ist, kann man hier und da eine fast naive und jedenfalls anerkennende Verwunderung nicht unterdrücken, mit welchem Geschick auch die bei Flieger- und Unterseebootsnovellen nicht ausschaltbaren technischen Fragen bewältigt sind.

War da nicht noch ein Buch? Ach so ... Richard Skowronneks Roman „Das große Feuer" (Berlin, Ullstein & Co.). Eine Fortsetzung der vor Jahresfrist erschienenen „Sturmzeichen". Ostpreußische Dragoner, weibliche Spione, betrunkene russische Offiziere, Landjunker, Kaftanjuden, abenteuerliche Komplotte — Gemüse mit Beilage. Das Beste dazwischen ein Kräutlein bodenwüchsigen Humors. Wo es emporsprießt, wird man vergnügt; wo die Tragik beginnt oder gar „Nattern" ihr verleumderisches Gift spritzen, verhüllt man sein Haupt. Der „trautste Leitnant" Karlchen, Karlchen von Gorski, ist deshalb unser Retter, unterstützt vom dikken Herrn von Lindemann und Fräulein von Streit. Aber daß nun gerade Karlchen durch Kopfschuß fällt, das ist bei Romanen dieser Art ein Stilfehler. Arm- oder Beinschuß hätte auch genügt, und am Ende hätte der lustige Leutnant seine Ilse doch noch bekommen. Warum macht Skowronnek eigentlich seinem Liebespaar das Leben so schwer? Er sollte dem fröhlichen Beispiel Conan Doyles folgen, der seinen Sherlok Holmes auch bereits hatte sterben lassen, aber ihn auf dringendes Verlangen des Publikums wieder lebendig machte. Ein Vorschlag zur Güte! Also prost, Karlchen, besteige mit ausgeheiltem Kopf dein Schlachtroß von neuem und erfreue deine Anhänger auch in einem dritten Bande, über dem nicht mehr „Das große Feuer" flammt, sondern Hochzeitskerzen und Morgenröte des Friedens...

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Oktober 1915

In diesem Monat hat der zweite Abschnitt in der Offensive der Zentralmächte begonnen. Zu dem Zeitpunkte, den ihre Heeresleitungen nach aller diplomatischen und militärischen Vorbereitung für richtig hielten, haben sie den Angriff auf Serbien und damit den neuen Balkanfeldzug eröffnet. Monatelang hat diese Spannung angedauert, ob Bulgarien, das immer mehr die eigentlich entscheidende Macht in den Balkanfragen geworden war, eher mit der Türkei oder mit der Entente ins reine kommen würde. An anderer Stelle dieses Heftes ist von uns Grund und Zusammenhang seines politischen Strebens beleuchtet worden, so daß es genügt, hier nur die Ergebnisse einer unendlich verwickelten und mühsamen diplomatischen Arbeit festzulegen.

Anfang September — das genaue Datum ist noch nicht veröffentlicht — ist ein Abkommen zwischen Bulgarien und der Türkei unterzeichnet worden, das diese zwei Mächte einander sehr stark annähert. Bulgarien hatte ja im ersten Balkankriege, als die Türkei vollständig zusammenzubrechen drohte, von ihrem europäischen Gebiet bis hin zur Linie Enos—Midia erobert. Im Frieden, der beide Balkankriege abschloß, hat es aber sehr weit hinter diesem Ergebnis zurückbleiben müssen. Daher war zu erwarten, daß es auch hier den Verlust, den ihm seine eigene falsche politische Orientierung eingebracht hatte, nicht verschmerzen würde. Aber da Mazedonien sein Hauptziel war und bleibt, hat es die Ansprüche an die Türkei nicht allzu hoch gespannt. In dem Abkommen trat die Türkei ein verhältnismäßig kleines Stück ab und rettete vor allem für sich Adrianopel. Für Bulgarien ist der Hauptgewinn nicht die Landerweiterung, sondern daß es nun die Verbindung zwischen Sofia und dem Hafen von Dedeagatsch ganz auf seinem Gebiete hat. In Dimotika an der Maritza ist die Abtretung bereits feierlich vollzogen und alles, was zwischen Bulgarien und der Türkei zu verhandeln war, in Ordnung gekommen.

Nur um ein kleines Stück Land drehten sich also die Schlußverhandlungen, aber an ihnen entscheidet sich voraussichtlich die ganze weitere Entwicklung auf der Balkanhalbinsel. Das Abkommen ist unter tätiger Mitwirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen Diplomatie zustande gekommen. Mit ihm hat sich, wie jetzt allmählich bekannt wird, auch bereits eine feste Konvention zwischen Bulgarien und den Zentralmächten verbunden, die einen gemeinsamen Kriegsplan und natürlich auch ein gemeinsames Vorgehen für die Friedensverhandlungen klar festlegt. Befürchtet ist dieser Ausgang von der Diplomatie unserer Gegner wohl immer worden, aber bis zum letzten Augenblick hat sie gehofft, daß die Karten doch nach der anderen Seite schlagen würden. Indessen ist ihr das Entscheidende nicht gelungen, nämlich Serbien zu der vorbehaltlosen Abtretung von Mazedonien zu bestimmen, was allein Bulgarien gewonnen hätte. Nunmehr ist die Entscheidung gefallen: Bulgarien zieht es vor, mit den Waffen den Siegespreis zu gewinnen und kann dies nur im Bunde mit den Zentralmächten und an der Seite der Türkei.

Selten wird in einem großen Kriege die nahende Entscheidung so bestimmt und deutlich angekündigt werden, wie es auf diesem Felde geschehen ist. Am 19. September nahm deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie den Kampf gegen die serbischen Stellungen auf dem Südufer der Donau bei Semendria, der Stelle, wo die eine Linie der Bahn von Nisch die Donau erreicht, auf. Damit wurde der Welt angekündigt, daß nunmehr Deutschland und Österreich-Ungarn die Zeit für gekommen erachteten, ihrerseits auf dem Balkankriegsschauplatz vorzugehen. Was im Anfange des Krieges sich nicht hatte bis zu Ende führen lassen, soll jetzt von den Zentralmächten gemeinsam durchgeführt werden, die Bestrafung Serbiens, die endgültige Erdrückung gefährlicher großserbischer Ansprüche und die Lösung der mazedonischen Frage. Wiederum zeigten die verbündeten Heeresleitungen, daß sie die ganze militärische Situation beherrschen und der Gegner seine Entschlüsse nach ihnen zu richten hat.

Immer noch hörten die Hoffnungen, namentlich in Petersburg, nicht auf, daß trotzdem Bulgarien sich würde gewinnen lassen. Aber schon tags darauf teilte der bulgarische Ministerpräsident mit, daß sich sein Staat genötigt sehe, infolge der Verschärfung der Lage die Mobilmachung anzuordnen, was am 21. September auch geschah. Es ist natürlich ganz müßig, festzustellen, ob Bulgarien sich dazu veranlaßt sah, weil Serbien sein Grenzgebiet zur Kriegszone gegen Bulgarien erklärt habe, oder ob Serbien sich als den Angegriffenen hinstellt. Die ganze Welt hat gewußt, daß dieser Krieg auch die Balkanhalbinsel ergreifen würde, und daß ein Kampf gegen Serbien, den bis zum Ende durchzuführen die Zentralmächte schon moralisch verpflichtet sind, all die hier aufgesammelte Gä-

Digitized by Google

rung und Spannung zum Ausbruch bringen muß. Wir hatten jedenfalls ein Interesse daran, nachdem einmal an der orientalischen Frage der Krieg entstanden war, auch hier auf ihrem eigentlichen Felde durch Kampf hindurch eine Lösung herbeizuführen, die endlich einmal in diesem alten Krisenwinkel Ruhe und Ordnung schafft.

Nach diesen beiden entscheidenden Ereignissen trat eine Pause ein, während der noch manche Zweifel laut wurden, ob wirklich die sich damit andeutende Entscheidung endgültig sei. Aber die Art des Krieges, wie er hier geführt werden muß, zwingt dazu, ihn so genau wie möglich vorzubereiten, und die rastlos weitergehende Arbeit der Ententediplomatie hat lediglich die letzte Entscheidung beschleunigt. Rußland wurde aus erklärlichen Gründen vorgeschickt, um Bulgarien die Pistole auf die Brust zu setzen. Es überreichte am 4. Oktober Bulgarien ein Ultimatum, in dem gefordert war, daß Bulgarien die in seinem Dienst befindlichen deutschen Offiziere binnen vierundzwanzig Stunden entließe. Bulgarien lehnte dieses Ultimatum ab und sah sich damit der Gegnerschaft des ganzen Vierverbandes gegenübergestellt. Dessen Vertreter reisten aus Sofia ab, während die formellen Kriegserklärungen bis heute noch nicht alle ausgetauscht worden sind.

Gleichzeitig begann der Vierverband auch ernstlich zum Eingriff in diesen Krieg sich zu rüsten. Englische und französische Truppenlandungen fanden in den letzten Septembertagen in Saloniki statt. Die Truppen sind, wie es scheint, zumeist von der in Gallipoli kämpfenden Armee genommen, Italiener, so weit bis heute bekannt ist, dabei noch nicht beteiligt. Auch wird sich Italien kaum dazu drängen, von diesem schwierigen Punkte aus seine Soldaten mit marschieren zu lassen. Nun ist Saloniki ein griechischer Hafen und seine Benutzung durch eine kriegführende Macht unzweifelhaft ein Bruch der Neutralität. Die Entente, in deren Zeitungen der Lärm über die Verletzung der belgischen Neutralität heute immer noch nicht verstummt, macht sich hier nicht das geringste Gewissen daraus, neutrales griechisches Land für ihre Zwecke zu benutzen. Am 3. Oktober erhob denn auch der griechische Ministerpräsident Venizelos formellen Einspruch gegen diese Landungen. Wie er später selbst in der Kammer mitgeteilt hat, hat er aber selber die Landung englischer und französischer Truppen angeregt. Denn nach wie vor hielt er an seiner alten Politik fest, das Bündnis mit Serbien zu erfüllen und durch Teilnahme am Krieg auf der Seite der Entente, also nunmehr gegen Bulgarien, seine großgriechischen Hoffnungen zu verwirklichen. Aber König Konstantin ist nicht der Mann, sich eine Politik aufdrängen zu lassen, die, wie längst bekannt war, die seinige nicht ist. Am 5. Oktober zwang er Venizelos, sein Abschiedsgesuch einzureichen, und sehr rasch gelang die Bildung eines neuen Kabinetts, in dem Gunaris die maßgebende Rolle spielt und das die Politik des Königs auf unbedingte Neutralität gleichfalls mitmachen will. Um aber für alle Fälle schon gerüstet zu sein, hatte der König bereits am 24. September die Mobilmachung seiner Armee angeordnet, so daß also heute sämtliche Balkanstaaten mit Ausnahme Rumäniens mobil sind. Und auch Rumänien hält seine Armee seit Monaten auf dem Stande der erhöhten Bereitschaft, aus dem der Übergang in das mobile Verhältnis nicht schwer ist.

Die Stellung Griechenlands, die für die Gestaltung der Balkanverhältnisse entscheidend werden kann, muß in ihrer Schwierigkeit begriffen werden. Natürlich wünscht es bei den etwaigen Veränderungen der Grenzen, zu denen der Krieg führen kann, nicht zu kurz zu kommen. Es hat auch kein Interesse an einem durchgreifenden Siege Bulgariens, weil es dessen Hoffnungen auf das griechische Mazedonien fürchtet, also das Land, das südlich einer geraden Linie vom Südende des Sees von Ochrida bis über Drama hinaus liegt. König Ferdinand hat aber sofort in einem Telegramm an König Konstantin feierlich erklärt, daß er auf dieses Gebiet keine Ansprüche erhebe, und daß die kriegerische Haltung Bulgariens Griechenland in keiner Weise bedrohe. So natürlich es nun wäre, daß Griechenland demgemäß entweder durchaus neutral bliebe oder sich seine Wünsche, die nach Albanien gehen, durch tätige Unterstützung der Zentralmächte und Bulgarien sicherte, so sehr hemmt seine natürliche Lage die Freiheit eines solchen Entschlusses. Denn seine Küste ist die weitaus reichste und längste von allen Balkanstaaten und liegt schutzlos unter den englischen Schiffsgeschützen, wenn England seinen Forderungen Nachdruck verleihen wollte. Das hat natürlich Venizelos, der von der Insel Kreta stammt, von Anfang an gesehen, und darin liegt es begründet, warum er für den unbedingten Anschluß an England ist. So dürfte die Haltung Griechenlands auch weiterhin wechselnden Einflüssen unsicher und zugänglich bleiben. Es wird auf alle Weise seine Neutralität festzuhalten sich bemühen, aber es wird die Benutzung seines Hafens in Saloniki und der auf seinem Gebiet liegenden Strecke der Bahn von da nach Serbien schon deshalb nicht hindern, weil es dazu gar nicht die Macht hat.

Rumänien dagegen steht noch ruhig da. Die Unruhe und Aufregung, die monatelang dieses Land bewegten, hat erheblich nachgelassen. Trotz allem, was geschehen ist, und trotz aller Neigung, die auch hier zu der Entente herüberzieht, wird wohl hier der Wille zur Neutralität Sieger bleiben. Nachdem das Land einmal den Anschluß an eine der beiden Mächtegruppen verpaßt hat, kann es voraussichtlich jetzt aus der bewaffneten Teilnahme am Balkankriege nichts

Digitized by Google

für sich gewinnen. Daß es zu dem Eintritt in den Krieg mit Gewalt, d. h. durch russische Angriffsbewegungen von Bessarabien her, veranlaßt werden könnte, ist heute wohl so gut wie ausgeschlossen.

⁂ ⁂ ⁂

Das ist die politische Lage, in der die militärischen Operationen seit Anfang Oktober mit vollster Wucht eingesetzt haben. Am 6. Oktober haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Drina, Save und Donau überschritten und auf den jenseitigen Ufern dieser Flüsse Fuß gefaßt. Am 8. und 9. Oktober wurde von zwei Seiten her Belgrad in wütendem Straßenkampfe genommen. Etwa zur gleichen Zeit — die genauen Daten sind noch nicht bekannt geworden — hat auch die österreichische Offensive gegen Montenegro begonnen, wie der bulgarische Angriff auf Serbien. Noch sind nicht einmal zwischen diesen beiden erbitterten Feinden die Kriegserklärungen ausgetauscht, aber die Aktionen haben von Bulgarien her schon begonnen, und zwar in der Richtung auf das Tal des Timok an zwei Stellen. Bulgarien braucht sich gar nicht besonders darum zu mühen, Mazedonien zu besetzen, wo sehr wenig serbisches Militär steht, sondern für seine Angriffe ist die Richtung nach Nordwesten, die die Vorstöße nach dem Timok ja andeuten, gegeben, damit die Verbindung besonders mit der südlich der Donau operierenden deutschen Armee baldigst hergestellt werde.

Vor der Bedrohung aus Saloniki her braucht es sich dabei nicht zu fürchten. Einmal ist recht unsicher, ob die Entente die 4- bis 500000 Mann, die dazu notwendig wären, auch aufbringen kann, und sodann sind diese Truppen angewiesen auf die 300 Kilometer lange Eisenbahnverbindung zwischen Saloniki und Nisch, die durch schwieriges Gelände führt und leicht unterbrochen werden kann. So steht Serbien jetzt in einem Kriege gegen zwei Fronten. Es hat sich monatelang dazu vorbereiten können, aber daß es auch nur annähernd in der Lage sei, dieser Bedrohung von Norden und Osten her lange Widerstand entgegenzustellen, ist ausgeschlossen. Es ist seine Sache, ob es diese Kämpfe zu Ende führt bis zur völligen Niederlage, die es mit der Gefahr der Zertrümmerung bedroht, oder ob es die Aussichtslosigkeit des Kampfes einsieht und einen Frieden anbietet.

Einstweilen gehen wohlvorbereitet die militärischen Operationen unter der Leitung des Feldmarschalls von Mackensen ihren Gang weiter. Ihr Ziel liegt vor aller Augen: sie sollen das Stück der Donau von Belgrad bis zum Eisernen Tor von russischen Minen und serbischen Strandbatterien freimachen und sie sollen über das serbische Gebiet von Negotin und über Bulgarien eine völlig ungestörte Verbindung mit dem türkischen Heere herstellen. So werden sie auch in der Türkei selbst aufgefaßt, wie das die Kriegssitzung des türkischen Parlaments am 5. Oktober zeigte. Da haben die beiden Redner, vor allem Enver Pascha, die defensiven und offensiven Kriegsziele mit einer Stärke und Offenheit ausgesprochen, wie das von seiten der führenden Männer in der Türkei noch niemals geschehen ist: die Verteidigung der Dardanellen und die Bedrohung Englands in Ägypten. Daß zum ersten Male in Konstantinopel dieses große Programm der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkisch-bulgarischen Gemeinschaft gerade in diesen Tagen so bestimmt ausgesprochen wurde, da Belgrad fiel, das zeigte der Welt, daß die Entente ihr Spiel im nahen Orient verloren hat. Nun mögen die Waffen dort die Voraussetzung für eine dauernd gute Ordnung im Sinne unserer Interessen, vor allem im Sinne der Interessen unserer Verbündeten dort weiterhin schaffen.

⁂ ⁂ ⁂

Mit Sicherheit kann man annehmen, daß der Beginn der englisch-französischen Offensive in Flandern und in Frankreich durch die Ereignisse, die wir eben besprachen, bestimmt worden ist. Denn sonst würde er, von dem monatelang die Rede gewesen ist, der immer und immer wieder hinausgeschoben worden ist, nicht fast auf den Tag mit ihnen zusammentreffen. Am 22. September nämlich hat die dreitägige Vorbereitung durch Artilleriefeuer auf diesen Vorstoß auf der ganzen Front vom Kanal bis zu den Vogesen begonnen, am 25. September haben die Angriffe der feindlichen Infanterie eingesetzt. Und damit kam auch für unsere Truppen im Westen, die monatelang dort auf der Wacht haben stehen müssen, wieder die Zeit härtester und verlustreichster Kämpfe. Wir wissen wirklich nicht, ob wir diese nicht noch höher stellen sollen, als die siegreichen Angriffsbewegungen im Osten. Jedenfalls haben unsere Tapferen im Westen bewiesen, daß sie in dem monatelangen Auf der Wacht stehen nicht müde und lässig geworden sind, sondern daß sie die eiserne Mauer geblieben sind, an der auch die erbittertsten Angriffe der Feinde zerschellen.

Unserer Heeresleitung ist ein Armeebefehl des französischen Generalissimus vom 14. September bekannt geworden, der beweist, daß diese Angriffe wirklich die seit Monaten vorbereitete große Offensive sind. Jetzt endlich ist die Armee Kitcheners fertig geworden und ebenso hat man, worauf unsere Heeresleitung längst gefaßt war, im September den genügenden Vorrat an amerikanischer Munition aufgesammelt, der eine, wie man hoffte, überwältigende Vorbereitung der Durchbruchsversuche gestattete. In dem Befehl Joffres heißt es, daß jetzt die seit zwölf Monaten unterjochten Volksgenossen befreit und die neutralen Völker zu einer Entscheidung für die Entente bestimmt werden sollten. Eine große Zahl von Divisionen wurde für diesen Angriff bereit gemacht, ebenso schwere Artillerie in großer Menge bereit

Digitized by Google

gestellt. Da man annahm, daß die Deutschen ihre Westfront sehr verdünnt hätten, um möglichst viel Truppen an der russischen Front zu verwenden, glaubte man des Sieges sicher zu sein, wenn nicht nur die ersten feindlichen Gräben weggenommen würden, sondern über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände durchgestoßen würde. Indem an mehreren Stellen auf sehr breiten Fronten angegriffen werden sollte, hoffte die Entente den Feind zu verhindern, seine Reserven nach Bedarf zu verschieben. Alles das ist den französischen Truppen zur Kenntnis gebracht worden und die nachgeordneten Kommandeure haben es noch deutlicher gemacht. Ein französischer Regimentskommandeur hat hinzugefügt, daß mit diesem Schlage der Krieg binnen kurzem zu Ende sei, und der Kommandeur der englischen Gardedivision hat noch stärker ausgesprochen, daß vom Ausgange dieser Schlacht, die die größte Schlacht aller Zeiten sein werde, das Schicksal kommender englischer Generationen abhänge.

So sollte in einem großartigen Versuche der Krieg eine für die Entente entscheidende Wendung erhalten, und man muß es den Engländern und Franzosen lassen, daß sie in der Vorbereitung dafür alles menschenmögliche getan haben. Was ist bisher der Erfolg dieser Offensive gewesen, die, wie nochmals hervorgehoben sei, seit einem halben Jahre vorbereitet worden ist? Sie erfolgte an den bekannten Stellen: auf La Bassée und östlich Reims, und es gelang ihr, von 800 Kilometer Front ganze 35 Kilometer unserer Aufstellung einzudrücken, bei Lille und bei Perthes. Obwohl bereits am 2. Oktober der Fehlschlag feststand, sind die Angriffe namentlich in der Champagne immer wieder wiederholt worden, aber regelmäßig ohne Erfolg und unter ungeheuren Verlusten für den Gegner. Unsere Truppen haben die Erwartung in glänzendstem Maße erfüllt, die auf sie gesetzt wurde, nämlich daß sie diese Angriffe, deren militärische und politische Absicht so klar war, aufhalten würden, ohne daß zu ihrer Verstärkung nennenswerte Truppenteile vom Osten oder gar vom neuen südöstlichen Kriegsschauplatze abgezogen zu werden brauchten. Das ist in vollem Maße gelungen, die ganze bekannte Front von Nieuport bis an die Ecke, wo Frankreich, die Schweiz und das Elsaß zusammenstoßen, steht unerschüttert da.

⁂ ⁂ ⁂

Den englisch-französischen Angriffen im Westen entsprach das Wiederaufflackern der russischen Angriffstätigkeit im Osten. Zunächst blieben die Vorwärtsbewegungen unserer Ostarmee im weiteren Gange. Ihre drei Richtungen wurden immer deutlicher, sie zielten immer mehr auf die Hauptmasse der feindlichen Armee, auf deren sogenannte Nordwestfront, die unter dem General Rußki vornehmlich die Reichshauptstadt und dazu die große Bahnlinie von Wilna nach Petersburg zu schützen hat. Während die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Hindenburg im Norden den Gegner zu umfassen strebte, drängte die des Prinzen Leopold von Bayern in nordöstlicher Richtung vor, längs der Bahn von Brest nach Minsk; die dritte Heeresgruppe unter dem Feldmarschall von Mackensen drang durch die Sümpfe des Pripethgebiets auch in nordöstlicher Richtung weiter, während an sie anschließend deutsche und österreichisch-ungarische Armeen mit einem, wie es scheint, eigenen Operationsziel längs der Bahn von Kowel nach Kiew vordrängten, um den Rest des wolhynischen Festungsdreiecks kämpften und weiterhin die Stellungen am Sereth und an der Strypa zu halten hatten. Dem Teil der deutschen Armee, der im äußersten Norden kämpft, fallen die Operationen auf Dünaburg, überhaupt an der Düna zu.

Die Ergebnisse dieser Kämpfe waren: am 18. September die Eroberung von Wilna, die der Generaloberst von Eichhorn durchführte, und am 15. September die Einnahme der Stadt Pinsk durch die Armee des Feldmarschalls von Mackensen, die zeigte, daß das ungeheuer schwierige Terrain der Sümpfe auch diesem Vordringen keinen Widerstand hatte entgegensetzen können. Aber der russischen Führung ist es gelungen, sich dieser großen „Zange" einigermaßen zu entziehen, wenn sie natürlich auch außerordentlich viel Gefangene wie bisher in unserer Hand haben lassen müssen. Im Zusammenhang mit dem Angriff im Westen haben die Russen sogar dem deutschen Vordringen eine eigene Angriffsbewegung entgegengestellt, die vor allem im äußersten Süden, in Wolhynien und im geringen Rest von Galizien, der noch in russischer Hand ist, zu vorübergehenden russischen Erfolgen geführt hat. Diese Angriffe begannen gleichfalls in der letzten Septemberwoche, am 3., 5. und 7. wurden von unserer Heeresleitung solche Angriffe in offenbar größerem Umfange gemeldet, und sie haben auch danach noch nicht nachgelassen.

So ist das Vordringen nach Osten seit Ende September, wie wir vorläufig nur sagen können, zu einem gewissen Stillstand gekommen und hat Mitte Oktober folgende Linie erreicht: Nördlich des Njemen ist nach wie vor das Gebiet der Armee von Below, deren Stellung zwischen dem Meerbusen und vor Dünaburg sich nicht wesentlich verändert hat. Von da läuft die Linie, die von den Armeen des Feldmarschalls von Hindenburg und des Prinzen von Bayern behauptet wird, wie folgt: Driswaty-(Dreiheiligen-)See südlich Dünaburg — Widsy — Postawy — Narotschsee — Smorgon — Nowo-Grodek — Baranowitschi (ein Knotenpunkt der Eisenbahn nach Wilna, Minsk und Brest, dessen östliche Brückenköpfe am 27. September erobert wurden) — Pinsk — am Styr über die Bahn Kowel-Sarny — am Kormin — Deraschno — Dubno — westlich Tarnopol — von da südlich bis zur Grenze der

Digitized by Google

Bukowina. In dem Abschnitt am Styr, kämpft eine neue Heeresgruppe unter dem General von Linsingen, während die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Mackensen mit ihrem Führer aus unseren Berichten verschwunden ist. Außer Mackensen ist auch der General von Gallwitz nach dem Balkankriegsschauplatz gegangen.

Auf dieser Linie toben also noch starke Kämpfe. Ob sie die Linie ist, die von unserer Heeresleitung gehalten wird, oder ob man versuchen wird, sie noch weiter nach Osten vorzuschieben, ist natürlich nicht bekannt. Aber es liegt auf der Hand, daß die Aktionen auf dem Balkankriegsschauplatz nicht unerhebliche Kräfte in Anspruch nehmen, und die Frage ist ja auch noch nicht entschieden, ob die englisch-französische Offensive in Flandern und Frankreich nicht mit einem deutschen Gegenstoß beantwortet wird, der natürlich auch große Kräfte für sich in Anspruch nehmen würde. Jedenfalls hat der Verlauf des letzten Monats abermals gezeigt, daß die stärksten Terrainhindernisse unseren Truppen und ihren Führern kein ernsthaftes Hindernis entgegenzustellen vermögen, und daß die kombinierten Angriffe an der Ost- und Westfront die Entschlüsse unserer Heeresleitung auch nicht um einen Deut verschoben haben. Aber ebenso hat dieser Monat auch gezeigt, daß von einer vollständigen inneren Auflösung der russischen Armee noch nicht die Rede ist, und daß auch die russische Führung unter diesen schwierigen Verhältnissen ihrer Aufgabe sich ziemlich gewachsen zeigt. Über dem, was hinter den russischen Kampflinien sich heute vollzieht, liegt ein so dichter Schleier, daß darüber Genaueres nicht gesagt werden kann. Die Freiheitsbewegung ist jedenfalls nicht bedrohlich stärker geworden und nach wie vor hängt alles Weitere auch in der inneren Entwicklung Rußlands von dem Gang der militärischen Entscheidung ab, die sich jetzt immer mehr und immer unzweifelhafter nach dem Balkankriegsschauplatz verschiebt. Hier dürfte nach menschlicher Berechnung die erste Entscheidung des Krieges fallen. Wenn der deutsch-österreichisch-ungarische Feldzugsplan im Zusammenhang mit der bulgarischen Kriegführung sein Ziel erreicht und wenn die Angriffe auf die Dardanellen nach wie vor sich als erfolglos erweisen, so dürften Rußland und England, auf die es ja letzten Endes allein unter unseren Gegnern ankommt, sich fragen, welchen Zweck und Sinn die Fortsetzung des Krieges für sie eigentlich noch hat.

Vom Kriegsschauplatz am Isonzo und in den Alpen ist Ausführliches nicht zu berichten. Er teilt mit dem auf der Halbinsel Gallipoli das gleiche Schicksal, daß beide in einer Übersicht, die möglichst nur die großen Linien und Zusammenhänge herausarbeiten will, regelmäßig zu kurz kommen müssen. Denn auf diesen beiden Kriegsschauplätzen ist das Ziel einfach und klar umrissen, rein defensiv. Die Zeit ist noch nicht da, um auch nur ernsthaft daran zu denken, ob nicht auch Italien durch eine Offensive empfindlich getroffen werden könnte. Vorläufig sind andere Kriegsschauplätze und Aufgaben wichtiger. Deshalb haben hier unsere Verbündeten dieselbe Aufgabe wie die Bundesgenossen an der Meerenge: die Stellung zu halten und bis aufs äußerste zu verteidigen. Gerade aber weil sie an beiden Stellen diese Aufgabe so glänzend erfüllen, liest der Leser über die Meldungen von diesen Stellen schnell hinweg, sehr ungerechtfertigterweise. Aber ihn fesseln naturgemäß die Stellen mehr, wo die Entscheidungen fallen oder wo er das wenigstens glaubt. Die spätere Geschichte dieses Krieges wird auch hier den Einzelheiten und ihren Helden ebenso gerecht werden, wie den Verteidigungskämpfen unserer Westfront in Frankreich. Freilich trägt ja auch notgedrungen die Art der Berichterstattung über diese Kämpfe selbst mit dazu bei, die Aufmerksamkeit auf sie gewissermaßen zu dämpfen. Wir können hier wie überall aus militärischen Gründen höchstens die Namen der oberen Führer erfahren, ab und zu einmal durch Zufall einen der unteren Führer oder die Nummer eines Regiments, das sich besonders ausgezeichnet hat. Da es nicht möglich ist, jetzt schon Gefechtsstärken und ähnliche Einzelheiten uns mitzuteilen, ist es ganz ausgeschlossen, daß wir uns von diesen Kämpfen ein anschaulicheres und genaueres Bild machen, das allein Interesse an einzelnen Gefechten erwecken und festhalten kann. Solange der Krieg währt, müssen wir uns damit bescheiden, daß wir ihn entweder nur in den großen Linien begreifen, wie es hier versucht wird und die notgedrungen oft schematisch bleiben, oder daß wir uns ein Bild von ihm machen nach der Einzelphotographie und der Einzelanekdote. Wer regelmäßig die Telegramme der in den verschiedenen Hauptquartieren zugelassenen Berichterstatter liest, merkt auch bald, daß selbst sie nicht viel mehr zu bieten in der Lage sind und in der Hauptsache auch nicht mehr tun können, als die knappen offiziellen Mitteilungen zu umschreiben. Wir haben darum nicht den Eindruck, als wenn durch diese Berichterstattung, obwohl sie mit viel Mühe und Kosten verknüpft ist, das Verständnis dieses Krieges wesentlich gefördert werde, und nach dem Kriege wird man ganz bestimmt nicht zu diesen Nachrichten greifen. Da aber der Krieg, und dieser Krieg ganz besonders es an sich hat, alle seine Erscheinungen sehr stark zu typisieren, so bleibt schließlich auch nicht einmal viel Raum für dichterisch geschaute Einzelbilder und Studien übrig. Was in dieser Beziehung schon auf den Markt gekommen ist, erweckt gleichfalls nicht die Erwartung, daß davon sehr viel den Krieg selbst überdauern wird. So ist eine gewisse Eintönigkeit, je länger der Krieg dauert, um so weniger zu vermeiden, wenn man nur

Digitized by Google

über seine militärische Seite spricht und schreibt.

⁂ ⁂ ⁂

Um so reicher und farbiger wird das Bild stets, wenn der Zusammenhang von Krieg und Politik immer herausgearbeitet wird, den dieser Krieg uns in einer Weise lehrt wie fast noch nie in der Geschichte. Am Beispiel Bulgarien haben wir das wieder so stark gesehen, daß selbst die russische Presse zugibt, die Entscheidung über die Politik Bulgariens habe sich vollzogen mit dem Erfolg der deutschen Offensive im Mai 1915. Und in unseren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben wir gewissermaßen das Gegenbeispiel dazu, daß dem politischen Zwecke, einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, militärische Erwägungen untergeordnet oder wenigstens von ihm entscheidend bestimmt werden. Der Bemühung Deutschlands, den Frieden mit Nordamerika zu erhalten, ist es in diesen Monaten auch gelungen, alle Streitpunkte zwischen den beiden Großmächten, die aus dem Kriege entstanden waren, zu beseitigen. Erreicht worden ist es dadurch, daß Deutschland den Forderungen des Präsidenten Wilson in Sachen des U-Bootskrieges nachgegeben hat. Man kann nicht verhehlen, daß trotzdem die Vereinigten Staaten, oder wenigstens sehr einflußreiche Kreise in ihnen, in den Verhandlungen über eine Anleihe an England und Frankreich auf die Seite unserer Gegner getreten sind.

Diese Anleihe ist im Betrag von 500 Millionen Dollar zum Abschluß gekommen. Sie dient natürlich nicht zur unmittelbaren Unterstützung der Entente, weshalb es verkehrt ist, ihren Betrag mit der Höhe der Kriegskosten Englands in Vergleich zu setzen. Sondern sie dient dazu, in Nordamerika selbst unseren Gegnern Goldguthaben zu schaffen, mit deren Hilfe Verpflichtungen der Entente an Nordamerika beglichen werden können. Letzteres geschieht vor allem zu dem Zwecke, den Kurs des englischen Pfund Sterling in New York nicht zu tief sinken zu lassen. Denn da England der Zentralbankier aller unserer Gegner ist, sammeln sich alle Verpflichtungen der Ententegenossen auf dem Londoner Markte und werden von dort aus beglichen und verrechnet. Solange England einen Überschuß seiner Forderungen an Amerika hatte, ging das ganz gut. Als das aufhörte, stand es vor der Notwendigkeit, die Verpflichtungen der Entente an Amerika für das Kriegsmaterial, das dieses ununterbrochen liefert, mit Gold zu bezahlen. Um das zu können, hat es sich jetzt entschlossen, bei Amerika eine Anleihe nachzusuchen, die unter sehr ungünstigen Bedingungen bewilligt worden ist. Natürlich ist es für England nicht sehr rühmlich, als das erste Gold- und Kreditland der Erde in New York bitten zu müssen. Aber eine gewisse Hilfe erreicht es doch, die ihm vor allem ermöglicht, die recht schwachen Genossen der Entente, in erster Linie Rußland, vielleicht noch weiter finanziell mitzuschleppen. Uns kann das ja für den Krieg nichts schaden. Unsere Rüstung ist auch in dieser Beziehung unerschütterlich und unerschüttert. Soeben hat das deutsche Volk in seiner 3. Kriegsanleihe das abermals bewiesen und unser Verbündeter Österreich-Ungarn tut das gleiche. Es ist nur für die Zeit nach dem Kriege nicht besonders erfreulich, daß dann eine Verbindung der englischen, französischen und russischen Finanzen mit Nordamerika vorhanden ist, die naturgemäß auch unsere Gegner nach dem Frieden zusammenhält, und die es Deutschland erschwert, auf diesem Markte und überall, wo sonst Kapital gebraucht wird, aufzutreten. Wir werden auch diese Schwierigkeit überwinden, nachdem wir eine Probe von dieser ungeheuren Stärke ausgehalten haben, und vielleicht liegt gerade darin für uns eine recht wirksame Mahnung, in der Frage unserer Auslandsinteressen statt der alten Zersplitterung eine Vereinheitlichung anzustreben, die uns dringend notwendig ist.

⁂ ⁂ ⁂

Das Gebiet, das für diese Vereinheitlichung in erster Linie in Frage kommt, ist gegeben: es ist der Südosten Europas und der sogenannte nahe Orient, also die Türkei bis hin nach Bagdad. Wir lieben offengestanden das Schlagwort von der Verbindung Berlin-Bagdad oder Nordsee-Persischer Golf nicht besonders, weil es uns zu sehr klingt und zu wenig daran erinnert, daß diese Formel vorerst nur Zukunftswerte in sich enthält. Denn heute ist der Anteil, den die Staaten Südosteuropas und Vorderasiens an unserem Wirtschaftsleben haben, noch verhältnismäßig gering. Aber daß er außerordentlich gesteigert werden kann, daran ist kein Zweifel, und damit wir und unsere Bundesgenossen dafür dort freie Hand, Ellbogenraum und freies Arbeitsfeld haben, darum kämpfen jetzt unsere Truppen an der Donau und an der Save und in der türkischen Armee in Gallipoli und im Zuge gegen Ägypten.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Hochaltar der Damenstiftskirche in München

Aquarell von Adolf von Menzel a. d. Jahre 1873

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 4. Dezember 1915

Weihnachten 1915

Von Marx Möller

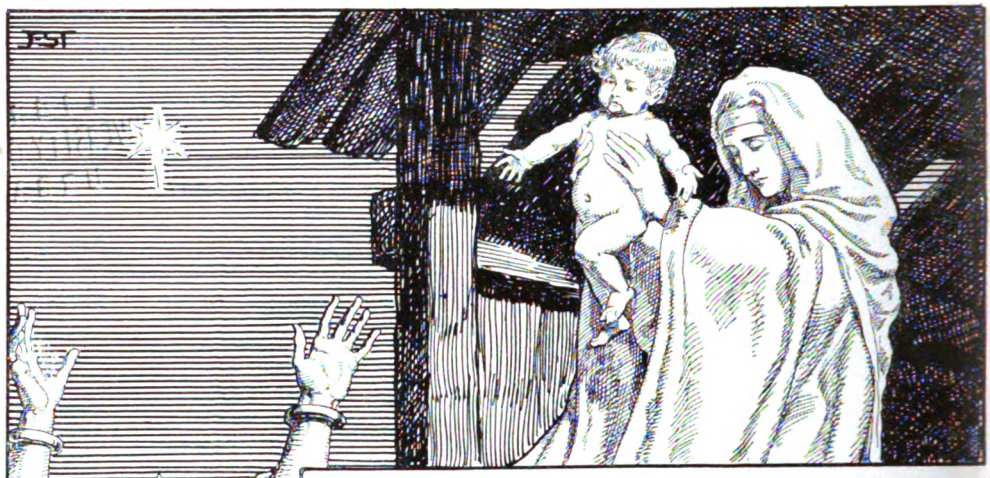
Als zu uns Menschen der Heiland kam,
War auch kein Frieden in Landen. —
Zacharias hat in Sorge und Gram
Am Räucheraltar gestanden.
Da ist leuchtend in himmlischem Licht
Der Engel zu ihm getreten,
Und sprach: „Zacharias, fürchte dich nicht,
Denn Gott erhörte dein Beten!“

Und als der Engel Gabriel
Zu Maria kam als Bote,
Und als sein Glänzen überhell
Ihr Kämmerlein durchlohte,
Da war aus ihrem reinen Gesicht
Aller Schrecken geschwunden,
Denn der Engel sprach wiederum: „Fürchte dich nicht,
Denn du hast Gnade gefunden!“

Und als in Feld und Finsternis
Die rauhen Hirten lagen,
Und der Schleier der Nacht auf einmal zerriss,
Und es blendend begann zu tagen,
Als sollte sich schon zum Jüngsten Gericht
Flammend die Welt entzünden,
Sprach wieder der Engel: „Fürchtet euch nicht!

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google



Ich komme, euch Freude zu künden!“

Auch damals gellte Kriegsgeschrei
In den bedrängten Landen!
Von allen Königen waren's nur drei,
Die den Weg zum Frieden fanden!
Sie leisteten auf alles Verzicht!
Nicht kampflos war ihr Reisen!
Doch der Himmelsstern blinkte: „Fürchtet euch nicht,
Ich werde den Weg euch weisen!“

Wir grüßen jetzt denselben Herrn,
Den damals die Könige priesen!
Unsern Kaiser lenkt derselbe Stern,
Der denen die Wege gewiesen!
Ist der Weg auch weit, am Ende bricht
Doch an der Siegesmorgen!
Ihr Deutschen alle! Fürchtet euch nicht!
Bald endet Streiten und Sorgen!

Ihr Alten, deren Beterkraft
Ein Ende erfleht allem Jammer!
Ihr Frauen, die ihr marienhaft
Des Heils harrt still in der Kammer!
Ihr Wächter im Felde, denen die Pflicht
Gebietet dem Schlummer zu wehren!
Empor die Herzen! Fürchtet euch nicht!
Gott will uns Freude bescheren!

Digitized by Google

Adolf von Menzel

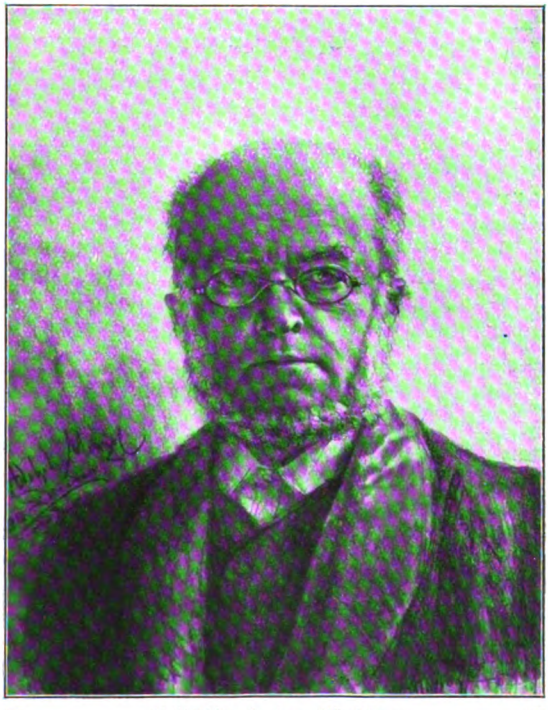
Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 8. Dezember

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

(Die Veröffentlichung der zu diesem Aufsatz abgebildeten achtzehn Werke Menzels erfolgt, sofern in den Unterschriften nichts anderes bemerkt ist, mit ausdrücklicher Genehmigung der Erben des Künstlers, vertreten durch die F. Bruckmann A.-G. in München)

Neunzig Jahre lang wanderte Adolf Menzel auf der Erde und sah Geschlechter kommen und gehen, war Zeuge der bedeutungsschwersten politischen Umwälzungen, erlebte Deutschlands mächtigen Aufstieg, war stolz auf sein Vaterland, dem er unter fünf preußischen Königen auf seine Art zu dienen vermochte, lächelte über Wandlungen des Geschmacks und der Mode in Dingen der Kunst — er schien, mit einem Wort, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, Mensch und Werk zutiefst im deutschen Volk und im deutschen Leben verankert: einer der bleibt, dessen Name nicht auszulöschen ist . . .

Und doch — Menzel war besorgt, ob die Kunde von seinem Wesen und von seiner Persönlichkeit und von dem Werk, das er geschaffen, in die fernere Zukunft klingen werde. Namentlich in seinen greisen Tagen überfiel ihn oft diese Angst, und er gab ihr auf seine Weise Ausdruck. Das war besonders der Fall, als in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die schweren Kanonen englischer Kriegsschiffe ihre Geschosse an die Riesenmauern des stark befestigten Alexandrien schleuderten und was für die Ewigkeit getürmt schien, in kleine Steine zerschlugen und zu Sand zermürbten. Menzel, dessen Art es war, alle Ereignisse in der Welt zu seinem eigenen Schaffen in Beziehung zu setzen, legte damals das Bangen vor der Möglichkeit, auch seine Werke, soviel zarter und von soviel geringerem Widerstand als Festungsmauern, könnten ein Raub der Zeit und widriger Schicksale werden, in einer geistreichen Zeichnung nieder. Diese Zeichnung heißt „Chronos und der Genius“. Ein geflügeltes Bübchen, ein Musenkind, redet in possierlich-eindringlicher Art dem sensenschwingenden Zeitgott zu und heischt flehentlich Schonung. Menzels Wunsch und Bitte an die Nachwelt, seiner nicht zu vergessen, hat in diesem Blatt Gestalt angenommen, und es ist besonders interessant für uns, daß gerade diese Zeichnung dem Altreichskanzler Bismarck als Geschenk von einer Verehrerin Menzels in die Hände gelegt wurde. War auch Bismarcks künstlerisches



Selbstbildnis des Künstlers

Digitized by Google

Aus Menzels Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (Deutsche Ausgabe im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin): Der König am Wachtfeuer im Lager von Bunzelwitz. Die Zeichnungen sind entstanden in den Jahren 1843—1849

Empfinden kein besonders lebhaftes und sein Verhältnis zur bildenden Kunst nicht gerade innig: die geheimnisvolle Symbolik dieser Zeichnung muß doch zu ihm gesprochen haben, und da er sich des markigen Deutschtums in Menzels Kunst wohl bewußt war, so mochte er sich denken: ‚Sei du nur ruhig! Solange mein Bau emporragt über alle anderen, soll auch deinem friedlichen Werk nichts geschehen, solange sollen dir die Schicksale der Welt nichts anhaben können. Unter dem starken Schirm des Deutschen Reiches grüne deine und grüne aller Kunst!‘

Darüber ist nun schon wieder ein Menschenalter hingegangen, aufs neue donnern die Geschütze, und es geht uns näher an als damals, da die Mauern Alexandriens in Trümmer sanken. Aber noch flattert das Panier der deutschen Kunst mit Menzels Namen im Herzschild auf den Zinnen deutscher Kultur, und niemand wird es wagen, dieses Banner niederzuholen. Daß wir in langer Friedensarbeit die Segnungen der geistigen Kultur genossen und mit dem grünen Kranz der Kunst unsere Stirnen schmücken durften, das nicht zuletzt macht uns geschickt, diesen fürchterlichen Kampf zu Ende zu kämpfen. Denn die da draußen stehen in Ost und West und Süd, verteidigen zugleich mit dem deutschen Herd die Güter der deutschen Kultur, und sie wissen, daß diese Güter hohen Einsatzes wert sind. Auch Menzels Werk ist uns ein solches teuerwertes deutsches Gut, das wir uns nicht rauben lassen wollen, und das uns gerade heute um seiner treuen, kraftvollen Deutschheit willen vor anderen lieb und bedeutungsvoll ist.

Ich durfte an anderer Stelle Menzel den „Maler deutschen Wesens“ nennen und bat dort, es möge keiner aufstehen

Digitized by Google

und mäkeln und einwenden, Menzel sei zwar „recht eigentlich der Maler des Preußentums“; das süddeutsche Wesen aber, das zu Träumerei und Poesiehaftigkeit neige und in Böcklin und Schwind seine künstlerischen Ausdeuter gefunden habe, könne Menzel nicht als den „künstlerischen Vertreter deutschen Wesens schlechthin“ gelten lassen. Ein Einwand solcher Art wäre nicht nur bedauerlich, sondern auch unberechtigt, denn der Unterschied zwischen deutschem Norden und deutschem Süden, der seine Spitzen mehr und mehr zu verlieren beginnt, vermag gerade auf dem Gebiet der Kunst am leichtesten ausgeglichen zu werden. Und da ist Menzel der geborene Vermittler. Das will nicht sagen, daß der Künstler eine liebenswürdige, eine sogenannte „konziliante“ Persönlichkeit gewesen sei, oder daß ihm eine besonders scharfsinnige Diplomatie innewohnte, es will vielmehr heißen, daß in seinem Wesen und in seiner Kunst die allen deutschen Stämmen zugehörenden guten Eigenschaften und die alle Deutschen ansprechenden Züge in seltener Vollkommenheit vereinigt waren. Man bewundert an Menzels Kunst die hohe Ehrlichkeit der Arbeit, die Besonnenheit und Zielbewußtheit, die aus jedem Bleistiftstrich, aus jedem Pinselhieb spricht, die Großzügigkeit, Geschlossenheit, das Draufgängerische und doch Überlegsame. Wäre es aber wahr, daß Menzel einmal das große, leider unverbürgte Wort gesprochen: „Genie ist Fleiß“, so hätte er damit in besonders sinnfälliger Weise ein echtes deutsches Wort geprägt, denn hinter diesem Wort steigen ähnliche Empfindungen auf, die Albrecht Dürers Gemälde und Zeichnungen in uns auslösten, und Dürers und Holbeins Schatten scheinen den Enkel ihrer Kunst, unseren Meister Menzel, wohlgefällig zu umschweben.

Bewahren und bewachen wir Menzels Kunst, weil es uns als eine ernste deutsche Pflicht erscheint, so muß anderseits Menzels Kunst eine Quelle des Deutschtums für jeden werden, der sie recht zu betrachten lernt. Nicht der Stoffe wegen, die tatsächlich dazu angetan sind, uns auf Deutschland stolz zu machen und auf seinen großen Friedrich, sondern weil Menzel selbst auf der kleinsten Bleistiftzeichnung, die er aus der Hand gab, eben der „Maler deutschen Wesens“ ist, weil dieses deutsche Wesen sich bei ihm keinen Augenblick verbirgt, nie schwankt, nie hin-

Das Balkonzimmer. Gemälde aus dem Jahre 1845
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

Digitized by Google

ter Wolken verschwindet. In dem selbstverständlichen Deutsch- und Treusein, das ihm eine Naturnotwendigkeit, eine Lebensbedingung ist, kann Menzel unser Vorbild sein — und so betrachtet, fällt die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages in eine gute Stunde. Denn wir sind heute nicht dazu in der Stimmung, rückschauend festzustellen, was uns Menzel gab, sondern mit zuversichtlichem Blick nach vorwärts stellen wir fest, daß uns Menzels Kunst und Menzels künstlerische Persönlichkeit in ihrer lebensvollen Frische und unbedingten Weltbejahung auch weiterhin fördern, leiten, reicher machen und uns in unserem Deutschtum zu stärken vermögen.

Für die große Mehrzahl unserer Volksgenossen ist Adolf Menzel der Maler der Friedrich-Bilder und nichts anderes. Sie kennt ihn nur von dieser einen Seite seines Schaffens, die ihn groß machte und ihm die Gunst und die Freundschaft seiner königlichen Herren eintrug. Auf alle Fälle sind uns die Friedrich-Bilder gerade heute, in den Tagen patriotischen Aufschwungs, besonders wert, und erschöpfen sie auch Menzels Persönlichkeit und sien Werk bei weitem nicht, so ist uns doch bekannt, wie sehr den Meister selbst der große Preußenkönig und seine Geschichte sein Leben lang gefesselt hielt und wie es ihn trieb, sich mit seiner Kunst immer wieder an friderizianischen Stoffen zu versuchen.

Es war am 6. September 1840 und Menzel ganz eingehüllt in die Studien zu seinen vierhundert Illustrationen, die er Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen mit auf den Weg gab, als er an den Tapetenfabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel, seinen lieben Freund, folgende Zeilen schrieb: „Trotz allem Ärger, Friedrich über alles! Mich hat nicht bald was so ergriffen. Der Stoff ist so reich, so interessant, so großartig, ja, worüber Sie zwar den Kopf schütteln werden, wenn's man genauer kennen lernt, so malerisch, daß ich bloß einmal so glücklich werden möchte, aus dieser Zeit einen Zyklus großer historischer Bilder malen zu können." Ein Jahrzehnt liegt zwischen diesem Brief und dem Tag, da Menzels erstes großes Bild aus dem Friedrich-Zyklus, die „Tafelrunde in Sanssouci", auf der Berliner Ausstellung erschien, ein Jahrzehnt angestrengtester Arbeit, voll der

Fabrikgebäude im Mondschein. Aquarell
Im Besitz der Königl. Neuen Pinakothek in München

Digitized by Google

Die Berlin-Potsdamer Bahn. Gemälde aus dem Jahre 1847
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

peinlichsten Materialstudien, bis endlich nicht nur Menzel von seinem Stoff, sondern noch in weit höherem Maße der Stoff so völlig von Menzel Besitz ergriffen hatte, daß ein Ventil geschaffen werden mußte. In breitem Strome sprudelten nun die Friedrich-Bilder aus Menzels Künstlerwerkstatt, eines wuchtiger, packender als das andere. Mit der Historienmalerei vom Schlage der Belgier und des Karl von Piloty haben diese Bilder Menzels nichts zu tun. Der theatralische Aufputz und der dekorative Pomp fehlen ihnen zu ihrem Heile ganz und gar. Alles ist schlicht und echt an ihnen, und die Treue im historischen Sinn ist bis zum letzten Uniformknopf gewahrt. Als Menzel seinerzeit berufen wurde, das Kuglersche Werk zu illustrieren, war er mit einer so erstaunlichen Umsicht an das erhaltene Material herangegangen, daß er noch ein Menschenalter hernach die Früchte dieser Studien ernten konnte. Damals schrieb er unter anderem an Arnold: „Ich sitze jetzt in Vorstudien bis über die Ohren, ich habe mir Gelegenheit verschafft, alle Muntierungsstücke, Waffen und Kleider aus den Zeiten Friedrichs, die noch hier auf dem Königlichen Muntierungs-Depot aufbewahrt werden, auf dem Modell nach der Natur studieren zu können, das ist mir ein großer Vorteil, ich kann dadurch den Sachen die Authentizität geben." Auch sonst ging er mit jugendlich lodernder Entdeckerfreude darauf aus, alles in seinen Anschauungskreis zu ziehen, was mit Friedrich in Zusammenhang stand. Möbel, Kostüme, Waffen, Ausrüstungen, Kriegswerkzeuge studierte er und zeichnete sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ab. Es gibt aus dieser Frühzeit Menzels zum Beispiel ein tatsächliches „Porträt" einer Weste des sächsischen Kurfürsten August des Zweiten, Königs von Polen — und zwar nicht nur in Vorderansicht, sondern auch „im Profil". Alle Bildnisse und Porträtbüsten der Friedrichs-Zeit, deren er habhaft werden konnte, kopierte Menzel, in den Schlössern und Gärten des großen

Digitized by Google

Königs notierte er Räume und Ansichten in sein Skizzenbuch, und manche Landschaftszeichnung, die einem friderizianischen Schlachtfeld gilt, ist damals entstanden. Doch selbst nach der Vollendung der Kugler-Illustrationen hielt Menzel in diesen Studien nicht inne. Die Uniformen der Soldaten des großen Königs interessierten ihn so sehr, daß er sich acht Jahre hindurch, von 1843 bis 1851, damit beschäftigte, alle Überbleibsel von Waffenröcken, Helmen und Mützen, Armaturstücken und Waffen zusammenzutragen und nach Zeitdokumenten und archivalischen Quellen zu ergänzen. So kamen die 453 Uniformbilder zustande, die in Steinzeichnungen vervielfältigt und zu dem sogenannten „Armeewerk" vereinigt wurden. Dreißig Exemplare dieses unvergleichlichen Werkes wurden vom Lithographen abgezogen und mit der Hand koloriert: heute sind diese Exemplare nicht mehr mit Gold aufzuwiegen, so selten sind sie geworden!

Als man einst Böcklin, dessen künstlerische Art von der Menzels grundverschieden ist, von diesen Studien erzählte, sagte er: „Das ist ein großer Gelehrter!" Ein feines Ohr vernimmt den spöttischen Unterton, der in diesen Worten mitschwingt. Und es fällt einem wohl auch ein, daß Anselm Feuerbach gelegentlich mit scharfer Spitze die Verschiedenheit der Aufgaben von Kunst und Wissenschaft feststellte: „Die eine sucht das Wesen in der Erscheinung," sagte er, „die andere die Erscheinung im Wesen. Die eine gestaltet, die andere zerlegt; sie sehen nach verschiedenen Richtungen und sprechen verschiedene Sprachen, und doch sollen sie der alten Dame Kultur zuliebe Arm in Arm wandeln bis an das Ende der Dinge." Nun, Menzel hat als echter Hexenmeister dieses Kunststück fertig bekommen, er hat wirklich Kunst und Wissenschaft auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, denn er verlor sich nirgends in spezialistische Wissenschaftlichkeit und blieb, als er daran ging, sein Friedrich-Material auch malerisch auszunützen, nachdem er es graphisch völlig bezwungen, des ernsten und doch fast einfältig-wahren Sprüchleins eingedenk: „Der Maler muß malen!"

Kommt, ihr Historienmaler der Gegenwart und Zukunft, und seht, wie Menzel seine Friedrich-Bilder malte, was er an Treue, Wahrheit, Stimmung und Schönheit in sie hineinlegte! Da ist keine Theaterei und da sucht ihr die Posen umsonst. Diese Gestalten um Friedrich sind, wie es Feuerbach von der Historienmalerei verlangt, „unabänderlich, indem sie unbeschadet ihrer Individualität stets als Typus einer Gattung hingestellt sind". Das hat schon vor fast fünfzig Jahren der grämlich-kritische alte Pecht empfunden, als er auf einer Münchner Ausstellung Menzels „Hochkirch"-Bild sah. Damals wurde ihm bewußt, was er später in die etwas umständlichen Sätze faßte: „Vielleicht am meisten erstaunt man darüber, noch heute ganz ähnliche Menschen, dasselbe Gebaren in der preußischen Armee, den gleichen traditionellen Geist in den Helden von Sadowa und Sedan zu finden wie in denen von Leuthen. Während doch ihr Aussehen so ganz verschieden ist, bleibt es derselbe Bullenbeißermut, der gar wenig gemein hat mit dem etwas theatralischen Mut der Franzosen, für die so sehr gilt, was Larochefoucauld sagt: ‚daß niemand ein Held sei, wenn man es nicht sieht' — während dadurch die preußische Bravour kaum berührt wird. Diese beruht einesteils auf einer gewissen natürlichen Raufluft, andernteils auf jener Selbstachtung, die bei uns den Ersatz bieten muß für die große Gleichgültigkeit, die wir gegen die Meinung anderer von uns zu hegen pflegen. Diese würde uns also nur zu leicht ein niedriges Benehmen gestatten ohne jene und ohne das starke Pflichtgefühl, das im deutschen Nationalcharakter immer noch häufiger zu finden ist als bei allen anderen." Mit solchen Sätzen hat vor mehr als einem Menschenalter Pecht das Klassische an Menzels Gestalten aus der Epoche Friedrichs des Großen umschrieben und diese Gestalten selbst zu den preußischen Helden von 1866 und 1870 in Beziehung gesetzt; könnten die Worte nicht auch den Helden von 1914 und 1915 gegenüber bestehen? Und ist Menzels Kunst damit nicht der seherische Zug, der aller großen Kunst innewohnt, zugesprochen? Ist damit nicht aufgedeckt, wie sein Werk über die eigene Zeit hinauswirkt und die Gewähr ewiger Dauer in sich trägt? Dadurch, daß wir bei Menzel nicht

Digitized by Google

König Friedrichs II. Tafelrunde in Sanssouci

Gemälde von Adolf von Menzel a. d. Jahre 1850

Im Besitz der Kgl. Nationalgalerie in Berlin

(Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Aufbahrung der Märzgefallenen in Berlin. Gemälde aus dem Jahre 1848. Unvollendet
Im Besitz der Kunsthalle in Hamburg. (Verlag von R. Wagner in Berlin)

Digitized by Google

Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Gemälde aus dem Jahre 1852
Im Besitz der Kunsthalle in Hamburg. (Schabkunstblatt im Verlage von R. Wagner in Berlin)

Digitized by Google

vor stummen Zeugen der Vergangenheit stehen, sondern daß diese Bilder so beredt und lebensvoll zu uns sprechen, ist das Wort wahr geworden, daß die Kunst dazu berufen ist, die Geschichte aus dem Gedächtnis ins Herz zu verpflanzen. Das gelang Menzel besonders in Hinblick auf die Persönlichkeit Friedrichs selbst. Der große Preußenkönig war nicht immer eine so volkstümliche Gestalt wie heute, die Ereignisse der napoleonischen Epoche ließen sein Werk und seine Gestalt zurücktreten, und erst in der Zeit, die im deutschen Volk die Sehnsucht wach werden ließen nach der Vereinigung aller Stämme und nach der großen Persönlichkeit, die diese Vereinigung zu bewirken vermöchte, erinnerte man sich wieder des „alten Fritz". Menzel hat sich um diese Volkstümlichkeit mehr als alle anderen verdient gemacht. So wie er Friedrich gesehen, so schauen auch wir ihn durch das Studium von Menzels Bildern hindurch, ja, wir vermögen uns gar keinen anderen Friedrich mehr vorzustellen als den uns Menzel kennen lehrte. Damit wächst aber für ewige Zeiten die Bedeutung seines Schaffens über die eigentlichen Bezirke der Kunst hinaus, und vom Lebenswerk Menzels aus verfolgen wir einen Zusammenhang mit der politischen Volksstimmung, die durch dieses Werk in der Richtung eines unerhörten patriotischen Aufschwungs beeinflußt wurde. Damit sage ich nichts Neues; dieser Meinung gab schon der greise Kaiser Wilhelm der Erste in seinem Glückwunschschreiben zu Menzels siebzigstem Geburtstage Ausdruck. „Mit Ihrem Namen verknüpft bleiben dem Volke die Erinnerungen an die Taten der erlauchten Ahnen Meines Hauses," heißt es da, „Sie haben durch Trübsal und Herrlichkeit den Weg der Vorsehung im Bilde anschaulich gemacht, welcher dasselbe aus kleinen Anfängen zu großen Endzielen geführt hat."

Und doch — hörte man Menzel selbst reden, blättert man in seinen Briefen, liest man die Aufzeichnungen seiner Freunde, besonders des kürzlich verstorbenen, trefflichen Malers Paul Meyerheim, so möchte

Maskensouper. Aquarell aus dem Jahre 1855. Im Besitz der Königl. Gemäldegalerie in Stuttgart

Digitized by Google

Das Théâtre Gymnase Gemälde aus dem Jahre 1856. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

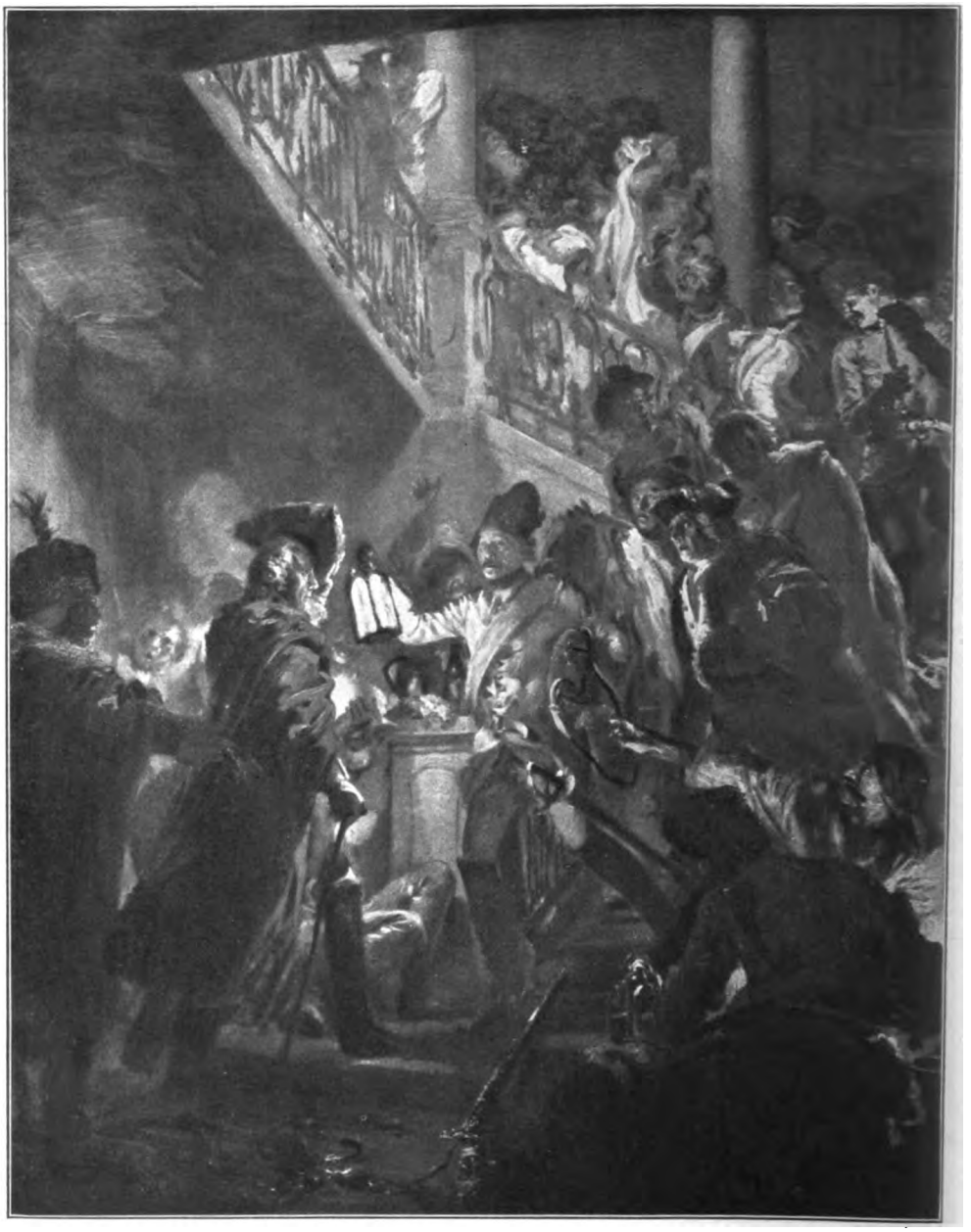
Digitized by Google

man glauben, daß es dem Meister bei allen diesen Bildern aus König Friedrichs Zeit nicht um so hohe Dinge, sondern um rein malerische Motive zu tun gewesen sei. Da erfahren wir, daß es ihm bei der „Tafelrunde" darauf angekommen sei, die farbigen Wunder der „blauen Stunde", die der Dämmerung vorausgeht, und die die warmen Farben dunkler, die kalten leuchtender erscheinen läßt, herauszuarbeiten, daß er bei seinem „Flötenkonzert" die Lichteffekte des brennenden Kronleuchters anschaulich machen wollte, daß er um ähnlicher Wirkungen willen das „Hochkirch"-Bild malte, und daß es ausschließlich technische Hemmungen und Bedenken waren, die der Vollendung seines Meisterwerks, der „Ansprache Friedrichs an seine Generale vor der Schlacht von Leuthen", entgegentraten: die Stimmung im historischen Sinn habe ihm nicht gefehlt . . . Wie soll man das auffassen, wie soll man es sich erklären? Ach, wer sich nur ein wenig auf die Psychologie des Genies versteht, der wird die feine, vornehme Schamhaftigkeit, die aus diesen Äußerungen Menzels über seine eignen Werke spricht, deutlich heraushören und fühlen. Über das Große, in die Ferne Weisende, ich möchte sagen: Unirdische seiner Schöpfungen mag der Meister nicht sprechen, dazu sind ihm diese Festgeschenke des heiligen Geistes zu hehr, zu unantastbar — und so spricht er über seine Bilder vom Standpunkt des Handwerkers aus, der sich um unbeträchtliche technische Einzelheiten zu sorgen hat.

Diese Scheu und dieses Nach-innen-Schauen fasse man nicht so auf, als sei Menzel ein linkischer Sonderling gewesen. Nichts ist verkehrter, als das, was ungewöhnlich ist und was man selbst nicht tut, sofort als Absonderlichkeit anzusehen. Das Genie kann auch hinsichtlich seiner Lebensgewohnheiten und der Bekundungen seines Wesens vor der Alltäglichkeit andere Maßstäbe beanspruchen als der normale Erdenbürger. Menzel war nicht weltfremd. Er stand dem Leben nicht als Flüchtling, sondern sachlich, durchaus objektiv gegenüber. Er entzog sich den Einflüssen des Tages und der Zeit nicht, und seine Kunst dankt den zeitgenössischen Eindrücken einige ihrer schönsten Gaben. Daran ändert die Tatsache nichts, daß er kein „Historienmaler" im Sinne Anton von Werners war, daß er Begebenheiten und Haupt- und Staats-

Bildnis der Frau Clara Schmidt von Knobelsdorff. Gemälde a. d. Jahre 1848
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

Digitized by Google



Bon soir, Messieurs! **Friedrich der Große in Lissa**

Gemälde aus dem Jahre 1858

Im Besitz der Kunsthalle in Hamburg

Digitized by Google

aktionen seiner eigenen Zeit nur in Ausnahmefällen zu Bildern gestaltete, daß er es unterließ, als Kriegsmaler den Siegeszug nach Frankreich mitzumachen und daß er es gelegentlich des Einmarsches der ruhmgekrönten Truppen in Berlin vorzog, eine gezähmte Maus, die von den Schülern einer akademischen Bildhauerklasse gepflegt wurde, abzuzeichnen, statt von dem Fenster der Akademie aus, das man ihm eingeräumt hatte, dem glanzvollen militärischen Schauspiel zuzusehen. Solchen Eigenwegen des Genies steht die Tatsache gegenüber, daß Menzel von den Märzereignissen des Jahres 1848 wie von einem hitzigen Fieber erfaßt wurde, daß er in sein Bild von der Krönung König Wilhelms in Königsberg am 18. Oktober 1861 die ganze Stimmung der aufsteigenden Macht Preußens hineinmalte, daß seine „Abreise König Wilhelms zur Armee 1870" das einzige die deutsche Volksstimmung ausschöpfende Werk ist, das wir dem deutsch-französischen Krieg und seinen begeisternden Auswirkungen verdanken. Spricht es für Weltfremdheit, daß Menzel sich unter die Hofgesellschaft bei den Festen im Berliner Schloß mischte und sich unter ihnen mit unerbittlichem Blick seine Opfer auswählte, die er auf den berühmten Gemälden: „Im weißen Saal", „Ballsouper," „Cercle" und wie sie alle heißen, verewigte? Freilich nicht verewigte im Sinn eines malenden oder zeichnenden Ballberichterstatters, der Bildnisse gibt und die neuesten Toiletten der Gräfin X. und der Herzogin Y. abschildert, sondern verewigt nach den Kunstgesetzen des großen Malers, den das bunte Gewoge der Farben, die Fülle der Formen, der Reiz der Bewegungen fesseln, und der das Vielerlei mit gestaltender Kraft zu einer großen Einheit, zu einem geschlossenen Bild zusammenzwingt. Und ebensowenig weltfremd ist der Maler des „Eisenwalzwerkes", dieses Bild und Symbol gewordenen Hymnus auf die deutsche Arbeit und

Abreise des Königs Wilhelm zur Armee. Gemälde aus dem Jahre 1871
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin. (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig)

Digitized by Google

Arara und Kakadus

Aus dem „Kinderalbum“ mit Genehmigung von dessen Verleger E. A. Seemann in Leipzig
Aquarell aus dem Jahre 1883. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

Digitized by Google

das werktätige Volk. Wer trat vor ihm in die Eisenwerke und Hütten Schlesiens, wer empfand die malerische Schönheit lodernder Essen, glühenden Eisens, schwingender Räder, hart arbeitender herkulischer Männer? Malte früher einer ein Bild der Arbeit, so kam er uns bukolisch — Menzel, der vorbildliche Mann des künstlerischen Fortschritts, fand den Zauber industrieller Arbeit heraus, und er bahnte den Motiven aus der damals, in den siebziger Jahren, aufsteigenden Welt der Industrie den Weg in die deutsche Kunst. Man mag da auch an sein schon viel früher entstandenes Bild „Bahn Berlin-Potsdam" denken: hier wie dort ist es der Geist der neuen Zeit, der aus dem Stoff spricht. Dampfend, fauchend, keuchend wuchtet der Zug durch die Landschaft, als wollte er laut und weithin künden: „Platz da, die neue Zeit kommt!" Das empfinde ich zuerst, wenn ich dieses Gemälde sehe, nicht die oft angezogene Verwandtschaft mit den Werken Turners und Constables, die unseren Kunstsnobs womöglich noch als eine besondere Empfehlung für Menzel erscheint. Mir ist er auch hier der deutsche Maler und er bleibt es für mich, selbst wenn er unter dem Eindruck wiederholter Reisen nach Paris das Théâtre Gymnase, verschiedene Bilder aus den Tuileriengärten, Leben und Treiben auf den Boulevards und den geistreichen Meissonier in seinem Gartenatelier in Poissy malt. Die Motive sind französisch, aber der sie gestaltet, ist deutsch. Das wird mir besonders dann klar, wenn ich neben eine Reproduktion des Théâtre Gymnase eine des Gemäldes „Das Drama" von Daumier lege, oder wenn ich Menzels Pariser Straßenbilder mit den Boulevardszenen von Pissarro und Renoir vergleiche.

Menzel, der Finder und Entdecker neuer Motive, ist ein Vorbild für die künstlerische Jugend. Er machte es sich nicht bequem, er übernahm nicht einfach die Stoffe, die vor ihm im Umlauf waren, sondern wie ein Raubvogel war er immer auf der Lauer nach neuen Möglichkeiten für seinen Bleistift und für seinen Pinsel. Da die Menzel-Ausstellung in der Berliner Akademie, die nach des Meisters Tod im Jahre 1905 veranstaltet wurde, nicht weniger als 5720 Werke vorführte und

Hofgastein. Aquarell aus dem Jahre 1874
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

Digitized by Google

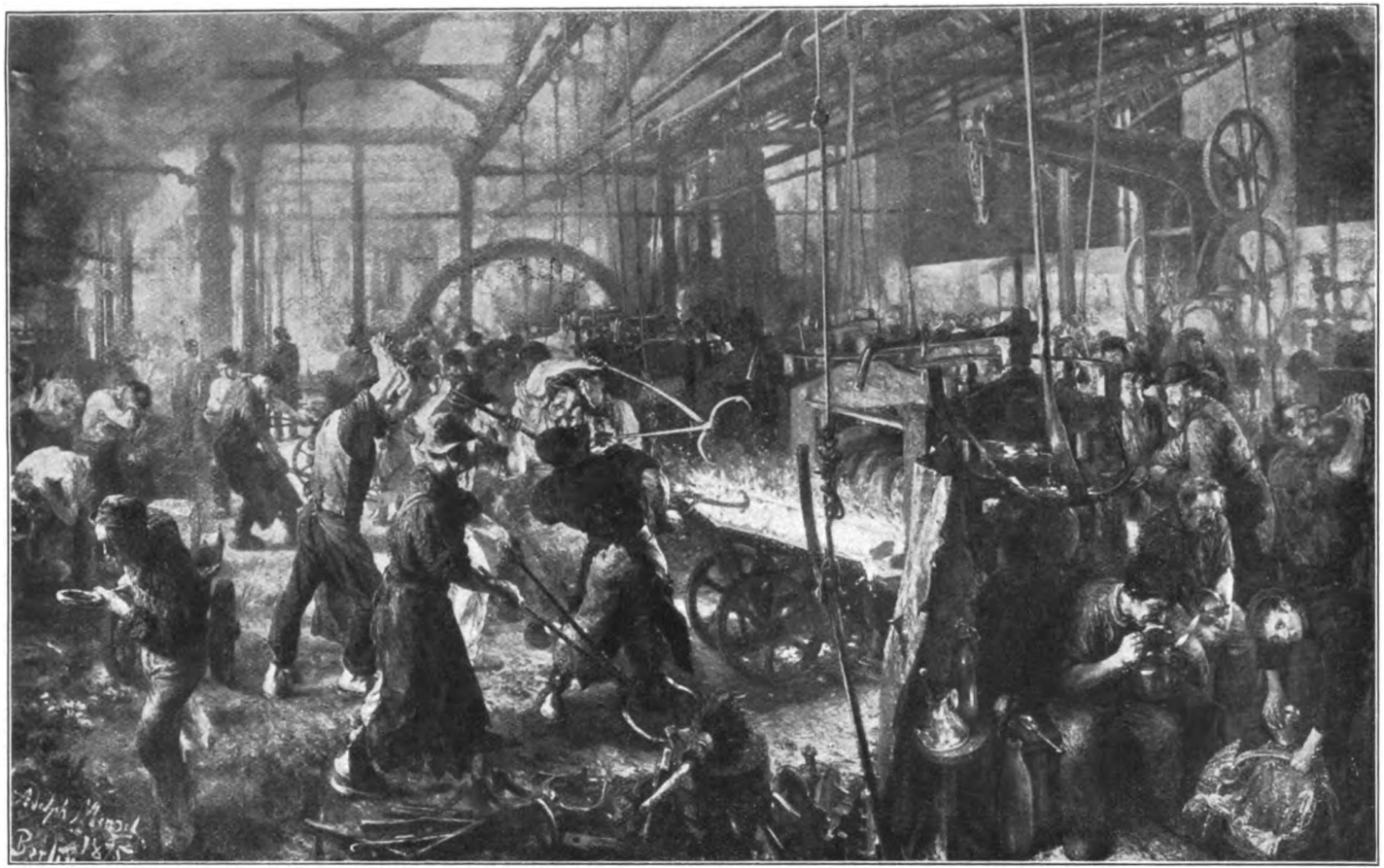
dabei noch nicht einmal den Anspruch erheben konnte, ein vollständiges Bild vom Schaffen Menzels gegeben zu haben, so muß ich mir es wohl versagen, in dieser Hinsicht ins einzelne zu gehen, ich muß es schon in Bausch und Bogen abmachen und gebe zu diesem Behufe Theodor Fontane das Wort, der Menzels Werke humorvoll also summierte:

Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles,
Um nicht zu sagen alles; mind'stens ist er
Die ganze Arche Noäh, Tier und Menschen,
Putthühner, Gänse, Papagei'n und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Kathol'sche Kirchen, italien'sche Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträte mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt, in Kaschmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummer-Mayonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck —
— — — Er durchstudierte
Die groß und kleine Welt, was kreucht und fleucht,
Er gibt es uns im Spiegelbilde wieder — —
Im Rundsaal, vom Plafond her, strahlt der Lüster,
Siebartig golden blinkt der Stühle Flechtwerk — —
Champagner perlt, und auf der Meißner Schale
Liegt schon zerpflückt die Pontak-Apfelsine.

In froher Gegenständlichkeit ziehen da die Stoffe und Motive Menzels wie in einem riesigen Maskenzug an uns vorbei. Manchmal ist man versucht zu rufen: Halt, halt, verweile noch, laß dich betrachten! Besonders wenn von den vielen Tieren, von der „Arche Noäh", die Rede ist. Denn da steigt in unserer Erinnerung ein besonders köstliches Werk des Meisters auf, eines, das man dem Kreis seiner „intimen" Schöpfungen zuzuzählen pflegt: das „Kinderalbum".

Menzel war nicht mehr der Jüngste, als er daran ging, dieses Werk zu schaffen. Die Friedrich-Bilder lagen in der Hauptsache schon hinter ihm und auch alle jene Werke, die heute als „rein-malerische" besonders geschätzt werden: „Das Balkonzimmer", das „Prinz-Albrecht-Palais", das bezaubernde Bildnis der Frau von Knobelsdorff, die „Familie beim Lampenlicht", der „Bauplatz mit den Weiden", die „Fabrik im Mondschein", die erste Fassung der „Atelierwand" und auch das „Théâtre Gymnase". Der Anlaß zum „Kinderalbum" war ein äußerer, der zugleich für den Menschen Menzel ein liebenswürdig-beredtes Zeugnis ablegt. Im Jahre 1849 hatte sich Menzels Schwester mit dem Musikdirektor Hermann Krigar vermählt, zwei Kinder entsprossen der Ehe und waren des hagestolzen Onkels, der mit Schwester und Schwager gemeinsamen Haushalt machte, erklärte Lieblinge. Zu ihrer Ergötzung wurde das Album angelegt, in das Szenen aus Wald und Feld, Haus und Hof und Garten von des Onkels leicht beschwingter Hand mit dem pikanten Material der Aquarelltechnik eingetragen wurden. Die meisten der zweiundvierzig Blätter entstanden in den sechziger Jahren in der kleinbürgerlichen Sommerfrische Albrechtshof bei Berlin, damals noch eine recht ländliche Gegend. Dort schob Onkel Menzel den Kinderwagen und aß dicke Milch, dazwischen malte er für Nichte und Neffen die Tiere ab, die der Wirt des Albrechtshofes zur Unterhaltung seiner Gäste in einer kleinen Menagerie vereinigt hatte: Rehe, Hirsche, namentlich aber zahlreiches Federvieh, unter dem besonders Papageien, Kakadus und Sittiche und der stolze Storch hervorstachen. Aber es gerieten mit der Zeit auch andere Motive in das Kinderalbum: tanzende Zulukaffern und feingliedrige Chinesinnen, eine nächtliche Straße im Mondschein, eine lustige Wäschebleiche, eine Gartenwirtschaft mit sonntäglich geputzten Menschen und das abgebrochene Haus, als dessen letztes Überbleibsel an der Brandmauer des Nachbaranwesens melancholisch die zerschlissene Tapete flatterte. Fast zwanzig Jahre lang schuf Menzel an diesen Blättern, immer wieder besserte er daran, über die Aquarellfarbe strich er — wie er es auch sonst gern tat — Deckfarbe, und als Menzel, der sich selbst nie genug tun konnte, mit seinem Werk endlich zu Ende kam, da waren die jungen Krigars längst keine Kinder mehr; 1883 ist das „Kinderalbum", das eine Quelle reicher Aufschlüsse über den „intimen Menzel" ist und dessen Ausstrahlungen auf die deutsche Malerei der letzten drei Jahrzehnte in mannigfaltiger Weise wahrnehmbar sind, in den Besitz des Staates übergegangen; Menzel verkaufte es zugunsten seiner Schwesterkinder an die Nationalgalerie ...

Digitized by Google



Das Eisenwalzwerk. Gemälde aus dem Jahre 1875. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin
(Hier wiedergegeben mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

Digitized by Google

In seinem Schaffen an dem „Kinderalbum“ haben wir den Menschen Menzel und sein Wesen gestreift und wollen es mit diesem kleinen Abstecher in Menzels Privatleben sein Bewenden haben lassen. Es gilt im übrigen von ihm, was Goethe von Wieland sang:

„.... Selbst durchdrungen
Von dem Werk, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still ein Kreis von Mäßigungen.“

Damit ist eigentlich alles gesagt. Denn die unzähligen Anekdoten, die über Menzel umlaufen, treffen nicht immer seines Wesens Kern, und seine Popularität, die er als Freund Kaiser Wilhelms II. genoß und als der einzige Maler und Künstler, dem je die hohe Ehre der Ritterschaft des Schwarzen Adler-Ordens zuteil ward, ist unserer Vorstellung von seiner Kunst nicht durchaus nützlich. Künstler und Mensch: wie selten stimmen sie ganz zusammen! Was Menzel anlangt, so ward ihm zwar ein hoher Sinn und ein starkes Herz zuteil, aber die Natur vergriff sich in der Hülle, in die sie diesen Genius barg: Menzels Erscheinung war grotesk in ihrer Gnomenhaftigkeit und für ihn selbst, namentlich in jungen Jahren, als er noch nicht der abgeklärte Geist der späteren Zeit war, wohl auch die Quelle manches Leids.

Aschermittwoch. Aquarell aus dem Jahre 1885
Im Besitz der Königl. Nationalgalerie in Berlin

So wollen wir von Menzel dem Menschen kein Wort weiter sagen und hoffen, daß die Zeit bald komme, da das Werk des Meisters allein für seinen Schöpfer zeuge und wir der Anekdoten entraten können. Aber auch für diese Zeit gelte, was heute schon gilt und was wir festhalten wollen: Menzel bleibe auch fürderhin der Führer zum deutschen Wesen in der Kunst, sein Werk wirke weiter als Vorbild für Generationen deutscher Künstler und sende seine belebenden Strahlen ins deutsche Volk hinaus!

Digitized by Google

Warum schwieg sie nicht?

Roman von Ottomar Enking

(Fortsetzung)

Langsam wie einer, der etwas begraben hat und erst auf dem Rückweg zum Nachdenken darüber kommt, ob ihm das, was nun die Schollen decken, lieb gewesen ist oder nicht, so ging Erasmus die Treppe hinunter und gelangte auf den Flur, der für seine Größe und die dunkelbraune Tönung der Wände durch die zwei von der Decke herabhängenden Lampen nur spärlich erhellt war.

Da begrüßte ihn Tante Alinde: „Herr Physikus mußte heute über Land —. Sieh, gerade hält die Kutsche mit ihm wieder vor der Tür!"

Erasmus konnte in diesem Augenblick überhaupt mit keinem Menschen reden, am allerwenigsten aber mit dem Manne der Frau, die jetzt vielleicht schon ein von Reue zerfleischtes Weib war, wenn ihm nicht, — er wußte nicht, sollte er sagen: Gott sei Dank oder leider Gottes, — ein Rest der Besinnung geblieben wäre, woran sich dann sein im Strudel weit fortgerissener Wille noch klammern und sie beide retten konnte.

Es war ihm einfach nicht möglich, nun mit Gorm irgendwelche Worte zu tauschen.

Und blitzschnell tauchte eine Erinnerung aus seinen Knabenjahren in ihm auf. Wenn er als Schüler mit Gorm im Garten gespielt hatte, so war er oft, um den Umweg durch die Wittenstraße zu sparen, durch die Holztür gegangen, die in der hinteren Mauer des Gartens eingelassen war und auf die enge, meist nur mit Schuppen besetzte Turmstraße führte.

Alle die langen Jahre hatte er an diese Pforte nicht mehr gedacht, — jetzt sah er sie deutlich vor sich: außen hing an ihr nur ein Ring zum Zuziehen, innen aber hatte sie einen richtigen Griff zum Öffnen.

Und so rasch, daß seine Miene kaum dazu kam, dem Gefühl der Bestürzung Ausdruck zu verleihen, das von Tante Alindes Mitteilung in ihm erweckt wurd, faßte er, der sonst immer ziemlich lange Zeit brauchte, um sich zu besinnen, den Entschluß: er wählte heute wieder einmal statt der Haustür den Weg durch die Turmstraße.

So nickte er, — schon dünkte es ihn, als sähe er Gorms Umrisse hinter der Glastür, die den kleinen vorderen Windfang von der großen Flurhalle trennte, — Tante Alinde zu und murmelte etwas. Halb sollte sie es verstehen, halb wollte er lieber, daß sie es nicht hörte.

„Es ist nur, ... ich habe gerade heute Eile, ... da komm' ich näher, wenn ich durch den Garten gehe."

Und gleich hatte er sich umgewandt, schritt eilends durch den dunklen Hof und über die Steige, die von winterkahlen Gebüschen umsäumt wurden, faßte, obwohl er nichts sehen konnte, mit der vor langen Jahren gewonnenen, plötzlich wieder in ihm erwachten Kenntnis und Erfahrung sicher nach dem Drücker, ließ die Pforte hinter sich sorgfältig ins Schloß einschnappen und hielt sich dann, — warum, wußte er selber nicht, — dicht an der Mauer der menschenleeren Turmstraße.

Mit einer Scheu, die er gleichfalls nicht verstand, schwenkte er sich um jenes alte Stück der städtischen Befestigung herum, das dem schmalen Gange seinen Namen gegeben hatte, in die belebte und beleuchtete Gegend der Stadt hinein, wo er als bekannter und beliebter Mann oft grüßen mußte.

Nicht Feigheit war es, daß Erasmus diesen Weg nahm. Was ihn zur Gartenpforte hinausdrängte, das war nur sein zartes Empfinden. Die Stimmung, die er aus jenem Kerzenschimmer bei Aslaug mit sich hinunter auf den Flur getragen hatte, sollte leise verklingen. Es wäre zu furchtbar gewesen, sie sofort durch Gorms' rauhe Hände zerstören zu lassen.

Nein, Erasmus war mit sich zufrieden, weil er einem Zusammentreffen mit Doktor Rönneberg ausgewichen war. Ihn drückte durchaus nicht das Bewußtsein, als ob er auf der Flucht sei. Er wunderte sich vielmehr voller Genugtuung über sich selber, daß er soviel Geistesgegenwart besaß und

Digitized by Google

sich so schnell auf das seiner Meinung nach einzig Richtige besinnen konnte.

Daß er in Wahrheit recht unbesonnen gehandelt hatte, kam dem guten Erasmus durchaus nicht zu Gemüte.

⁂ ⁂ ⁂

Ja, und dann, — wie geht es doch rätselhaft mit unserer Seele auf und ab! — dann saß Erasmus Traulsen nach all den Herzerschütterungen der vorigen Stunde ganz fröhlich, vielleicht nur ein bißchen sehr aufgeregt, zwischen seiner Inge und dem lütten Mußbock, scherzte mit beiden, ließ auch die Schwiegermutter ein lustiges Wort abbekommen und hatte für seine Jungens derbe, ihren Mut ermunternde Redensarten, unter denen die Knabenaugen nur so leuchteten.

Wenn ihnen der Große aus der Untertertia noch einmal ihren Schlagball wegfing, — sie sollten sich's nur nicht gefallen lassen, — nicht lange verklagen. Nein! Einfach auf ihn! Was? Sie waren doch zwei Kerle, die vor keinem bange zu sein brauchten.

Und Fritz und Christian waren heilfroh, daß ihnen ihr sonst immer zum Frieden ratender Vater mal die Erlaubnis gab, die Fäuste zu rühren.

O, das wollten sie schön besorgen! Der Große aus der Untertertia, auch wenn er ihnen gar nicht mehr an den Schlagball herankam, — der sollte was erleben, wie die Traulsens ihn „verneihten".

Gelassen und heiter verbrachte Erasmus diesen Abend unter den Seinigen, und als die Kinder schlafen gegangen waren, saß er noch gemütlich mit Inge und Mutter Petersen zusammen.

So ganz beiläufig bemerkte er nur: „Mit den Stunden bei Rönnebergs, ... das ist wohl nun zu Ende."

„Will Aslaug keine mehr nehmen?" fragte Inge.

Erasmus zuckte die Achseln: „Ich bin es, der aufhört. Es ist nun genug."

„Ja, Gott," warf Frau Petersen ein, „wie eine verheiratete Frau noch Zeit hat, sich mit so etwas abzugeben, das begreife ich nicht. So ein großer Haushalt fordert doch die ganze Kraft."

„Sie hat Hilfe in Hülle und Fülle," meinte Erasmus.

„Einerlei," sagte Inge. „Mutter hat ganz recht. Wir können ja alles gebrauchen, aber das ist auch meine Ansicht, Aslaug sollte lieber was Nützliches tun. Was will sie mit Französisch? Damit kann sie nicht einmal Gurken einlegen."

„Das besorgt wohl auch Tante Alinde bei ihr," entgegnete Erasmus.

„Es ist eben ihr Fehler, daß sie sich derlei besorgen läßt. Eine richtige Hausfrau tut alles selbst."

Damit setzte Inge einen gehörigen Flicken auf eine Jungenshose an einer Stelle, wo schon vordem viel geflickt worden war.

Erasmus fühlte sich verpflichtet, Aslaug beizustehen: „Daß Tante Alinde ins Haus gekommen ist, dafür kann Frau Rönneberg nichts. So ganz ist sie damit auch jetzt noch nicht einverstanden. Sie klagte mir neulich ihre Not darüber: Gorm bespricht fast nichts mehr, was das Kind betrifft, mit ihr selbst. Alles mit der alten Jungfer. Die ist überhaupt seine Vertrauensperson. Was soll Aslaug dagegen tun?"

„Sich nicht verdrängen lassen," war Inges schlichte Antwort. „Du könntest mir hier zehn Tanten Alinde ins Haus hineinsetzen, — solltest mal sehen, wie ich die auf den Schwung brächte. Meine Arbeit ist mein Eigentum, und deshalb lasse ich sie mir nicht rauben!"

„Ja, du!" Erasmus nickte. „Du hast leicht reden. Ein Mann wie ich ist auch kein Gorm."

„Und wenn du auch so wärst, — du kannst sicher sein, ich wäre keine Aslaug und ginge erst recht nicht hin und beklagte mich zu jemand anders über meinen Mann!"

Da ließ Erasmus das Gespräch stocken. Es fiel ihm aufs Herz, daß er hier an der Grenze angelangt war, über die er nicht schreiten durfte, denn sonst geriet er in Gefahr, an Aslaug zum Verräter zu werden.

Es war ja freilich schon so vieles zwischen ihnen anders gekommen, als es kommen sollte, aber er wollte wenigstens, wo es anging, seinen Schweigeeid halten.

So blieb er fortan stumm und nahm mit einer Bewegung, der man Unwillen anmerkte, ein Buch.

Die Frauen plauderten leise untereinander, und Inge hatte ihre stille Sorge: wie schnell und ohne Ursache ging doch bei ihrem Erasmus das bißchen Munterkeit vorüber.

Was ihm nur fehlte? Als sich die kleine Frau nachher zum Gutenachtsagen an ihn

Digitized by Google

schmiegte, gerade da, wo Aslaugs Kopf sich heute nachmittag so wild eingewühlt hatte, da brachte Erasmus es nicht über sich, seine Wange wie sonst auf ihren blonden Scheitel zu legen.

Die weiche, sacht schimmernde Flechte kam ihm merkwürdig fremd vor, — er hatte immer noch das schwer gebändigte, schwarze, wie von goldenen Funken durchrieselte Haar auf Aslaugs Haupte vor Augen.

Er wagte Inge kaum zu berühren, und die kleine Frau selbst, ... ja, was war das? Sie ruhte doch so innig gern auf ein paar stille, gute Augenblicke an ihrem Manne. Diese herzliche Gemeinschaft mit Erasmus gab ihr Frieden für die Nacht, tat ihr wohl wie ein Abendgebet.

Heute ... sie wußte nicht, was sie da spürte, ... irgend etwas Unbekanntes, sie Abstoßendes war an Erasmus. Sie löste die Stirn von ihm und sah forschend zu ihm empor.

Er, um dem Blick zu entgehen, kam mit seinen Lippen, und sie versagte ihm ihren Mund nicht. Aber der rechte, alles verbindende, alles ausgleichende Gutenachtkuß war es diesmal nicht. —

Dem häuslichen Werke, das Inge am Tage geleistet hatte, wohnte die Kraft inne, sie rechtschaffen müde zu machen. Über Sorge und Befremden schlief sie bald ein. Erasmus aber lag lange schlummerlos neben ihr und dachte weit mehr an das Weib seines Freundes als an seine eigene Frau.

Da war viel zu durchdenken. Einen gewissen Stolz konnte er nicht unterdrücken. Nie würde er früher geglaubt haben, daß eine Dame von Aslaugs Art leidenschaftlich für ihn fühlen könnte. So war er am Ende gar nicht der unbedeutende Mensch, für den er sich immer ansah, denn einem unbedeutenden Menschen hätte sich doch eine Aslaug nie an die Brust geworfen! Sie erfaßte am Ende das Künstlerische an ihm, den Dichter, — ja, sie hatte ihn gewiß für fähig gehalten, sie in gewaltigem Aufschwung über das Elend ihrer Ehe hinwegzutragen.

Die Phantasie wirkte in Erasmus ein üppiges Gewebe. Nun wurden so zwei Menschenkinder ... beide gebunden ... von einer alles andere betäubenden Neigung zueinander gepackt — nun traten sie beide voller Mitleid mit den zu Verlassenden, aber auch unerschütterlich in ihrer als einzig wahr erkannten Liebe vor diejenigen hin, an die sie bisher gefesselt waren: Gebt uns frei, damit wir unser Glück nicht zu stehlen brauchen. Und dann nach den schwersten Kämpfen erfüllte sich irgendwo auf einem fernen Eiland das wonnige Geschick solcher Liebenden. Sie waren durch Schmerz geweiht, und tiefdunkel glühte ihre unendliche Leidenschaft.

Nicht wahr? Das konnte man sich ganz hübsch ausmalen, und es ließ sich darüber auch ganz sicher eine ergreifende, wennschon nicht gerade mehr ganz neue Geschichte erzählen, — aber in der Wirklichkeit?

Mochte Aslaug Anlage zu Fahrten ins romantische Land haben, — er, Erasmus Traulsen, hatte sie keineswegs.

Seine Inge, seine kleine Miesekatze, seine beiden Jungens verlassen?

Bisher hatte er auf dem Rücken dagelegen, was eine sehr geeignete Lage ist, um großartige Betrachtungen anzustellen, jetzt warf er sich auf die Seite, und in dieser Haltung wird der Mensch mehr tatsächlichen und vernünftigen Überlegungen zugänglich.

Ach, er dachte ja gar nicht daran, irgend etwas in seinem Leben zu ändern, und Inge würde ihm auch schön den Kopf waschen, wenn er mit der feiersamen Anrede vor sie hintrat: Gib mich frei!

Und Gorm der Alte? Das spöttische Gesicht, das Seine Erhabenheit dabei aufsetzen würde!

Also, was nützte Erasmus nun all sein bedeutender Geist, wenn er davon doch keinen Gebrauch machen konnte?

Nun, es gab eben die alte Weisheit: der Mensch muß manches in sich verkümmern lassen. Es gab das alte, langweilige, strenge Wort Pflicht, und davor hatten sich alle, auch die stärksten und mächtigsten Empfindungen der bloßen Eigensucht einfach zu verkriechen!

Pflicht — ja. Sie zu erfüllen, auch das gewährte Glück.

Und so ein richtiger kleiner Philisterhochmut entstand jetzt in Erasmus Traulsen, um ihn zu trösten: er war der Versuchung, die lockend an ihn heranschlich und ihn umstricken wollte, nicht unterlegen, er konnte Gorm und seiner eigenen Frau frei ins Auge schauen.

Digitized by Google

Wahrhaftig? Ganz und gar ohne Scheu?

Ach nein. Erasmus wußte wohl, er vermochte sich nicht ledig zu sprechen von dem schweren Vorwurf, daß er seinen Blick über sein Weib hinüber zu einem anderen Weibe gesandt hatte, und wenn er sein Herz auf das allerhärteste prüfte: war es denn nun vorbei mit dieser verbotenen, seiner Liebe zu Inge so völlig unähnlichen Sehnsucht oder lebte sie noch immer in ihm? — so wurde es ihm unmöglich, das zu entscheiden. Nur über das eine war er sich klar: Versuchungen durfte und würde es sein ganzes Dasein hindurch nicht mehr für ihn geben.

Warum nicht?

Lieber Himmel, dieweil er eben Erasmus Traulsen hieß und mit der lieben kleinen Inge, geborenen Petersen, glücklich verheiratet war.

Mit solchem verständigen Schlusse in seiner Seele sank er endlich ganz gesund und fest in Schlaf.

⁂ ⁂ ⁂

Ohne daß darüber geredet oder geschrieben wurde, kam Erasmus nicht mehr zum Stundengeben. Aslaug bat ihn auch nicht.

Nachdem er von ihr gegangen war, blieb sie liegen, wie er sie hingelegt hatte, und als Tante Alinde bei ihr anklopfte und durch die nur auf einen kleinen Spalt geöffnete Tür hineinsprach: „Das Essen steht auf dem Tisch, liebe Aslaug, — wir warten auf dich," ... da hatte sie nur schlaff abgewinkt: „Ich mag nichts genießen. Ich bleibe hier oben."

Diese Antwort war Tante Alinde nicht unbekannt, und auch Gorm störte sich nicht viel an der Botschaft, die die Schaffnerin seines Hauses ihm dann brachte, wobei sie nach ihrer immer alles zum Besten wendenden Art gleich ein gutes Wort für Aslaug einlegte: „Sie hat sicher wieder zuviel studiert. Das ist nichts für uns Frauen. Herr Traulsen war lange hier heut nachmittag, und gerade als du kamst, da ging er. Er hätte dich gewiß gern noch gesehen, aber er sagte sowas, daß er Eile hätte, und dann war er auf einmal verschwunden. Ich mußte mich erst besinnen, wo er abgeblieben war. Er ist wohl durch den Garten gegangen."

Gorm, den Speisen mit dem Hunger des Mannes zusprechend, der den Tag über seine Kraft gehörig verbraucht hat, schenkte den Nachrichten wenig Gehör. Er erkundigte sich, was Gerda am Nachmittage getrieben hatte, ob sie mit ihren Schularbeiten fertig wäre, und begab sich dann zu Böckel in die Dunkelkammer, wo er den geliebten Rotwein über die Sorgen um seine Patienten spülen ließ.

Da aber Aslaug auch am nächsten Morgen nicht unten erschien und Tante Alinde bekümmert sagte: „Sie möchte zu Bett bleiben, weil sie so eine schlechte Nacht gehabt hat. Ihre Stirn fühlt sich ganz heiß an," — so schritt er hinauf und fand, daß Aslaugs Puls freilich stärker pochte, als es beim Menschen sein soll.

„Hast du Aufregung gehabt?" fragte er.

„Worüber sollte das gewesen sein?"

Das war eine jener Antworten, die eine Frau gern gibt, wenn sie die Wahrheit nicht eingestehen will und doch davor zurückschreckt, sich mit der Unwahrheit einzulassen.

„Ja, das müßtest du mir eben sagen. Raten kann ich das nicht," erwiderte Gorm, ohne sie noch weiter auszufragen.

Er gab ihr, was ein Arzt für einen leicht Fiebernden als gut betrachtet, und verließ sie, um seine Hilfe schwerer Leidenden zu spenden. —

So hatte Aslaug erreicht, was sie erreichen wollte. Sie durfte allein sein. Und wie sie nun so, immer träge vor sich hindämmernd, einige Tage auf ihren weichen Kissen ruhte, da überlegte sie sich das Vorgefallene sehr genau und ließ nicht eher ab, als bis sie herausgefunden hatte, daß nur Erasmus Traulsen die Schuld trage.

Es ist ja so: eine Kühnheit, sogar wenn sie bis ins Beleidigende hineingeht, kann eine Frau einem Manne vergeben. Hat sie ihm aber selbst mehr dargeboten, als er annehmen mag, so fängt das Verschmähte in ihren Händen zu brennen an, und ein Haß steht in ihr auf gegen den, der ihr solche Schmerzen bereitet.

Die Frau, die sich über alles, was Liebe heißt, das schrankenloseste Recht zumißt, begreift es überhaupt gar nicht, wie ein Mann eine Huld, die sie ihm gönnen will, zurückweisen kann.

Und für die ihr zugefügte Schmach und Kränkung muß dann der Mann aufs bitterste bei ihr büßen.

Frau Aslaug hatte eine unbegrenzte Verachtung gegen diesen Erasmus Traul-

Digitized by Google

sen, der sie erst mit seinen Blicken anbetete, der in seinem ganzen Gebaren nichts als Verehrung für sie merken ließ, um schließlich, als sie seinem stummen Flehen nicht mehr widerstehen wollte, den Weisen und erhaben Entsagenden zu spielen. Damit demütigte er sie furchtbar, denn er schob sie von sich fort, wie eine, die ihm unerlaubte Zärtlichkeiten aufdrängen wollte.

Was bildete er sich denn ein? Ja, was glaubte er denn, das sie beabsichtigt hatte?

Rasch und gewandt errichtete ihr Gehirn einen Schutzwall rings herum, wohinter sie sich gegen die herankriechenden Gewissensbisse vortrefflich decken konnte.

Was hätte denn zwischen ihnen geschehen können?

O, mochte es sein, daß sie für einen Augenblick aus Erbarmen mit seiner bettelnden Miene nicht die volle Gewalt über sich besaß, — die geringste Unbeherrschtheit von seiner Seite würde sie natürlich sofort furchtbar verletzt und wieder zur Besinnung zurückgerufen haben!

Dieser Herr Traulsen war doch sehr, sehr im Irrtum befangen, wenn er annahm, daß sie um seinetwillen geneigt gewesen sei, eine gesunkene Frau zu werden. Ach, daß die Männer so niedrig dachten! Freundschaft zwischen Mann und Weib sollte nicht bestehen können? Weshalb nicht? Doch nur, weil die Männer nicht fähig waren, ein solches Gefühl in sich zu hegen, weil ihre Phantasie und ihre Begierde gleich ins Wilde umschlugen, weil sie an der Frau immer nur das Körperliche sahen und auch nur nach dem Körperlichen, dem Sinnlichen von ihr verlangten.

Wie unwürdig waren diese Männer jeglicher kleinen Zutraulichkeit, — welche entsetzlichen Enttäuschungen mußte eine Frau erleiden, die da wähnte, unter ihnen allen wenigstens einen gefunden zu haben, der sie nach Gebühr schätzte!

Wie weit erhob sich das Weib über dies Geschlecht, dessen Denken und Trachten nur im Rohen und Gemeinen wurzelte.

Sie hatte Erasmus Traulsen wirklich für etwas Besseres angesehen, sonst würde sie ja auch nimmermehr über ihre Ehe zu ihm gesprochen haben. Weil das nun aber einmal der Fall gewesen war, so meinte sie denn auch, in ihm doch einen Menschen zu besitzen, der bei allem ihrem Tun wußte, wie sie es meinte, der es auch vollkommen richtig auffaßte, wenn sie sich einmal harmlos an ihn lehnte.

Und statt dessen?

Er erlaubte sich, sie wie eine Sünderin zu betrachten, die ihn mit zur Sünde verführen wollte!

Auch bei ihm also kein Blick, kein Sinn als nur für das Allerniedrigste.

Wie mußte sie sich schämen, einen solchen Kleinhirnigen, plump und gewöhnlich Fühlenden zum Vertrauten ausgewählt zu haben!

Aber das sollte auch die einzige, wenn auch noch so quälende Reue sein, womit sie sich trug.

Traulsen und nur Traulsen hatte die Schuld, wenn sie im Herzen jede Freundlichkeit widerrief und für null und nichtig erklärte, die sie ihm jemals erwies, und wenn sie ihm fortan nur die äußerste Kälte und Nichtachtung zeigte.

Unreinheit lag ihr weltenfern, — traurig, traurig, daß er nicht selbst soviel Reinheit und Höhensinn gehabt hatte, um das auch da noch zu begreifen, als sie scheinbar über die Scheide zwischen dem Gestatteten und Verbotenen hinwegtrat.

Auf diese Weise, mit einer ganz starken und trotzigen Willensanstrengung, versuchte Aslaug jegliches Bedauern in ihrer Brust zu dämpfen. Sie hatte einen andern Hochmut, als der Philister Traulsen ihn in sich spürte, — sie verleugnete rundweg vor sich selber, daß es ihr möglich gewesen wäre, mit Erasmus vom rechten Wege abzuweichen. Sie stellte mit frauenhafter Kühnheit alle ihre Gefühle für den Freund ihres Mannes ins Geistige hinauf und fand daher keine Ursache, sich Vorwürfe zu machen.

Sie hatte ja, so dachte sie, in ihrem Leben nie etwas unterlassen, weil es ihr etwa Schaden bringen konnte. Sie hatte sich, wahrlich nicht zu ihrem Glücke, gegen ihren Mann aufgesetzt, war einsam geworden, weil sie sich ihr Innerstes retten wollte und mußte, und hatte sich Erasmus Traulsen offenbart, damit er Gorm nicht länger zu den Halbgöttern rechnete.

Und das war nun der Lohn für all ihre Ehrlichkeit!

Unsummen ihres Seins hatte es ihr gekostet, daß sie nicht zu den Haremsweibern gehören mochte, wie sie in Korsholm und

Digitized by Google

sonst auf der Welt scharenweise herumliefen, und nun hatte sie, weil er sie völlig verkannte, auch den Menschen verloren, von dessen Anhänglichkeit sie bis dahin noch etwas Gutes für ihr Leben hoffte.

Das ewige Mißverständnis zwischen der idealen Frau und dem grobsinnlichen, schauerlich egoistischen Manne war der Grund, wenn sie sich so grausam betrogen sah.

Derlei Erwägungen waren bei Aslaug sicherlich nicht ganz nur aus gewollter oder ungewollter Selbsttäuschung herausgeboren, sondern sie bargen auch viel Wahrheit in sich, denn in der Tat bleibt das Weib, auch wenn es noch so sehr von Leidenschaften geschüttelt wird, doch immer noch edler als der Mann, wenn ihn die Liebe verwirrt.

Denn Liebe und Leidenschaft bedeuten für die Frau das ganze Leben und müssen ihr darum das Heiligste sein, — dem Manne aber sind sie doch nur Einschaltungen in den großen Zug seines Daseins, und so achtet er ihrer nicht als höchster, unverletzlicher Güter.

Wenn sich Aslaug nicht selber der Bereitschaft zur Sünde anklagte, — wo gab es dann einen Kläger gegen sie?

Sie konnte ihr Haupt erheben, denn sie wollte es nun einmal nicht aus Schuldbewußtsein senken. Sie trat einfach nieder, was sie daran erinnerte, daß sie ein paar Sekunden schwach gewesen war. Und um sich nun ganz und gar vor Gewissensbissen zu retten, so überwand sie auch ihr Fieber, stand von ihrem Lager auf und — war auf einmal wieder sehr liebenswürdig gegen ihren Herrn Gemahl.

Ganz umgewandelt war die Frau im Vergleich dazu, wie sie in der letzten Zeit vorher mit Gorm verkehrt hatte.

Er bekam nicht mehr die verschlossene Miene, die fast drohend zusammengezogenen Brauen zu sehen, — o nein, sie ging ihm mit großer Holdseligkeit unter die Augen, trug lichte, lockende Farben, — Gewänder, die ihre Gestalt ahnen ließen, und verstand es außerordentlich gut, sich in solchen hübschen Kleidern vor ihrem Manne ins rechte Licht zu setzen.

Sie war plötzlich nicht mehr von jener, alles Berühren scheuenden Zurückhaltung, sondern sie kam selber... leise... leise...

Ein Streicheln... ein Lächeln... ein Winken, kaum merklich und doch ganz deutlich, — das ist ja längst genug, um dem Manne kundzutun, daß die Frau den Wunsch hat, für diese sanften Liebkosungen heißere einzutauschen.

Aslaug wußte es so einzurichten, daß Gorm, wie sie es nannte, ihr Gast in ihren eigenen Stuben war, und die Frau, die sonst alles daran setzte, um ihrer stolzen Natur nichts zu vergeben, hatte nun um Gorm herum etwas Schmeichelndes, — hauptsächlich um sich von dem Gedanken an Erasmus Traulsen zu befreien und um sich gewissermaßen zu betäuben... und ihre Absicht gelang ihr.

Gorm, der wahrlich in Liebesdingen kein Kostverächter war, fand seine Frau, die ihm kaum in der ersten Zeit ihrer Ehe solche Hingebung bewiesen hatte, reizend und schön wie nie, und es gab im Rönnebergschen Hause wieder ein paar richtige Flitterwochen.

So sehr sie aber einander für eine Weile selbst vollauf genug waren, — zuletzt mußte es dem Physikus doch auffallen, daß sein Schulkamerad nicht ein einziges Mal mehr zum Stundengeben kam.

„Habt ihr euch denn erzürnt?“ meinte er.

„Wie sollte ich dazu kommen, mich mit ihm zu erzürnen?“ war ihre fast schnippische Antwort.

Sie warf den Kopf zurück, als wäre schon der Gedanke, daß sie in Zwist mit Erasmus Traulsen hätte geraten können, eine unverzeihliche Zumutung. Denn wenn man sich entzweit, muß man einander doch irgendwie näher gewesen sein, nicht wahr? Und das war es, was Aslaug um keinen Preis, — auch im eignen Herzen nicht, — zugeben wollte.

Aber gegen ihren Willen, durch den Übereifer, alle Ereignisse zwischen ihr und Traulsen jetzt zu verleugnen und dadurch auszumerzen, war sie es dann doch gerade in eigener Person, die ihrem Manne den ersten leichten Schimmer eines Verdachtes aufgehen ließ, daß irgend etwas mit ihr und Erasmus nicht in Ordnung sei.

Denn als Gorm immer noch ziemlich gleichgültig, weil es ihm wirklich so gut wie einerlei war, ob Erasmus bei ihm im Hause erschien oder nicht, nun die Frage an sie richtete: „Weshalb hast du denn dein

Digitized by Google

Französisch so auf einmal abgebrochen?" — da war Frau Aslaug hier oben an Schleswig-Holsteins Ostgestade so die richtige, durch eine geheimnisvolle Seelenwanderung erzeugte Wiederverleiblichung der Madame Potiphar, die einst wohl vergeblich danach gestrebt hat, die in ihrem Herzen brennende böse Glut in des alten Niles Wellen abzukühlen.

Frau Aslaug versuchte es nämlich sehr klug anzufangen, um sich ihrem Ehegemahl angenehm zu machen, und meinte, es könne nicht schaden, wenn das ein bißchen auf Kosten von Erasmus Traulsen geschehe.

„Ja," entgegnete sie darum, „weshalb? Ich kann nichts mehr von ihm lernen. Und außerdem... er war auch manchmal so eigentümlich... ich weiß nicht... ich war nicht so gern mehr mit ihm allein zusammen. — Ach!" rief sie dann und schlang ihren Arm um Gorm, als wollte sie an seiner Brust etwas Bedrückendes vergessen, „laß doch! Niemand soll hier in meine Zimmer kommen als du!"

Es mochte ja für ein allerfeinstes Gehör aus diesen Worten auch eine Stimme des Frauengewissens herausklingen, das Aslaug zwang, Gorm ein noch so verstecktes Geständnis abzulegen, ihn noch so geheim um Verzeihung zu bitten, weil ein anderer Mann hier bei ihr geweilt und weil sie, solange er da war, doch nicht genug an ihren eigenen Mann gedacht hatte. Es mochte sein, daß diese gänzlich unwillkürliche Regung in ihr mitwirkte, als sie nun Gorm mit einer Lebhaftigkeit küßte, die es ihm gleichsam verwehren sollte, dem unter ihrer Erwiderung zitternden Bekenntnis nachzugrübeln.

Ihr bewußter Wille aber ging nur dahin, ihrem Manne zu sagen und darzutun, daß sie ihm zuliebe auf allen andern Umgang verzichte. Dem Wesen des Weibes entsprach es dabei, wenn sie, eigentlich ebenfalls rein triebhaft, durch die kleine, nur so hingeworfene Andeutung, Erasmus sei manchmal eigentümlich gewesen, eine Spur von Eifersucht in ihm zu erregen suchte.

Eigentümlich... was hieß das?

O, es sollte natürlich nichts Schlimmes heißen. Sie wollte nichts weiter, als Gorm zu ihren Gunsten darauf aufmerksam machen, daß sie andern Männern wohl verehrungswürdig, ja, wohl auch begehrenswert erschien, daß aber, strenge wie sie war, derlei Gefühle bei Fremden durchaus nicht nach ihrem Geschmack seien.

Erasmus etwas Übles zuzufügen, das kam ihr garnicht in den Sinn.

Frau Potiphar ließ ihren Joseph nur ein wenig fallen, um sich selbst dem Herrn Gemahl desto mehr zu empfehlen.

So kam sich diese Frau mit ihrer Antwort und ihren warmen, sein klares Denken einlullenden Küssen ungemein klug und gescheit vor, und doch hatte sie so ziemlich das Unvorsichtigste getan, was sie überhaupt auf dieser Gotteserde begehen konnte.

Gorm waren die Untertöne in Aslaugs Rede keineswegs unbemerkt geblieben.

Er betrachtete dies in seinen Liebkosungen behende und fast noch jugendduftige Geschöpf, das er jetzt auf seinen Knien hielt, mit einer ins Wissenschaftliche hinübergreifenden Forschbegierde.

Was taumelte sich doch alles hinter solcher weißen Stirn herum!

Wie scheinbar spielerisch und dabei so scharf berechnend setzte solch ein Hirn die Worte zusammen!

Ein Quentchen Wahrheit in einem großen, großen Glase voll minder Wahrem — wenn man es sehr höflich bezeichnen wollte.

Gorm zweifelte alsbald nicht mehr daran: das Herz hinter dieser noch immer mädchenhaft fein gezeichneten Brust hatte irgendeinen Schlag getan, den es doch lieber nicht tun durfte. Und um dies kleine Leiden zu heilen, nahm es aus der überreich besetzten Apotheke der Frauenschlauheit ein paar Pülverchen Selbstgerechtigkeit ein, — da schlug es denn wieder unbefangen.

Gorm lächelte. Niedlich und immer wieder zum Studium anlockend waren sie doch, diese Kinder mit dem so ganz unkindlichen Gemüte, — diese Dingerchen, so rund und blank von Haut und inwendig in tausend und abertausend Falten und Fältchen mit den von Eva her ererbten und durch alle Geschlechter hindurch vermehrten und verfeinerten Ränken angefüllt! Diese süßen kleinen Spinnerinnen, die ihre liebevoll gefertigten Netze auslegten, um sich dann mit Wonne selbst darin zu fangen, wenn der Mann nur ein paar Brocken Huldigung als Köder hineintat.

Gorm lächelte und fragte nicht ferner nach Angelegenheiten, die mit Erasmus

Digitized by Google

Traulsens Fortbleiben zusammenhängen konnten. Er wußte, daß er da doch nicht auf den Grund kam.

Eine Frau spricht nur, um zu verbergen. Erraten kann man sie nur aus dem, was sie verschweigt.

Das Weiseste und auch ihr Liebstes ist, ihr den Mund mit Küssen zu verschließen. Das erspart ihr die Mühe, immer Neues zu erfinden und sich selbst als mit allen weißleuchtenden Tugenden geschmückt darzustellen, wenn auch die ganze Welt rund um sie herum in rußiger Sündenschwärze steckt.

Die süßen kleinen Madames Potiphar!

88 88 88

In der Tat, es fiel dem Physikus zuerst nicht ein, den kleinen Verdacht, der bei Aslaugs Gebaren in ihm aufgestiegen war, schwer zu nehmen.

Dadurch machte er Aslaug sicher und sicherer.

Sie war ja immerhin eine Frau von zuviel Verstand, um ihrer Klugheit allemal völlig gewiß zu sein, und so lebte sie stets in einiger Furcht davor, daß ihr Mann mit der ihm eigenen Lust am Gewaltausüben zugreifen und eine unzweideutige Erklärung darüber verlangen könne, was zu der offenbaren Trennung zwischen ihr und Erasmus geführt habe.

Als aber nichts dergleichen geschah, da begann sie zu glauben, Gorm sei doch am Ende, — selbstverständlich, ohne daß er den geringsten Argwohn gegen seinen Freund hatte, — Traulsens häufiges Kommen nicht ganz recht gewesen und er sei nun froh und ihr dankbar, daß sie den Lehrer sozusagen weggeschickt habe.

Und da es sie nun immer wieder nötigte, ihr trotz allem doch niemals ganz zur Ruhe gelangendes Gewissen zu beschwichtigen, so gab ihr dieser Glaube den Mut und verlieh ihr sogar den Trieb dazu, von Traulsen in Gorms Gegenwart auf eine sehr wenig achtungsvolle Weise zu sprechen.

Ein neues Buch, der Dorfgeschichten zweiter Teil, war mittlerweile von Erasmus erschienen.

Aslaug behandelte das Werk wegwerfend: „Es ist immer dasselbe. Sein Kreis ist so klein. Seine Menschen werden auf die Dauer uninteressant. Und wie er sie schildert: hundert kleine Züge nebeneinandergestellt ohne einen einzigen großen Fluß. Alles so nüchtern. Auch sein Humor, — bloß ein ewiges Hervorheben von Wunderlichkeiten. Darauf stößt er einen mit verstimmender Absicht. Du brauchst es nicht zu lesen, Gorm. Dir sagt es doch nichts."

Nun, Gorm war der letzte, der sich zum Lesen von ländlichen Novellen gedrängt hätte, — er staunte nur darüber, daß seine Frau jetzt gerade das an der Traulsenschen Schreiberei tadelte, was sie vordem für seine größten dichterischen Vorzüge gehalten hatte.

Ein andermal äußerte Aslaug sich dahin, daß Gerda aus dem Petersenschen Institut, — so hieß Traulsens Schule zu Ehren seines Begründers noch immer, — manches mit heimbrachte, wonach man auf keinen allzuguten Ton dort schließen mußte.

„Und ob sie genug lernt? Es ist alles so ungleichmäßig! Bald seufzen die Kinder unter viel zu viel Arbeiten, und bald weiß man nicht, was man mit ihnen zu Hause anfangen soll, so wenig haben sie auf. Ich habe mit anderen Müttern darüber gesprochen, — die meinen dasselbe wie ich. Ob Traulsen wirklich der rechte Mann ist, um solche Schule zu leiten?"

Auch dies scharfe Urteil und dieser Zweifel waren für Gorm bei seiner Frau etwas nie Vernommenes. Sie hatte früher die Einrichtungen im Institut immer über den grünen Klee gelobt.

Nun stutzte Gorm doch, und als es dann zuletzt sogar geschah, daß sich Aslaug dagegen aussprach, Traulsens nach gewohnter Weise zu der großen Wintergesellschaft einzuladen, die bei Rönnebergs mit besonderem Aufwande vor sich ging — „Warum sollen wir ihnen nachlaufen?" sagte sie. „Monatelang sind wir für diesen Herrn Luft gewesen . . ." — da hatte sie es denn bei Gorm allerdings sehr wider ihren Willen soweit gebracht, daß er anfing, sich etliche Tatsachen so zurechtzulegen, wie sie am Ende auseinander entstanden waren und zusammengehörten.

„Sage mal, Tante Alinde, — als Herr Traulsen das letztemal hier war, da ist er unten durch die Gartentür weggegangen?"

„Das muß so sein, lieber Gorm, anders kann er nicht verschwunden sein."

„Und mein Wagen stand vor der Tür?"

„Jawohl. Du stiegst eben aus. Ich sagte noch zu Herrn Traulsen, da kämst du

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau

Gemälde von John Quincy Adams

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF

Digitized by Google

gerade, und da, ... ja, wie war das noch? Ich habe es dir damals erzählt."

„Ich weiß. Es ist gut."

So, das stand fest, und es bedurfte keines erheblichen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß Erasmus ihm absichtlich aus dem Wege gegangen war.

Hm, nicht nur das Rönnebergsche Haus, nein, Gorm erinnerte sich jetzt, auch die Böckelsche Weinstube schien seit der letzten französischen Stunde nicht mehr für Traulsen da zu sein. Was hatte dieser stille — Knabe, möchte man beinahe sagen, denn bloß auf sich geladen, daß er die altbekannten Straßen nicht mehr gehen und die alten Stätten nicht mehr finden konnte? Was hatte es, kurz ausgedrückt, mit dem Bruch zwischen Traulsen und Aslaug auf sich?

Es war nicht im geringsten Gorms Natur, sich lange im Dunkeln mit Rätseln herumzuschlagen. Das kam ihm ebenso töricht vor, als wenn jemand, der in seinem Hause überfallen wurde, erst die Fensterläden zumachte, bevor er gegen den Hereinbrecher zu kämpfen anfing.

Gorm hielt die Tatsachen, die er wußte, an- und gegeneinander, um aber nicht Zeit mit etwaigen Fehlschlüssen zu vergeuden, war es notwendig, daß er sich dort Klarheit verschaffte, wo er sie am besten bekam.

Bei seiner Frau war das nicht. Bei ihr gab es nur jene Auseinandersetzungen, die von ihrer Seite seiner Meinung nach aus lauter ihn bis zur Wut reizenden Verschleierungen bestanden.

Nein, sich mit Frauenundurchdringlichkeit abzumühen, noch dazu wegen einer wahrscheinlich unwesentlichen Sache, das hielt Gorm für gänzlich überflüssig.

Dem Manne geziemt es, das Einfache und also einzig Zweckmäßige zu wählen.

Zwischen zwei Besuchen bei Patienten, die in der Gegend des Petersenschen Institutes an der echten Korsholmer Ostwindgrippe daniederlagen, waren ohne besonderen Zeitverlust von Erasmus Traulsen selbst die brauchbaren Erkundigungen einzuziehen, und damit war dann der Fall, der sich gewiß als eine Kinderei dieser beiden immer noch nicht genügend zum richtigen Menschentum ausgereiften Gemüter herausstellen würde, durch Manneshand mit einem Darüberhinwischen beseitigt.

„Traulsen, wenn du ein paar Minuten Zeit hättest ..."

„Bitte, lieber Gorm! Willst du so gut sein und Platz auf dem Sofa nehmen?"

„Wir haben uns lange nicht gesehen?"

„Ja, ja. Nun, es steht doch hoffentlich alles gut bei dir?"

„Selbstverständlich."

„Wie wäre es mit einer Zigarre? Hier diese kleine? Die ist nett. Warte ... hier ... gleich ein Reibholz."

„Die Sache ist die: willst du die Güte haben und mich darüber aufklären, was sich da mit meiner Frau und dir abgespielt hat?"

— — — — — —

„Nun?"

„Müssen wir darüber sprechen, Gorm?"

„Notwendig."

„Auch wenn ich dir mein Wort gebe, daß von nichts die Rede sein kann, was dich in deiner Ehre kränken müßte?"

„Also auf dem Felde habe ich euch zu suchen? Das ist allerdings doch so was wie eine Überraschung für mich. So weit hat sich meine Phantasie kaum gewagt."

„Mein Wort — nichts, was dir zu nahe tritt."

„Also: wir brauchen uns morgen früh nicht im Tinner Gehölz zu treffen?"

„Nein."

„Gut. Du bist zu anständig, als daß du meineidig würdest, bloß um eine Frau zu schonen. Aber, wenn mich nun auch nichts, wie du es ausdrückst, kränken kann: was habt ihr dann sonst miteinander gehabt?"

„Ja, Gorm, wenn sich das so leicht sagen ließe! Es ist eigentlich kein Miteinander, wenigstens nicht in dem Sinne, wie du es aussprichst."

„Erkläre mir dann den anderen Sinn. Ein Mensch, der von der Frau seines Freundes kommt und die Hintertür wählt, wenn der Freund vorn ins Haus tritt ..."

„Meinst du, das könne immer nur aus dem Bewußtsein eines Unrechts geschehen? — Gorm, ich bin ein Mensch, der sich lieber ins Unrecht setzt, als ins Recht. Deshalb ist ja auch für einen Mann, wie du einer bist, so gut mit mir auszukommen. Ich leiste dir keinen Widerstand, weil ich immer das Bestreben habe, deine Absichten zu billigen. Das sieht subaltern aus, ich weiß es wohl, und du nimmst es auch so hin,

Digitized by Google

— eigentlich ist es aber doch etwas anderes: ich möchte alles so recht objektiv betrachten, jedem für seinen Willen freien Spielraum lassen, und da ich wohl fühle, daß die meisten Leute, — besonders du, Gorm, — sich durchaus nicht dieselbe Mühe mit ihren Mitmenschen machen, und daß es deshalb, weil jeder nur an sich selbst denkt, zu viel Streit und Mißverständnissen unter ihnen kommt, so glaube ich, klug zu handeln, wenn ich oft nachgebe, — auf die Gefahr hin, daß ich dabei zu kurz komme. Ich habe auf die Art den Genuß, daß sich die Charaktere ungehemmt vor mir entwickeln und mir mehr von sich zeigen, als wenn sie von fremdem Willen eingeengt werden. Aber natürlich: zu weit darf ich auch nicht auf die Seite treten, sonst verschwinde ich schließlich ganz für die anderen und bin auch für mich selber nicht vorhanden."

„Ja, das sind nun alles sehr interessante Abhandlungen, aber sie führen uns von dem weg, wonach ich mich erkundigen wollte."

„Nein. Im Gegenteil. Sie führen gerade darauf zu, lieber Gorm. Als ich zuletzt, — ich gestehe es offen: um dir nicht zu begegnen, dein Haus durch die Turmstatt durch die Wittenstraße verlassen hatte, da ist es mir aufgegangen, daß ich bisher im Leben eine jämmerliche Rolle vor dir gespielt habe. Was du an mir hattest, das hast du gar nicht geahnt und noch viel weniger geschätzt. Nicht ein einziges Mal in all den langen Jahren bist du mir für alle meine Herzlichkeit auch mal so recht herzlich entgegengekommen. Mir hat das nichts ausgemacht. Denn mit der Freundschaft soll es sein wie mit der Liebe: sie darf nicht über ihren eigenen Grund nachgrübeln. Sie hat ihre Kraft in sich selber und schöpft und erzeugt sich immer wieder aus dieser eigenen Kraft heraus, solange sie noch an das Gemüt im anderen Teil glaubt. Und das habe ich bei dir getan und tue es bis zu einem gewissen Grade noch heute, weil ich eben imstande bin, dich zu begreifen, obgleich du so sehr anderer Art bist als ich. Du hast, was mir fehlt: die Macht, Dinge, die dir nicht passen, einfach unter die Füße zu treten. Halb habe ich dich stets um diese Macht beneidet, halb hat mir davor gegraut. Sie mir auch anzueignen, das ist mir erst in den letzten Monaten eingefallen, und nun danke ich dir für dein Beispiel. Ich habe was von dir gelernt. Ich bin dir immer zu weich gewesen. Du kannst ruhig sein: es hat sich was in mir erhärtet, gerade weil ich mich damals geschämt habe, daß ich dir auswich, anstatt dir ins Gesicht zu sagen: Geh hinauf und sei gut zu deiner Frau, damit sie zufrieden bei dir sein kann."

„Mir scheint, du willst das Blatt umdrehen. Meiner Ansicht nach bin ich hierhergekommen, um über allerhand Vorgänge von dir Rechenschaft zu verlangen und wahrhaftig nicht, um hier als Sünder vor dir zu sitzen."

„Wir sind allzumal Sünder, und wohl uns, wenn wir das bekennen, aber wehe uns, wenn wir uns von diesem Gefühl und von dieser Gewißheit unterkriegen lassen. Das stößt uns in ein ödes Leben, und wir können dann nichts mehr tun, als uns in uns selbst verzehren, denn rund um uns herum ist lauter Unfruchtbarkeit, und wir finden nicht die geringste Nahrung für unsere Seele."

„Du operierst mit unbestimmten dichterischen Begriffen. Mir aber ist in allen Angelegenheiten eine gewisse wissenschaftliche Sachlichkeit zum Bedürfnis geworden, und ich möchte deshalb, daß wir nun bei der Stange bleiben und uns in aller Nüchternheit über die Frage unterhalten, die mich hierhergeführt hat."

„Was dir unbestimmt vorkommt, Gorm, das ist durchaus die reine, faßbare Wirklichkeit. Geh hinauf zu deiner Frau! — ja, so hätte ich zu dir sagen müssen, und wenn ich mir etwas habe zuschulden kommen lassen, so ist es der Umstand, daß ich diese Worte nicht aussprach, sondern — und so wollen wir nun mein scheinbares Ausweichen mal auffassen — dich schonte und gehen ließ, ohne dir ins Gewissen zu reden für das, was du an deiner Frau versäumt hast. Ja, Gorm, ich bin zu dem Entschlusse gelangt, und du magst noch so ein gewaltiger Mann sein, du bringst mich nicht wieder davon ab, denn ich brauche den Entschluß wie einer, der über einem Abhang hängt und sich nur an einer Baumwurzel festhalten kann, festhalten muß, wenn er nicht verloren sein will, — es soll so sein: nicht weil ich nötig gehabt hätte, vor dir rot zu werden, bin ich damals durch den Garten von euch gegangen, sondern weil ich einen heiligen Grimm gegen dich hatte!"

Digitized by Google

„Das wird ja immer verwickelter.“

„Nein, auch da irrst du. Es wird immer schlichter und schlanker. Das ist früher der Mangel bei mir gewesen, daß ich mich mit tausend kleinen, unfruchtbaren Gefühlen herumgeschlagen habe, daß sie mir als das Wichtigste und Große in mir erschienen sind. Irgendeine Regung tauchte auf, sofort schossen von allen Seiten neue Regungen an sie heran, bedeckten sie, machten sie unsichtbar, saßen dicht an dicht wie die Muscheln am Pfahl, taten, als wenn sie durch sich selber und um ihrer selbst willen da seien, und die Hauptsache, die allein ich hätte empfinden sollen, war ganz darunter verschwunden. Jetzt mal abstreifen die Schmarotzer, daß der blanke Pfahl zum Vorschein kommt. Da weiß man dann, daß man sein Boot nicht an einen Muschelhaufen angebunden hat, nein, an ein tüchtiges Holz, das einen Puff vertragen kann. Dir und nur dir verdanke ich es, wenn ich mich wie ein Dieb zur Turmstraße hinausgeschlichen habe. Das Unrecht, das du getan hast, ich hab' es auf mich genommen, aber verlaß dich darauf, so etwas ist mir auch zum letztenmal geschehen.“

„Wenn du einen so kolossalen Haß gegen mich spürtest, — über die Ursache bin ich freilich noch immer völlig im Düstern, — so verstehe ich nur nicht, warum du gewartet hast, bis ich jetzt hier zu dir kam. Mich dünkt, es wäre doch bedeutend männlicher und — ich bitte um Entschuldigung — auch ehrlicher gewesen, wenn du mich möglichst bald gestellt und mir rundheraus mitgeteilt hättest, was ich dir denn zuleide getan habe.“

„Gewiß, Gorm, wenn es sich nur um mich handelte, so wäre ich auch gekommen. Den Mut hätte ich mir schon abgerungen, gerade aus der tiefen Erniedrigung heraus, in die ich mich mit eigener Hand gestürzt habe. Aber ich hatte noch die Verantwortung für ein anderes, der Rücksicht sehr bedürftiges Wesen.“

„Und das war?“

„Deine Frau.“

„Endlich sind wir da, wo ich hin will. Was kümmert dich also meine Frau?“

„Lieber Gorm, als deine Frau noch Fräulein Tornö war, da ist sie mir eine Zeitlang viel gewesen. Ich verdanke ihr eine innerliche Erlösung, wie sie uns Menschen gut ist, wenn wir mit uns weiterkommen wollen. Begreifst du? Ich verdanke ihr so eine Auflockerung meines Lebens. Sie hat bewirkt, daß mehr Licht und Wärme und Regen und alles, was solch ein Stückchen Seelenlandes nutzbar machen kann, in mich hineindrang. Aber lockern, ja, mein Gorm, das kann man am besten immer, wenn man den Spaten ansetzt, und je schärfer er in die Schollen schneidet, desto tüchtiger geht die Arbeit vorwärts. Ohne Schmerz ist so ein Umgraben in der Seele nicht zu machen. Bin ich dir recht nahe, Gorm? Laß nun einmal deine Sachlichkeit beiseite, laß mich nun einmal in meinen Ausdrücken reden, wenn sie dir auch nicht entschieden genug erscheinen.“

„Bitte, lege dir keinen Zwang auf. Wenn wir nur überhaupt zur Klarheit gelangen.“

„Ja, nicht wahr? Es kommt ja nur darauf an, daß einer ganz das sagt, was er sagen will. Die Form ist ja so gleichgültig. Wenn einer unmittelbar nach seiner Weise spricht, dann schwingen seine Worte auch unmittelbar im andern. Das ist das Ereignis des allen verständlichen Zungenredens, lieber Gorm. Aslaug kam zu dir, und ich, der ihr wohl niemals sehr viel gegolten hatte, ich war dann für sie, was man so nennt, erledigt. Aber sieh mal, Gorm, es geht keine Kraft in der Welt verloren, und die bescheidenen Strahlen, die ich in Aslaugs Herz hineinsenkte, die sind auch nicht wieder ins Nichts verflogen, sondern sie haben sich dann gesammelt und stille gelegen, bis Aslaug, ich meine natürlich, deine Frau, sie zu irgend etwas brauchen konnte.“

„Und das ist eingetreten?“

„Ja. In einer Stunde, als deine Frau sich sehr unglücklich fühlte.“

„Wodurch?“

„Durch dich.“

„Das ist — — —!“

„Ja. Ich maße mir nicht an, dein Richter zu sein. Und ich dürfte dir überhaupt von dieser Stunde gar nichts sagen, aber, lieber Gott, es hat sich nun schon so manches, was sicher gebunden sein sollte, aufgelöst, und so wenig es von mir aus am Ende zu dieser Unterredung zwischen uns gekommen wäre: jetzt habe ich vor allen Dingen meine Pflicht gegen meine eigene

Digitized by Google

Person zu erfüllen, und ich glaube, ich hoffe wenigstens, daß ich deiner Frau damit auch am besten diene, wenn ich dir rückhaltlos eingestehe: sie hat ihre bitteren Tränen vor mir geweint, weil du hart gegen sie warst und sie nicht als Menschen neben dir wohnen ließest."

„Als was dann?"

„Die Worte will ich nicht wiederholen."

„Sie hat dich ... in unser Leben hineinblicken lassen?"

„Sie hat mir viel erzählt."

„Wann war das?"

„Es sind schon einige Jahre her."

„Und später?"

„Ich habe mir alle Mühe gegeben, die Eindrücke zu verwischen und an euch so unbefangen zu denken wie vorher. Das gelingt einem aber nicht, wenn man einmal etwas aus einem Hause erfahren hat. Daher meine Schwankungen dir gegenüber — auch deiner Frau gegenüber. Zuletzt glaubte ich, daß alles überwunden sei ... auch bei ihr. Es mußte ja schließlich überwunden werden, denn, Gorm, du sollst nicht meinen, daß ich es für recht und gut halte, wenn jemand von einem fremden Hause viel weiß."

„Weshalb hast du ihr denn nicht zur richtigen Zeit den Mund verboten?"

„Ja, das sagst du wohl. Damit habe ich auch eine Schuld auf mich geladen. Aber bringe du es mal über dich, einem Menschen die Lippen zuzuhalten, wenn er dich bittet, ob er nicht einen recht tiefen Atemzug bei dir tun darf."

„So! Atemzug tun!"

„Gewiß, Gorm. Ich glaube schon, daß du einen Charakter — gerade, was man mit Recht einen Charakter nennt — nicht um dich herum ertragen kannst. Du brichst ihm gern erst die Flügel."

„Stammt das von ihr?"

„Wörtlich nicht. Aber dem Sinne nach schon, und es stimmt auch mit meinem eigenen Urteil über dich."

„Und dann bildest du dir ein, mein Freund zu sein?"

„Wenn ich einen Menschen nicht mit seinen Fehlern, ja, ich möchte fast behaupten, wegen seiner Fehler liebhabe, dann ist es ein elend Ding um meine Liebe! Ich war und bin mir wohl bewußt, Gorm: eine Frau, die durch irgend etwas eingeschränkt wird, sieht ihr Unglück immer größer an, als es in Wahrheit ist. Ich habe von ihren Klagen viel abgezogen, aber das blieb doch nach, daß ich mir sagen mußte: es ist kein leichtes Schicksal, Gorm Rönnebergs Frau zu sein."

„Und also hast du meiner Frau gütigst dein Mitleid zuteil werden lassen."

„Ich hatte solche Zeiten."

„Und dies Mitleid, das hat sich nachher dann natürlich in bekannter Weise umgewandelt, nicht wahr?"

„Das hatte es ja nicht erst nötig. Ich sagte dir, daß ich schon früher viel von Aslaug gehalten habe."

„Und das hast du sie merken lassen?"

„Das hab' ich wohl, ja."

„Und sie?"

„Sie hat ein bißchen Wärme bei mir gesucht, aber nur, weil du sie ihr nicht botest."

„Nur ein bißchen Wärme?"

„Ja. Nur. Eine Frau wie Aslaug kann wohl einmal verzweifeln, und in einem solchen Zustand, Gorm, da ist der Mensch nicht immer fähig, sich vor allen Irrtümern zu bewahren, da will er bloß Hilfe und Rettung haben. Aber eine Frau wie Aslaug, die braucht sich darum doch noch nichts zu vergeben, wenn sie auch einmal nach Hilfe an der verkehrten Stelle sucht. Und wie käme ich dazu, mir einzubilden, daß ich ihr wirklich etwas von dem ersetzen könnte, was sie entbehrt? Ach nein, Gorm! Und wenn da eine kleine Trübung in der Seele deiner Frau entstanden ist: die Schuld daran trifft dich am allermeisten, und deswegen konnte ich es an jenem Nachmittage nicht über mich gewinnen, dich zu begrüßen. So, nun ist das klar!"

„Ganz klar doch am Ende noch nicht. Du arbeitest ja löblich an der Vereinfachung deiner Gefühle, aber um mich so völlig allein als den schwarzen Mann hinzustellen — läßt sich dein sonst so zartes Gewissen das gefallen?"

„Es soll. Was ich mir zu verbieten habe, das habe ich mir auch verboten. Gründlich. Dessen darfst du sicher sein, und was ich nicht so recht getan habe, daß es vor mir selbst bestehen kann, dafür habe ich mir genug Buße auferlegt. Jetzt will ich nicht mehr darunter leiden. Es ist vorbei. Ich hab's erfahren: man muß nicht immer herumlaufen und andere Leute um

Digitized by Google

Der Maler

Gemälde von Karl Leo Bauer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Verzeihung bitten — man muß sich auch mal selber was verzeihen!"

„Das war also doch nötig."

„Lieber Gorm: weißt du noch? Wir haben ja als junge Leute über diesen Gegenstand sehr ausführlich miteinander verhandelt, und wir stimmten völlig darin überein: der Mann, der da behauptet, daß er seiner Sinne und Neigungen immer vollkommen Meister wäre, muß ein großer Heuchler sein. Und wenn wirklich so ein Weltwunder von Mensch geboren würde — so haben wir untereinander gesprochen — dann wäre er eigentlich ein trauriges und bejammernswertes Individuum. Denn was haben wir Besseres als den Kampf? Den aber muß man zu führen verstehen, und ein trostloser Kerl, wer nicht siegt! Ja, ich habe es mit mir abgemacht. Nun weißt du's, und darüber bin ich fröhlich. Aslaug aber, das schwöre ich dir zu, die hat nichts in sich niederzutreten. Denn all ihr Vertrauen zu mir war nichts anderes als die Sehnsucht nach dir. Mochte sie noch so traurig über dich sein — nicht mit einem einzigen Worte hat sie es angedeutet, als ob sie wieder von dir hätte wollen. Gibt es denn einen bündigeren Beweis dafür, daß sie dich liebt und nur auf deine Liebe wartet?"

„Es läßt sich bezweifeln, ob es ihr je daran gefehlt hat. Allerdings kommt es ja darauf an, was man unter Liebe verstehen will. Jedenfalls bin ich nun genügend im Bilde. Ich danke dir."

Erasmus hatte voller Begier und herzhaft die Stunde, wo Gorm ihn zur Rechenschaft ziehen wollte, dazu ausgenutzt, um sich von dem Drucke, der Aslaugs wegen auf seiner Seele lag, nach Möglichkeit zu befreien. Gleichzeitig aber hatte ihn, je freier er vor sich selber wurde, immer mehr der herzliche Wunsch hingerissen, seinem Freunde und der Frau seines Freundes einen Dienst fürs ganze Leben zu erweisen. Er wollte die Scheidewand, die er zwischen den beiden sah, niederreißen, damit sie nun wirklich zusammenkommen konnten.

Um dieses guten Zweckes willen war er soweit gegangen, daß er dem Physikus verriet, was Aslaug ihm einst von ihrer Ehe berichtete. Freilich war das unter der Bedingung geschehen, daß er stets darüber schweigen solle, aber was lag jetzt noch daran?

Mochten nur Gorm und Aslaug zur Aussprache gelangen, mochten sie hart aufeinanderprallen — noch viel besser, als wenn ein Teil immer seine Gedanken über den anderen hegte und für sich behielt. Wie sollte denn Eintracht im Hause an der Wittenstraße aufwachsen, wie sollten denn die tausend Mißverständnisse weggeschafft werden, die dort alle Liebe überschüttet hatten, wenn die Gedanken nicht endlich in Worte gefaßt wurden, auf daß beide erfuhren, was sie entbehrten, was einer von ihnen dem andern aber bei gutem Willen sicherlich darbieten konnte?

So hatte Erasmus gerechnet, hatte, als er selbst Fröhlichkeit über seine Erlösung in sich fühlte, den Glauben gehabt, es müsse seinen Mitmenschen gehen wie ihm: nur sich tüchtig das Gemüt entlasten, dann gab es lauter Frieden auf Erden.

Aber Erasmus Traulsens treffliches Herz hatte auch hier wieder einmal die Rechnung nicht ganz richtig aufgestellt. Wohl war er seines ersten, ihn selber betreffenden Zweckes der Innenbefreiung, wenn auch nicht in vollkommenem Maße, so doch zu allermeist teilhaftig geworden — den Physikus aber mit seiner Frau zu verbinden, das war ihm nicht geglückt.

Erasmus besaß viel feines Empfinden für die Regungen der Menschenseele, ein eigentlicher Menschenkenner jedoch war er deshalb noch lange nicht. Und seltsamerweise ging es ihm oft so, daß er diejenigen, deren Wesen ihm von früh an bekannt war, schlechter zu beurteilen verstand als Erscheinungen, die fremd und neu in sein Leben traten.

Das geschah, weil er die Jugendbekannten in einer Zeit hatte beurteilen lernen, wo ihre Charaktere oder wenigstens die Äußerungen ihres Charakters noch nicht so sehr von seiner Art verschieden waren.

Damals hatte er sich sein festes Urteil auch über Gorm Rönneberg gebildet. Später, wo das Leben soviel mehr Gestalten vor ihn hinstellte, die er vermöge seiner Reife und seines geübten Blickes gleich unschwer einigermaßen recht einschätzte, da war er der Entwicklung des Jugendfreundes nicht sorgfältig genug nachgegangen. So hatte Gorm sich weit von

Digitized by Google

Erasmus entfernt, ohne daß dieser des immer größer klaffenden Unterschiedes zwischen ihnen beiden wirklich gewahr wurde. Erasmus sah nirgend die Notwendigkeit, daß sich Menschen und vor allem Eheleute, die bisher nicht gut miteinander ausgekommen waren, für alle Dauer fremd blieben. Er fand überall Wege von Herz zu Herz und konnte nicht begreifen, warum man sich nicht gegenseitig alles zuliebe tat, also auf Eigenes, auch auf eigene Rechte, gern verzichtete, um nur einen Zustand der Ruhe und der Daseinsbehaglichkeit herbeizuführen.

So, dachte er, müsse auch der Physikus, obgleich er aus härterem Holze geschnitzt war, schließlich doch gesonnen sein. Denn was hatte einer davon, wenn er immer nur auf dem Seinen bestand und sich damit alle Welt zu Unfreunden machte?

Ja, was hatte er davon? Das war schwer zu beantworten. Aber Gorm Rönneberg kam doch leicht um diese Frage herum, denn sie war einfach nicht für ihn vorhanden. Es gab für ihn eben nur seine eigene Person. Sie war der Mittelpunkt der Welt, die er begriff, auf sie bezog sich alles, was in seinem Kreise geschah, und sie war unantastbar, unverletzlich.

Gorm Rönneberg schritt, nachdem er seine Patienten nur in aller Kürze besucht hatte, seinem Hause zu mit einem tiefen Unbehagen in der Brust.

Nicht das störte ihn weiter, daß vielleicht von Erasmus zu Aslaug ein Gespinst entstanden war, dem man nicht mehr so ganz den reinen Namen Freundschaft beilegen konnte. Rönneberg war der Mann, für den die Liebe doch schließlich nur etwas Körperliches bedeutete. Sie stand ihm mit dem Hunger und dem Schlafbedürfnis eigentlich auf einer Stufe, und deshalb hatte er für Lieder, worin der von der Angebeteten Erfüllte die erhabensten Dinge des Weltalls bemühte, um die rechten Vergleiche mit seinen Empfindungen herbeizuschaffen, bloß ein mitleidvolles Lächeln, deshalb war ihm die Dichtkunst im ganzen eine minderwertige Sache, weil sie sich zumeist damit beschäftigte, dem natürlichen Fortpflanzungstriebe ein ideales Mäntelchen umzuhängen.

Nein, ein bißchen Schwärmerei zwischen Aslaug und Erasmus brachte ihn nicht in Zorn, und wie die Schwärmerei zum Ausbruch gekommen war, das erschien ihm gar nicht einmal wissenswert.

Er glaubte dem Lehrer durchaus, daß sich nichts ereignet hatte, was seine Ehe und damit seine Ehre zerbrach. Er glaubte das weniger aus Vertrauen zur menschlichen Redlichkeit als aus der Kenntnis seines Freundes Traulsen heraus. Der war, auch wenn es ihn einmal dazu lockte, nicht der Held, um über die Schranken der Sitte und des Gesetzes zu springen, und wenn es der Mann nicht wollte, so war es für die Frau eine Unmöglichkeit, vom erlaubten Wege ins verbotene Gestrüpp abzubiegen.

Die zarten Beziehungen zwischen Erasmus und Aslaug spielten also für den Physikus keine Rolle — er konnte es sich höchstens mit einer von Grausamkeit nicht freien Lust vorstellen, wie seine Frau zu ringen hatte.

Ihr Stolz versagte Aslaug die völlige Unterwerfung unter ihren Mann — die Sehnsucht des Weibes heischte aber doch solche Unterwürfigkeit von ihr, und deshalb war sie, um nur irgendwo Weib sein zu können, auf das Mittel verfallen, sich so etwas wie einen Anbeter zu schaffen.

Und Gorm Rönneberg fand, daß sie sich doch nur einen spärlichen Ersatz für ihn ausgesucht hatte. Das hätte sie besser haben können! Nun, wenn es ihrem Geschmack beliebte ... Unwesentlichem nachzuhängen war nicht Sache eines Mannes.

Aber sie durfte eine derartige Seelenfreundschaft nur schließen, indem sie sie auch als ihr persönlichstes Eigentum ansah und ohne daß ihr Zusammenleben mit ihrem Manne dabei im geringsten berührt wurde.

Und das war es, was der Physikus seiner Frau nicht verzieh und was ihn auch mit einem Groll gegen den erfüllte, der sich Aslaugs Vertrauen gefallen ließ: sie hatte ihrem Manne gleichsam das Schloß zu seiner Haustür verdorben. Er drehte ruhig nach wie vor den Schlüssel herum, prüfte gar nicht erst, ob die Tür auch versperrt sei, sondern war einfach der Meinung, daß niemand bei ihm einzudringen vermöchte. Jetzt auf einmal mußte er entdecken: er hatte schon lange Zeit ungeschützt bei offener Haustür geschlafen.

Es war immer sein Stolz gewesen, daß

Digitized by Google

kein Mensch mehr von ihm wußte, als er ihn wissen lassen wollte — durch die Gesprächigkeit seiner Frau, einerlei ob sie übertrieben oder sich an die in der Tat nicht erquickliche Wahrheit gehalten hatte, war er bloßgestellt.

Diesem Traulsen konnte es nur einfallen, noch ferner in seinem Sinne durch Aussprache Gutes wirken zu wollen, so war die gesamte Stadt darüber unterrichtet, daß Physikus Rönneberg in einer Ehe lebte, die seine Frau unglücklich nannte.

Hier empfand Gorm eine schwere Verletzung seines innersten Besitztums. Und hatte er niemals das Bedürfnis gehabt, mit Aslaug so zu verschmelzen, wie der wahrhaft liebende Mann es für sich und sein Weib ersehnt, so fühlte er sich durch ihren Mangel an Schweigsamkeit jetzt erst recht erkältet und von ihr getrennt.

Er erschien oben bei Aslaug und blieb in der Tür stehen: „Ich möchte mich nicht auf lange Auseinandersetzungen mit dir einlassen. Ich habe davon eben gerade genug bekommen. Nur eines frage ich dich: hast du noch mehr Busenfreunde von der Sorte Traulsens?"

Aslaug sah ihn verständnislos an. Ganz ohne daß sie weiter nachdachte, kam es ihr über die Lippen: „Nein."

„Gut. Also darf ich wohl damit rechnen, daß du auch zu niemand sonst das elende Los beklagt hast, worin du an meiner Seite dahinleben mußt."

„Ich ... nein."

„Gut. Im übrigen versichere ich dir: wenn bisher, wenigstens deiner Ansicht nach, etwas daran gefehlt hat, daß du als Mensch neben einem Menschen bei mir wohntest, so soll dir das von nun an in Hülle und Fülle werden. Einer Frau, die sich und ihren Mann soweit erniedrigen kann, daß sie keine Scheu davor hat, wenn jemand anders von ihrem intimsten Leben Bescheid weiß, werde ich weder im guten noch im bösen Sinne jemals wieder zur Last fallen. Du magst tun, wozu du Lust hast. Nur auf das eine mache ich dich allerdings aufmerksam: das Verfügungsrecht über dich geht nicht so weit, daß du etwa mein Haus verlassen dürftest. Bis jetzt soll dir ja dieser Gedanke auch nicht gekommen sein, und ich würde ihn, wenn er sich zeigte, mit einer Energie unterdrücken, die dir nicht angenehm sein könnte. Im übrigen aber hast du durch dein Benehmen eine Lage geschaffen, die dir alle persönliche Freiheit innerhalb meiner vier Wände gewährleistet. Nutze das also nach Belieben aus."

Das war alles, was Gorm sagte. Er war schon wieder die Treppe hinunter, bevor die ebenso erschreckte wie erstaunte Frau noch eine Frage an ihn richten konnte. So wenig sie aber erfahren hatte — eines stand fest: Traulsen war zum Verräter an ihr geworden.

Ihre eigene Schuld galt ihr nichts. Nach Recht und Gesetz des Weibes sah sie nur die fremde, ihr zum Nachteil gereichende Schuld. An Gorm, an seine wahrlich bitteren Worte — ja an ihre Ehe dachte sie kaum. Den gesamten Raum ihrer Seele beanspruchte ein urplötzlich aufsprühender Haß gegen Erasmus.

Und da das Weib, wenn ihm Übles zugefügt worden ist, nicht etwa danach strebt, den Missetäter gerecht zu bestrafen, sondern nur darauf sinnt, wie es seine Rache an ihm nehmen kann, so lag Aslaug in der Nacht und grübelte, auf welche Weise sie ihren ehemaligen Freund, der ihrer Freundschaft — jetzt hatte sie die herbe Gewißheit! — nie und nimmer würdig gewesen war, am empfindlichsten zu treffen vermöchte.

Ihr Frauengehirn fand Rat. Wie hatte Gorm sich geäußert? Sie besaß alle Freiheit des Handelns und ein unbeschränktes Verfügungsrecht über sich selbst? Wohlan! Sie wollte die Probe darauf machen, wollte sehen, wieviel sie für sich durchsetzen konnte, indem sie zugleich ihren Schlag gegen Traulsen führte.

Was gehörte mehr zur Mutter als das Kind? Brauchte sie ihren Mann um andere Dinge nicht mehr zu fragen, so durfte sie auch über Gerda bestimmen, wie es ihr recht schien. Leichter als ihr Racheplan war ihr noch im Leben kein Entschluß zu fassen gewesen.

Sie schlief ein mit jener unheiligen Freude, die schon im voraus die Lust auskostet, einem Menschen wehzutun.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Morgen gab Frau Doktor Rönneberg Tante Alinde einen Brief und befahl ihr kurzweg: „Bringe Gerda zu

Digitized by Google

Fräulein Rhode. Sie soll nicht mehr ins Petersensche Institut gehen."

Tante Alinde wurde leichenblaß: „Liebe Aslaug, hat das dein Mann so bestimmt?"

„Nein."

„Wird es ihm denn auch recht sein?"

„Hast du dir darum Sorgen zu machen?"

„Nein. Nur ... Ich möchte so gern, daß alles hier im Hause seinen guten Gang nimmt. Es tut mir immer so leid, wenn ich merke, daß mit euch beiden irgend was nicht in Ordnung kommen will."

„Hat Gorm dir vielleicht erzählt, was er an mir für eine schlechte Frau besitzt?"

„O bewahre! Aslaug! Wie kannst du das nur denken! — Und ich mache ja auch wahrhaftig nach Kräften die Augen zu, aber immer kann ich sie nun doch mal nicht geschlossen halten, und was ich dann sehe — ach, gute Aslaug! — das betrübt mich sehr. Ihr beiden habt so euer Besonderes. Wenn ihr euch ganz verständet, wie glücklich könntet ihr sein!"

„Wir verstehen uns jetzt. Es ist soweit. Und deshalb kannst du Gerda ruhig dahinbringen, wohin ich sie haben will."

„Wenn du das sagst, liebe Aslaug — du mußt ja auch selber wissen, was du verantworten kannst."

Gerda wurde zu Fräulein Rhode geschickt, und dann teilte Aslaug, als sei es die gleichgültigste Sache von der Welt, ihrem Manne mit, was sie angeordnet hatte.

„Ich habe ja, wie du weißt, längst nicht mehr für das alte Institut geschwärmt," sagte sie. „Wir müssen da entschieden vorgehen. Rücksichten dürfen wir nicht nehmen. Es kommt einzig und allein auf Gerdas Erziehung an."

Gorm wollte bei dieser Nachricht im ersten Augenblick jähzornig auffahren, dann aber überwog bei ihm eine mit Vergnügen gemischte Bewunderung, wie schnell und schlau doch so ein Frauensinn arbeitete, wenn es darauf ankam, die Oberhand zu gewinnen. Die Frau verteidigte sich nicht etwa gegen den Angriff, sondern sie spielte den Kampf flink und gewandt auf ein anderes Feld hinüber und griff dort den Feind unbarmherzig an seiner schwächsten Stelle an.

Gorm konnte sich des Lächelns nicht erwehren: „Wenn ich es nun aber für gut befinden sollte, daß Gerda weiter bei Traulsen bleibt?" meinte er.

„Bitte, wenn dir daran liegt, mich vor der Stadt lächerlich zu machen, so nimm sie wieder zurück. Ich dachte freilich nach deinen gestrigen, etwas dürftigen, aber doch verständlichen Andeutungen, du hättest eine große Abneigung dagegen, daß andere Leute wissen, wie es hier bei uns zugeht — daß wir nicht gerade zu den Einigsten gerechnet werden können. Ich fühle namentlich nach deinen eigenen Worten als Mutter das Recht und die Pflicht, Gerdas Ausbildung zu überwachen. Bist du damit nicht einverstanden, daß ich diese Pflicht erfülle, so finde ich, war die Szene, die du mir machtest und worin du mir so großmütig völlige Freiheit des Handelns verspracheſt, ziemlich überflüssig."

In der Tat: Gorm hielt sich, um der Stadt keinen Anlaß zu Gerede zu geben, für gezwungen, Aslaugs Befehl gelten zu lassen, und es bestimmte ihn dazu außerdem der dann und wann bei ihm zutage tretende hämische Zug seines Wesens. Er wußte sehr wohl, daß der an sich äußerst geringfügige Umstand, wenn ein kleines Mädchen wie Gerda ihren Schulranzen nicht mehr nach dem Petersenschen Institut, sondern zu Fräulein Rhode trug, für Traulsen nicht unbedenkliche Folgen haben konnte, und der Physikus — eine merkwürdige Einigkeit mit seiner Frau! — hatte etwas in sich, was Traulsen diese Folgen gönnte.

Also bekam Aslaug ihre Rache ...

Sie traf den, der davon betroffen werden sollte, aber es ging damit nicht anders, als mit allem Kleinlichen, wodurch wir Menschen uns zum Schaden unseres Nächsten eine häßliche Genugtuung schaffen wollen: sie fiel doch noch härter auf die zurück, von der sie ausgeübt wurde.

⁂ ⁂ ⁂

Dem Gerede? Ja, du liebe Zeit, wie will man dem in der kleinen Stadt aus dem Wege gehen?

Wenn man glaubt, es auf der einen Seite glücklich unterdrückt zu haben, so schießt es auf der anderen Seite empor wie die Wucherpilze.

Der Brief, worin der Physikus, ohne sich die Mühe eingehender Begründung zu machen, seinem Schulkameraden anzeigte, daß Gerda hinfort anderswo ihre Weisheit einsaugen werde, war noch nicht in

Digitized by Google

Erasmus Traulsens Händen, da hatte sich auch schon im Tinner Gehölz das Gaugericht versammelt, um über diesen Fall, den Kleinstadtfall wie er im Buche steht, das Urteil zu finden, zu verkünden und — zu vollstrecken.

Denn das Tinner Gaugericht, so, wie es sich im Laufe der Jahre herausgebildet hat, tut nichts halb.

Seine Mitglieder und Beisitzerinnen pflegen ernster Beratung und verstehen es, auch in die verborgensten Schlupfwinkel der Angeklagtenseele hineinzuleuchten, aber sie fühlen sich dann zugleich durchaus nicht zu gering dafür, selber das Amt des Nachrichters zu übernehmen.

Da haben sie wenigstens die Gewißheit, daß Marter, langsame Abtötung, Vierteilung und schließlich Radflechtung des Delinquenten gründlich und gewissenhaft besorgt wird.

Was nun die Sache Rönneberg/Traulsen anging, bei deren Beratung Mutter Ruckschi ihren gesamten Vorrat an Kaffeebohnen und heißem Wasser loswurde, so stieß man da ja allerdings auf Punkte, die zum größten Leidwesen der Gaugräfinnen auch dem eindringendsten richterlichen Scharfsinne Widerstand entgegensetzten.

Vollkommen konnte daher die Frage, warum der Physikus sein Kind so plötzlich aus Petersens Institut herausgenommen hatte, nicht geklärt werden — aber zur Erforschung der Gebiete, auf denen das reine Wissen versagt, da hat der liebe Gott ja glücklicherweise dem Menschen den Instinkt und das wundervolle Ahnungsvermögen verliehen, die in ihrer Schrankenlosigkeit oft viel sicherer arbeiten als der mit mancherlei Erwägungen und sonstigen Hemmungen beschwerte Verstand.

Wo man also, um Gewißheit über die Sache Rönneberg/Traulsen zu erlangen, von den Geschehnissen im Stiche gelassen wurde, da schwang sich Phantasie, die Himmelstochter, im schönen Fluge über alle Grenzen hinweg und sah aus ihrer Höhe mit Leichtigkeit nicht nur die Dinge selbst, sondern auch ihre Zusammenhänge, die dem mühselig an der Erde haftenden und nur das Nächstliegende schauenden irdischen Erkenntnisvermögen heimlich bleiben müssen.

Freilich ist die Phantasie in der Wonne ihres erhabenen, freien Losbrausens auch nicht selten geneigt, es mit der Richtigkeit dessen, was sie von dort oben erkundet, nicht allzu genau zu nehmen, und so geschah es auch diesmal im Tinner Gehölz: die Gaugräfinnen, ganz durchdrungen von der Pflicht, sich ein in allen Teilen zusammenstimmendes Bild von der Sache zu machen, ließen sich verleiten, daß sie der Sprache des Instinktes übermäßig Gehör schenkten.

Und daher kam denn trotz allen Wahrheitstriebes ein Fehlschluß beim Gericht zustande, und zwar leider nicht zugunsten, sondern sehr zu ungunsten des Angeklagten, als welcher Erasmus Traulsen, wenn auch nicht in Person, so doch im Geiste der Gräfinnen vor der Schranke stand.

„Ein eigentümliches Verhältnis ist es gewesen," sagte die Frau Güterexpeditionsvorsteher erster Klasse. „Der Herr Physikus ist viel aus dem Hause, und Herr Traulsen immer bei seiner Frau."

„Französische Stunden! Französische!" betonte die Frau Nachmittagsprediger mit hochgezogenen Augenbrauen, und die anderen nickten.

Es war ja genugsam bekannt, daß aus Frankreich seit Jahrhunderten nichts als Sittenverderbnis ins deutsche Land hineinkam. Mochte es für zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes ungefährlich sein, sich untereinander mit der französischen Sprache zu beschäftigen?

„Übrigens treffen sie sich auch oft auf der Straße," fügte die Frau Zollkontrolleur hinzu, die im Eckhaus der Wittenstraße und des Marktes wohnte und zu beiden Seiten außen an ihren Fenstern Spiegelspione angebracht hatte, damit sich nicht ein einziger Mensch, geschweige denn ein Pärchen, unbeobachtet und unvisitiert durchschmuggeln konnte. „Und einmal begegnete ich ihm, da war es schon dunkel, da kam er ganz hastig aus der Turmstraße — von hinten heraus bei Rönnebergs!"

„Dann ist ja alles klar!" rief die Frau Amtsrichter triumphierend mit Trompetenstimme in die Verhandlung hinein, und die Frau Zollkontrolleur richtete sich stolz empor, denn sie war sich bewußt, eines Umstandes Erwähnung getan zu haben, der dem Angeklagten ganz gewiß den Hals brechen würde.

Digitized by Google

Tatsächlich waren die Versammelten unter der Wucht dieses Beweises für etliche Augenblicke stumm, so daß Mutter Ruckschen schon ganz besorgt den Kopf aus ihrer Hütte streckte, ob die Damen doch auch nicht plötzlich verschwunden seien.

Aber bald regte sich das richterliche Leben wieder im Kreise der Honoratiorenfrauen, und die Vorsitzende, die Frau Hauptpastor, sprach von ihrem Weihesitze in der auszementierten Eiche langsam und feierlich nur diese Worte: „Ja, und dann, nicht wahr?

Dann hörte der Verkehr zwischen Rönnebergs und Traulsens mit einem Male auf. Traulsen war nicht auf den letzten drei Gesellschaften bei Rönnebergs, und die Frau Physikus sah furchtbar elend aus. Nicht wahr?"

So schritt man einstweilen vorsichtig von Stufe zu Stufe, um bei der Urteilsfindung nicht das geringste auszulassen, was der Aufhellung des Falles dienen konnte, aber man hatte doch eine gewisse Scheu davor, die Frau des Doktors Rönneberg allzu tief mit in die Anklage einzubeziehen. — So wenig beliebt Aslaug war, weil sie nie im Tinner Gehölz erschien und auch sonst unter den Korsholmer Damen nicht eine einzige Vertraute besaß: sie war immerhin die Gattin eines gefürchteten Mannes. Wer konnte wissen, ob im Tinner Holz-Kollegium lauter verschwiegene Richterinnen saßen? Ob nicht eine oder die andere, um sich beim Physikus lieb Kind zu machen, nach aufgehobener Sitzung in die Wittenstraße ging und erzählte, daß von dieser und jener Seite böse Verdächtigungen gegen Frau Doktor ausgesprochen oder auch nur angedeutet worden wären?

Man mußte sich hüten ... mit dem Physikus war nicht zu spaßen.

Und so blieb denn das Kollegium mit den Anschuldigungen sorgsam da, wo sie ihm selber weiter nicht gefährlich werden konnten: man legte sich's mühelos zurecht, daß Rönneberg mit seinem alten Freunde habe brechen müssen, weil der sich irgendwie nicht ganz passend gegen die Frau Physikus benommen hatte.

Zwar — Erasmus Traulsen ... dieser gute Mensch von tadellosestem Rufe! Es war doch nicht so einfach, nur wegen etwa begangener Unehrerbietigkeit gegen Aslaug den Stab über ihn zu brechen, und da mußte denn, um das Gewissen der Richterinnen zur Ruhe zu bringen, die Phantasie das Ihrige tun. Aslaug war Norwegerin — Traulsen machte kein Hehl aus seiner Dänenfreundlichkeit. Der Physikus dagegen hielt sich stramm auf preußischer Seite. Sollte deshalb nicht auch die Politik die Schulkameraden auseinandergebracht haben, und zwar die Politik im Verein mit einer gewissen, ja nur zu natürlichen Hinneigung der beiden skandinavisch Gesinnten zueinander?

Jedenfalls hatte sich Doktor Rönneberg heute beim Frühschoppen in Böckels Weinstube zu Konsul Beege, ohne sonst über die Angelegenheit seiner Tochter zu sprechen, recht abfällig geäußert, daß Traulsen es in seinem Institut noch immer duldete, wenn sich Schülerinnen in den Pausen dänisch miteinander unterhielten.

Diese Bemerkung war sicherlich ein Fingerzeig, wie man sich in dem ganzen Dunkel einigermaßen zurechtfinden konnte.

Es herrschte unter den Gaugräfinnen eine lebhafte Befriedigung, als man so alle die herumliegenden Teile aneinandergepaßt hatte und finden durfte, daß nirgendwo zwischen ihnen ein Spalt klaffte.

So nieteten sie denn nun die Teile herrlich zusammen und hatten freudiggerötete Wangen, weil es ihnen ihrer Meinung nach wieder einmal gelungen war, ein Stück Recht und Wahrheit auf Erden aufzurichten.

Im Bewußtsein, einen äußerst angenehmen, noch dazu mit einem guten Werke ausgefüllten Nachmittag verbracht zu haben, wandelte man eifrig plaudernd auf Korsholm zu, und kaum hatten die Honoratiorenfrauen die Torstraße betreten, da war auch schon das Gerücht, das sie als ihr Urteil von Mutter Ruckschens Kaffeebude mit heimbrachten, in alle Häuser von den Kellerlöchern bis zu den Dachtraufen und darüber hinaus bis in die Schornsteine hineingedrungen: das echte, rechte, erbärmliche Kleinstadtgerücht, ein Nichts für die Welt, eine Nichtigkeit selbst für die unschuldig damit Beworfenen, und doch eine fürchterlich grausame und unwiderstehliche Gewalt, die ganze Leben umwälzt und am liebsten in den Abgrund stürzt. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Kampf und Tod

Von Karl Freiherrn von Berlepsch

Ich hab' sie liegen sehen
Am Wald von Neufchateau,
Bei Mouzon auf den Höhen,
Bei Servon und Englos,
In Flanderns gelbem Sande,
In Polen halb verschneit,
Getrennt durch weite Lande,
Durch sturmbewegte Zeit.

Ich sah die Tapfern liegen, —
An Händen wächsern steif
Erglänzte noch verschwiegen
Der goldne Ehereif.
Ihr Auge war geschlossen,
Ihr Schicksal war erfüllt,
Auf ihrer Brust zerschossen
Lag ihrer Fraue Bild.

Als ich's zuerst erlebte
Am Wald von Neufchateau,
Ich glaubt', mein Herz erbebte,
Und nimmer würd' ich froh!
Nie, nie würd' ich ertragen
Des Krieges harten Sinn:
Der goldne Siegeswagen
Rollt über Leichen hin! —

Digitized by Google

Und hab' nach wen'gen Stunden
Mit Lebenden gelacht,
Vergessen und verwunden
Verzecht die ganze Nacht!
Am roten Biwakfeuer
Bei rotem, rotem Wein:
Mein Freund, die Zeit ist teuer
Und will genossen sein!

Denn morgen greift's dich selber
Mit eis'ger Knochenhand,
Da wird dein Antlitz gelber
Als Putz an jener Wand!
Verdammt! Es wich der Friede,
Die Wehmut und die Qual:
«Krieg» heißt die große Schmiede,
Die härtet weichen Stahl!

Vorbei an Leichenmälern,
Kaum daß ich mich besann, — —
Mein Blick ward kalt und stählern,
Sah er ein Schlachtfeld an.
Und wollt' mein Rößlein wanken,
Lag da ein Klepper tot,
Dann ritzten ihm die Flanken
Die kalten Eisen rot.

Durch manche Todesernten
Mein braver Gaul mich trug;
Mein Pferd und ich verlernten
Das Gruseln bald genug! —

Digitized by Google

In Flandern und in Polen
Und im Argonner Wald,
Da half ich sie versohlen
In hundert Schlachten bald.
Ich stürmte bei Wytschaete
Und um die Bzura her.
Hei, wie der Tod da mähte
Mit rasselndem Gewehr!

In Flandern und in Polen
Und im Argonner Wald:
Lebt wohl und Gott befohlen,
Ihr Helden, steif und kalt!
Noch pulst in meinen Venen
Das Blut so wild und warm,
Noch straffen sich die Sehnen,
Noch rührt sich Bein und Arm! –

Nur manchmal nächtens leise
Summt's wie ein altes Lied,
Wie eine Mutterweise
Durch Kindesseele zieht:
Ein heimlich dunkles Wehen,
Nur Winde weinen so:
«Ich hab' sie liegen sehen
Am Wald von Neufchateau ...»

Digitized by Google

Weltkrieg und Endfriede in der Völkerprophetie

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

„Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ewigem Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte,
Durch das tuchverhüllte Dunkel tatenschwangerer ferner Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o zwanzigstes nach Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt dich einst nennen das germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern!
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,
Überall wird hoch zum Himmel, hoch das Blut der Feinde dampfen!
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten;
In der Ostsee reichem Lande wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern steh'n,
Und sie werden, vor dir zitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen zweites deutsches Kaisertum!
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen;
Unter ihm in junger Freiheit wird noch die Ukraine glänzen.
O, geliebtes Volk, ich höre stimmend schon die Zimbeln, Geigen
Und die Pauken und Drommeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet.
Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verkündet!"

Lamerling hat seine seherischen Worte an die Ausdrucksform und den Zeilenbau der geschichtlichen Weissagungen in veredelnder Sprache angelehnt. Jene waren ihm, dem Epiker der wiedertäuferischen Mystiker von Münster, nicht unbekannt. Er schrieb die seinige im Jahre 1884, „vor seinem Tode", wie jetzt wohl andeutungsvoll hervorgehoben wird, immerhin ein halbes Jahrzehnt vor diesem, als Mann von 54 Jahren.

Wir lesen sie nicht nur staunend, man kann sich eines fast überrieselnd Unheimlichen nicht erwehren. Und dennoch ist hier nichts unerklärlich. Es steht — außer der falschen Zwanzig — nur darin, was auch damals in erregt gehobenen Augenblicken gedacht werden konnte, was zum Teil heimlich überlegt wurde — Gegenpläne mit Polen gegen ein angreifendes Rußland, die zur Caprivizeit auch in Reichsdeutschland Gestalt gewannen —, zum Teil schon in den bedingten Erörterungen nationalistischer Schriftsteller ins Auge gefaßt wurde, deutscher, österreichischer, ukrainischer, die man dann Phantasten und politische Wirrköpfe hieß. Sie waren phantastisch und unpolitisch, weil sie die Hemmungen der behutsamen Sachverständigkeit, der engeren und immer etwas engenden Berufsgewöhnung ausgeschaltet ließen. Aber in etwas Nächstverwandtem besteht auch das Wesen des echten Dichters: in dem ungemindert leitenden Gefühl, in seiner edleren Fähigkeit, sich von dem Augenblicklichen, Kleintäglichen, Prosaischen, allzu Gedanklichen in einem höher berechtigten Selbstbewußtsein entrückt und entfesselt zu halten. So setzten die feinen Hellenen und ihnen folgend die Römer das Geheimnis des großen Dichters dem des Ahners, des inspirierten Sehers gleich, benannten ihn mit einem beides umfassenden Worte, und faßten den Lichtgott Apollon als den gleichzeitigen Gott der Dichtkunst und Weissagung, des Orakels auf. Unschwer lassen sich, von der Antike beginnend, die verschiedensten Fälle aufzählen, in denen über das ganze Gewirr der Sophisten und der Tagesweisen hinweg der Dichter das Werdende und Unausbleibliche gekündet. Denken wir nur an die uns näher liegenden Beispiele des Grafen Strachwitz inmitten der demagogisch erregten Spannungen der vierziger Jahre, oder der Heroldsworte des edlen Geibel, die nicht vereinzelt nur in der Ankündigung Bismarcks, des — natürlich 1844 noch nicht mit Namen genannten — einsam gewaltigen, eisernen Zwingherrn der deutschen Notwendigkeiten, ihre Erfüllung gefunden. Voraussichten, die fast bemerkenswerter als die Hamerlingsche sind, insofern als sie selber höchst einsam, mit frevelnder Versündigung an allen damaligen deutschen Hochideen sich der gesamten politischen Lehre der Führer und „Zeitungskenner" abweisend kühn entgegenstellten. Fast so früh, wie Bismarck selber, hat Geibel die den landläufigen Meinungen undenkbare Verbündung des „zarischen Moskowitertums" mit Frankreich, dem von den Hassern Rußlands gefeierten Mutterlande

Digitized by Google

aller „Freiheit", als Zeichen der Zukunft ausgesprochen. In der Mitte der achtziger Jahre waren die Gegensätze und Gruppierungen der Hamerlingschen Prophetie erkennbar genug gegeben, so unfertig sie auch waren und so vorsichtig sich die verantwortliche Politik bemühte, daß sie nicht zu den gefahrvoll in ihnen liegenden Schlüssen führten; schon war es die Zeit, da das Deutschtum in Österreich zu seiner selbstbesinnungsvollen Willensaufrichtung, seiner volklichen Schicksalsverbindung mit dem Hohenzollerndeutschland erstarkte. Bei alledem bleibt es wunderbar, mit welcher seherischen freien Größe der Dichter das Überglaubliche ausgesprochen, mit welcher naturgesunden Sicherheit er, der Nichtpolitiker, namentlich den allgemeinen Irrtum hinsichtlich der Zeitdauer Österreichs vermieden, die verneinende Voraussetzung oder Befürchtung so vieler seiner Landsleute in eine ungleich schönere, für die gemeinsame Zukunft wertvollere, männlich willensstärkere Verheißung wendet.

Ich möchte mit dieser nüchternen Klarlegung die Gabe der hohen prophetischen Kündung, wozu sich der lebensvolle Dichter in auserwählt machtvollen, seltenen Fällen erhebt, dem Verständnis bestätigend näherbringen und sie so am wenigsten verkleinern. Nebenher möchte ich aber auch nicht so aufgefaßt werden, als lehnte ich von vornherein die Möglichkeit jeglicher seelischer Fernwirkungen und solcher Fähigkeiten ab, die uns, wie das „zweite Gesicht", bisher noch übernatürlich, mindestens geheimnisvoll fraglich erscheinen müssen und die, seit man mit ihrer Ergründung oder mit ihrer Feststellung, die jedenfalls vorhergehen muß, liebevoller begonnen hat, als geheime Wissenschaften, Okkultismus und ähnlich bezeichnet zu werden pflegen. Ist es doch das geistige Zeichen der höheren Spießbürgerei, zu meinen, daß man schon jegliches mit Ja und Nein ganz genau wisse; denn bisher sind noch alle menschlichen Zeitalter in die Lage gekommen, neue Erkenntnisse zu vollziehen, die Gebiete des Erforschbaren zu erweitern, ältere Überzeugungen der Wissenschaft wieder zu berichtigen und insbesondere ihre Aufklärungen umzustoßen oder doch zu verfeinern. Dies vorausgesagt, muß anderseits der nur um die Wahrheit der Ergebnisse bemühte Beobachter feststellen, daß bei den „Tatsachen" der okkultistischen Untersuchungen allzu häufig unterlassen wird, den Sachverhalten mit der letzten kritischen Schärfe zu Leibe zu gehen; daß man gegen störende böse-Einwände gerne die Augen verschließt oder sie mit gefälligen Oberflächlichkeiten abtut, daß man eine spielende Leichtigkeit darin hat, die Fälle und Sprüche, welche bedeutsame Wahrsagereien enthalten sollen, so zurecht zu erklären, daß sie das Passende herausbringen, auch dann, wenn sie dem im höchsten Maß zuwider sind, und daß man aus dem allen zusammen noch nicht die Berechtigung gewinnt, methodisch besonnene Leute, die ruhig in ihrer unverwirrten Arbeit verharren, als böswillige „Gegner" oder bedauernswerte Trottel zu behandeln. Wenn es auch Gelehrte in allen Rangklassen gibt, die die Strenge der Methode wesentlich in einer Enge der Horizonte verstehen, so ist das ziemlich unschädlich im Verhältnis gegen ein Verfahren, das unmittelbar vor dem wissensbestrebten Publikum der Methode wohlerzogene schöne Verbeugungen macht und sie dann doch mit doppeltem Boden verwendet.

Es ist nicht überflüssig, von diesen Sachlagen heute ein allgemeines Wort zu sagen, da die Gemüter-Erregung durch den großen Krieg weitum den alten und neuen Kriegsprophetien eine fragende und grüblerische Aufmerksamkeit zugeführt hat und man von ihnen daher so vieles liest. Daß man aber dabei dann seinen klaren Kopf behält, nicht einer üblen Aufpeitschung nachgiebiger Phantasieneigungen zum Opfer fällt, ist um so gebotener, als auch Weissagungen gedruckt oder sonst verbreitet wurden, die sich in entsetzlichen Schrecknissen gefallen und damit sinnlos auf die sogenannte Flaumacherei wirken, die eine Zeitlang in gewissen allzuklugen Großstädten geradezu bekämpft werden mußte. So heißt es in einer Prophezeiung vom Weltkrieg, die 1898 in einer spiritistischen Zeitschrift veröffentlicht und jetzt wieder herbeigezogen wurde, Deutschland werde so klein werden, daß seine Bewohner in einer einzigen Stadt unterkommen könnten. In einer anderen: stundenweit werde man, wenn endlich der Friede wiederkehre, gehen müssen, um einen Menschen anzutreffen, und wenn man diesseits des Rheines noch eine Kuh vorfinde, werde man ihr aus Freude eine Glocke aus reinem Silber umhängen. Der Leser wird späterhin leicht erkennen, aus welchen Quellen diese Unheilskündungen herrühren und wie sie außerdem verdreht sind. Denn wenn sich auch jede Wahrsagung als eigenen Geistes und als „neueste" gibt, so sind sie doch allermeistens aus dem überlieferten Bestande der älteren Schicksalsprophetien suggeriert. Diese bilden einen verknäuelten, verworrenen, uralten Allgemeinbesitz, an dem die Zeiten und Nationen nur immer im kleinen modellieren und worin sich von den Chaldäern und den Gesichten des Propheten Daniel oder den verschiedentlichen sibyllinischen Büchern bis an die Groschendrucke mit der jährlichen Prophezeiung des Schäfers Thomas die wiederkehrend gleichartigen, nur vielfach heruntergekommenen Züge finden. Was dieses kleinere Modellieren anlangt, war immer das namenlose Volk ein bemerkenswerter Mitarbeiter und ist es noch geblieben. Wenn in der geheimwissenschaftlichen Behandlung mehr die persönlichen vielberufenen Namen, wie der des Nostradamus, herausgehoben werden, so ist dies einseitig und allzusehr vom literarisch Veröffentlichten abhängig. Der Riesenknäuel der Weltprophetie ist eigentlichst mündliches, namenloses Volks-

Digitized by Google

eigentum und gehört damit zunächst in das Gebiet der allgemeinen Sagenforschung, soweit nicht einzelne realpolitische Folgerungen, wie das erwähnte Prophetenreich der Wiedertäufer in Münster, auch den politischen Historiker zu beschäftigen haben.

Ebenso kann das letztere der Fall sein bei den Prophetien, die einen bestimmten Zweck verfolgen. Zu den berühmtesten, im vormaligen kirchlichen Kulturkampf vielgenannten gehört die Lehninsche Weissagung, die von einem mittelalterlichen Mönch oder Abt Hermann im märkischen Zisterzienserkloster Lehnin aufgezeichnet sein will. Wenn aus ihrem Wortlaut, der in leoninischen (d. h. in sich reimenden) Hexametern in meist gutmittelalterlich wirkendem Latein gedichtet ist, naiv zu schließen wäre, wäre sie noch zur Zeit der askanischen Markgrafen, vor 1320, abgefaßt worden, da sie deren beklagenswertes Aussterben vorausseht. Nach den Askaniern läßt sie dann in allgemeinen, andeutenden Zügen die weitere brandenburgische Geschichte unter den Wittelsbachern, Luxemburgern und Hohenzollern prophetisch vorüberziehen, bis nach dem Großen Kurfürsten die Reihenfolge und Charakteristik unsicher wird, weniger mit den richtunggebenden Wirklichkeiten übereinstimmen will; das Königtum der Hohenzollern (1701) wird nicht berücksichtigt, das Ganze aber endet mit dem Aussterben dieses Hauses im elften Geschlecht, was auf Friedrich Wilhelm III. hinauskäme, und mit einer danach verheißenen glücklichen Zeit, in der der Hirte (der Papst) die Herde wiedererlangt, die Mark Brandenburg von ihren Übeln aufatmet, die Klöster Lehnin und Chorin wiedererstehen, der Klerus in alten Ehren leuchtet und kein Wolf mehr in den edlen Schafstall einzubrechen trachtet — eines der wohlgelungensten Gleichnisse aus der alten Klostersprache.

Keine der Handschriften des Gedichts ist älter als vom Ende des 17. Jahrhunderts. Auch nicht alle enthalten den ausführlicheren Schluß mit den Fürsten des 18. Jahrhunderts und ihrem Aussterben, alle jedoch die Endprophezeiung von der besseren Zeit in der Mark, dem Triumph der alten Kirche. Es liegt hier ein Tendenzwerk aus der Zeit um 1690 vor, womit hoffnungsvolle Bestrebungen geschichtlich parallel gehen, die sich an die Person des neuen Kurfürsten Friedrich durch geistliche Privatdiplomaten heranmachten, im baldigen Zusammenhang mit seinen Krönungswünschen, an die aber jene Weissagung noch nicht dachte. Natürlich sind später, da sich für dunkel-allgemein gehaltene Prophezeiungen stets Berührungspunkte mit der Allgemeinheit der Geschehnisse finden lassen, auch die Schlußteile der Weissagung, also die um 1690 wirklich vorausgekündeten, von gläubigen Auslegern als eingetroffen behandelt worden. In jüngster Zeit hat man den Lehninschen Schluß nun wieder auf den Weltkrieg zu deuten gewußt, nicht mehr in konfessioneller Richtung, sondern so, daß die Mark infolge der Besiegung unserer Feinde alle Übel vergißt und bei Abwendung der Wölfe unter dem gottesfürchtigen deutschen Monarchen wieder eine einträchtige deutsche Gesittung und Innerlichkeit einkehren, was wir ja alle herzlich hoffen.

Mit der Weltprophetie, die den Sieg des edleren Kaisers und das gerechte Friedensreich verheißt, hängt somit die Lehninsche Weissagung höchstens durch die letzterwähnte, ebenso schöne wie künstliche Schlußdeutung zusammen. Sie ist eben das Werk eines Einzelnen, die an ihre besondere Absicht dachte, sich mit dem wiederkehrenden Völkerglück der Völkersage nur in diesen bestimmten und begrenzten Zwecken berührte. Mit Vorliebe dagegen haben sich die berufsmäßigen, weniger zielgebundenen Weissager, Sterndeuter und Zeichenberechner auf die großen allgemeinen Weltveränderungen und Kriegsschicksale eingelassen. So auch Nostradamus, wie er sich nach Gelehrtenart latinisierte, der Südfranzose Michel Notre-Dame, der 1503 bis 1566 lebte und viele Hunderte seiner bald berühmten Vierzeiler (Quatrains) in gedruckte Sammlungen zusammenfaßte. Nach langer Zeit ihrer unversiegten Geltung und Anziehungskraft sind diese Sammlungen im Jahre 1781 durch päpstliches Breve verboten worden, weil darin auch der Untergang des Papsttums vorausgesehen worden war, das man zur Zeit der Reformation zeitweilig eben schon stürzen sah. Im allgemeinen hielt der „große" Magier sich so dunkeldeutig, daß der gutwillige Leser, namentlich in seiner Heimat Frankreich, so oder so die jeweils erwünschten oder nachher eintreffenden Ereignisse daraus zurechträtseln konnte. Man hat jetzt aus der Unzahl seiner Quartains wieder auf mehrere als besonders zeitgemäß hingewiesen und ihre überwältigende Treffsicherheit mit williger Überschätzung betont.

De l'aquilon les efforts seront grands,
Sur l'ocean sera la porte ouverte,
Le regne en l'isle sera reteingrand,
Tremblera Londres par voille decouverte.

Also: ‚der Norden wird große Anstrengungen machen, das Tor auf dem Ozean offen sein, das Königreich auf der Insel wird zurückgehen, London erzittern durch das losgemachte Segel.' Ich bitte, die Bezeichnung „der Norden" festzuhalten. Ein anderer:

La voix ouye de l'insolit oyseau
Sur le canon du respiral estage:
Si haut viendera du fromment le boisseau,
Que l'homme d'homme antropophage.

‚Wenn sich die Stimme des ungewohnten Vogels hören läßt nach dem Fugenton des Blasebalggebäudes (der Orgel), so wird der Scheffel Weizen so hoch zu stehen kommen, daß ein Mensch vom Fleisch des andern ißt.' Daß mit dem neuartigen Vogel die surrenden Luftfahrzeuge gemeint sind, ist „klar". Gute Veranschlagung der sich belebenden englischen Absichten im 16. Jahrhundert, in

Digitized by Google

den Zeiten von Heinrich VIII. zu Königin Elisabeth, wo das schwache Portugal den schönsten Kolonalbesitz hatte, enthält der tausendste Spruch des Franzosen: das große Reich wird England sein, die Vormacht der dreihundert Jahre; große Truppenmengen (oder Reichtümer? copies) werden über Meer und Land sich bewegen, die Lusitanier (Portugiesen) werden damit nicht zufrieden sein.' Auch diese dreihundert Jahre — eine beliebte Periodenzahl — haben zur Bestätigung der weitschauenden Weissagungen des Nostradamus gedient, unter ebenso schwieriger wie unnötiger Ausdeutung der Nennung der Portugiesen.

Ich schwenke hier von den persönlichen Orakeln ab, in deren von Freunden dieser Betätigung liebevoll gehegter Fülle sich natürlich einzelnes „Überraschende" findet, zumal in den jüngeren und jüngsten, deren Urheber schon mit zeitgenössischen Sinnen die Bedingungen und Drohgewitter der großen Politik empfinden konnten. Denn die Wahrsagerei ist nichts weniger als erloschen, sie paßt sich nur den Richtungen der Zeiten an, je nachdem diese mehr zur Zauberei und Hexenkunst, zur seelischen Mystik, zum romantischen Helldunkel, zum gemütlichen Patience-Legen oder zu den wissenschaftlichen Fragestellungen neigen; man wäre sehr naiv, wollte man ihre hingebungsvollsten Anhänger in den sogenannten unteren Bildungsschichten suchen. Aber auch in diesen sind noch immer die weitverzweigten volkstümlichen Überlieferungen tätig, dieselben, wonach man, was 1870 geschah, in den Rahmen der alten Sagenvorstellungen von dem großen Endkampf, von dem siegenden Kaiser hineingedeutet. Auch in den Spannungen Anfang 1890 gingen sie im Lande raunend um, worüber die Kreuzzeitung damals Mitteilungen machte: Deutsche und Österreicher gemeinsam in furchtbar blutigen Kämpfen ringen gegen den Angriff der russischen Völkerflut, und wie seit vordenklichen Zeiten gekündet worden, werden die Streiter des Südens die starken und gerechten Sieger sein, und dann, indem Rußland fällt, wird dauernd für unsere Völker die Aussicht auf Frieden. Einer der Fälle, wo mit der volkstümlichen Weissagung gerade die klarste, selbsttäuschungslose Überlegung zusammentrifft.

In allen erregenden Zeiten der Geschichte erhob sich die Volksprophetie von der letzten Entscheidung, obwohl ihr noch niemals die Wirklichkeit so ähnliche Züge wie durch den Weltbrand dieser Gegenwart geliehn. 1866 haben aus ihr die Österreicher den erhofften Sieg auf sich bezogen, weil sie die Völker des „weißen Kaisers" seien. In den Tagen des großen Napoleon haben die Franzosen in Westfalen, in diesem besonderen Lande der unheimlichen Erzählungen, der Spökenkieker und der mit seherischen Gaben behafteten „Schichter", nach dem sagenhaften Baum der Völkerschlacht herumgefragt, der auf dem Blachfold des Endkampfes stehe, und den sie in Westfalen suchten. Dort nennt man ihn an zahlreichen Orten; indessen geschieht dies weitum im germanisch-deutschen Volksgebiet, im schweizerischen Berngebiet nicht anders als in Holstein und Dänemark, im angelsächsischen England wie in den österreichischen Donau- und Alpenrandländern, am bekanntesten hier als der Birnbaum auf dem Walserfelde. Daß die volklichen deutschen Grenzländer mehr als die Binnenländer von ihm erzählen, hat naheliegende Erklärung.

Die Franzosen kannten die Sage aus Nostradamus, der durch den Kultus seiner Landsleute und deren literarischen Einfluß auf ihre Nachbaren der Großmeister aller Zukunftsoffenbarung blieb. In einem seiner Vierzeiler, den er der Volksprophetie entnimmt, wird die große Endschlacht an einen Birkenbaum verlegt, und dies ist gerade die in Westfalen häufigste Bezeichnung des Baums auf der Kampfheide. Auch 1893 hat französische Kriegsluft die Entscheidungsschlacht auf rechtsrheinisch-westfälischer Erde verkündet, es war in der Zeit der einleitenden Verbrüderungen mit den Russen und ihres Flottenbesuches in Toulon. Der die Prophezeiung berührende Figaro wies dabei nicht ganz ohne republikmüde Nebengedanken auf den „wiedererscheinenden Kaiser", im Bilde Karls des Großen, den man drüben für Frankreich in Anspruch nimmt, — zwar mit dem Gegenteil von allem geschichtlichen Recht, sofern dies Deutschland zum unterjochten Nebenlande des karolingischen Franzosenreiches stempeln soll. Denn Karl war deutscher Franke, legte darauf und auf die deutsche Volkssprache absichtsvollen Wert und hat sich am ständigsten in den rheinischen Pfalzen und Gebieten aufgehalten.

Die Sage hat ihre Methode so gut wie die Gelehrsamkeit. Nur ist es zumeist die umgekehrte. Während der geschichtliche Forscher gewissenhaft die an ihn gelangenden konkreten Angaben, besonders also Namen, Daten festhält und sie zum verlässigen Gerüst zu machen bestrebt ist — woraus denn unendlicher Irrtum entsteht, wenn er mit mündlich durchsetzter Überlieferung auf diese falsch angewandte Art hantiert —, ist die Sage gewissenhaft nur in der Erhaltung des gedanklichen Kerns in ihrer Erzählung, der „Pointe", die ja auch bei der Witzeerzählung das Unantastbare bildet. Das Örtliche, Zeitliche, Kostümliche dagegen und besonders die Namen, die Träger und Helden der Erzählung hält sie im wandelbaren Fluß und paßt sie nacheinander so zurecht, wie sie in ihren Hörerkreisen am besten gekannt und der Vorstellung deutlich sind. Vergessene Gestalten kann sie nicht brauchen, sowenig wie künstlich erzwungene Anschauungsbilder. Das gilt denn auch in der Weltkriegsprophetie von der Benennung des Baumes, der einsam auf dem Kampffeld steht. Solche eindrucksvoll einzelstehende Bäume waren den älteren Zeiten als Malzeichen für Zusammenkünfte, Flur-

Digitized by Google

umgänge, Gerichts- und Allmendtagungen, Zweikämpfe und andere schicksalsvolle Verabredungen höchst geläufig. Wir finden als den Baum der Schlacht zuweilen die Linde genannt, die an sich der Baum der Gerichtstätten, Malstätten, Kreuzwege, geweihten und unheimlichen Orte ist. Häufiger die Birke, die besser auf die freie Heide paßt und mit ihrem weißen Stamm noch eine besondere Sinnbildlichkeit der Kampfsage aufzunehmen vermag. Aus ähnlichen Gründen die Eberesche, den Vogelbeerbaum, wo wieder das Rot der Beeren einer Farbenbeziehung entspricht; ferner den Dornbusch, der so recht das traurige, öde Bild der verlassenen Walstatt gibt, oder den Hollunderbaum, der auch einer dieser anspruchslosesten ist. Auf ihn lenkte außerdem die sprachliche Zusammenbringung mit Frau Holle, Hölle, Hell, Hel, so wie der Hellweg in Westfalen, der uralte Heerweg vom Niederrhein zur Weser, die von der Sage bevorzugte Linie der Orte ist, in deren Nähe die Endschlacht stattfinden wird. Das Bild der dürren oder torfigen Heiden mit den Birken fehlt nun zwar dem Süden keineswegs, doch sind es eben nicht die Hauptgebiete der Sage, wo man sie findet. Die landschaftlich typische Ebene des Südens und seiner Heerstraßengegenden ist die fruchtbare Talweite, wo, was wieder der Norden nicht kennt, die bäuerlichen Obstbäume das Bild bestimmen. Keiner von diesen Bauernbäumen wird so hoch und alt und mächtig und ist auch sonst ein so beliebter Sagen- und Märchenbaum, wie der Birnbaum, wobei noch die früh eintretende Rötung des Laubes die sich ihm zuwendende Beziehung auf die Kampfstätte mit veranlassen mochte.

Ob die Endschlacht auf dem Walserfelde erst durch Chamisso so vorzugsweise bekannt geworden ist, sei dahingestellt. Chamissos Erzählungen haben auch andere, ursprünglich örtliche Sagen, die ihn durch ihre Unheimlichkeit und sühnende Deutung anzogen (Die drei Männer im Zobten, Das Riesenspielzeug u. a.), auf dem Wege der Schullesebücher allgemein verbreitet.

Das Walserfeld bei Salzburg bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Maal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten mal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll, —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Das Kennzeichen, wovon der Dichter dann weiter spricht, ist das Ausgrünen des verstümmelten und dürren Stammes. An vielen Orten wird dieser unerläßliche Zug dahin erweitert, der Stumpf werde auf einmal so stark austreiben, daß der gespenstisch ankündende Reiter sein weißes Roß an den Baum anbinden kann, oder der siegende Kaiser den Schild an ihm aufhängen wird. Auch außerhalb der Kampfsage kommt das Wiederausschlagen des dürren Stabes oder Baumes vielseitig in Erzählungen und Legenden vor. Es mengen sich dahinein noch symbolische Beziehungen auf das Kreuz Christi als dürren Stamm, und auf seine Auferstehung als christliche Parallele der Prophetien von dem wiederkehrenden Siegesherrn und Friedensbringer.

Von den Stätten, an die sich wesentliche Züge dieser Wiederkunft des Siegers in Verbindung mit der Endschlacht knüpfen, sei hier nur eine Auswahl genannt: die Ebene bei Straßburg und andere im Elsaß, die Wahner Heide im Rheinland, ein Baum zwischen Essen und Steele, ein Birkenbaum bei Grevenbroich, die vorhin schon erwähnte Kette von Orten am Hellweg in Westfalen, Osterkappeln in Hannover, in Holstein das alte Schlachtfeld der großen Dänenniederlage von Bornhövd, ferner dort die Kropper Heide und das Thienbüttelerfeld bei Nortorf, sodann dithmarsische Bäume — deren Wiederausgrünen die besondere Dithmarsenerfüllung, die alte Freiheit wiederbringt —; weiter die Linde, genannt der kahle Baum, bei Bohenstrauß in der bayrischen Oberpfalz, die weiße Kapelle bei Dauba in Böhmen, der Lärchenbaum zu St. Agatha in Tirol, eine Stätte unter Teck an der rauhen Alb in Schwaben, das Birrfeld im Kanton Aargau und ebenda der Hügel des Guggernollen, das Emmenfeld im Bernischen und das Breitfeld bei Gossau im Kanton St. Gallen. Je nach Gegend und Stammesgedächtnis wechseln die Helden der Endschlacht. Bald sind es die unvergessenen Kaiser — Karl oder Friedrich —, bald die alten und neuen Helden der Volkskämpfe, Wittekind oder Andreas Hofer. In Böhmen ist es König Wenzel, wobei weniger Wenzel der Faule, als die Erinnerung an die Wenzel und Ottokar aus der vorhabsburgischen Zeit wird gemeint sein. Dietrich von Bern wird genannt, im seeländischen Dänemark Holger Danske. In der republikanischen Schweiz finden wir schlechtweg den „Offizier" am Sagenbaum sich zeigen, oder in sinngemäßer Feinheit, doch schwerlich ohne die verblaßten mythischen Bezüge des Baldurgedankens, den sechzehnjährigen Jüngling, dessen Reinheit den Endsieg über die Mächte des Bösen bringt. Immer sind mit dem Sieger die

Digitized by Google

weißen Zeichen: das sturmflatternde Haar des reckenhaften greisen Kaisers, der Schimmel, der ihn trägt — auch der gekrönte Held in der Offenbarung Johannis 6, V. 2 erscheint auf dem weißen Rosse —, das weiße Kleid der Krieger, die weißen Kirschblüten an ihrem Sturmhut, während mit geringerer Bestimmtheit das Rot die Gegenpartei bezeichnet und der volkstümlichen, bildlebendigen Schilderung die Farben gibt den roten Kühen, die die Weißröcke erbeuten, den ländlichen Röcken der flüchtenden Mädchen.

Je gelehrter die Überlieferung vermittelt wird, um so flauer ist sie und um so mehr von der Überlegung Bläße angekränkelt. Ist sie mündlich, so weiß sie frischweg, von wem sie redet; da sind z. B. als die Völker des „Nordens" die Schweden und Russen zusammen verbündet, die beiden Gattungen von fremden Kriegsleuten, die den Deutschen im Dreißigjährigen und im Befreiungskriege dauernde Erinnerungsspuren hinterließen. Durchaus kommt der weiße Fürst von Mittag, von Süden, was mit dem mythischen Urgedanken des Kampfes der lichten Mächte gegen die finsteren, kalten, lebensfeindlichen, bösen zusammenhängt. Und immer ist das die Epoche des großen Krieges, wenn die Welt zum Bösen aufs äußerste entartet ist, Treue und Glaube geschwunden sind, die Menschen sich in Schlechtigkeit und Trug gefallen, niedere Geldgier und feile Lustbarkeit ihr Leben füllen. Drum eben, wie die volkliche Erzählung mit guter Menschenkundigkeit festhält — mit reiferer, als die Weltverbesserer durch Prinzipien —, kann auch die Erneuerung, die Rückkehr zu edleren Inhalten nicht ohne furchtbar erschütternde Leiden und Opfer werden. Drei Tage, wenn der unheimliche, furchtbare Krieg anhebt, wird das unausgesetzte blanke Morden währen, und von den Geschlagenen werden kaum Boten übrigbleiben, um in ihre Heimat die Nachricht zu tragen. Bis zum Rand steigen die Bäche von Blut, und die Flüsse und Ströme werden drei Fuß hoch anschwellen; jahrelang pflügen danach die Weiber und werfen die Saat aus — was ihnen der Herrenstolz des Bauern sonst nicht zugesteht —, und um einen Mann werden sich sieben Mädchen schlagen. (Kürzlich ward in Böhmen prophezeit, die Mädchen müssen von hohen Bergen ausschauen, um nur einen Mann aufzufinden.) Die Länder werden arm und leer geworden sein, in einer Stadt können alle Menschen wohnen oder auch: sie können unter einem Baum beisammenstehn. Aber nun wird der weiße Sieger, der seinen Schild an dem Baum aufhing — das hoheitliche Bannzeichen germanischen Gerichtes —, in seiner Gerechtigkeit walten, Sitte und Religion werden verjüngt in Ehren stehen, das dauernde Zeitalter des Guten und des Friedens über die erneuerte Menschheit leuchten. —

Sagen und Volkslieder haben das gemein, daß sie ruhelos gelockt sind zum Herübernehmen, Anpassen, gegenseitigem Ineinanderfließen. Dabei verhalten sie sich auch gegen die gelehrten Bezirksgrenzen — heidnisch, germanisch, christlich, alttestamentlich, orientalisch — sehr viel gleichgültiger, als meistens die Schulweisheiten zugeben möchten, die bald alles einseitig germanisch, bald alles biblisch-religös oder schließlich nur spiritistisch erklären. Bei allem verjüngen die Sagen ständig fortbildend die äußere Darstellungsform, wollen sich mit den wechselnden Moden und Begriffen in Einklang bringen, mit den verständlichsten Inhalten, die in den Seelen der Menschen vorwiegen. Was ist das für ein echter Bauerfrauengedanke in westfälischer Schilderung der großen Weltschlacht: so eilig fliehen die vom mordenden Schwert verfolgten Besiegten, daß man die Schinken auf die Zäune hängen könnte, sie ließen sich keine Zeit sie mitzunehmen! Oder: wie einer im Laufen einem „weißen" Hahn den Kopf abschlägt, ohne daß er den zuckenden aufheben kann. — Es gehörten Bücher, ganze Bände dazu, um nur eine Sage von dieser Bedeutung und Verbreitung einigermaßen auseinanderzubreiten und zu entwirren. Gewiß lebt in den Prophetien von dem großen Endkrieg, die u. a. von Prof. Dr. Fr. Zurbonsen in Münster, von Prof. Dr. Brunnhofer in Bern untersucht worden sind, dieselbe großartige germanische Vorstellung, die in der Wöluspa der Edda ihren berühmtesten Niederschlag gefunden hat. In dem Gedicht, wo die Zeit geschildert wird vor dem Hinsinken der lichten Götter, „Sturmzeit und Wolfzeit vorm Sturze der Welt", und dann dieser selbst, der lohend vernichtende Weltbrand, aus welchem sich schließlich die verjüngte Erde hebt, da unbesäet die Äcker wachsen und alles Böse gewichen bleibt, während Baldr heimkehrt und nun das Regiment der Reinheit und Gerechtigkeit unter dem „starken Sieger von oben" in dauerndem Glück und Frieden seinen Anfang nimmt. Aber mit der Edda haben wir nur eine einzelne ältere Stufe. Und diese in skaldischer Verwertung, dann in literarischer Aufzeichnung, die noch der unvereingenommenen Forschung unterliegt, wieviel noch ganz rein germanisch ist und was schon christlich und apokalyptisch. Die Edda ist nicht die Urquelle für die volklich-mythologischen Anschauungen der Germanen. Sondern deren weit ältere und ursprünglichere Mythen, in der hochnordischen besonderen Form, wurden jenen bearbeitenden und ordnenden skaldischen Dichtungen zur Quelle. Letzten Endes aber ist die Vorstellung von der verdorbenen Welt und von ihrer katastrophenhaften Verjüngung tief menschlich, und deshalb allgemein menschlich, durchaus nicht auf die Germanen oder auch Indogermanen (Arier) und ebensowenig auf die jüdisch-christliche Reihe bloß beschränkt; und das, womit nun der sittliche Wille zusammenfließt, ist wieder der allverbreitete Naturmythus vom Lichten und Finstern, vom tötenden Winter und wiedererstehenden Frühling. Wir haben die den Visionen der biblischen Apokalypse ähnlichen Seherkündungen, haben

Digitized by Google

auch die messianischen Gestalten der die Gerechtigkeit und Reinheit bringenden Friedensfürsten bei den verschiedensten Völkern. Und da es, naiv gefaßt, am leichtesten ist, sich eine solche schirmende, sieghafte Persönlichkeit unter einem schon vorher bekannten Namen vorzustellen, sich auf sie in der Figur eines geschichtlichen oder auch epischen, mythischen Helden zu einigen, so haben wir so allgemein deren Wiederkehr, aus der Entrückung, aus dem Bergschlaf, aus Gefangenschaften, aus Tod und Wiederauferstehung. Was die stammlichen Bevölkerungen Deutschlands von Kaiser Karl, von Herzog Wittekind, von Siegfried, von deren Wiederkunft erzählen, das hoffen oder hofften griechisch-orthodoxe Bevölkerungen der Balkanhalbinsel von dem Wiedererscheinen des Kaisers Konstantin, Sagen der Portugiesen von dem des Königs Dom Sebastian, der 1578 gegen die Marokkaner als nationaler Glaubensstreiter fiel und lange Zeit nicht für tot gehalten wurde, da man seine Leiche nicht genau erkannte. In Hinterindien erzählen sich die Javaner von dem „weißen" Radschah, der wiederkommend an der Küste lande und durch die Erneuerung des Reiches von Bantam die schönere Zeit und den beglückten Frieden bringe. Dasselbe hoffen von ihrem wiedererstehenden altnationalen Aztekenkaiser mit dem flimmernden Goldbart die indianischen Träume eingeborener Bewohner Mexikos, des Landes, das in dieser nächsten Gegenwart neben den kadmeisch widereinander mordenden Völkern Europas den meisten Anlaß hat, nach der Niederringung der Mächte des Truges durch den siegkräftigen Hüter des Friedens zu sehnen.

Tragische Stunde

Du hungerst und du frierst? In deinem Auge
Hängt schwer die Träne allertiefster Not.
Trotz Sonne, Gold: Es gibt hier kein Genügen;
Den Reichtum fandst du nicht, den du begehrst.
Die Stunde schlägt. Nun soll es sich erweisen,
Daß deine Sehnsucht nicht vergeblich war.
Weißt du, was jetzt um deine Liebe wirbt?
Was sich dir zugesellen will im Wahn?
Geh! Schließe rings die Fensterläden zu;
Das Feuer schüre auf zu lohem Licht!
Faß dort das Scheit und wirf es in die Flamme!
Tritt hin! Greif mit den Händen in die Glut
Und forme sie zu einer Königskrone;
Die heiße, rote drücke fest aufs Haupt! —
Seht, welch ein Mensch! — Auf und vollende!
Spürst du die heil'ge Narbe nicht am Herzen?
Reiß' kühn die frischverheilte Wunde auf,
Und hüll' dich wohlig in die rote Pracht,
Den vollen Purpurmantel deines Bluts!
Du fühlst, wie warme Wellen dich umwogen:
Die Schauerflut erwachter Ewigkeit.
Es raunt und raunt. Wie Schollen bricht es auf,
Quillt voller aus mit Macht zersprengter Kruste.
Still, schweigsam duckt sich scheu der letzte Lärm.
Niemals erkannte Mächte halten Wache.
Du siehst empor, ein König, ein Prophet!
Wirst Ehrfurcht ganz und ganz auch Majestät.
Vermählung, Glanz, Geburt in dir. — Vollbracht!
Ringsum ein Nebelmeer erstandner Schatten.
Dein Auge sieht gespannt; dein Wille glüht —
Schon hältst du sie und formst sie zu Gestalten;
Gebändigt kühner Raub aus fremder Welt.
Dein Werk? — Du stehst erstaunt, erwachst, träumst, sinnst.
Befreit! — Ein Dämmerungswind kühlt dir die Stirne.
Weit fern ein Abendrot, strahlangeglüht;
Und oben Sterne, die ihr Licht entzünden.

Fritz Tögel

Digitized by Google

Eyke von Repkow. Bildwerk in Kalkstein von Prof. Walter Schmarje

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Besiedelung der Ostseeprovinzen durch die Hansa um die Wende des 12. Jahrhunderts
Wandgemälde von Peter Janssen in der Börse zu Bremen

Baltenland

Von Alfred Geiser, Berlin-Karlshorst

Gewaltig wie die Erfolge unserer siegreichen Waffen im Osten, gigantisch wie das Ausmaß der Kämpfe, die heute von der Rigaschen Bucht bis hinab zu den Grenzen Bessarabiens Dörfer und Städte, Wälder und Felder in das Flammenmeer der Vernichtung tauchen, sind auch die Perspektiven kultureller und geschichtlicher, ja weltgeschichtlicher Art, die sich uns in diesen Kämpfen rückblickend und vorschauend erschließen. Wohl jeder, auch der kleinste Mann im deutschen Volk hat heute das sichere Empfinden dafür, daß der Daseinskampf, den unser deutsches Volk gegen den moskowitischen Zarenstaat führt, mehr bedeutet, als einen der vielen Durchschnittskriege, die politischer Gegensatz, staatlicher Ehrgeiz oder der Eroberungstrieb kriegerischer Herrschergestalten mit blutigen Lettern in den Blättern der Geschichte verzeichnet hat. Hier handelt es sich nicht um einen Feind, der in dem wechselvollen Fluß politischer Entwicklung zu dem Verbündeten von morgen werden kann, hier gilt es die Abwehr einer elementaren Gefahr für unser Volk, geht es nicht nur um den Fortbestand des Reiches, sondern um die Fortdauer unseres Volkstums selbst, des Fundamentes und Schöpfers eines jeden deutschen Staates. Unerbittlich wie die Wanderdüne sich vorschiebt, alles Leben und Blühen erstickend und vernichtend, das ihre sterilen Massen erreichen und überfluten, schiebt sich die Gewalt des moskowitisch-tatarischen Hordenstaates gegen Westen vor, um unter dem geschichtsfälschenden Vorwand slawischer Vormachtspflichten germanische Kultur und deutsches Volkstum im Herzen Europas zu erdrücken und zu vernichten. Das

Digitized by Google

brutal offene Wort des russischen Ministerpräsidenten Goremykin: „Wir kämpfen nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das Deutschtum!“ enthüllt diese Absicht mit blitzhafter Helle. Es wiegt um so schwerer als weder der es aussprach, noch der derzeitige Selbstherrscher aller Reußen überragende Persönlichkeiten sind, die diesen gewaltigsten und furchtbarsten Kriegsgedanken selbstschöpferisch geboren hätten. So erscheint sein Verkünder als die Stimme des moskowitischen Volkswillens, dessen auf innersten Wesensgegensätzen beruhende dumpfe, deutschfeindliche Herdeninstinkte durch den Zarismus und seine Helfershelfer, die orthodoxe Staatskirche

Das Schwarzhäupter Haus in Riga

und das verderbte Tschinowniktum, zu bewußter Feindschaft gegen das deutsche Volk und den deutschen Staat erzogen worden sind.

Deutschlands und Österreichs Heere schlagen heute im Osten noch einmal die „Schlacht auf der Walstatt“, die Europa vor dem Mongolenschrecken bewahrte. Und wenn der Speerstoß Hindenburgscher Heere heute in unwiderstehlichem Vorwärtsdrängen sich immer tiefer hineinbohrt in Leib und Leben des russischen Kolosses, so folgen sie dabei nicht etwa, wie unsere Feinde die Welt glauben machen möchten, den Spuren des großen Korsen, den der ehrgeizige Wahn des Welteroberers trieb: ihnen voraus ziehen in schimmernder Rüstung die Heldengestalten Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären, die dem deutschen Volk und der deutschen Kultur mit dem Schwerte Neuland eroberten gegen den slawischen Osten. So sind unsere gewaltigen Siege und Kämpfe im Osten umwittert von den gewaltigen Schatten sieghafter großer deutscher Erinnerung.

Nirgendwo aber tritt das stärker zutage als in den Kämpfen und Siegen auf dem nördlichsten Flügel unserer wandelnden Heeresmauer im Osten, der längs der Küsten des Baltischen Meeres im Vormarsch ist und dessen Heeressäulen das alte Baltenland durchqueren, während gleichzeitig mit ihnen die schwimmenden Stahlkolosse der jungen, ruhmgekrönten deutschen Flotte daran sind, die Tore zu sprengen, die die wichtigste Eingangspforte des Baltenlandes von der Seeseite, die Rigasche Bucht, versperren.

Mit dem Tage, wo die ersten Feldgrauen Kurlands Grenzen überschritten, unter dem Donner deutscher Geschütze, die den Hafen Libau bezwangen, erwachte ein bedeutsames Stück großer deutscher geschichtlicher Vergangenheit aus dem Todesschlummer, in den es durch Jahrhunderte versenkt war, wurde eine Frage wieder lebendig, die in früheren Zeiten die Geschichte Nordeuropas bestimmend beeinflußt hatte: die Frage des Dominium Maris Baltici. Da tauchen sie alle vor unserem geistigen Auge wieder auf, die gewaltigen Herrschergestalten, die um diese Vormacht im Baltischen Meere gerungen haben. Margareta und Waldemar II. von Dänemark, Gustav Adolf und der Eiserne Karl XII. von Schweden, Iwan der Schreckliche und Peter der Große, der düstere Wallensteiner, der Stralsund, das ihm als der Schlüssel der Ostsee galt, gewinnen wollte, und wenn es mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre. Vor allem aber die reckenhaften Gestalten der Groß- und Ordensmeister des Deutsch-Ritter-Ordens in Preußen und in Livland, als größte und edelste unter ihnen Herr Wolter von Plettenberg, des livländischen Ordens Meister. Als deutscher Reichsfürst verteidigte er ein Menschenalter hindurch den letzten Rest selbständiger deutscher Ordensherrschaft wie ein Held germanischer Vorzeit gegen den übermächtigen Ansturm des Moskowitertums, und seine Büste hat mit Fug und Recht ihren Ehrenplatz in der marmornen Ruhmeshalle deutschen Hel-

Digitized by Google

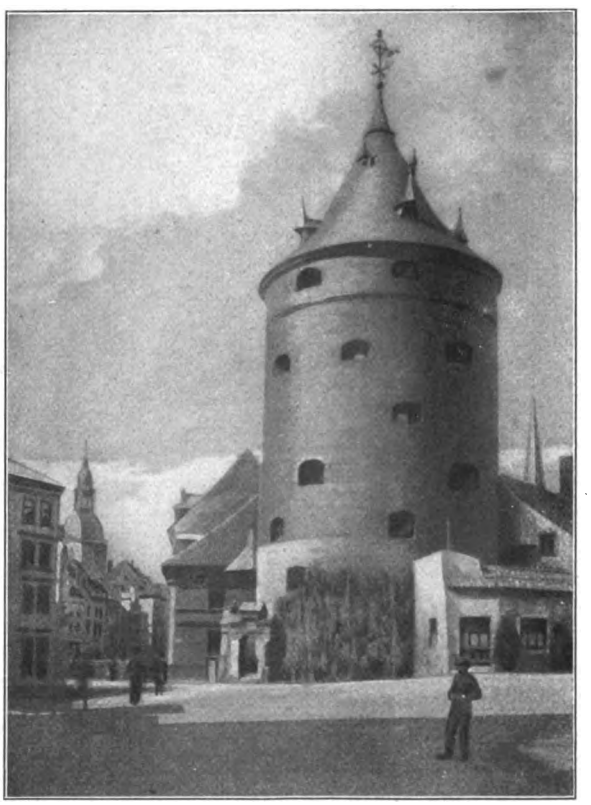
Stadtbild von Riga im Winter

dentums, hoch über dem Ufer der Donau bei der alten Reichsstadt Regensburg.

Das alte deutsche Baltenland, das, Gott sei es geklagt, der großen Menge unseres Volkes, auch den sogenannten gebildeten Ständen eine unklare geschichtliche Erinnerung geworden war, und das selbst unser deutscher Schulunterricht mit dem verwaschenen und geschichtsfälschenden Namen der „russischen Ostseeprovinzen" zu nennen sich gewöhnt hatte, wird unserem reichsdeutschen Volke in diesen Tagen wieder zu einer lebensvollen greifbaren Wahrheit. Kein Wunder, daß bei uns im Laufe der Zeit eine Reihe von irrigen Anschauungen und Urteilen aufgekommen sind, die dem Schicksale und dem Verhalten unserer deutschen Volksgenossen im Baltenlande nicht gerecht zu werden vermögen, die aber gerade jetzt um so entschiedener bekämpft und berichtigt werden müssen, als sie die Wärme der Empfindung und das Bewußtsein der Verpflichtung, die unser Volk diesen deutschen Stammesbrüdern schuldet, zu dämpfen und die in diesen Schicksalszeiten notwendige einheitliche Entschlossenheit zur Rettung bedrohten deutschen Volkstums zu beeinträchtigen drohen. —

Das baltische Deutschtum wurde den großen Massen unseres Volkes zum ersten Male wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, als die Nachrichten von dem Blut- und Feuerrausch zu uns drangen, den im Winter des Jahres 1905/06 die lettische und estnische Revolution gegen seine hervorragendsten Träger, die deutschen Edelleute und Geistlichen in Kur-, Liv- und Estland, entfesselt hatte.

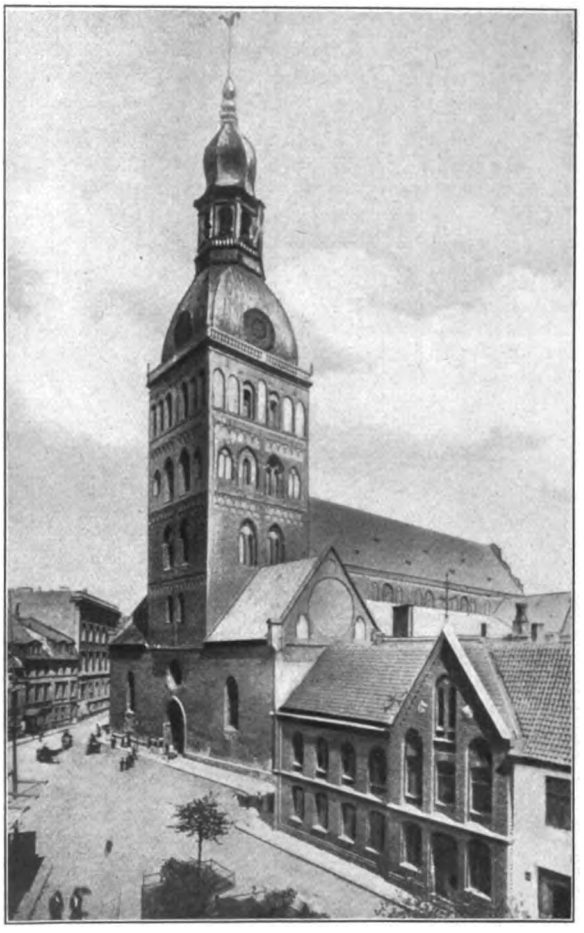
Nun sind die baltischen Provinzen Rußlands wie alle heutigen Grenzgebiete des russischen Staates diesem innerlich wesenfremd. Sie sind auf dem Wege der Eroberung ihm angegliedert, und weder der russische Staat noch das russische Volk haben, von der jüngsten Zeit abgesehen, den Versuch ihrer inneren Verschmelzung mit dem großrussischen Kern



Der Pulverturm in Riga

Digitized by Google

des Reiches unternommen. Alle Fremdstämmigen waren dem Russen und seinem Zaren die tributpflichtige Helotenbevölkerung, die dem russischen Reiche Gut und Blut zu opfern hatten, ohne daß dieses ihnen bürgerliche Gleichberechtigung zuerkannt hätte. Die Folge war, daß im allgemeinen die Bevölkerung der Grenzgebiete in politischer Ohnmacht und geistiger Knechtung noch tiefer versunken war, als das eigentliche Russentum. Wenn das Baltenland hiervon eine



Die Domkirche in Riga

Ausnahme machte, so dankte es das ausschließlich der inneren Stärke, dem nationalen Stolze und dem entschlossenen Idealismus des baltischen Deutschtums, der widerstrebenden Anerkennung, die dessen Bedeutung und Leistung dem russischen Zaren abnötigte. Diesen Idealismus und diese Kraft des Widerstandes hat es sich in den Jahrhunderten erworben, in denen es, allein Gott und sich selbst verantwortlich, mit dem Rechte des Eroberers im Baltenlande herrschte.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war es, daß sturmverschlagene lübische Kaufleute von Wisby kommend die Rigasche Bucht gewannen und die Mündung der Düna aufsegelten. Sie traten mit den Eingeborenen in einen gewinnreichen Tauschverkehr, und bald entwickelten sich regelmäßige Sommerfahrten zu Handelszwecken. Einer der ersten dieser Fahrten schloß sich ein holsteinischer Mönch, Meinhard von Segeberg, an, der bei Uexküll nahe der Dünamündung dem Christengotte die erste feste Kirche errichtete und zum ersten christlichen Bischof Livlands bestellt wurde. Erst seinem späteren Nachfolger, dem Bischof Adelbert von Bremen, ist die Begründung der deutschen Kolonie Livland zu danken. Er gründete den Ritterorden der Schwertbrüder, machte den Kreuzzugsgedanken auch für die Eroberung des heidnischen Livland mobil und erbaute 1201 am Einfluß des Rigebachs in die Düna die Stadt Riga. Livland wurde durch päpstliche Weihe ein christliches Bistum und gleichzeitig ein Lehen des deutschen Reiches. Im Jahre 1237 ging der Orden der Schwertbrüder im Deutsch-Ritterorden auf, der erste Ordensmeister in Livland wurde Hermann Balk, der Besieger der heidnischen Preußen. Orden und Bischöfe teilten sich in das unterworfene Land, dessen Grenzen durch Eroberung im Norden bis an die Narowa-Mündung, im Osten bis an den Peipus-See ausgedehnt wurden, und der sich im Süden das Land der unterworfenen Kuren angliederte. Der von Hamburg, Bremen und Lübeck rege gepflegte Handel zog zahlreiche deutsche Kaufleute und Handwerker an und führte zu blühenden deutschen Städtegründungen. Die Bischöfe riefen zur Stärkung ihrer Macht deutsche Ritter, zumeist jüngere Söhne des westfälischen, rheinischen und altmärkischen Adels ins Land und belehnten sie mit reichen Gütern. Das nördliche Estland mit Reval, das 1219 von Waldemar II. von Dänemark erobert und zu einem dänischen Herzogtum erhoben wurde, fiel nach einem Jahrhundert ebenfalls dem Deutschen Orden zu, ohne daß die dänische Herrschaft nationale Spuren im Lande hinterlassen hätte.

Beim ersten Auftreten der Deutschen in Livland, — dieser Sammelbegriff wird während der ganzen Ordensherrschaft für Livland, Estland und Kurland gebraucht, — fanden sie die heidnischen Stämme der Esten, Liven, Kuren und Letten vor, von denen die drei ersteren finnisch-ugrischen Stammes

Digitized by Google

Eine der Hauptverkehrsadern Rigas: Die Kaufstraße

waren, während die Letten mit den Litauern und den später ausgestorbenen Preußen eine besondere indogermanische Völkergruppe bilden, die den Germanen ebenso nahe steht wie den Slawen. Die Liven sind bis auf einen winzigen Rest, die Kuren restlos von den Letten aufgesogen worden, die heute etwas über eine Million zählen, während die Esten ungefähr 900000 Köpfe betragen. Die Letten, die heute zwei Drittel von Livland und das ganze Kurland bewohnen, unterwarfen sich dem deutschen Eroberer zumeist freiwillig und gern, da sie in ihm einen Beschützer gegen ihre harten Bedränger aus dem russischen Hinterlande, die Fürsten von Polock und die Städterepubliken von Pleskau und Nowgorod, erblickten.

So wurde das alte Livland auf dem Seewege dem deutschen Volke und dem deutschen Reiche erworben, wurde *seine erste überseeische Kolonie*. Dieser koloniale Charakter des Landes, in dem der Kolonisator die Massen der eingeborenen Bevölkerung beherrscht, muß bei der Beurteilung der Verhältnisse des Baltikums in ihrer weiteren geschichtlichen Entwicklung immer im Auge behalten werden. Die deutschen Kolonisatoren bildeten die dünne Oberschicht des Landes und sind das geblieben bis auf den heutigen Tag. In der ständigen Gliederung der Bevölkerung der Ostseeprovinzen bildet das Deutschtum den adligen Großgrundbesitz durch seine Ritterschaften von Livland, Estland, Kurland und der Insel Ösel. Es überwiegt ferner in den großen und kleinen Gilden des Landes, den Vertretungen der Kaufleute und Handwerker, und es beherrscht endlich den Literatenstand, den geistigen Erben jener gelehrten deutschen Mönche, die mit dem Christentum deutsche Kultur und Gesittung in das Land brachten. Was ihm von Anbeginn fehlte war der deutsche Bauer. Der deutsche Bauer des Mittelalters dachte nicht daran, sich Neuland für seine Arbeit über See zu suchen, und die Kolonisatoren des Mittelalters suchten und fanden die ackerbauende Unterschicht am liebsten in der unterworfenen eingeborenen Bevölkerung des eroberten Gebietes. Nur da, wo diese entweder in harten Kämpfen aufgerieben wurde, oder wo ihr zäher Widerstand die Festigung der Herrschaft durch starke deutsche Siedlungen erwünscht scheinen ließ, wurde der deutsche Bauer vom deutschen Fürsten und Ritter in erobertes Neuland nachgezogen. In Livland, wo die Letten sich dem deutschen Eroberer nicht nur widerstandslos fügten, sondern ihn als Beschützer ansahen, dem sie ihre Heerhaufen gegen gemeinsame Landesfeinde gern zur Verfügung stellten, war dies Bedürfnis nach dem deutschen Bauern anfangs nicht vorhanden. Als dann später der erstarkte litauisch-polnische Staat unüberwindliche Schranken zwischen Kolonie und deutschem Mutterland aufrichtete, war die Unterlassungssünde der ersten Kolonisationszeit nicht mehr gutzumachen. So bildete von Anfang an und bildet noch heute die lettische und estnische Urbevölkerung die breite Schicht des mittleren und kleinen Bauernstandes. Aus ihr erwuchs naturgemäß bei der neuzeitlichen Industrialisierung des Landes in erster Reihe das städtische Proletariat.

Die Tatsache, daß es nicht gelang, über

Digitized by Google

Litauen hinweg die Vorpostenstellung Livland des Deutschen Ordens mit dessen Hauptstellung in Preußen unmittelbar zu verbinden, barg den ersten Keim zum Untergange des livländischen deutschen Ordensstaates in sich. Gefördert wurde dieser durch die verhängnisvollen Streitigkeiten, die in getreuer Widerspiegelung der Entwicklungen im deutschen Mutterlande durch zwei Jahrhunderte hindurch Orden, Bischöfe, Ritterschaften und Städte gegeneinander geführt haben. Wenn sie auch im allgemeinen sofort zu ruhen pflegten, sobald ein gemeinsamer äußerer

Das Schwarzhäupter Haus in Reval

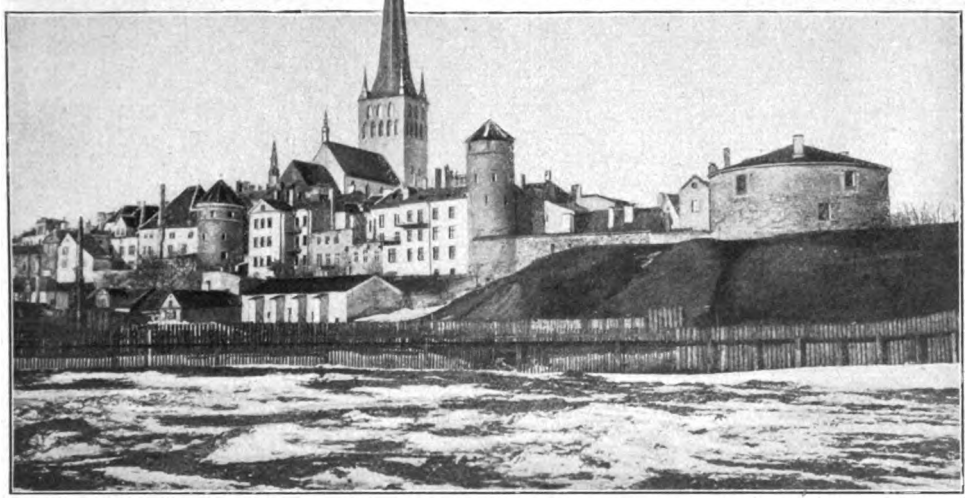
Feind das Land bedrohte — ein verräterisches Paktieren mit diesem, wie es der Eidechsenbund der preußischen Ritterschaft mit Polen gegen den Orden betrieben, hat die Geschichte des livländischen Deutschtums nicht befleckt —, so mußten diese fortwährenden inneren Streitigkeiten doch die Widerstandskraft nach außen hin schwächen. Das Eindringen der Reformation, der sich die Bürgerschaft der Städte begeistert anschloß, steigerte den inneren Zwiespalt. Es ist zweifellos, daß der große Ordensmeister Wolter von Plettenberg von der lutherischen Lehre tief ergriffen war. Wenn er trotzdem beim alten Glauben beharrte, so tat er es nur, weil ihn die Spuren Albrechts von Brandenburg schreckten, der mit dem Übertritt zur neuen Lehre, unter Umwandlung des preußischen Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum, von einem freien deutschen Reichsfürsten zum polnischen Vasallen herabsank. Nur der überragend genialen Persönlichkeit Plettenbergs und seiner Feldherrngröße war es neben der beispiellosen persönlichen Tapferkeit deutscher Ritter und Bürgerschaften zu danken, daß der Ordensstaat sich in vierundzwanzigjährigem Kriege gegen das andringende Moskowitertum zu behaupten wußte und noch fast zwei Menschenalter nach dem Zusammenbruch des preußischen Ordensstaates sein Daseinsrecht aufrechthielt.

Das Bewußtsein, zum deutschen Reiche zu gehören, war auch in den Zeiten grimmigster innerer Fehde und härtester äußerer Bedrängung niemals erloschen. Noch im Jahre 1530 schrieb die Ritterschaft des Erzstiftes Riga: „Wir alle sind unserer Herkunft deutscher Nation und haben es mit unserem Vaterlande stets mit allen Ehren und Treuen gemeinet, und da wir über vierhundert Jahre hier ehrlich sitzen und dem Reiche unterworfen sind als Edelleute des Heiligen Reiches, so wollen wir alle lieber darüber sterben ehe wir von dem Heiligen Reiche unserer deutschen Nation uns wollten abwenden lassen." — Das Reich hat diese Treue schlecht gelohnt. Kaiser Karl V. hatte es übel vermerkt, daß die livländischen Städte Mitglieder des schmalkaldischen Bundes geworden waren. Vergeblich sandten die livländischen Stände und der Orden im Jahre 1559 eine Gesandtschaft auf den Reichstag zu Augsburg mit dem Schrei um Hilfe „in dieser dem Heiligen Reich zugehörigen und einverleibten Lande höchster Not und Gefahr". Vergeblich wiederholten sie diese Bittgänge in den Jahren 1560 und 1561 Der Kaiser begnügte sich, durch eine Gesandtschaft bei Iwan dem Schrecklichen gegen die Verwüstung Livlands zu protestieren, und die nordischen Mächte aufzufordern, Livland Hilfe zu bringen. Keine Hand rührte sich, dem treuen deutschen Lande zu helfen. Im Gegenteil, Niederländer und Engländer, ja auch die auf die blühende Entwicklung der livländichen Handels- und Hansestädte eifersüchtigen deutschen Städte Lübeck und Hamburg lieferten den moskowitischen Zaren Waffen, Munition und Proviant!

So wurde das alte Livland in seiner Schicksalsstunde vom Reich elendiglich im Stich gelassen, der Zusammenbruch war unaufhaltbar. Estland und Reval riefen den Schweden zu Hilfe, Livland wurde polnisch, Kurland unter dem letzten Ordensmeister Gotthard von Ketteler ein weltliches Herzogtum unter polnischer Lehnsobrigkeit. Am längsten hielt Riga beim deutschen Reiche aus, erst 1582 unterwarf es sich der Krone Polen.

Aber die innere Treue zum deutschen Mutterland blieb auch nach dieser Zeit des Unterganges deutscher Reichsgemeinschaft im

Digitized by Google



Blick auf die Olaikirche und die kleine Strandpforte in Reval

baltischen Deutschtum lebendig, sie überdauerte die anderthalb Jahrhunderte erneuter schwerer Kämpfe, die die strategische Wichtigkeit des Landes herbeiführte und in denen Schweden, Polen und Rußland auf dem Boden des Baltenlandes um das Dominium Maris Baltici rangen. Deutsches Wesen, deutscher Glaube und deutsches Recht wurden mit beispielloser Zähigkeit auch in diesen wilden Kampfes- und Notzeiten aufrecht erhalten. Deutsche Gastlichkeit erschloß sich mit besonderer Freude jedem Sohne des deutschen Volkes. Der Chronist Balthasar Russow berichtet: „Einem Düdeschen, he möchte so geringe syn als he wolde, wordt ydt sehr vorkert, det he eines Herren edder Eddelmannes Hof vorby toch, dar eyn yder Dütscher umme der düdeschen Tungen willen yantz leef, angeneme und willkamen was, und alles fry hadde ... In Summa Lyfflandt ist solk ein Landt gewesen, det alle deyenigen, so uth düdeschen und anderen Landen darin gekamen sind, unde des Landes gelegenheit unde gude Dage erfaren, spreken unde gedenken müßten: Lyfflandt, Blyfflandt!“

Die härteste Belastungsprobe hatte das baltische Deutschtum im nordischen Kriege zu bestehen, in dem Peter der Große, im Kampfe gegen Karl XII. von Schweden, den gescheiterten Versuch Iwans des Schrecklichen wieder aufnahm, Rußland die dauernde Vorherrschaft an der Ostsee zu erkämpfen. Wieder gingen zwanzig Jahre blutigsten Krieges über das Land hin, wieder schien alles das, was deutsche Tatkraft an Kulturwerten geschaffen hatte, unter Schutt und Asche moskowitisch tatarischer Kriegsverwüstung vernichtet zu sein. Aber ungebeugt stand die lebendige deutsche Kraft auf diesem Greuel der Verwüstung. Nachdem der Frieden von Nystett im Jahre

Die Lehmpforte in Reval

Digitized by Google

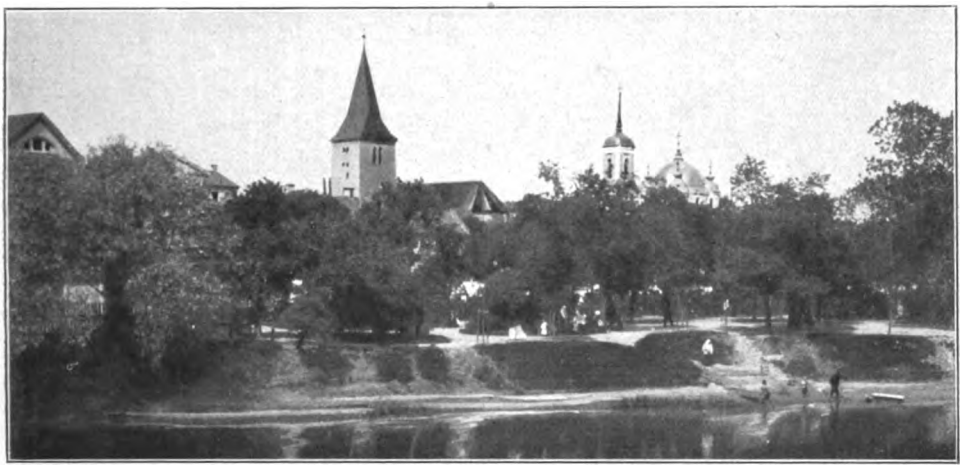
Am großen Markt in Dorpat

1721 den neu gewonnenen russischen „Provinzen“ die Grundlage ihrer deutschen Sonderart in Selbstverwaltung, Kirche und Schule verbürgt hatte — Kurland wurde erst 1795 dem russischen Staate angegliedert und dadurch nach zweieinhalb Jahrhunderten der Trennung mit den Schwesterlanden neu vereinigt —, entfaltete das baltische Deutschtum unter der Führung der regierenden Ritterschaften eine außerordentlich segensreiche Kulturarbeit im Lande. Gleichzeitig lieferte es dem russischen Staate die wertvollsten schöpferischen Kräfte für Regierung, Heer und Verwaltung. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß anderthalb Jahrhunderte hindurch der baltische Deutsche geradezu den Kitt dieses Staates gebildet hat, dem er neben einer Reihe von führenden staatsmännischen und militärischen Persönlichkeiten wie von Münnich, von Sievers, von der Osten-Sacken, Barclay du Tolly, Todleben, vor allem die einzigen unbestechlichen Beamten stellte.

Im Baltenlande selbst entstanden die ritterschaftlichen Gymnasien von Birkenruh und Fellin in Livland, von Goldingen und Mitau in Kurland, die Domschule in Reval, neben

Die Universität in Dorpat: Rückseite

Digitized by Google

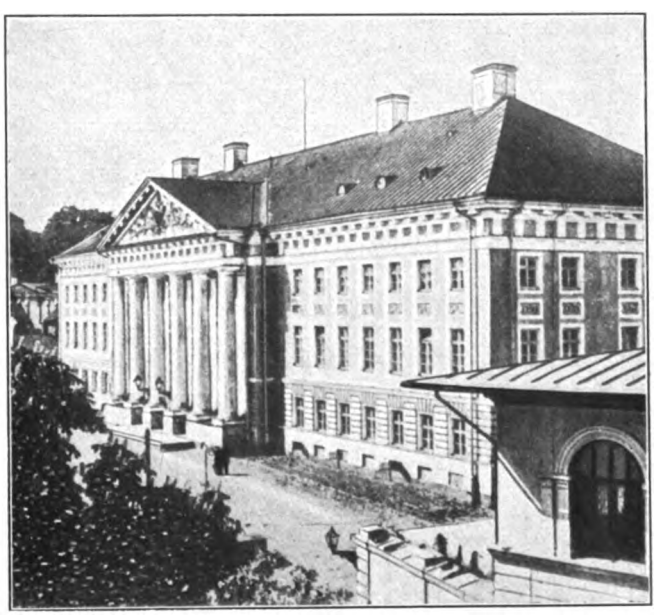


Teil von Dorpat, vom Embach aus gesehen

ihnen eine Anzahl von höheren Schulen in den Städten; 1802 erfolgte die Gründung der Universität zu Dorpat, deren erster Kurator der Freund Goethes, Max von Klinger, war. Sie erwarb sich bald als deutsche Hochschule Ruf und Rang von internationaler Bedeutung. Eine fast unerschöpfliche Reihe glänzender wissenschaftlicher Namen nahm von ihr ihren Ausgang und wirkt bis zu diesem Tage noch in hervorragenden Vertretern auf den Hochschulen unseres Deutschen Reiches. Die landsmannschaftlichen Korporationen des „Dörptschen Burschenstaates" pflegten echtes deutsches Studentenleben. Sie fühlten sich mit dem deutschen Muttervolk so eng verwachsen, daß noch in unserem großen Einigungskriege der Jahre 1870/71 die Dörptschen Studenten einen erheblichen Teil ihres Wechsels für die Hilfsarbeit des Deutschen Roten Kreuzes opferten. Mit bewußter Tatkraft wurde der geistige Zusammenhang mit der Kultur des Mutterlandes gepflegt. Das deutsche Theater in Riga war eine Hochburg deutscher Kunst. Noch vor wenigen Jahren errichtete sich das estländische Deutschtum unter großen Opfern den monumentalen Bau des deutschen Theaters in Reval.

Hand in Hand mit dieser Fürsorge für die geistige Kultur seiner eigenen Söhne ging des baltischen Deutschtums Arbeit an der Entwicklung der wirtschaftlichen und geistigen Kräfte der eingeborenen Bauernbevölkerung der Letten und Esten. —

Die Deutschen hatten diesen Christentum und Gesittung ins Land gebracht. Sie hatten sie später der evangelischen Kirche zugeführt, ihnen Bibel und Gesangbuch in ihrer Muttersprache geschenkt. Deutsche Geistliche und Gelehrte sammelten die Lieder- und Sagenschätze der Eingeborenen, gaben deren unentwickelten Idiomen durch Schaffung einer lettischen und estnischen Grammatik und Syntax die Unterlagen, auf denen sie sich zu selbständigen Sprachen entwickeln konnten. Die Deutschen gaben vor allem der eingeborenen Landbevölkerung die Volks-



Die Universität in Dorpat: Hauptfront

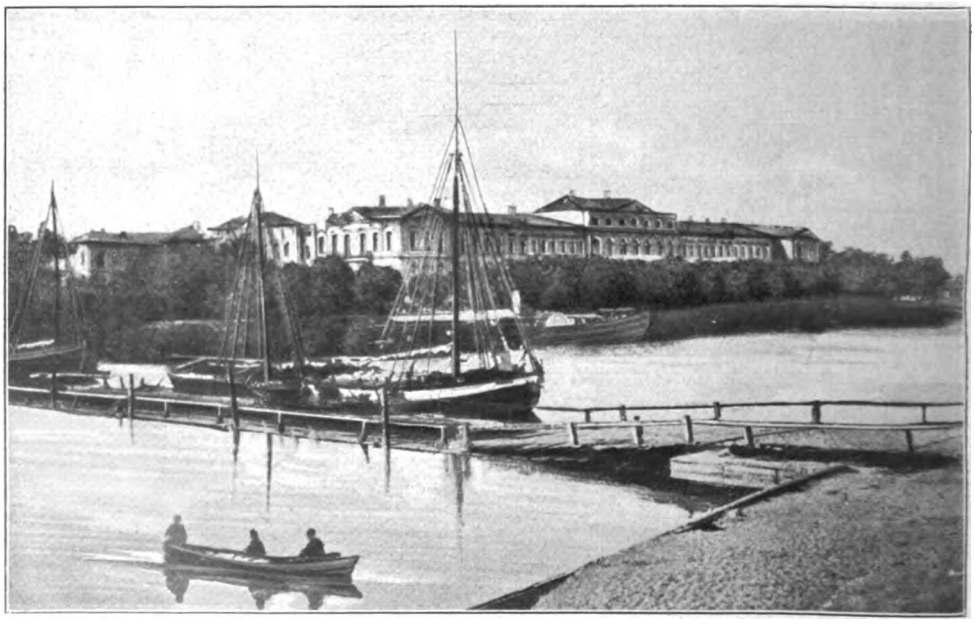
Digitized by Google

schule. Unter Führung und Aufsicht des deutschen Großgrundbesitzes und der deutschen Geistlichen wurde ein so dichtes Netz von Volksschulen über das Land hingesponnen, daß bereits im Jahre 1865 der russische Generalgouverneur Fürst zu Suwarow, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, dem Zaren melden konnte: „In Livland gibt es keine Analphabeten mehr!“

Man hat es von deutsch-nationaler Seite den deutschen Balten zum Vorwurf gemacht, daß sie die Ausbreitung der deutschen Sprache unter der eingeborenen Bevölkerung bewußt verhindert und dadurch deren Eindeutschung versäumt hätten. In Wahrheit hat das baltische Deutschtum hierdurch allein seinen eigenen Fortbestand ermöglicht und unserem Volksganzen einen wertvollen Bestandteil, unserer deutschen Kultur- und Wirtschaftsausbreitung eine wichtige Außenstellung gerettet.

Das Rathaus in Mitau

Eine dünne Oberschicht, die wie die deutsche im Baltenland nur knapp ein Zehntel der eingeborenen breiten Bevölkerungsmassen ausmacht, würde den Versuch, diese einzudeutschen, zweifellos mit der eigenen Aufsaugung durch das Letten- und Estentum bezahlt haben, da ihr die Möglichkeit fehlte, durch starke bäuerliche Elemente eine blutliche Eindeutschung in größerem Umfange herbeizuführen. So hat das baltische Deutschtum erreicht, sich selbst deutsch und rein zu erhalten, seinen Charakter als Herrenvolk zu wahren, dem selbst in den Zeiten wildester revolutionärer Gegnerschaft der Respekt der Eingeborenen nicht versagt wurde und diese trotzdem durch Kirche und Schule so mit deutschen Kulturauffassungen und -gütern zu erfüllen, daß diese Bevölkerung



Das Schloß zu Mitau

Digitized by Google

einem starken deutschen Regiment im Lande niemals langen und erbitterten Widerstand entgegensetzen, sich einer Eindeutschung unter neuen staatlichen und völkischen Verhältnissen leicht und schnell fügen würde.

Nicht minder bedeutsam war die Leistung der Deutschen im Baltenlande zu dessen wirtschaftlicher Entfaltung. Der deutsche Adel, dem als dem Erben der ritterlichen Eroberer das Land gehörte, hat selbst in den Zeiten des Mittelalters, wo die Leibeigenschaft des Bauern ein in ganz Europa gültiger Rechtszustand war, dieser niemals die härtesten Formen gegeben. Wohl war der eingeborene Bauer nicht freizügig, sondern schollenpflichtig, wohl schuldete er dem deutschen Herren den Frondienst. Immer aber ließ ihm dieser die Möglichkeit, sich selbst Land zu erwerben und das Recht, an Leib und Leben durch die Bauerngerichte seiner eigenen Standes- und Volksgenossen gepönt zu werden. Volle drei Menschenalter, bevor Alexander II., der „Zarbefreier", den russischen Bauern gegen den Willen des russischen grundbesitzenden Adels aus der Leibeigenschaft erlöste, wurde diese im Baltenlande durch freien Entschluß der deutschen Ritterschaften aufgehoben. Gleichzeitig bauten diese durch Einrichtung von bäuerlichen Kreditinstituten, durch Herstellung eines vernünftigen Pachtsystems die Bauernbefreiung so liberal und weitschauend aus, daß dem lettischen und estnischen Bauern die Gefahren eines zu plötzlichen Übergangs zur Selbständigkeit erspart blieben. Die Folge ist, daß heute unsere deutschen Truppen in Kurland und Livland überall blühende lettische Gehöfte finden werden — soweit die Brandfackel des fliehenden Kosaken sie verschont hat.

Russische Flößer auf der roten Düna

Die lettische und estnische Bauernrevolution des Jahres 1905/06 brach nicht los, weil das baltische Deutschtum die Eingeborenen geknechtet und ausgesogen hätte: sie war ein Ergebnis der zielbewußten amtlichen russischen Wühlarbeit im Lande. Schon seit Nikolai I. hatte das Zarentum seine beschworenen Eide gegenüber dem deutschen Baltenlande vergessen. Alexander III. war es vorbehalten, am Gängelbande Pobjedonoszews den offenen Bruch zu vollziehen. Unter ihm setzte mit rücksichtsloser Gewalt im Baltenlande die amtliche Russifizierungspolitik ein. Ihr Ziel war, das nackensteife, geistig und wirtschaftlich hoch über dem russischen Durchschnitt stehende Deutschtum auf dessen Niveau herabzudrücken. Die angewandten Mittel waren: Verhetzung der eingeborenen Landesvölker gegen den „deutschen Eroberer", dessen Grundbesitz ihnen als Beute versprochen wurde, Loslösung der Eingeborenen vom deutschen Einfluß durch Entfernung der deutschen Schulaufsicht und Schaffung kirchlicher Gegensätze, Vernichtung der deutschen Selbstverwaltung in Stadt und Land, Verrussung des höheren deutschen Schulwesens bis hinauf zu der in eine russische Hochschule fünften bis sechsten Ranges verschandelten Universität Dorpat. Während das Deutschtum in zähem passiven Widerstande seine sprachlichen und geistigen Güter verteidigte, erlag die Masse der lettischen und estnischen Landbevölkerung, vor allem die der Kleinhufner und Knechte, dem zersetzenden Einfluß der atheistischen und nihilistischen Strömungen des neueren Rußland. Ihre Träger im Baltikum wurden in erster Reihe die russischen Seminaristen und Lehrer, denen die Volksschule anvertraut ward. Der auch im Baltenlande hervortretende Zug der Landbevölkerung in die Städte hatte dort das eingesessene Deutschtum vielfach ziffernmäßig in die Minderheit gebracht, die wachsende Industrialisierung bedeutende Massen auch

Digitized by Google

russischer, polnischer und litauischer Arbeiter in den Städten aufgehäuft. Die Folge war, daß nach zwangsweiser Ersetzung der altbewährten deutschen Ratsverfassung die russische Städteordnung diesen Massen vielfach die Verwaltung der Städte auslieferte. So fand die über ganz Rußland hingestreute revolutionäre Aussaat im Baltenlande einen bereiten Boden. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie im Revolutionswinter des Jahres 1905/06 an dreihundert deutsche Güter in Kur-, Liv- und Estland in Flammen aufgingen, wie neben den Gutsherren auch deutsche Edelfrauen und Geistliche in bestialischer Weise feige ermordet wurden. Damals sah die russische Regierung mit verschränkten Armen dem Greuel zu, bis sich der Größenwahn der eingeborenen Revolutionäre auch gegen die russische Staatsobrigkeit wandte, um dem Trugbilde einer lettischen und estnischen Republik nachzujagen. Dann erst kamen als ultimo ratio des Väterchen Zar die Strafexpeditionen der Kosaken ins Land.

Ungebeugt ging das baltische Deutschtum daran, den edlen Bau seiner deutschen Kultur neu zu errichten. Unter dem schwarzen Kreuz im weißen Feld, dem alten Wahrzeichen des Deutschherrn-Ordens, erstanden die deutschen Vereine, die zahlreiche deutsche Schulen im Lande errichteten, ein deutsches Lehrerseminar in Mitau widmete sich der Heranbildung tüchtiger deutscher Volksschullehrer; bis in die entlegensten deutschen Siedlungen, nach Sibirien und in die Turkmenensteppe, reichte sein Wirkungskreis. Deutsche Lehrlingsheime besorgten dem hart kämpfenden deutschen Handwerkerstande einen guten Nachwuchs, der deutsche Frauenbund in Riga, Reval, Dorpat und Mitau nahm sich der Kinder der ärmsten deutschen Volksschichten, zumal der aus dem Reiche zugezogenen Industriearbeiter an und verhütete ihren Untergang im fremden Proletariat — dem baltischen Deutschtum schien eine neue Blüte beschieden!

Leider setzte nur zu bald in Rußland erneut die deutschfeindliche Strömung ein. Getragen von der immer offenkundiger deutschfeindlichen auswärtigen Politik der russischen Regierung, von den Behörden gefördert, um den Haß gegen die Fremdstämmigen als Ventil gegen die sozial-revolutionären Bestrebungen im Innern zu benutzen, fand sie ihre reichste Nahrung in den allslawischen Neigungen der russischen Intelligenz und in der demokratischen Grundstimmung der politischen Parteien, zumal der liberalen, denen die aristokratische Grundlage des Deutschtums im Baltenlande ein Dorn im Auge war. So erschwerte sich erneut die Lage für dieses von Jahr zu Jahr, bis endlich im August 1914 der Sturm des großen Völkerkrieges ausbrach, alles deutsches Leben in Rußland mit endgültiger Vernichtung bedrohend. Während die deutschen Söhne des Baltenlandes, ihrem beschworenen Untertanen-Eide treu, ihr Blut für den Zaren verspritzten, wurden in ihrer Heimat die deutschen Vereine aufgelöst, die deutschen Schulen geschlossen, der Gebrauch ihrer Muttersprache bei Strafe verboten. Ihre besten nationalen Führer wurden als „Hochverräter" verschleppt, deutsche Frauen büßten ihr Bestreben, die himmelschreiende Not reichsdeutscher verwundeter Kriegsgefangener zu lindern, mit harten Gefängnisstrafen.

Nun braust seit Monaten der Sturmwind des Krieges über die gesegneten Fluren des „Gottesländchens" Kurland, er fegt bereits hinüber über den breiten Dünastrom und rüttelt an den Toren der russischen Gewaltherrschaft in der alten deutschen Hansestadt Riga. Unendlich viel Leid und Elend hat er dem Baltenlande gebracht, aber dessen Deutschtum hat in einer Geschichte voll Blut und Tränen, voll heldenhaften Ringens und zähen Beharrens schon Schwereres überdauert. Gebeugt, aber nicht gebrochen klammert es sich mit allen Wurzeln seines Wesens an die teure Heimaterde, und wir sehen schon heute, wie auf kurischem Boden nach dem Zurückebben der Flutwelle russischen Vernichtungsgreuels noch zaghaft und scheu, aber doch vertrauensvoll und lebenskräftig sich deutsches Wesen wieder emporrichtet. Von Gutshof zu Gutshof, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus flattern heimlich beschriebene Blättchen, auf denen Namenlose die Not und das Sehnen deutscher Herzen im Baltenlande ausgesprochen haben.

Die Tür

Die Nacht ist tief ins Zimmer eingeschlichen;
Nur noch die Türe in der dunklen Wand
Leuchtet hervor in dämmerschönen Strichen.
So ist es immer, seit mit jugendlichen
Gebärden deine schlanke Hand
Die schweren Angeln leis zum Singen brachte,
Als deine Schönheit auf die Schwelle trat
Und hold, im Gehn noch eine Wendung machte
Zurück ins Zimmer und so selig lachte,
Da ich dich um ein Wiederkommen bat.

Albrecht L. Merz

Digitized by Google

Bericht über einen Weihnachtsmann

Von Lou Andreas-Salomé

Lieber Bubi, liebe Schnuppi!

Seitdem ich gehört habe, daß Mutti jetzt manchmal noch nach Eurem Schlafengehen zwischen Euren Betten sitzt und Euch was vorliest, läßt es mir gar keine Ruhe, bis ich Euch auch wieder was erzählt habe.

Ihr müßt dabei in den Betten liegen, und nur ein klein bißchen Licht darf's dabei geben, und von Zeit zu Zeit müßt Ihr vielleicht auch noch einen Zipfel der Bettdecke über Eure Nasen ziehn, denn das erleichtert den Glauben an die allersonderbarsten Geschichten, die geschehen können, und sonst glaubt Ihr mir am Ende noch gar nicht, was mir geschah am Goldenen Sonntag, nachmittags gegen fünf Uhr.

Also ich will gleich damit loslegen. Zum Einkauf von Weihnachtskerzen war ich aus unserm Garten hinuntergestiegen in die Stadt, die ja, auch vor Festtagen, auch sonst so viel stiller und leerer in ihrem Tal daliegt, als Ihr es vom Trubel Eurer hauptstädtischen Straßen kennt, in der aber diesmal alle festlichen Besorgungen schon längst erledigt worden waren, um rechtzeitig etwas Weihnachten ins Feld hinauszutragen. Nur vor dem „Riesenbasar", dem auf seinen Namen so stolzen, stand eine Gruppe armer Kinder, eng ans Glas der Schaufenster gedrückt, als ob sie damit den ausgestellten Sachen wesentlich näher kämen; und da, wo am Rathaus entlang offene Weihnachtsbuden aufgeschlagen sind, sammelten sich auch einige der Kleinen vor den Pfeffernüssen und Süßigkeiten, — mit Blicken, die festhaften, und Händen, die unruhig sind vor lauter Wunsch, sich ausstrecken zu dürfen nach dem Geschauten.

Je ärmer ein Kind, oder je hochfliegender seine Wünsche, je unwahrscheinlicher, daß sie sich erfüllen, desto näher liegt der Glaube, daß nur ein echter, wahrhaftiger Weihnachtsmann die begehrten Dinge beschaffen kann, wie es üblich ist in Wundern und in Märchen. In solchen engen, winkeligen Querstraßen aber, deren schwache Beleuchtung kaum ein wenig verbessert wird durch etwas hellen Christbaumschein aus ein paar Ladenfenstern, — da kann man es sich ganz erstaunlich gut vorstellen, wie eine Knecht Ruprecht-Gestalt aus dem Schatten auftauchen mag zwischen Kindern, sich Kinderwünsche anmerkt, wohl auch mal hinüberlangt mitten durchs Schaufenster, was Schönes tief in den großen Rückensack zu versenken, und hinter den Verkaufsständen der Tannenbäume ungesehen wieder verschwindet.

Mit meinen Kerzen in der Tasche ging ich bald wieder zur Stadt hinaus und bergan, um längs der Waldungen auf dem Hügelrücken heimzukehren. Es war inzwischen wolkig und windig geworden, manchmal sprühte ein Regenguß herab. Ein junger Mensch, der mir begegnete, hatte die Kapuze seines Lodenumhanges über den Kopf gezogen. Mir fiel es auch durchaus nicht auf, als ich nochmals einen solchen Kapuzenkopf gewahr wurde: an einem großen alten Mann, in faltigem, grauen Mantel, dessen Taschen, vollgestopft, weit abstanden, während er am Rücken einen grünen Rucksack wie einen wahren Berg trug.

Digitized by Google

Was mich wunderte, war etwas anderes: daß dieser graue Mann in einiger Entfernung von mir, auf einer Bank an einer Stelle zu sitzen schien, wo ich mich nicht entsinnen konnte, jemals eine Bank bemerkt zu haben. Als ich näher kam, stellte ich denn auch mit gräßlichem Erstaunen fest, daß gar keine Bank vorhanden war. Saß der Mann mitsamt all den schweren Sachen in der Luft?!

Aber er saß so fest und behaglich hineingelehnt (es mußte eine Bank mit Lehne sein und womöglich mit Rückenpolster!) und ganz wie jemand, der sich aufs beste ausruhte.

Eigentlich wollte ich möglichst schnell vorüberflitzen, wißt Ihr. Denn ich bekam geradezu das Zipperlein vor Unheimlichkeit und Gruseln. Allein kaum war ich fast an ihm vorbei, als ich begriff: so was im Rücken sitzen zu haben, ist noch weit gräßlicher als es vor Augen zu haben. Daher drehte ich mich schnell noch mal nach ihm um, und weil ich glaubte, erklären zu müssen, warum ich stehen blieb, sagte ich mit zitteriger Stimme: „— Entschuldigen Sie, — aber da, wo Sie sitzen, ist wirklich gar keine Bank!"

Er lachte ein bißchen, nicht hörbar, doch so, daß es ihn ein wenig schüttelte.

„Ist auch nicht!" gab er freundlich zu. „Wenigstens möcht' ich Ihnen nicht raten, sich drauf zu setzen, meine Dame. — — Aber wie stellen Sie sich das wohl vor, daß so ein armer Weihnachtsmann mit all den vielen Wunschzetteln zu Rande kommen soll, wenn er noch nicht einmal die Macht hat, sich selber einen so kleinen Wunsch zu erfüllen, wie etwas Bank, wenn er müde ist? Oder etwas Brot, wenn er hungrig ist, — da auf ihn doch keine einzige Brotkarte lautet?"

Das leuchtete mir ein, — Euch auch, nicht wahr? Er hatte nichts Unheimliches, sobald er sprach. Mein Gruseln legte sich. Und ich zerging fast vor Neugier, diese interessante Bekanntschaft zu machen.

Der Alte blickte mich zwar recht prüfend an, ob ich dessen wohl auch würdig sei.

„Sie wissen hoffentlich doch, wozu es einen Weihnachtsmann gibt?" fragte er.

„Ja, gewiß!" beeilte ich mich zu versichern. „Weihnachten ist ja die Feier der Geburt des Heilands!"

Er machte mit seinem Knotenstock am Boden eine Bewegung, ungefähr wie in der Schule der Lehrer ein Zeichen für „ungenügend" einschreibt.

„Das ist der hohe Geburtstag!" erklärte er dann. „Alles Lebendige, was seitdem geboren wird, wovon jedes seinen eigenen kleinen Geburtstag hat, will ihn dann nochmals haben, zusammen mit dem Kind in Bethlehem. So ist es ein großer allgemeiner Kindergeburtstag geworden: und mit dem speziell habe ich zu tun. Ich will mich nicht im Range höher brüsten als ich bin. Es geht nicht viel höher hinauf damit, als bis zum lieben Niklas, der in die hinausgestellten Schuhe eine kleine Überraschung schob."

Mir erschien dieser Rang schon ungeheuer vielsagend, und mit der größten Ehrfurcht hörte ich zu. Das gefiel ihm offenbar, denn, während er sich bedächtig von seiner Luftbank erhob, wobei es im Rucksack knisterte und klirrte, fragte er leutselig: „Nun, und hätten Sie wohl ein Kind in Ihren Gedanken, dem der Weihnachtsmann noch extra feiern helfen könnte?"

„Eins? Nein, zwei!" antwortete ich schnell; „zwei, bei deren Weihnachtsfeier ich leider nicht zugegen sein kann."

Er schritt kräftig aus, neben mir bergan.

„Was sind denn das für Kinder? Erzählen Sie doch mal!"

Da entwarf ich eine begeisterte Schilderung von Bubi und Schnuppi. Geschickt ließ ich einfließen, daß schon jetzt, bei Abwesenheit seines Papps, Bubi wie ein kleiner Helfer seiner Mutts erscheint, und daß Schnuppi ihren einzigen Fehler, das Daumenlutschen, ablegt für einen Kuß von Papps.

Diesmal lachte er nur in den Augen. Aber das war so hell und lachte in ganzen Lichtbündeln unter den buschigen weißen Augenbrauen heraus. So sehr freute es ihn zu erfahren, wie gut alles für Euch beiden Kinder stand. So gut, daß ihm der Gedanke gar nicht mehr kam, er könne es mit seinen Gaben überhaupt noch verbessern.

Natürlich war mir das auch wieder nicht recht. Den Weihnachtsmann leibhaftig festkriegen, und ihn dann gehen lassen sollen ohne den kleinsten Wunschzettel!

Ich seufzte deshalb stark und schmerzlich.

„Ach die armen zwei Kinder!" stöhnte ich.

„Ja wieso denn?!" rief er laut.

„Ja, ihre Hauptwünsche bleiben gänzlich unerfüllt das Jahr!" jammerte ich,

„Rabeneltern!" rief er noch lauter, und schon riß er dabei sein Notizbuch heraus. „Na los: was wünschen sie sich denn?"

Ich erklärte rasch: „Bubi wünscht sich, zu fliegen, es soll eine 'Taube' sein. Und Schnuppi, die wünscht sich lebendige Kinder."

Der Alte nickte beifällig. „Gefällt mir beides gut. Der Junge soll ganz bestimmt noch mal durch die Luft kommen, eher als er denkt, — gefällt mir wirklich, daß er nicht an der Erde hocken bleiben. — Und lebendige Kinder? Ist schon recht. Aber wie viele denen?"

Ich entsann mich nicht, daß Schnuppi genauer angegeben hatte, wie viele.

„Nicht unter einem Dutzend darf es sein" sagte ich deshalb; hoffentlich ist es Schnuppi so recht?

Dazu lächelte mein Alter in den langen, ziemlich verfilzten Bart; der Lichtbündel aus den Augen schienen immer mehr zu werden; man hätte bald sämtliche Kerzen eines ganzen Weihnachtsbaumes daran anzünden können.

Auch die Kinder für Schnuppi wurden vorgemerkt: auf weißem Marzipantäfelchen mit braunem Stift aus Schokolade.

„Es muß schwer sein, die Notizen auf so unzähligen Täfelchen nicht zu verwechseln und zu verwirren!" meinte ich bewundernd.

Digitized by Google

„Die für die guten Kinder behalt' ich ganz von selbst im Gedächtnis," erklärte er schreibend; „und die schlimmen, die esse ich ganz einfach auf; da kann ich sie freilich nicht gar lang behalten."

„Was — die Kinder?!„ schrie ich entsetzt.

„Ach wo, bloß die Marzipantäfelchen," beruhigt er mich und stieg langsam weiter. „Die Kinder, — was meinen Sie denn — denen bin ich doch geradezu zu Dank verpflichtet; in der ganzen Herrichtung wie Sie mich da sehn, leb' ich von ihnen ja geradezu. Eine meiner stärksten Machtentfaltungen beziehe ich direkt von ihnen. Nur Kindern gegenüber wird ja irgendein Lümpchen, das ich für sie zum Geschenk auftreibe, wirklich zur schönsten Wickelpuppe, ein Pappdeckel zum Panzer, Reisigäste galoppieren als Rosse wirklich zwischen den Beinen. Daß es Zaubereien in der Welt gibt, ist Kindern aus guten Gründen nicht auszureden: weil sie selber zauberkräftig sind."

Während er sprach, sah er mich mit seinem fröhlichen Blick an. „Zaubereien gibt es verschiedenerlei!" fuhr er fort. „Auch für Erwachsene natürlich: nur andres. Wüßt' ich's nicht, so hätt' ich mich wohl jetzt vor Weihnachten davon überzeugen müssen, — an den Fronten bei den Liebespaket-Ausgaben. Denken Sie übrigens ja nicht, meine Dame, daß ich da eine große Rolle spiele! Ich werde überhaupt nicht beachtet oder auch nur bemerkt. Nur: von den vielen Händen, durch die so ein Päckchen vom Hause her geht, bis es in der des Empfängers liegt — von all den vielen Händen die letzte Hand bin ich. Und glauben Sie wohl, daß es wirklich nur ganz einfach Zigarren sind, die ich aus dem Päckchen herauskommen lasse vor die leuchtenden Augen, — oder nur wollenes Zeug, oder Würste oder Schokolade oder was es sonst sein mag? Nein, nicht einmal Kinder könnten angeben, was es alles ist! Richtiger wäre wohl zu sagen: es gibt nichts, was es in solchem Augenblicken nicht wäre, von allem Reichtum des Lebens."

Ihr könnt Euch gewiß vorstellen, wie ich bei diesen Worten aufhorchte. Plötzlich war es fast gleichgültig, ob er noch weiter erzählen würde von seiner Zauberer-Existenz, und wär's auch die erstaunlichste; plötzlich erschien das Alltäglichste, viel hunderttausendmal wichtiger zu erlauschen, weil es von dorther kam, wo es keinen Alltag mehr gab, sondern nur das Unerhörte von Mensch zu Mensch. Zu fragen scheute ich mich, allein dessen bedarf es beim Weihnachtsmann, dem Wünsche-Errater, ja nicht, und er antwortete als hätte ich gefragt. Aber er tat es mit einer weit ausholenden ablehnenden Gebärde. „Ich sagte Ihnen schon, meine Dame: mein Rang ist nicht hoch, und nur für das Heimlichste an Wirken wurde ich bestellt. Davon zu erzählen, was auf den Schlachtfeldern vorgeht, über die ich schritt, und in der Tiefe der Herzen, die sich mir einen Augenblick öffnen mußten, — sind andere berufener."

Erst jetzt bemerkte ich auch, daß ihm das Reden beim Steigen nicht leicht fiel. Er keuchte unter all der Last, die er mit sich trug, — und die ein Menschenkind ihm nicht tragen helfen durfte, wie er mir andeutete.

„Es muß mal so sein, daß der Weihnachtsmann ein richtig alter ist," meinte er lächelnd, „und allzulang dauert es nun auch nicht mehr! Natürlich: denn bald wird niemand mehr an so was Törichtes glauben; an den leibhaftigen Weihnachtsmann so wenig, wie an den Storch, der die Kinder ins Haus bringt, und was solchen Gesindels mehr ist."

So sehr erschrak ich, daß ich ins Stolpern geriet und beinahe lang vor ihn hingeschlagen wär'. Dies war aber auch grauenhaft, findet Ihr nicht? Wie konnte er, der selber neben mir herschritt, behaupten, es sei töricht, an seine Existenz zu glauben?

Das Unheimliche, vom allerersten Anfang unserer Bekanntschaft, wollte mich wieder überfallen. Doch denkt wie seltsam: leise wandelte das Unheimliche an der Sache sich in etwas Heimliches, — und das heißt: in etwas Unbekanntes, darinnen man dennoch zu Hause ist. Wißt Ihr: so tief heimlich, daß man es weder ergründen kann noch will, da es zu verheißungsvoll dafür ist. Denn es ist damit wie mit dem Schlüsselloch in der Tür vor der Weihnachtsstube, die die Bescherung schon enthält und jede voreilige Neugier abwehrt.

Unser Pfad ging inzwischen vom Wiesenland der Hügel in große Steinbrüche über, hinter denen Hochwald stand. Der zog sich von hier aus weithin ins Ferne.

Der Alte machte halt und atmete tief und blickte um sich. Lange.

„Daß wo ein Wald im Frieden steht, — das ist wohl das Weihnachtlichste, was man jetzt auf Erden sehen kann!" sagte er still.

Er war nicht stehengeblieben aus Müdigkeit, fast schien er gar nicht mehr weiter zu müssen.

Wenigstens setzte er sich wie einer, der am Ziel ist. Nicht in die Luft diesmal, sondern auf guten, soliden Steingrund, einen Vorsprung am Bruch, und nahm den schweren Rucksack von den Schultern.

Neugierig streckte ich die Hand nach dem Sack, den er neben sich gelegt hatte. Aber es bestürzte mich, wie schwer der war, — nicht leichter zu heben wohl als der Felsgrund selbst, auf dem er dalag.

Da tat der alte Mann mir sehr leid. „Ich kann mir wohl denken, daß diese Weihnachtstage Sie ermüden, Ihnen zu mühsam sind," sagte ich. „Aber, lieber, guter Weihnachtsmann, es sind schließlich ja nur die paar schlimm überbürdeten Tage für Sie im Jahre! Und wie viele von den Marzipantäfelchen essen Sie ja leider auch noch auf!"

Mein Begleiter saß, etwas zusammengebeugt, unter den ziehenden Wolken im wehenden Wind, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Merkwürdig bucklig kam er mir

Digitized by Google

im Sitzen vor. Die Antwort auf meine Worte murmelte er nur.

„Ach du Menschenkind, du erzdummes! Als ob es an den paar Tagen allein gelegen wär'. Das wäre ja fast so, als ob man über einem geputzten Lichterbäumchen den ganzen großen Hochwald da droben nicht mehr sähe. Was es alles an Wünschen gibt, schon allein in Eurer Menschenwelt, und in Eurer ganz und gar nicht allein! Ich sagte ja schon: nicht mit den Großartigen bekomme ich zu tun, nur mit den Kleinen, oder doch dem, was nur klein scheint, denn wer ist nicht kurzsichtig. Geh hier nur einen Schritt breit, und schon unter deinem Fuß wimmelt es von Kreatur und lebendigen Pflänzchen, die nicht mal selbst was davon wissen, wie wünschevoll sie sich gebärden. Man wird nicht fertig mit dem bloßen Wunschzettelsammeln, du dummes, dummes Menschenkind."

Die einzelnen Sätze vermurmelten sich so, daß ich nicht einen jeden scharf verstand. Oder sagte er überhaupt nichts, und in den Ohren sang und sauste mir nur er, der Wind?

Jedenfalls saß mein Alter förmlich zusammengebuckelt von innerm Gelächter, — und jedenfalls, wenn er jetzt lachte, so lachte er mich aus und wollte das in seiner Herzenshöflichkeit nur nicht laut werden lassen.

Das Regensprühen hatte längst aufgehört, nur ging eine sehr dunkle Wolke oben vorbei und entzog mir im unsichern Licht seinen Körperumriß vollständiger als mir begreiflich schien: dann nahm er sich auf dem Sandbruch fast aus wie eine graue Steinpartie auf einer gelben.

Da streckte ich zum zweitenmal die Hand aus, und ich berührte seine Mantelfalten, — doch die Kälte, die ich zu fühlen bekam, durchrieselte mich nicht nur körperlich. Denn unter meinen Fingern fühlte ich — Stein.

Nicht der Alte war das mehr, nur die Naturbank, auf der er sich niedergelassen hatte.

Noch lag der Rucksack auf ihr. Grün anzusehen wie vorher, und obenhin auch ebenso weich zu berühren. Doch den Inhalt des Sacks hatte der Bruch in sich hineingeschluckt, und nur Moos zog sich in graugrünen Flechten über eine kleine Erhöhung.

Trotzdem empfand ich kein langes Erschrecken darüber, daß mein interessanter Begleiter so ohne weiteres in Stein verwandelt und fort sei. Beinah empfand ich, als sei es dennoch im Grunde nur eine lustige Maskerade — nämlich sein Fortsein, nicht sein Dasein —, und als käme es nur auf den richtigen Griff an, gleichviel wohin gerichtet, um ihn mir wiederzubringen.

Diese Fröhlichkeit im Herzen war offenbar dasjenige, was mir von ihm doch übriggeblieben war.

Und nun kam zögernd ein wenig Sonne hervor, wie wenn sie mir helfen wollte, das übrige von ihm zu entdecken in irgendeinem Versteck.

Hinter den Tannen über dem Bruch fing eine Drossel zu schwatzen an, so, wie sie es im beginnenden Vorfrühling tut; vielleicht weil sie das bißchen Sonne mißverstand — oder wurde vielleicht soeben der Weihnachtsmann ihr sichtbar, und bedeutete dies ihre Unterhaltung mit ihm? Denn auch bei den Drosseln machte er sich ja zu schaffen und notierte Drosselwünsche, wenn auch vielleicht nicht auf Marzipan.

Ein rostbraunes Eichhörnchen mit buschigem Schweif kletterte gleich einem Seiltänzer an schwankenden Zweigen zur Tannenspitze empor. Dort hingen ein paar Zapfen, vorher nicht bemerkbar im Nadeldickicht, jetzt von der Sonne übergoldet wie glitzernde Christbaumzapfen.

Und auf einmal verstand ich erzdummes Menschenkind meinen Weihnachtsmann so gut, als winke er mir von da oben, ja von allüberall! Ich verstand, daß er nur ein Name sei für alles, was Freundliches in uns oder an uns geschieht im Leben. Etwa so, wie die Klapperstörche, von denen er sprach, Namen sind für namenlose Wunder, die in der Welt durch eine Mutts geschehen.

Wo Kinder sich Unerreichliches wünschen, da denken sie unwillkürlich, nur ein Weihnachtswundermann könne das zuwege bringen, und erwarten ihn gespannt mit Mantel und Bart und Sack. Wo aber jeder Tag reich ist an Erfüllung durch viele Herzensfreundlichkeit, viel reicher als ein Weihnachtstisch Geschenke fassen kann, da wird der Alte selber gar nicht weiter sichtbar, denn ganz von selbst laufen schon seine Bestellungen ein.

Und nun erratet Ihr gewiß auch schon, weshalb Ihr ihn nie gesehen habt: weil er unter Euch unsichtbar werden durfte, aufgenommen in aller Tage Liebe, denn nicht nur die Weihnachtszeit beherbergt ihn, sondern er steckt in allem, was zu jeder Stunde in Eurem Leben vor sich geht unter den Augen von Mutts und Papps.

* * *

Aber nun werdet Ihr fragen, wie es denn kommen konnte, daß ich dem Weihnachtsmann begegnet bin?

Soll ich Euch das wirklich auch noch sagen?

Ja, ich will es tun! Seht mal, als ich da unten aus der Stadt hinausging, da hatte auch ich einen Wunsch, und eben gerade solch einen unerfüllbaren, wie er die Kinder zum Weihnachtsmannglauben antreibt.

Das war der Wunsch, bei Euch zu sein.

Der Weihnachtsmann, der fast alles weiß, hat das wohl gewußt. Darum setzte er sich mir direkt vor die Nase auf eine Luftbank, damit ich ihn erkennen sollte.

Erfüllen konnte er mir meinen Weihnachtswunsch nicht, weil ich kein Kind war.

Aber zum Schluß, als er sich in die Bruchvorsprünge der Steinbank verwandelte, da hat er — um doch was von sich zurückzulassen außer dem Sandstein und Moos — mir die Geschichte für Euch geschenkt.

Denn als ich heimkam, fand ich sie bei den Weihnachtskerzen in meiner Tasche.

Digitized by Google

Das Spielzeug. Gemälde von Franz Schider
(Im Besitz der Galerie Haberstock in Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Geist der Karpathen

Von Hugo v. Hofmannsthal
in Wien

Erst allmählich, vielleicht erst nach Jahren, wird man die Größe des hier Geleisteten neu ermessen können. Schweizer Bericht.

Wie vom Alpenübergang Hannibals, wie von Alexanders Märchenzug nach Indien, so wird man in fernen Zeiten von der siebenmonatigen Karpathenschlacht reden. Schwedischer Bericht.

Allmählich, wie die Monate hingehen, ist es, als ob sich doch schon für uns Lebende das Gesicht dieses Krieges enthüllen könnte, nicht die vorgehaltene Larve eines schlangenschüttelnden Meduſenhauptes, deren Anblick das Blut in den Adern erstarren läßt, sondern sein wahres, ewiges Gesicht, das die kommenden Jahrhunderte sehen werden. Allmählich wird alles, was von Monat zu Monat geschehen ist, aus dem Späteren verständlich, daß es geschehen mußte und nach der Notwendigkeit geschehen ist; wir fangen an zu ahnen, wie völlig das Frühere unter dem Zwange des Späteren stand, das hereindrängen wollte. Daß wir uns dem Heranfluten des größten Heeres, das die Welt gesehen hat, entgegenwarfen, um das Herz Europas gegen den tödlichen Stoß zu decken, daß wir dann zurück über die Flüsse gegen Westen mußten, wieder vor an den San, wieder zurück ins Gebirge, und daß sich das Größte, Entscheidende endlich an und auf dem bogenförmig gegen Osten gekrümmten Bergwall der Karpathen vollziehen mußte, so wie einst an den Wällen Wiens die asiatische Welle brandete und zurückging: dies alles erscheint uns heute notwendig. Es ist, als hätte dies alles nicht anders geschehen können und an keiner anderen Stelle der Welt, und als hätte der Geist, der sich hier offenbaren mußte, genau alle die Umstände zu seiner Offenbarung nötig gehabt, die sich nur hier zusammenfanden, um die Kette der schwersten Prüfungen zu bilden, welche je über ein Kriegsheer verhängt wurde. Dieses Terrain, welches das Äußerste auferlegte, die schwere Not, der verzweifelte Ernst, den hier die Natur über Menschen, kämpfende, bei Tag und Nacht miteinander ringende Menschen brachte, die Jahreszeit, der nasse, stürmevolle Herbst, der harte Winter, der wilde Nachwinter, die Froststarre, das Wasser, die lehmige Erde, die sich in Klumpen an die Füße hängt, der mannshohe Schnee, das vereiste, glatte Gelände, der Sturm, die Einsamkeit, die endlosen Winternächte, der von Geschossen zerfetzte, splitternde Wald, die verschütteten Tunnels, die in den Fels geklemmten neuen Feldbahnen, die Notbrücken, die Pioniere bis an die Brust in eisigem Wasser stehend, die weggesprengten Bergkuppen mit feindlichen Batterien und Stellungen auf ihnen, die improvisierten Panzerzüge, die Geschütze, von Menschen an Seilen auf die Berge hinaufgezogen: es ist, als könne man heute nichts von allen diesen Dingen mehr wegdenken.

Aber auch jenes andere läßt sich nicht wegdenken, das in so vielen Briefen und Tagebüchern immer wiederkehrt, die Erhabenheit der Natur mitten in und über all diesem Geschehen: die gestirnten Winternächte, die schweigenden, verschneiten Buchenwälder, die stillen Bergkuppen im Frühlicht, und jenes Aufgehen des Morgensternes in der eisigen, klaren Luft, groß und zauberisch hier so wie nie und nirgends sonst, wie ein Signal, ein Feuerzeichen, immer wieder eine schwere Stunde zwischen Nacht und Tag heranführend, die mehr Blut hat fließen sehen als irgendeine andere von den vierundzwanzig. Nichts, was in diesen Monaten aus Hunderten von knappen Berichten sich unserer Seele eingegraben hat, läßt sich von diesen ungeheuren Kriegserlebnissen ablösen. Nie wird von den Namen all der Karpathenflüsse der Schicksalsklang abfallen; wenn wir Dunajec hören werden oder Biala, Ondawa und Orawa und Laborcza, Ung oder Stryj, so wird in uns im Tiefsten etwas erbeben, das vor diesem Krieg

Digitized by Google

in uns nicht da war. Wir sprechen diese Namen aus und wir fühlen, daß sie in uns, nicht wir in sie, das Erhabene legen, das wir nur in vergangenen Zeiten zu suchen und zu ahnen gewohnt waren. Dies gegen Osten gekrümmte Waldgebirge, dieser westliche Bergwall der Monarchie ist durch ein ungeheures Geschick zu einer heroischen Landschaft ohnegleichen geworden. Tal um Tal, Schlucht um Schlucht, sie waren der Schauplatz, auf dem der Krieg sich seine Helden erzog. Hier wurde aus einer bloßen Masse von Soldaten ein Heer, das kriegsgewohnteste, unüberwindlichste, das seit den Tagen des Prinzen Eugen unter dem Doppeladler gefochten hat. Hier gab es jene Improvisationen, die aus Haufen von Landstürmern, von huzulischen Bauern, von Gendarmen und Zollwächtern ruhmreiche Kampfgruppen machten, deren Taten in schweren Wochen die Herzen höher schlagen ließen. Hier geschah diese Auslese, wie kein General sie vollziehen kann, sondern nur das eiserne Geschick, hier diese Verschmelzung vieler zur harten, kühnen Einheit.

Hier standen sie nebeneinander — aber nun stehen sie nicht mehr, sondern stürzen sich wie Frühlingsgießbäche den östlichen Abhang hinab gegen den Feind — diese kleinen und großen Heere, deren Namen wir so sehr lieben gelernt haben: Gruppe Rott, Gruppe des Erzherzogs Josef, Gruppe Arz, Gruppe Szurmay, Gruppe Hoffmann, Gruppe Pflanzer — Namen nur, aber wieviel mehr als Namen unseren Herzen. Zehn oder zwanzig Namen, aber sie beschwören die Hunderttausende für uns herauf, die keinen Namen haben. Alle diese Arbeiter des Krieges, diese Naturmenschen. Stumm haben sie es geleistet, wie andere Arbeit. Es ist unmöglich, das Wirkliche davon auszusagen, und auch sie selber vermögen nicht das Wirkliche davon auszusagen. Die Nacht verschlang den Tag, der Tag die Nacht. Sie waren da und harrten aus. Zuerst war Oktober, November, dann kam Limanowa, dann Weihnacht unter blutigen Kämpfen, Neujahr unter blutigen Kämpfen, die Offensive Ende Januar, die endlose Märzschlacht, die furchtbare Osterschlacht. Sie lagen im Schnee, schliefen mit dem Gewehr im Arm, ließen ihre Toten unbegraben neben sich im tiefen Schnee — denn sie hatten keine Zeit, sie zu begraben — und harrten aus. Sie blieben bei der gleichen Arbeit, sieben Monate lang. Bauern und Arbeiter sind sie, und sie sind nicht gewohnt, aufzuhören, bevor ihre Arbeit zu Ende getan ist. Es ist unmöglich, sie alle vor sich zu sehen, aber doch kann man ihrer viele vor sich sehen, Kohlenarbeiter, Bergleute, Eisenbahner, Metalldreher, Buchdrucker; Holzhauer, Waldbauern, Weinbauern, Heger, Pferdehirten, Fuhrleute, Tischler, Almer; Schmiede, Schlosser, Bräuknechte, Wagner, Sattler, Fleischhauer, Finanzer, Gendarmen. Und da sind ihre Offiziere; der blutjunge, eben ausgemusterte Leutnant, und der Hauptmann mit leicht angegrautem Haar, der nie zuvor in langen Friedensjahren ganz er selbst war und erst in diesem Kriege ganz er selbst geworden ist, und der aus Mexiko zurückgekommene Ingenieur, der dort Straßen gebaut hat, und der aus Rumänien zurückgekommene Elektrotechniker; und der Gerichtsbeamte, der Stationschef, der Kleinstadtkaufmann, der Schullehrer, der Geometer, der Musiker, der Notariatskandidat, der Bezirkskommissär, der Chemiker, der Finanzrat, der Bankbeamte, der Fabrikant. Und bei ihnen ihre wundervollen Priester, ihre wundervollen Ärzte.

Es ist unmöglich, über das Wirkliche dessen, was sie durchgemacht und geleistet haben, auszusagen, aber dennoch läßt sich die Kette der Wirkungen ahnen, durch welche jenes Ungeheure zustande kam. Sieben Monate, zweihundert Tage und Nächte — und das unsagbare Ausharren, das heldenhafte Vor, immer wieder, und das heldenhaftere Zurück, diese siegreichen Rückzugsgefechte, dies innerliche Überlegenbleiben im scheinbaren Unterliegen; Geduld, kostbarer als Mut; das Scherzen, das Singen, das Nahrungsuchen, das Brückenbauen, das Austreten des Weges, das Anseilen der Geschütze, das Wegschleppen der verwundeten Kameraden über vereiste Hänge; und über dem allen jenes unaufhörliche Gebet von Männern: Ich will! Das Einandervermissen der Gruppen, das Gewahrwerden der bedrängten Nachbargruppe, das Sichverlassen aufeinander, das Gefühl des Umgriffenwerdens und doch aushalten, immer wieder; und das einzelne, tausendfach: das Einanderablösen am Maschinengewehre, der Leutnant,

Digitized by Google

der aufrecht im Feuer die Munitionskiste nach vorne trägt, der Divisionär, der nur als letzter von allen seinen Leuten zurückgehen will, der alte Landsturmmann, der verblutend weiterfeuert, mit den Patronen aus dem Gürtel des Toten neben ihm; und jener Zugführer, der, selber verwundet, durch den San schwimmt, seinen schwerverwundeten Oberstleutnant im Arm, in der anderen Hand die Regimentsfahne; und jenes Sterbegebet des bosnischen Moslims, von niemandem gehört, als dem kaiserlichen Prinzen, der die Zweige eines Gebüsches auseinanderbiegt und darin den einsamen Moslim findet, der seine Sterbelieder singt; und der Zuruf der Stürmenden an die Stürmenden neben ihnen, der Kroaten an die „mit den Blumen", der Bosnier an die Kärntner, der Salzburger an die Wiener, und das Niedersinken der betenden Tiroler auf der erstürmten Magiera. Welche nie auszusagende Vermischung von Angst und Mut, von Lust und Qual, in der Brust von so vielen Tausenden von Männern; welche übermenschlichen Gefühle; welche Schule für einmal und für immer; welche dämonische Erhöhung des Daseins, welche nie auszusagenden Ahnungen; welches beständige „Näher, mein Gott, zu dir!"; welche ungewußte Heiligung und Wiedergeburt; welche Darbringung ihrer selbst, und welche ungewußte Erhöhung ihres Wertes für einmal und für immer!

Welche Schule, die sie durchgemacht haben; welche Beurteilung der Kameraden, der Vorgesetzten; welcher Geist, der aus ihnen geboren ist und sie nie mehr völlig verlassen kann; welche Macht des Gemütes über sich selber, so groß, daß vor ihr auch Tod und Geschick sich gebeugt haben.

Wo ist noch Platz für Kleinmut, wenn diese zurückkommen? Welche Macht, welcher Glanz der Gegenwart umschwebt sie nicht — welche Kraft, alles zu erneuen!

Wie wesenlos ist vor diesem die Vergangenheit, alles Verworrene, Dumpfe; nirgends ist ein Platz für Klauseln, für Kindergedanken. Mit ihnen geht ein Geist, vor dem das Wesenlose nicht besteht.

Man möchte sich fragen: Wohin mit soviel Mut, wenn wieder Friede sein wird? Soll dieser Geist, der aus den Tausenden hervorbrach, in Bescheidenheit zurück in die Ackerfurchen, zurück in die Wälder? Zurück in die Glashütten, an die Webstühle, in die Salzwerke, an die Maschinen, aufs Rübenfeld, in die Werkstatt? Er wird es, aber es wird ein Überschuß bleiben, stark genug, um das Leben dieser nächsten Jahrzehnte zu durchleuchten und zu erhöhen. Hier ist Saat der Edelsten, die sich ausstreut über das geliebte, mit soviel Blut erkaufte, unberührte Land. Sie werden zurückgehen an die Maschine, zurück zum Pflug; aber sie werden nie mehr die dumpfen Sklaven der Maschine sein, und über dem Feld, das sie pflügen, wird ein Geist die Flügel schlagen, der uns alle segnen wird. Wer dem Äußersten ins Auge gesehen hat, wird mäßig und stark sein, gut und segnender Weisheit voll; in Tausenden der Tausende ist uns eine ungeheure Kraft gegeben: sie ruht auf ihnen, sie wohnt bei ihnen; sie ist heilig; Lehrer, Priester, Volksvertreter, Obrigkeit, diese vor allem sind gerufen, ihrer zu wahren: wehe, wer sie vergeudete!

Der Verwundete

(Unsern deutschen Schwestern gewidmet)

Mir segnet milde labend
Die Stirn eine Frauenhand,
So wie der Sommerabend
Kühlt das heiße Land.

Sie will das Herz mir lösen
Vom Rausche der Gefahr,
Von dem blutig Bösen,
Das so gut doch war.

Nur jede Siegeskunde
Facht die Qual mir an,
Und meine rote Wunde
Brennt, was sie brennen kann.

Wie mit Satanskrallen
Zerrt's an der Seele mir:
Ihr dürft siegen und fallen
Und ich liege hier.

Brüder! Wie wir stritten!
Haltet mutig Wacht! —
Kühle Hände bitten:
„Schlafe! Gute Nacht!"

Ernst Simon

Digitized by Google

Das Châtelet de Madame

Von Friedrich Freksa (z. Zt. in Frankreich)

Es war eines der vielen, kleinen Schlösser, an denen Frankreich so reich ist. Von der Hauptchaussee führte eine breite, von uralten Kastanien beschattete Anfahrtsstraße zu dem kleinem Park, in dem das zierliche Gebäude im Geschmack der leichtfertigen Jahre zwischen 1760 und 1780 aufgeführt war.

In der ersten Oktoberwoche des Jahres vierzehn fuhr ich zum ersten Male die Kastanienallee zu dem Schlößchen hinauf, um Briefe und Aufträge an einen Artilleriestab, der dort lag, zu vermitteln.

Ein schön geschmiedetes Gitter, das zwischen zwei viereckigen Pfeilern hing, war durch einen Posten bewacht, der die Weisung gab, den Wagen vor dem Portal halten zu lassen. So schritt ich denn zu Fuß einen gepflegten, breiten Kiesweg empor zu dem Gebäude, dessen graues, hohes Schieferdach zwischen dem herbstlichen Laube sichtbar ward. Wie eine jener geschweiften Kommoden der Rokokozeit stand das Schlößchen zwischen breitästigen hohen Bäumen. Auf dem Vorplatz spielte ein Brunnen: Ein nacktes Mädchen zitterte, in das kleine Marmorbassin zu steigen, weil ein Ungetüm von einem Fisch es anspie. Ins Zierliche, Galante fast war so das Sagenmotiv der gefesselten Andromeda gewandelt.

An der Pforte kam mir der mir bereits bekannte Adjutant entgegen, grüßte mich herzlich und sagte mit der stolzen Miene eines Sammlers und Besitzers: „Ist der Park nicht ein Idyll und das Châtelet nicht ein Bijou? Kommen Sie nur hinein, Sie werden staunen, wie ein ganzes Stück Kultur die Jahrhunderte überdauert hat. Aber zuvor werden die Füße gereinigt, daß Sie nicht Parkett und Teppiche verderben." Ein Kanonier kam mit Filzpantoffeln aus dem weißen, hellen Hausgang. Der Mann befreite meine Stiefel von einigen Kilo der fetten, gelben Erde Frankreichs, in der Wein und Gemüse so gut gedeihen. Der Adjutant musterte mich erst noch einmal, ehe er mich für sauber und würdig genug fand, das „Bijou" zu besichtigen, und ich hatte ein Gefühl wie damals, als ich ein kleiner Junge war und mir meine Großtante Kolosseumschleicher anzog, damit ich dem sauber geölten Fußboden der pedantisch-ordentlichen Altjungferwohnung nicht wehe täte.

Eine hohe, weiße Flügeltür tat sich auf, und ein Raum nahm mich gefangen, der jenseits des Krieges, jenseits des Jahrhunderts zu bestehen schien. Blau und Silber waren die herrschenden Farben. Die Wände, an denen Bilder mit Schäferszenen hingen, empfingen ein gedämpftes Licht durch zwei hohe Fenster, die durch gelbliche Spitzenschals verhüllt waren. Ebenholzstühlchen mit blauen Seidenpolstern waren um einen runden, niedrigen Tisch getrippelt. Eine Causeuse kokettierte in einer Ecke, aus zierlichen Glasvitrinen leuchtete edles, blausilbernes Chinaporzellan, wie es in der Zeit des vierzehnten Ludwig beliebt war.

Ich blieb stehen und sagte: „Man wartet fast darauf, daß die kleine Marquise, der das Ganze gehört, aus dem nächsten Raum im bauschigen, reich berüschten, mit Alençonspitzen verzierten Reifrock hereintritt im Pas de Menuet . . . ."

Der Adjutant strich den militärisch kurzgestutzten Schnurrbart und meinte: „Herr Kamerad, ein jeder von unserem Stab, der zum erstenmal in dieses Zimmer trat, hatte die gleiche Empfindung. Doch wissen wir nicht, wem das Schlößchen gehört, denn die Gegend ist verlassen, kein Bewohner blieb aus Angst vor den deutschen Barbaren zurück. Das Châtelet fanden wir vor, wie Sie es sehen, zierlich und gepflegt, als warte es darauf, daß jeden Augenblick die Herrin einträte. Denn nur einer Dame kann es gehören, davon legt jedes Stück Zeugnis ab. Und nach dieser Unbekannten, der dies kleine Juwel gehört, haben wir es genannt: „Châtelet de Madame."

In einem Jagdzimmer, in dem kein einziges Stück an unsere moderne Zeit erinnerte, empfing mich der Oberst. Fast ängstlich sah er mir zu, als ich mich auf einem, aus Geweihstücken hergestellten zierlichen Stuhl niederließ. Der alte Herr

Digitized by Google

verriet einen ähnlichen Respekt vor dieser graziösen Umwelt wie sein Adjutant.

Ein Meldereiter, der täppisch hereintrat und auf dem glatten Fußboden ausglitt, so daß er fast in einen der sechs schmalen Spiegel, die rechts und links auf der Kaminwand verteilt waren, gestürzt wäre, ward mit einem Donnerwetter angefahren, das ich dem sonst sehr leisen, aristokratischen Herrn nie zugetraut hätte. Auch bemerkte ich, daß der Blick des Obersten des öfteren zu dem Porphyrbalken des Kamins hinüberwanderte, wo zwischen Leuchtern und Nippes ein dreispitziger Damenreithut, kleine gelbe Stulpenhandschuhe und eine Reitgerte mit einem goldenen Äffchen am Griff lagen. Nachdem das Militärische erledigt war, wurde ich mit der Gastfreiheit, die das Feldleben auszeichnet, vom Adjutanten zu einer Flasche Wein eingeladen. Wir gingen in den Park, umschritten das Haus und gelangten zu einer Gartenecke, die mit rohen Holzbänken und einem festen Tisch von einem Soldatenschreiner feldmäßig ausgestattet war.

Hier ließen wir uns nieder, und zu uns gesellte sich noch der eine Abteilungsführer, ein älterer Hauptmann, der als ein artilleristischer Meisterschütze galt. Wir tranken einen sehr edlen, roten Wein aus schöngeschliffenen Gläsern, und ich gratulierte den Herren zu ihrem einzigartigen Quartier.

Der Hauptmann und der Adjutant lächelten geschmeichelt, aber mir schien irgendeine Bitterkeit in diesem Lächeln zu liegen, die ich mir nicht erklären konnte. Eine Bemerkung des Hauptmannes gab mir die Aufklärung. Er sagte: „Herr Kamerad, jedes Ding hat seinen Haken. In einem richtigen Gutshaus würde es unsereiner bequemer haben. Aber in diesem Châtelet gebietet ein seltsamer Geist. Man hat Angst, sich auf einen Stuhl zu setzen, oder gar mal ein Bein lang auf den kleinen Sofas mit den hellen Seidenbezügen auszustrecken." Der Adjutant nickte seufzend: „Ich habe nie ein Haus erlebt, in dem jedes Ding so an seinem richtigen Fleck steht und hängt wie da drinnen. Irgend etwas zu verändern wäre ein Sakrileg."

Als mein Blick von einem zu dem andern wanderte, stand der Hauptmann plötzlich auf nud rief: „Kommen Sie einmal und sehen Sie sich mein Schlafzimmer selber an. Vielleicht wird Ihnen dann manches klar."

Wir stiegen eine lichte, breite Treppe empor zu den oberen Gemächern. Der Hauptmann öffnete eine weißlackierte Tür, und ich sah einen Raum, dessen Wände mit einem weiß-blau-violetten Kretonne überzogen waren. Ein weißgoldener Sessel stand vor einem hohen, weißgoldenen Spiegel, neben einem kleinen ovalen Tischchen aus gleichem Holz und gleicher Farbe. Eine kleine kupferne Truhe schien all das zu beherbergen, was zum Frisieren nötig war. In der Mitte des Zimmers aber stand ein geschweiftes Bett mit rosaseidenen Kissen, überrieselt von einem Spitzenschleier, der an der Decke von einem goldenen Krönchen gehalten war. Der Hauptmann, ein Riese von sechs Fuß, trat vor diese Bettstatt, und während er seinen langen, blonden Bart strich, sagte er: „Können Sie sich vorstellen, daß ich in diesem Bett liege? Können Sie sich meinen Bart in diesen Kissen vorstellen?"

Und in der Tat, es war eine Unmöglichkeit, sich dieses Bild auszudenken, ohne einen unwiderstehlichen Lachreiz zu empfinden.

„Ja, aber wo schlafen Sie denn?" fragte ich den Hünen, der mit gespreizten Beinen und herabhängenden, breiten Händen wie ein Teddybär in einer Puppenstube aussah.

„Rechtschaffen und schlecht," erwiderte er und deutete hinter das Bett, wo ein ehrlicher, deutscher Soldatenstrohsack lag, bedeckt mit einem Schlafsack und ein paar Pferdedecken.

„Der Herr Oberst hat es auch abgelehnt, hier zu schlafen," sagte der Adjutant, „und als Dienstältester ist das Zimmer dem Herrn Hauptmann verblieben."

Der Hauptmann schluckte, als ob er eine dicke Pille im Halse hätte und sagte: „Es ist eben ein Jammer, daß man im Kriege hierherkommt, als Feind ... Wie müßte das sein, wenn man im Frieden hier zu Gaste wäre und all das lebendig würde, was jetzt ein bedrückender Traum ist."

„Und Sie wissen wirklich nicht, wer die Besitzerin ist?" fragte ich.

„Der Park war verschlossen," erwiderte der Adjutant, „unten im Dorf war nur noch eine alte, taube oder sich taub stellende

Digitized by Google

Frau zurückgeblieben, alles andere war vor uns ‚Hunnen' geflüchtet. Papiere würden sich vielleicht schon unten in dem kleinen Damenschreibtisch finden, aber wer von uns würde es über sich gewinnen, das kleine, entzückende Möbel aufzusprengen und in den Papieren von Madame herumzustöbern?"

„Es ist eine verhexte Geschichte," sagte der Hauptmann, „wir haben hier nirgends ein Recht. Jeder fühlt sich als Eindringling, und das will doch niemand von uns sein. Es ist alles zu fein und zu hübsch. Da kann man nicht heimisch werden. Denken Sie doch, wenn ich schlafen gehe, verzichte ich sogar auf meine halbe Nachtzigarre, die ich seit zwanzig Jahren zu rauchen gewöhnt bin. Oder können Sie sich vielleicht vorstellen, daß ein Mann hier drin eine Zigarre rauchen darf?" So vorwurfsvoll sah er mich bei der letzten Frage an, daß ich nur verlegen und beschämt schwieg, wie ein Mensch, der sich auf einem unlauteren Gedanken ertappt sieht.

Wir begaben uns wieder hinab in den Garten, und ich ließ die Herren mit einer Art Märchengefühl in dem Châtelet zurück, als wären Ritter in einem verzauberten Schloß geblieben. Noch einmal wandte ich mich um, als der Kraftwagen unter dem goldenen Blätterdach der Kastanien davondonnerte. Zwischen dem Grün der Nadelbäume und dem Bunt der Herbstblätter schnitt das hohe Mansardendach des Châtelet in den leuchtenden blauen Herbsthimmel.

Das war mein erster Besuch in dem „Châtelet de Madame".

⁂ ⁂ ⁂

Der Krieg geht seinen Gang, wie es das dem Kriege innewohnende Gesetz gebietet, und die Natur geht ihren Gang nach uralter Weise, und so kommt im schwindenden Jahre die Zeit, wo der Kriegsarbeit auch die letzten Reste jener lyrisch-schönen Verbindung mit der Natur abhanden kommen, wenn sich so allmählich alles in graues Regenwetter und Dreck auflöst und die Luft sich um die Glieder des Soldaten legt wie ein locker gewordener Prießnitzumschlag.

In dieser Zeit der ersten toten Novembertage, in der Frankreich mit Entschlossenheit in die sündlose Zeit vor der Erschaffung der Welt zurückversank und Himmel und Erde, weil die von Gott geschaffene Feste fehlte, ein gleichmäßig feuchter Brei waren, führte mich mein Auftrag abermals zu dem Artilleriestab, der im „Châtelet de Madame" lag.

Ich freute mich auf die zierlichen Räume, denen die Achtung deutscher Offiziere vor dem Geiste der Besitzerin die Schönheit des Friedens gelassen hatte. Zwei Wochen lang hatte ich inzwischen eine Kammer in einem zerschossenen Dorfe innegehabt, in einer Hütte, in der sich sonst nur noch eine Küche, ein Stall und der Bodenspeicher befand. Die Möbel dieses meines Gelasses waren im Laufe der Kriegszeit bis auf die Bretter einer Bettstatt zusammengeschrumpft, die an der Wand festgenagelt waren. Doch ward man diese Lebensfrugalität nicht recht gewahr, denn ein außerordentlich schöner und wohlgebildeter Misthaufen dicht vor dem Fenster ersetzte dicke Vorhänge und verlieh dem Gemach eine gewisse mystische Finsternis. Ein kräftiger, landwirtschaftlicher Geruch ging als Gratisbeigabe durch die scheibenlosen Fenster mit hinein. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn der Mensch lüstern wird nach ein wenig Schönheit. So fuhr ich denn zu dem „Châtelet de Madame", mit dem lockeren Gefühl, wieder einmal auf ein paar Stunden auszuruhen in all dieser reifen, verhaltenen Pracht eines anderen Lebens, das so weit hinter dem Kriege lag, wie Schlaraffenland hinter Weihnachten. Nie hatte ich es so selig eilig, einen Auftrag auszuführen!

Die breiten Gummireifen schleuderten Wasser und Dreck in gewaltigen Bogen nach rechts und links, und bald hatten wir den Ausgangspunkt der großen Heerstraße erreicht, wo die Kastanienallee zum Schlößchen hinstrebte.

Die Wassernebel lagen dicht über dem Boden, und in ihnen standen die Bäume blattlos, mürrisch und traurig. Sie gemahnten mit den Verdickungen der Äste und den dürren Zweigspitzen an Pflanzen, die auf dem Grunde des Meeres wachsen und mit den halbtierischen Fingern hinaufstasten zum Licht. Im Grauweiß der Luft zogen sie an dem Auto vorbei. Schon hob

Digitized by Google

sich das hohe Schieferdach als ungewisse, dunkle Masse aus dem Nebel ab, als ich, mehr aus dem Instinkt des Automobilfahrers heraus als aus klarer Erkenntnis, auskuppelte und beide Bremsen zog. Eine dicke, unförmige Masse lag im Schlamm der Straße. Vorsichtig fuhr ich näher. Die Krone eines der alten Kastanienbäume lag mitten im Wege, der abgebrochene Stumpf zur Linken zeugte von einer Granatverletzung. Vorsichtig und nachdenklich fuhr ich weiter. Häufiger fanden sich Zweige und Äste auf der Straße.

Wir gelangten zum Tor. Im langen, schwarzen Wachtmantel stand der Posten mit dem Karabiner im Arm da, durchnäßt, einsam und schwermütig, als wäre er von Gott eigens zur Staffage der grauen, trostlosen Landschaft geschaffen. Er salutierte, stieß das Gitter weit auf, und ich fuhr hinein in den kleinen Park, erstaunt darüber, daß mir solches verstattet wurde. Tiefe Löcher in der fetten, schwarzen Gartenerde zeugten von mehreren Artilleriegeschoßeinschlägen. Als ich an das Ende des Kiesweges gelangte, trat ein Soldat vor, wies mir den Weg um das Haus, wo ich den Motor dicht neben dem Gartenplatz sterben ließ, an dem wir vor zwei Wochen zu dritt die Flasche edlen Rotweins geleert hatten.

Durch den kleinen Hintereingang führte mich der Soldat in den breiten, geweißten Mittelgang. Eine Decke lag bereit, an der ich den Schmutz von den Füßen abstreifte. Dann wurde ich in das Jagdzimmer geführt, wo ich den Obersten fand wie vordem. Noch immer lagen auf dem Kamin die zierlichen Reithandschuhe, der Dreispitz und die Gerte mit dem goldenen Äffchen. Doch der Oberst erschien unruhig und traurig. Er tat einige technische Fragen und sagte zum Schluß: „Im ersten Stock im zweiten Zimmer links werden Sie den Adjutanten finden. Lassen Sie sich von ihm erzählen, wie es uns hier ergangen ist. Das Schreibzimmer und das kleine Bibliothekzimmer von Madame haben sie uns vorgestern glücklich durch ihre blödsinnige Schießerei demoliert."

Ich ging hinauf, der Adjutant zeigte mir die Trümmerstätte und erzählte, daß es Mühe gekostet hatte, einen Brand, der in dem Schlößchen entstanden war, zu löschen. Eine Granate war durch die Seitenwand gefahren und auf der Zwischenwand der beiden Zimmer explodiert. Gleichmäßig war alles zerstört. Die Möbel lagen in Trümmern, die Stofftapeten waren zerrissen. Nur die beiden zierlichen Kamine standen noch. Über dem einen hing noch der leere Goldrahmen eines zerbrochenen Spiegels. Die Bibliotheksschränke waren von der Erschütterung umgefallen und in Brand geraten, eine dicke Masse von Papierschutt und Holzasche, untermischt mit Glasscherben, deckte den Boden des einen Raumes fast völlig zu. Der Geschoßboden hatte den kleinen Schreibtisch aus Olivenholz zertrümmert, Briefe und Papiere waren umhergewirbelt und vernichtet worden durch Feuer und Wasser, durch Glas und Schutt. So war auch die letzte Hoffnung geschwunden, den Namen der Besitzerin des Schlößchens festzustellen. Ein Blatt war übriggeblieben mit einer schön geschwungenen, klaren Schrift, in der sich eine Dame für die Gastfreundschaft der Schloßherrin bedankte, für sieben entzückende Tage im Monat April, den schönsten Tagen in der liebenswürdigsten Umgebung . . .

Ich ging mit dem Adjutanten auf sein Zimmer zurück, das den Raum für einen Gast darzustellen schien. Es enthielt einen bequemen Nußbaumtisch mit Sesseln, eine geschweifte Kommode mit dreiteiligem Frisierspiegel und ein schönes, breites Doppelbett, das auf vergoldeten Löwenfüßen ruhte. An den Wänden befanden sich Kupferstiche und bunte Holzschnitte nach galanten Bildern. Eine grüne, nicht auffällige Tapete lieh dem Ganzen einen behaglichen Grundton.

Der Adjutant ließ, dem naßkalten Tage entsprechend, ein paar große Gläser mit Grog kommen und erzählte von der Beschießung. Sie hatte zwar keinem Menschen das Leben gekostet, aber mit der friedlichen Ruhe war es nun wohl vorbei. „Gestern," sagte er, „haben sie nicht hineingefunkt. So bleibt uns die Hoffnung, daß die drei oder vier Lagen, die hierher gespritzt sind, auf ein anderes Ziel gemünzt waren. Aber das ist nur ein schwacher Trost. Wir liegen nur vier Kilometer hinter unseren Gräben, also können sie uns

Digitized by Google

mit jedem Feldgeschütz erreichen, wenn sie wollen." Und er umfaßte das behagliche Gemach, das ihm Gastfreundschaft geboten hatte, mit dem wehmütigen Blick eines Menschen, der sich von einem ihm liebgewordenen Orte nur schwer losreißen kann.

Dieses war mein zweiter Besuch in dem „Châtelet de Madame".

⁂ ⁂ ⁂

Nach kürzerer Zeit, als ich gedacht hatte, fuhr ich wieder in die graue Dreckſuppe der Natur hinein. Das Feldleben des Stellungskrieges ging seinen uhrwerkmäßigen, gegebenen Gang. Im Anfang Dezember machte der Winter einige schwache Anstrengungen, Frost und Schnee hervorzubringen, doch es blieb immer noch bei dem allgemeinen grauen Brei.

Und zum dritten Male führte mich mein Auftrag zu dem Artilleriestabe an einem ausnahmsweise frostklaren Dezemberabend. Es war eine harte Kampfwoche für die Armee. Das Artilleriefeuer ringsum klang aus der Ferne wie das ständige Rollen von Zügen über Eisenbahnbrücken. Auf der zerfahrenen Straße lag Glatteis. Der Wagen tanzte, so daß die Fahrt keine Annehmlichkeit war. Die Sterne standen klar am Himmel. Als ich die Kastanienallee zur Châtelet hinauffuhr, sah ich im Süden über unseren Stellungen weißglühend eine Reihe französischer Leuchtkugeln schweben. Sie zeigten die greifbare Nähe des Feindes an. An dem offenen Gitter des Parkeinganges stand kein Posten. Meine Scheinwerfer beleuchteten einige Wagen, die, wohl zum Schutz gegen Fliegereinsicht, in das ehemals schön gepflegte Gartengebüsch hineingestoßen waren. Als ich die Rundung zu dem kleinen Vorplatz hinaufsteuerte, wurde im grellen Weiß der starken Azetylenlampe die Vorderseite des Schlößchens sichtbar.

Ich erschrak. Große Löcher waren durch die Mauern gerissen, das Zimmer des Adjutanten war offen und hing wie ein Krähennest in freier Luft, der Eingang war umgelegt. Aus dem Innern leuchtete dunkelroter Schein. Ich fuhr um das Gebäude herum und sah, daß sich in den hinteren Räumen, die weniger versehrt waren, die Soldaten einer Munitionskolonne eingerichtet hatten. Pferde waren in die unteren Gemächer eingezogen, der kommandierende Offizier lag in der ehemaligen Küche auf einem Rokokobette, neben dem Herde, der Wärme wegen. Er ließ mir den Weg zu den Herren vom Artilleriestabe weisen, die 800 m hinter dem Châtelet in einer kleinen Ferme lagen. Ich fand sie wieder in einer niedrigen, schmierigen, dumpfigen Bauernstube. Zu ihrer Bequemlichkeit hatten sie sich die nötigen Möbel aus dem Schlößchen herüberbringen lassen. Der Oberst saß vor dem Tisch aus dem Jagdzimmer, auf dem ein Spirituskocher mit Tee stand. Er ließ mir durch die Ordonnanz eine Tasse reichen und goß selbst einen kräftigen Schuß starken Rums dazu. Der Adjutant trat ein und machte eine Meldung. „Wollen Sie den Hauptmann besuchen?" fragte er mich danach. „Er hat eine leichte Fleischwunde im rechten Schenkel, kann nicht reiten und ist sehr mißvergnügt."

Durch einen engen, finsteren Gang, den er mit seiner Taschenlaterne mühselig erhellte, führte er mich an einem Pferdestall vorbei in eine enge Kammer, die fast ganz von der weißgoldenen Rokokobettstelle ausgefüllt war, die ich bei meinem ersten Besuch erblickt hatte. In den zarten, rosaseidenen Kissen, die trotz der sparsamen Beleuchtung einer Kerze, die in einer Weinflasche stak, vom Jammer und Elend ihres Umzuges erzählten, lag der Hauptmann in Reithosen und brauner Lederweste. Er rauchte seine porzellanene Feldzugspfeife und schimpfte über seinen Zustand mit der Inbrunst eines kräftigen Menschen, der sich plötzlich gehemmt sieht. „Gerade ins Sitzfleisch ist mir solch ein Brocken hineingegangen," grollte er. „Es ist die lächerlichste und unangenehmste Wunde, die ein Reiter haben kann. Und nicht etwa in der Stellung hat's mich gefaßt, nein, im Châtelet, als ich das Ausräumen überwachte, damit unsere Leute nicht zu ungeschickt mit den schönen Sachen umgingen."

„Sehen Sie," sagte ich, „aber auf diese Weise sind Sie nun doch noch in das schöne Bett gekommen."

Mit einem aus Grimm und Verschämtheit gemischten Lächeln schaute er zur Seite, strich den mächtigen Bart und sagte fast triumphierend: „Ja, und rauchen tu' ich auch noch darin!" . . .

Digitized by Google

Das war der dritte Besuch im „Châtelet de Madame".

⁂ ⁂ ⁂

Im Januar gab es einige richtige Wintertage mit Schnee. Danach trat fester Frost ein, und die Sonne am blaßblauen Himmel lieh der Schneedecke über den Feldern einen fast allzu grellen Glanz.

Ich fuhr die große Straße hinunter. Die reine Luft tat den Lungen gut, jeder der begegnenden Soldaten hatte rote Backen und ein fröhliches Gesicht. Der richtige Winter tat jeder deutschen Seele wohl.

Ich gelangte an die Wegstelle, wo die Kastanienallee zum Châtelet abzweigte.

Die alten Bäume waren von Rauhreif überzogen und die Sonne entzündete in den Frostkristallgespinsten des Astwerkes Tausende von kleinen Glühfünkchen. Dieser Eingang zur Allee, der wie ein Tor des Winters erschien, ließ plötzlich in mir den Entschluß entstehen, die paar hundert Meter hinaufzufahren und zu sehen, was weiter mit dem Schlößchen geschehen war. Schnell zog der Wagen durch die Allee hindurch. Hie und da freilich war einer der alten Bäume dem Granatfeuer zum Opfer gefallen. Durch die mit weißer Kappe bedeckten Pfeiler ging es hindurch . . . Das Gitterwerk lag zur Linken zerschlagen am Boden. Die Schneedecke über dem Parke konnte nicht alle Zerstörungen verbergen; Bäume waren zersplittert, das Strauchwerk war zerbogen und zertreten. Trotz der großen Lücken im Parke aber war von unten nichts von dem Mauerwerk des Châtelet zu sehen. Bestürzt, daß soviel Zerstörung in so kurzer Zeit möglich sei, fuhr ich die Rundung links herauf und sah nun vor mir einen ungeheuren Trümmerhaufen, auf dem der Schnee die sonderbarsten geometrischen Figuren gebildet hatte. Keine Mauer, keine Wand stand mehr. Granaten und Brände hatten ihr schauriges Werk vollendet . . .

Ich hörte Stimmen . . . Das Knarren eines Wagens . . . Ich sprang ab und schritt über den kleinen Platz. Da sah ich ein Fuhrwerk mit sechs Soldaten, die Spitzhacken und Schaufeln in den Händen hatten. Ich fragte die Leute, was sie hier wollten. Der Unteroffizier, der sie führte, erklärte, sie gehörten zu einer Wagengruppe, die den Befehl hatte, die alten Steine des Gemäuers aufzuladen, um sie für den Straßenbau nutzbar zu machen.

„Es ist ein guter, fester Stein," erklärte der Unteroffizier, „der nicht so leicht zermahlen wird. Was wir sonst hier an Steinen in der Gegend finden, das taugt nicht viel." Und er winkte seinen Leuten und schritt mit ihnen in das Geröll, um für den Krieg nutzbar zu machen, was der Krieg zerstört hatte.

Neben dem Wagen aber, vor dem zwei breite, gutmütige Gäule standen, erklang ein plätschernder, kichernder Ton. Und siehe, das Wasser sprang aus dem Maul des Fischungetüms, und die um das Maul erstarrten Tropfen hatten es zu einem wilden, phantastischen Fabelwesen verwandelt, auf dessen Eispanzer die Sonnenlichter ein übermütiges Spiel trieben. Zitternd vor diesem abscheulichen Drachen stand das kleine, nackte Rokokojüngferlein. Es schaute mit dem gleichen, zierlichen Entsetzen wie vordem auf das Fabelwesen zu seinen Füßen.

Die Spitzhacken knirschten in die Steinhaufen hinein, die Steine splitterten unter ihnen und fielen, von Hand zu Hand weiter geworfen, dumpf krachend in den Wagen hinein. Von der Stelle, wo früher einmal der Torweg gewesen war, knallten Peitschen, Räder knarrten.

Eine grobe Stimme rief: „Nur weiter! Da oben rechts ist der Steinbruch."

„Steinbruch!" Das war das letzte Wort, das über das Schicksal des „Châtelet de Madame" gesprochen wurde. Nun also würde Wagen auf Wagen heranrollen und Stein auf Stein würde fortwandern, um Landstraße zu werden.

Und der Frühling würde wiederkommen, und nur das zierliche Brünnchen, das in dem verwilderten Park plätschern würde, könnte noch Zeugnis ablegen von dem Schlößchen und seinem geheimnisvollen, zarten Geist. Klagend würden seine Tropfen springen, wie sie das bei allen solchen verlassenen Wässerlein tun, und die kleine Andromeda würde sich nackt und bloß fühlen, schutzlos preisgegeben der bösen, wuchernden Einsamkeit, dem häßlichen Ungeheuer Vergessenheit . . .

Das war mein letztes Erlebnis mit dem „Châtelet de Madame".

Digitized by Google

Die englische Weltstellung in Ägypten

Von Prof. Dr. Hermann Oncken in Heidelberg

„Ägypten ist das wichtigste Land der Erde," hat Napoleon I. auf St. Helena, in seinem ersten Gespräch mit dem englischen Gouverneur, gesagt — dasselbe Wort hat vor einigen Jahren der englische Staatsmann, der in einem Vierteljahrhundert politischer Arbeit dieses Land den Franzosen endgültig entriß und vorläufig für seine Weltmacht gewann, an die Spitze seines großen Rechenschaftsberichts gesetzt. Die Wendung aber, die heute der Weltkrieg genommen hat, die Hoffnung auf der einen und die Befürchtung auf der anderen Seite, läßt es als möglich erscheinen, daß jenes vor hundert Jahren gesprochene Wort noch einmal wieder verjüngte Geltung gewinnen wird. Das deutsche Kriegsziel wird jedenfalls darin bestehen, daß, nachdem die napoleonischen Träume längst verweht sind, auch das stolze Selbstbewußtsein Lord Cromers von dem Verhängnis ereilt wird: unser Sieg, so hoffen wir, soll das letzte Wort auch an dieser Stelle der Erde sprechen.

In seiner Weltlage zwischen den Kontinenten und den Meeren der östlichen Erdhälfte ist das Schicksal dieses Landes ältester Kultur beschlossen. Seit zwei Jahrtausenden schon, seit dem Ende der Ptolemäerzeit, wurde es ein umkämpftes Beutestück erobernder Weltmächte, ein dienendes Glied in den Zusammenhängen der großen Politik, der Schlüssel zur Beherrschung des Orients, nach dem die ganz Großen ihre Hände ausstreckten. Nacheinander haben die Gebieter des römischen Reichs, Byzanz und die Kalifen von Bagdad, haben Mamelucken und Türken ihre harte Faust auf die Bewohner der gesegneten Nilebene gelegt, und seit den letzten Menschenaltern, als Ägypten wieder einmal den Anlauf zu einer gewissen Selbständigkeit nahm, haben europäische Mächte mit Eroberungskünsten von komplizierterer und innerlicherer Art eine weit gefährlichere und dauerhafter scheinende Aneignung vollzogen. Denn inzwischen war die weltpolitische Bedeutung Ägyptens durch den Bau des Suezkanals noch unabsehbar gesteigert worden, und der Besitz eines Landes, dessen tatsächlicher Herrscher die wertvollste Wasserstraße zwischen Europa, Asien und Afrika in Händen hielt, war vollends das begehrenswerteste Ziel geworden.

Es gibt wenige so verwickelte diplomatische Spiele in der Weltgeschichte wie dasjenige, in dem im Laufe des 19. Jahrhunderts aus den sich kreuzenden und aufhebenden Ansprüchen mehrerer Anwärter eine neue Macht zum Gebieter am Nil aufstieg. Der ursprüngliche Herrenstaat, die Türkei, war in dieser Zeit, trotz der Festhaltung aller äußeren Herrschaftsrechte, doch — zumal seit dem Firman von 1873 — genötigt worden, sich auf die Suzeränität über einen halbsouverän gewordenen Staat zu beschränken. Dieser halbsouveräne Staat Ägypten, von dem begabten Albanesen Mehemet Ali geschaffen, ging darauf aus, mit Hilfe europäischer Einrichtungen und europäischen Kapitals wirtschaftlich stärker voranzuschreiten als irgendein Land islamitischer Kultur und sich die Früchte seiner beherrschenden Lage selber zu sichern. Frankreich aber, mit alten Traditionen seiner Geschichte an dieses Land gebunden und mit seiner Kultur für die Ägypter europäische Kultur verkörpernd, der wahrhaft Erstgeborene unter den abendländischen Anwärtern, durfte hoffen, durch den Bau des Suezkanals mit kapitalistisch-technischen Mitteln eine Vormachtstellung zu gewinnen, wie sie der militärisch-kulturellen Eroberung durch den ersten Napoleon nur für einen Augenblick beschieden gewesen war. Demgegenüber stand England weit im Hintertreffen, es hatte wohl im Roten Meer rechtzeitig sich den Ausgang gesichert, aber dem Suezkanal vergeblich widerstrebt: immerhin war es, bei der Verteilung seines Kolonialreiches, am stärksten an der Zukunft Ägyptens interessiert. Was es für sich ins Feld führen konnte, waren weder Rechtsansprüche noch Realitäten, wohl aber die stille Rechnung einer in weltweiten Horizonten und auf lange Fristen hinaus ihre Ziele verfolgenden Staatskunst. Und die Gunst der Stunde war den Briten treu. Der Bau des 1869 eröffneten Suezkanals war in dem Augenblick vollendet, als das zweite Kaiserreich zusammenbrach, und eine der Folgen des Krieges von 1870/71 sollte es sein, daß nicht der Franzose dort ernten sollte, wo er gesäet hatte. Schon als Lord Beaconsfield im Jahre 1876 dem bedrängten Khedive Ismail Pascha für vier Millionen Pfund Sterling seinen Besitz an Suezkanal-Aktien abkaufte, wurde das Endziel der englischen Politik von weitem sichtbar. Sobald die wachsenden Finanznöte Ägyptens eine europäische Intervention notwendig machten, zunächst in der Form einer englisch-französischen Finanzkontrolle, standen die beiden rivalisierenden europäischen Mächte nebeneinander.

Der Weg, auf dem England an den Franzosen vorbeikam, war steil und gefahrenreich; er führte nicht nur zur Auseinandersetzung mit dem türkischen Suzerän und mit den nationalen Bestrebungen der Ägypter, sondern auch mit der Gesamtheit der europäischen Mächte; auch wurde er keineswegs von den Staatsmännern des liberalen Kabinetts Gladstone mit zielbewußter Energie, wie sie von seinem

Digitized by Google

Vorgänger zu erwarten gewesen wäre, beschritten. Aber er führte trotzdem zum Ziel. Die Erklärung liegt allein in der damaligen Weltkonstellation, die es England ermöglichte, sich an Frankreich vorbei in die erste Rolle hineinzuschieben, und diese Weltkonstellation war durch den französisch-deutschen Gegensatz seit 1870/71 bestimmt. Somit geschah es, daß das scheinbar ganz zurücktretende Deutsche Reich, das über selbständige Interessen an dieser Stelle kaum verfügte und nach außen hin sich auf das vorsichtigste zurückhielt, bei der Entscheidung über die Zukunft Ägyptens in den Jahren 1882 bis 1885 eine bedeutsame Rolle spielte.

Bismarck betrachtete die ägyptische Frage niemals von dem Gesichtspunkt etwaiger unmittelbarer deutscher Orientinteressen; sie war für ihn (und mußte für ihn sein) lediglich unter dem indirekten Gesichtspunkt der deutschen Beziehungen zu England einerseits und Frankreich anderseits von Bedeutung. Auch Ägypten wurde von ihm nur aus den Bedürfnissen der europäischen Landkarte und der friedlichen Sicherung des Deutschen Reiches bewertet: also benutzt, konnte es allerdings zum Schlüssel der Gesamtlage werden. Denn für die deutsche Politik kam es allein darauf an, an dieser Stelle Frankreich und England auseinanderzuhalten, und wenn es zum Wettlauf zwischen beiden Mächten um den vorherrschenden Einfluß in Ägypten kam, die eine gegen die andere auszuspielen: das aber konnte naturgemäß nur England sein. In diesem Sinne hat Bismarck schon in einem sehr frühzeitigen Stadium den Engländern auf ihre wiederholte Anfrage im strengsten Vertrauen den natürlich ganz unverbindlichen Rat gegeben, „to take it", sich des Objektes, allerdings nach vorherigem Einverständnis mit der suzeränen türkischen Macht, zu versichern. Er sah voraus, daß ein England, das auf diesen Rat einging, dauernd auf das Wohlwollen des Dreibundes angewiesen und damit für alle dreibundfeindlichen Kombinationen ausgeschaltet sein würde. Die Dinge entwickelten sich nun in der Weise, daß Frankreich, nach anfänglichem scharfen Vorgehen, eben in der Sorge, sich in Ägypten mit seinen Machtmitteln allzusehr festzulegen, schon bei dem Bombardement von Alexandrien und dann bei der militärischen Okkupation den Engländern den Vortritt ließ: es war im Grunde nichts anderes als die Revancheidee, der man alles andere unterordnete. Der unsichtbare Schatten Deutschlands und Elsaß-Lothringens stand dazwischen, als Frankreich unter mehrfachen schweren Erschütterungen und Kabinettswechseln seine verhängnisvollen Entschlüsse faßte. Das englische Ministerium Gladstone-Granville aber ging nichts weniger als leichten Herzens und keineswegs mit imperialistischen Vorsätzen in das Abenteuer hinein; noch herrschte bei den Staatsmännern dieser Epoche die liberale Auffassung kolonialen Besitzes und kolonialer Ausdehnung, und das Ziel der Bismarckschen Politik war auch für diese Männer viel zu erkennbar, als daß sie sich um Ägyptens willen in eine dauernde Entfremdung mit Frankreich und eine entsprechende Abhängigkeit vom Dreibunde zu begeben Neigung zeigten; sie empfanden mit Unwillen, daß sie schließlich doch mit der Okkupation Ägyptens in „Bismarcks Mausefalle" hineingerieten. Die Dinge aber waren stärker als ihr Zögern und Hinhalten, als alle bei Gladstone wie bei Granville sehr ehrlich gemeinten Absichten, die Okkupationsarmee nach Beruhigung des Landes wieder zurückzuziehen; die Räumung des Sudan und die Katastrophe Gordon Paschas in Khartum, die diese ängstliche Politik verschuldete, häuften die Verpflichtungen, das ägyptische Provisorium aufrechtzuerhalten, immer höher; man möchte sagen, daß der Fall Gordons eines der Ereignisse gewesen ist, an dem die traditionelle Auslandspolitik des älteren englischen Liberalismus zerbrochen und die Wendung zu einem imperialistischen Umsichgreifen, auch im liberalen Lager, sichtbar geworden ist. Denn so zögernd auch Gladstone und Granville vorwärts gingen, der Zwang der Dinge, der in der Bedeutung Ägyptens für das englische Weltreich lag, wirkte schließlich unwiderstehlich, und machte aus den Werkzeugen ihrer mehr als vorsichtigen Politik die bewußtesten Vorkämpfer einer dauernden Aneignung.

Und damit erfüllte sich das, was die englischen Staatsmänner hatten vermeiden wollen: die Bindung an Deutschland, an den Dreibund, ja noch mehr ein Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie den ersten Schritten Deutschlands in die Kolonialpolitik Raum verschaffen mußte. Wenn die Festlegung in Ägypten nicht gewesen wäre, so würde man in Afrika und in der Südsee einen wirklichen Widerstand gegen die deutschen Erwerbungen gewagt und die lauten Forderungen der eigenen Kolonialen in Südafrika und Australien nicht überhört haben. Jetzt aber konnte Bismarck, der zugleich eine Art kolonialer Entente mit Frankreich herbeiführte, einen immer stärkeren Druck ausüben. Eine Karikatur des „Punch" hat Bismarck und Gladstone einmal als „scheue Doggen" vor einer Schüssel gezeichnet, der eine einen Bissen mit Kolonien, der andere den ägyptischen Bissen vor sich, jeder dem andern seinen Teil mißgönnend und aus Sorge vor dem Streit mit der Vertilgung zögernd. Die Engländer sträubten sich, von ihren Kolonialen vorwärtsgetrieben, auf das heftigste gegen die deutschen Forderungen, die im Lichte Ägyptens fast als „Kompensationen" erscheinen mochten. Spannung und Erbitterung stiegen immer höher, sie führten dazu, daß Lord Granville am 28. Februar 1885 es sogar wagte, den „Rat" Bismarcks, Ägypten zu nehmen, zu enthüllen, und damit einen Keil in die deutsch-französischen Beziehungen zu treiben versuchte, und daß Bismarck am 2. März in seiner

Digitized by Google

Hödurrede im Reichstage in geharnischtem Tone zurückrief.

Das war der Höhepunkt der Spannung, dem bald die Lösung folgte. Vielleicht war es auch der Höhepunkt der hegemonischen Stellung Bismarckscher Politik, denn der Rücktritt Ferrys, der im wesentlichen doch von diesem deutsch-englischen Zusammenprall ausgelöst ward, machte das bisherige Wechselspiel zwischen England und Frankreich fortan für ihn unmöglich. Aber das Hauptergebnis war doch: England blieb in Ägypten dauernd auf das Wohlwollen Deutschlands und des Dreibunds angewiesen; und die Deutschen hatten, ohne Besitz einer Flottenmacht und den englischen Wünschen zum Trotz, eine Kolonialpolitik eingeleitet, deren Ausbau auch nur in einem guten Verhältnis zur englischen Weltmacht möglich war.

Also kamen die Engländer nach Ägypten.

⁂ ⁂ ⁂

Wer den Weg kennen lernen will, auf dem die Engländer in Ägypten, wenngleich auf Grund unzulänglicher internationaler Rechtstitel, ihre tatsächliche Herrschaft begründet haben, wird immer nach dem Werke „Modern Egypt" greifen, in dem der Mann, der ein Vierteljahrhundert hindurch diese Arbeit geleistet, sie selber beschrieben hat. Das ist **Lord Cromer**, oder wie er vor seiner Erhebung in den Peersstand hieß: Sir Evelyn Baring, aus der von einem im 18. Jahrhundert ausgewanderten Bremer Kaufmann Johann Baring stammenden Familie, die das mächtige Londoner Bankhaus Baring Brothers begründete und in ihren verschiedenen Zweigen, mit den Lords Northbrook, Ashburton, Revelstoke, Cromer in den hohen Neuadel des Landes aufgestiegen ist. Mehr als einer von ihnen hat an dem Aufbau des britischen Weltreichs mitgearbeitet, aber Lord Cromer ist ohne Frage einer der stärksten Männer des modernen imperialen Englands geworden. Was im 18. Jahrhundert Lord Clive und Warren Hastings in Indien taten, was im 19. Jahrhundert Lord Durham in Kanada geleistet hat, das hat dieser Mann voll Tatkraft und Besonnenheit für sein Vaterland in Ägypten vollbracht: einer der großen empire-builders, der unter dem bescheidenen Namen eines Generalkonsuls und bevollmächtigten Ministers in Kairo lebte, aber in Wahrheit wie ein Vizekönig das — für England! — „wichtigste Land der Erde" regierte. Man hat sein zweibändiges Werk, aus dessen Blättern der Geist englischer Staatskunst und englischen Charakters dem Leser entgegenweht, wohl ein Lehrbuch englischer Kolonialpolitik genannt, und in dem, was es sagt, und dem, was es verschweigt, verdient es den Namen. Es leben in ihm die Traditionen einer Herrenkaste, die in Welthorizonten und starker Selbstzucht groß geworden ist, und die Kunst der Menschenbehandlung, von der ein politisches Talent ersten Ranges zu berichten weiß, wird im Grunde auch in der Beeinflussung des Lesers ausgeübt.

Mit Selbstbewußtsein führt Lord Cromer in seinem Werke vor, was England in Ägypten geleistet hat; von dem dunkeln Gemälde der Mißwirtschaft unter Ismail Pascha hebt sich um so leuchtender ab, was durch Ordnung der Finanzverhältnisse und der Rechtsprechung, durch Bewässerungsanlagen und hygienische Maßnahmen geschehen ist. Diese Leistung aber, deren äußerliche Wirkung jedem Besucher des Landes heute imponierend in die Augen zu springen scheint, ist keineswegs so einwandfrei, wie es die englische öffentliche Meinung der Welt darstellt. Man muß, um auf den Grund zu kommen, die pessimistische Schilderung hinzunehmen, die ein Engländer, Th. Rothstein, in dem Werke „Egypt's Ruin, a financial and administrative record" dem amtlich schönfärbenden Berichte Cromers gegenüberstellt. Man wird dann erfahren, daß Ägypten, schon bevor die Ausbeutung seitens des europäischen Kapitals und die Verschwendung seiner eigenen Machthaber die finanzielle Verwirrung und die Intervention herbeiführte, auf dem Wege kräftigen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwungs begriffen war; und weiterhin, daß die englische Kulturarbeit in Ägypten auch gewaltige Schattenseiten hat, vor allem aber ausschließlich im Dienste der englischen Wirtschaftspolitik steht. Um nur einige Beispiele herauszugreifen: durch die einseitige Begünstigung der Baumwollkultur, deren Ausfuhr im Jahre 1910 über 86 Prozent der gesamten Ausfuhr betrug, hat man das Land aus einem getreideausführenden in ein getreideeinführendes verwandelt, der englischen Zollverwaltung große Einnahmen und der englischen Industrie erwünschte Rohstofflieferung gesichert, unbekümmert darum, daß das Land durch den Baumwollanbau erschöpft wird und die Verarmung des fellachischen Bauern fortschreitet. Der Oheim des bisherigen Khediven Abbas Pascha — derselbe Hussein Kamel, der jetzt von Englands Gnaden als Scheinkhedive eingesetzt worden ist, also gewiß ein unverdächtiger Zeuge! — hat diese Lage der Bauern im Jahre 1908 mit den Worten geschildert: „Der Bauer verbringt sein ganzes Leben unter der drückenden Last seiner Schulden, und sein Verdienst reicht nur gerade aus, um die Steuern und Zinsen seiner Schulden zu bezahlen. Er ist, um die Bedürfnisse seines landwirtschaftlichen Betriebes im geeigneten Augenblick zu decken, fortwährend gezwungen, neue Schulden zu wucherischen Zinsen zu machen, und infolge dieser schwierigen Lage, seines beständigen Geldmangels und der großen Zahl der von ihm abhängigen Personen lebt er in einem Meer von Kummer, aus dem er keine Mittel hat, sich zu retten ... Niemand reicht ihm die Hand, um ihn aus dem Elend und der Not, in der er sich befindet, herauszuhelfen. Niemand tut etwas, um seine Lage zu bessern oder ihm etwas

Digitized by Google

geistige Aufklärung und Bildung zu verschaffen." Also kommt jener englische Kritiker schließlich zu dem vernichtenden Ergebnis: „Die Engländer haben in Ägypten absolut nichts Neues geschaffen und vieles vernichtet, und ihre Hauptleistung besteht darin, daß sie die Produktivkräfte dieses Landes ins Stocken gebracht und das Land vor eine unabsehbare Katastrophe gestellt haben ... Noch ehe von der Unterjochung des Landes durch die Engländer die Rede war, war Ägypten in seiner Entwicklung weit vorgeschritten, und was die englischen Kulturträger erreicht haben, war die Unterbrechung dieses vielversprechenden Prozesses."

Wir brauchen uns das Ganze dieser Kritik, die nichts gelten läßt, nicht restlos anzueignen, um doch die eine Tatsache zu erkennen, daß der Verlust der (relativen) politischen Selbstbestimmung für Ägypten eine weitgehende Schädigung seiner wirtschaftlichen Selbstbestimmung nach sich gezogen hat. Auch vom Standpunkt der Wohlfahrt der Ägypter aus wird es daher entscheidend sein, wie sich die politische Zukunft des Landes gestaltet.

Während des letzten Jahrzehnts war die politische Anglisierung Ägyptens immer weiter fortgeschritten. Die Entfremdung von der Türkei setzte sich unaufhaltsam fort; als Ägypten im türkisch-italienischen Kriege um Tripolis neutral blieb und sogar den türkischen Truppen den Durchzug verwehrte, war erwiesen, daß das Land tatsächlich aus dem türkischen Reichsverband ausgeschieden war — auch wenn der Name des Sultans noch auf den ägyptischen Münzen zu finden war und Ägypten dem Sultan einen namhaften Tribut zu zahlen hatte. Indem England seinen großen Vertrag mit Frankreich im Jahre 1904 schloß, von dem aus die Einkreisungspolitik gegen Deutschland datiert, gewann es — gegen die Auslieferung des ihm nicht gehörenden Marokko — die französische Anerkennung seiner tatsächlichen Stellung in Ägypten; die stärkste der Hypotheken, die auf ihr geruht hatte, fiel damit weg; von diesem Augenblicke war auch das Wohlwollen des Deutschen Reiches in ägyptischen Fragen für England entbehrlich geworden. Die politische Situation, die zwei Jahrzehnte hindurch gedauert hatte, machte einer anderen Platz, in der England und Frankreich *gegen* Deutschland zusammenstanden.

Immerhin konnte Frankreich allein das tatsächliche Protektorat Englands nicht in ein völkerrechtlich gültiges Protektorat verwandeln. Die Frage blieb also offen. Als Lord Cromer im Jahre 1907 sein Werk beschloß, urteilte er über die Zukunft Ägyptens: „Soweit man augenblicklich urteilen kann, sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden. Ägypten muß schließlich entweder autonom werden oder dem britischen Reiche einverleibt werden. Ich persönlich bevorzuge entschieden ein Vorgehen in Richtung der ersteren dieser beiden Möglichkeiten" — um dann den Nachweis zu führen, daß leider die Voraussetzungen für die Autonomie noch immer nicht eingetreten sind und auch sobald nicht eintreten werden: „Es mag sein, daß in zukünftiger Zeit die Ägypter fähig gemacht werden können, sich ohne die Anwesenheit einer fremden Armee in ihrer Mitte und ohne fremde Hilfe in Zivil- und Militärangelegenheiten selbst zu regieren; aber diese Zeit liegt noch in grauer Ferne. Eine oder mehrere Generationen müssen meiner Ansicht nach dahingehen, ehe die Frage auch nur zweckmäßigerweise erörtert werden kann." Das ist deutlich genug gesagt, um den Autonomiefreunden zu raten, alle Hoffnung draußen zu lassen. Und noch im Jahre 1913 urteilte er: „Die beherrschende Tatsache ist, daß Ägypten niemals autonom in dem Sinne werden kann, in dem das Wort von ägyptischen Nationalisten verstanden wird. Es ist und wird immer bleiben ein kosmopolitisches Land. Die wirkliche Zukunft Ägyptens liegt daher nicht in der Richtung eines engen Nationalismus, der nur die eingeborenen Ägypter umfassen will, noch irgendwelcher Bestrebungen, Ägypten in eine britische Besitzung nach dem Muster Indiens oder Ceylons zu verwandeln, sondern vielmehr in der Richtung eines erweiterten Kosmopolitismus, der von den hemmenden Fesseln des schwerfälligen alten internationalen Systems absieht und darauf ausgeht, alle Einwohner des Nildeltas zu verschmelzen und alle in gleicher Weise zu einem Anteil an der Regierung ihres angestammten oder adoptierten Heimatlandes zu befähigen." Das ist eine andere Maske: weder Autonomie noch Annexion, sondern ein Kosmopolitismus, der alle zufriedenstellt: aber, das steht zwischen den Zeilen, ein Kosmopolitismus englischen Gepräges und unter englischer Kontrolle.

Der Weltkrieg hat diese Masken rascher heruntergerissen, als ihre klügsten Träger in Rechnung gezogen hatten. Als nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg der in Konstantinopel weilende Khedive Abbas Pascha ein Ultimatum an England richtete, das die sofortige Zurückziehung des englischen Okkupationsheeres aus Ägypten verlangte, teilte die britische Regierung den neutralen Mächten mit, daß sie, an Stelle der Türkei, die Souveränität über Ägypten übernommen habe: der erste Gebrauch, den sie von dieser usurpierten Gewalt machte, bestand darin, daß sie den Khedive absetzte und eine Kreatur, deren sie sicher zu sein glaubte, an seiner Stelle ernannte. Damit nahm man das Protektorat, das man tatsächlich, unter allerhand Verkleidungen, schon ausgeübt hatte, auch mit einem scheinbaren Anspruch des Rechtes in die Hand. Der Krieg aber, der an so vielen Stellen der Welt neue Gestaltungen hervorrufen wird, wird auch über die ägyptische Frage entgültig entscheiden.

Digitized by Google

Indem England die Masken fallen ließ, bekannte es sich offen zu dem, was für seine Politik tausendmal schwerer wiegt als das Los der ägyptischen Bevölkerung: daß an dieser Stelle, um Bismarcks Wort zu wiederholen, das Genick der englischen Weltmacht liegt, die Nervenstränge sich zusammendrängen, die das Gehirn dieses grandiosen Baues mit allen seinen äußeren Teilen verbinden — daß man Ägypten erwarb und festhielt um des weltpolitischen Programms, von dem in dem Werke Lord Cromers allerdings kein Wort zu finden ist. Die Verbindung Ägyptens mit dem Sudan und von dort weitergehend mit Zentralafrika, Zusammenhänge, die in den bekannten Plänen von Cecil Rhodes „vom Kap nach Kairo" vorausblickend beleuchtet werden — das ist die eine Seite dieser bedeutungsvollen Lage. Die andere Seite weist auf die Sinaihalbinsel, das Rote Meer, die Beherrschung der arabischen Küsten, die Vormachtstellung in Persien und im Persischen Golf, und letzten Endes auf Indien. In der Mitte aber steht der Suezkanal, dessen Beherrschung schon im Frieden für den englischen Handel von ungeheurer Wichtigkeit ist, im Kriege aber schlechthin zur Voraussetzung für die Aufrechterhaltung des ganzen Weltreiches wird. Das bedeutet Ägypten für die Engländer, von anderen Eigenschaften, wie der eines Zentrallandes für den Islam von Asien und Afrika ganz abgesehen; gehen doch auch Pläne der Engländer dahin, gegen den Khalifen von Konstantinopel im äußersten Notfall auch einen ägyptisch-arabischen Khalifen zu erheben und sozusagen den geistigen Hebel der Welt des Islams in die eigenen gewalttätigen Hände zu spielen.

Unter diesem Gesichtspunkt will die Bedeutung einiger kriegerischen Ereignisse des letzten Jahres verstanden werden. Auf der einen Seite lieferte die Türkei im Januar den Beweis, daß ein Anmarsch ihrer Heere durch die Wüsten der Sinaihalbinsel an den Suezkanal technisch-militärisch zu verwirklichen ist. Das bloße Erscheinen der türkischen Vorhuten am Kanal ließ die Machthaber in London erbeben. Auch wenn es sich nur um ein vorläufiges Experiment handelte, so beschlossen sie doch sofort, einen Gegenschlag zu führen: so entstand die verhängnisvolle Expedition an die Dardanellen. Gewiß vereinigten sich verschiedene Gründe, um dieses Unternehmen hervorzurufen: die Notwendigkeit für Rußland, die Dardanellen zu öffnen und die Balkanvölker fortzureißen, das Versprechen der englischen Politik, den Russen Konstantinopel zu verschaffen, oder soll man sagen, ihr Hintergedanke, den Russen in Konstantinopel zuvorzukommen — entscheidend in letzter Linie aber war doch das rein englische Interesse, die türkische Heeresmacht an den Dardanellen festzulegen und von einem erneuten Angriff auf Ägypten in größerem Stile fernzuhalten. Die Schiffe, die man opferte, das Blut der Kolonialen, das man in diesen aussichtslosen Kämpfen in Strömen dahinfließen ließ, es wurde in die Schanze geschlagen für die Sicherung der englischen Herrschaft in dem „wichtigsten Lande der Erde".

Und nun begreift man, was die Wendung des Krieges in den letzten Monaten für die Kerngedanken der englischen Weltpolitik bedeutet. Das Unternehmen in den Dardanellen ist gescheitert, und diejenigen Staatsmänner, die den Mut haben, der Wahrheit ins Auge zu sehen, möchten es am liebsten ganz aufgegeben wissen, auf die Gefahr eines ungeheuren Prestigeverlustes im ganzen Orient. Denn seit dem Übertritt Bulgariens auf die Seite der Zentralmächte ist der letzte Bundesgenosse, mit dem man das Spiel hätte gewinnen können, verloren gegangen. Der Vormarsch der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere in Serbien, die Herstellung der Verbindung mit Bulgarien, gibt nun den Türken den unmittelbaren Rückhalt unserer gesammelten Stärke. Und der Schreckensruf: Die Deutschen in Konstantinopel! verhüllt im Grunde einen anderen, der viel viel gellender, wie eine Posaune des Jüngsten Gerichts, in die Ohren der Leiter des britischen Weltreichs schallt: er heißt, erneuter Vormarsch der Türken und Deutschen auf den Suezkanal, gegen Ägypten. Wie der Kriegsminister Enver Pascha im türkischen Parlament vor einigen Wochen verkündet hat, wird das im kleinen schon als durchführbar erwiesene Experiment im großen Stile wiederholt werden. Die Voraussetzungen aber liegen jetzt anders als vor einem Jahre. Nach allem, was bekannt geworden ist, ist der Bahnbau von Palästina durch die Sinaihalbinsel bis an die Ufer des Kanals inzwischen sehr weit gefördert worden; alle anderen Vorkehrungen für einen Vormarsch von Hunderttausenden von Soldaten sind getroffen und diesmal wird die deutsche Heeresmacht unmittelbar dahinter stehen, die Ausrüstung der Türken mit Munition und schwerem Geschütz wird auf keine Hemmung mehr stoßen.

Ob wir das Gelingen dieses gewaltigen Unternehmens erleben werden, das wissen wir nicht: im Augenblick können wir nur soviel sagen, daß eine Möglichkeit, auch der englischen Weltmacht an das Herz zu greifen, endlich vor unseren Augen erscheint. Das „bißchen Ägypten", das für die Bismarckische Politik nur unter dem indirekten Gesichtspunkt unserer Beziehungen zu England und Frankreich ins Gewicht fiel, ist jetzt — seitdem wir mit den beiden Weltmächten im Kampfe auf Leben und Tod stehen — zu einem unmittelbaren Zielpunkt der antienglischen Weltpolitik unseres Reiches geworden.

Gelingt das Ganze, so würde Ägypten der Selbstbestimmung unter türkischer Souveränität, und würde auch der Suezkanal der wirklichen Neutralität zurückgegeben. Und der Bund der großen und kleinen Mittelmächte, der von Norddeutschland bis nach Bagdad reichen soll, wird die Sorge über-

Digitized by Google

nehmen können, daß die erdrückende Willkür eines unersättlichen Herrenvolkes von den Ufern des Kanals und des Nils verschwindet.

Im Jahre 1857 sagte Lord Palmerston im Hinblick auf afrikanische Teilungspläne Kaiser Napoleons III.: „Wir brauchen weder Ägypten, noch wünschen wir ebensowenig, es zu besitzen, wie irgendein vernünftiger Mann, der ein Landgut im Norden und einen Wohnsitz im Süden Englands hat, wünschen wird, die Gasthäuser an der beide verbindenden Landstraße zu besitzen. Alles, was er braucht, ist, daß die Gasthäuser gut geführt und immer offen sind und ihn bei seiner Einkehr mit Hammelrippchen und Postpferden aufwarten." Das war, auch in der seigneurialen Form einer mit Vieren bespannten Mail-coach, die über Land fährt, das Bild der altenglischen Weltpolitik, im Zeitalter der vorherrschenden liberalen Wirtschaftspolitik. Sie wurde abgelöst durch den modernen englischen Imperialismus, der zur unmittelbaren Eroberung, wenn auch in den verschiedensten Formen schritt, die Freiheit der Meere und die Rechte der Neutralen vergewaltigte, ja auf den alles verschlingenden Leviathan einer Riesenmacht zusteuerte. Gegen diesen englischen Geist sind wir Deutsche aufgetreten. Ihn zu brechen, ist eines unserer Kriegsziele. Treffen aber können wir den so schwer verwundbaren Riesen am ehesten am Suezkanal und in Ägypten: *das ist die Stelle, wo er sterblich ist.* Sollte es uns vergönnt sein, dieses Ziel zu erreichen, so wird die Welt, wie an anderen Stellen, auch in Ägypten erfahren, daß wir nicht die Erben der Eroberermacht sein wollen. Was wir dort durchsetzen wollen, wäre das, was vor sechzig Jahren Lord Palmerston als ausreichend auch für das englische Interesse bezeichnet hat. Eine türkisch-deutsche Kontrolle im „wichtigsten Lande der Erde" würde auch dafür sorgen, daß „die Gasthäuser gut geführt und immer offen sind". Denn eine offene Tür in den Ländern der Zukunft, die wahre Freiheit der Nationalitäten, die wahre Neutralität des Suezkanals, vor allem die Freiheit der Meere, das sind die Programmpunkte unseres Sieges im Weltkrieg.

Dolomitengruft. Schattenschnitt von Richard Roderich

Digitized by Google

Das vorschnell vermählte Ehepaar

Eine unruhige Geschichte von Fedor von Zobeltitz

(Schluß)

Es blieb dabei: Daisy zog zu Resi Jung. Da war Platz genug. Das Haus gehörte dem Rechtsanwalt, und die Wohnung neben der Jungschen stand zufällig frei. Nun wurden die beiden anschließenden Zimmer in aller Eile ausmöbliert. Resi entfaltete eine erstaunliche Geschicklichkeit: sie plünderte die eigenen Gemächer, um es Daisy behaglich zu machen. Sie war glücklich über diesen Besuch und verfolgte dabei auch eine geheime Diplomatie. Ihr Mann hatte ihr gesagt: „Resichen, jetzt kannst du einmal zeigen, was du für eine Leuchte bist. Ich bin offiziell für die Scheidung, du bist privatim dagegen. Ich bin der unerschütterliche Cato, du bist ganz Weibchen. Karlfritz und ich sind einig darüber, daß das Paar zusammenbleiben muß. Aber wir haben es mit zwei außerordentlich borstigen Köpfen zu tun. Das muß bedacht werden. Vorläufig habe ich Daisy zugeredet, mit dem nächsten Dampfer nach Argentinien zurückzufahren. Infolgedessen will sie noch hierbleiben. Das ist der erste Erfolg. Er muß ausgenützt werden. Interessiere sie für deine Kriegshilfe. Halte sie fest. Laß sie nicht aus den Fingern..."

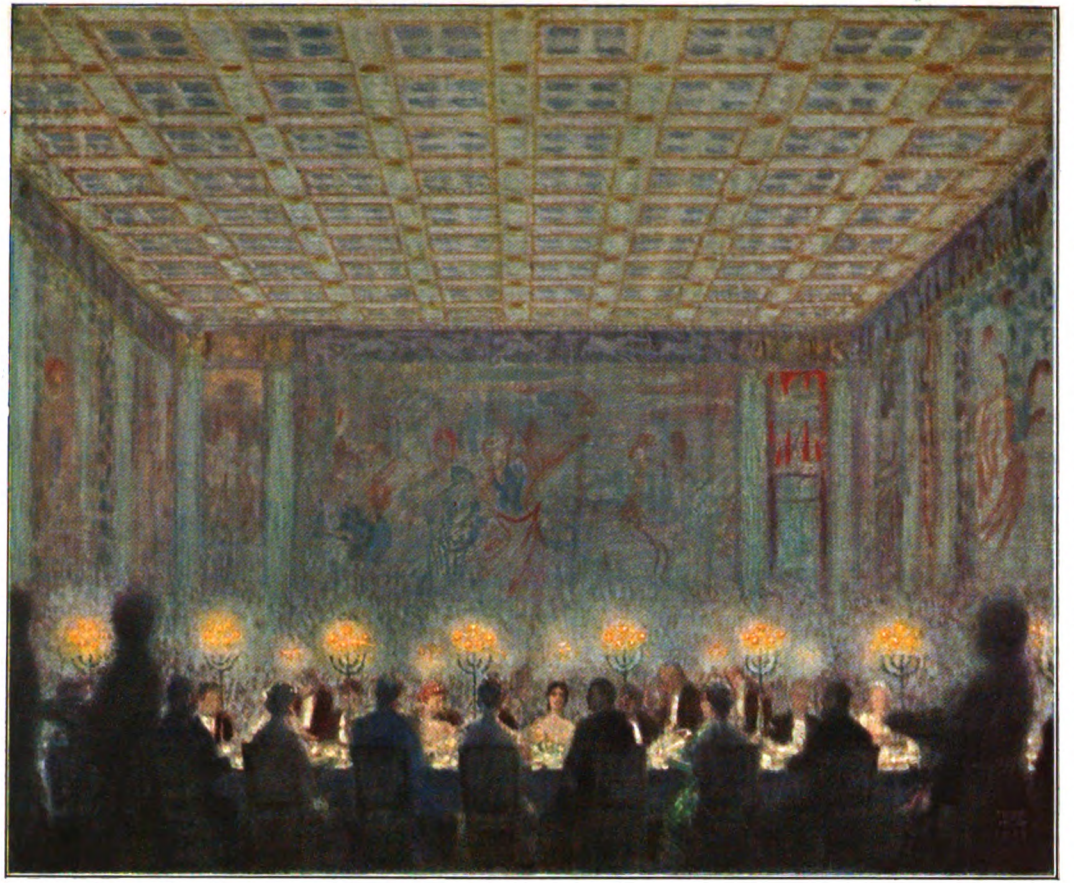
Jung war ein nüchterner Realpolitiker. Die kleine Resi schwärmte für romantische Situationen. O je, war das alles entzückend! Sie hatte Daisy kaum eine halbe Stunde kennen gelernt, aber sie vergötterte bereits die schöne Schwägerin. Sie betrachtete sie trotz der Verschiebung aller in Frage kommenden Verhältnisse als ihre Schwägerin und bot ihr auch gleich das verwandtschaftliche Du an. Sie fand sie reizend. Und umgekehrt: Daisy sah in der kleinen wirbligen Frau einen neuen Typus, den man kennen lernen mußte. Sie wollte plötzlich alles „kennen lernen". Sie wollte Deutschland in sich aufnehmen. Sie wollte wissen, was eigentlich hier los war.

Ein Menschenpaar wie die Jungs gab es sicherlich weder in England noch in Südamerika. Er war Sozialdemokrat und sie eine Ministertochter. Sie hatte ihr erzählt: früher war man zuweilen zusammengeraten, wenn von Politik gesprochen wurde. Er war ein gräßlicher Revolutionär, und wenn sie in den Zeitungen las, was er im Reichstage für aufrührerische Reden hielt, dann schämte sie sich ordentlich. Und mit so einem Menschen war man nun verheiratet. Und so einen Menschen liebte man. Und die plastischen Ergebnisse dieser Liebe füllten auch schon das Kinderzimmer mit heftigem Gebrüll. Die Sohrsche Fruchtbarkeit triumphierte auch hier. Einem Jungen waren zwei Mädelchen gefolgt — Zwillinge: winzige Püppchen, und Daisy war höchlichst erstaunt darüber, daß die eigene Mutter sie auseinanderhalten konnte, so zum Verwechseln ähnlich sahen sie sich, zumal wenn sie gemeinsam schrien.

Sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Der „rote Räuberhauptmann", wie Resi ihren Mann zuweilen nannte, um ihm gleich darauf einen Kuß zu geben, war doch auch ein begeisterter Vaterlandsverteidiger. Er fieberte dem Augenblick entgegen, da er ins Feld ziehen konnte. Nun war auch er in Feldgrau und sah wie ein königlich preußischer Riese Goliath aus. Man nahm ihn gehörig heran in der Schwadron, aber er lachte darüber. Er war schon des Morgens früh um sechs im Dienst, schuftete tagsüber auf dem Exerzierplatz und in der Reitbahn, fand immer noch Zeit zu einem Sprung auf das Bureau und erschien zuweilen erst am späten Abend in der Wohnung, um die Kinder im Bett zu küssen und seine Frau stürmisch zu umarmen. Stürmisch war alles an ihm. Er fuhr wie das Wetter daher und kam und verschwand mit Getöse.

Daisy unterhielt sich gern mit ihm. Sie bekam abermals Einblicke in eine neue Welt. Sie sah das Schauspiel einer unvergleichlichen Einigkeit, etwas Sinnverwirrendes. Der rote Jung verkörperte die Partei der schärfsten Opposition. Aber jetzt gab es keine Parteien mehr. Wo be-

Digitized by Google



Diner. Gemälde von Prof. Franz von Stuck
(Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

schränkter Fanatismus sich noch regen wollte in unklugem Anstemmen gegen die große Bewegung: man jagte ihn in das Dunkel zurück. „Erst kämpfen," rief Jung, „dann reden. Erst siegen, dann neu schaffen!..."

In dem Strom des Geschehens war es für Daisy nicht leicht, ein ruhiges Gleichmaß zu bewahren. Ihr Leben nach außenhin änderte sie von einem Tage zum andern. Die Zofe wurde wieder entlassen. Die kostbaren Toiletten wurden in die Koffer gepackt und mit einfachen vertauscht. Sie hatte kein Geld und wollte sich einrichten. Gern hätte sie den Jungs eine Pension gezahlt, aber Resi war empört bei diesem Gedanken. Dafür half sie ihr in ihren Wohltätigkeitsbestrebungen. Sie arbeitete für den ‚Feind'. Nein, sie arbeitete für die Menschlichkeit. In der „Künstlerküche", wo man arme Musiker, Maler, Bildhauer, Literaten für wenige Pfennige verpflegte, wurde sie den Schwägerinnen und Nichten Resis als eine befreundete Amerikanerin vorgestellt. Sie war jetzt zur Mrs. Heard geworden. Mrs. Heard bediente in weißer Schürze an den Tischen und freute sich über den unbändigen Appetit der Gäste. Sie nahm auch selbst ihr Mittagessen in dieser Künstlerküche: Rindfleisch mit Brühkartoffeln, Pökelbrust mit Sauerkohl, Bratwurst mit Linsen oder was es sonst gab. Dies kostete dreißig Pfennige. Mrs. Heard bezahlte sie an der Kasse und erhielt eine Marke dafür, die sie beim Verlassen des Lokals wieder abgeben mußte.

Aber was Alex am meisten wundernahm, war die Tatsache, daß Daisy sogar stricken lernte. Er kam eines Abends, um sich nach ihr zu erkundigen, und da saß sie neben Resi auf dem Sofa und hatte lange Nadeln und etwas Feldgraues in den Händen, aus dem sich nach ihrer Angabe ein Kriegerstrumpf entwickeln sollte. Alex setzte sich staunend dazu und sah, wie sie mit unendlicher Mühe in die Geheimnisse dieser Tätigkeit einzudringen versuchte. Zuweilen verlor sie eine Masche, doch nie die Geduld; sie bastelte unermüdlich an der Wolle herum, um sie zunächst einmal zu einem ringförmigen Gebilde zu formen, und als Alex beim Anschauen dieser Penelopearbeit ausrief: „Aber das kauft man doch besser fertig!" — antwortete sie verächtlich: „Dann wäre es keine Liebesgabe..."

Alex hatte sich ohne weiteres gefügt, als sie ihm damals erklärt hatte, sie wolle noch im Laufe des Tages zu Resi ziehen und war selbst mit ihr gefahren, um sie installieren zu helfen. Man hatte nach der erregten Szene sich wieder die Hand geschüttelt, man war gut Freund geblieben. Das war natürlich das Vernünftigste: sollte es schon auseinandergehen, so wenigstens in Frieden.

Aber an das Auseinandergehen dachte Alex vorläufig noch nicht. Er hatte nun eine Bundesgenossin in Resi. Die hatte ihm eines Tages fragend ins Ohr geraunt: „Willst du dich denn wirklich von dieser reizenden Frau scheiden lassen, du Kamel?" — und er hatte erwidert: „Sie will — ich könnt's überlegen." Darauf hatte Resi gewispert: „Nichts merken lassen. Immer so tun, als ob du bloß auf die Scheidung wartest. Ich krieg' sie schon noch 'rum..."

Sie machte das wirklich sehr schlau. An die Stelle der Vergnügungssucht war bei Daisy das Interesse getreten, und das hielt Resi wach. Daisy bekümmerte sich um die Wirtschaft. Sie war dabei, wenn die Kinder gebadet wurden; sie begleitete eines Morgens die Köchin, um sich die Markthalle anzusehen; sie stand am Kochherd, um ein argentinisches Ragout zu bereiten, mit dem Jung empfangen werden sollte. Resi schleifte sie überallhin mit: zu einem Wohltätigkeitstee, in den Frauenbasar, in den Bezirksverein, an einen Lazarettzug, zu den Verwundeten, zu den obdachlosen Ostpreußen, in einen Vortrag. Die kleine Frau mit dem blonden Wuschelkopf und der knabenhaften Figur war rastlos tätig — und Daisy wollte ihr nicht nachstehen. Von der Abreise wurde nur noch selten gesprochen. Einmal hatte sie Jung gefragt: „Wann geht denn nun wieder ein Dampfer, lieber Rechtsanwalt?" — „Noch unbestimmt," war die Antwort gewesen. Und da hatte Daisy harmlos gesagt: „Ganz gut so. Hier habe ich wenigstens zu tun. In Buenos Aires werde ich mich schön langweilen, wenn ich Lexe nicht mehr habe..." Auf dies Geständnis hin wollte Resi eigentlich auffahren und ihr zurufen, sie möge doch um Gottes willen ihren Lexe

Digitized by Google

behalten — aber Jung zwinkerte ihr mit den Augen zu, und sie verstand den Wink und schwieg ...

Inzwischen hatte Alex gleichfalls das Quartier gewechselt. Er gab das Hotel auf und nahm sich ein möbliertes Zimmer. Es geschah dies zunächst aus Gründen der Sparsamkeit, aber auch sonst sprach ruhige Überlegung dabei mit. Er überschlug sein Leben und fand, daß alle bisherigen Hilfen, die ihm Stützen gewesen waren, von Grund aus versagten. In dem Augenblick, da das materielle Nichts eintreten mußte, zerfiel das ganze lockere Gebäude seiner Daseinsphilosophie.

In diesen ersten Tagen freiwilliger Zurückziehung drückte der Kampf mit dem Zweifel auch rein körperlich so schwer auf ihn, daß er sich ernstlich leidend fühlte. Der Zusammenbruch war um so gründlicher, als die Einsamkeit, zu der er sich verurteilt hatte, alles Geschehene kräftiger hervortrieb und zu einer deutlicheren Auseinandersetzung mit den Widersprüchen reizte. Der festliche Glanz, den er so gern über sein Leben ergoß, auch in den Episoden der Stille, erlosch bis zur Armseligkeit. Es kam eine seltsame Haltlosigkeit über ihn und ein so gewaltiges Empfinden der Unlust, daß er in einer Stunde der Schwermut seinen kleinen Revolver untersuchte.

Solche Herabstimmungen des Gefühls waren ihm nicht fremd. Er betrachtete sie als Schwingungen der Seele, die bei empfindsamen Menschen erklärlich waren, als naturgemäße Rückschläge psychischer Kraftanspannung. Aber diesmal handelte es sich nicht nur um einen bloßen Wechsel der Stimmung, um einen flüchtigen Schatten im Licht: es war ein völliges Versagen, ein aller Gestaltung Widerstrebendes — es war ein Zerfall mit sich selbst.

In jenen Tagen hatte er Daisy noch nicht wieder aufgesucht. Es war kein Trotz, der ihn veranlaßte, sich zunächst von ihr fernzuhalten, durchaus nicht; im Gegenteil, sein Wollen und Wünschen hatte sich durch ihre schroffe Absage nur noch verstärkt. Aber ihren persönlichen Einfluß wollte er unterbinden, weil er ihm wie eine Hilfe von außen erschienen wäre. Gerade in dieser Zeit tiefster Erschütterung konnte er nur mit sich allein fertig werden.

Die Erschütterung ging durch die ganze Welt. Zuweilen war es Alex, als spiegle in seinem kleinen Ich diese ganze Welt sich wider. Die Menschheit wurde in zwei Lager zerrissen wie seine Seele. Wirklichkeit und Phantasie kämpften gegeneinander, in brausenden Hochgesang klangen schrille Dissonanzen hinein. Und in den Mittelpunkt alles Lebens wurde das Leid gerückt, gegen das er sich immer gepanzert hatte und das nun doch seine Macht über ihn gewann.

Gewiß war das Leid schwer, das der Krieg entfesselte. Aber es war das Wunderbare, daß es ersichtlich nicht zum Feinde wurde in dieser sturmvollen Gegenwart, sondern zum Führer einer Bewegung nach innen. Je mehr Alex den Glauben an die Widerstandskraft seiner geistigen Dressur verlor, um so stärker begannen die Einflüsse der Zeit auf ihn einzuwirken. Das war begreiflich. Alle Schätzungen des eigenen Lebens verliefen ins Leere — und das Leben ringsum, das Leben der Hunderttausende wuchs ins Große.

Wuchs ins Große. Wenn Alex sich auch in seinem Zimmerchen abschloß, müde geworden in seiner Zweifelsucht: dies neue Leben strömte in seine Einsamkeit, es strömte von draußen herein und gestaltete sich zu einem Erlebnis. Erlebnis wurde jeglicher Ausgang. War von dem heftigen Widerstand gegen die Masse und ihre überlaute Ausdrucksweise auch noch immer ein Rest geblieben: es mischte sich doch schon eine Gegenströmung in das Empfinden der „Verpöbelung", ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit diesem Volke, in dem der einzelne nichts mehr war und alle zur Einzahl wurden.

Berlin hatte das Gesicht verändert. Sieben Kriegswochen hatten neue Linien in die Physiognomie der Hauptstadt gegraben. Die Zuversicht des Sieges drängte sich nicht mehr so stürmisch auf die Lippen wie bei Anbeginn des Feldzugs. In der Tat: das Laute tönte sich ab, die Stimmung beherrschte die Miene. Und was Alex besonders auffiel: überall trat eine Ideenverbindung mit denen draußen im Felde zutage. Bei jedem blassen Frauengesicht, bei jedem gebeugten Alten, bei jedem weinenden Kinde dachte man an die Männer, Söhne und Brüder zwischen den sausenden

Digitized by Google

Kugeln der Feinde. Und dieser Einheitsgedanke war wie eine große Begütigung, die alle Unbequemlichkeiten und Einschränkungen, den ganzen kleinen Jammer der Zeit, vergessen ließ.

Es lag in der Art Alexens, daß ihn Züge wie diese tiefer packten als der in klingenden Worten sich äußernde Patriotismus. An einem Sonntage führte ihn der Zufall an einer Kirche vorüber, und da empfand er Neigung, den Pastor zu hören. Aber das Gotteshaus war so voll, daß er keinen Platz mehr fand. Auch darüber erstaunte er und mehr noch über die heilige Stille, die nichts zu tun hatte mit der mystischen Versunkenheit einer müden Zeit. Dieses übervolle Kirchenschiff mit seiner andächtigen Gemeinde war wie ein Protest gegen das bequeme Schlagwort des Unglaubens und gleichsam ein Sinnbild für die Überbrückung von Zeitlichem und Ewigem: keine Rückkehr zu hysterischer Schwärmerei, sondern ein Nachgeben der Sehnsucht nach Verinnerlichung.

Eines Abends erlebte er eine erregte Szene in einem Café am Kurfürstendamm. In einer Ecke saß eine kleine Gesellschaft junger Leute von gepflegtem Äußeren und einem Habitus, den er von früherher kannte. Früher hatte er auch in diesen Kreisen verkehrt, mit Künstlern, Literaten und Musikern, die vielleicht etwas konnten, aber wenig arbeiteten und über alle überlieferten Normen die Freiheit des Selbstlebens stellten. Sie unterhielten sich lebhaft, und im Laufe des Gesprächs rief einer einem andern zu: „Sag' mal, Charly, warum hat man dich denn nicht in Uniform gesteckt?" — Und der andere, der ein vornehm Herrchen war und eine Goldkette um das rechte Handgelenk trug, antwortete lächelnd: „Das hätte mir noch gefehlt — pfui Deibel! Nee — Gott sei Dank bin ich frei gekommen..." Da erhob sich am Nebentische ein älterer Mann; er hatte einen grauen Schnurrbart, und in dem gebräunten Gesicht funkelten zornige Augen. Der trat dicht an den heran, der soeben gesprochen hatte, und sagte: „Sie sollten sich schämen, junger Fant. Gott sei dank! ruft heute jeder, dem es vergönnt ist, mitzukämpfen — aber wer Gott sei Dank sagt, daß er zu Hause hocken bleiben darf, der ist ein jämmerlicher Bursche...!" Nun ging es los. Die ganze Gesellschaft sprang auf, eine wütende Gegenrede erscholl, die Kellner stürzten herbei. Da schlich Alex sich eiligst hinaus.

Die Erinnerung an diese Szene blieb in seinem Gedächtnis haften. Eine Gleichgültigkeit an sich, aber von aufrührender Wirkung. In jener Nacht schlief Alex keine Stunde. Im Dämmer des Morgens sprang er aus dem heißen Bette, wusch sich, kleidete sich hastig an und stürmte ins Freie. Er dürstete nach frischer Luft.

Es war schon Leben auf den Straßen. Die Arbeit begann — in dieser Kriegszeit wie sonst. Lastwagen dröhnten über das Pflaster, die Fabriken wurden geöffnet, vor der nahen Markthalle drängten sich die Gefährte der Gemüsehändler. Alex wählte keinen bestimmten Weg, er bog rechts und links um die Ecken und ließ sich vom Zufall treiben. Die Müdigkeit der Nacht war überwunden; er sah mit Interesse, wie das Leben ringsum anzuschwellen schien, wie der Atemzug der Arbeit kräftiger wurde, je höher die Sonne stieg. Nirgends ein Verzagen, ein Stillstand, ein Nachlassen. Es schien im Gegenteil, als habe der Krieg diesem Volke nur noch eine energischere Erfassung der Wirklichkeit gelehrt und eine vollere Ausnutzung aller vorhandenen Kräfte. In endloser Mannigfaltigkeit flutete der Arbeitsstrom durch die große Stadt, aber immer blieb die verbindende Einheit die Notwendigkeit des Erwerbs.

Inmitten dieser rastlosen Menschheit kam Alex sich wie ein Verlassener vor. In solchen Zeiten des Aufruhrs der Gemüter war die erzieherische Macht der Arbeit gewiß eine unschätzbare. Sie schuf eine ähnliche Disziplin wie draußen bei den Soldaten im Felde, sie stellte den Menschen unter die Zucht des Gegenstands und unter ein Gesetz der Sache, dem unweigerlich gehorcht werden mußte, wenn das Leben weitergehen sollte. Und das Leben ging weiter in der Erkenntnis einer objektiven Ordnung, die im Banne des Pflichtgefühls sich zu einer Höhe stolzer Würde erhob...

Nun wurden auch die meisten Kleingeschäfte geöffnet. Vor den großen Spiegelscheiben einer Bank blieb Alex einen Augenblick stehen. Hier klebten noch die

Digitized by Google

Plakate an den Fenstern, die zur Zeichnung der Kriegsanleihe und zur Einzahlung der Goldbestände aufforderten. Alex wußte aus den Zeitungen, daß die Anleihe längst gedeckt war und daß Ströme von Gold in die Kassen der Reichsbank flossen. Die Gesinnung verband sich mit der Arbeit; es war wieder die Wendung nach innen, die mit der äußeren Betätigung gleichen Schritt hielt und der Gemeinsamkeit der Leistung erhöhten Wert verlieh.

Alex kam in die Nähe der Linden zu den großen Luxusgeschäften. Die Schaufenster zeigten ihre Auslagen wie immer, nur hie und da trug ein Plakat mit der Aufschrift „Kriegspreise" den Zeiten Rechnung. Eine solche Lockung sah er auch in einem Bilderladen, und da lächelte er. Wenn man noch Bilder kaufte, brauchten selbst die Musen nicht zu hungern. In Sinnen verloren schritt er weiter. Seine Mappen waren mit Zeichnungen und Aquarellen gefüllt, die Kisten mit den Ölstudien noch nicht einmal geöffnet. Wenn man den ganzen Schwamm verkaufte . . .

Er blieb wieder stehen und schüttelte den Kopf. Er fühlte das Wachsen und Herrschendwerden einer neuen Stimmung. Es war verrückt, sich von den produktiven Kräften der Welt abzuschließen. Alles Zurückziehen auf sich selbst mit seiner Neigung zum absoluten Objektivismus mußte zur Erstarrung führen, wenn man das Verhältnis zum Ganzen aufgab. Und mehr als je kündete das Streben zur Ganzheit sich in der Arbeit der Zeit. Wahrhaftig, der einzelne war nichts mehr: das Volk wurde zum Subjekt, wie die Masse zum Helden. —

Von nun ab zeigte sich Alex öfters bei Daisy, um sich pflichtgemäß (wie er sagte) nach ihrem Befinden zu erkundigen. An einem Sonnabend kam er unerwartet früher als sonst und war sehr vergnügt.

„Eine erfreuliche Nachricht, Daisy," sagte er. „Ich bringe dir deine zwanzigtausend Mark. Dein Kreditbrief ist endlich ausgezahlt worden. Es gab Schwierigkeiten und Scherereien die Menge, denn drüben ist ein Moratorium verkündet worden, und man traut sich gegenseitig nicht. Aber ich habe einen Bürgen gefunden."

Er legte ein Päckchen Banknoten auf den Tisch.

„Tausend Dank," erwiderte Daisy. „Da können wir gleich abrechnen. Wieviel bekommst du von mir?"

„Das habe ich noch nicht addiert. Es eilt auch nicht. Das machen wir vor deiner Abreise."

„Die kann sich aber noch hinziehen, Alex."

„Was schadet das? Nun stören wir uns ja nicht mehr. Übrigens — du: noch eine Neuigkeit. Heut habe ich mein erstes Geld verdient."

„Aber nein!? Wiederhole: verdient?"

„Bar. Ich habe ein paar Skizzen verkauft. Aquarelle und Tuschzeichnungen — Bilder aus dem Kamp und den Bergen. Sie trieben sich unnütz bei mir herum."

Daisy schlug die Hände zusammen. „Du hast deine Kunst um schnödes Geld verhandelt?!" rief sie. „Ist das nicht eine Preisgebung der Freiheit, ein Begriffssturz, eine Entwurzelung?"

„Ach was," sagte er lachend. „Necke mich nicht. Ich muß dir noch mehr erzählen. Ich habe doch meine Tagebücher liegen. Da habe ich mir denn nun die Mühe gemacht, einzelne Abschnitte zusammenzustellen und bin mit dem Manuskript zu einem Verleger gegangen. Und denke dir: dieser Dilettant findet meine Schmierereien großartig. Er sagte — aber nein, das wiederhole ich nicht, sonst lachst du wieder. Tatsache ist: er hat mit mir einen Vertrag geschlossen. Das Werk wird illustriert erscheinen — ich habe ja noch massenhaft Material in meinen Skizzenheften. Allerdings — der Verleger will erst den Frieden abwarten, was ich ihm nicht verdenken kann. Jetzt blüht als gängige Ware nur die Kriegsliteratur. Aber das Honorar ist schon festgesetzt — sehr anständig, Daisy. Ich bin also soweit heruntergekommen, daß ich auch mein bißchen Geist verschachere. Was sagst du dazu?"

„Ich gratuliere," erwiderte Daisy heiter, „und sehe in diesen Vorkommnissen den ersten Durchbruch gesunder Lebenspraxis durch die Schattenhaftigkeit deiner Theorien. Hoffentlich hast du dir dabei nicht weh getan."

„Doch," meinte er. „Es schmerzte. Es ist ein Aufgeben von allerhand Prinzipien. Und dann erwachte wieder der köstliche

Digitized by Google

Widerspruch. Ein Weltbürgertum läuft nicht Prinzipien nach. Ich kann mich auch anders ausdrücken."

„Ich schenke es dir," rief sie. „Hänge alles Abstrakte an die Wand und halte dich an die Tat."

„Warum eigentlich?" fragte er naiv.

Und sie fragte zurück: „Geht der Siegeszug der Tat nicht heute durch die ganze Welt?"

Da nickte er. „Ich will es nicht bestreiten. Bestritt es übrigens nie. Das Recht des Naturalismus ist Trumpf."

„Das Recht des Lebenwollens, Alex."

„Sei's so. Ein Sträuben hilft nicht, sonst kommt man unter die Räder. Es flimmert in mir, Daisy; es keimt doch so allerhand auf, was unter dem Schnee lag. Tat setzt Kraft voraus. Aber die Kraft, die wir so riesig anschwellen sehen, schießt sie denn nur nach außen? Ich denke nein. Wir erleben sie. Das Subjekt bleibt da. Das sehe ich: bei allem Ringen um den Erhalt des Daseins treibt uns die innere Gewalt. Zwang der Sache, das gibt uns die Kraft ... Nun will ich zum Geheimrat."

„Wer ist das?"

„Mein ältester Bruder. Stiefbruder. Einer aus Vaters erster Ehe. Ich habe ihn noch nicht begrüßt."

„So geh. Wann kommst du wieder?"

„Übermorgen."

„Nicht morgen?"

Er sah sie überrascht an und erwiderte dann gleichmütig: „Schön. Also morgen ..."

Auf der Straße traf er Resi, die von einem kurzen Geschäftsgang nach Hause wollte. Sie plauderten ein paar Minuten miteinander.

„Wie gefällt dir Daisy?" fragte die kleine Frau.

„Gut. Dir nicht?"

„Gewiß. Sie spricht nie mehr von der Scheidung. Nie von der Abreise. Aber sie ist unruhiger geworden. Sichtlich nervöser, Lexe. Zuweilen verschwindet sie. Ich weiß nicht wohin. Sie geht fort und bleibt stundenlang weg. Sie hätte Besorgungen, sagt sie."

„Welche denn?"

„Das weiß ich auch nicht ..."

Alex war unwillkürlich aufmerksamer geworden ... „Frag' sie doch einfach!"

„Hab' ich getan. Da antwortete sie ausweichend."

„Das ist merkwürdig. Sie hat weder Verwandte noch Bekannte in Berlin. Aber es regt mich nicht auf. Es steckt sicher nichts dahinter, was uns beunruhigen könnte. Möglich, daß sie verarmte Landsleute aufsucht — vielleicht auch Argentinier. In den Pensionen im Westen sitzen noch zahlreiche Südamerikaner."

Und doch machte sich Alex über die heimlichen Ausflüge Daisys seine Gedanken. Es war entschieden seltsam, daß sie nicht einfach die Wahrheit sagte. Die Annahme, daß sie sich bei ihrem Drange nach Selbständigkeit ein eigenes Gebiet der Wohltätigkeit zu suchen wünschte, lag ja nahe. Aber sie konnte doch ohne Scheu darüber sprechen! —

Alex fand den Geheimrat in seinem Bureau vor. Dieser Bruder, das Haupt der Familie, hieß Eberhard, wie der Vater, und hatte auch in seinem Äußeren und in seinem Wesen viel Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen. Er war ein großer, magerer Herr mit feinem, schmalem Kopfe und langen, angegrauten, an den Spitzen fast grünlich schimmernden Favoris und trug einen Kneifer, den er im Gespräche alle Augenblicke abnahm und wieder aufsetzte. Übrigens war auch er bereits in Kriegstracht: in der Uniform eines Delegierten des Roten Kreuzes.

Als Alex in sein Zimmer trat, hatte der Geheimrat gerade eine Unterredung mit einem Kanzlisten. Er ließ den Mann stehen, wandte sich Alex zu, sagte: „Du lieber Flüchtling" und gab ihm sodann einen sehr vorsichtigen Kuß auf die linke Wange, wobei er den Kneifer abnahm. Hierauf drückte er den Zwicker wieder auf die Nase und kehrte zu dem Kanzlisten zurück.

„Wir sind uns nun klar, Püttmann," sagte er. „Geheimrat Rehfuß vertritt mich bis auf weiteres. Auch alle an mich persönlich adressierten Schriftstücke sind ihm vorzulegen. Ich danke Ihnen. Geben Sie mir die Hand. Allzubald werden wir uns ja nicht mehr sehen."

Er reichte dem Kanzlisten die Fingerspitzen.

Digitized by Google

„Adjö, Herr Geheimrat," erwiderte dieser. „Ich wünsche gehorsamst alles Gute und, so Gott will, glückliche Heimkehr."

„Danke, Püttmann, danke ..." Püttmann entschwand, und der Geheimrat deutete auf einen Sessel ... „Nimm Platz, Alex. Du triffst es noch gut. Morgen geht's los. Ich bin um vorläufigen Urlaub eingekommen und dem Roten Kreuz unterstellt worden. Ich kriege die Lazarette in Cambrai. Wenn ich Soldat gewesen wäre, stände ich schon in der Front. Dafür habe ich die Freude, daß mein Ältester, der Diez, als Fähnrich bei den Rathenower Husaren angenommen wurde. Na — und was führt dich wieder einmal nach Deutschland?"

„Der Krieg," erwiderte Alex, als ob das etwas Selbstverständliches wäre. „Ich habe mich unter mancherlei Abenteuern hierher schmuggeln können und möchte nun irgendeine Anstellung haben. Dabei hoffe ich auf deine Vermittlung und Fürsprache."

Der Geheimrat schaukelte seinen Kneifer hin und her.

„Jetzt ist jeder willkommen," sagte er, „versteht sich. Versteh' auch, daß ein Sohn nicht daheim bleiben will. Ich werde dir Adressen geben: für das Rote Kreuz, für das Automobilkorps, für den Dolmetscherdienst. Dann hast du die Auswahl ..." Er setzte sich an den Schreibtisch und bedeckte ein Blatt Papier mit seiner Bleistifthandschrift. Dabei thronte der Kneifer auf der äußersten Spitze seiner Nase. „Ich weiß schon, du warst auch nie Soldat. Aber in diesen Zeiten ... Du siehst brillant aus. Laß dich doch einmal ärztlich untersuchen."

„Kann ich tun. Ich fürchte nur, daß ich wegen meines Fußes ... Du begreifst, daß man in solchen Tagen nicht gern den Stubenhocker spielt. Von uns ist ja alles draußen. Selbst Jung ist Feuer und Flamme."

Die Stirn des Geheimrats kräuselte sich leicht, und der Kneifer schwankte lebhafter an seiner Schnur.

„Ja, der Jung ... Ich war sehr böse über Resis Heirat — bin auch nie bei ihr gewesen. Ansichtssache. Trotzdem: ich verkenne bei Jung nicht die Ehrlichkeit der Gesinnung. Und jetzt bin ich ordentlich stolz auf ihn. Hab's ihm auch geschrieben. Er hat da neulich eine Rede gehalten — mir ist wirklich das Herz warm geworden. Hoffentlich hält's vor. Ich meine ... aber ich will nicht politisch werden. Kann ich dir sonst noch einen Dienst erweisen?"

Alex dankte und empfahl sich bald. Eberhard hatte sich wenig verändert: er war immer entgegenkommend, aber kühlen Herzens. Er war der geborene Bureaukrat.

Also was nun? — Alex erwog diese Frage. Er war sich nicht unklar darüber, daß sich ein Sinneswechsel in ihm vollzogen hatte, und er sagte sich auch, daß das so habe kommen müssen. Die „Feindin" hatte doch nur den äußeren Anstoß gegeben — oder nein, nicht die Feindin: das Herz der Freundin. Sie hatte tapfere Worte gefunden, und der Wahrheitsgehalt ihrer Vorwürfe war auch überzeugend. Richtig, daß er aus der Atmosphäre einer ganz andersartigen Welt kam, die weitab lag von dem, was sich hier sichtbar gab als der Empfindungswirbel eines Volkes. Aber zu diesem Volke gehörte er, und wenn er nach wie vor nur das eigene Empfinden anerkennen wollte, so löste er die letzten Zusammenhänge mit der Scholle, die ihn geboren hatte. Es hatte ja etwas Bezauberndes, diese Entfaltung in der Freiheit, dies reine Stimmungsleben mit seiner Fülle feinster Abtönungen, und es war gewollte Übertreibung, wenn Daisy es ein Dasein auf der Oberfläche nannte. Köstlich, sich so ganz von der Umgebung ablösen und allein auf sich selbst stellen zu können, sich von keiner Seite beengen zu lassen und in der Erregung der Subjektivität alle Kräfte zu steigern! Was schiert mich die Welt!? In meinem Kreise bin allein ich Herr, und was ich erlebe, erlebe ich für mich! Was ich schaffe, ist mein, und was ich bin, das wurde ich durch mich. Jeder meiner Augenblicke ist Selbstzweck, und über die weit unter mir liegende Erdenschwere schwinge ich mich himmelwärts, glücklich in dieser leichten Schwebe, wie der Flieger, der oben im Äther nichts spürt von der Gebundenheit unter ihm ...

So hatte Alex sich ein Leben voll egoistischem Idealismus geschaffen und in Stunden melancholischen Niedergangs in allem Ernste damit gerechnet, es im Momente der Not mit einem Selbstmorde zu schließen. Aber das Gefühl sich nur selbst zu gehören, war längst brüchig geworden.

Digitized by Google

Sacht wachte auch bohrende Scham in ihm auf. Jeder, der ihn begrüßte, hielt es für ganz natürlich, daß er nur heimgekehrt sei, weil das Vaterland rufe. Er stieß auf seltsame Eindrücke. Der Revolutionär trat auf die Seite des Herrschers, der Antimilitarist griff freiwillig zur Waffe, Junker und Proletarier standen dicht nebeneinander. Die verlachte Notwendigkeit wurde zum einenden Faktor, und ihr eiserner Besen fegte überlieferte Begriffe in die Winkel der Überflüssigkeit. Da lagen sie — und da konnte man sie wieder hervorholen, wenn es an der Zeit war.

Große Reinigung. Es war auch ein Besen von Eisen gewesen, mit dem Daisy durch sein Herz gefegt hatte. Säuberung von rückständig gewordenen Kulturresten. Begriffe und Phrasen, Ideale und Karikaturen, Wahn und Prinzipien — fort damit! Die Straße muß frei sein für die große Gemeinsamkeit, die nur ein Ziel kennt — bis daß es erreicht ist. Dann kann man an die neue Lebensordnung gehen. Dann wird aus den stürmischen Antrieben auch Neues erwachsen ...

Alex war auf der Straße stehengeblieben. Was tun? — Ah ja — zum Arzt gehen. Untersuchung seiner Tauglichkeit. Ob er sich dem Roten Kreuz widmete oder Autoführer wurde oder draußen als Dolmetsch fungierte — er mußte gesund dazu sein.

Wo wohnt der nächste Arzt? Ein Dutzend Häuser weiter. Ein fremder Name auf dem Schild neben dem Eingang — ganz gleich.

Alex ließ sich anmelden und trug sein Anliegen vor.

„Ich bitte mich genau auf meine körperliche Rüstigkeit zu untersuchen," sagte er; „ich bin nicht Soldat gewesen, weil ich seinerzeit zu schwächlich war. Aber inzwischen habe ich lange im Süden gelebt und fühle mich ganz wohl. Ich möchte mich um eine passende Dienststellung bewerben."

Der Arzt verstand sofort. Er suchte seine Instrumente hervor, und Alex entkleidete sich. Die Untersuchung währte geraume Zeit; der Medizinmann nahm sie in der Tat genau. Und dann sagte er: „Sie sind organisch vollkommen gesund. Auch kräftig in der Muskulatur. Ich vermute, Sie haben viel Sport getrieben. Aber ich sehe, Sie ziehen den rechten Fuß beim Ausschreiten ein wenig nach. Was ist damit?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht Folge einer Rachitis. Es ist eine Schwäche des Fußes, die noch aus meiner Kinderzeit herrührt."

Nun nahm sich der Doktor den rechten Fuß noch einmal vor. Er drückte ihn von allen Seiten und strich mit dem Daumen über Muskeln und Sehnen.

„Schmerzt das?" fragte er.

„Gar nicht."

„Ich finde nichts. Anatomisch ist alles in Ordnung. Ich rate Ihnen, sich an einen Spezialisten zu wenden: Professor Leineburg, Fasanenstraße 3."

Das war der Mann, der Alex bereits empfohlen war. Er zahlte seinen goldenen Obolus und erhielt dafür ein Attest, das ihn zu einem Herkules stempelte. Dann fuhr er auch gleich nach der Fasanenstraße. Er wollte den Roman seiner Körperlichkeit schleunigst zu Ende bringen.

Professor Leineburg war in Feldgrau. Darüber staunte Alex nicht mehr. Der berühmte Fußkünstler war ein dicker Mann mit grober Stimme. Er zog die Uhr, als Alex bei ihm eintrat.

„In zwei Minuten ist meine Sprechstunde zu Ende," sagte er. „Bitte sich zu beeilen. Was ist los?"

Alex wollte sich in längerer Erklärung ergehen, doch der Professor schnitt ihm das Wort ab.

„Daraus werd' ich nicht klug," sagte er. „Ziehen Sie Stiefel und Strümpfe aus."

Das geschah. Der Professor setzte sich und nahm den rechten Fuß seines Patienten auf den Schoß.

„Sie hüpfen wohl immer nur auf einem Bein durch die Welt?" fragte er. „Der linke Fuß ist normal, aber der rechte zurückgeblieben. Wenn ich der liebe Gott wäre, hätte ich die Zweibeinigkeit gar nicht zugelassen. Warum bewegen wir uns denn nicht auf allen vieren vorwärts? Wollen Sie mir sagen, warum nicht?"

Alex gestand zu, daß er über diese Frage noch nicht nachgedacht hätte.

„Es hätte auch nichts genützt," sagte der Spezialist. „Adam und Eva haben angefangen, und nun ist die Sache verhaspelt. Es ist ein Widerspruch gegen jede Abstam-

Digitized by Google

mungslehre, daß wir uns gewöhnt haben, die ganze Last unseres Körpers auf den beiden schwachen Füßen zu tragen. Das sehen Sie doch ein?"

„Jawohl," entgegnete Alex gefällig. „Aber ich fürchte, es würde auffallen, wenn ich auf allen Vieren durch die Friedrichstraße laufen wollte. Können Sie mir nicht ein anderes Mittel für eine beschleunigtere Fortbewegung verraten?"

Nun lachte der Professor und betrachtete sich den Fuß näher, hieß Alex aufstehen und durch das Zimmer schreiten, befragte ihn nach früheren Erkrankungen und schien sich dann klar zu sein.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte er. „Als Rest irgendeines Kinderleidens — ich brauche gar nicht auf Näheres einzugehen — ist eine Muskelverkürzung zurückgeblieben. Dadurch hat der Fuß eine fehlerhafte Stellung bekommen — kaum sichtbar, Sie brauchen sich nicht die Augen auszugucken —, so daß Sie nur mit Zehen und Absatz auftreten und die Sohle hohl bleibt. Klar, Herr?"

„Ja, natürlich. Was machen wir da?"

„Wir wenden die Tenotomie an."

„Aha," sagte Alex. „Das ist etwas Griechisches. Tut das weh und dauert es lange?"

„Keins von beiden. Es ist eine Sehnendurchschneidung — ein ganz ungefährlicher kleiner operativer Eingriff. Dann bandagiere ich den Fuß, bis die Geschichte wieder verwachsen ist, und nachher kriegen Sie eine Einlage unter die Sohle, und dann garantiere ich Ihnen, daß Sie mit dem Läufer von Marathon wetteifern können."

„Ich sehe davon ab, Herr Professor, weil der Mann schon tot ist. Aber ich möchte gern eine andere Garantie haben: glauben Sie, daß der Fuß — nach der Heilung — mich noch hindern könnte, Soldat zu werden? Ich würde mich zur Kavallerie oder Artillerie melden und betone dabei, daß ich dem lahmen Fuße zum Trotz bisher schon ein recht guter Reiter gewesen bin."

„Wenn Sie der Fuß bis jetzt nicht gestört hat," erwiderte Leineburg, „so wird er es künftighin erst recht nicht. Soll ich die Operation vornehmen?"

„Ich bitte darum."

„Morgen früh punkt zehn. Dann ein paar Tage Ruhe. Nun kriechen Sie wieder in Ihr Schuhwerk. Ich muß in mein Lazarett ..."

Alex war zufrieden. Dieses lahmen Fußes halber hatte er sich oft genug selbst als Krüppel bezeichnet. Der Fuß war zum Symbol für eine eingebildete Leidenhaftigkeit geworden. Er versinnbildlichte alle Stadien seines geistigen Lebens. Wenn Alex ihn wie eine schwere Last nachschleppte, war er der müde Mann einer marode gewordenen Zeit, der verfeinerte Weichling, der im Aufhalten letzter Stimmungen einen rasch verwehenden Genuß sah. Beachtete er ihn aber nicht, so war eine lachende Bejahung da, Bekenntnis zu einem Programm lichter Daseinsfreude, Morgenröte und Sonnenschein. Und steckte der Fuß im Steigbügel, dann kam sogar jauchzende Mannheit zum Durchbruch und überschäumendes Kraftgefühl. Der Fuß sprach das Wesen des Menschen — und nun hörte die ganze Narrheit auf ...

⁂ ⁂ ⁂

In den Abendstunden fuhr Alex noch einmal zu Jungs. Er traf Resi im Begriff, zu einer kleinen Geburtstagsfeier zu einer Schwägerin zu gehen; sie war schon in Hut und Jacke.

„Gut, daß du kommst," sagte sie. „Du kannst Daisy Gesellschaft leisten. Ich bin eingeladen und muß fort."

Daisy schlug einen Spaziergang vor. Sie hatte tagsüber in ihrer Künstlerküche gearbeitet und war lufthungrig.

„Was führt dich denn heute noch einmal her?" fragte sie. „Ich sollte doch erst morgen die Ehre haben."

„Stimmt," erwiderte Alex. „Aber morgen liege ich schon fest. Acht Tage Hausarrest ..." Er erzählte von seinem Besuch bei dem Fußkünstler, der der Schöpfung grollte, weil sie den Viertaster in ein Zweibein verwandelt hatte ... „Ein komischer Kauz, aber ich schätze, er versteht sein Handwerk. Ein winziger Einschnitt, und ich kann auf dem Kothurn schreiten und wieder die Mutter Erde unter der Sohle spüren. Das hätte ich längst haben können ..."

Nun gerieten die Damen in Sorge. Alex auf dem Krankenlager — da mußte er eine Pflegerin haben. Er dankte; seine Wirtin war eine verständige Frau und

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

wohl auch als Hospitaliterin zu verwenden. Trotzdem beschlossen die Damen, sich täglich nach ihm umzusehen. Das war Alex recht, nur machte er im voraus darauf aufmerksam, man käme bei ihm in schlichte Einfachheit. Rückkehr zum Primitiven. Kriegszustand.

Dann ging das Ehepaar spazieren. Ein dunstiger Sommerabend. Menschengewühl in den Straßen; die ganze Stadt schien in Bewegung zu sein. Die Abendblätter wurden ausgerufen. Was gibt es Neues? Im Westen tobt die Millionenschlacht weiter. Im Osten rücken die Deutschen nach Rußland hinein. Auf dem weiten Meere werden „U 9" und die „Emden" zum Schrecken Britanniens ...

Daisy war still. Alex fand sie auch blaß. Nach einer halben Stunde erklärte sie, müde zu sein. Er schlug vor, ein Auto zu nehmen und nach dem Grunewald zu fahren, um dort irgendwo zu Abend zu essen.

„Ja," sagte sie, „das wollen wir. Im Grunewald war ich noch nie. Ich kenne bloß das Lied von der Holzauktion."

So fuhr man denn los, eine Stunde lang kreuz und quer und hielt dann vor einem stillen Gartenlokal. Da saß man wenigstens im Freien.

Alex suchte in dem fast leeren und schlecht erleuchteten Gärtchen nach einem geeigneten Platz. An einem Tische des Laubengangs, beinahe im Dunkeln, saß ein Paar. Alex schien, als nicke die Dame ihm zu; auch der Herr kam ihm aus der Seitenansicht bekannt vor. Und nun wandte der Herr sich um.

„Stephan?!" rief Alex.

Jetzt nahte ein Augenblick großer Verlegenheit. Die Damen mußten einander bekannt gemacht werden.

„Fräulein Hede," sagte Stephan mit kurzem Entschluß, „eine Freundin."

„Fräulein Daisy," sprach Alex und fügte hinzu: „Auch eine Freundin."

Die Damen neigten die Köpfe und musterten sich mißtrauisch. Dann nahm man Platz und bestellte.

„Es gibt grünen Aal und Gurkensalat," erklärte Alex über die Speisekarte. „Das ist ein Berliner Spezialgericht. Das mußt du essen, Daisy ... Meine Freundin ist nämlich nicht von hier," klärte er die beiden anderen weiter auf, „sie stammt aus Amerika ..."

Hede und Stephan taten so, als ob sie das interessierte. Aber es war ersichtlich, daß sie nicht an Amerika glaubten. Man sprach dies und das, und die Verlegenheit wuchs. Während Stephan von Zeit zu Zeit einen bewundernden Blick auf die schöne Daisy warf, schien es, als tue zwischen den beiden Damen sich eine stumme Feindseligkeit auf. Das Auge der einen rief: ‚Freundin? Ei, ei. Ich bin eine ehrbare Frau!' ... Und der Blick der anderen antwortete: ‚Freundin? Oho. Ich bin ein tugendhaftes Mädchen!' ... Es wurde ungemütlich. Die Situation trieb ihrer Unhaltbarkeit entgegen.

Das sah Alex ein und zerhieb den Knoten.

„Herrschaften," sagte er, „so geht das nicht. Das ist unmöglich. Die Augen der Damen sind fragend geworden. Mißtrauen keimt auf. Bürgerlicher Anstand quirlt in Empörung. Seien wir wahr. Daisy, das ist keine beliebige Freundin, sondern Hede Hellmer, Stephans Braut."

„Ah," rief Daisy, „wahrhaftig?!"

„Ja, Fräulein," erwiderte Hede, „es ist so."

„Nicht Fräulein," sagte Daisy, „ich bin die Frau von Lexe."

Nun fuhr Stephan in die Höhe. Hede starrte Daisy fassungslos an. Dann setzte sich Stephan wieder und griff nach seinem Pilsener.

„Das glaubst du wohl nicht?" rief Alex lachend.

„Laß doch den Unsinn," entgegnete Stephan.

„Steffi, mein Ehrenwort, daß es so ist. Haben die Überfahrt zusammen gemacht. Haben in Lissabon geheiratet. Allerdings: jetzt stehen wir in der Scheidung. Aber wir verkehren noch miteinander."

„Wir sind auch schon wieder entlobt," sagte Stephan trocken. „Aber — na ja ... wir verkehren ebenfalls noch miteinander. Warum denn nicht?"

Der Wirrwarr verlangte Entfädelung. Alex fing an. Er erzählte den Tatbestand: die sogenannte Notheirat, bei der man schon an die Wiederauflösung der Ehe gedacht hatte. Rückkehr zur alten Freundschaft. Wer hob da den Stein?

Dann gab Stephan eine kurze Erläuterung. Er neigte sich dabei zu Daisy herüber. „Ja, wir waren verlobt," sagte er,

Digitized by Google

„aber wir sahen ein ... Gott, warum denn immer gleich heiraten! ... Wir sind gute Freunde geblieben ...“

Hede war sehr rot bei dieser Erörterung. Sie rückte näher an Daisy heran. Die Schicksalsähnlichkeit tat ihr wohl. Es war alles so wunderlich. Nach wenigen Minuten waren die beiden in angeregtem Plaudern, nur sprachen sie nicht von sich selbst und ihren Erlebnissen, sondern vom Kriege und von der Kriegshilfe.

Indessen klagte Stephan dem Bruder sein Leid. Man ließ ihn immer noch nicht in das Feld. Aber Ende des Monats würde es soweit sein: das hatte der Arzt fest versprochen. Einen Augenblick zögerte Alex, ob er nicht erzählen sollte, daß er gleichfalls hoffte, noch eine Verwendung im Kriegsdienst zu finden. Aber er hatte nicht einmal mit Daisy davon gesprochen. Wozu auch? Erst mußte es soweit sein...

Als man aufbrach, schritten Hede und Daisy voran.

„Wollen Sie mich nicht einmal besuchen, gnädige Frau?“ fragte Hede. „Ich bin fast immer allein. Mein Vater ist ewig unterwegs: in Wien, Bukarest oder Sofia. Sie interessieren sich doch auch für unsere Obdachlosen. Ich habe ihnen jetzt achtzehn freie Wohnungen einrichten können.“

„Die sehe ich mir gern an, wenigstens die eine oder andere. Meine Tagesarbeit gehört ja auch nur dem Elend. Resi Jung wundert sich, daß ich bei meiner englischen Abstammung so tätig für die Deutschen bin. Aber ist Mensch nicht Mensch? Außerdem hatte ich eine deutsche Mutter, und solange ich verheiratet bin, bin ich auch der Nationalität nach Deutsche.“

„Warum wollen Sie sich eigentlich wieder trennen? Die Frage ist indiskret und doch auch natürlich.“

„Ebenso indiskret und doch auch natürlich ist die Gegenfrage: Warum haben Sie Ihre Verlobung aufgelöst?“

„Weil ... weil Stephan so ein entsetzlicher Querkopf ist.“

„Ähnliches kann ich von Alex behaupten.“

„Gott, könnte ich mich doch einmal mit Ihnen aussprechen! Ich habe soviel Vertrauen zu Ihnen. Wann kommen Sie zu mir?“

„Dieser Tage. Ganz bestimmt ...“

Stephan und Alex schritten hinter den beiden her.

„Eine Frage, Lexe,“ sagte Stephan. „Ist diese Daisy diejenige, welche? Die du schon fest hattest und doch noch nicht ganz?“

„Eben dieselbe. Aber sie will nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil sie ein entsetzlicher Querkopf ist.“

„Da paßt sie zu mir!“ rief Stephan. „Lexe, ich bin bis über die Ohren verschossen in diese wunderbare Frau. Das ist mein Ideal. Dieser Teint, diese Augen, dieses Haar! Und wenn sie lacht, sieht man eine seltsame Plombe in ihren schneeweißen Zähnen. Das blitzt ja so.“

„Es ist ein Brillant. Der Zahnarzt hat ihr vorgeredet, der sei härter als jedes Metall. Da brachte sie die Mode auf. Wenn die Damenwelt in Buenos Aires lacht, blitzt es über den La Plata. Das ist das Feinste und zugleich der Höhepunkt der Verrücktheit.“

„Man kann nicht alles verrückt nennen, was originell ist. Ich finde es wunderhübsch. Wann werdet ihr geschieden?“

„Sobald sie abreist, wird der Prozeß eingeleitet.“

„Kann ich nicht schon vorher um sie anhalten?“

Alex schaute seinen Bruder zwinkernden Auges an. „Versuch' es einmal,“ sagte er.

„Scherz beiseite, Lexe: diese Frau ist die Erfüllung meiner Träume. Man malt sich doch auch einmal sein Glück in Gedanken. Und kann ich dafür, wenn mich nur die Schönheit lockt? Lebst du nicht auch deiner Eigenwelt und dem Gleichklang der Stimmungen?“

„Ja, Stephan, das tat ich einmal. Aber ich habe umgelernt. Es ist gerade die Zeit dazu. Die Wirklichkeit ist stärker als alle Phantasie. Pack' sie mit beiden Fäusten und wirf sie in die Rumpelkammer. Sieh dir dafür die Wirklichkeit an. Sie schreitet vor dir: ein armes, liebes Mädel, das dich vergöttert, das deine Ehre rettete und das du dafür sinnlos quälst. Hast du kein Herz im Leibe? — Daisy — ah, mein Junge, die ist mein — und sie wird es bleiben. Mal' dir andere Bilder in die Luft, die deinen phantastischen Idealen gleichen — aber vergiß nicht, daß sie immer nur Schein sein werden. Das, was du möch-

Digitized by Google

test, das findest du nie. Behalte, was du hast — ich mache es ebenso. Weil ich kein Schafskopf bin ..."

Die beiden Damen waren stehengeblieben und warteten auf ihre Herren. Man wollte mit der Elektrischen in die Stadt zurück.

* * *

Die kleine Operation, der Alex sich unterzog, verlief schmerzlos und rasch. Aber nun mußte er das Zimmer hüten. Er lag tagsüber mit dem bandagierten Fuße auf dem Sofa, las, schrieb und ordnete die Skizzen für sein Buch. Resi und Daisy besuchten ihn häufig. Sie brachten zuweilen Kuchen mit, und dann mußte die Wirtin Kaffee kochen. Daisy fand die Stunden auf der Studentenbude fabelhaft gemütlich. Es war das gewöhnliche Berliner „Chambre garnie", mit Ripsmöbeln und einer gehäkelten Decke auf dem Mahagonitisch. Diese Decke störte Daisy. Sie brachte eines Tages eine andere mit. Sie packte auch seine Koffer aus, räumte seine Wäsche ein und hing die Kleider in den Schrank. Dann gab sie der Stube ein wohnlicheres Gepräge. An die Stelle des Oldrucks über dem Sofa, Romeo und Julia in rot, grün und gelb, kamen Aquarelle des Gatten. Die Bücher wurden geordnet; auf dem Spiegelschrank verschwand der Nippes aus Biskuit und Alabaster: ein blasender Schäferjunge, ein violetter Pudel, eine Schale, ein dreiteiliges Kunstwerk mit Herz, Kreuz und Anker, das Glaube, Liebe, Hoffnung darstellen sollte. Den geleerten Platz nahmen abermals Bücher ein. Sie sorgte auch sonst für ihren „Verwundeten". Da er daheim essen mußte, so brachte sie ihm kleine Leckerbissen mit: Kaviar, eine Gänseleberpastete, eine Büchse Sardinen und derlei mehr.

„Du verwöhnst mich," sagte Alex. „Es ist gewiß, daß meine Wirtin nichts von der Gastrosophie versteht. Das Menü leidet auch nicht unter dem Wechsel der Erscheinungen. Doch ihre Kost ist nahrhaft — bis auf die Suppe. Das ist gewöhnlich ‚Bulljong', und sie sagt, es sei die reine Kraft. Aber es schwimmen immer große, fragende Fettaugen oben, und wenn ich mit dem Löffel aufstörend dazwischenfahre, zerteilen sie sich in metallische Farben. Das kann ich nicht sehen. Ich werde die Suppe fortlassen und dafür mit deinen Hors d'oeuvres beginnen — oder vielmehr mit den Vorgerichten, weil das deutscher ist ..."

Einmal, in später Abendstunde, sprach auch Bruno Jung vor. Er brachte die Mitteilung, daß er in acht Tagen an die Front kommen würde.

„Nach dem Westen, Alex. Nun bin ich ausgebildet. Komplett kriegsfertig. Endlich kriegt man einmal die roten Hosen zu sehen! Resi ist tapfer, aber zuweilen zerdrückt sie doch ein Tränchen. Kümmre dich ein bißchen um sie, wenn ich fort bin, Lexe. Du hast ja Zeit."

„Das ist die Frage. Es geht sonderbar zu in dieser besten aller Welten, lieber Revoluzer. Hast du vor einem Vierteljahr gedacht, daß du noch einmal den Pallasch umgürten und den Karabiner zur Hand nehmen würdest?"

„Nee — das ist mir etwas plötzlich gekommen."

„Na siehst du. So ähnlich geht's mir auch. Vor vier Wochen war ich noch ein Mensch, den alle Mißstände überkommener Daseinsgestaltung höchst empfindlich berührten. Vor vier Wochen war ich noch Molières eingebildeter Kranker und viel weniger: ein Nervenbündel, das Opfer einer schon etwas überreif gewordenen Kultur, das programmatische Produkt eines rezeptiv-kontemplativen Lebenssystems, um mich ganz fein auszudrücken. Und was bin ich nun? Wie du mich hier siehst, ein bis auf die noch etwas hilflose Flosse absolut gesundes Menschenkind: laut ärztlicher Bescheinigung beinahe etwas Gigantisches, soweit die Muskulatur in Betracht kommt, und nach eigener Überzeugung ein durchaus heller Junge, soweit die Tätigkeit des Kopfes mitzusprechen hat. Die Flosse sieht ihrer Heilung entgegen, und dann steht ein deutscher Recke da, der das naturgemäße Verlangen hat, sich auch ein bißchen an der großen Sache draußen zu beteiligen: sei's in der Attacke, sei's im Schützengraben oder sonst wie und wo. Das Protektorat über deine Resi wirst du also wohl jemand anders übertragen müssen ..."

Jung hatte mit wachsendem Erstaunen gelauscht. Helle Freude glänzte auf seinem gebräunten, sommersprossigen Gesicht.

„Famos," sagte er. „Sanfter, kleiner Lexe, bist du aufgewacht? Blies dir der Atem der Zeit alle feineren Parfüms aus

Digitized by Google

der Seele? Nicht mehr liebes Mädelchen, sondern Mann an der Seite von Männern?"

Alex streckte sich lachend auf dem Sofa aus.

„So ist's, und ich hoffe, man wird mich nehmen. Bruder Geheimrat hat mir Adressen gegeben, an die ich mich wenden könnte. Nun ja, Sanitäter und sprachkundige Verdolmetscher und rasende Autoleute, die braucht man ja auch. Aber ich habe ein höheres Verlangen. Wenn schon, dann lieber vorneweg. So wie du."

Jung schüttelte noch immer verwundert den Kopf.

„Es ist nicht zu sagen," meinte er. „Na, und Daisy?"

„Braucht von der veränderten Sachlage vorläufig noch nichts zu ahnen. Ich möchte erst selbst Gewißheit haben. Verstehst du? Mir liegt daran, so mit einem kräftigen Aplomb vor sie hinzutreten, ihr mit militärischer Geradheit in das Angesicht zu schauen und Meldung zu erstatten. Meldung, Bruno. Ich melde mich bei ihr als Kriegsfreiwilliger. Und da bin ich wahrhaftig neugierig, was sie für Augen machen wird ... He, wann geht denn nun ihr Schiff? Sie kommt alle Tage her und bringt mir Liebesgaben und räumt auf; das Zuständliche wandelt sich unter ihren Händen — aber von ihrer Abreise spricht sie nicht."

„Doch," sagte Jung. „Gestern abend hat sie mich wieder ausgefragt. Und dabei wußte sie schon, daß am fünften Oktober der Dampfer ‚Hertog Hendrik' von Rotterdam nach Montevideo fährt. Muß sich also bereits erkundigt haben. Den möchte sie nehmen."

„Warten wir's ab."

„Ich glaub' auch noch nicht dran. Sie ist jetzt nicht viel zu Hause. Sitzt stundenlang bei Hede Hellmer — und Stephan soll gewöhnlich daneben sitzen."

„Dieser —!" ... Alex richtete sich auf. „Bruno, über den Stephan ärgre ich mich noch krank. Ist dir schon so ein verrücktes Huhn vorgekommen?"

„Vor etwa vier Wochen fragte mich jemand etwas Ähnliches — aber in bezug auf dich."

„Danke. Ein bißchen Verrücktheit ist ja ganz originell, aber ... Weißt du was? Der Stephan hat sich in die Daisy verliebt!"

„Daisy machte so eine Andeutung und freute sich über die Tatsache."

„Freute sich?!" rief Alex entrüstet.

„Ich muß es bejahen. Aber es ist ein Hinterhalt dabei. Sie fügte etwas hinzu: von Ablenkung überschüssiger Leidenschaft auf ein geeigneteres Objekt — oder so. Sie scheint sich mit der Physik des Herzens zu beschäftigen."

„Ein gutes Zeichen ..." Er stand auf und humpelte an die Klingel ... „Es ist Abendbrotszeit. Willst du mein kärgliches Nachtmahl teilen?"

„Unmöglich, Lexe. Ich muß eilen, daß ich zu Resi komme. Jede Stunde Freiheit, behauptet sie, gehöre jetzt ihr. Sie wird dramatisch. Neulich empfing sie mich, auf jedem Arm einen der Zwillinge, den Buben am Rock. Sie sah wie eine Abundantia aus — und in der Ferne klappert auch schon wieder der Sohrsche Storch."

„Gratulor, Bruno."

„Ich bin gerührt. Sei's drum. Wir können Menschen brauchen ..." Er erhob sich. Sporen und Pallasch klirrten. Der feldgraue Riese wirkte nicht mehr verschüchternd auf Alex. Er sah ihn bewundernd an.

„Gemeiner," sagte er dabei, „ein ganz gemeiner Kürassier."

„Und was wirst du?"

„Auch Gemeiner — vielleich ein ganz gemeiner Husar. Ich wollte, ich wär' es erst."

Bruno gab ihm die Hand.

„Adjö, Kamerad."

Alex lachte lustig. „Adjö, Kamerad," rief er. „Eine Binde fiel. Nun muß noch eine fallen. Eine sichtbare — die um den Hinkefuß! ..."

⁂ ⁂ ⁂

Sie fiel. Eines Tages erschien Professor Leineburg persönlich bei seinem Patienten, um ihn aus den Bandagen zu wickeln.

„Ausgezeichnet," sagte er. „Bei Ihnen könnte man der Natur vergeben, daß sie in einer eitlen Anwandlung bei der Menschenentwicklung den Vierhänder fallen ließ. Nichtsdestoweniger: ein vollendeter Duopes sind Sie auch noch nicht. Sehnen und Muskeln sind glänzend verwachsen, der Fuß steht wieder regulär. Aber die Hohlsohle ist noch da. Ich werde Ihnen eine Einlage fabrizieren, ein sogenanntes Pfotenregulativ, dann ist auch das gehoben. Üben Sie

Digitized by Google

gefälligst mal Parademarsch durch das Zimmer!"

Alex tat es. Er warf die Beine und trat auf wie ein Grenadier im zweiten Dienstjahr.

„Bravo!" rief der Professor. „Keine Störung mehr da? Kein Zucken im Fuß?"

„Nichts. Ich glaube, die Einlage brauche ich gar nicht."

„Tun Sie das, was ich vorschreibe. Ich werde Ihnen auch noch Bäder verordnen. Entweder ich heile ganz oder ich lass' es."

Alex grüßte militärisch, aber falsch.

„Zu befehlen," sagte er. „Haben Sie etwas dagegen, wenn ich inzwischen schon immer versuche, bei einem Regiment anzukommen?"

„Nein: Das ist ja der Zweck der Übung. Was sind Sie von Beruf?"

„Bummler," erwiderte Alex.

Der Professor blieb völlig ernsthaft. „Das habe ich mir gedacht," sagte er, „als ich Ihre Füße sah. Sie gehören zu den Weichtretern. Sie gleiten lieber, als daß Sie fest von den Sohlen Gebrauch machen. Sie schweben, statt zu schreiten. Sie leben mehr der Einbildung als der Realität. Und schleppten an Ihrem lahmen Fuß viel Unnötiges nach. Das wird ja nun anders werden. Lieber Freund, man muß immer die Erde fühlen, zu der man gehört..."

Es kam Alex seltsam vor: er hatte gar nicht das Empfinden, als ob er je gelahmt hätte — oder höchstens das: eine Reflexion losgeworden zu sein, die sich zu einem körperlichen Übel verdichtet hatte. Er ging frank und frei durch die Straßen, ohne darauf zu achten, ob er den rechten Fuß noch immer ein wenig nachzog wie sonst. Und dann überlegte er: willst doch einmal aufpassen. Nun paßte er auf. Einmal schien es ihm, als ließe er sich gehen — hallo! Da wurde er ärgerlich: man muß die Erde fühlen, hatte der Fußprofessor gesagt. Und er trat wieder auf wie ein Grenadier im zweiten Dienstjahr.

Schließlich nahm er sich einen Wagen. Er wollte zunächst zu Stephan. Mit dem hatte er noch ein Hühnchen zu rupfen. Die Liebelei des albernen Jungen mit seiner Daisy gedachte er sich energisch zu verbitten.

Er traf Stephan in der Kaserne wieder beim Kofferpacken im Schlafgemach.

„Ist's soweit?" fragte Alex.

„Höchste Zeit. Alle Götter seien gelobt. „Übermorgen, mein Junge! Und diesmal im Ernst."

„Wie steht es mit Hede?"

„Wie soll's mit ihr stehn? Natürlich sag' ich ihr Lebewohl."

Alex nahm den Bruder am Arm, führte ihn in das Wohnzimmer und drückte ihn auf einen Stuhl.

„Sitzen bleiben," sagte er. „Ich habe mit dir zu sprechen."

„Keine Moralpauke, wenn ich bitten darf."

„Es kommt darauf an, was du Moral nennst. Ich höre, daß du, um Abwechslung in dein Gefühlsleben zu bringen, der Daisy nachläufst."

Stephan errötete leicht.

„Nachlaufen klingt etwas vulgär. Daß sie mein Geschmack ist, erklärte ich dir ja schon. Und in seinen eigenen Geschmack verliebt man sich leicht."

„Du bist ein ausgewachsener Esel, Stephan."

„Ich danke dir für die Ehrlichkeit deiner Überzeugung. Vielleicht begründest du sie auch."

„Man verliebt sich nicht in eine Frau, die bereits gebunden ist."

„Zunächst, Alex: was heißt verliebt? Verliebtsein ist noch nicht Liebe, ist ein platonisches Gefühl, ist Schwärmeri. Alles Schwärmen setzt ein Ideal voraus. Sie ist das meine. Sie ist die Verkörperung meiner Sehnsucht."

„Quatsch," sagte Alex.

„Nein, Lexe. Du kannst einen Kultus der Schönheit nicht Quatsch nennen. Warum läßt du mir nicht die Freude?"

„Ich würde sie dir gönnen, auch wenn dein Ideal dich auslacht. Aber dein törichtes Benehmen kann Hede verletzen."

„Bin ich verpflichtet, auf jede Empfindungsäußerung Hedes Rücksicht zu nehmen? Bin ich nicht frei?"

„Das ist es eben," rief Alex. „Du bist nicht frei! ... Antworte mir einmal ganz ehrlich, Stephan: du hast nichts, gar nichts gegen Hede Hellmer als das einzige, daß sie deinem sogenannten Ideal nicht entspricht?"

„Richtig —" und Stephan nickte. „Mein Ideal würde Daisy sein," fügte er hinzu.

„Das hast du mir schon einmal gesagt,"

Digitized by Google

entgegnete Alex ungeduldig. „Zu meinem lebhaften Bedauern kann ich dir aber Daisy nicht überlassen, weil ich sie mit deiner Erlaubnis selbst behalten möchte!“

„Wenn sie nun aber nicht will?“

„Oho — hat sie dir das gesagt?“

„Nicht so. Sie hat mir Andeutungen gemacht, daß ein Zusammenbleiben mit dir für beide Teile unmöglich wäre. Daß euch bei aller Freundschaft doch eine Kluft trenne. Daß eure Weltanschauung diametral auseinandergehe.“

Nun lachte Alex. Es klang bitter.

„Weltanschauung,“ rief er; „nun ja — gut, wenn man eine hat! Und hat man eine: besser noch, wenn man an sie glaubt. Und glaubt man an sie: wenn man ihr auch folgt — sonst ist sie den Teufel wert! Welche Weltanschauung ist nun die richtige? Die religiöse, die individualistische, die realistische, die optimistische, die pessimistische — welche? Keine, mein Junge, weil keine ein logischer Ausdruck der tatsächlichen Wirklichkeit ist, sondern jede für sich nichts weiter als das Endziel einer mehr oder weniger willkürlichen Deutung der Tatsachen! Famos das mit der sogenannten Weltanschauung! Was ist denn die deine? Eine mythologische, weil die Phantasie sie an der Leine hält. Und die meine? Eine spekulative, weil sie aus dem Konstruierten nicht hinauskommt. Stephan, mit dieser verdammten Weltanschauung habe ich mir ein gutes Stück Leben verquasselt — und du bist nahe daran, es ebenso zu machen. Lassen wir ruhig die Philosophie beiseite — wir dilettieren in Unfruchtbarem!“

Er sprang auf. Er geriet in Erregung.

„Glauben oder Leugnen,“ fuhr er hastig fort, „um das dreht sich alles! Und da will ich dir etwas sagen. Ich kam her mit Skepsis im Herzen und Spott auf der Zunge. Aber ich leugne nicht mehr. Ich glaube — glaube an die Wahrheit! Da brauche ich keine philosophische Salbaderei: die wohnt mitten unter uns und läuft auf der Straße und erkämpft uns Siege gegen den Feind. Und der will ich dienen — wie du! Schau' mich einmal an! Aber genau. Lahme ich noch?“

Er sprang durch die Stube, er sprang über einen Stuhl. Er versuchte sich wieder in einem unvollkommenen Parademarsch.

„Bravo!“ rief Stephan. „Also vollständig geheilt! Daisy und Hede erzählten mir schon von deinem Ehrgeiz nach einem Schein auf dienstliche Tauglichkeit.“

„Hab' ich in der Tasche, Steffi. Und jetzt bin ich auf der Suche nach einem Regiment.“

Stephan fiel dem Bruder stürmisch um den Hals.

„Lexe, Lexe, nun sind wir quitt! Nun verstehen wir uns endlich! Entsinnst du dich noch unseres Streits, als du mich zum ersten Male nach deiner Reise besuchtest? Entsinnst du dich noch? Da kamst du mir auch mit deiner Weltanschauung — und deinem Ideal einer Flucht vor den Notwendigkeiten — und ich sah das Lächeln auf deinen Lippen, als ich davon sprach, wie erbärmlich man sich doch in seinen kleinen Menschlichkeiten fühle unter dem eisernen Drucke der Zeit. Nun hast du auch das gelernt, daß man sich von dem elenden Selbst loslösen kann, wenn unvergleichlich Größeres auf dem Spiele steht als das — das jämmerliche Ich!“

„Und du?“ fragte Alex.

„Du siehst, daß ich im Begriffe stehe, ins Feld zu ziehen.“

„Aber nimmst sie mit, deine kleinen Menschlichkeiten.“

Stephan hob den Kopf. „Was heißt das?“

„Es heißt, daß ich auch von dir verlange, was mir möglich wurde: ein Überwinden haltloser Theorien. Du bist noch immer der Ästhet, der nur seinen Schönheitsbegriffen folgen möchte und darüber die Pflicht vergräbt.“

„Welche Pflicht, Alex?“ fragte Stephan verwundert.

„Die der Dankbarkeit!“ rief Alex, und seine Hand schlug auf den Tisch. „Steffi, verzeih — du hast Feinempfinden, hast Herzenstakt — aber in diesem einem Falle ist es, weiß Gott, als versage alles, alles. Und du hast es doch so leicht, dem Mädel, das dir aus der Not geholfen, wenigstens die Hoffnung zu lassen! Willst du von Hede Abschied nehmen, ohne —“

„Sei still!“ ... Stephan packte die Hand des Bruders ... „Ich weiß, was ich tue. Ich will nicht kläglicher sein als du. Konntest du zum Teufel jagen, was dich als Ideal umnarrte — ich kann es

Digitized by Google

auch ..." Er lächelte wehmütig ... „Ich glaube," fuhr er fort, „es ist richtig, was du mir damals im Grunewald sagtest: das, was ich möchte, finde ich nie. Oder finde ich es, ich könnte es nicht halten. Es ist gerade die Zeit, Abschied zu nehmen von allen Illusionen. Wo die Wirklichkeit so donnernd redet, hat die Phantasie zu schweigen. Die arme Phantasie ..." Er schüttelte sich ... „Blödsinn! Die Hede ist ein liebes Geschöpf — eigentlich verdiene ich sie nicht. Du, das werde ich ihr sagen beim Abschied!"

„Sag' es ihr und warte, was sie darauf antwortet."

„Das weiß ich schon. Also Handschlag, Lexe. Sie soll nicht im ungewissen bleiben. Und wenn ich wirklich glücklich heimkehren sollte —"

„Du wirst es, Steffi. Wir wollen uns alle wiedersehen. Und das, was nicht ins Leben paßt, das lassen wir draußen in den Schützengräben. Leb' wohl."

Ein Kuß, ein Nicken des Kopfes, ein letzter Gruß mit den Augen — und Alex war schon im Korridor und sprang die Treppe herab. Nun hatte er es eilig. Es gab noch eine Masse zu besorgen. Er mußte sich zunächst einmal durchfragen. Als er schon im Wagen saß, fiel ihm ein, daß Stephan ihm vielleicht hätte Auskunft geben können, wohin er sich zu wenden habe, um seine Wünsche als Kriegsfreiwilliger an den richtigen Mann zu bringen. Den Instanzenweg kannte er nicht, noch einmal umkehren wollte er auch nicht. Irgendwo würde man ihm ja Bescheid sagen.

So fuhr er nach dem Kriegsministerium, dem Generalkommando, dem Gouvernement, der Generalinspektion der Kavallerie, der Ersatzkommission — und kam überall an eine falsche Adresse und spürte allgemach ein Verblassen der neuen Beleuchtung, in die er mit seinem Wesensinnern getreten war. Er hatte sich das doch ein wenig anders gedacht. Hier kam Alexander von Sohr im Triumph seiner frisch gewonnenen Überzeugung, daß die Erziehung zum Nationalcharakter ein Ineinanderschmelzen alles Empfindens der einzelnen bedürfe — er kam und rief enthusiastisch: ‚Da bin ich, nun nehmt mich auf!' ... und es sprangen nicht gleich alle Pforten?! — I Gott bewahre. Adjutanten nickten gleichgültig beim Sturm seiner Worte und schickten ihn weiter. In einem entlegenen Vorzimmer erklärte ihm eine Ordonnanz: Freiwillige, ach herrjeh, die hätte man wie Sand am Meere, und ein dicker Major ließ ihn eine Viertelstunde reden und fragte dann, was das alles mit der Inspektion der Militärstrafanstalten zu tun habe, in die Alex versehentlich geraten war.

Er seufzte und irrte weiter. Es war wirklich nicht so leicht, sich in diesem Zuständlichen zurechtzufinden. Auf der anderen Seite der Welt ging es lustiger zu: hier trat die Organisation an die Stelle reinen Empfindens. ‚Ist es denn nötig?' fragte sich Alex. Das fragte er sich und fügte hinzu: ‚Wird der letzte Rest deines Lebensgehalts nicht zum Teufel gehen bei der Eingliederung in den großen Mechanismus?' —

Dann wurde er wieder hart. Wenn nun jeder so dachte? Freiwillige gibt es wie Sand am Meer, hatte die Ordonnanz ihm gesagt. Hunderte und Tausende gaben das Recht auf sich selbst auf, zugunsten des Ganzen. Die Maße von gestern waren zu klein geworden in diesem Heute, in dem auch die Meinung der Masse zum Ausdruck einer geistigen Notwendigkeit und zum Künder der Wahrheit wurde ...

Es dämmerte bereits, als sein Wagen vor einem großen, grauen Gebäude hielt. Die Dienststunden waren sicher schon vorüber — lohnte sich noch das Aussteigen? Immerhin: man konnte den Portier befragen? Und da hatte Alex Glück. Dies Glück des Zufalls stand auf der Hintertreppe. Der Portier war ein würdiger Herr mit einer breiten, farbigen Ordensschnalle auf der blauen Brustseite. Er schob den Kopf vor und neigte ihn ein wenig zur Seite, als Alex sprach.

„Ah so — Kriegsfreiwilliger," sagte er. „Das ist nicht hier. Da müssen Sie ..." Und dann fuhr er mit der linken Hand in die Schoßtasche seines langen blauen Rocks und holte ein Zeitungsblatt hervor. Das entfaltete er mit der behaglichen Ruhe eines Pensionierten und wies auf eine Notiz ... „Die dritten Garde-Ulanen suchen noch Freiwillige," fuhr er fort. „Das habe ich eben gelesen — da steht es. Möchten Sie überhaupt zur Kavallerie?"

Digitized by Google

„Gerade dahin," erwiderte Alex. „Jawohl."

„Da melden Sie sich am besten direkt. Und nehmen Sie alle Ihre Papiere mit. Geburtsschein, Freiwilligenzeugnis und was so nötig ist. Das nehmen Sie gleich alles mit."

„Schön. Also dritte Garde-Ulanen. Wo liegt die Kaserne?"

„In Potsdam."

„Danke sehr."

Er hatte schon einen blanken Taler in der Hand und sah den alten Feldwebel fragend an. Der machte ein freundliches Gesicht und nickte.

„Da steht auch mein Sohn," sagte er, „der ist aber schon draußen. Wenn Sie ihn treffen, grüßen Sie ihn von mir. Sergeant Wantoch. Zweite Schwadron..."

Alex schickte den Wagen fort. Er wollte zu Fuß nach Hause. Er ging langsam und fühlte eine wachsende innere Unruhe, die seine Gedanken zerstreute. Was er getan hatte und tun wollte, kam ihm merkwürdig unwahrscheinlich vor. Er hatte doch zu lange mit dem Ich geliebäugelt, um es so kurzerhand zurückschieben zu können. In dem Komödienspiele seines Lebens war er zugleich Darsteller und Zuschauer gewesen: immer hatte er sich selbst auf der Szene gesehen. Noch vorhin, bei dem Heldengestus, mit dem er neu in Erscheinung zu treten gedachte — und wie kläglich war die Pose gebrochen! Leute wie ihn gab es wie Sand am Meer. Das Heldentum wurde zur Selbstverständlichkeit. Er konnte noch froh sein, wenn man ihn überhaupt als Freiwilligen annahm. Eins aber stand fest: er mußte gänzlich zurücktreten von der Bühne, die er für sich gebaut hatte. Herunter den Vorhang! —

Als er über den Belle-Alliance-Platz schritt, spielte ein Kinderschwarm die Eroberung von Lüttich und hielt mitten im stürmischen Vorgehen gegen eine belagerte Bank und die hinter ihr lauernden Franktireurs plötzlich inne, um nach dem Himmel zu starren. Was gab es da? Ein großer Zeppelin zog langsam eine Riesenschleife durch das Grau des Abends. Der Geist der Luft senkte sich über die alte Erde — es war wirklich, als sei eine andere Menschheit in der Bildung. Zu eng gewordene Maße wurden abgeschüttelt. Alte Grundfesten wankten und neue rüsteten sich auf. Von außen nach innen floß ein Zustrom ungeahnten Lebens über die Welt und rüttelte wie eine Sturmflut an ihren Fundamenten ...

Alex blieb stehen. Er hatte Daisy gestern und heute nicht gesehen und überlegte: sollte er trotz der spät gewordenen Stunde noch zu ihr? Und da er an Daisy dachte, sah er sie vor sich.

Das war etwas Merkwürdiges. Er dachte an Daisy — und sah sie vor sich. Da ging sie doch! Er war in die untere Wilhelmstraße eingebogen, und sie war aus einem der hier noch stehenden älteren Häuser getreten und schritt nun langsam die Straße hinauf. War ein Irrtum möglich? Nein — es war ihre Gestalt, war ihre Bewegung: das Gerade, Leichte und doch Kräftige des Ausschreitens, die Verbindung natürlicher Anmut mit sportlich Anerzogenem.

Er eilte ihr nach und rief: „Daisy!"

Nun blieb sie stehen und wandte sich um, und als sie auch ihn sah, zuckte sie schreckhaft zusammen und wurde kalkbleich.

In diesem Augenblick fiel ihm ein, was ihm Resi gelegentlich erzählt hatte von den geheimnisvollen Spaziergängen Daisys und ihrem stundenlangen Fortbleiben von daheim. Auf einmal fühlte er, wie sein Herz sich krampfte.

„Wo kommst du her?" fragte er.

Vielleicht lag es im Ton seiner Stimme, daß abermals ein Zucken über ihr Gesicht ging. Ihre grünlichen Augen waren wie verhängt. Aller Glanz war erloschen.

„Ich wollte zu dir," antwortete sie tonlos.

„Zu mir —?"

„Ja ..." Sie atmete schwer ... „Laß uns einen Wagen nehmen und nach Hause fahren. Ich werde dir alles erzählen ..."

Alex rief ein Auto heran. Sie stiegen ein.

Doch sie sprach nicht. Er nahm wieder das Wort.

„Du wolltest zu mir, Daisy," sagte er. „Aber hier wohn' ich doch nicht. Ich verstehe das nicht. Wo kommst du her?"

„Von Tommy," antwortete sie.

Seine Augen weiteten sich. Er mußte sich zusammennehmen, um seine Fassung zu bewahren.

Digitized by Google

Aus Auscha. Gemälde von Prof. Emil Orlik

Digitized by Google

Digitized by Google

„Von Tommy?“ wiederholte er fragend. „Wie ist denn das möglich? Dein Bruder ist in Berlin?“

„Ja. Schon seit Wochen. Er ist bald nach uns von Buenos Aires abgereist.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Auch das kann ich dir sagen. Ich will dir alles sagen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich im Begriffe stand, zu dir zu fahren, denn nun brauche ich deine Hilfe ...“ Noch klang durch ihre Stimme ein Ton der Verschüchterung. Aber allmählich wurde sie fester und bestimmter ... „Du erinnerst dich,“ fuhr sie fort, „daß sich im letzten Augenblick mein Reiseziel änderte. Ich wollte ursprünglich nach London zu meiner Tante und erhielt dann den Auftrag Toms nach Berlin.“

„Ich weiß — angeblich wegen der Umfrachtung des Eisenbahnmaterials für die neue patagonische Linie.“

„Nicht angeblich. Das war in der Tat ein Teil des Auftrags — der mir bekannte. Aber was Tom mir verschwiegen hatte, war der zweite Teil.“

„Die politische Mission, die dir Eglington andeutete?“

Sie neigte zustimmend den Kopf. „Indirekt politisch,“ sagte sie, „für Tom auch nur ein kaufmännisches Geschäft. Tom sollte sich für die englische Regierung eine Anzahl argentinischer Handelsschiffe sichern. Sie sollten für den Kriegsfall als Hilfskreuzer armiert und für das britische Pacificgeschwader verwandt werden.“

Alex lächelte.

„Sehr interessant. Und warum gingen die Verhandlungen über Berlin?“

„Weil Shipton sie eingeleitet hatte und alle Fäden in der Hand des britischen Marineattachés lagen. Wohl auch, weil man in London die Tatsache verschleiern wollte, daß ein Regierungsauftrag in Frage kam. Es sollte ein Handelsgeschäft der Firma Heard & Co. sein und konnte vorläufig als solches gelten, weil Tom schon vor zwei Jahren sich mit der Gründung einer neuen Dampferlinie für den Transitverkehr von La Plata nach Liverpool beschäftigt hatte. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Die argentinische Regierung kam dahinter und verlangte bei Kriegsbeginn aus Neutralitätsgründen Auflösung der Kaufverträge.“

„Gut. Damit erklärt sich auch die Zuvorkommenheit des Kapitäns Dobbie in Falmouth. Der brave Mann sagte sich naturgemäß, daß ich als dein Gatte in die ganze hübsche Geschichte eingeweiht sein würde. Und einen Menschen, der im Interesse Old-Albions tätig ist, steckt man nicht in ein Konzentrationslager. Aber nun weiter. Was macht Tom in Berlin?“

„Shipton hatte ihm telegraphiert, daß er Deutschland verlassen müsse. Es war eine Flucht. Er wurde schon seit einiger Zeit beobachtet. Nun mußte aber die Angelegenheit mit dem bestellten Eisenbahnmaterial erledigt werden. Der Krieg hatte die Beendigung der Lieferung unterbrochen. Ein Teil lag schon im Hamburger Hafen und konnte da nicht verschifft werden. Und es handelte sich um große Summen. Shipton war fort, ich nicht eingeweiht — Tom mußte her, wollte er nicht ein Vermögen verlieren!“

„Aber wie konnte er das als Engländer, ohne ausgewiesen oder interniert zu werden?!“ rief Alex.

„Er reist auf einen argentinischen Paß und unter angenommenem Namen, seine Vollmachten lauten auf den Namen Rojas Valiente. Verstehst du: auch den Firmen gegenüber, mit denen er hier und in Hamburg zu tun hat, ist er als Rojas Valiente Bevollmächtigter von Heard & Co. Seine Papiere sind in bester Ordnung. Er ist bisher völlig unbelästigt geblieben. Es sind noch viele Argentinier in Berlin.“

„Ja,“ sagte Alex, „auch noch eine Menge englischer Spione.“

Sie zuckte ein wenig zusammen und streifte ihn mit fragendem Blick.

„Soll das heißen, daß du Tom für einen Spion hältst? Ich erinnere mich, daß du in Falmouth eine ähnliche Bemerkung fallen ließest ...“

Alex wechselte den Platz im Wagen und setzte sich Daisy gegenüber, um ihr in die Augen schauen zu können.

„Ich muß erst klarer sehen,“ sagte er, „dann werde ich mit meinen Ansichten nicht zurückhalten. Auch nicht mit meinen Entschlüssen. Ganz gewiß nicht. Woher wußtest du, daß Tom in Berlin ist? Hat er dich benachrichtigt?“

„Nein. Ich traf ihn zufällig. An dem Tage, an dem ich zum ersten Male auf dem

Digitized by Google

Bureau Jungs war. Weißt du nicht: damals, als ich mich zum Essen bei Adlon verspätete?"

„Weiß. Du hättest keine Droschke gefunden, logst du."

„Ja, ich log. Aber ich lüge nicht mehr."

„Warum hast du dich mir nicht anvertraut, Daisy?" fragte er weich.

„Du hast ein Recht, so zu fragen," antwortete sie. „Aber ich möchte eine Gegenfrage stellen. Hätte ich dir damals schon Toms Anwesenheit verraten: würdest du nicht mit allen Mitteln darauf gedrungen haben, daß er Berlin verließe?"

Alex schwieg einen Augenblick. Dann nickte er. „Ja, das glaube ich," antwortete er. „Um so mehr, als ich von Kapitän Dobbie gehört hatte, daß Tom ein Agent der englischen Regierung ist. Und wenn du mir ebenso offenherzig wie jetzt schon damals von dem projektierten Ankauf der argentinischen Handelsschiffe gesprochen hättest, dann würde ich erst recht die schleunige Abreise Toms durchgesetzt haben. Es war ein Geschäft, noch kein Verbrechen. Aber es wurde eins in dem Augenblick, da der Krieg ausbrach — ganz gleich, ob es gelang oder nicht. Ein Schlag gegen Deutschland. Und vom deutschen Standpunkte aus mußte ich das Hiersein deines Bruders beurteilen — muß ich es noch heute. Das wirst du verstehen."

„Ja, das verstehe ich. Und eben deshalb schwieg ich. Für uns standen Millionen auf dem Spiel. Die wollte ich retten."

Die Engländerin sprach wieder aus ihr, die Kaufmannstochter. Dagegen ließ sich nichts einwenden.

„Und nun?" fragte Alex. „Ist die Angelegenheit geordnet?"

„Ja," entgegnete sie kurz.

„Mein Gott, was macht Tom aber dann immer noch in Berlin?!" rief er erregt.

Über das blasse Gesicht Daisys floß eine leichte Röte.

„Ich weiß nicht, ob du mir glauben wirst, wenn ich dir sage, was wahr ist," entgegnete sie zögernd. „Tom hat eine Liebelei mit einer Schauspielerin angefangen, und die hält ihn fest."

Alex lachte.

„Nein, meine Teure," antwortete er kopfschüttelnd, „das glaube ich im Leben nicht. Berlin ist immerhin ein heißer Boden für deinen Bruder. Bleibt er noch, so liegt irgendeine zwingende Notwendigkeit für ihn vor, aber kein lustiges Abenteuer."

Sie zuckte mit den Achseln.

„Du solltest ihn kennen," sagte sie. „Der Reiz der Gefahr ist höchste Lockung für ihn."

„Mag sein. Jedenfalls trau' ich ihm nicht. Nein — ich traue ihm nicht! Wo ist seine Wohnung?"

Ein bittender Blick traf ihn.

„Lexe, was willst du tun?"

„Wo wohnt er, fragte ich!"

„Wilhelmstraße fünf, im Gartenhaus."

Alex erhob sich und schlug dem Kutscher auf die Schulter.

„Halt! Wenden Sie um und fahren Sie zurück. Wilhelmstraße fünf."

Der Kutscher gehorchte.

Daisy saß in merkwürdig steifer Haltung auf den Polstern des Vordersitzes. Sie schaute ihn nicht an. Ihr Blick verlor sich in der Reihe der elektrischen Straßenlampen. Aber er glaubte zu sehen, daß sie zuweilen von einem nervösen Zittern gepackt wurde. Da wurde er mitleidig.

„Dein Bruder muß fort," sagte er. „Schon morgen. Siehst du das ein?"

„Gewiß. Ich selbst zittere für ihn. Mein Gott, er ist doch mein Bruder! Ich bin ein paarmal bei ihm gewesen und habe ihn angefleht, abzureisen, ehe es zu spät wird. Er antwortete mir jedesmal: ‚In diesen Tagen — vielleicht übermorgen — in nächster Woche.' Aber er kommt nicht fort."

„Weil ein Mädel ihn hält — glaubst du!"

„Ja, das glaube ich. Alex, ich verbürge mich für ihn, daß er nichts Unehrenhaftes treibt — nichts gegen Deutschland."

„Wie kannst du Bürgschaft leisten!"

„Durch mich selbst. Ich sagte dir, daß ich im Begriffe war, zu dir zu fahren, als du mich trafst. Das ist wahr. Ich wollte dir alles erzählen und deinen Rat hören. Nur du konntest helfen!"

„Wir fahren zu ihm. Vielleicht ist er noch zu Hause."

„Ja — er bleibt den Abend über daheim."

„So paß auf. Ich warte im Wagen vor seinem Hause. Du gehst zu ihm und sagst ihm wahrheitsgemäß, daß du mich getroffen hättest. Und fügst hinzu: ich

Digitized by Google

verlangte sein schriftliches Ehrenwort, daß er morgen Deutschland verlasse und während der Dauer des Krieges nicht wieder hierher zurückkehre. Damit begnüge ich mich. Er ist kein Schuft und wird sein Wort halten. Aber sag' ihm auch gleich: wenn er das nicht tue, sei übermorgen die Polizei hinter ihm her. Ich bitte dich, sei energisch!"

„Sei gewiß, daß ich es bin ..." Sie strich in flüchtiger Zärtlichkeit über seine Hand ... „Ich bin froh, daß du ihn fortschaffst. Wenn er auch wüten wird!"

„Mag er. Er ist bodenlos unvorsichtig. Ich hätte ihm auch begegnen können — wie du."

„Er vertraute dem Zufall. Und Furcht kennt er nicht."

„Weiß er Bescheid über unser gegenseitiges Verhältnis?"

„Sollt' ich es ihm verhehlen? Er war außer sich über die Heirat — und dann lachte er über die Begleitumstände — und über die Scheidung im Galopp. Er wird verlangen, daß ich ihn begleite."

Alex wehrte mit der Hand den Gedanken ab. „Das würde ich nicht zugeben," sagte er. „Keinesfalls. Das ist mir zu unsicher. Er benützt einen falschen Paß. Jeder Verdacht auf ihn könnte auf dich zurückfallen ... Jung sagt mir, du wolleſt Anfang Oktober reisen?"

„Ja — da geht wieder ein Schiff. Was soll ich noch hier?" setzte sie leise hinzu.

„Gewiß," antwortete er ohne weiteres, „einmal muß die Trennungsstunde schlagen ... Ja, Daisy, sie könnte näher sein, als du glaubst. Die Fußgeschichte ist nun auch in Ordnung —"

„Gott sei Dank!" rief sie.

„Und da will ich mich morgen in Potsdam melden — in der Hoffnung, als Kriegsfreiwilliger angenommen zu werden."

Sie antwortete nicht. Es ging nur ein unbestimmtes Flackern vager Empfindungen über ihr Gesicht.

„Du sagst gar nichts dazu?" fragte er.

Er war erstaunt über ihr Schweigen. Er hatte sicher geglaubt, sie würde seine Sinnesänderung als ein endlich gelöstes Problem auffassen oder als ein ihren Anschauungen gebrachtes Opfer.

Aber sie schwieg weiter. Da wurde er ungeduldig und bitter.

„Mich deucht, als hättest du mir einmal klingende Worte zugerufen," sagte er, „daß nicht auch ich bereit sei, Kraft an Kraft zu entzünden. Daß nicht auch ich mich ohne weiteres in diesen Maelstrom des Empfindens stürze und von ihm fortreißen ließe. Es tönt mir noch immer im Ohr, was deine behende Zunge an Vorwürfen zusammenraffte, um die geplante Scheidung zu einer endgültigen und unwiderruflichen zu machen. Hast du das schon wieder vergessen? Oder hat umgekehrt — ja, hat vielleicht auch dein Fühlen sich von neuem gewandelt? Hast du im trauten Verkehr mit deinem Herrn Bruder erkennen gelernt, daß Alt-Englands Herz doch immer das gleiche bleibt ...?"

Der Spott kränkte sie. Ihre Augen wurden groß und fragend.

„Warum so hart, Alex?" entgegnete sie. „Klingende Worte habe ich nie gesucht — nur mahnende. Das gebot mir die Freundschaft — oder sie erlaubte es. Du verschiebst absichtlich die Wahrheit. Wenn ich erstaunt darüber war, daß der gewaltige Ernst der Zeit höchstens ein Unbehagen in dir aufrührte: habe ich da gefordert, daß du dein Leben aufs Spiel setzest?"

„Sieh da!" ... Er war überrascht ... „Darf ich fragen — was — was du dir eigentlich gedacht hast?"

„Lieber Gott," rief sie, „ist das so schwer zu begreifen!? Ein mitfühlendes Eingehen, ein Verstehen, nicht ein Danebenbleiben — und in den Grenzen deines Könnens auch ein Helfen am Werk!"

„Ein Helfen," wiederholte er und lächelte. „Aber nicht zu viel. Da wird die Heroine wieder zum kleinen Weib. Daisychen, schlägt in deinem Herzen doch noch etwas für mich? Hast du Angst — Angst, daß dein Lexe fallen könnte? Hoi, wie du rot wirst! Daisy, man muß vorsichtig sein in dem, was man sagt. Und man muß achtgeben, daß das Gesicht nicht zum Spiegel von Ungesprochenem wird ..."

In jedem seiner Worte lag etwas Aufreizendes. Es war sicher nur der Ausfluß einer nervösen Stimmung, die ihn in seinem Empfinden hin und her warf, aber es verletzte Daisy: es traf ihren Frauenstolz.

Sie bog die Mundwinkel nach unten und ließ den Blick kalt werden.

Digitized by Google

„Du stehst nach wie vor auf der Höhe deiner Einbildung," sagte sie. „Wenn es nach dir ginge, müßte ich niederknien und Weihrauch entzünden, weil Germania ein verlorenes Kind wiedergefunden hat. Und ist es denn wirklich so?" ... Wieder wallte ein zorniges Rot in ihre Wangen zurück ... „Du meinst, du könntest mir ins Herz schauen — ganz tief hinein. Mein Freund, dich durchschaue ich besser. Das Mißverständnis meiner Worte erklärt sich. Die Umkehr ist da — jawohl. Aber ist sie nicht auch nur ein Kompromiß, bei dem der alte Eigennutz lauter spricht als die Wahrheit?"

„Daisy!" fuhr er auf ... In dem Getriebe der Affekte spitzte der aus Kleinem geborene Streit so heftig sich zu, daß ein Bruch für immer drohte. Aber das sollte nicht sein. Alex rang seine Erregung nieder und sprach in maßvoller Ruhe weiter ... „Du glaubst ... Es ist häßlich, was du mir unterstellst, und es ist auch deiner nicht würdig ... Nein, Daisy, ich fälsche und heuchle nicht. Ich bekenne ohne weiteres, daß du es warst — jawohl, du, die mich mit derber Handgreiflichkeit in den Kehrichthaufen meiner Weltanschauung stieß. Ich danke es deinem gesunden Urteil, daß ich aus einem Leben raffinierten Wohlbefindens zum Bewußtsein vernünftiger Wirklichkeit kam. Daß ich Begleiterscheinungen als das erkannte, was sie sind — und auch die Faselei eines Daseins vermehrter Schönheit, das Hohe Lied des Ästheten, nicht mehr als gar so sinnvoll einschätzen konnte. Dir danke ich, daß sich aus dem Spiel meiner Arbeit etwas Nutzbringendes entfaltete — und das werde ich nie vergessen. Ich weiß, was ich dir schulde."

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich zu einer Entgegnung rüsten, aber er versagte ihr das Wort.

„Ich bitte, aussprechen zu dürfen," fuhr er hastiger fort. „Ich habe das Recht, mich zu verteidigen, denn ich habe dich wohl verstanden. Mein Linksumkehrt gilt dir nur als eine Wendung der Klugheit — sozusagen als eine gefällige Verbeugung vor dir. Denn du glaubst, ich kämpfe allein um dich. Das ist ein Irrtum. Ich kämpfe auch um mich! Und ich schätze, du hättest wenig erzielt, wenn nicht eine noch stärkere Triebkraft hinter dir gewesen wäre. Sagtest du mir nicht selbst, deine Eigenkraft hätte nicht ausgereicht, mich ‚umzuschaffen'? ... Daisy, dies Umschaffen will seine Weile haben. Es kamen Rückfälle und Erschütterungen. Ich leugne es nicht. Leugne nicht, daß mich wieder die Sehnsucht packte nach der Ungebundenheit von früher und der Widerstand gegen das Regelrechte. Aber das waren doch nur Momente. Der Glaube an Abstrakta hat seine Macht verloren. Und wenn ich teilnehmen will an dem großen Kampfe ums Dasein, so kämpfe ich auch um meine Seele! Den Kampf will ich durchführen ..."

Der Wagen hielt. Alex stieg aus und reichte Daisy helfend die Hand. „Nun geh, mein Kind," sagte er sanft. „Fürchte dich nicht, wenn er aufbrausen sollte. Sei klug. Jetzt bist du Herrin über sein Geschick."

Sie nickte schweigend und ging in das Haus. Währenddessen schritt er in der Straße auf und ab. Ein Gefühl des Ungelösten war in ihm verblieben. Es fehlte noch etwas: ein Abschluß, ein letztes Wort von ihr. Es war abermals alles anders gekommen, als er geglaubt hatte. Es war wieder ein Traum der Eitelkeit zerronnen. Was er zum mindesten gehofft hatte: eine freudige Bewegung ihrerseits bei seiner Mitteilung, daß nun alle Brücken nach rückwärts abgebrochen werden sollten — auch das war ausgeblieben.

Verstand sie ihn nicht? Oder hatte er sie doch noch nicht so ganz in aller Veräftelung ihres Wesens erkannt? Wie erklärte es sich, daß sie nach ihrem stürmischen Drängen in ihn, sich zu kraftvollerer Lebensenergie aufzuraffen, nun plötzlich abdämpfte? Regte sich da wirklich etwas wie ein zärtliches Angstgefühl um sein Leben? Oder war es das Naturgemäße der englischen Aufzucht, die der persönlichen Tapferkeit doch immer die Grenze des Sportmäßigen setzte und im angeborenen Hang zur Freiheit jeden Zwang ausschalten wollte? —

Seine Schulter zuckte. Warum noch grübeln? Er wußte es nicht. Aber das wußte er, daß es richtig war, was er ihr vorhin gesagt hatte: daß es auch einen Kampf um das Allerinnerste galt. Es war gut, daß das letzte bißchen persönliche Eitelkeit wie ein Windhauch verflog. Die

Digitized by Google

Spaltung schloß sich, und das Kleine lag drüben ...

Er blieb einen Augenblick vor einem noch nicht geschlossenen Schaufenster stehen, dem eines Papierladens, in dem in langen Reihen Postkartenbilder deutscher Fürsten und Heerführer zwischen den Karten der Kriegsschauplätze aufgehängt waren. Dann wandte er sich um und überschaute die Straße. Der Abend war vorgeschritten, aber das Leben bewegt wie am Tage. Über den Damm zog ein Trupp junger Mannschaften. Sie waren noch in Zivil, wohl eben vom Bahnhof geholt worden, und nun führten ein paar Unteroffiziere sie nach der Kaserne. Sie trugen Koffer, verschnürte Kisten und kleine Pakete und sangen Lieder vom Vaterland. Hinterher rückte eine Sanitätskolonne zu einer Nachtübung aus. Alex schritt wieder in der Richtung seines Wagens zurück. Da hielt eine Dame ihn auf und streckte ihm mit stummer Bitte eine Sammelbüchse mit dem Zeichen des Roten Kreuzes entgegen. Es war seltsam, wie sich alles, alles zu gemeinsamer Wirkung einte. Es war bei Gott die Verbindung der Individuen zu einer Ganzheit — und auch zu einer wundervollen Harmonie. Es war der Triumph der „Mechanisierung", daß diese rastlos arbeitende Maschine eine gewaltig belebende Seele besaß ...

Alex sah Daisy aus dem Hause treten und eilte ihr entgegen.

„Alles in Ordnung?" fragte er.

„Wie du es haben wolltest," antwortete sie.

Sie stiegen wieder in das Auto, und Alex rief dem Kutscher die Jungsche Adresse zu. Daisy war fahl im Gesicht.

„Arme Daisy," sagte er. „Es war eine aufregende Viertelstunde."

„Wußte ich vorher. Jedenfalls fügte er sich schließlich. Das gab er mir mit für dich."

Sie reichte Alex ein offenes Kuvert. Ein halber Briefbogen lag darin, bedeckt mit der flotten englischen Handschrift Tommys. „Ich verpflichte mich ehrenwörtlich, im Laufe des morgigen Tages Deutschland zu verlassen und für die Dauer des Krieges nicht mehr hierher zurückzukehren." Datum und Unterschrift.

„Das wird er halten," sagte Alex.

„Unbedingt. Er erwartet mich in Amsterdam."

„Wann willst du ihm nachfahren?"

„Übermorgen ..."

Nun sprachen die beiden nicht mehr miteinander. Sie saßen schweigend im Wagen und sagten nichts, nur ihre Gedanken flossen zusammen. Die begegneten sich in tausend Erinnerungen an eine wunderliche Freundschaft zwischen Mann und Weib. ‚Weißt du noch — damals?' rief sein Herz, und das ihre antwortete: ‚Ja — damals! Weißt du noch?' ... An diesem letzten Berliner Abend versank die Gegenwart. Blau Wasser rauschte, weit dehnte der Kamp sich aus, über das Grasmeer der Pampas fuhr der Sturm. Über die Berge glühte die Sonne, und rosenrot flimmerte der Schnee der Kuppen. Im fallenden Regen schwoll der Andenstrom an und brach in das Gelände der Kordillerenbahn. Ein entgleister Zug, und da mußte man am Cumbrepaß in das Blockhaus eines Bahnwärters kriechen, um nicht fortgeschwemmt zu werden. Und dann jagte man wieder nach Fuchs und Zowro und trieb den Pampashasen vor sich her und störte die Rebhühner auf. Und weißt du noch, Daisy, die Lenzabende auf der Estanzia mit ihren fallenden Sternen und dem Duft der Akazienblüten? Und weißt du noch, Lexe, die heiteren Tage in der La Plataſtadt, das Karnevalstreiben im Park von Palermo, die Regatten in Tigre? Und das Gewitter am Parana, das uns in die Hütten der Tupi trieb — und die Verfolgung der Pferdediebe in stockdunkler Nacht, während der Zonda, der Samum der Ebene, uns beinah von den Gäulen riß — und der Kampf mit Zavaleta und seinen Strolchen? Weißt du das noch? Und wie wir die Karawane nach dem Chaco ausrüsteten, um die Sitten der Tobastämme kennen zu lernen — und unser Ausflug in die Sierra Alumbre, wo wir Alaungruben gekauft hatten und nichts als Steine fanden? Ja, Daisy — und dann die Nachmittage auf dem Fluß, wenn wir nach Stimmungen suchten, und die einsamen Abende in der Hazienda, wenn ich dir aus meinen Tagebüchern vorlas — und denkst du noch an das Fest beim Präsidenten, wo plötzlich die Nachricht aufschwirrte, wir seien verlobt, und Tommy und Pablo Espinosa beinahe zum Prügeln

Digitized by Google

kamen? Nein, wir waren nicht verlobt, und schließlich heirateten wir uns dennoch, aber es war nur ein Lustspielakt oder ein Intermezzo — und nun ist auch das zu Ende ...

Wieder hielt der Wagen.

Alex geleitete Daisy bis zur Haustür.

„Ich komme morgen noch einmal zu dir," sagte er. „Dann wollen wir Abschied nehmen."

Er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zuckte, und hätte gern noch ein paar Worte hinzugefügt. Aber er vermochte es nicht.

Und auch sie konnte nicht sprechen. Es kam etwas über ihre Lippen, doch nur wie ein leiser schluchzender Laut. Dann huschte sie in den Hausflur.

Alex bezahlte den Kutscher. Er wollte wieder zu Fuß gehen. Das Herz war ihm schwer, den Kopf trug er hoch.

Wie er dahinschritt, schritt er neuem Leben entgegen: durch das Taufwasser des Leids, aber sicher in eine größere Freiheit, als ein bildhaftes Glück sie ihm bisher geschaffen hatte. Denn nun zerfiel auch der Rest seines Persönlichkeitskultus. Es war keiner mehr da, der ihn hätte bewundern können. Er stieg von der Bühne.

Schleifte er noch den rechten Fuß? — Nein — er schleppte nichts mehr nach. Er fühlte die Erde.

⁂ ⁂ ⁂

Alex kehrte am folgenden Tage erst in den Nachmittagsstunden von Potsdam zurück und fuhr sofort zu Jungs. Dort traf er nur Resi, die ihm sagte, Daisy sei zu Hede Hellmer gegangen, um sich von ihr zu verabschieden.

Resi war sehr aufgeregt.

„Was ist passiert?!" rief sie. „Daisy stößt mit ihrer unvermutet raschen Abreise alle unsere Pläne über den Haufen. Ich habe sie gefragt, was denn eigentlich vorliege. Da hat sie mir konfuse Antworten gegeben. Sie habe Nachricht von ihrem Bruder bekommen, der unter allen Umständen auf der Scheidung bestehe. Kann er denn das?"

„Nein. Daisy ist großjährig und selbständig. Das ist Unsinn."

„Nun also! Ähnliches habe ich ihr auch erwidert. Da sagte sie, trotzdem: diese Ehe sei unmöglich. Du seist arm, und wenn sie Deutsche bliebe, würde ihr eigenes Vermögen ihr nicht ausgezahlt werden. Sie wolle dir aber nicht zur Last fallen."

„Ist ebenfalls Unsinn. Freilich ist ihr Bruder englischer Untertan, lebt aber in Argentinien. Und schließlich gilt die Beschlagnahme feindlicher Gelder auch in England nur für die Dauer des Krieges. Also ihr Entschluß steht fest: sie will morgen reisen?"

„Sicher in diesen Tagen. Ich habe schon ihre Koffer vom Boden holen lassen."

„Gut. Wir mußten darauf vorbereitet sein. Kleine, auch dir gilt mein Abschied. Ich bin bei den Ulanen in Potsdam angenommen worden, und morgen beginnt mein Dienst. Aber ich seh' dich schon noch ..."

Nun warf sich Resi an seine Brust und schluchzte laut und rief, es gehe alles, alles fort und sie bleibe allein auf weiter Welt. Da schalt er sie lachend und eilte davon, denn wenn Resi dramatisch anhub, so war ein Ende nicht abzusehen.

Als er wieder in der Droschke saß, überlegte er ihre raschen Mitteilungen. Es war ja klar, daß Daisy unter dem Einflusse Toms stand. Sie gehorchte ihm willenlos...

Im Flur des Hellmerschen Hauses in der Roonstraße stieß er auf Stephan.

„Hallo, du!" rief er. „Noch nicht fort?!"

„Heut abend fahr' ich nach Thorn," antwortete Stephan. „Da finde ich nähere Order. Mir blüht der Osten."

„Und Hede?"

„Sitzt oben und heult. Freudentränen und Abschiedstränen. Beste Mischung. Und im Zimmer nebenan heult noch eine."

„Daisy?!"

„Wer sonst? Ich habe ihr auch Adjö gesagt. Da fragte sie nach dir. Und ich antwortete: vielleicht steckteſt du schon bei deinem Regiment. Sie meinte nein, du hättest dich erst noch von ihr verabschieden wollen, und als ich ihr erwiderte, manchmal behielt man die Neueingestellten gleich da, da ging eben auch bei ihr das Augentröpfeln los. Nun sitzen die beiden nebeneinander — und alles fließt, wie bei dem griechischen Weisen."

„Warum weint sie?"

„Herrgott — Mensch!" rief Stephan. „Geh herauf und frag' sie! ... Wann sehn wir uns wieder und wo?"

Digitized by Google

„Hoffen wir, beim siegreichen Einzug.“

Eine Umschlingung, dann stürzte Stephan davon. Die Haustür flog zu.

Alex stieg die Treppe hinauf und zog die Klingel an der Hellmerschen Wohnung. Die alte Haushälterin öffnete und ließ ihn ein.

„Die gnädige Frau ist im kleinen Salon,“ sagte sie.

Der Salon war leer, doch Alex hatte nicht lange zu warten. Daisy trat ein: ernst, aber freundlich, und reichte ihm die Hand.

„Du warst schon bei deiner Schwester?“ fragte sie.

„Ja — und hörte, daß du hier seist. Unten im Hausflur traf ich auch Stephan. Ist alles in Ordnung?“

„Gottlob. Er hat sich brav benommen.“

„Sein Glück. Ich hab' ihm den Kopf warm gemacht. Aber vielleicht — vielleicht hätt' ich doch in den Wind gesprochen, wär's zu anderen Zeiten gewesen. So ein Krieg klärt die Geister und verbläst alle Phantasmen ... Und, Daisy, wie steht's nun mit uns?“

Sie verfärbte sich und erhob sich langsam.

„Warst du in Potsdam?“ fragte sie zögernd.

„Ja. Morgen steckt man mich in die Uniform. Drei Monate Ausbildung. Rekrut, Gefreiter, Unteroffizier und dann immer höher hinauf. Ich will dir Adjö sagen. Auch noch eine letzte Frage an dich richten. Du reist nach Argentinien zurück. Ich kann dich nicht halten. Aber die Frage — von damals möchte ich wiederholen, die von damals — du weißt. Soll ich die Scheidung einleiten? Einmal wird ja auch dieser Krieg sein Ende erreichen, und ich kann gesund heimkehren, und will mir das Glück wohl, mit Kreuz und Lorbeerzweig. Willst du nicht auf die Rückkehr warten? Was tut es dir?“

Sie schwieg und atmete schwer. Da fuhr er fort: „Warum ich so frage? Ganz einfach: weil du mich lieb hast. Das hast du mir selbst erklärt. Und es könnte doch sein, daß nach dem Kriege die Gründe, die dich trotz allem dazu veranlassen, auf der Scheidung zu bestehen, hinfällig geworden sind. Die Möglichkeit liegt vor. Und jede Möglichkeit beflügelt die Hoffnung.“

Er sprach frisch und ruhig, ohne Sentimentalität. So antwortete sie auch.

„Ich bin dir eine Erklärung schuldig,“ sagte sie. „Es ist richtig: ich habe dich so lieb wie immer und werde nicht rot bei diesem Geständnis. Das hast du auch gestern gemerkt bei unserem Streit in der Droschke, als ich hörte, daß du nun doch noch in das Feld ziehen würdest. Gewiß, daß da zuerst das Weib sich regte und nicht die Heldin. Aber, Alex, die Hindernisse gegen ein Zusammenbleiben haben sich verstärkt. Nicht die, von denen ich damals sprach. Die hätte ich besiegt. Bei Gott, Lexe, ich hätte dich umgeschaffen, und was heute die Größe der Zeit aus dir herausgeholt hat, das hätte auch mein Herz vermocht. Nein, lieber Freund, das waren Motive, die nur die Wahrheit verstecken sollten. Als ich Tom zum ersten Male getroffen hatte, wußte ich, daß die Scheidung sein mußte. Er haßt dich.“

„Sieh an. Auf einmal? Früher war ich sein guter Freund.“

„Ich glaube, das warst du nie. Aber du warst ihm bequem, weil du mich ihm abnahmst. Nun bist du ihm unbequem, weil du mich behalten willst. Er wehrt sich mit aller Gewalt gegen den deutschen Schwager.“

„Es geht nicht immer Gewalt vor Recht. Wenn wir nicht wollen, kann er sich auf den Kopf stellen und erreicht doch nichts.“

„Aber er kann uns große Unannehmlichkeiten bereiten. Ich bin Mitbesitzerin des Geschäfts, in dem fast mein ganzes Vermögen steckt. Das ist durch den Krieg mit England und meine deutsche Nationalität ein unhaltbarer Zustand geworden. Natürlich ließe es sich ohne Nachteil für ihn und mich abändern. Strohmänner findet man überall. Auch andere Vorschläge habe ich ihm gemacht — ich kam ja doch immer nur zu dem einzigen Zwecke mit ihm zusammen, mich in Freundschaft zu einigen. Mein Gott, der Zerfall mit dem einzigen Bruder ist doch auch nicht erfreulich! Aber war ich einmal so weit, auf seine Zustimmung rechnen zu können, so nahm er beim nächsten Beisammensein sicher alles zurück. Der Aufenthalt in Berlin verbitterte ihn immer mehr.“

„Und da suchte er als Ersatz die Süße einer Liebelei.“

Digitized by Google

„Ach, Lexe, mir ist wahrhaftig nicht spaßhaft zumute! Nun ist Tom schon auf der Reise nach Holland. Ich war heute früh in seiner Wohnung, um mich davon zu überzeugen. Er ist fort — aber er hat mich nicht im unklaren darüber gelassen, daß er das Gesetz gegen mich anrufen und die Auszahlung meiner Mitgift verweigern wird. Dann wäre ich bettelarm."

„Nun und dann?" fragte Alex harmlos. „Was weiter?"

„Was willst du mit einer armen Frau?" rief sie außer sich.

„Erlaube. Hast du mich nicht arbeiten gelehrt? Habe ich nicht schon eine ganze Galerie verkauft? Habe ich nicht bereits meinen Geist zu Markte getragen? Habe ich nicht einen Vertrag in der Tasche, der dir mindestens zwei Toiletten und eine warmgefütterte Winterjacke sichert? Nun ja, der Krieg. Währenddessen mußt du leben. Aber acht gute Groschen haben wir ja noch immer auf der Bank. Und in einem halben Jahr kann ich Leutnant sein. Das geht sehr flink in diesen Tagen. Dann kommen die ungeheuren Kriegslöhne. Die schicke ich jedesmal nach Hause. Und wenn der Krieg aus ist — oho, da rücke ich Tom auf den Pelz! Geliebtes Schäfchen, laß dich doch nicht dumm machen! Dein Mammon bleibt dir, den kann dir kein Bruder nehmen. Teufel ja, ich würde dich behalten, auch wenn du arm wie eine Kirchenmaus wärst. Aber hübscher ist es so. Und das schwöre ich dir: dem braven Tom, dem schenke ich auch nicht einen Schilling! Nicht einen Pence!"

„Da müßten wir klagen."

„Er wird's nicht darauf ankommen lassen."

„Ja, mein Gott, Lexe," sagte sie zitternd, „wenn es so ist, dann liegt ja eigentlich kein — kein Grund vor —"

Er ließ sie nicht aussprechen. Er nahm sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Willst du nun noch nach Argentinien?" fragte er.

„Nein," sagte sie errötend und mit glücklichem Lächeln, „ich will lieber nach — nach — Potsdam ..."

Unser Glück

Hoch über der grauen Stadt
Bin ich in meinem Heim,
Dort findet mein Glück
Seinen schönsten Reim,
Seinen tiefsten Klang,
Seinen wärmsten Sang.

Die Stadt in der Niederung umspinnen
Unratnebel aus Straßen und Schlot,
Während hier oben Allstimmen beginnen
Einen nur für Feinseelen hörbaren Chor.
Der steigt bis weit zu des Westens Tor,
Zu des tatsatten Abends freudigem Rot.

Weißt du noch an der Ecke unser Haus?
Den Erker mit vier weißverhängten Fenstern,
Ein Schlangenmeer von Weingerank im Wind,
Das wohlig in der Sonne aufwärtsklettert. —
Wenn blaue Schatten aus dem Osten winken
Vom Abendträumen auf das Land gerufen,
Dann streitet drinnen grün und blaues Dämmern,
Als säßen wir in Meerfees Prunkgemächern.
Da lockt es uns hinaus zum Abendweg,
Der schlicht im Wiesengrün sich weit verliert. —
Wir sind zu Gast bei bunten Abendspielen.
Schon schmückt die Nacht ihr schwarzes Samtgewand,
Mit roten Schleifen an den nackten Schultern,
Dort wo der Fackeltanz der Sonnenblitze
Den Reigen um die kleine Kirche schreitet. —
Tiefernste feierliche Zielgedanken
Die lassen uns den Weg nach Hause finden,
Vom Sichelschwert des Mondes goldumschützt.

Gertrud Fauth

Digitized by Google

F. von Arnim — Schloß Charlottenhof bei Potsdam

Fürstliche Wohnräume der Biedermeierzeit

Mit siebzehn Bildern aus der Aquarellsammlung Friedrich Wilhelms IV

Von Dr. Hermann Schmitz

Im Berliner Königlichen Kunstgewerbemuseum findet gegenwärtig zugunsten des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz eine Ausstellung von Aquarellmalereien aus der Sammlung König Friedrich Wilhelms IV. statt, die ein mehr als vorübergehendes Interesse beansprucht. Die mit allerhöchster Genehmigung des Kaisers ausgestellten 700 Blätter sind ausgewählt aus einem über 3500 Nummern umfassenden Bestande, der in der Königlichen Hausbibliothek im Berliner Schloß in Mappen aufbewahrt wird*). Der König schuf diese Sammlung, die er bereits in seiner Kronprinzenzeit begann, weniger unter künstlerischen Gesichtspunkten; vielmehr brachte er hier vorwiegend Abbildungen von Städten, Schlössern, Burgen, Kirchen und Landschaften zusammen, die ihn aus persönlichen Gründen gegenständlich interessierten. So nehmen die Landschafts- und Architekturbilder aus der Umgegend Berlins und Potsdams, aus München und Oberbayern, der Heimat der Gemahlin des Königs, Elisabeth, einen wichtigen Platz ein. Ein großer Teil der Darstellungen entstand im unmittelbaren Auftrage des Königs. Den Berliner Architekturmaler Graeb beschäftigte er mit Wiedergaben der königlichen Schlösser in Berlin, Charlottenburg und Potsdam; der Kölner Adolf Wegelin mußte ihm 1842 eine große Anzahl von Bildern kunstgeschichtlich wichtiger rheinischer Kirchenbauten liefern, voran des Kölner Domes, dessen Weiterbau in diesem Jahre durch die Grundsteinlegung des Königs eingeleitet wurde; der Düsseldorfer Caspar Joh. Scheuren malte eine Menge Außen- und Innenansichten des Schlosses Stolzenfels am Rhein (1842), dessen Ruine der Kronprinz von der Stadt Koblenz geschenkt erhalten und von Stüler wohnlich hatte einrichten lassen; den Berliner Aquarellisten Ed. Hildebrandt endlich sandte der König 1843 nach den Vereinigten Staaten und Brasilien, um merkwürdige Gegenden aufzunehmen, später nach England, Schottland, Spanien, Italien und Norwegen. Die von ihm gesammelten Blätter vertreten somit die seit dem 18. Jahrhundert beliebte „Prospekt- und Vedutenmalerei", eine Gattung der Malerei, speziell der Wasserfarbenmalerei, die die Herstellung von Erinnerungsblättern an besuchte Baulichkeiten und Gegenden

*) Die Ausstellung verdankt ihr Zustandekommen dem königlichen Hausbibliothekar Herrn Dr. Bogdan Krieger, der auch einen kleinen, für zehn Pfennig käuflichen Führer durch dieselbe verfaßt hat.

Digitized by Google

pflegte und die vorzüglich in dem Reiselande Italien, zumal in Rom, geradezu einen Ausfuhrzweig darstellte. Die Vervollkommnung der photographischen und Reproduktionstechniken bereitete ihr das Ende. Der Aquarellmalerei ganz besonders wurde dadurch ihr Hauptbetätigungsfeld entzogen. Sie findet überdies in unserer Zeit bei weitem nicht mehr die hohe Schätzung, die ihr noch bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts entgegengebracht wurde, wo sie mit Vorzug auch von kunstliebenden Dilettanten gepflegt wurde. Nur langsam kann sich, wie diese Ausstellung zeigt, das heutige Publikum in die bunten, mit feinstem Pinsel ausgeführten Bilder einsehen. Erwecken sie nur ein verhältnismäßig geringes künstlerisches Interesse, so ist dafür das gegenständliche Interesse an diesen Schöpfungen einer eben historisch gewordenen Zeit um so größer. Zumal die Stadt-, Schloß- und Parkansichten bieten uns ein geschlossenes Bild der Zeit Friedrich Wilhelms IV.

In erster Linie sind es aber die farbigen Darstellungen von Wohnräumen des Königspaares sowie verwandter und befreundeter Fürstenhäuser, die die aufmerksamste Beachtung verdienen. Sie versetzen uns in die Umluft, in denen diese Personen lebten. Sie vergegenwärtigen uns aufs lebendigste die Umgebung, das Milieu, worin sich diese Fürstlichkeiten bewegten; der Geschmack, die Lebensführung, das intimere Gehaben, die menschlichen alltäglichen Züge dieser uns aus der politischen Geschichte bekannten Herrscher werden uns vertrauter. Die Kenntnis dieser Wohngemächer bietet einen wertvollen Beitrag zum Kulturbilde der deutschen Biedermeierzeit, jenes schwer faßbaren, noch vielfach nebelhaften Zeitabschnitts der schärfsten Reaktion des Absolutismus auf der einen Seite und der fortschreitenden Demokratisierung, ja Revolutionierung Deutschlands auf der anderen Seite. In jenen Jahrzehnten sehen wir die letzte Nachwirkung des höfischen Stiles des 18. Jahrhunderts und seiner Fortsetzung, des Empire, mit dem schlichtbürgerlichen, auf Sachlichkeit und Nützlichkeit gerichteten Stil des aufziehenden Maschinen- und Eisenbahnzeitalters sich vermischen. Das Zurückgreifen auf den gotischen Stil ist daneben als ein Ausdruck der starken, historisch-romantischen Geistesströmung ebenfalls ein wichtiger Faktor dieser Zeit.

Der große Wert dieser Innenaufnahmen als Urkunden des deutschen Geschmacks und Lebensstils wird dadurch gesteigert, daß uns vollständige Einrichtungen des Zeitraums von 1820 bis 1850 äußerst selten erhalten sind im Gegensatz zur voraufgehenden Zeit, des

H. Hintze — Arbeitszimmer König Friedrich Wilhelms IV. im Königl. Schlosse zu Berlin

Digitized by Google

E. Biermann Wohnzimmer der Königin Elisabeth von Preußen im Königl. Schlosse zu Berlin

Empirestils. So vielen Einzelmöbeln und Geräten des Biedermeier wir in öffentlichem und privatem Besitz wie auch im Kunsthandel begegnen: eine Vorstellung von dem Zusammenwirken der Stücke, von ihrer Stellung in der ursprünglichen Umgebung, von dem Gesamtbilde der Biedermeierräume können wir uns nur in seltenen Fällen machen. Die Folgezeit ist den Wohnräumen der geringgeschätzten Biedermeierepoche gegenüber bei Neu- und Umbauten rücksichtslos verfahren. Besonders fehlen uns zur Bildung des Eindrucks die Textilarbeiten, Gardinen, Portieren, Wandbespannungen, Möbelbezüge, Tischdecken und vor allem die wollenen Fußteppiche, die fast alle zugrunde gegangen sind; die Papiertapeten und Wanddekorationen sind zerstört oder verblaßt. Die Farbe, die für den Eindruck dieser Zimmer ein Grundelement bildete, können wir uns nur aus diesen Aquarellen veranschaulichen.

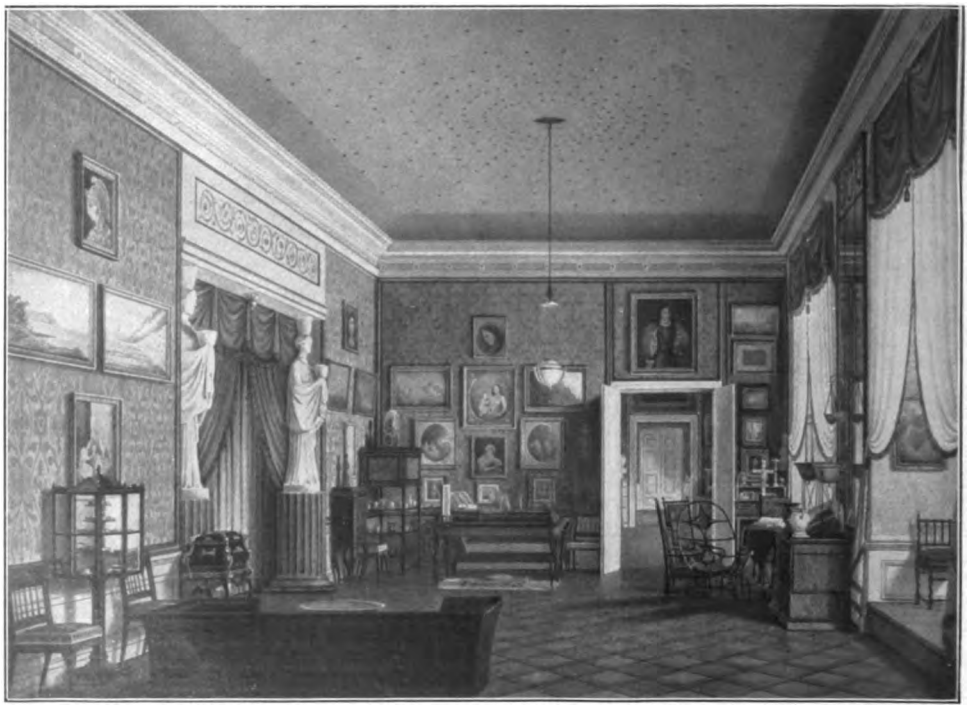
Das Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms IV. selbst im Berliner Schloß nach einem Aquarell von Hintze möge den Anfang machen (Abb. S. 554). Der König richtete sich dieses Zimmer bereits als Kronprinz in dem ältesten Teile des Schlosses nach der Spree zu ein, bei dem sogenannten grünen Hut, in der vom Kurfürsten Joachim erbauten alten Kapelle. Der langgestreckte Raum ist mit spätgotischen, reichverschlungenen Sterngewölben überdeckt, deren Graten und Rippen unmittelbar aus den Mauern ohne trennende Glieder hervorwuchern; die rundbogig schließenden, in die dicken Mauern geschnittenen Fenster sind mit alten rheinischen Glasgemälden, das vorderste mit wertvollen kölnischen Stifterfenstern nach Barthel Bruyn, geschmückt, die eine Einfassung von blauem, mit gelben Sternen bemaltem Glase erhalten haben; der Blick fällt auf das Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke. Durch ein Holzgitter ist der Altarraum, das Arbeitsgemach des Königs, von dem für Audienzen bestimmten Vorraum getrennt. Abbildungen gotischer Kirchen und Bilder der altdeutschen und altitalienischen Schule zieren die Wände. In dieser klösterlichen Umgebung arbeitete der Monarch, der bei der Thronbesteigung 1840 nach dem Tode des hochkonservativen Friedrich Wilhelms III. von allen fortschrittlich gesinnten, nach Erweiterung in politischer, sozialer, merkantiler und wissenschaftlich künstlerischer Beziehung drängenden Elementen Preußens mit froher Hoffnung begrüßt wurde; aber durchdrungen von dem gottgeweihten Beruf des Königtums, gestützt auf Rittertum und Kirche und getragen von der dunklen romantischen Vorstellung eines christlich-germanischen Staats geriet er in immer größeren Widerstreit mit der mächtig andringenden, eine moderne Staatsverfas-

Digitized by Google

sung fordernden Volksbewegung, die von dem Bürgerstand und der Arbeiterschaft der nach den Freiheitskriegen schnell anwachsenden, zunehmend industrialisierten Städte getragen wurde.

Im Gegensatz zur romantisch-mittelalterlichen Umgebung dieses Arbeitszimmers steht der Teesalon des Kronprinzenpaares im Königlichen Schloß nach der Spreeseite zu, abgebildet nach einem Aquarell von unbekannter Hand (Abb. S. 557). Es ist das architektonische Hauptwerk Schinkels in dieser unter seiner Leitung im Jahre nach der Vermählung des jungen Paares 1823 eingerichteten Zimmerfolge. Der fast quadratische Raum ist mit einer flachen, nach Art eines antiken Velums zeltartig bemalten Decke überdacht. Türen und Kamin sind von Marmor, die Wände von Stuckmarmor; ringsum ziehen sich Wandspinde aus hellgebeiztem Lindenholz, über denen Marmorkonsolen in Form von Kinderpaaren Gipsstatuen nach antiken Götterfiguren tragen. Die viereckigen Wandfelder dazwischen sind mit antiken Götterszenen auf blauem Himmelsgrunde bemalt von Kolbe, Dähling, Schoppe u. a. Die Rückwand nimmt ein halbkreisförmiger Diwan, nach Art der antiken Exedren ein, von vergoldetem Pappelholz mit roter Seide bezogen, ebenso wie die gleichen Stühle und der Diwan zur Linken nach den Zeichnungen Schinkels. Blumen sind hinter der Exedra aufgebaut. Die Teeabende, die das junge, in seiner leidenschaftlichen Liebe zur Kunst übereinstimmende Kronprinzenpaar hier abhielt, bildeten Zusammenkünfte der bedeutendsten Geister des damaligen Berlin. „Da erzählte Alexander von Humboldt von seinen Reisen, da las Tieck Shakespeare vor; Männer wie Niebuhr, Liechtenstein, Olfers, Ranke, Gerlach, Schelling, Schinkel, Stüler zählten zu der Tafelrunde. Der Kronprinz hatte ein Blatt Papier vor sich liegen, auf dem er Bilder entwarf, oft zu dem gerade im Gange befindlichen Gespräch passend, oft Pläne von Kirchen und Schlössern, von denen so mancher ausgeführt wurde; die Kronprinzessin aber stickte, ihr Auge folgte dem Stifte des Gemahls.“ Diese Zimmer lagen sämtlich in dem alten Seitengebäude zwischen Lustgarten und Spree, das die Verbindung zwischen der Hofapotheke und dem südlichen Schloßflügel bildet. Man erreicht sie von der Galerie, die von dem mittleren Treppenabsatz im großen Schlüterschen Portal, dem Glanzstück des Schlosses, abzweigt.

Einen Einblick in das Wohnzimmer der Königin Elisabeth gewährt ein Bild von Biermann (Abb. S. 555). Hier ist ein Beispiel eines zeitgemäß eingerichteten vornehmen Damenzimmers des Biedermeiergeschmacks. Die hohen Fenster mit dem Ausblick auf die Spreeseite sind mit weißen, kunstvoll drapierten, in steifen Falten gerafften Vorhängen behängt. Die grünseidenen in Holz-



Schlafzimmer der Prinzessin Wilhelm von Preußen im Königl. Schlosse zu Berlin

Digitized by Google

Teeſalon Friedrich Wilhelms IV. im Königl. Schloſſe zu Berlin

bronzeleiſten gefaßten Tapeten ſind mit einheitlich goldgerahmten Bildern geſchmückt; ein ſorgfältig profiliertes Kranzgeſimſe von weißem Stuck, knapp ausladend, ſetzt die Wände gegen den mit einer gewölbten Voute aufliegenden Plafond ab. Alle die Zeit kennzeichnenden Möbel ſind vertreten, der mit Glas-, Bronze-, Stein- und Porzellankünſteleien überhäufte Schreibtiſch, deſſen gedrehte Beine und Baluſtergeländer für die dreißiger Jahre bezeichnend ſind, der länglich ovale Arbeitstiſch auf zwei dreibeinigen Baluſtern zur linken Hand nebſt dem roßhaarbezogenen Sofa, gegenüber Diwan und Seſſel, die ſchwarzen Bezüge mit vergoldeten Meſſingnägeln beſchlagen, ein Flügel und dahinter ein Glasſchrank für Taſſen u. dgl.; endlich der hohe Standſpiegel zwiſchen den Fenſtern und auffallend viele Blumengeſtelle und -arrangements. Unter den Bildern fallen die Madonna des Palazzo Pitti von Raffael, desſelben Künſtlers Grablegung, eine Landſchaft von Pouſſin und eine Allegorie von Schinkel auf das Denkmal Friedrichs des Großen auf. Neben dem Schreibtiſch iſt das lebensgroße betende Kind, ein Bronzeguß von Rauch, bemerkenswert; ſolche Kinderdarſtellungen ſoll ſich die kinderloſe Königin mit Vorliebe aufgeſtellt haben.

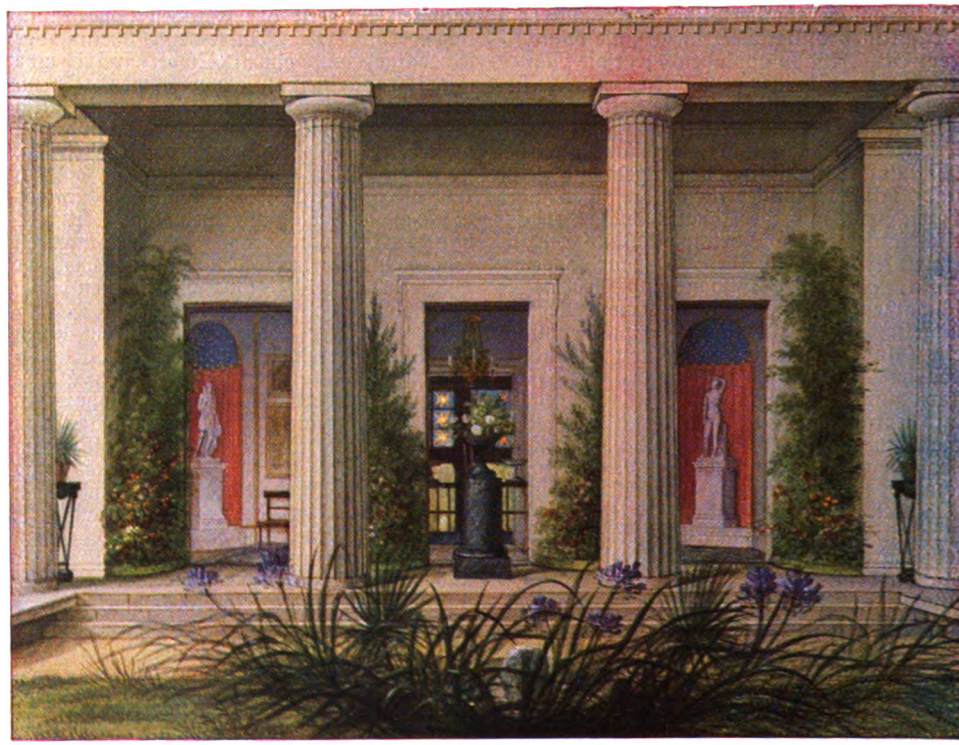
Aus dem Berliner Königlichen Schloß möge ſich hier das Schlafzimmer der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen anſchließen (Abb. S. 556). Das Bett ſteht in einem, durch eine Portiere verhängten Alkoven, deſſen Eingang zwei Marmorſtatuen mit Alabaſterlampen flankieren. Die blauen Wände ſind mit goldgerahmten Bildern oder Stichen von bräunlichem Ton verziert. Unter den Möbeln iſt der ſechseckige, auf einem Schaft freiſtehende Glasſchrank eine häufig vorkommende Form. Unter Prinzeſſin Wilhelm iſt wahrſcheinlich die Gemahlin des Onkels des Königs zu verſtehen; nicht die Gemahlin des Prinzen, ſpäteren Kaiſers Wilhelm, Auguſta, die ſich 1828 vermählten. Dieſes Paar hat unſeres Wiſſens das Schloß nicht bewohnt. Seit 1834 hatte es das von Langhans dem Jüngeren erbaute Palais unter den Linden neben der Bibliothek inne, das an Innenräumen dieſer Zeit wohl reichſte Gebäude Berlins.

Neben dieſer Wohnung im Königlichen Schloß und der im Schloß zu Sansſouci richtete ſich der Kronprinz in demſelben Jahre nach ſeiner Vermählung ein Landhaus in Charlottenhof am Rande des Parkes von Sansſouci ein, eine Beſitzung, die ihm ſein Vater ſchenkte. Es iſt die Meiſterſchöpfung Schinkels, der mit dem Prinzen in freundlichem Verhältnis verbunden war. Dieſes Landhaus, deſſen Rückſeite mit dem vierſäuligen doriſchen Portikus, der Gartenterraſſe und dem Weiher nach einem Aquarell des Architekten von Arnim, einem Schüler Schinkels, am Eingang des Aufſatzes (S. 553) abgebildet iſt, ſollte die Vorſtellungen verwirklichen, die ſich dieſe für das griechiſch-römiſche Altertum begeiſterte Zeit nach den Beſchreibungen des Plinius und den herkulaniſchen Ausgrabungen von den Landhausanlagen der Alten gebildet hatte. In zahlreichen Rekonſtruktionen und Entwürfen

Digitized by Google

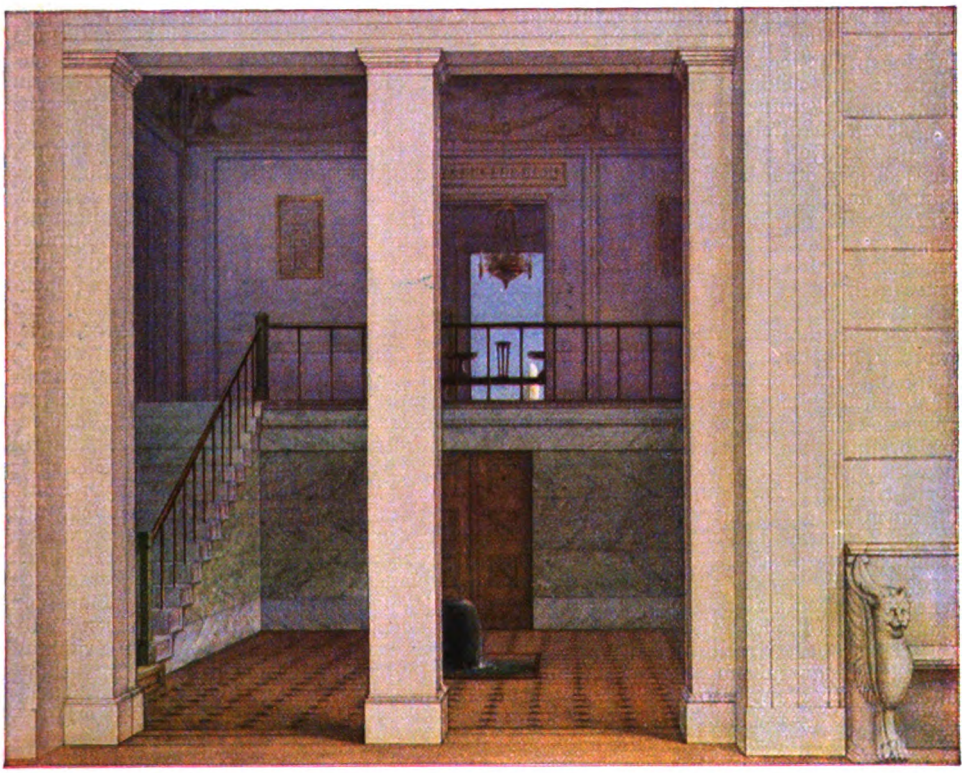
haben sich die deutschen, aus Rom zurückgekehrten Baumeister des Klassizismus mit diesem Gegenstande beschäftigt. In keinem zweiten Bau dürfte der heitere natürliche Lebenssinn des antiken Lebens, die stille Größe und edle Einfalt, die seit Winckelmann als Hauptzüge der alten Kunst galten, so vollkommen, so gleichgeistig wieder erweckt worden sein als in dieser, von Schinkels Hand in den kurzen Jahren seiner Meisterschaft erbauten Villa mit ihrem Atrium, den Säulenportiken, stillen Höfen, Treppen, Terrassen, Blumen- und Traubengeländern, Bassins und Brunnen, den ringsum danach geordneten Gartenanlagen mit Heckengängen, Wiesengründen und Denkmalsschmuck. Die Aquarelle der Ausstellung von unbekannter Hand geben aufs feinste die heiter-bunte Farbenstimmung wieder, wie sie den Bau kurz nach seiner Entstehung ausgezeichnet haben muß. Alle Bauten des malerisch so stark empfindenden Schinkel teilen übrigens mit diesem das Schicksal, daß sie ihre ursprüngliche Farbenwirkung durch Zeit und Restauration eingebüßt haben. Die Vorhalle mit dem Blick auf die Treppe (Abb. S. 559) zeigt die einfach edlen Linien der glatten Pfeiler und Gebälke, der durchgezogenen Fugen des Putzes, der eisernen Stäbe des Treppengeländers in Verbindung mit der durch die geringsten Mittel erreichten vornehmen Farbenwirkung: der bleichgelbe Putzton der Mauern, der Farbe vergilbten Elfenbeines ähnlich, wird durch den blaßgrünlichgrauen Bewurf der Treppenwand und die ebenso zarte blauviolette Bemalung der mit leichten pompejanischen Ornamenten, einem Fries geflügelter Genien, verzierten Eingangswand belebt. Ähnlich ist der Säulenhof, das Atrium (Abb. S. 558), mit den dorischen Säulen in seiner zartgelben Gesamtstimmung erhöht durch den Blick auf die rotausgeschlagenen Nischen mit leuchtenden Marmorstatuen im Inneren. Diesen auf Gelb und Grau gestimmten Hof- und Flurräumen stehen die in lebhaftesten Farben geschmückten Zimmer gegenüber. Das Arbeitszimmer (Abb. S. 560), dessen Wände in Pompejanisch-Rot mit grünen Borden gestrichen sind, gewährt einen Durchblick durch die in einer Achse gelegenen Türen, die aus dem Schloßbau des 18. Jahrhunderts bekannte „enfilade“, die zusammenhängende, perspektivisch faßbare Flucht von Zimmern; und jedes mit wechselnden Wandtönungen und Bordüren. Als kennzeichnendes Schinkelmöbel ist der weißlackierte Schreibtisch mit antiken Beinen zu nennen, der mit dem sauber-weißen Rahmenwerk an Türen und Fenstern zusammenstimmt.

Eine zweite Stadtwohnung richtete sich das Königspaar in den vierziger Jahren im Schloß zu Charlottenburg ein, und auch diese ist in einer Reihe Aquarellen von der



Karl Friedr. Schinkel — Innenhof im Schloß Charlottenhof

Digitized by Google



Karl Friedr. Schinkel — Vorhalle im Schloß Charlottenhof

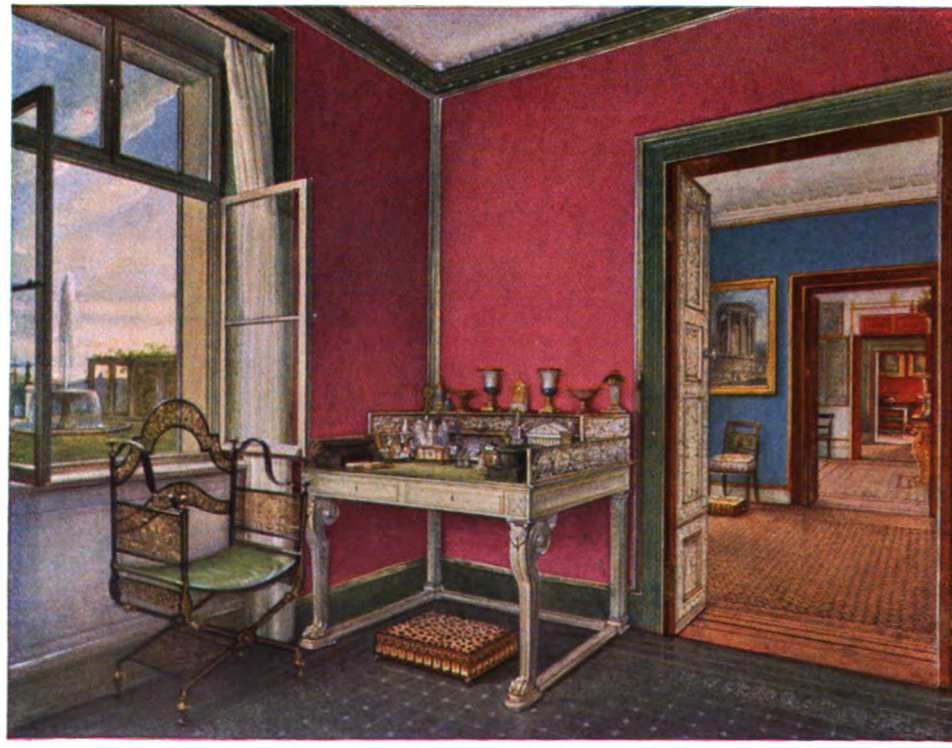
Hand Graebs vertreten. Die Säle und Zimmer haben durchgängig die reich verzierten Rokokodecken und Vertäfelungen aus der Zeit Friedrichs des Großen behalten und sind nur mit neuen Möbeln, Gardinen, Fußteppichen und stellenweise auch Tapeten ausgestattet worden. Von dem vornehmen Rokokohintergrund heben sich die reichgeschnitzten oft wunderlich geschweiften, mit schwerem roten Plüsch bezogenen Sessel und Sofas, die den sogenannten in den vierziger Jahren auftretenden Neurokokostil vertreten, den die Franzosen „Louis Philippe", die Engländer „Early Victorian" nennen, gar merkwürdig ab. Die schweren Portieren und die orientalischen Fußteppiche vervollständigen das Bild der in den vierziger Jahren eintretenden Wandlung zum weicheren dekorativen Prunkstil, der das magere zurückhaltende Biedermeier ablöst. Ein farbig besonders reizvolles Blatt aus der Graebschen Folge der Charlottenburger Zimmer stellt das sparsam ausgestattete Vorzimmer zum Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms IV. dar (Abb. S. 561), dessen Reiz vornehmlich in der Lichtbehandlung liegt. Die hellblauen, in weiße Holzrahmen gespannten Wandfüllungen, die gleichfalls weißgehaltenen Holzpaneele, wie Kamin und Plafond, werden durch den blauen mit roten Ranken durchwirkten Fußteppich aufs feinste zusammengestimmt. Dieses Vorzimmer ist einer der wenigen, im ursprünglichen Zustande erhaltenen Räume der Wohnung Friedrich Wilhelms IV. im Charlottenburger Schloß. Die japanischen blumenbestickten blauen Seidentapeten sind in der Farbe unverblaßt. Die übrigen Zimmer des Königs, die den ersten Stock des Mittelbaus im Schlosse einnehmen, sind umgestaltet worden, als Kaiser Friedrich diesen Bauteil bezog. Er hat in diesen Räumen bekanntlich auch seine letzten Schmerzenstage verbracht. Ein großer Teil der Möbel und Geräte aus der Einrichtung Friedrich Wilhelms IV., sowie Bronzen, Eisengüsse, Biskuit- und Tonplastiken, Porzellane und Ölgemälde fanden bei der Neugestaltung durch Kaiser Friedrich Mitverwendung und sind noch vorhanden.

Ungehindert konnte sich der romantisch-poetische, für das Mittelalter schwärmende Sinn des Königspaares bei der Einrichtung des Schlosses Stolzenfels am Rhein ergehen. Zahlreiche farbenfrische, mit feiner Tuschfeder vorgezeichnete Aquarellskizzen Scheurens aus dem Jahre 1842 geben das Äußere und Innere der Burg kurz nach ihrer Neueinrichtung durch Stüler wieder. Die Abb. S. 562 führt uns einen Saal vor mit der Balkendecke, der Holztäfelung und dem Marmorkamin im gotischen Stile, mit den geschnitzten, von rotem Plüsch überzogenen Sesseln,

Digitized by Google

den tönernen Statuetten und Trinkkrügen, Gläsern, Rüstungsstücken, Waffen und der figürlichen Staffage im Kostüm der Wallensteinzeit: ein völliges Bild der Künstleratelier- und Weinkneipenromantik, wie sie im Düsseldorfer Malkasten heimisch wurde, und die in der Folgezeit, dem Renaissancestil der sechziger und siebziger Jahre, in der Innendekoration weite Verbreitung fand. Makart wird der Hauptvertreter dieses Geschmackes. Das Streben nach satteren Farben und malerischem Schmuck gegenüber dem klaren und kühleren Biedermeier bricht sich bereits Bahn.

Neben den Räumen Friedrich Wilhelms IV. erwecken das stärkste geschichtliche Interesse fünf Ansichten von Wohnräumen aus dem Königlichen Palais an der Leinestraße in Hannover von Kretzschmer, von denen hier drei abgebildet sind. Auf dem einen Bilde ist der fürstliche Bauherr selbst abgebildet, der erste und vorletzte König von Hannover Ernst August in seinem Arbeitszimmer (Abb. S. 564). Der greise Monarch in der blauen pelzverbrämten Attila seines Garde-Husarenregiments — wie ihn auch Albert Wolffs bronzenes Reiterdenkmal vor dem Bahnhofe in Hannover 1861 wiedergibt — sitzt im Sessel, den Rücken dem Arbeitstisch zugekehrt, von der Arbeit ausruhend und die Familienbilder an der Wand betrachtend. Dargestellt ist er wie stets im scharfen Profil, da ihm das eine Auge im Gefecht bei St. Genois in Belgien, wo er, noch Herzog von Cumberland, an der Spitze seines hannoverschen Dragonerregiments die Franzosen attackierte, ausgeschlagen wurde (1794). Das schlichte, mit weißgrauen Tapeten bekleidete Gemach, mit weißem Kachelofen in der Nische der Rückwand, wird durch den großen roten, mit grünen Rosetten und Rokokoranken gemusterten Velboursteppich und den darüber gebreiteten Türkenteppich belebt. Das Zimmer der Gemahlin des Königs ist im folgenden Blatte geschildert (Abb. S. 565). Sie war die Schwester der Königin Luise, Friederike von Mecklenburg-Strelitz, mit der sich Ernst August 1815 vermählte; in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts lebt sie fort durch die Darstellung ihrer holden Mädchenerscheinung zusammen mit der der Königin Luise in der Marmorgruppe von Schadow; damals war sie Braut des Prinzen Louis von Preußen; ferner in dem Sarkophag mit ihrer Figur von Rauch im Mausoleum zu Herrenhausen (1841). Ihr mit prächtigen stahlblauen großgemusterten Seidentapeten ausgeschlagenes Zimmer mit blauen Gardinen und ebensolchen Bezügen der feinen Goldmöbel zeugt von dem gewählten Geschmack der kunstverständigen Fürstin; man beachte den feinen vergoldeten Spiegeltisch mit durch-



Karl Friedr. Schinkel — Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms IV. im Schloß Charlottenhof

Digitized by Google

brochenen Arabesken im Schinkelstil und den rokokoartig verschnörkelten Rahmen um das Bildnis der beiden Prinzen in Kürassieruniform. Das stattlichste Gemach in dieser Reihe ist das Schlafzimmer des Königs (Abb. S. 563). Das braungebeizte, mit blauer Steppdecke belegte Bett steht in einer Nische, einem Alkoven, der mit blauen, in senkrechten Fältelungen lose drapierten Seidentapeten ausgeschlagen ist und vorne durch einen mit silbernen Sternen durchwirkten reichbefransten Vorhang abgeschlossen ist. Die Wand nach dem Zimmer zu ist durch doppelte schmale Pilaster mit korinthischen Kapitellen gegliedert, die das umlaufende Gebälk tragen und auf einem hohen durchgehenden Lambris aufsitzen. Pilaster, alles Rahmen- und Gliederwerk sind weiß gestrichen. Ein mit roten und grünen Kreisen und Rosetten gemusterter, in den kräftigsten Farben gehaltener Fußteppich, der den Boden bis in die Bettnische hinein ausfüllt, unterbricht die vornehm-kühle Stimmung des Blau und Weiß. Dieses Gemach, wie die zwei weiteren nicht abgebildeten des Königs, scheinen einen Zusammenhang mit der in dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in so hoher Blüte stehenden Raumdekorationskunst Kassels zu verraten. Hier entfaltete sich unter Jeromes Regierung ein prunkvoller Empirestil, der unter dem Kurfürsten Wilhelm in der Vollendung von Wilhelmshöhe und in dem Neubau des Stadtschlosses durch Bromeis fortblühte. Von hier nahm nun der Hofbaumeister Ernst Augusts, Laves, seinen Ausgang, der im Jahre 1814 von Kassel nach Hannover berufen wurde. Laves, der Schöpfer des Ernst August-Viertels und des Königlichen Residenzschlosses mit dem prächtigen korinthischen Portikus und dem großen, den glänzenden, hannoverschen Hoffestlichkeiten zum Schauplatz dienenden Rittersaale, ist auch als der Schöpfer dieser Neueinrichtung im alten Königlichen Palais, das gegenüber der mehr zur Repräsentation bestimmten Residenz liegt, anzusehen. Die Schaffung der Wohnräume muß 1837, dem Jahr der Thronbesteigung Ernst Augusts, erfolgt sein. Der Herrscher, der nach Wilhelms IV. von England Tode als erster König den hannoverschen Thron bestieg, hat durch seine Bautätigkeit Hannover aus einer Landstadt zur modernen Residenz erhoben. Das Kunstgewerbe machte sich durch seine Beschäftigung für diese zahlreichen Unternehmen von der bisherigen Abhängigkeit von England frei. Die nahe Freundschaft dieses höchst konser-

C. Graeb

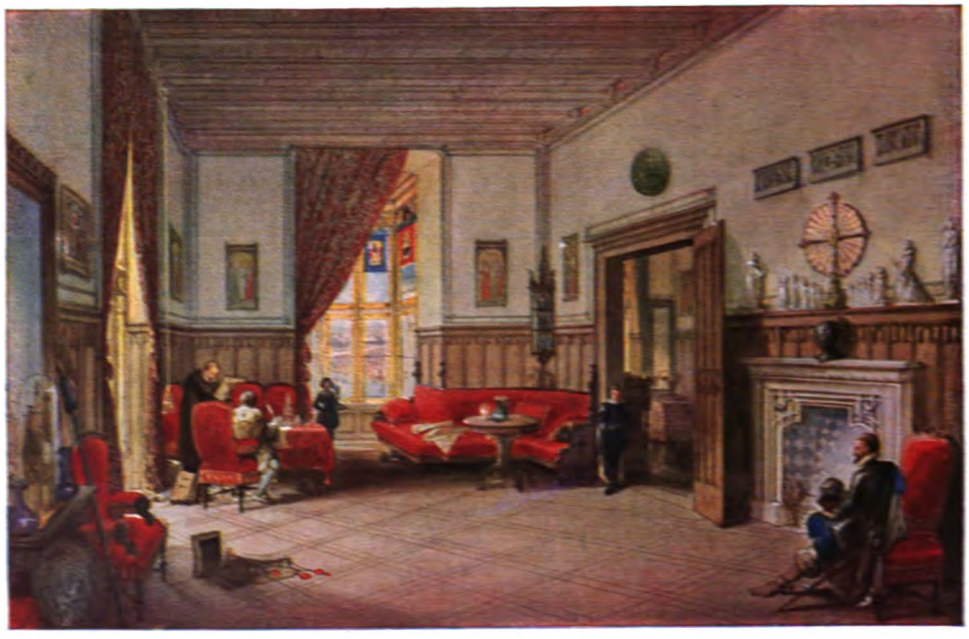
Vorzimmer zum Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms IV. im Königl. Schloß zu Charlottenburg

Digitized by Google

vativen Herrschers zum Berliner Hofe, der ihm als Vorbild militärischen und staatsmännischen Wesens erschien, hat zweifellos den Anlaß zur Aufnahme dieser Bilder in die Sammlung Friedrich Wilhelms IV. gegeben.

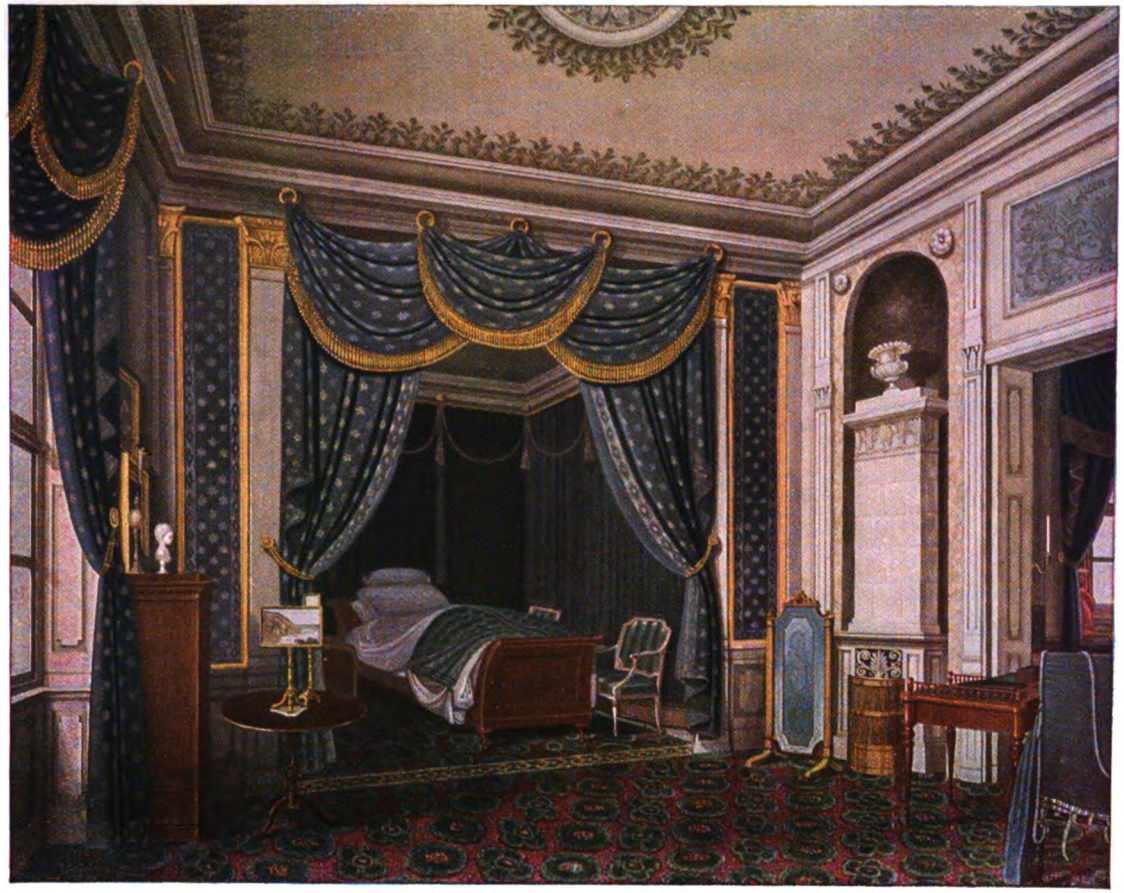
Verwandtschaftliche Beziehungen der Königin Elisabeth haben die weiteren hier abgebildeten Darstellungen von Nachtmann veranlaßt. Nach München, ihrer Heimat, führt das Wohnzimmer der Königin Therese von Bayern, der Gemahlin Ludwigs I., des Bruders der Elisabeth. Es liegt im ersten Stock des Königsbaus der Königlichen Residenz, der von Leo von Klenze mit der ganzen Flucht seiner prächtig ausgestatteten, mit historischen und mythischen Fresken geschmückten Säle und Galerien in den Jahren 1826 bis 1835 erbaut wurde (Abb. S. 566). Der hohe Raum ist mit einem kuppelartigen Kreuzgewölbe überdeckt, in das die großen, rundbogig schließenden Fenster und die Rundbogenlünetten der Rückwände stichkappenartig einschneiden. Gewölbe und Wände sind aufs reichste mit Grotesken nach Art der Raffaelischen Logen verziert. Die grüngefärbten weißumrahmten Wandfüllungen zeigen in ausgesparten Rechteckfeldern Szenen aus Schillerschen Dichtungen: Graf von Habsburg, Wilhelm Tell, der Kampf mit dem Drachen, der Taucher, der Gang nach dem Eisenhammer u. a. Aufs feinste gehen die weißlackierten grünbezogenen Sessel mit der Wandtönung zusammen. Auch Leo von Klenze hat, wie sein hannoverscher Landsmann Laves, bis 1813, wenige Jahre vor seiner Berufung nach München, in Kassel am Hofe Jeromes seine Schulung in der Ausgestaltung reicher Innenräume durchgemacht. Ein bescheidenes Interieur des Münchner Biedermeier vertritt das Schlafzimmer der Königin Therese in dem Königlichen Schlößchen in Tegernsee (Abb. S. 567). Alljährlich weilte die Königin Elisabeth hier einige Wochen; ihr Wohn- und Schlafzimmer sind ebenfalls auf der Ausstellung. Ein grüner Himmel umschließt das Bett, im oberen Teil mit einem violetten Baldachin und grünen Behängen garniert und an der Decke aufgehängt. Die Wände sind grün und weiß gestreift; grün karriert ist der Teppich. Alle Möbel: die Kommoden, Nachttisch, Sessel, Hängespiegel sind von vortrefflicher ländlich schlichter Form. Die sonnigen Zimmer mit ihren weißen Tüllgardinen, den hellgebeizten Möbeln, den fröhlichen bunten Farben der Bezüge, Decken, Fußteppiche und Vorhänge, und ringsum mit Ausblicken auf die lieblichste See- und Gebirgslandschaft vermitteln uns einen Hauch der heiter-gemütvollen Lebensstimmung, wie sie uns aus den Werken der Münchner Meister Moriz von Schwind, Spitzweg und Neureuther entgegenkommt.

Die Zwillingsschwester der Königin Elisabeth, Amalie, vermählte sich mit dem Kronprinzen und späteren König Johann von Sachsen; ihr Wohnzimmer im Königlichen Palais in Dresden ist vielleicht das köstlichste Beispiel eines Damenzimmers des Biedermeier in der Sammlung (Abb. S. 567). Senkrecht hellblau und weißgestreifte Tapeten



Caspar Joh. Scheuren — Aus Schloß Stolzenfels am Rhein

Digitized by Google



Joh. Herm. Kretzschmer — Schlafzimmer des Königs Ernst August von Hannover im Königl. Palais zu Hannover

Digitized by Google

Joh. Herm. Kretzschmer Arbeitszimmer des Königs Ernst August im Königl. Palais zu Hannover

durch eine braunrote Bordüre abgefaßt; weißlackierte Holzpaneele und Fensterlaibung; das Licht durch rote, goldbefranste Vorhänge und weiße, mit Volants besetzte Gardinen gemildert. Rotgebeizte, rotbezogene und goldbetreßte Möbel: an der Hauptwand das diwanartige Sofa, zweibeiniger Tisch und Schreibtisch daneben, zwischen den Fenstern ein Pfeilerspiegel mit Konsoltisch, zwei Kanarienbauer in der Fensternische. Ein grüner, blumendurchwirkter Teppich füllt den Boden aus. Ganz besonders wird hier das wohl abgestimmte Verhältnis der relativ niedrig gestochenen Decke zu den Wänden und die wohltuende Abmessung der Möbel zum Raum fühlbar. Unsere Architekten haben ja neuerdings unter dem Studium solcher Vorbilder den unwohnlichen, viel zu hohen und großen Zimmern unserer Wohnungen den Rücken gekehrt. Aus Dresdener Schlössern sind weiterhin ausgestellt die Wohnung der Königin Elisabeth im Antongarten, wo sie zum Besuch ihrer Schwester abzusteigen pflegte, und ein Zimmer der Königin Marie im Königlichen Schloß.

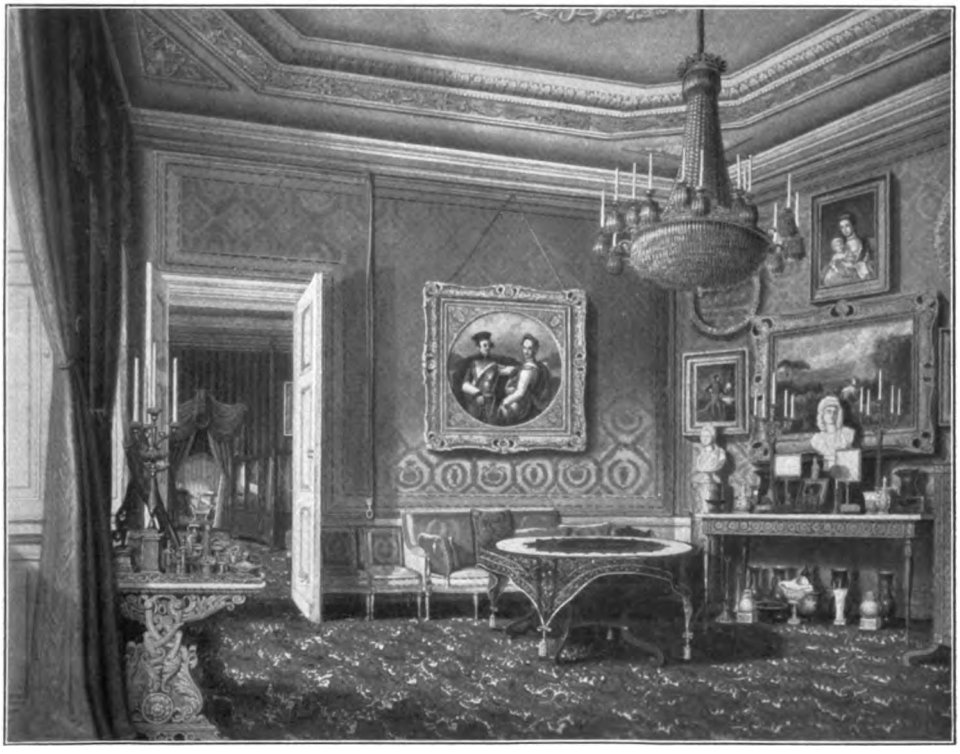
Eine zweite Schwester der Königin Elisabeth, Sophie, vermählte sich 1824 mit dem Erzherzog Franz von Österreich, sie wurde die Mutter des Kaisers Franz Joseph. Aus dem Sommersitz den sich dieses Paar im Lustschlosse Laxenburg bei Wien einrichtete, sind einige Räume vorhanden, von denen die amüsanteste abgebildet sei (Abb. S. 568). Sie stellt den Salon der Erzherzogin dar. Der viereckige Raum ist mit hellblauen gestreiften Tapeten bekleidet, die oben durch ganz flache, grau und violett gestrichene Gesims- und Friesleisten abgefaßt sind; die wagrechte Decke ist mit blauen rechteckigen Feldern bemalt. Die ganz schlichten kastenartigen Formen der rotbraunen, glänzend polierten Mahagonimöbel mit lilafarbenen Bezügen stimmen in der geradlinigen Zeichnung aufs vollkommenste mit der glatten Wandbehandlung überein. Die zylinderförmigen Beine des Flügels, des runden Tisches und des Sofas mit klotzartigen Füßen erinnern an die glatten Säulenstümpfe der Wiener Empirearchitektur. Gegen diese fast gesuchte Schlichtheit sticht die Bizarrerie der lyraförmigen Stuhllehnen und der ausgeschnittenen Sesselllehnen ab. Dieser modern anmutende Raum erinnert beinah an die Stilkünste der Wiener Sezessionsarchitektur unserer Tage. Die Zimmer der Erzherzogin Sophie in Laxenburg, darunter das grüne Schlafzimmer und das blaßgelbe Wohnzimmer, sind kennzeichnend für die feinstkultivierte, delikate, ja raffinierte Möbel- und Dekorationskunst, wie sie in Wien im Gefolge des Kongresses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts blühte. In den Palais des Erzherzogs Friedrich, der Fürsten Liechtenstein, Metternich, Schwarzenberg,

Digitized by Google

Auersperg u. a. sind heute noch zahlreiche weitere Beispiele dafür vorhanden. Die Wiener Möbelindustrie, die sich in der Holzfurnierung und Polierung und in der Bronzeapplikation auszeichnete, beherrschte mit ihren Fabrikaten, besonders Flügeln, Pianos, Standuhren, Schränken und Pfeilerspiegeln, den deutschen Markt vielerorts bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Laxenburg ist noch besonders merkwürdig wegen der großen Zahl der im gotischen Geschmack in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts eingerichteten Räume, wovon eine Anzahl, wie das gelbe Musikzimmer, ebenfalls mit der Sammlung Friedrich Wilhelms IV. ausgestellt sind. Für die Königin Elisabeth, die öfter zum Besuche dieser Schwester nach Österreich kam, wurde in Ischl eine schlichte Sommerwohnung hergerichtet, wovon ein Zimmer nebst denen der Erzherzogin Sophie zu den schönsten Stücken der Ausstellung zählt.

Historische Treue, Genauigkeit in der Wiedergabe der Zimmereinrichtungen bis in das kleinste Detail hinein zeichnen sämtliche Blätter aus. Sie werden dadurch, über ihren Wert für den Kunst- und Geschichtsfreund hinaus, eine unschätzbare Quelle des Studiums für den Architekten, den Innendekorateur und den Möbelkünstler. Möchten sich diese denn auch mit aller Liebe in diese Dokumente versenken; reiche Anregung ist ihnen gewiß. Die sorgfältige sachliche Wiedergabe von völlig möblierten Innenräumen gehörte übrigens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die Kultur des deutschen Wohnungswesens in so hoher Blüte stand, zur Fertigkeit des Architekten. Als Aquarelle oder in der Vervielfältigung durch den Stich dienten auch die farbigen Aufnahmen ausgeführter oder projektierter Räume als Vorlagen für Dekorateure und Handwerker. Als „Musterbücher" oder „Magazine geschmackvoller Ameublements" wurden sie seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts herausgegeben; besonders in Berlin, München und Wien. Als Musterbeispiele wurden sie in den Architekturwerkstätten ausgeführt; die abgebildeten Ansichten von Charlottenhof dürften derartige in dem Atelier Schinkels entstandene Bilder darstellen.

Das klare, vorwiegend plastisch lineare Gefühl der Biedermeierzeit forderte in erster Linie sachliche architektonisch deutliche Wiedergabe der Räume, möglichst frei von malerischen und dekorativen Effekten. Der Aufbau des Zimmers, die Stellung der vier Wände, das Verhältnis der Höhe zum umschlossenen Raum, die richtige Lage und Größe der Tür- und Fensteröffnungen, die Gliederung der Wände mußte der Maler deutlich machen. Grundriß und Aufriß soll der Beschauer mit einem Blick greifbar er-

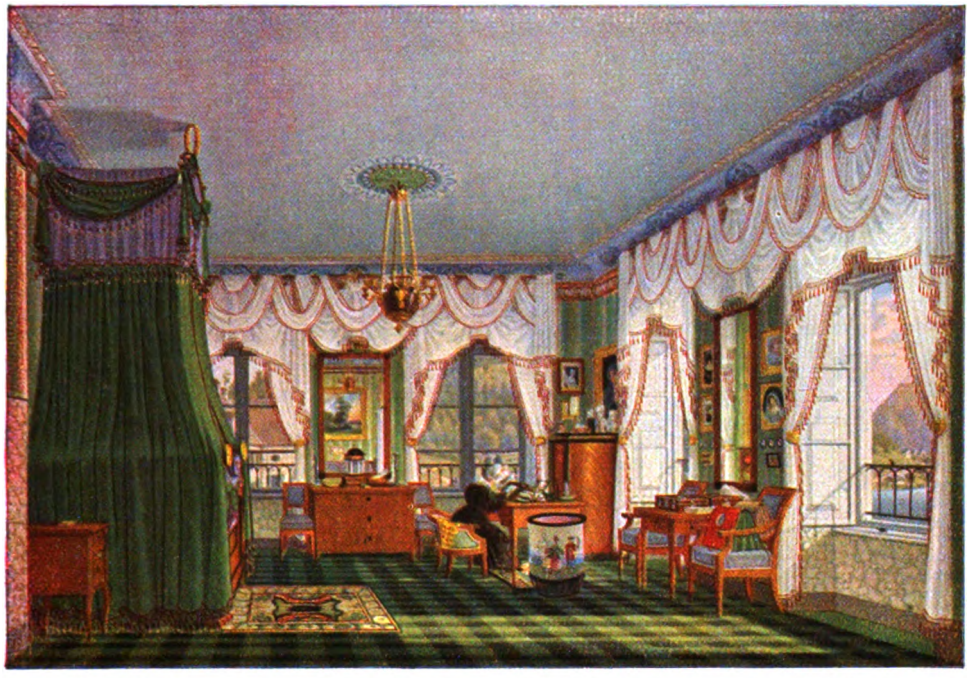


Joh. Herm. Kretzschmer — Zimmer der Königin im Königl. Palais zu Hannover

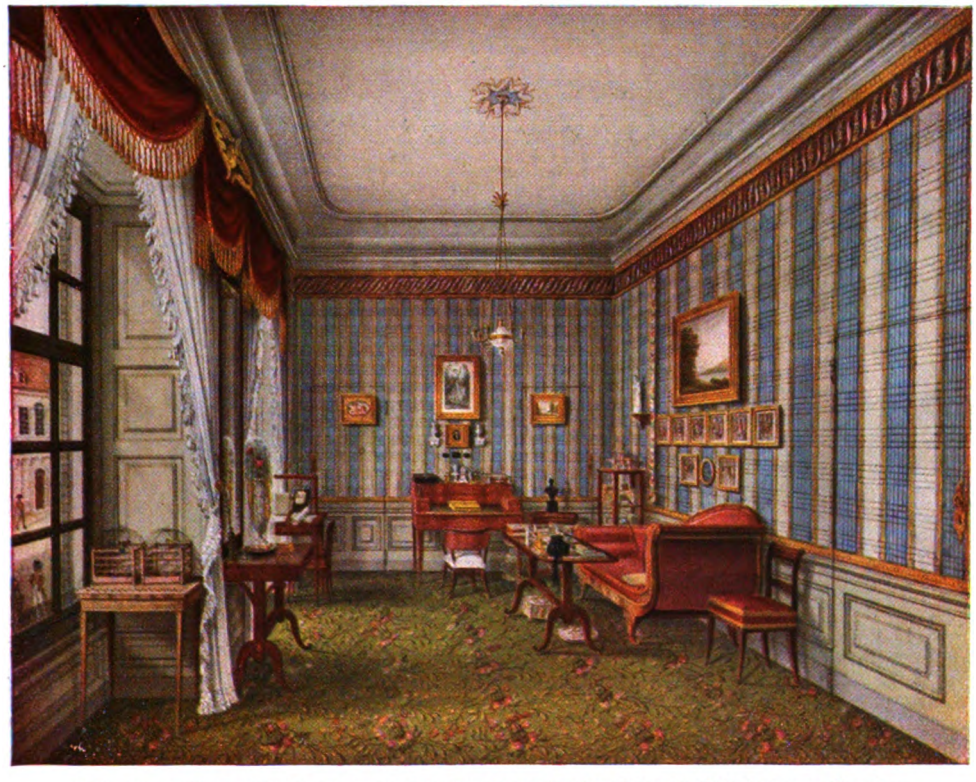
Digitized by Google

Franz Xaver Nachtmann — Arbeitszimmer der Königin Therese von Bayern in der Königl. Residenz zu München

Digitized by Google



Franz Xaver Nachtmann — Schlafzimmer der Königin Therese von Bayern im Schloß in Tegernsee



Zimmer der Prinzessin Johann von Sachsen, Schwester der Königin Elisabeth von Preußen im Königl. Palais zu Dresden

Digitized by Google

faſſen. Die architektoniſchen Glieder, vor allem das ſtets ſorgfältig profilierte Geſimſe, werden ſauber durchgeführt. Es würde zu weit führen, eine Charakteriſtik der architektoniſchen Formenbehandlung an der Hand der beſchränkten Zahl an Abbildungen im einzelnen zu geben. Die ſtrengen tektoniſchen Grundſätze, die die Zeit im äußeren Bau durchführte, ſtrebte ſie auch im Inneren geltend zu machen. In den Wohnzimmern werden neben Seidentapeten in ſtrengen, großen Empiremuſtern beſonders einfarbige, mit Vorliebe grüne, auch blaue und rote Seiden- und Papiertapeten verwendet. Die vergoldeten Holzleiſten werden mit Sorgfalt behandelt. Bilder werden in ziemlicher Fülle, zuerſt in einfach profilierten, ſpäter in reicheren verſchnörkelten Rahmen in ſymmetriſcher Anordnung aufgehängt; oft an ſeidenen Schnüren, die an einer Stange unter dem Geſims befeſtigt werden (Wohnzimmer der Königin Eliſabeth). Die Farben der Bezüge, Fenſterportieren und Fußteppiche werden zur Wand abgeſtimmt. Das Farbengefühl der Zeit war viel ſtärker, als wir uns gemeinhin vorſtellen; ſchon das Äußere der hell und bunt, hauptſächlich gelb abgeputzten Häuſer zeugt dafür. Wie dieſe Zeit in Deutſchland im Außenbau den Abſchluß und die Höhe einer geſchloſſenen und eigentümlichen Stilbewegung, des Klaſſizismus, ſah — als deren Hauptvertreter Schinkel, Langhans d. J., Klenze, Juſſow, Weinbrenner, Laves und Moller erſcheinen —, ſo hat ſie auch im Innenbau einen durchaus ſelbſtändigen deutſchen Kunſtausdruck gefunden. Die Blüte der Architektur der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſchuf auch ein vortreffliches bodenſtändiges Kunſthandwerk; die Segnungen der vielgerühmten Dezentraliſation der deutſchen Kultur werden da beſonders deutlich. Alles in allem zeigt ſich noch Geſchloſſenheit des Stils als Ausdruck geſchloſſener Lebensauffaſſung, ruhige, behagliche Freude am Daſein und Geſchmack und Luſt an der eigentümlichen Geſtaltung der täglichen Umgebung. Vereinzelte Anzeichen deuten aber darauf hin, daß der einheitliche klaſſiſche Stil, der ſich ſeit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Deutſchland durchgeſetzt hat, im Verlauf der vierziger Jahre der Auflöſung verfällt. Wenigſtens in der Innendekoration. Es begannen jetzt die gotiſchen, barocken und Renaiſſance-Motive in den Möbeln und Geräten platzzugreifen, die in den folgenden fünfzig Jahren das Feld beherrſchten. Das Revolutionsjahr 1848 kann gewiſſermaßen als das Ende der Biedermeierzeit betrachtet werden.

Salon der Erzherzogin Sophie von Öſterreich, Schweſter der Königin Eliſabeth von Preußen, im Schloß Laxenburg bei Wien

Digitized by Google

Die Einberufung des Tschurtschen Luis

Von Rudolf Greinz

Der Ehestand kann unter Umständen oft ärger sein als der Krieg. Jedenfalls kann er viel länger dauern. Mit dem Krieg haben wir es nur einmal bis zu dreißig Jahren gebracht. Aber mit dem Ehestand ist es auch schon über die fünfzig und noch mehr hinausgegangen. Und wenn einer ein rechtes Hauskreuz zu tragen hat, so will das schon was sagen. Da nützt es ihm einen Schmarrn, wenn er dann mit einer silbernen oder goldenen Hochzeit getröstet wird. Denn so glänzend ist die Sache halt doch nie gewesen.

Mehr als dreißig Jahre befand sich auch der Tschurtschen Luis mit seiner Rosl im Kriegszustand. An ein Friedenschließen war da nicht zu denken. Die Rosl war die richtige Bißgurrn, die das Heft nicht aus der Hand ließ. Der Luis war mit der Zeit über sechzig Jahre und dabei ganz mürb geworden. Ein hervorragend stattliches Mannsbild war der Luis seiner Lebtag nie gewesen. Klein, etwas unterwachsen und hochrückig. Dazu hatte sich im Laufe der Jahre ein gewaltiger Kropf gesellt. Damit das körperliche Ebenmaß nicht gestört wurde, hatte dieser Kropf noch einen Zwillingsbruder erhalten, so daß der Tschurtschen Luis mit zwei Kröpfen herumging, mit einem rechts und mit einem links.

Das hätte ihn weiter nicht sonderlich gestört. Nur daß er soviel schnaufen und „kriegeln“*) mußte. Und da hörte ihn die Rosl gleich, wenn er einmal später in der Nacht heimkam und sich gerne unertappt eingeschlichen hätte.

Beim Wirt auf ein Tröpfele Wein hockte der Luis gar so gern. Sonst hatte man ja auch nicht viel von dem elendigen Leben. Nur an die Rosl durfte er dabei nicht denken. Das konnte ihm den besten Rötel bitter wie Galle machen. War aber auch ein unheimliches Weibsbild die Rosl. Mindestens um einen Kopf größer als der Tschurtschen Luis. Hager und knochig, mit einer Hakennase im Gesicht und mit einem G'schau, ja schon mit einem so bösen G'schau, daß sich der Teufel selber vor ihr gefürchtet hätte. Wenigstens behauptete das der Luis.

Heute war der Tschurtschen Luis wieder einmal beim Wirt, ließ sich den Wein schmecken und bemühte sich krampfhaft, nicht an die Rosl zu denken. Der Schreiber vom Notar saß mit am Tisch und der Duftner Hans und der Neuner Sepp, alles schon g'standene Mannder. Der Duftner und der Neuner mußten in den allernächsten Tagen einrücken mit den Standschützen. Gegen die verflixten Walschen, damit denen, Sakra, denen verdammten, ordentlich außizündet würde aus'm Tiroler Landl.

Das Gespräch drehte sich natürlich um den Krieg. Der Duftner und der Neuner waren ganz Feuer und Flamme. Der Notarschreiber hatte von Jugend auf einen steifen Hax'n. Mit dem konnte er nicht mitmachen, was er höchlich bedauerte. Am meisten bedauerte es aber der Tschurtschen Luis, daß er nicht mit in den Krieg gegen die Walschen durfte.

Ganz heimlich hatte er es schon versucht, sich zu melden. Da war er aber schön angekommen. Ausgelacht hatte man ihn. Mit seinen zwei Kröpfen, wo jeder so groß war wie ein mittlerer Kindskopf. Der Wachtmeister hatte ihm gesagt, Sehenswürdigkeiten hätten sie in Italien drunten selber genug; die brauchte man den Walschen nicht noch extra mitzubringen. Das hatte den Tschurtschen Luis tief gekränkt. Die vertuifelten Kröpf'! Von diesen wurde er halt ebenso schwer los wie von der Rosl. Es war ein Kreuz auf der Welt.

Den Duftner Hans und den Neuner Sepp betrachtete der Luis heute mit unverhohlenem Neid. Die waren auch beide verheiratet und hatten auch beide just keine Erzengel zu Weibern. So schlimm wie die Rosl waren die Duftnerin und die Neunerin nun freilich nicht; aber Haar' hatten sie ebenfalls auf den Zähnen büschelweis. Und der Duftner und der Neuner, die kamen jetzt ihrem Ehekreuz für geraume Zeit aus, vielleicht für ewige Zeit. Wer konnte das wissen? Die durften einen fun-

*) röchelnd atmen.

Digitized by Google

kelnagelneuen kaiserlichen Rock anziehen und hatten ihre heilige Ruhe vor den Weibern. Und zehn Walsche waren gewiß nicht so schlimm wie ein einziges böses Weib. Ja, lieber als mit der Rosl hätte es der Tschurtschen Luis gleich mit hundert Walschen auf einmal aufgenommen.

Waren ehrlich zu beneiden der Duftner und der Neuner. Kamen hinunter an die Grenz', weit hinauf auf die Berg', in gut eingerichtete Schützengräben und Unterständ', wo ihnen nichts abging. Zu essen und zu trinken genug. Denn ein Panzele*) Wein und ein Lackele Schnaps, die würden da hinauf schon auch ihren Weg finden. Und die heilige Ruh'. Keine Weiber nit. Meilenweit keine Weiber. Dem Tschurtschen Luis erschien der Kriegszustand als ein wahres Himmelreich.

So simulierte der Luis, trank schweigend seinen Wein und hörte mit Gefühlen, gemischt von Ehrfurcht und Neid, den beiden Standschützen zu und dem Notarschreiber, der auch fleißig seinen Senf dreingab.

„Herrgott, Himmel und alle vierzehn Nothelfer, wenn i decht aa mitkunnt!" ließ sich da der Tschurtschen Luis mit seiner grölenden Kropfstimme vernehmen.

„Schau, Luis, tröst' di; dös kannst du nit derkraften**)!" meinte der Duftner.

„Dös wär' grad die richtige Summerfrisch für di, Luisele!" foppte ihn der Neuner. „Was fanget denn nachher dei Rosl an? Dö harbet si ja völlig z' Tod, wenn sie di nimmer hätt'!"

„Du ... du ..." grölte Luis. „Du hast leicht reden. Du bist schian heraus. Wol Summerfrisch, dös wär's schon. Koane Weiber nit. So a Gaudi!"

„Tuat's mir den Luisele in der Ruah' lassen!" legte sich der Notarschreiber für ihn ins Mittel. „Der ist amerst a g'schlagner Häuter. Braucht's ihn nit für an Narren halten aa no!"

„Wohl g'schlagner Häuter!" sagte der Luis mit einem dankbaren Blick auf den Notarschreiber. „Wenn oaner als a doppelte Kropforgel in der Welt umadumlafen muaß!"

„Luis, woaßt was?" nahm der Duftner wieder das Wort. „I werd' schauen, was si für di machen laßt. Wenn i eing'ruckt bin, kann i vielleicht was tuan für di, daß du aa bei Einberufung kriagst!"

„Dös, wenn d' machen könntest, Hans, dös, wenn du z'wegen brachtest ..." Dem Tschurtschen Luis brach fast die Stimme vor lauter Rührung und Aufregung. „Da wär' i dir wohl dankbar in alle Ewigkeit."

„Nur Muat, Luisele!" munterte ihn der Notarschreiber auf.

„Am Muat fahlt's nit, Schreiber!" versicherte der Luis. „Grad am Schnaufwerk. Dö vertuifelten Kröpf'! Wenn's nit gar zu eilig wird mit dö Walschen, kann i do no mitkommen. Freilich, wenn dö Tuifel gar z'fast lafen und es hoaßt alleweil: Nachi, nachi! ... zelm*) derschnauf' i's wohl nimmer."

„A guat's Wort findet an guaten Ort ..." beruhigte nun auch der Neuner den Luis. „Woaß Gott, was für an hoach'n Herrn wir da unten kennen lernen ... und nachher geaht's mit der Kropforgel aa."

„Moanst?" fragt Luis glückselig.

„Freilich!" versicherte ihn der Neuner. „Kimmt grad auf die Bekanntschaft drauf an und auf die Empfehlung. Vielleicht können's di zum Kanonenputzen brauchen oder zu so an leichtern Amtl."

„I bin mit allem z'frieden!" grölte der Tschurtschen Luis begeistert. „Wenn i nur von da aweg kimm! Koane Weiber mehr und mei Ruah! ... Jatz muaß i aber z'sammpacken!" sagte er auf einmal ängstlich und schaute nach der Uhr in der Wirtsstube. „Heut bin i mit'm Schnaufer gar nit guat beisammen, und da dergneist**) sie mi nachher glei ..."

Noch geraume Zeit, nachdem der Tschurtschen Luis das Wirtshaus verlassen hatte, saßen der Duftner, der Neuner und der Notarschreiber beisammen. Unterschiedliche Viertel Rötel tanzten noch auf. Die drei mußten sich offenbar gottvoll unterhalten, denn sie kamen aus dem Lachen nicht mehr heraus. Zuletzt setzte sich auch der Wirt mit an den Tisch. Und dann brüllten sie alle vier vor Lachen. Das war einmal ein lustiger Abend. — — —

Schier zwei Wochen waren seitdem vergangen. Der Duftner und der Neuner waren schon längst eingerückt. Da brachte

*) Fäßchen. **) bewältigen, leisten.

*) dann. **) bemerkt.

Digitized by Google

eines Tages die Briefträger-Kathl für den Tschurtschen Luis ein umfängliches Schreiben. Der Luis wußte zuerst nicht, was er damit beginnen sollte, und glaubte, es müsse am Ende ein Irrtum sein. Aber es stimmte. Da stand ganz deutlich sein Name auf dem Umschlag: Alois Mitterlechner, vulgo Tschurtschen Luis.

Als der Luis das Schreiben geöffnet hatte, kostete es ihm beträchtliche Mühe, es zu entziffern. Es war sauber in Maschinenschrift angefertigt und trug ein großes Siegel. Das war sicher was Amtliches. Mit der Maschinenschrift kam er aber nicht gleich zurecht; denn das war Lateinschrift, und mit der Lateinschrift war der Tschurtschen Luis seit jeher auf dem Kriegsfuß gestanden. Endlich gelang es aber doch gemeinsam mit der Briefträger-Kathl und mit der Rosl, die neugierig, wie die Malefizweiber sind, gleich herbeigekommen war.

Das amtliche Schreiben enthielt die feierliche Einberufung des Tschurtschen Luis zur ... Tiroler Gebirgsmarine. Stimmte alles Wort für Wort. Gute Stiefel mußte der Luis mitbringen, ein Eßbesteck, Putzzeug und sonstige Utensilien. Und Eile hatte es auch. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Erhalt des Befehles abzugehen und sich beim nächsten Bezirkskommando zu melden. Das hatte der Duftner oder der Neuner für ihn erwirkt. Oder beide miteinander mit vereinten Kräften. Ein heißer Dank stieg in der Seele des Tschurtschen Luis empor. Es war doch gut, daß man Freunde hatte, auf die man sich verlassen konnte. Wenn die Rosl davon eine Ahnung gehabt hätte! Die war aber vorläufig stumm wie ein Fisch. Der hatte es die Sprache verschlagen vor Staunen, Verwunderung und Entsetzen.

Schließlich platzte sie aber doch heraus. „Mein' Mann wollen sie einberufen! Dös gibt's nit!" zeterte sie. „Dös leid' i nit! Da sein die andern dazua da! Der Luis ist a bresthafter Mensch. Den können sie nit brauchen! I leid's amal nit!"

„Dös siehst ja, daß sie mi brauchen können!" widersprach ihr der Luis. Er wunderte sich selber über die Schneid', die er plötzlich bekam, seinem Hauskreuz eine Widerrede zu geben. Aber innerhalb vierundzwanzig Stunden sollte er ja davon erlöst sein.

„Du halt' dein Brotladen!" fuhr ihn die Rosl an. „Was versteahst denn du davon! I leid's nit, daß sie mir mein' Luis nehmen!"

„Da werden sie di lang fragen!" mischte sich nun die Briefträgerin darein. „Befehl ist Befehl. Und beim Militär versteahn sie koan Spaß nit."

„Innerhalb vierundzwanzig Stunden ..." grölte der Tschurtschen Luis, während ein breites, behagliches Grinsen über sein mit grauen Bartstoppeln besätes Gesicht ging.

„Mir scheint, du freust di no drüber ..." sagte die Rosl, die kleinlauter zu werden begann.

„A Ehr' ist es alleweil!" meinte der Luis. „Aber iatz muaß i schleunig zum Schuaster!"

„Was willst denn beim Schuaster, du Narr du!" rief die Rosl.

„A Paar neue Stiefel machen lassen!" grölte der Luis vergnügt. „Hast nit g'hört? Feste Schuach mitbringen und dös alles innerhalb vierundzwanzig Stunden. Es hat Eil' mit die Walschen. Denen hoaßt's aufs G'nack rucken, denen verdammten Pölz'*)!"

Damit war der Tschurtschen Luis, ohne sich um seine Alte noch weiter zu scheren, beim Tempel draußen. „Luis! Luis!" schrie ihm die Rosl nach. Der Luis drehte sich aber gar nicht um, sondern ging, so schnell ihn seine Füße trugen und so schnell es die beiden Kröpfe zuließen.

„Da wirst di schon drein finden müassen!" sagte die Briefträgerin zur Rosl. „Sei nur fein stad und wehr' di nit, sonst sperren sie di ein aa no!"

„Daß Gott! Daß Gott!" jammerte die Rosl. „Daß oan so was no treffen muaß auf die alten Täg! Der Luis kann's ja nit derschnaufen ..."

„Dös werden dö schon besser wissen, ob er's derschnauft oder nit!" sagte die Briefträgerin resolut. „Wenn i dir guat zu an Rat bin, misch' di nit drein. Pack' dem Luis seine sieben Zwetschgen z'sammen, damit er alles bei'nand hat, wenn er morgen durch muaß."

Die Rosl begann kleinverzagt zu werden. Sie sah plötzlich eine Macht über sich,

*) Tiroler Spottname für die Italiener.

Digitized by Google

der sie sich nicht gewachsen fühlte. Es dämmerte ihr so was auf, daß da alles Keifen und Schimpfen vergebens war ...

Der Tschurtschen Luis ging nicht zuerst zum Schuster, sondern zum Notarschreiber. Er fühlte das dringende Bedürfnis, den Schreiber ins Vertrauen zu ziehen. Der Schreiber las die Einberufung andachtsvoll vom Anfang bis zum Ende. Dann schüttelte er dem Luis die Hand und sagte mit großer Hochachtung: „Luis, du bist a Mann! Du kannst dir gratulieren! Das ist ganz a b'sondere Ehr', zur Gebirgsmarine einberufen zu werden."

„Wenn's lei mit die Kröpf' koan Anstand nit hat ..." Der Luis wurde etwas verzagt.

„Die Kröpf', dö machen nix bei der Gebirgsmarine!" versicherte ihm der Notarschreiber. „Da können's die Kropfeten aa haben bei der Gebirgsmarine."

„Ah wohl?" Luis schnaufte erleichtert.

„Ja, was sagt denn nachher die Rosl?" frug der Schreiber.

„Dös alte Fegfeuer soll sagen, was sie will!" rief der Luis mit einer Mordsschneid', die er sich nie zugetraut hätte. „Innerhalb vierundzwanzig Stunden koane Weiber mehr und a Ruah!"

„Jatz muaß i dir aber was sagen, Luis!" meinte der Notarschreiber halblaut und geheimnisvoll. „Erzähl' nix umadum von deiner Einberufung. Sei fein stad! Woaßt, es gibt neidige Leut'. Dö könnten's no zu guater Letzt hintertreiben. Und dös wär' schad', wenn si der Neuner und der Duftner umasunst ang'strengt hätten."

„Da kannst recht haben ..." grölte der Luis. „B'sunders wenn der Wachtmoaster davon erfahrt, der ärgert si grüan und gelb. Dem will i sei' Sehenswürdigkeit schon no eintunken!"

Nicht einmal den Schuster klärte der Tschurtschen Luis darüber auf, warum er plötzlich ein Paar neue Stiefel brauchte. Als der Luis heimkam, fand er die Rosl heulend vor. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Also gab es doch ein Mittele, selbst die ärgste Bißgurrn zu zähmen.

„Was flennst denn, Patschgackl*) dalkete!" Luis warf sich in die Brust. Es kam ihm bei seiner plötzlich erwachten Mordsschneid' vor, als ob er die erste Zeit einen andern reden hören würde und gar nicht sich selber. Wenn ihm das einer erzählt hätte, daß er die Rosl einmal so anlassen würde ... dann hätte er den für vollständig verrückt erklärt. „Unseroans ist halt aa no zu was da! Und wenn mir der Toad aufg'setzt ist, nachher kimm i ihm amerst nit aus. Laßt mir halt drei Messen lesen für die arme Seal, auf a fröhliche Auferstehung."

„I bitt' di, red' nit a so, Luis!" heulte die Rosl. „Daß Gott, daß Gott!" —

Am nächsten Tag machte sich der Tschurtschen Luis mit seinen neuen Stiefeln und einem mächtigen Rucksack richtig auf den Weg. Die Rosl ging aber mit. Das hatte sie sich nicht nehmen lassen. Und den Rucksack trug sie auch am Buckel. Da müßte ja der Luis ersticken, meinte sie, wenn er zu seinen beiden Kröpfen auch noch den schweren Rucksack schleppen sollte.

Trafen auch pünktlich beim Bezirkskommando ein, der Tschurtschen Luis und die Rosl als Lastträger. Zuerst wollte der Posten vor der Kaserne den Luis überhaupt gar nicht hereinlassen. Da kam er aber beim Luis schlecht an. Der stellte sich auf die Hinterfüß' und berief sich obstinat auf den ihm zugekommenen Befehl. Die Verhandlungen mit dem Posten wären wohl noch weiter gegangen, wenn nicht der diensthabende Feldwebel dazugekommen wäre und sich erkundigt hätte, was denn eigentlich los sei. Als er des Tschurtschen Luis ansichtig wurde und von ihm in Erfahrung brachte, daß derselbe zur Tiroler Gebirgsmarine einberufen sei, glaubte er im ersten Augenblick, er habe es mit einem gänzlich Übergeschnappten zu tun. Da jedoch der Luis seinen Einberufungsbefehl vorwies, ging dem Feldwebel ein Licht auf. Er war ein lustiger Kamerad und wollte den Spaß nicht verderben. Er setzte daher eine ernste Miene auf und hieß den Luis auf die Wachtstube kommen.

„Haben Sie sich freiwillig gemeldet?" frug er. „Dös schon!" erklärte der Luis.

„Was? Freiwillig g'meldet!" rief die Rosl. „Dös hast mir antan!"

„Dös hab' i dir antan!" grölte der Luis voller Schneid'. „Weil i dös Leben neben deiner dick kriagt hab'! Liaber geh' i in Kriag!"

*) dummes Frauenzimmer.

Digitized by Google

„Dös gibt's nit, Herr Feldwebel! Dö Meldung muaß z'ruckg'nommen werden!" jammerte die Rosl. „Er hat mi nit g'fragt drum!"

„Dazu hat er auch keine Verpflichtung gehabt!" erwiderte der Feldwebel mit ernster Miene. „Zurückg'nommen kann da nix mehr werden. Das Höchste ist, daß Ihr Mann noch beurlaubt wird."

„Nix da!" protestierte der Tschurtschen Luis. „I will koan Urlaub. I hab' dös Höllenleben neben meiner Alten satt. I sag' Ihnen, Herr Feldwebel, mit der sollten Sie amal drei Tag' lang leben, nachher taten Sie aa auf'n Urlaub pfeifen!"

„Vielleicht kommt aber Ihre Frau nun doch zur Einsicht, da es Ernst wird ..."

„Dö kimmt zu koaner Einsicht nit!" grölte der Luis. „Heut trenzt*) sie, und morgen wär' der alte Tuifl wieder los!"

„Naa, Luis!" versicherte die Rosl voller Angst. „Du sollst das feinste Leben haben! Aber nimm grad no an Urlaub. Vielleicht ist derweil der Kriag aus."

„I brauch' koan Urlaub, und der Kriag wird aa nit aus! I will mit!"

„I bitt' Ihnen, Herr Feldwebel, reden Sie ihm decht zua!" jammerte die Rosl. „Er kann's ja nit derschnaufen mit dö Kröpf'!"

„Meine Kröpf' sein mei Sach'! Dö giahn di gar nix an!" unterbrach sie der Luis.

„Die Kröpfe schaden bei der Gebirgsmarine nichts ..." meinte der Feldwebel. „Aber ich möchte euch beiden noch einen Vorschlag zur Güte machen. Die Ausrüstungen zur Tiroler Gebirgsmarine sind noch nicht ganz vollendet, so daß ein Urlaub noch leicht bewilligt werden kann. Nehmen Sie also vorläufig Urlaub. Sie können jeden Tag einrücken. Wenn Sie mit Ihrer Frau wieder Streitigkeiten haben, dann kommen Sie!"

Nach einem längeren Hin und Her ließ sich der Tschurtschen Luis auf die beweglichen Bitten der Rosl doch noch erweichen und nahm Urlaub ... Jetzt hatte er das Heft in der Hand. Wenn die Rosl in den nächsten Tagen nur die leiseste Miene machte, die alten Saiten aufzuziehen, dann drohte ihr der Luis sogleich, daß er zur Tiroler Gebirgsmarine einrücken werde. Und da wurde die Rosl rasch wieder kleinlaut.

Wenn man einmal eine Herrschaft erlangt hat, dann wächst das Selbstvertrauen. Denn wer sich besiegt gegeben hat, der hat es schwer, neuerdings die Oberhand zu gewinnen. Und das dürfte der Rosl in dem alten Maße auch nicht mehr gelingen, obwohl sich der ganze Ulk, den sich der Duftner und der Neuner im Verein mit dem Notarschreiber gegen den Tschurtschen Luis erlaubt hatten, inzwischen aufklärte.

Als der Notarschreiber nach einiger Zeit dem Luis auseinandersetzte, daß er die Einberufung fabriziert habe, und daß es ja überhaupt keine Gebirgsmarine geben könne, weil die Schiffe ihrer Lebtag nur im Wasser und nicht über die Jöcher fahren könnten ... da war der Luis zuerst ganz perplex. Dann begann er arg zu schimpfen und aufzubegehren. Der Notarschreiber machte ihm aber bald Verschiedenes klar ...

„Schau, Luis ..." meinte er ... „das erste, was a Soldat haben muaß, sein a Paar Hosen. Wia willst denn du's Vaterland verteidigen ohne Hosen? Und Hosen hast koane g'habt. Dö hat alleweil dei Weib ang'habt. Dö Einberufung zur Gebirgsmarine hat dir deine Hosen wieder verschafft. Jatz laß sie halt nimmer aus, Luisele, die Hosen! Sunst geaht's dir wieder gabich*). Dankbar kannst uns sein, mir und dem Duftner und dem Neuner. Jatz kannst leichter schnaufen mitsammt deine zwoa Kröpf'. Aber den Daum' drauf drucken auf die Rosl, sag' i dir! Denn a Gebirgsmarine gibt's nur oamal, a zwoatsmal nimmer!"

Das sah der Tschurtschen Luis auch ein. Und den Daum' druckt er auch drauf. Und g'fallen läßt er sich auch nichts mehr. Der Mensch muß nur einmal die richtige Schneid' erwischen. Dann kommt er schon in die Übung. So hat der Tschurtschen Luis seinen mehr als dreißigjährigen Krieg gewonnen. Seinen guten Freunden ist er auch dankbar. Und die neuen Stiefel, die er sich für die Tiroler Gebirgsmarine hat machen lassen, will er für alle Zukunft hoch in Ehren halten. Er hat beschlossen, sie immer nur an Sonntagen und an Feiertagen zu tragen.

*) weint.

*) verkehrt, schief.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Kriegsgraphik von Prof. Bruno Héroux in Leipzig — Soldatenpuppen von Käte Kruse in Bad Kösen — Neue Töpfereiarbeiten von Albin Müller-Darmstadt, Hans Wewerka-Magdeburg, Max Läuger-Karlsruhe, Richard Riemerschmied-München, Aug. Herborth-Straßburg usw. — Weihnachtsteller von Jul. V. Guldbrandsen. — Zu unseren Bildern

Es hatte zu Beginn des Krieges den Anschein, als seien unsere Künstler, mit geringen Ausnahmen, dem ungeheuren Problem des Weltkrieges nicht gewachsen. Es zeigte sich jedoch bald, daß diese Zeit nur eine Periode des Übergangs war, in der die einigermaßen verwirrten Geister den geeigneten Abstand zu dem neuen Thema gewinnen mußten. Das ist dann verhältnismäßig rasch geschehen, und wir sehen in der Folge eine kaum mehr überschaubare Menge von Kriegskunst allerart entstehen, die in vielen Fällen den Krieg auch überdauern wird. Besonders reich an solchen Arbeiten ist die Graphik.

Zu den erfreulichsten Beispielen künstlerisch ernst zu nehmender Kriegsgraphik gehören, schreibt uns Richard Braungart, die bereits ziemlich zahlreichen Arbeiten des trefflichen Leipziger Graphikers Bruno Héroux. Einige von ihnen wenden sich, als Originalarbeiten, an einen engeren Kreis von Graphikfreunden und Sammlern. Zu den zu größerer Verbreitung bestimmten Arbeiten ist der Holzschnitt „Tannenberg" zu rechnen, den der Künstler für den nächsten Jahrgang des ob seiner Gediegenheit stets empfehlenswerten Kalenders „Kunst und Leben" beigesteuert hat (S. 576). Die Symbolik des Blattes dürfte keine Rätsel aufgeben. Wir sehen deutsche Truppen im masurischen Seengebiet, umlodert von den Flammen brennender Dörfer, an Ruinen vorüber dem geschlagenen Feind nachstürmen. In den Wolken aber erdrosselt eine gewaltige Faust eine giftspeiende Schlange (den heimtückischen Feind). Auch die anderen hier abgebildeten Blätter sollen gleichen Zwecken dienen. Zunächst das große, in der Reihe der bekannten, von Breitkopf & Härtel herausgegebenen „Zeitgenössischen Kunstblätter" erschienene „Niederländische Dankgebet". Dann die drei Gedenkblätter für den Verlag von Meißner &

Zeichnung von Prof. Bruno Héroux. Mehrfarbig, 50 : 40 cm groß, in den „Zeitgenössischen Kunstblättern" von Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen

Digitized by Google

Buch, die hier, etwa um das Vierfache verkleinert, wiedergegeben sind. Ihre Symbolik ist ebenfalls so klar und allgemeinverständlich, daß eine Erläuterung die Wirkung nur abschwächen könnte. Die Verwendungsmöglichkeit dieser Arbeiten ist eine mehrfache. Mit einem leeren Zusatzblatt versehen, auf dem der Name des Gefallenen u. a. m. eingetragen werden kann, sollen sie als Gedenkblätter für die Angehörigen, Freunde und Bekannten des Toten dienen. Aber auch an die Stelle von Blumen und Kranzspenden können sie, als sogenannte Beileidsblätter, treten; denn sie sind nicht nur ganz unverhältnismäßig billiger als Blumen,

sondern haben auch noch den Vorzug, daß sie nicht welken und ein dauerndes Erinnerungszeichen bilden.

Das weite Gebiet der Graphik bietet eine Fülle von schönen Geschenken, die zur Weihnachtszeit in jedem kunstfrohen Hause willkommen sind. Die Qual der Wahl — es gibt eine solche! — soll aber auch sonst die Reihe der Abbildungen dieser Rundschau erleichtern helfen. Da sind zunächst richtige Kriegspüppchen: Weihnachten ist ja auch die Puppenzeit. Diese Kriegspuppen, der französische Infanterist und der deutsche „Musketier Max Ohnegleich", haben aber ihr Besonderes, das sie von andern unterscheidet: sie sind näm-

Drei Kriegsgedenkblätter von Prof. Bruno Héroux. Verlag von Meißner & Buch in Leipzig

Digitized by Google

lich von der großen Puppenkünstlerin Frau Käte Kruse entworfen und in deren Werkstätten (Bad Kösen an der Saale) ausgeführt; der Preis des Stückes — es gibt eine gar große Auswahl bis zu den Serben hinunter — beträgt 2 Mark, in „feldmäßiger Ausrüstung" 2,50 Mark. — Für die Großen bringen wir, wie fast alljährlich, auch diesmal einige Proben guter und nicht zu teurer heimischer Töpfereien. Die deutsche Töpferei ist in einem entschiedenen Aufschwung begriffen. Auf der bayerischen Gewerbeschau München 1912 schon bot der „Haferlmarkt" das einheitlichste und erfreulichste Bild; auf den Ausstellungen in Brüssel und Paris wurden die keramischen Erzeugnisse am meisten begehrt, und auf der vorjährigen Cölner Ausstellung des Deutschen Werkbundes mußte man feststellen, daß wir auf keinem anderen Gebiete gewerblicher Arbeit zu so einwandfreien Lösungen gekommen sind, wie in der Töpferei. Fast alle Arbeiten, die wir hier abbilden, waren in Cöln ausgestellt, womit freilich kein Werturteil ausgesprochen ist; immerhin zählten sie zum Besten, was dort zu sehen war.

Bruno Héroux Tannenberg
Verkleinerte Wiedergabe des Original-Holzschnitts für den Kalender „Kunst und Leben 1916"
Verlag von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf

Die neuen Arbeiten Prof. Max Läugers, dem die neue Töpferkunst wohl die entscheidendsten Anregungen verdankt, veranschaulichen eine neue Periode seines keramischen Schaffens, da er darin auf die florale Ornamentik und die kräftigen, satten Farben seiner ersten Arbeiten zurückgreift. Er bevorzugt im allgemeinen die großen, glatten Flächen weitbauchiger Vasen und Schalen und überzieht sie mit einer deckenden Grundfarbe, von der sich dann ein dicht verschlungenes Ornament mehrerer leuchtender Farben kräftig abhebt. In der Harmonie seiner frischen Farben und deren dekorativer Verwendung liegt die besondere Schönheit seiner Arbeiten.

Auch Christian Neureuther, dessen künstlerischen Leitung die Wächtersbacher Steingutfabrik eine eigene Abteilung ihres Betriebes unterstellt hat, ist von Haus aus Maler. Infolgedessen lockten

Musketier Max Ohnegleich
Stoffpuppe von Käte Kruse

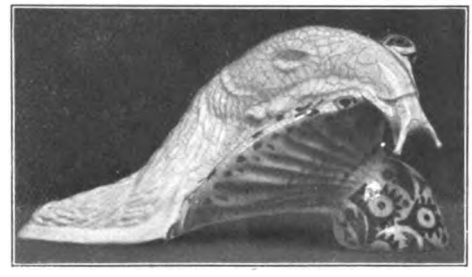
Ein Piou-Piou
Stoffpuppe von Käte Kruse

Digitized by Google

auch ihn die farbigen Möglichkeiten der Töpferkunst in erster Linie, obwohl er von vornherein darauf ausging, Gebrauchsware in Formen und Farben zu veredeln. Seine Vasen und Dosen, Milchkrüge, Kaffeekannen usw. zeichnen sich denn auch durch standfeste gute Formen und oft ganz eigenartige Farben aus, die auch in den von Prof. Ernst Riegel modellierten Trachtenfigürchen wiederkehren und diesen wohlfeilen kleinen Kunstwerken einen eigenen Reiz verleihen.

Marktfrauen. Steinzeuggruppe von Hans Wewerka in Magdeburg
Ausführung: Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen in Höhr

Zu einem recht geschickten Steinzeugplastiker hat sich der Keramiker der Straßburger Kunstgewerbeschule, August Herborth, entwickelt, dessen Beherrschung des Materials sich in den plastisch stilisierten Formen seiner Tiergestalten bewährt. Ausgezeichnete Volkstypen sind die Steinfiguren Hans Wewerkas, deren herbe Charakterisierung oft an die Radierungen der Käte Kollwitz denken läßt. Daß er seiner Kunst aber auch heitere Seiten abzugewinnen weiß, zeigt die hier abgebildete, lebendige Gruppe eifrig disputierender Marktfrauen. Die Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen, die diese Kleinplastiken mit der prächtigen tiefbraunen Salzglasur der alten Raerener Bartkrüge auf den Markt bringen, haben damit seit kurzem ihr Arbeitsfeld, das sich vorher ganz auf die Erzeugung guter Gebrauchsware beschränkte, erheblich erweitert, doch hatten sich die in dieser neuen Firma vereinigten Töpfereien des Westerwalds der kunstgewerblichen Bewegung schon früh angeschlossen und alle Phasen ihrer Entwicklung mitgemacht. Was sie dabei der tatkräftigen, anregenden Mitarbeit von Männern wie Riemerschmid, Behrens, Albin Müller u. a. an Erkenntnis verdanken, lebt auch in der ganzen heutigen Produktion der Werke, in den prachtvollkräftigen Formen der Kannen und



Schnecke in Fayence craquelé von Fr. Eisenhofer
Ausführung: Keramische Werkstätte von Debschitz in München

Steinzeuggeräte von Albin Müller in Darmstadt
Ausgeführt in den Steinzeugwerken Höhr-Grenzhausen in Höhr

Digitized by Google

Tonvasen und Schalen von Prof. Max Länger in Karlsruhe. Ausführung: Tonwerke in Kandern

Krüge, in der alle Effekthascherei und Überladung vermeidenden gefälligen Verzierung und der untadeligen technischen Ausführung fort. Von ganz anderer Art sind die Steinzeugarbeiten der Keramischen Werkstätte von Debschitz und der Keramischen Werkstätte Herrsching. Um die Wände ihrer Ziergefäße beliebig dünn halten zu können, verwenden beide einen besonders fein verarbeiteten Scherben, auf den Scharffeuerfarben in großer Hitze eingebrannt werden. Auch vortreffliche Majolika- und Fayence-Arbeiten werden in der Werkstätte von Debschitz ausgeführt, die erst jüngst aus dem Schulbetrieb der „Lehr- und Versuchsateliers" herausgewachsen ist.

Den künstlerischen Stempel mag unserem Heft der umfangreiche Aufsatz über Meister Menzel aufprägen, den wir dem Großen zu seinem 100jährigen Geburtstag widmen. Gerade in der Jetztzeit empfinden wir so recht, was er uns Deutschen war und ist und bleiben wird. Ja, ich möchte behaupten, daß die schweren Tage, in denen wir leben, ihn uns immer näher bringen und ihn in unserer Seele erhöhen. — Einige Worte, wie üblich, zu der reichen Zahl von Kunstbeilagen.

Farbige Steinzeug-Figur von August Herborth in Straßburg

Vasen der Wächtersbacher Steingutfabrik Actien-Gesellschaft vorm. Christian Reinemer in Schlierbach bei Wächtersbach

Eine ernste, gütig-mütterliche Madonna von Prof. Karl Becker-Gundahl in München (zw. S. 584 u. 585) mahnt uns wieder an die nahende Weihnachtszeit. — Von Karl Leo Bauer bringen wir ein feines Bildchen „Der Maler" (nach S. 480): man könnte ein artiges Geschichtchen dazu erfinden von dem Künstler in der Dachstube, dem ein gar arger Mahnbrief eines hartherzigen Gläubigers von der Post ins Haus gebracht worden ist; und dann müßte man, weil's Weihnacht ist, einen guten Engel ins Kämmerchen sitzen lassen, etwa in der behäbigen Gestalt des Herrn Kunsthändlers Brakl, aber mit Flügeln aus Hundertmarkscheinen.

Digitized by Google

Senftöpfe und Salzdosen, nach Entwürfen von Adelbert Niemeyer, Albin Müller, Paul Neu und Richard Riemerschmid ausgeführt von den Steinzeugwerken Höhr-Grenzhausen in Höhr

Ich will das Dichten aber lieber lassen, denn sonst würde es heißen: So etwas gibt es ja gar nicht. — Drei, in ihrer Gegensätzlichkeit besonders fesselnde Frauenbildnisse mögen sich anreihen: ein ganz modernes von Eugen Spiro-Berlin, mit starker Schlagkraft kühn hingesetzt (zw. S. 536 u. 537); ein unendlich liebenswürdiges und liebevoll gemaltes (kein Wunder, denn der Künstler malte ja die eigene Gattin!) des Wieners John Quincy Adams (zw. S. 476 u. 477), und endlich — nach S. 518 — eine Mutter mit Kind aus „älterer" Zeit. Was wir so alt und älter nennen: denn der verstorbene Meister, der dieses köstliche Bild schuf, Franz Schider, wäre heute erst 69 Jahre. Wer kennt ihn noch? Eigentlich war das Salzburger Kind nur durch seinen anatomischen Atlas bei Lebzeiten bekannt. Aber er gehörte dem Leiblkreise an, war sogar einer der wenigen Schüler des Großen. Und wie es so geht: jetzt beginnt man ihn zu schätzen. Mit vollem Recht, das beweist auch unser Bild, das gerade jetzt auf der Ausstellung der Berliner Sezession zu sehen ist. Wie wundervoll hebt sich die Frauengestalt ab, beson-

Schwälmer Bauern. Steinzeugfiguren von Ernst Riegel in Cöln. Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik Abtlg. Christian Neureuther in Schlierbach

Vasen mit Laufglasur und Unterglasur-Malerei aus der Keramischen Werkstätte von Debschitz in München

Digitized by Google

ders der Kopf von dem goldigen Hintergrund, und wie entzückend ist das Kind zu ihren Füßen! Neben diesem lange vergessenen Meister ein paar andere, die ganz in unserer Zeit leben. Das eigenartige Gemälde von Franz v. Stuck „Diner“ (zw. S. 528 u. 529) mit seinen überraschenden Lichtwirkungen; ein Bild übrigens auf dem Hintergrund des eigenen Ateliers und mit dem Bildnis der schönen Frau des Hauses in der Mitte und dem Künstler selbst ihr gegenüber. Dann das schlichte, großzügige „Bergdorf“ von Emil Orlik (nach Seite 544). Endlich aber (nach Seite 496) ein ernstes Bildhauerwerk von Prof. Walter Schmarje, das Eyke von Repkow darstellt. Ich will es lieber den Lesern gleich verraten, wer Repkow war, denn ich fürchte, der Herr wird der Mehrzahl persönlich bisher nicht vorgestellt sein. Und war doch einer der bedeutendsten Männer des deutschen Rechtslebens, nämlich der Schöpfer des „Sachsenspiegels“, des ältesten der mittelalterlichen deutschen Rechtsbücher. Er stammte aus der Gegend von Magdeburg und wird zwischen 1209 und 1233 urkundlich erwähnt. —

Weihnachtsteller von Jul. V. Guldbrandsen
Ausgeführt in der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb (Bayern)

Darf ich, in alter Freundschaft, heute schon allen unseren Lesern und Leserinnen recht herzliche Grüße und Wünsche für das Weihnachtsfest aussprechen?! Wir haben gute Wünsche in diesem Jahr nötiger als je — den einen Wunsch vor allem nach einem glücklichen, siegreichen Frieden!

H. v. Sp.

Feinsteinzeugvasen, nach Entwürfen von Frau C. von Ruckteschell-Trueb ausgeführt von der Keramischen Werkstätte München-Herrsching

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Rudolf Hans Bartsch, ER. Ein Buch der Andacht (Leipzig, L. Staackmann) — Karl Linzen, Marte Schlichtegroll (Kempten, Jos. Kösel) — Ricarda Huch, Wallenstein (Leipzig, Insel-Verlag) — Emil Ludwig, Die Fahrten der Emden und der Ayesha (Berlin, S. Fischer) — Hanns von Zobeltitz, Der Alte auf Topper (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Deutsche Kriegslieder 1914 15. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Carl Busse (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing)

Nun soll es bald wieder Weihnachten werden — ein zweites Weihnachten in Blut und Tränen. Aus „Kriegzeit und Mordzeit, Windzeit und Wolfzeit" lauschen wir einen Augenblick empor: sangen nicht sonst die Engel in der Höhe über den dunklen Nächten? Und haben wir die Süßigkeit der frohen Botschaft, die sie verkündeten, jemals so tief gespürt wie heute? Eisen und Feuer wüten im Vernichtungskampf der Völker; die Rauchwolken der brennenden Erde wollen den Glanz des Sternes ersticken, der hoch und schön über dem Stalle von Bethlehem stand. Aber sein Glanz wird immer stärker, er dringt durch alle Schrecknisse und Trübungen der Zeit. Und in allen Ländern heben sich Millionen und aber Millionen aufgewühlter Herzen zu ihm und dem armseligen Kind in der Krippe empor — nicht nur die gläubig-frommen, die sich in der heiligen Not dieser Zeit mit doppelter Inbrunst unter Stern und Kreuz stellen, sondern auch die ungläubig-frommen, die in Ehrfurcht dem tiefsten Gleichnis der Menschheit nachsinnen. Dadurch daß wir selber, jeder einzeln und alle gemeinsam, leiden und hingeben, haben wir alle auch, jeder nach seiner Art, ein innigeres Verhältnis zu dem Mysterium des Opfers gewonnen, und der zerfleischende Krieg, der die Völker der Erde in blutrotem Haß trennt, führt sie auf bittrem Weg doch auch näher zu jener Liebe, die eint und erlöst.

Von allen Seiten wird seit dem Ausbruch des großen Weltbrandes übereinstimmend ein ungewöhnliches Anschwellen der religiösen Bedürfnisse gemeldet. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in den uns feindlichen Ländern hat diese Bewegung die Gemüter ergriffen, ja, sie gab in Frankreich schon zu politischen Beklemmungen Anlaß. Keine Frage, daß sie nach dem Kriege langsam wieder zurücksinken und daß der Theologe sie von vornherein wesentlich anders bewerten wird als der Psychologe. Jedenfalls ist sie so stark, daß sie sich auch in der Dichtung bereits einen machtvollen Ausdruck geschaffen hat. Man muß bis 1813, nicht etwa nur bis 1870, zurückgehen, ehe man in der zeitlichen Literatur einen ähnlich breiten und allgemeinen religiösen Einschlag wiederfindet wie heute. Das gilt natürlich in erster Linie für die Lyrik, doch auch die übrige unter den Einflüssen der Zeit geformte Dichtung kann sich ihm nicht entziehen. Und es ist mehr als ein Zufall, daß einer unserer beliebtesten Erzähler gerade jetzt den Spuren des Nazareners folgt und in einem „Buch der Andacht" von dem Gotteskind redet, das sich selbst zum Opfer gab.

Rudolph Hans Bartsch, der heimliche Romantiker, Rudolph Hans Bartsch, die österreichische Musikantenseele, auf dem Wege des Gekreuzigten — will uns der Gedanke nicht einen Augenblick den Atem verschlagen und das Herz beklemmen? Ich könnte es verstehen, wenn viele eine leise Bedrückung verspürten. Aber ist dieser Erzähler nicht ein Dichter? Und gibt es einen wahrhaften Dichter, der in tiefster Seele nicht fromm wäre? Gerade der anmutvolle österreichische Romantiker hat immer den Drang gehabt, sich in inniger Hingabe zu verschwenden, und ob er von baumrauschenden Städten oder schönen Frauen erzählte, ob er dem kranken Mozart die „Schauer im Don Giovanni" nachfühlte, ob er den Windrädern in den Weinbergen Südsteiermarks lauschte oder mit dem leuchtendsten und liederlichsten Musikanten auf die Jagd nach den Pfingstküssen ging — stets war eine schwärmende Anbetung in ihm. In Tanz und Andacht berührte auch sein Schritt wie der jedes wahrhaften Dichters den Boden, und wenn sein klopfendes Herz nicht fromm war im Sinne des Buchstabens, so war es gewißlich fromm im Sinne Gottes.

Die Schlußworte des Evangeliums Matthäi hat Rudolph Hans Bartsch vor sein Werk gestellt, und in dem gleichen Gefühl, das manchen von uns beschleichen wird, beginnt er mit einer Entschuldigung. „Der Unermeßliche, dessen Liebe immer noch lebt und unter uns weilt, verzeihe dies Unterfangen und den Versuch, seinem Wandel in den rätselvollen Tagen nach der Kreuzigung und Wiedererstehung mit nachdichtender Seele zu folgen." Gerettet aus dem Grabe, erwacht Jesus in dem österlich-stillen Garten und sieht selig-müde auf die ferne Stadt Davids hinab. Er fühlt, daß er lebt; er ruft Maria von Magdala an; er sammelt seine noch traumdämmernde Seele und fragt: „Mein Gott, mein Gott, was hast du mir noch erübrigt, daß ich an dir erkennen soll?" Zur

Digitized by Google

verirrten Herde seiner Jünger zieht es ihn, doch damit nicht abermals die Not eines furchtbaren und schändlichen Todes über ihn komme, beschließt die edle, an ihn glaubende Procula, das Weib des Landpflegers Pontius Pilatus, „ein Meer und zwei Meere zwischen seine Liebe und seine Herde zu legen". Nur dadurch, daß er ganz verschwindet, kann sie ihn retten. Und noch ein anderer Gedanke bewegt sie dabei. „Glaubst du nicht," sagt sie zu Maria von Magdala, „daß diesem Verkünder auch andere Geschöpfe zu erproben auferlegt werden müssen, damit er die alte Herde nicht für die einzige halte?" Zuerst war sein Herz noch eng: da glaubte er sich nur gesendet zu den verirrten Schäflein vom Stamme Juda. Dann erkannte er, daß die Samariter besser waren und noch mehr die Heiden. „So bleibt er nun seines Vaters Kind, wo immer er hinkomme; aber immer größer wird sein Auge werden und immer weiter sein Herz, das nur eine allzu kleine Heimat hatte bisher."

Diese Worte deuten auf das Kernstück der neuen Jesusdichtung. Aus der „allzu kleinen" Heimat wird der Christ in eine andere und weitere geführt ... in ein Land und Volk, die beide nach ihrer Natur ihm fremd sind und widerstreben. In dem Großstadtbrausen und den Zirkusspielen Roms, in der Blumenvilla des Tullius draußen an der appischen Gräberstraße, in dem Schicksal der schönen, schwermütigen Julia dringen neue Erfahrungen schmerzlich und verwirrend auf das Gotteskind ein, daß immer wieder sein Ruf zum Vater emporfragt: „Was willst du vollenden in mir?" Und in der Einsamkeit der Berge und Wälder, in einem verlassenen Heiligtum Pans wird dem Ruf Antwort. Da erscheint der alte sterbende Flurgott selber dem schlummernden Christ, und in ihm und seinen Worten formt sich alles, was als neue Ahnung und Erkenntnis in dem Menschensohne gärt und ringt. In den Steinen und wesensarmen Steppen Palästinas, in jenem Volke, das in den Schulen sitzt und sich über alte Gesetzbücher beugt, hatte er immer nur den Menschen gewollt, und daß der Mensch alles sei, war die Erkenntnis seines ersten Tages. Dann legte ihm Gott die purpurne Todesbinde vor die Augen, und der Wiedererstandene sah ein fremdes Volk und eine andere Erde. Ein Volk, das seiner nicht begehrte, ein Land, in dessen Blühen sich Gott verschwendete. Und vor der johlenden Masse, die im Zirkus sich an der Angst gemarterter Tiere ergötzt, vor der Schwermut und Erlösung der schönen Julia, vor dem Töpfer im Waldtal ahnte er, daß der Vater nicht nur im Menschen ist, daß er im Tier und dessen Lieben und Leiden nicht aufhört, daß die Erlösung nicht in der Einmauerung des Menschen im Menschen bestehen kann und daß die Lehre von der Menschenliebe nur einen Zipfel der Liebe umfaßt, die Gottes Kleid ist. In solcher Erkenntnis trägt er sein sehnendes und sorgendes Herz auch dem kleinsten und wenig bewußten Leben zu, um nun auch dafür geschlagen, erniedrigt und blutig gegeißelt zu werden, bis sein Auge wiederum bricht und der zweite seiner Tage erfüllt ist — der Tage, die Legionen an Zahl sind, in denen allen er liebt und leidet und stirbt, in denen allen er bei uns ist bis an der Welt Ende.

Dieses Gesicht Christi im Heiligtum des alten Flurgottes erscheint mir ebenso kühn wie schön. Wenn der große Pan traurig Klage und Anklage erhebt, wenn der von allen verlassene Christ den welkenden, verlassenen Gott, der doch auch nur eine Stimme, eine Freude, eine Unruhe des Vaters ist, in unendlichem Mitleid umfaßt, wenn sie zusammen weinen, dann hört man das innerste Herz der Dichtung klopfen. Es ist die alte Poetenreligion eines pantheistisch erweiterten Christentums, die sich hier in neuem Bilde kundgibt, die einen Angelus Silesius durchdrang und einen Novalis, in der Schoenaich-Carolath lebte, als er seinen „Heiland der Tiere" schrieb und die in verschiedener Färbung die Dichter aller Zeiten und Zonen sammelt. Zwingender und ergreifender als die Vision im Pantempel bei herbstlichem Blätterfall ist dem naturandächtigen Rudolf Hans Bartsch keine Szene seines Buches gelungen. Vielleicht findet mancher den Schluß noch schöner, aber das großartige Bild des brennenden Wikingerschiffes scheint mir doch etwas herbeigeholt und zu gesucht beziehungsreich. Überhaupt ist es nicht leicht, den ästhetischen Wert dieses Buches der Andacht zu bestimmen: es schwingen zu viel andre Saiten in uns mit. Durch die (wohl verständliche) Unentschiedenheit in der Auffassung Christi wird manches nicht recht klar; die feste Erzählung verliert sich und verschwimmt hin und wieder zu sehr in lyrischer Andeutung; und trotz vieler einzelner Schönheiten wird man es gerade vor diesem Werke schmerzlich empfinden, daß es dem österreichischen Dichter verwehrt ist, zu reineren Formen der Poesie emporzusteigen. Die ehrfurchtheischende Größe und Ewigkeit des Gegenstandes scheint das geradezu zu verlangen; diese Prosa, die sich in dunkler Sehnsucht erhebt, ruft förmlich nach der Erlösung durch den Vers ...

Aber damit wie mit dem ganzen Buche muß sich der einzelne selber auseinandersetzen. Eine Dichtung, deren Wirkung und Aufnahme so sehr abhängig ist von dem Glauben und religiösen Empfinden des Lesers, ist dem literarischen Kritiker halb entzogen. Aus den kurzen Andeutungen des Inhalts und Gedankenganges mag jeder für sich entscheiden, ob das andächtig Empfundene auch ihn andächtig erheben und seine Seele in dieser opferreichen Weihnachtszeit zu erweitern vermag.

Hinter dem wohlbekannten Poeten, der sich auf einen neuen Weg gewagt hat, taucht der Schopf eines unbekannten Dichters auf, der mit Liebe und Eifer einen älteren Pfad begeht — einen Pfad, auf dem zu jeder Stunde

Digitized by Google

der Schatten eines Größeren liegt. Also ein Epigone? Ein Nachtreter? Einer, der mit der Hungerharke über ein schon abgeerntetes Feld geht, um schließlich noch eine Garbe zusammenzubekommen? Gemach, gemach: wenn die Sache so einfach läge, hätte ich nicht zwei lange Tage daran gesetzt, um mich durch den Kuchenberg dieses gewaltig auslegenden neuen Mannes hindurchzuessen.

Es handelt sich um den fast siebenhundert Seiten starken Roman „Marte Schlichtegroll" von Karl Linzen (Kempten, Jos. Kösel). Und alles Schöne und Echte, was überreich darin emporblüht, aber auch alles Beunruhigende und Rätselhafte, soll in den Worten anklingen: daß dieser Roman eigentlich ebensogut schon vor fünfzig Jahren unter dem Namen des damals in seiner besten Schaffenszeit stehenden Wilhelm Raabe hätte erscheinen können. Das ist ein großes Lob für das Werk und ein bedenkliches für den Schöpfer. Es will heißen, daß wir hier ein echtes, reiches, ganz deutsches Buch vor uns haben. Es will ferner heißen, daß ein halbes Jahrhundert deutscher Literaturentwicklung unbegreiflicherweise an einem neu auftretenden Dichter spurlos vorübergegangen ist. Es besagt drittens, daß ein starkes Talent wahrscheinlich damit zu literarischer Unfruchtbarkeit verurteilt ist. Auch die besten Kopien, sagt Hebbel, haben in der Kunst keinen Wert, und nun kommt hier ein Mann, der ein Raabe redivivus ist, wie er im Buche steht! Wohl ist seine Heimat etwas mehr nach Norden gerückt, wohl ist das Grimmbärtige etwas abgemildert, aber was tut das, wenn in allem übrigen das poetische Doppelgängertum geradezu erschreckend ist! Es würde ja keinen Menschen wundern, wenn da ein sanfter Epigone spräche, der Art und Unart seines Meisters liebevoll kopiert. Doch ganz abgesehen davon, daß Raabe im Grunde gar nicht oder nur auf eine äußerliche, niemanden täuschende Weise nachgeahmt werden kann — man braucht nur einige Kapitel von Karl Linzen zu lesen, um zu wissen, daß dieser Erzähler seine Eimer trotz alledem im eigenen Brunnen füllt. So steht man betroffen vor einem Rätsel ...

Aber betrachten wir erst den Roman selbst. Der Träumer und Dorfarzt Olaf Haddenbrook aus Brinklage schreibt ihn als Beichte seines Lebens, während hundertjährige Walnußbäume in seine Fenster rauschen. Was er erzählt, ist vorüber. Vorüber seine Kindheit im nebelgrauen nordfriesischen Küstenland, wo die Erika blüht und schwarzweiße Kühe zwischen dem Heimatstädtchen und dem Watt bedächtig über die fette Marsch wandeln. Vorüber die Schülerzeit, wo er im roten Kliff zu Brinklage seiner wunderlichen Spielgefährtin Marte Schlichtegroll, dem Senatorkinde, die Rechenaufgaben machte. Vorüber auch die Wochen, in denen er als Schiffsarzt auf der „Guahyba" von Brasilien her dem alten Europa zudampfte und durch die Liebe zu Dona Leocadia Brandão in schwere Gewissenskämpfe gestürzt ward. Denn nur, indem er die wartende Jugendgespielin und damit die Heimat verriet, konnte er zu dem neuen, leuchtenderen Glück gelangen. Er tat es nicht; er nahm das Kind der nordischen Nebelwelt zur Frau und lebte als stiller Heidedoktor neben ihr bis zu dem Tage, da sie samt den Kindern von einer Bootfahrt nicht mehr heimkehrte. Jahre und Jahre liegt auch dies schon zurück. Und nun, in neuer Unruhe, vor neuer Ausfahrt blättert er noch einmal im Buch der Vergangenheit, ruft er die alte Lust und das alte Leid ... eine Beichte, die um Verständnis und Verzeihung wirbt bei der wunderschönen Senhora, die er verließ.

Dies also wäre das tragende Gerüst — weiß Gott, es hat wirklich unendlich viel zu tragen! Welche Last von Glück und Unglück, von Menschen und Schicksalen, von Bildern und Landschaften hängt sich daran! Und genau wie bei Raabe, von dem man hier niemals loskommt, schiebt sich dieser ganze Reichtum in einer Art gewollter Formlosigkeit durcheinander. Fortwährend schneiden sich die drei Kreise, die Morgen, Mittag und Nachmittag des Doktors Olaf Haddenbrook bedeuten, und wenn er eben noch mit kurzen Hosen durchs Jüdengäßchen seines nordischen Küstenstädtchens sprang, so steht er einen Augenblick später unter internationaler Gesellschaft bei Äquatorglut als verliebter Schiffsarzt auf dem Deck des Südamerikadampfers, und kurz darauf raschelt die Feder des einsam gewordenen Heidedoktors beim Wipfelsang der Walnußbäume übers Papier. Immer aber andre Menschen, andre Landschaften; am schönsten wohl doch die der Kindheit. Wenn er von seiner Kindheit erzählt, sagt er einmal, braucht er aus keinem Röhrenwerk zu pressen: sie steht am Anfang und am Ende, als ob sie das Eigentliche und die Hauptsache wäre, und das Leben läge nur so dazwischen. Prachtvoll, wie da die Gassen und Gäßchen der Kleinstadt zu leben beginnen: Raabe mit einem Schuß Storm. Im roten Kliff glühen die Öfen, in denen die Sägespäne des Sargtischlers Gnadenbrot flammen; die alte Möddersch Ose Wockenfuß, die zuletzt über das Leben philosophiert wie Raabes unsterbliche Botenfrau Jane Warwolf, erzählt den Kindern vom kühlen Meerweib; auf dem Fenstersims schnurren die vielen Katzen des Senatorhauses wie Spinnrädchen, und ihre runden Augen glimmen klargrün oder wie milchiger Bernstein durch die Märchendämmerung. Etwas Nebelhaftes, Unerklärliches, Mysteriöses weht über Kleinstadt und Kindheit mitten durch den Sonnenschein; Menschen, die „die Gabe" haben, Nachtmenschen, Spökenkieker spielen eine große Rolle und sehen Leute im Sarg liegen, die noch fröhlich im Lichte wandeln; Feierabendmenschen wie der Husar und Wachtmeister Thedje Tettenboom oder der Schuster, Türmer und Feuerläuter David Klasen nicken uns zu wie alte Be-

Digitized by Google

kannte; der Barbier Momme Wübbens leert einen Rest Seifenschaum aus der zinnernen Baderbüchse in den Rinnstein und erzählt Neuigkeiten, von denen „sieben Grauschimmel kein Haar wegziehen", und in der Judengasse, wo am Schabbes die stillen Mauscheler stehn, muß die schöne Salome mit dem bitteren Tode eine kurze süße Liebe büßen ...

Mitten unter diese Menschen des Nordens aber drängen sich in Olaf Haddenbrooks Erinnerungen andre ... Weltwandrer, Kosmopoliten, Globetrotter. Das Schiff streicht durch die Wellen; über Tropennächten funkelt das Kreuz des Südens; in den Zungen aller Völker klingt munteres Geplauder; die ganz internationale „ozeanische Akademie" tut sich auf; exotische Schönheiten bezaubern ein deutsches Herz; brasilianische Erbinnen, englische Lords, russische Ärztinnen, französische Dichter, Negerinnen, malaiische Diener, kurz, Abbilder aller Nationen und Rassen tanzen im Reigen vorüber, und über der Heide und dem nordischen Meer gaukeln Luftbilder des Morgenlandes. Die Lotosblumen schimmern, Krokodilschnauzen stechen beutelüstern aus trägem Buchtwasser, Elefanten trompeten, brahmanische Büßer sitzen reglos unterm bengalischen Mond, oder Rinderherden brüllen um argentinische Haziendas. Mit seinem Sarg aus Maulbeerfeigenholz fährt der sterbende Lord Hexham auf sein schottisches Schloß zurück, und der westfälische Schmetterlingsjäger Dr. Sökeland sucht in der weiten Welt außer den schimmernden Faltern auch den Frieden des Herzens zu fangen.

Genug ... wie reich das Buch ist, wie es nach allen Seiten Horizonte öffnet, wie es bei stärkster heimatlicher Verwurzelung doch immer wieder Brücken zwischen Enge und Weite, Heimat und Welt schlägt, das dürfte schon aus diesen flüchtigen Angaben hervorgehen. Ja, das Ganze ist vielleicht nur die dichterische Umschreibung des ewigen Gegensatzes, in dem ein Dichterherz schwingt, und in den beiden weiblichen Hauptgestalten, die sich polarisch gegenüberstehen, in Marte Schlichtegroll und Dona Leocadia, symbolisiert sich Nord und Süd, Pflicht und Schönheit, Heimat und Ferne, Sättigung und Sehnsucht. Ist ein Erzähler, der so weit setzt, der Welten in lebendiger Fülle aufbaut, nicht der höchsten Teilnahme wert? Und brauche ich jetzt noch zu wiederholen, wie es vom Großen bis zum Kleinen doch die Raabesche Welt ist, die uns empfängt? Jene Welt, die vom Mondgebirge bis zum Siechenhaus reicht, die den Abend in den Morgen verwebt und den Totenkarren, den Schüdderump, schon neben der Wiege bereithält? Bei Karl Linzen rumpelt die Totenlade nicht anders wie bei Raabe der Karren, und in Breite und Weite, Humor und Tragik, Stimmung und Gestaltung reicht der eine dem anderen die Hand. Selbst der letzte Gefühlseindruck bleibt der gleiche: hier wie dort nimmt man das Bewußtsein mit, etwas in allen Tiefen Deutsches gelesen zu haben ..., etwas, das sozusagen väterdeutsch ist im heiligen Wurzelschweigen, bei Leibe nicht programmdeutsch mit Wipfellärm. Und weiter das schauernde Gefühl der Vergänglichkeit: die Sanduhr rinnt unabläßig, sie rinnt in jeder Minute, und die Geschlechter der Menschen blühen auf und welken, eins nach dem andern ...

Da stünden wir wieder am Anfang, ohne daß die Nuß leichter zu knacken wäre. Was soll man zu einem Erstlingswerk sagen, das bei dem Ausblick, den es in die Weite, bei dem Einblick, den es in die Tiefe der Welt gewährt, unmöglich ein Werk der Jugend und des Anfangs sein kann? Und was zu einem Dichter, an dessen Wurzelechtheit, Eigenkraft und Spannweite sich kaum zweifeln läßt und der doch anderseits wie ein Revenant wirkt, wie die Wiederholung eines Früheren? Wir wollen es der Zeit überlassen, dieses literarische Rätsel zu lösen. —

Zu einem Flug in die große Historie lädt uns Ricarda Huch ein. Die merkwürdige Frau hat eine vortreffliche Charakterstudie „Wallenstein" veröffentlicht (Leipzig, Inselverlag), die alle ihre Fähigkeiten im schönsten Licht zeigt. Sie bringt hier nicht nur ihre weibliche Einfühlungskraft und ihre erfreulichen dichterischen Eigenschaften zur Geltung, sondern sie wird durch das strengere historische Thema auch genötigt, ihre bei freiem dichterischem Spiel hervortretenden unerfreulichen Eigenschaften, nämlich den Hang zu phantastischer und preziöser Aufbauschung, an die Kette zu legen. So werden auch entgegengesetzte Naturen an ihren Charakterbildern aus Geschichte und Literaturgeschichte Freude haben.

Sie faßt Wallenstein durchaus als problematische Natur auf. Er ist für sie der Mensch der schon gebrochenen Instinkte, der durch überragende Intelligenz den natürlichen Mangel nicht ausgleichen kann. Wie alle großen Männer hat er den dunklen Trieb nach dem Höchsterreichbaren in sich, aber es fehlt ihm das unbedenkliche Selbstvertrauen. So war er wie ein Adler, dessen zweiter Flügel gelähmt war und der die gebrochene Schwinge durch eine goldene zu ersetzen suchte. Zu stolz, um abhängig, zu schwach, um Rebell zu sein, wird er das Opfer seiner Zwiespältigkeit. Hinter einer Maske versucht er das „tragische Geheimnis seiner Seele", aus dem Unsicherheit, Entschlußlosigkeit, Unfähigkeit als Feldherr fließen, zu bergen. Ein Mensch, dessen Handeln in die Sphäre der Phantasie verlegt ist, der nur dann in sich selbst stark genug ist, wenn er mit der legitimen Macht gehen kann und dessen empfindlicher Stolz doch keinerlei Abhängigkeit verträgt. Er verachtet die Menschen, aber fürchtet ihr Urteil; er duldet keine Einmischung und wagt doch die Verantwortung eigenmächtiger Handlungen nicht auf sich zu nehmen; er hat eine außerordentliche Vorstellung von seiner Größe und mißtraut ihr zugleich doch selbst. Dieser komplizierten und problematischen Persönlichkeit, der Gegenbilder in Gustav Adolf und dem

Digitized by Google

Madonna

Gemälde von Prof. Karl Becker-Gundahl

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

alten Tilly gegenüberstehen, folgt Ricarda Huch bis zu jenem Tage in Eger, da das sowieso an seinen natürlichen Grenzen angelangte Leben gewaltsam vernichtet ward.

Wer genauer zusieht, wird sehr bald den Punkt finden, wo sich Dargestellter und Darstellerin berühren. Ich habe an dieser Stelle so oft von der Künstlichkeit, von der heldenhaften Phantasie und der natürlichen Schwäche, von dem unter üppigen Masken liegenden Punkt der inneren Ohnmacht Ricarda Huchs gesprochen, daß ich mir weiteres ersparen kann. Und wenn man etwa an die aufgetriebenen Garibaldi-Romane dieser Dichterin denkt, die übrigens von ihrer italischen Leidenschaft etwas abgekommen zu sein scheint, so wundert man sich durchaus nicht, daß ihre Wallenstein-Studie von verräterischer Vortrefflichkeit ist.

Wie ein Abenteurerroman aus verklungenen Zeiten, voll von Kämpfen, Listen und phantastischen Begebenheiten allerart, mutet der lebendige Bericht an, den Emil Ludwig nach Erzählungen des Kapitänleutnants von Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften von den „Fahrten der Emden und der Ayesha“ gegeben hat (Berlin, S. Fischer). Und ist doch ein modernes Heldenlied aus jüngsten Lebenstagen, das uns noch ganz anders das Herz verbrennt, als die fabelhaften Aventüren irgendeiner Vergangenheit. Von Damaskus aus war Emil Ludwig dem heimkehrenden Landungskorps der „Emden“ entgegengereist, um es als erster Deutscher in der Wüste zu begrüßen. Auf weißem Kamel, von wenigen Beduinen gefolgt, erscheint auf den zerklüfteten Bergen bei El-Ula der blonde Führer mit den blauesten Seemannsaugen, und bald gibt es ein Erzählen, das auf der ganzen via triumphalis von Damaskus bis Konstantinopel nicht abreißt. Teilnehmer berichten von den kühnen Kaperfahrten der Emden, die die ganze Welt in Erstaunen setzten, und über dem mythenumwobenen Schiff taucht in der Erinnerung aller der Name des Kapitäns von Müller auf. Jäger und Wild zugleich, fährt sein Schiff geheimnisvoll über die Meere, nach Bedarf den vierten Schornstein aus Leinwand hissend, feindliche Handelsschiffe versenkend, rauchlos und abgeblendet an Torpedobooten vorbei in den Hafen von Penang laufend, dort ein russisches Kriegsschiff und ein französisches Torpedoboot vernichtend und ohne Stützpunkt in abenteuerlichen Fahrten weiter die Meere beunruhigend. Als die Emden dann in ihren letzten zehnstündigen Kampf mit der „Sidney“ verwickelt wird, ohne ihr auf Keeling-Island ausgesetztes Landungskorps vorher an Bord nehmen zu können, beginnt der Epopöe zweiter Teil: der abenteuerliche Versuch dieser zurückgelassenen Emden-Mannschaft, sich auf dem zum deutschen Kriegsschiff erklärten Dreimaster „Ayesha“ fast ohne Instrumente nach einem neutralen Hafen durchzuschlagen. Phantastische Bilder rollen sich nun ab: um die letzten Kleider zu schonen, laufen die Kerls nackt auf dem Schiffe herum, schleichen sich durch die mit Engländern dick voll liegende Perimstraße, landen unter den Augen der ahnungslosen Besatzung eines französischen Panzerkreuzers bei Hodeida, fahren nach zwei Monaten auf kleinen Segelschiffen weiter, stranden an Korallenriffen und marschieren durch die Wüste, bestehen Kämpfe mit Beduinen und graben ihre Gefallenen mit den Händen in den Sand, rufen fiebernd, mit dicken Zungen nach Durststillung und sehen zu, wie die sie begleitenden arabischen Gendarmen das gelbe Wasser aus den Mägen erschossener Kamele trinken. Wenn man das alles liest, und zwar als Mann der Literatur liest, so denkt man unwillkürlich daran, daß hier alle die Stoffelemente gegeben sind, aus denen sich in grauer Vorzeit die Odyssee gebildet hat: der Hintergrund eines großen nationalen Krieges und davon sich abhebend die abenteuerlichen Fahrten und Schicksale eines einzelnen verschlagenen Häufleins, das zur Heimat drängt. Nur daß heute mit ein paar Zeitungsberichten abgetan wird, was in alten Tagen die mythenbildende Volksphantasie jahrzehnte- oder gar jahrhundertelang beschäftigt und sich dichterisch gerundet hat. Nun, auch ohne Homer bleibt das Lied von der Emden und Ayesha ein stolzer Heldensang, den wir nicht vergessen werden. Am allerschönsten daran ist vielleicht die nüchterne Sachlichkeit derer, die ohne Abenteuerlichkeit durch solche Folge von Abenteuern gingen. Dabei hat vom Führer bis zum letzten Matrosen keiner geglaubt, etwas Besonderes getan zu haben — und so ist es recht! Das hat Herr von Mücke auf seine Weise ausgedrückt, und mit noch minderer Abgeschliffenheit einer seiner Leute. Der sagte nämlich zu Emil Ludwig, als er sein Garn abgewickelt hatte: „Das ist das erste und letzte, was von mir gedruckt wird. Wenn mich in Deutschland einer fragt und ich soll erzählen — den werd' ich vertrimmen!“

Darf ich auf dem letzten Raumeckchen noch zwei Bücher anzeigen, die an dieser Stelle „Tabu“ sind? Das erste von Hanns von Zobeltitz: „Der Alte auf Topper“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) — ein erst kürzlich erschienener und schon rüstig von Auflage zu Auflage schreitender Roman aus den Zeiten von Friedericus Rex. Das zweite: meine Sammlung „Deutsche Kriegslieder 1914/15“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) Ich habe darin das Beste zu vereinigen gesucht, was die gewaltige Zeit uns lyrisch bescherte, und in einer Einleitung mich bemüht, diesen dichterischen Begleitchor des Weltkrieges unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beleuchten.

Digitized by Google

Weihnachten 1915

Von Alice Freiin von Gaudy

Weihnachtsglocken, wie müßt ihr Klänge haben,
Tiefer als je, mächtiger, heller als je,
Hinüberzuläuten zum fernsten Schützengraben,
Daß ihr den Tod überrauscht und das wühlende Weh!
Allen den Tapfern, mit kampfbereit funkelnden Klingen,
Sollt ihr ein deutsches Grüßen der Heimat bringen,
Daß sie spüren draußen, die Mißklang der Hölle umgellt:
Es gibt eine Stille, die Gott in den Händen hält.

Weihnachtskerzen, wie müßt ihr Strahlen senden,
Reiner als je, lichter und wärmer als je,
Daß sie hochklimmen an steilen Bergeswänden,
Bis zu den Treuen oben am ewigen Schnee,
Bis zu der Schar, die ruhelos Tag und Nacht,
Sturmumsaust, frosterstarrt, lagert auf Feindeswacht —
Höher und höher empor, in brausender Lüfte Gebiet,
Wo spähender Flieger todmutige Kreise zieht.

Weihnachtsliebe, wie mußt du die Flügel breiten,
Weiter als je, sehnsuchtsvoller als je,
Daß sie in Feindeslande hinübergleiten,
Bis zu den Küsten der allerfernsten See,
Bis zu den Armen, die unter Qualen und Bangen,
Ohne Hoffen auf lösende Freiheit gefangen —
Zu blutenden Herzen, die um Verlorene weinen,
Zu Wunden, zu Witwen, zu schutzlos verwaisten Kleinen.

Weihnachtssterne, wie müßt ihr so herrlich funkeln,
Stolzer als je, seit euer Weltlauf geht,
Nun aus den lastenden Wolken, die ringsum dunkeln,
Deutschlands hoffende, siegende Zukunft ersteht!
Laßt uns schauen in eurem himmlischen Lichte
Neuer Zeiten segenverklärte Gesichte.

Leben, das jauchzend den würgenden Tod überfliegt,
Unerschöpfliche Kraft, die nicht matt wird, die ausharrt und siegt,
Hoch über dem Donner, der tödlichen Schlünden entbebt,
Ein starker Friede, der schirmende Fittiche hebt:
Das schenke Gott, dessen Treue uns nimmer verläßt,
Seinem kämpfenden, betenden Deutschland zum Weihnachtsfest!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 10. November 1915

Dem diplomatischen und militärischen Vorspiele des neuen Balkanfeldzuges, über das das letztemal eingehend zu sprechen war, ist nun der erste Aufzug mit einer gewaltigen dramatischen Wucht gefolgt. Am 14. Oktober hat Zar Ferdinand von Bulgarien den Krieg gegen Serbien mit einer Kundgebung an sein Volk eröffnet. Er erinnerte an den Satz in seinem Tagesbefehl vom 11. August 1913: „Erschöpft und ermüdet, aber nicht besiegt, müssen wir unsere Fahnen zusammenrollen in Erwartung besserer Tage." Aber: „Die guten Tage sind schneller gekommen als wir sie erwarten konnten. Der europäische Krieg nähert sich seinem Ende, die siegreichen Armeen der Zentralmächte sind in Serbien und rücken schnell vor. Wir werden die Serben gleichzeitig mit den tapferen Armeen der Kaiserreiche Mitteleuropas angreifen." So fielen die Würfel für Bulgarien nun endgültig, so rief der Zar sein Volk und sein Heer auf zum Kriege um die „Erlösung" der bulgarischen Brüder im serbischen Mazedonien, zum Krieg gegen den verhaßtesten Feind. Sofort traten alle Parteiunterschiede im bulgarischen Volke zurück. Auch diejenigen Zeitungen und Parteien, die im Frieden zu Rußland hinneigten, haben jetzt die Entscheidung als endgültig angenommen und wetteifern mit den anderen in der Entfachung der nationalen Begeisterung und in der Rüstung des Volkes daheim für die kämpfende Armee.

Von Anfang hat der damit begonnene neue Feldzug gezeigt, daß er auf das allersorgfältigste vorbereitet worden ist. Bulgarien hat in den langen Monaten des Schwankens alle Möglichkeiten genau erwägen können und danach die Kriegsgliederung seines Heeres eingerichtet. Da es auf die Neutralität Rumäniens glaubt rechnen zu können, braucht es nur ein Beobachtungskorps an der Schwarzmeerküste aufzustellen, in Warna vor allem zum Schutze eines Angriffes, den die russische Schwarzmeerflotte versuchen könnte. Ebenso stellte es verhältnismäßig schwache Kräfte im Süden auf, wo es sich ja durch ein Abkommen mit der Türkei den Rücken gesichert hatte und nur gegen Landungsversuche der neuen Feinde, der Engländer und Franzosen in Dedeagatsch sich decken muß. Weniger sicher war die Haltung von Griechenland. Außerdem lag auf der Hand, daß, wenn Serbien von seinen mächtigen West-Bundesgenossen unterstützt werden würde, die griechischen Häfen, vor allem Saloniki, zu verlockend dafür waren. Und Bulgarien konnte sich sagen, daß die Entente, auch wenn ihre Beziehungen zu Griechenland noch nicht ganz geklärt waren, sich nicht scheuen würde, die griechische Neutralität zum Zwecke einer Landung dort zu verletzen, zumal sie noch immer hoffen konnte, daß ihr Parteigänger Venizelos gegen den König Konstantin in Griechenland zum Siege kommen würde. So mußte nach dieser Richtung hin, also um Strumitza, eine besondere Armee aufgestellt werden. Die Hauptaufgabe aber fiel der ersten bulgarischen Armee zu, die dem General Bojadschiew (der Ton ruht auf dem „i"!) unterstellt ist, während zum Generalissimus der ganzen bulgarischen Streitkräfte General Schekow ernannt worden ist. Diese erste Armee hatte den Angriff über den Timok nach dem Moravatal durchzuführen mit dem ersten Ziel der serbischen Hauptstadt und vor allem der Vereinigung mit der von Norden heranrückenden deutschen und österreichisch-ungarischen Armee.

So ergab sich eine Angriffsfront für die Bulgaren, die von Negotin in der Nordostecke Serbiens bis nach Strumitza in der Südecke Neuserbiens reichte und schon in der Luftlinie 320 Kilometer lang war. Mit wunderbarer Präzision griffen nun die Operationen ineinander. Unter dem Oberbefehl des deutschen Generalfeldmarschalls von Mackensen hatten zwei Armeen unter dem deutschen General von Gallwitz und dem österreichisch-ungarischen General Köveß die Donau überschritten und kämpften sich in breiter, nach Süden gerichteter Front voran. Die österreichisch-ungarische Armee hatte dabei zunächst die Macva, die unangenehme Nordwestecke des Landes, die von der Drina und Save gebildet ist, zu säubern; ihr linker Flügel geht in enger Fühlung mit dem rechten der Armee Gallwitz nach Süden vor. Zugleich setzten österreichisch-ungarische Operationen von der bosnischen Grenze aus, also genau von Westen her, ein, indem von Vysegrad der Feind nach Osten zurückgetrieben wurde. Und etwas später begannen unsere Verbündeten auch den Angriff an der Westgrenze von Montenegro, um auf diese Weise Montenegro von der Unterstützung Serbiens abzuziehen und zu verhindern, daß diese beiden verbündeten Reiche unter Benutzung der schwierigen Geländeverhältnisse und der Gebirgsnatur des Landes sich gegenseitig stützen.

Trotz sehr schlechter Wege, mühsam zu überwindenden Geländes und zum Teil auch ungünstiger Witterung ist dieser deutsch-österreichisch-ungarische Vormarsch unaufhaltsam

Digitized by Google

vorangegangen. Er hat jetzt schon erreicht die Linie Vyšegrad—Užschiza—Kraljevo—Kruševac, die Bahn nach Nisch und das Tal der Morava. Sowohl jene Nordwestecke zwischen Drina und Save, wie vor allem die Nordostecke in der Schleife der Donau sind vom Feinde gesäubert worden. Nach dem Flächeninhalt des ganzen Königreichs Serbien ist damit durch die Heeresgruppe Mackensen bereits fast ein Drittel erobert worden.

Mit dem Vormarsch nach Süden griff nun auf das glücklichste der bulgarische Angriff vom Osten her ineinander. Er überwand die großen Schwierigkeiten der Grenzgebirge und der Grenzflüsse, und ging dem Raume nach am weitesten nach Westen vor im Süden, d. h. in Neuserbien, in dem mazedonischen Gebiete. Dort hat die Armee des Generals Thodoroff bereits erobert oder besser befreit die mazedonischen Kreise Üsküb, Köprnly, Ischtib und Kotschana. Sie hat dabei die bulgarische Morava und den Vardar, sowie die Bahnlinie von Nisch nach Saloniki, südlich Leskovac überschritten und ist im Raum des Vardartales am weitesten nach Westen vorgedrungen, wo sie in der Gegend von Katschanik, im Süden des berühmten Amselfeldes (dort wurden 1389 die Serben von den Türken auf Jahrhunderte entscheidend geschlagen), schon der albanischen Grenze sehr nahe gekommen ist. Da nördlich davon natürlich mit der serbischen Hauptmacht zu kämpfen ist, baucht die Front, die die Bulgaren im Augenblick einnehmen, südlich Leskovac nach Westen sehr stark aus, um im Süden wieder zurückzubiegen, wo im Vardartale und an der Bahn Valandowo—Saloniki gegen Truppen der Entente, Franzosen und Engländer, zu fechten ist.

Die Eroberung dieser neuserbischen Gebiete ging verhältnismäßig leicht von statten. Die Bulgaren danken das, wie sie selbst hervorheben, den günstigen moralischen Bedingungen, unter denen der Einmarsch sich vollzog. Denn die Bevölkerung empfängt die eindringenden Bulgaren nicht als Feinde, sondern als Befreier und begrüßt sie mit einer oft geradezu rührenden Freude. Schwerer sind die Kämpfe im Norden, die der ersten bulgarischen Armee obliegen. Aber auch hier sind nur Erfolge zu verzeichnen gewesen. Die glänzende Anlage des Feldzuges hat es ermöglicht, die Festungen Saitschar und Pirot, sowie die stark befestigten Städte Negotin und Knjaschevac sehr rasch zum Fall zu bringen. Das Gelingen dieser ersten Operationen hatte gleich zwei außerordentlich bedeutungsvolle Folgen.

Einmal wurde die Verbindung mit den von Norden her vorrückenden Deutschen und Österreich-Ungarn gewonnen. Am 26. Oktober fand die erste Fühlungnahme durch Offizierpatrouillen zwischen den verbündeten Armeen statt, und das war wirklich ein weltgeschichtlicher Augenblick. Über die Donau, in der Gegend des Eisernen Tores, waren die verbündeten Truppen der Zentralmächte vorgedrungen, und in der serbischen Stadt Kladovo trafen sie auf die ersten bulgarischen Ulanen, die in der Nähe von Brzapalanka kurz vorher mit den ersten ungarischen Husarenpatrouillen Fühlung gefunden hatten. Alle Berichterstatter geben den unbeschreiblichen Eindruck wieder, den diese erste Berührung der verbündeten Armeen machte.

Die Folgen dieses Ereignisses traten sofort ein: am 29. Oktober kam zum ersten Male seit Beginn des Weltkrieges ein ungarischer Donaudampfer, der von Orsova ausgefahren war, in Vidin an. Damit ist der Riegel zwischen den Zentralmächten und der Türkei mit Gewalt zurückgeschoben worden und der Donauverkehr frei von der Bedrohung durch die serbischen Strandbatterien, die in manchen Phasen des Krieges nicht ohne kritische Bedeutung war. Sobald die Säuberung des Flusses von den treibenden Minen beendet ist, wird die Schiffahrt auf der unteren Donau in vollen Betrieb genommen werden. Deutsche, österreichische und ungarische Schiffahrtsgesellschaften sind seit langem auf diesen Augenblick gerüstet, und dann beginnt donauab- und -auf die Verbindung zwischen uns und der Türkei, zwischen Europa und Konstantinopel. Sie ermöglicht nicht nur die Zufuhr von Munition und Geschützen nach der Türkei und den Austausch militärischer Kräfte zur gegenseitigen Unterstützung, sondern sie gestattet auch den Reichtum der Balkanländer und der Türkei an Nahrungsmitteln und Rohstoffen für die Zentralmächte verwendbar zu machen. Die letzte Aussicht auf ein Gelingen des englischen Aushungerungsplanes verfliegt damit in nichts, wenn man natürlich auch die Erwartungen nicht gleich zu hoch spannen darf. Ehe die Schiffahrt vollkommen in Gang ist, vergeht längere Zeit, und naturgemäß wird dieses Verbindungsmittel vor allem für die militärischen Zwecke in Anspruch genommen. Aber es ist ein welthistorischer Erfolg, daß die Truppen der Zentralmächte und die Bulgaren diese Verbindung hergestellt haben, durch die nun die Operationen fast schon in völliger taktischer Gemeinsamkeit weitergehen.

Die zweite Folge des vorzüglichen bulgarischen Angriffs war, daß nach der Eroberung von Pirot (28. Oktober) der Weg zur serbischen Hauptstadt Nisch frei wurde. Denn diese Festung, die in modernster Art angelegt war, deckte den Zugang nach Nisch, wohin schon seit Beginn des Krieges die Hauptstadt des Königreichs verlegt worden war, weil die eigentliche Hauptstadt Belgrad zu nahe unter den österreichisch-ungarischen Kanonen liegt. 65 Kilometer die Nischawa abwärts ist diese Stadt gelegen, die nach einem erbitterten Kampfe am 5. November auch von den Bulgaren erobert wurde. „Für immer," so telegraphierte der bulgarische General seinem Zaren, „sei damit diese Stadt für Bulgarien gewonnen."

Das Gelingen des deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarischen gemeinsamen Vorgehens

Digitized by Google

rückt den Zeitpunkt in absehbare Nähe, zu dem die serbische Armee und damit Serbien selbst für diesen Krieg erledigt sein wird. Die Serben scheinen zunächst auf einer Linie längs des Ibar, die von Kraljevo über Mitrowitza (das aus dem Beginn der Orientwirren 1903 bekannte) und Pristina etwa nach Katschanik führt, eine Hauptaufnahmestellung einnehmen zu wollen und denken wohl an den Rückzug noch weiter nach Westen in die montenegrinischen Berge hinein, um einer vollständigen Einkreisung und damit einem Sedan zu entgehen. Die nächste Zeit wird zeigen, in welcher Weise sich das Schicksal Serbiens vollendet. Aufzuhalten ist es nicht mehr, und die Nemesis naht jetzt diesem Staat, der in erster Linie am Ausbruch des Weltkrieges schuldig ist. Menschlich ist es zu bedauern, daß ein tapferes und begabtes Volk, wie es die Serben sind, einem so furchtbaren Blutverlust ausgesetzt wird, der es vielleicht auf immer in die zweite oder dritte Linie der Balkanvölker drängt. Aber verdient haben Staat und Königtum und Armee diesen Untergang reichlich. Seitdem in der Mordnacht des 11. Juni 1903 das Herrschergeschlecht der Karageorgewitschi auf den Thron gekommen ist, haben jene Wühlereien der großserbischen Propaganda begonnen, die auf die Dauer für Österreich-Ungarn schlechterdings unerträglich waren. Wie schon frühere Prozesse, wie vor allem die Untersuchung der Mordtat von Sarajewo unwiderleglich bewiesen haben, waren bei dieser Agitation, die auch das schlechteste Mittel nicht scheute, das Königsgeschlecht und das Offizierkorps in weitestem Umfange beteiligt. Sie haben sich beide durch eine völlig skrupellose russische Diplomatie, die durch den im Anfang des Weltkrieges verstorbenen Gesandten von Hartwig vertreten wurde, immer tiefer in diese Tätigkeit hineinziehen lassen und haben dadurch sich selbst und weite Kreise des Volks durch und durch verdorben. Jetzt erfüllt sich ihr Geschick, und wenn auch die Politik an sich nicht dazu berufen ist, zu rächen und zu strafen, so ist es hier ganz selbstverständlich, daß Voraussetzung jeder weiteren Neuordnung die Beseitigung der Dynastie Karageorgewitsch ist. Ob König Peter noch bei seiner Armee oder schon geflohen ist, ist nicht bekannt; er wie seine Familie werden schon jetzt wissen müssen, daß sie ihren Thron verspielt haben.

Noch ist keine Zeit, des weiteren Gedanken zu äußern, was nun mit diesem niedergeworfenen Serbien werden wird. Immerhin merken wir an, daß einer der ersten Staatsmänner Österreich-Ungarns, Graf Tisza, sich in einer Unterredung dahin ausgesprochen hat, der Krieg müsse zu einer Schwächung und Verkleinerung Serbiens führen. Es ist keine Frage, daß die im letzten Balkankrieg von Serbien gewonnenen mazedonischen Gebietsteile an Bulgarien fallen und daß weiterhin die Nordostecke Serbiens unbedingt für eine Verbindung zwischen uns und Konstantinopel gesichert bleiben muß. Alles Weitere, namentlich das Schicksal Albaniens und die Behandlung Montenegros, hängt von der Zukunft ab, in der die Folge dieses Krieges sein soll, daß durch die Zentralmächte eine dauernde Ordnung der bisherigen Balkanunordnung hergestellt wird.

* * *

Gegenüber dem reißend schnellen Vorgehen der Zentralmächte und Bulgariens ist die Politik der Gegner in Sachen Serbien im höchsten Grade kläglich. Rußland hat einen schwächlichen Versuch gemacht, die wehrlose bulgarische Schwarzmeerküste zu beschießen, und ist im übrigen nicht imstande, Serbien vor dem Untergang zu retten, das es selbst in den Krieg gehetzt hat. Stärker konnte der Panslawismus, in dessem Namen die russische Politik seit sechs Jahren in Belgrad betrieben wurde, nicht zerschmettert werden, als so, wie wir es in diesen Wochen erleben. Aber auch England und Frankreich erweisen sich als außerstande, den Serben ernstlich zu helfen. Zwar hat der englische Ministerpräsident Asquith am 2. November hochtönend versichert, daß die Unabhängigkeit Serbiens eines der wesentlichsten Kriegsziele für England sei. Aber was will diese Redensart besagen, während deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Soldaten von allen Seiten erfolgreich vordringen und die Gegenaktion der Entente nicht vorankommt?

Sie hatte zwei Möglichkeiten. Einmal konnte versucht werden, von Westen her durch allerdings schwieriges Gelände den Serben zu Hilfe zu kommen. Das wäre in erster Linie eine Möglichkeit für die Italiener gewesen, die ja seit dem 27. Dezember 1914 Valona besetzt halten. Aber Italien denkt bisher gar nicht daran, Truppen für die Balkankämpfe zu entsenden. An sich ist das eigentlich unverständlich. Denn Italien ist ja gerade wegen der Balkanfragen und seiner angeblichen Orientinteressen in diesen Krieg eingetreten. Hier wäre eine Gelegenheit für es, sich zu betätigen. Aber der heldenmütige und erfolggekrönte Widerstand, den unsere österreichisch-ungarischen Verbündeten am Isonzo und in den Dolomiten den Italienern entgegenstellen und der diesen schon eine halbe Million Menschen gekostet hat, bewirkt, daß Italien weder für die Dardanellen noch jetzt zur Rettung Serbiens Soldaten zur Verfügung stellt. Mit Staunen und Verwunderung weisen die Blätter der Entente darauf hin, daß Italien noch nicht jenem Septemberabkommen beigetreten sei, das unsere Gegner verpflichtet, keinen Separatfrieden zu schließen. Auch hat ja Italien bis heute dem Deutschen Reiche noch nicht den Krieg erklärt. Wir betrachten uns aber jedenfalls im Kriegszustand mit ihm. Denn wir wissen, daß heute keine Zeit mehr ist für die alte Politik des Dreibundes, in der Deutschland die Interessen Italiens und Österreich-Ungarns gegeneinander ausbalancierte. Heute gibt es nur eine deutsch-österreichisch-unga-

Digitized by Google

risch-bulgarische Politik, und diese bleibt dauernd gegen Italien gerichtet.

Der andere Zugang, um Serbien tatsächlich Hilfe zu bringen, liegt auf griechischem Gebiet. Es ist der Hafen von Saloniki, von dem eine Bahnlinie in der Länge von etwa achtzig Kilometern bis an die Grenze Serbiens führt. Heute liegt die große Intrige klar zutage, in der England und Frankreich versucht haben, auf diesem Wege Serbien wirksam Hilfe zu bringen. Denn Asquith hat in seiner großen Rede vom 2. November es ganz offen ausgesprochen. Der ehrgeizige, ganz im Banne der Entente stehende griechische Staatsmann Venizelos hat versucht, darauf sein Vaterland auch in den Weltkrieg hineinzuziehen. Griechenland und Serbien sind, wie bekannt, durch ein Bündnis miteinander verbunden, das Venizelos auch als verbindlich anerkannt hatte. Weil Serbien nicht in der Lage war, die im Bündnisvertrag vereinbarte militärische Hilfe zu leisten, lud der Grieche England und Frankreich ein, ihrerseits Soldaten statt dessen hinzuschicken, womit er den Hafen von Saloniki zur Landung zur Verfügung stellte, obwohl natürlich Griechenland noch durchaus neutrales Land war. Wie hier schon erwähnt, hat aber König Konstantin diese Politik nicht mitgemacht und den Sturz seines Ministerpräsidenten herbeigeführt. Damit hat zugleich die Ententepolitik für Serbien eine Niederlage ersten Ranges erlitten. Zwar haben England und Frankreich in Saloniki Truppen gelandet; am 29. Oktober wurde das Eingreifen der französischen, am 4. November das der Engländer auf dem serbischen Kriegsschauplatz gemeldet, und Griechenland hat nicht hindern können, daß sein Hafen und seine Bahn für diese Operationen mißbraucht werden. Aber an Unterstützung denkt es in keiner Weise, und damit ist der Versuch Englands und Frankreichs, den Serben bewaffnete Unterstützung zu bringen, von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Ihre Soldaten können wohl die bulgarischen Erfolge im Süden Neuserbiens etwas aufhalten, aber sie besagen für die Gesamtwirkung dieses Feldzugs schlechterdings nichts. Um so mehr als weder England noch Frankreich wissen, woher sie die Truppenmassen, die für einen wirklichen Erfolg vonnöten wären, nehmen sollen. Sie wollen unter keinen Umständen, aus erklärlichen Gründen, von der Westfront Truppen abziehen. Neues Truppenmaterial hat Frankreich nicht mehr und könnte sich England höchstens schaffen, wenn es die allgemeine Wehrpflicht einführt, wozu es noch gute Weile hat. Also müßte man diese Truppen von den Dardanellen nehmen, und so kommt wie an vielen Stellen der Ententekriegführung nur etwas Halbes heraus, und das ist im Kriege noch viel schlimmer als im Frieden.

Auch die Hoffnung auf Rumänien muß von unseren Gegnern heute aufgegeben werden. In einer Lage, in der der Donauweg und die Verbindung mit der Türkei frei werden, wäre Rumänien unbegreiflich töricht, wenn es sich in den Krieg gegen uns hereinziehen lassen würde. Verzichtet es schon, an unserer Seite in den Krieg einzutreten und sich Bessarabien zu gewinnen, so kann ihm die Neutralität jetzt nur vorteilhaft sein, weil es seinen Überschuß an Getreide und Rohstoffen mit Hilfe des jetzt erschlossenen Verkehrsweges an die Zentralmächte verkaufen kann.

* * *

Mit dem Fortgange der Ereignisse auf dem Balkan wird die Last des Krieges nun etwas leichter für unseren tapferen türkischen Bundesgenossen, der so erfolgreich die Meerengen verschlossen hält. Die Türkei hat alle ihre militärischen Kräfte an den Dardanellen konzentriert und läßt ihre Truppen daneben noch im Kaukasus fechten. Zugleich bereitet sie einen erneuten Vormarsch nach Ägypten vor, der England an einer sehr verwundbaren Stelle treffen soll. Deshalb ist es für sie und uns eine Frage zweiter Wichtigkeit, wie die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze in Mesopotamien sich gestalten. England hat dort gleich nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg vom Persischen Golf her eine Aktion begonnen, die sehr langsam voranging, und die seine Interessen sichern und die Araber neutral erhalten sollte. Sie ging vom Schatt-el-Arab aus, wo im Herbst 1914 Landungstruppen ausgesetzt wurden. Im November wurde Basra, im Januar 1915 Kurna am Zusammenfluß von Euphrat und Tigris erobert. Im Frühjahr begann ein starker türkischer Gegenstoß von Bagdad aus, der zugleich auch die persische Richtung ins Auge faßte. Im Verlaufe dieser Kämpfe rückt jetzt die Einnahme von Bagdad durch die Engländer in absehbare Aussicht. Ohne Zweifel ist das für England ein moralischer Erfolg. Denn der Name Bagdad hat im gesamten Orient einen sehr gewichtigen Klang, und er spielt auch eine große Rolle in unserer Orientpolitik, wie das Schlagwort Berlin-Bagdad beweist. Aber für den Zusammenhang unseres Weltkrieges ist es viel wichtiger, daß der türkische Vorstoß zum Suezkanal im Februar 1914 den Engländern die Sinaihalbinsel entriß, als daß jetzt Bagdad verloren geht.

Der Balkankrieg nimmt in den Kämpfen von heute insofern eine besondere Stellung ein, als seine Ziele und Unternehmungen auf allen Seiten mit größter Offenheit besprochen werden. So weiß England ganz genau, daß, wenn unser Feldzug auf der Balkanhalbinsel zu dem guten Ausgang geführt hat, auf den wir bestimmt hoffen, der Vorstoß nach dem Suezkanal in bedrohliche Nähe rückt. Um seine Verteidigung vorzubereiten, ist Lord Kitchener von England abgereist, obwohl ihn als den Kriegsminister dort wichtige Aufgaben fesselten. Aber Kitchener kennt aus langjähriger Diensterfahrung Ägypten so genau, daß er ohne

Digitized by Google

Zweifel der geeignetste General ist, den England zum Schutze dieser seiner wichtigsten Weltverkehrs- und Weltreichsader bestimmen konnte. Natürlich sind das Entwicklungen, die noch Zeit beanspruchen, aber sie sind in einem für uns und den neuen Vierbund durchaus günstigen Gange, und doppelt bedauern wir darum, daß Deutschlands langjähriger erfolgreicher Vertreter am Goldenen Horn, der Freiherr von Wangenheim, der die Nachfolge Marschalls so ausgezeichnet wahrzunehmen wußte, wirklich im Dienst des Vaterlandes auf seinem Posten verstorben ist.

Mit aller Wucht hat sich die Angriffskraft der Zentralmächte auf den Balkan geworfen. Deshalb stehen sie im Westen und gegen Italien und auch nunmehr im Osten in der Defensive. Die Heeresberichte melden zwar immer von Kämpfen an den alten Punkten der Westfront, aber die große Offensive der Gegner dort ist endgültig abgeschlagen. Im Osten ringen unsere Truppen im Norden, die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Hindenburg um Dünaburg und Riga in schweren Kämpfen gegen immer erneute Angriffe der russischen Truppen. Südlich davon wird in der Gegend von Baranowitschi, dann bei Czartorysk, am Styr und an der Strypa gleichfalls hart gekämpft; die deutschen Armeen Linsingen und Bothmer sind es, die hier gleichfalls immer neue Anstürme auszuhalten haben. Im ganzen ist jetzt der Krieg im Osten im Begriff, zum Stellungskampf überzugehen; die großen Entscheidungen liegen jetzt an anderer Stelle des Weltkrieges. Aber nach wie vor bleibt es das von keinem Gegner erreichte Geheimnis der deutschen Heeresleitung, in diesem vielfältigen Kampfe und für vier, fünf Kriegsschauplätze zugleich niemals die Übersicht über die verfügbaren Kräfte aus den Augen zu verlieren. Jedesmal, wenn der Gegner glaubt, eine schwache Stelle unserer Aufstellung gefunden zu haben, und gegen sie mit verdoppelter Kraft anläuft, merkt er an den blutigen Köpfen, die sich seine Soldaten holen, daß die deutsche Heeresleitung es immer versteht, an jeder Stelle der so unendlich langen Kampffronten die Truppen bereitzuhalten, die gebraucht werden. Sie löst damit die schwerste Aufgabe, die im Weltkrieg überhaupt gestellt werden konnte, auf das glänzendste.

Wichtiger als die Kämpfe, die sich sonst noch in den Kolonien oder auf dem Meere abspielen, sind die großen politischen Krisen, die die uns feindlichen Staaten erschüttern. In Frankreich haben sie das erste bedeutende Opfer gefordert. Der Minister Delcassé, den die russische Presse bei dieser Gelegenheit als den Schöpfer der internationalen Vereinigung gegen Deutschland pries, ist am 13. Oktober von seinem Amte zurückgetreten. Wir können dies ruhig auch als einen Sieg unserer Waffen buchen. Delcassé hat schon im Jahre 1905 Europa hart an den Rand des Weltkrieges geführt, er hat sich mit voller Kraft dem Einkreisungsplan König Edwards, der ihn völlig beherrschte, hingegeben, und neben Iswolski und dem englischen König wird er in der Geschichte als einer der drei Drahtzieher fortleben, die die große, unweigerlich zum Weltkrieg führende politische Intrige gegen Deutschland gesponnen haben. Jetzt ist sein System durch die deutschen Siege zertrümmert worden, und der kluge Mann benutzte eine günstige Gelegenheit, von der politischen Bühne zu verschwinden, als er merkte, daß für ihn das Spiel verloren war. Er hat dies übrigens bei einer Gelegenheit getan, die seinem politischen Weitblick Ehre macht. Er sah nämlich, daß die Teilnahme Frankreichs an dem Balkankampf, für die das Kabinett Viviani von England gewonnen war, schlechterdings nichts bringen kann als Verlust und Blamage. Frankreich hat auf dem Balkan nichts zu suchen und gar keine Veranlassung, seine Söhne dort bluten zu lassen, jedenfalls viel weniger als Italien, das, wie gesagt, sich sehr hütet, seine Truppen dorthin marschieren zu lassen. Das sah Delcassé, und weil er fühlte, daß man auch hier einem völligen Schiffbruch entgegensteuerte, verließ er das Schiff. Dadurch hat er für das Ministerium, dem er angehörte, eine bis dahin schleichende Krisis akut gemacht. Am 29. Oktober mußte der Ministerpräsident Viviani mit seinem Kabinett ihm folgen. Das erste der Kriegskabinette ist damit gestürzt. Man hat an die Stelle des Kriegsministers und Marineministers Sachverständige gestellt und zum Ministerpräsidenten in Aristide Briand den Mann berufen, in dem seit Monaten alle Kenner Frankreichs den allein noch möglichen Politiker sahen. In einem seltsamen Spiel der Geschichte ist von Briand zum Geschäftsführer der auswärtigen Politik derselbe Jules Cambon bestellt worden, der bis zum Kriegsausbruch Botschafter Frankreichs in Berlin war.

England und Rußland sind bisher an der völligen Krisis ihrer Regierungen noch vorbeigekommen, aber sie stehen tief genug darin. Aus dem englischen Kabinett ist der Führer der Ulsterleute, der vor dem Krieg Irland wegen der Home Rulepolitik an den Rand der Revolution geführt hatte, Sir Edward Carson, aus dem Kabinett geschieden und hat mit einer Schonungslosigkeit, die ihresgleichen sucht, dem Kabinett, insonderheit Sir Edward Grey, die Schwächlichkeit und Planlosigkeit vorgehalten, die die totale diplomatische Niederlage Englands auf dem Balkan verschuldet haben. Aber noch hält sich das Kabinett, so scharf die Angriffe gerade der einflußreichsten und größten Zeitungen gegen es werden. Denn es hat gewissermaßen noch eine Galgenfrist. In der Frage der Heeresergänzung, die die brennendste der englischen Gegenwart ist, macht

Digitized by Google

man noch einen letzten Versuch, ehe man sich, so schwer es wird, zur allgemeinen Wehrpflicht entschließt. Lord Derby ist an die Spitze des Rekrutierungswesens getreten und hat einen Plan in Tätigkeit gesetzt, der von der Zwangsdienstpflicht allzuweit schon nicht mehr entfernt ist. Bis zum 30. November soll er die gewünschte Zahl, eine Million, Rekruten liefern. Gelingt dies nicht (und Lord Derby glaubt selber nicht recht an das Gelingen), so wird man um die allgemeine Wehrpflicht schwerlich herumkommen, und dann dürfte das Kabinett in seinem jetzigen Bestande nicht mehr zu halten sein. Dann müssen diese Männer, deren Politik immer nur halb und unentschlossen war, wie Asquith und dergleichen weichen; an ihre Stelle treten dann die entschlossenen Tories im Stile Lord Curzons und die konsequenten Demagogen wie Lloyd George.

Rußland steuert andererseits immer entschiedener in die Bahn der vollen Reaktion herein. Seit Großfürst Nikolai gestürzt ist und der Zar den Oberbefehl übernommen hat, ist aus Gründen, an denen der Zar ganz unschuldig ist, der Rückzug der russischen Armee zum Stillstand gekommen, der so furchtbare Folgen für das Innere Rußlands hatte. Daraus haben die Rußland wirklich regierenden Kreise den Mut gefaßt, sich den Freiheitsbewegungen noch entschiedener entgegenzustellen als bisher, und sie finden darin auch keinen irgendwie gefährlichen Widerstand. Am 9. November ist der hochbedeutende Landwirtschaftsminister Kriwoschein zurückgetreten, der ein offener Gegner dieses Krieges war, weil er durch ihn sein großes Lebenswerk, die Agrarreform, aufs schwerste gefährdet sah. Die Politik der Reaktion hat jetzt in der Hauptsache freie Hand und wird sich wohl auch solange behaupten, als nicht der endgültige Ausgang des Krieges für Rußland, an dem ja heute schon nichts mehr zu ändern ist, dem russischen Volke selbst bekannt wird. Reaktionäre Politik in der jetzigen Art läßt sich wohl in Rußland eine Zeitlang treiben, aber daß sie sich auch nach einem ruhmlosen Frieden, der für Rußland in sicherer Aussicht steht, behaupten kann, das ist mehr als unwahrscheinlich.

⁂ ⁂ ⁂

Österreich-Ungarn hat am 10. Oktober eine Frage geregelt, die im Toben des Weltkrieges scheinbar von untergeordneter Bedeutung ist. Die Angelegenheit der Wappen und Fahnen für die gesamte Monarchie, die seit 1867 in der Schwebe war und immer umkämpft wurde, ist von Kaiser Franz Joseph endgültig zu Ende gebracht worden. In diesen Abzeichen der Donaumonarchie sehen wir jetzt die Wappen Österreichs und Ungarns selbständig nebeneinander, und sie werden verbunden durch das Hauswappen der Habsburger Dynastie, die diesen Staat vor allem zusammenhält. Damit ist ausgedrückt, daß Österreich-Ungarn als Zweiheit in der Einheit erhalten bleiben will, mit anderen Worten, daß der Dualismus von Österreich-Ungarn auch in Zukunft die Grundlage des Staatslebens für unseren Verbündeten bleiben soll. Man braucht nur einmal sich zu fragen, was aus Polen werden wird, um die große Bedeutung dieser scheinbar weniger wichtigen Wappen- und Fahnenfrage zu erkennen. Und es war in jedem Falle ein großer Entschluß, mitten im Weltkriege den Truppen, die für Österreich-Ungarn fechten, neue Fahnen zu verleihen, um die ebenso der Lorbeer gezogen wird, wie er die alten ruhmvollen Fahnen Habsburgs geziert hat.

⁂ ⁂ ⁂

In demselben Monat, in dem Belgrad fiel und der Donauweg nach Konstantinopel für Deutschland freigemacht wurde, fiel der Erinnerungstag der Hohenzollernfeier. Am 21. Oktober waren es 500 Jahre, seitdem die Städte der Mark Brandenburg dem Kurfürsten Friedrich von Hohenzollern den Huldigungseid ableisteten. Alle großen Erinnerungen dieses halben Jahrtausends sind bei dieser Erinnerung neu belebt worden, aber nichts wird davon so fest in unserer Seele weiter leben, wie die Tatsache, daß wir diesen Hohenzollerntag mitten im größten Kriege der deutschen Geschichte begehen. Denn da spricht nicht nur die Geschichte des Hohenzollernhauses zu uns, sondern zugleich die lebendige und kraftvolle Gegenwart dieses Kaiserhauses, das mit dem deutschen Volke in einer Weise verbunden ist, wie, so können wir wohl sagen, niemals ein Herrscherhaus es mit seinem Volke war. Gerade die Erinnerung an das Große und Schwere, das die Hohenzollern und ihr Volk gemeinsam erlebt und getragen haben, war gut dazu angetan, die Kräfte zu spannen, da wir in den zweiten Winterfeldzug hineingingen. Es wird manches schwer und ist manches zu überwinden, aber keine Klage über die Verluste oder über die Teuerung der Lebensmittel und kein Raunen von vorzeitigen Friedensgerüchten, das da und dort durch die Blätter oder durch die Gespräche ging, kann an dem festen Entschluß des deutschen Reiches etwas ändern, wie Friedrich der Große im Krieg der sieben Jahre, die schwere Probe bis zu einem Schluß, wie wir ihn wünschen und für richtig halten, zu bestehen.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Frieje & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 4
XXX. Jahrgang
Dezember 1915
(Erster Band Heft 4)

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte erscheinen monatlich. Preis pro Jahrgang 18 M.

Abgemagerte kommen zu Kräften

durch gute, leichtverdauliche Nahrung. Wenn sie dabei täglich morgens und abends das altbewährte, tausendfach ärztlich empfohlene Kräftigungsmittel

Kasseler Hafer-Kakao

geniessen, werden sie alsbald eine Zunahme der Körperkräfte zu verzeichnen haben. (Nur echt in blauen Schachteln für 1.20 Mk., nie lose! Feldpostschachteln 90 Pf.)

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark. Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Digitized by Google

Trinken Sie nur ein deutsches Mineralwasser.

Als solches empfehlen wir
unsere qualitativ unerreichte, Deutschlands Edelwasser genannte

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle.

Dieselbe ist ein vorzügliches Tafelgetränk und ein unvergleichliches Heilwasser bei allen Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Rheuma, Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie allen Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Von vielen ärztlichen Autoritäten verwendet und verordnet.

Depot in **Berlin:**	*LOUIS QUENSEL, SW., Schönebergerstr. 19. Tel. Amt Lützow Nr. 669*
Dresden-A.:	*H. FICINUS Wwe., Mohren-Apotheke, Johannesstr. 23. Tel. 3216*
Frankfurt a. M.:	*FRIEDRICH STAHL, Güntersburg-Allee 37. Tel. Hansa 259 u. 714*
München:	*GEORG FETSCHELE, Perhamer Str. 1. Tel. 11353.*

Trustfrei Trustfrei

A B C

A·BATSCHARI
CIGARETTEN

Digitized by Google

In Schnee und Kälte ist

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

eine hochwillkommene Gabe.

Weitere beliebte Marken: Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Verkaufsstelle für Österreich: Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, R. R. Hofburg.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google